Princeton University Library
32101 067472686

Digitized by Google

07

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

№ 1.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. Januar 1840.

Reisen im Orient.

1) Reise in Abyssinien von Dr. Eduard Rüppell. Erster Band. Frankfurt a. M., in Commission bei Schmerber, 1838. 8. Mit lithographirten Abbildungen in Folio, erste Lieferung.

Ist der Buchhandel in Deutschland in einem nie vorher gesehenen Flore, übertrifft er in der Menge und Mannichfaltigkeit seiner Produkte den aller andern Länder, so mangelt ihm doch in seiner allzu plebejischen und krämerischen Vielgeschäftigkeit die Noblesse und Großartigkeit, die das Land „der königlichen Kaufleute" auszeichnet. Pracht- und Kupferwerke, die der Wissenschaft und zugleich dem Nationalstolz dienen, sind in Deutschland etwas Seltenes, während Englands Palläste voll davon sind. Die Schuld liegt freilich nicht an unsern Verlegern, noch an unsern Gelehrten, sondern an den großen politischen Verhältnissen.

Der Adel und Handelsstand Englands ist nicht nur unermeßlich reich, sondern schätzt es sich auch zur Ehre, große literarische Unternehmungen zu unterstützen. Er sieht darin eine Förderung der Wissenschaften, durch die hinwiederum der Staat gewinnt. Er ist mit seinem eignen Interesse dabei betheiligt, daß namentlich die Naturwissenschaften und Länder- und Völkerkunde gedeihen, weil Englands Seeherrschaft und Industrie von diesen Kenntnissen Vortheil zieht. Er sieht endlich in den typographischen Pracht- und Kupferwerken seines Vaterlandes einen Vorzug des Reichthums und Geschmacks vor andern Nationen; er ist stolz darauf, er sieht die Ehre der englischen Literatur als seine eigne an. Darum kauft er solche Werke und verwendet bedeutende Summen, die es Gelehrten und Verlegern möglich machen, so kostbare Arbeiten zu unternehmen.

In Deutschland ist der Adel und Handelsstand weder so reich, wie in England, noch bekümmert er sich um die Literatur. Es ist ihm gleichgültig, ob die Wissenschaften gedeihen oder nicht, und ob die Literatur gut oder schlecht bestellt ist. Es fällt ihm nicht ein, sein Interesse mit dem der Nation zu identificiren, wie dies der englische Adel und Handelsstand thut. Es fällt ihm daher auch nicht ein, auf die Literatur, als den Ausdruck des nationalen Geistes, Einfluß üben zu wollen, wie dies in England von Seiten des Adels und des Handelsstandes geschieht. Es fällt ihm daher auch nicht ein, etwas Wirksames zur Ehre der Literatur beizutragen. Was er dafür gelegentlich thut, sieht er immer nur als Almosen an, die ihm die gelehrten Bettler abdringen, und nicht aus dem Gesichtspunkt des Nationalvortheils und des Nationalstolzes.

Dürfen wir uns daher wundern, wenn Alexander von Humboldt, einer der größten Männer, die Deutschland je hervorgebracht hat, sein Hauptwerk in fremder Sprache schrieb und mehr dem Ausland als der Heimath widmete?

Auch Dr. Rüppell, dieser scharfblickende und energievolle Reisende, der sein ganzes Vermögen aufopferte, um in edler Unabhängigkeit der Wissenschaft zu dienen und seinem Vaterland Ehre zu machen, hätte wahrscheinlich eines bessern Erfolges sich erfreut, wenn er sich statt an sein Vaterland an das Ausland gewendet hätte. Sein großes zoologisches Werk über Abyssinien, worauf er so viel verwendet, hat nur vierundfünfzig Abnehmer gefunden, und von der so sehr interessanten Reisebeschreibung, deren erster Band uns vorliegt, konnte der zweite noch nicht erscheinen. Wenn man bedenkt, was für Erbärmlichkeiten in Deutschland gedruckt und abgesetzt werden, so schmerzt es in der That, so werthvolle Werke vernachlässigt zu sehen.

Gleich im Eingang dieser Reisebeschreibung finden wir eine Darstellung der egyptischen Verhältnisse und eine Charakteristik Mehemet Alis, die wohl das beste seyn dürfte, was in neuerer Zeit über Egypten geschrieben ist. Der Verfasser war so oft und so lange in

Egypten und den, dem Pascha unterworfenen Ländern, daß er sich die genaueste Kenntniß der Dinge erwerben konnte, und seine Wahrheitsliebe, sein scharfes und klares Urtheil ist nirgends zu verkennen. Wir geben es hier in einer kurzen Skizze wieder: Nach der Vertreibung der französischen Invasions-Armee durch die vereinten Streitkräfte der Engländer, Türken, albanesischen Truppen und theilweise der Mammelucken, entstand, wie bekannt ist, unter den drei letztgenannten Parteien eine Art von Wettstreit über den Besitz der unmittelbaren Verwaltung Egyptens. Dieses Land wurde von allen Parteien für nichts als eine reiche Besitzung angesehen, deren Bestimmung es sey, von despotischen Milizen parasitartig ausgesogen zu werden. Der treulose Mord, welchen der türkische Großadmiral an einem Theil der mit ihm verbündeten Mammelucken-Begs in der Rhede von Abukir (1802) verüben ließ, hatte nur allzu deutlich die Absichten der Regierung von Konstantinopel erkennen lassen; gänzliche Vernichtung der tollkühnen Militärcorporation der Mammelucken, deren Herrschaft in Egypten von jeher durch harte Bedrückungen und zügellose Willkühr sich auszeichnete, war der unabänderliche Beschluß, den man im geheimen Rathe der Pforte gefaßt hatte. Dieser unverhohlen ausgesprochene Plan mußte zwischen der Masse der Mammelucken und den Anhängern der großherrlichen Suprematie einen unversöhnlichen Haß hervorrufen und unterhalten, dem man fortan jede andere politische Combination blindlings opferte. Dieser Stand der Dinge und seine wechselnde Gestaltung waren die Stufen, auf denen Mehemet Ali zur Herrschaft von Egypten gelangte; er durchschaute mit klarem Blicke jenes Verhältniß der Parteien, verstand es, ihren gegenseitigen Haß gehörig zu unterhalten, und wußte aus demselben immer den größtmöglichen Nutzen für sich selbst zu ziehen; und indem er mit einer unübertrefflichen Verstellungskunst seine Verrätherei und Treulosigkeit gegen beide Parteien geschickt bemäntelte, benutzte er fortwährend ihre gegenseitige planlose Krafterschöpfung zur Förderung seiner eigenen ehrgeizigen Pläne. Nachdem er zuletzt auf eine treulose Weise Kurschid Pascha, den der Sultan zum Statthalter von Egypten ernannt, verdrängt und sich selbst von der Soldateska zu dieser Würde hatte erheben lassen, begünstigte ihn das Glück dergestalt, daß ihn der Sultan sogar in der usurpirten Würde bestätigte, nachdem er sich demselben scheinbar unterworfen und die Mammelucken zu vertilgen gelobt hatte, im Jahr 1805. Aber er vertilgte die Mammelucken wirklich nur auf eigne Rechnung, als die Nebenbuhler seiner Herrschaft in Egypten und der Befehl des Sultans diente ihm nur als Vorwand und Entschuldigung seiner eignen ehrgeizigen Handlungen. Er lockte eine Anzahl Mammelucken nach Kairo und ließ sie treulos ermorden, ihre abwesenden Chefs vergiften. Die Engländer wollten sich ihrer annehmen, aber ihre Landung im Jahr 1807 war schlecht angelegt, die Mammelucken waren durch Mehemet Alis Vorsicht vom Ufer entfernt gehalten und das ganze Unternehmen scheiterte. Der Pascha, voller Stolz auf sein Glück, spielte gleichwohl den Demüthigen, als habe er Egypten nur dem Sultan erhalten und gerettet. Da trug ihm der Sultan auf, die Wechabiten in Arabien, die sich als eine neue unabhängige Sekte und als eine kriegerische Republik aufgethan, zu bezwingen. Mehemet Ali benutzte aber die neue Gunst des Sultans, seinen neuerworbenen Kriegsruhm und seine Rüstungen gegen die Wechabiten, um vollends unter den Mammelucken aufzuräumen. Jedermann kennt den Verrath, den er abermals an ihren Häuptern übte, indem er sie nach Kairo einlud und 700 derselben im Hofe der Citadelle ermorden ließ, 1811. Der Rest der Mammelucken wurde von Ibrahim, dem Stiefsohn Mehemet Alis (der jetzt so berühmte Ibrahim Pascha) in Oberegypten unterworfen, die Unterworfenen aber dem Vertrage zuwider grausam ermordet. Dann bezwang Mehemet Ali die Wechabiten und nöthigte sie, die Herrschaft des Sultans wieder anzuerkennen, 1815.

Mittlerweile war auch in Europa der große Krieg gegen Napoleon beendigt worden und eine Menge abgedankter Offiziere und politische Flüchtlinge kamen aus Frankreich nach Egypten. Eine nähere Bekanntschaft mit einigen derselben hatte bei Mehemet Ali den Entschluß erregt, bei seinem Heere europäische Disciplin und Taktik einzuführen. Mit der Infanterie sollte der Anfang gemacht werden. Die Kunde davon brachte unter den in Kairo befindlichen albanesischen Truppen eine sehr große Unzufriedenheit hervor, welche eine Verschwörung und einen förmlichen Aufruhr zur Folge hatte, in welchem Mehemet Ali seine Rettung nur der treuen Anhänglichkeit von Abdin Beg (dem Bruder des Hassan Pascha) zu verdanken hatte (3. August 1815). Bei dieser Rebellion hatten die Soldaten durch Plünderung des Zollhauses und des Basars in Kairo den friedlichen Handelsleuten sehr großen Verlust zugefügt; Mehemet Ali's Politik bestimmte ihn, den ganzen Betrag der geraubten Waaren aus dem öffentlichen Schatze zu vergüten, der freilich durch andere Ungerechtigkeiten bald wieder gefüllt wurde. Durch dieses ganz ungewöhnliche Verfahren gewann er die öffentliche Meinung für sich; seine Anhänger priesen ihn allenthalben als ein Muster von Gerechtigkeitsliebe, und in der That ist seit undenklicher Zeit kein ähnliches Beispiel in Egypten vorgekommen. Diese gepriesene Gerechtigkeitsliebe hielt den Pascha indessen doch nicht ab, ungefähr zu gleicher Zeit den mächtigen Häuptling eines Araberstammes aus

Oberegypten, Scheik Abu Kerim, in Kairo köpfen zu lassen, nachdem sich derselbe unter dem von Ibrahim Pascha erhaltenen feierlichen Schutzgeleite daselbst eingefunden hatte. Bald darauf wurde Mehemet Alis eigner Sohn, Tussum Pascha, der sich gegen die Wechabiten ausgezeichnet hatte, vergiftet. Der Stiefsohn Ibrahim wurde dieser That beschuldigt: „Mit Entsetzen vernahm ich damals, daß man sich sogar mit dem Gerüchte herumtrage, Mehemet Ali selbst habe, aus Eifersucht auf den militärischen Ruhm seines Sohnes Tussum, denselben aus der Welt schaffen lassen. Die ungeheuchelte Verzweiflung über den Tod dieses von ihm sehr geliebten Sohnes, welcher sich der Vater lange Zeit hindurch hingab, zeigt auf das Klarste die Unwahrheit eines solchen Verdachts; aber zu ganz andern Vermuthungen gibt die Indifferenz Veranlassung, womit Ibrahim Pascha das letzte Geschick seines Bruders vernahm; und wofern nicht etwa jene Vergiftung mit der Politik des Sultans in Zusammenhang steht, so bleibt schwerer Verdacht der Mitschuld auf Ibrahim, besonders wegen seines anerkannten rachsüchtigen Charakters."

Da sich die Türken und Araber den militärischen Reformen ungern fügten, hoffte Mehemet Ali ein geschmeidigeres Material in den Negern zu finden, und unternahm seinen ersten grausamen Raub- und Eroberungskrieg im Süden von Egypten. Auf Menschenraub und Bildung schwarzer Regimenter war es dabei hauptsächlich abgesehen. Ueber 40,000 Neger wurden in den Jahren 1820—21 aus Dongola, Senaar und Kordofan weggeschleppt, aber nicht ein Drittel davon kam lebendig an. „Zuletzt erkannte man in Egypten, daß auf diese Weise nicht die gewünschte Anzahl von Negern zum Soldatendienst erhalten werden würde, und schlug nun einen andern Weg ein; man legte auf die verschiedenen Bewohner der unterjochten Provinzen eine jährliche Steuer, die in Sklaven zu entrichten war. Da die auf diese Weise erhaltenen Menschen, welche meist erwachsene Leute waren, zum Theil von Kindheit an als Sklaven in jenen Ländern gelebt hatten, mitunter auf dem Transporte durch die Wüste von Kordofan oder Schendi nach der Provinz Dongola wieder zu entkommen wußten: so wurde einem jeden von ihnen mit einem glühenden Eisen ein Mal auf den Arm gebrannt, und ein neun Fuß langer Baumstamm an den Hals festgebunden, den der Unglückliche durch die ganze Wüste mit sich schleppen mußte. Die dieselben escortirenden Corps hatten eben so viele Sklaven, als ihnen übergeben worden waren, wieder abzuliefern, oder im Fall einer unterwegs starb, dessen abgeschnittene Ohren als Beleg mitzubringen. Wie alles Mitgefühl im Herzen von Menschen ersterben kann, die sich mit dem Handel oder Transport von Sklaven beschäftigen, davon sind bereits Beispiele genug bekannt; und man wird es daher auch nicht als eine Dichtung betrachten, wenn ich versichere, daß bei den für den Pascha von Egypten bestimmten Sklavensendungen manchem der unglücklichen Gefangenen, der durch die Peitschenhiebe seiner Führer nicht mehr zum Weitermarschiren gezwungen werden konnte, mitten in der Wüste bei lebendigem Leibe die Ohren abgeschnitten wurden, und daß man ihn sich dann selbst überließ, um in der ihn umgebenden grauenvollen Einöde die verzweiflungsvolle letzte Stunde zu erwarten! Ich selbst kam auf meiner Reise von Schendi nach Ambukol im Jahr 1824 an vielen Leichnamen solcher Unglücklichen vorbei, an deren Hals noch der ominöse Baumstamm geknebelt war — die barbarischen Führer der schuldlosen Schlachtopfer hatten sie also nicht einmal in der Todesstunde ihrer Fesseln entledigt." Die Folge dieser Greuel war eine Empörung der Neger. Ismail Pascha, dessen sich Mehemet Ali als Henker in den Negerländern hauptsächlich bedient wurde, als er in der Stadt Schendi wieder 1000 Sklaven forderte, in seiner Wohnung eingeschlossen und nachdem man dieselbe rings mit Stroh bedeckt hatte, mit seinen Gefährten verbrannt. Allein ein neuer Kriegszug rächte diese That und tausende von armen Negern wurden aufs Gräßlichste hingerichtet.

Unter diesen Umständen kam die beabsichtigte Herstellung eines Negerheers mit europäischer Disciplin nicht zu Stande und da Mehemet Ali durchaus unter seinen Truppen ein Gegengewicht gegen die widerspenstigen Türken und Araber haben wollte, blieb ihm nichts übrig, als das armselige Landvolk am Nil. Mit schweren Kosten wurden viele europäische Offiziere aus allerlei Nationen nach Egypten gezogen, durch deren Bemühungen es denn auch gelang, den Bauern des Landes das Militärexercitium bis zu einer bewundernswerthen Präcision einzuprägen. Das egyptische Landvolk aber, seit Jahrhunderten unter dem Drucke fremder Tyrannei schmachtend, ermangelte alles Selbstgefühls, aller Ehrliebe, ja selbst des Muthes, und aus ihm allein würde man schwerlich jemals eine brauchbare Militärmacht haben bilden können. Deßhalb suchte der Pascha durch sehr großen Sold den türkischen Soldaten die Abneigung gegen jeden geregelten Dienst zu benehmen, und es gelang ihm. Die so gewonnenen alten Krieger, so wie die eigenthümlichen Mammelucken des Pascha und seiner Söhne dienten zu sogenannten Musterbataillonen, die sorgfältig unterrichtet und eingeübt wurden, und aus denen man später die Offizierstellen der neuen egyptischen Armee besetzte, jedem so viel als möglich den Rang ertheilend, zu dem er die Fähigkeiten zu haben schien. Europäer erhielten nur dann eine permanente Anstellung in der Armee, wenn sie zu dem mahomedaschen Glauben übergingen.

Die Frechheit, mit welcher zu Anfang der griechischen Insurrection Corsaren und Seeräuber alle Schiffe in der Levante ausplünderten, war für Mehemet Ali die Veranlassung oder der Vorwand, seine Gedanken auch auf die Errichtung einer Flotte zu wenden. Er fing damit an, daß er europäische Handelsschiffe aufkaufte, und sie mit Kanonen besetzte, welche Fahrzeuge man dann mit dem Namen Kriegsschiffe belegte; sie konnten nur als Transportschiffe, die gegen kleinere Piraten geschützt waren, dienen. Später ließ der Pascha wirkliche Kriegsschiffe eigens für seine Rechnung in Livorno, Marseille und Venedig erbauen, die gleichfalls großentheils mit europäischen Matrosen bemannt wurden; aber die mit Handelshäusern abgeschlossenen Contracte wegen des Baues dieser Kriegsschiffe, der nicht gehörig beaufsichtiget wurde, hatten zwar das Resultat, schön aussehende und schnell segelnde Schiffe zu liefern; sie waren aber nicht für die Dauer berechnet. Mehemet Ali legte deßhalb in Alexandrien selbst ein Schiffsarsenal und eine Kriegswerfte an. Diese sind freilich sehr großartig, und haben schöne Schiffe geliefert, kosten aber auch sowohl in ihrer Anlage als auch noch fortwährend so ungeheuere Summen, daß sie ein wahrer Krebsschaden für Egyptens Finanzen sind, und es um so mehr bleiben werden, da doch dieses Land nie ein Seevolk zu Bewohnern haben wird, und somit eine eigene Marine desselben von einiger Bedeutung immer ein gekünsteltes und schnell vergehendes Machwerk seyn muß.

Im Kriege der Pforte mit den Griechen nahm Mehemet Ali wieder entschieden die Partei der erstern, aber auch wieder nur im eignen Interesse, und zwar nicht bloß, um die großen griechischen Inseln zu erobern, sondern hauptsächlich, um allen Mahomedanern zu zeigen, daß er eigentlich, und nicht der schwache Sultan, ihr Haupt und wahrer Beschützer sey. Aus demselben Grunde schmeichelte er auch den Pilgern nach Mekka und gewährte ihnen sorgfältig einen Schutz, den ihnen der Sultan nicht gewähren konnte.

Mehemet Ali hatte sich durch die Expeditionen gegen die Griechen, die Kriegszüge nach Senaar und Kordofan, und die Sendung von Besatzungen nach Arabien fast aller unzuverläßigen türkischen Miethtruppen entledigt, und dabei dieselben immer auf das Emsigste durch Regimenter ersetzt, die aus egyptischen Eingebornen gebildet, und auf europäische Art disciplinirt worden waren. Diese dienten ihm nur als bequeme Werkzeuge zu seinen weitern Absichten. Als der Sultan nach dem unglücklichen Kriege mit den Griechen und mit Rußland seinen Schatz erschöpft hatte, und um den Tribut an Rußland zu zahlen, große Steuern ausheben mußte, wurde das Volk in Syrien unzufrieden, und Mehemet Ali benutzte diesen Umstand sogleich, Verbindungen in Syrien anzuknüpfen und dieses wichtige Land zu erobern.

Alle diese großen Erfolge beweisen unwidersprechlich, daß Mehemet Ali ein Herrscher von außerordentlicher Fähigkeit ist. Darin stimmt Rüppell mit allen Bewunderern des Pascha überein. Allein er findet nicht nur die Mittel, welcher sich der Pascha zu seinen Zwecken bedient, meist verabscheuungswürdig, sondern erregt auch gerechten Zweifel gegen die Haltbarkeit des von ihm eingeschlagenen und so oft in Europa bewunderten Verwaltungssystems. Dieses nämlich ist so sehr auf Gewalt gebaut und so sehr nach augenblicklichen Bedürfnissen improvisirt, daß es keine Dauer verspricht. Weit entfernt, den natürlichen Bedürfnissen der egyptischen Bevölkerung zu entsprechen, ist es vielmehr ein grausam durch alle Natur durchfahrendes Zwangssystem. Zugegeben, daß ein so scharfer Besen nöthig war, um den ganzen alten Unrath des türkischen Feudalsystems auszufegen, so ist doch ein Despotismus, wie der Mehemet Alis, auf die Dauer unerträglich, hauptsächlich, weil er so tief in das Eigenthumsrecht eingreift.

Als Mehemet Ali zu herrschen anfing, waren die verhältnißmäßig geringen Einkünfte Egyptens nicht einmal in seiner Gewalt. Die Grundsteuer sehr vieler Ortschaften war theils ein Privateigenthum, durch Schenkungen der ehemaligen Mammeluckenhäuptlinge erworben, theils gehörte sie einer gemeinnützigen Anstalt an, und bildete namentlich die Einkünfte der Moscheen und die Dotationen der Schulen. Die Haupteinkünfte der Regierung bestanden in dem Zollertrag und der Kopfsteuer der nichtmahommedanischen Bevölkerung, den Ausfall bei den Staatseinkünften aber pflegte man durch willkührliche Brandschatzung zu decken, welche von Zeit zu Zeit theils einzelnen Individuen, theils auch ganzen Innungen auferlegt wurden. Diese Einkünfte und Mittel waren bald nicht mehr hinreichend, um die großen zum Kriege mit den Wechabiten nöthigen Ausgaben zu bestreiten, und Mehemet Ali ließ daher zu Anfang des Jahrs 1810 eine außergewöhnliche Geldsteuer auf jedes Dorf in ganz Egypten ausschreiben. Die verschiedenen Eigenthümer der Einkünfte einzelner Ortschaften machten lebhafte Vorstellungen gegen diese willkührliche Neuerung. Unter dem Vorwand, die Rechte zu prüfen, die ein jeder auf die von ihm bezogene Grundsteuer habe, mußten sie sofort die Documente vorweisen, auf welche ihre Ansprüche sich gründeten.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. Januar 1840.

Reisen im Orient.

1) Reise in Abyssinien von Dr. Eduard Rüppell. Erster Band. Frankfurt a. M., in Commission bei Schmerber, 1838. 8. Mit lithographirten Abbildungen in Folio, erste Lieferung.

(Schluß.)

Diese Documente wurden aber von Mehemet Ali ihren Besitzern nie wieder zurückgegeben, sondern er erklärte diese kurz und bündig, und ohne ihnen für diese offenbare Veraubung eine Entschädigung zu geben, ihrer Ansprüche und Rechte verlustig! Ungefähr gleichzeitig wurden auch alle den öffentlichen Stiftungen zugehörigen Güter mit einer ganz ungewöhnlichen Abgabe belegt, was den beginnenden gänzlichen Verfall dieser Anstalten nach sich zog, weil ihre, ohnehin von jeher sehr gewissenlosen Administratoren nun die Schuld der Vernachlässigungen derselben, die nur in steten Unterschleifen ihren Grund hatten, mit einigem Schein auf diese neue Besteuerung werfen konnten. Als späterhin die Beschwerden wegen dieser Vernachlässigungen allgemein wurden, hat sich Mehemet Ali sämmtlicher Liegenschaften der Moscheen und anderer Stiftungen bemächtigt, und dagegen erklärt, er übernehme die Obliegenheit, für deren Unterhalt und für die Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten die nöthigen Gelder aus dem öffentlichen Schatze zu verabreichen. Es sind demnach jetzt die Steuern sämmtlicher Ländereien in Egypten ein Eigenthum der Regierung. Von jeher erklärte sie sich als den alleinigen Besitzer des Bodens; nur der Grund, worauf die Wohnungen stehen, und die mit Mauern eingeschlossenen Gärten werden als Privat-Eigenthum betrachtet. Die Bauern wurden von nun an gezwungen, von dem durch den Nil überschwemmt werdenden Lande so viel als möglich anzubauen, und zwar mit einer gewissen Beschränkung bei der Auswahl der zu cultivirenden Produkte, indem sie vorzugsweise angehalten wurden, solche zu pflanzen, die mit Gewinn in das Ausland verkauft werden konnten. Diese letzteren müssen alle an die Regierung abgeliefert werden gegen eine Preisvergütung, die von derselben nach eigenem Gutdünken festgesetzt wird. Dazu kommen außerordentliche Requisitionen und Frohnen und das strenge Verbot, daß kein Bauer sein Feld verlassen oder in die Stadt ziehen darf.

Mehemet Ali will aber nicht bloß Herr des Bodens, er will auch Herr aller industriellen Thätigkeit in seinem Lande seyn. Deßwegen hat er große Fabriken auf eigne Rechnung angelegt. Ein unerhörtes Mittel, einen Theil dieser neuen Fabriken in Aufschwung zu bringen, bestand darin, daß man die vorhandene Industrie des Landes gewaltsam vernichtete, indem man unter den härtesten Strafen den Eingebornen verbot, rohe Produkte für eigene Rechnung zu verarbeiten: ein Verbot, das sich namentlich auf die Baumwolle bezog. Wer wird es für möglich halten, daß in einem Lande, wo jährlich 600,000 Centner Baumwolle erzeugt werden, kein einziger Bewohner sich sein eigenes Hemd spinnen darf! — und doch ist dies jetzt in Egypten der Fall. Es versteht sich von selbst, daß kein Privatmann das Recht hat, irgend eine Fabrik für eigene Rechnung anzulegen, was übrigens auch schon deßhalb nie unternommen werden würde, weil sich Niemand die rohen Stoffe zu einem Preise verschaffen könnte, der es ihm möglich machte, mit den Produkten der Regierungsfabriken zu concurriren. — Zu den Egyptens Industrie niederdrückenden Maßregeln Mehemet Alis gehört auch die, daß die Häute sämmtlichen geschlachteten Viehs an den Pascha oder seine Pächter abgeliefert werden müssen, und daß, nachdem sie in seinen Fabriken gegerbt sind, das Leder für den Verbrauch des Landes zu einem zehnmal höheren Preise verkauft wird, als es auf dem natürlichen Wege erhalten werden könnte. Viele Dörfer sind ferner verpflichtet, jährlich ein gewisses Quantum

von geflochtenen Körben, Rohrmatten und Dattelstricken zu verfertigen, wogegen ihnen eine Vergütung gegeben wird, die nicht einmal dem Werthe des rohen Materials gleich kommt; jedes dieser Fabrikate erhält bei der Ablieferung einen Stempel, und wird dann um einen vierfach höheren Preis wieder verkauft; Niemand aber darf bei schwerer Strafe diese Waaren verfertigen, um sie auf anderem Wege zu verkaufen. Eben dasselbe ist mit den Leinwand-Geweben der Fall, die von Privaten zwar gemacht werden dürfen, aber gegen eine bestimmte Summe an die Regierung abgeliefert werden müssen, und dann gleichfalls gestempelt zu sehr erhöhten Preisen an die Unterthanen verkauft werden. In ähnlicher Weise hat die Regierung auch sämmtliche Indigofärbereien für sich in Anspruch genommen; sie erhebt nämlich von den einzelnen Färbern einen schweren Pachtzins, wofür diese durch einen auf jeden gefärbten Stoff gedruckten Stempel gegen den etwaigen geheimen Versuch einer Concurrenz geschützt werden. Endlich müssen auch alle wollenen Zeuge durch die Hände der Regierung gehen, um ihr einen bedeutenden Gewinn abzuwerfen, bevor sie in den Privatverkauf kommen. Mehemet Ali disponirt über die Person und die technischen Fähigkeiten der zum Handwerksstande gehörenden Egypter auf eine für einen freien Europäer empörende Weise. Wenn man nämlich in irgend einer Fabrik der Regierung eingeborne Werkleute nöthig hat, so schleppt man die dazu tauglichen Leute gewaltsam aus ihren eigenen Werkstätten weg, sperrt sie alle zusammen in ein großes Lokal ein, und zwingt sie, die nöthige Arbeit zu verrichten, und zwar gegen einen Taglohn, der bloß dem genauberechneten Nahrungsbedarf entspricht. Auf diese Weise werden oft ganze Schaaren von Handwerkern, namentlich Schneider, Schuhmacher, Sattler und Schreiner auf sechs Monate und längere Zeit aus ihrem gewöhnlichen Geschäfte herausgerissen. Von was unterdessen die Familie des eingesperrten Arbeiters leben soll, und ob derselbe etwa gegen Andere Verbindlichkeiten übernommen habe, die er nun nicht erfüllen kann, darum kümmert sich Niemand.

Ein anderes Verfahren Mehemet Alis hat auch beim Detailhandel den Speculationsgeist der egyptischen Kaufleute durch eigenthümliche Schranken eingeengt. Es werden nämlich viele der in des Paschas Fabriken verfertigten Waaren den einheimischen Krämern als Commissionsartikel aufgezwungen, und dabei zugleich der Gewinn mehr oder weniger limitirt, den sie beim Verkaufe derselben nehmen dürfen. Dazu kommt endlich noch der Kipper und Wipper, das schlechte Geld, das der Pascha in gezwungnen Umlauf brachte.

Eine so forcirte Verwaltung ist denn doch auf die Dauer unhaltbar, und sind dies keine wohlthätigen Reformen, ist dies keine Wiedergeburt Egyptens zu nennen. Nicht ohne einen geringschätzigen Seitenblick spricht der Verfasser von den vielen Reisenden, die sich durch Mehemet Alis schlau berechnete Artigkeiten blenden lassen, ihn unbedingt zu loben und über den greulichen Zustand des Landes wegzusehen.

Wir übergehen die Reise des Verfassers durch die Wüste nach dem Sinai und auf dem rothen Meere nach Djedda, obgleich sie viel Interessantes enthält, und eilen, nach Abyssinien zu kommen. Der Eingang in dieses merkwürdige Land ist Massaua, wo sich der Reisende einige Zeit aufhielt. Schon hier beginnt die tiefe Demoralisation, welche die Abyssinier vor allen Völkern der Welt auszeichnet. „In der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Massaua ward ich sehr mit solchen Besuchen überlaufen und um ärztliche Hülfe angesprochen; ich ertheilte diese damals gern, weil ich dadurch mit vielerlei Personen in Berührung kam, von welchen ich manche wünschenswerthe Notiz erhielt. Nie hat auch nur ein einziger meiner Patienten, weder während ihrer Cur, noch nach ihrer Genesung, daran gedacht, mir für meine Bemühung oder die unentgeltlich gegebenen Medicamente und andern Gegenstände zu danken, geschweige denn anzufragen, ob er mir deßhalb etwas zu vergüten habe. Einer, dem ich eine Schußwunde, welche ihm die beiden mittleren Handknochen ganz zerschmettert hatte, acht Wochen lang fast täglich verband, und der von mir glücklich geheilt ward, drückte sich über seine Wiederherstellung in meiner Gegenwart folgendermaßen aus: „Gott ist über alles groß, und seine Verfügungen sind wunderbar! Hat er doch diesen Hund von Ungläubigen eigens hieher geschickt, um mich zu heilen!" So oft ich gegen die angeseheneren Einwohner das Betragen ihrer Mitbürger mit Unwillen erwähnte, gab man mir hinsichtlich meines höchst ungünstigen Urtheils über die Massauaner überhaupt immer vollkommen Recht; ja, jeder schimpfte selbst noch weit ärger als ich über die Treulosigkeit und Schlechtigkeit der Andern, und warnte mich mit einer scheinbaren Theilnahme ꝛc."

Inzwischen ließ sich der Reisende das alles nicht abhalten, unbekümmert um die Elendigkeit der Menschen, der Natur nachzugehen und namentlich im Thale Modat eine reiche Beute an neuen Naturalien zu machen, hauptsächlich an Vögeln, deren Menge dort so groß ist, daß der Verfasser innerhalb eines Monats in einem Umkreis von nur anderthalb Stunden 132 Arten erlegte. Die Gegend schildert er paradiesisch.

Hier noch das frazzenhafte Bild einer Hochzeit zu Massaua. „Der Naib trug die ihm von mir geschenkten Kleider; der Bräutigam aber war und blieb bis nach Tisch in seine alltägliche Kleidung, ein schmutziges Baumwollentuch, gehüllt, und zeichnete sich überhaupt

durch nichts vor der übrigen Gesellschaft aus, die auch nicht im mindesten Notiz von ihm nahm. Bis zum Mittagessen ward die Gesellschaft von vier abyssinischen Sängern unterhalten, welche ihr, theilweise improvisirtes, Geschrei mit den Tönen von einsaitigen Geigen begleiteten, von denen Salt eine Abbildung gegeben hat. An einen harmonischen Zusammenklang der Stimmen und Instrumente war nicht zu denken. Beim Gesange trug der eine Geiger immer eine Strophe vor, und die andern wiederholten als Chor den Schluß derselben. Der Inhalt der Gesänge war burlesk; die Sänger selbst hatten wahre Faunengesichter, und zeichneten sich durch vorstehenden dicklippigen Mund und eine lange, zugespitzte Habichtsnase aus; alle waren ungemein mager, und ihr Gewerbe scheint demnach keine ergiebige Nahrungsquelle zu seyn. Zum Mittagessen ward die ganze Gesellschaft durch den Naib in zwei Klassen abgetheilt, von denen die eine die Notabilität bildete und zuerst speiste, die andere aber unterdessen zusehend umherstand und erst, als jene gesättiget sich erhob, sich niederließ, um sich mit dem zu begnügen, was übrig geblieben war. Das Gastmahl bestand aus Schöpsenbraten, der recht eigentlich in Butter schwamm, Reis-Pilav und sehr fettem Brodkuchen, über den Honig gegossen war. Nach dem Essen verfügte sich die Gesellschaft in den großen Hofraum eines benachbarten Hauses. Hier tanzten oder vielmehr sprangen mehrere fast ganz entkleidete Männer, ein oder zwei Schwerter in der Hand, mit schrecklichen Verzerrungen, nach dem Taktschlag kleiner Kesseltrommeln, wie wahnsinnig umher, während die im Hintergrunde versammelte weibliche Bevölkerung in brüllender Weise und immer nach einer und derselben Melodie dazu sang. Unter den Gästen befanden sich auch einige sonderbar frisirte Schohos; ihr Kopfhaar stand rund um das Haupt nach allen Seiten hin um sechs Zoll lang steif ab und hatte durch die Menge eingekneteten Hammelfettes eine graugelbe Farbe erhalten; andere dieser Fashionables rochen bis in weite Ferne nach Zibethmoschus; mehrere bejahrte Männer hatten ihre vermuthlich grauen Bärte ziegelroth gefärbt. In der Kleidung hatte keiner etwas Ausgezeichnetes; die meisten Bewohner von Arkiko trugen ein über die Schultern gehängtes, fast ohne Ausnahme stark zerlumptes und höchst schmutziges Tuchkleid, das einst die Form eines Leibrocks gehabt hatte. — Dann trat ein Schreier in die Mitte der Versammlung und forderte sie mit lauter Stimme auf, die Hochzeitsbeisteuer in seine Hände abzuliefern. Er ging nun rund um zu einem Jeden, nahm das ihm dargereichte Geld in Empfang, verkündete jedesmal laut den Namen des Gebers und den Betrag der Summe, und warf, während ein Fakir beides notirte, die Thaler auf die Strohmatte vor den Bräutigam hin. Nur sehr wenige der Gäste gaben mehr als zwei Species-Thaler, die meisten nur einen, und viele gar nichts."

Von Massaua aus besuchte der Verfasser die Ruinen von Adulis, fand sie aber unter seiner Erwartung, in sehr zerstörtem Zustande.

Um in das eigentliche Abyssinien zu kommen, schloß sich Rüppell an eine Karawane an. Er mußte sich außerordentlicher List, Vorsicht zugleich und Keckheit bedienen, um das habgierige Volk, das ihn umgab, zu täuschen und durch Bestechung der Einen Schutz gegen die Andern zu erkaufen. In so verdächtiger Gesellschaft reiste er nun in ein Land, das in voller Anarchie war, dessen kleine Fürsten sich befehdeten und das von großen und kleinen Räubern wimmelte. In dieser Auflösung befindet sich Abyssinien schon ziemlich lange. Der Verfasser wurde glücklicherweise nicht beraubt, aber bei jeder Gelegenheit betrogen. Das Volk ist so boshaft, daß es auch da Schaden stiftet, wo es ihm keinen Vortheil bringt. So bucken unterwegs einige Weiber in das Brod der Reisegesellschaft eine Art von Tollkörner, wodurch fünf Personen in heftige Krämpfe fielen. Alle Engpässe in dem sonst überaus herrlichen Gebirge fand der Verfasser von spitzbübischem Volke besetzt, das zwar zu feig war, um einen Raubangriff zu wagen, aber doch seine Entfernung erst durch einen gewissen Tribut sich abkaufen ließ. Obgleich alle Abyssinier bewaffnet gehen, sind sie doch größtentheils durch ihr schändlich sittenloses Leben von Jugend auf entnervt. Herrn Gobat, den bekannten Schweizer Missionär, fand Rüppell auf der Flucht vor den räuberischen Kriegshorden im Felsenkloster Devra Damo und auch hier noch in großer Furcht, da die Freunde so verdächtig waren als die Feinde. Um sich die christlichen Einwohner des Gebirges zu befreunden, hatte ihnen Rüppell eine ziemlich große Glocke mitgebracht; allein der Ton derselben, zum ersten Mal durch das schöne Thal klingend, vermochte die fühllosen Einwohner nicht zu rühren. Inzwischen wurde er von einem abyssinischen Häuptling erträglich gut aufgenommen; die Unreinlichkeit aber und niederträchtige Gesinnung, die er auch hier fand, geht über alle Begriffe. Einen Haufen Krieger sah er von jungen Weibern begleitet, die das Gepäck trugen. Auf solche Art lassen sich diese Schwächlinge bedienen.

Uebereinstimmend mit ihrem Charakter ist die Nationalphysiognomie der Abyssinier eine Habichtsnase und ein widrig aufgeworfener Mund. Ihre braune Haut ist oft unter der Kruste des Schmutzes nicht zu erkennen. Das Haar schmieren sie sich dick mit Butter. „Dies hat den Zweck, den Kopf gegen den nachtheiligen Einfluß der anprallenden Sonnenstrahlen und gegen das Ungeziefer zu schützen. Wenn die Locken frisch mit Butter

gesalbt sind, so bindet man um das Haupt einen schmalen weißen, baumwollenen Streifen, um das Herabträufeln des schmelzenden Fettes zu verhüten. Auch der dichtgelockte Kopf Jupiter Ammons ist auf Statuen und Medaillen mit diesem Streifen versehen; und ich glaube nicht, daß den Archäologen der wahre Zweck desselben bekannt ist."

Leider konnte der Verfasser von Alterthümern Abyssiniens wenig mittheilen. Die ganze alte Literatur des Landes ist vernichtet. Im 16ten Jahrhundert ließ der mahomedanische Herrscher Mehamet Gragné alle altgeistlichen Bücher verbrennen. Herr Rüppell entschädigte sich aber überall durch den Genuß einer überaus herrlichen und an Ausbeute für seine Sammlungen sehr reichen Natur. Besonders rühmt er das Gebirge, dessen höchsten Paß von 13,077 Fuß er überschritt und dessen höchste Spitze Abba-Jaret 14,000 Fuß Höhe hat.

In Bezug auf die früheren abyssinischen Reisen bemerkt der Verfasser, daß der so oft verkannte Bruce überall die Wahrheit gesagt, Salt dagegen höchst oberflächlich geschrieben habe, und Combe gleichfalls, der sogar alle Fehler der Salt'schen Karte habe stehen lassen, obgleich er gerade durch die von Salt fehlerhaft dargestellten Gegenden gekommen sey. Herr Rüppell hat eine neue Karte von Abyssinien entworfen, sie wird aber erst mit der Fortsetzung des vorliegenden Werkes erscheinen.

Wir wünschen von Herzen, daß diese Fortsetzung bald möchte herausgegeben werden.

Ueber Volksfeste.

Deutsche Volksfeste im 19ten Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier, von F. A. Reimann. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1839.

Wenn noch nicht ganz vollständig, ist doch diese Sammlung ungemein reichhaltig. Sie beschreibt gegen sechzig noch jetzt gefeierte deutsche Volksfeste, von denen einige eine allgemeinere Verbreitung haben, die meisten aber nur lokal sind, einer Stadt oder Landschaft ausschließlich angehören, und einer besondern Begebenheit oder örtlichen Eigenthümlichkeit ihren Ursprung verdanken. Wohl hätte sich die Sammlung noch bedeutend vermehren lassen. Viele Gebräuche, die noch aus der alten Heidenzeit stammen, sind unerwähnt geblieben, z. B. das Berchtenlaufen und ähnliche Volksbelustigungen in Tirol, gar Vieles, worauf früher schon Gräter in seinem Festkalender und später noch ausführlicher Grimm in der deutschen Mythologie aufmerksam gemacht hat. Auch aus der christlichen Zeit wäre viel aufzunehmen gewesen, z. B. der Blutritt von Weingarten, die charakteristische Ceremonie der Wallfahrer in Trier ꝛc. Der Niederlande hätte mehr gedacht werden sollen ꝛc.

Die Behandlung des Stoffs ist im Ganzen wohlgelungen. Der geschichtliche Ursprung der meisten Feste ist aus guten Quellen nachgewiesen; die Eigenthümlichkeit der Feste selbst ist deutlich und verhältnißmäßig umständlich beschrieben. Nur wo es sich von älteren, noch aus der Heidenzeit stammenden Gebräuchen handelt, ist sich der Verfasser nicht klar genug gewesen, und hat die altdeutsche Mythologie zu wenig gekannt. So hält er z. B. S. 27 eine ganz allgemein bei den deutschen Stämmen, in Skandinavien wie bei den Franken an der Mosel übliche Frühlingsfeier ohne allen Grund für slavisch. Von den Beschreibungen scheinen uns einige, die der Verfasser aus andern Büchern geradezu aufgenommen hat, viel zu lang und ihr Ton nicht angemessen, z. B. der Stralower Fischzug und der Brigittenkirchtag zu Wien, die in jenem fatalen sogenannten humoristischen Ton geschrieben sind, in dem das großstädtisch moderne und höchst unpoetische Kneipenwesen sich selbstgefällig bespiegelt, die Brille auf der Nase, die Pfeife aus der Tasche ragend und das Bierglas in der Hand. Statt die Bogen damit zu füllen, hätte der Verfasser noch einige geschichtlich und poetisch interessante Volksgebräuche mehr aufnehmen können. Es wäre zu wünschen, daß er, wenn der vorliegende Band Beifall findet, einen zweiten nachfolgen ließe, um das Werk vollständiger zu machen.

Freimaurerschrift.

Text, Uebersetzung und Beleuchtung der Kölner Urkunde von Dr. Eduard Bobrik. Zürich, Orell, 1839.

So sehr es den Beurtheiler schmerzen mußte, mit den Ansichten des Hrn. Bobrik über die Geschichte des Freimaurerbundes nicht übereinstimmen zu können, so sehr erfreut es ihn, Gelegenheit zu haben, ihm für die Aufdeckung einer Forgery danken zu können, welche gewiß nicht absichtslos war, und bestimmt den Zweck hatte, die Unie van Holland für Umtriebe zu benutzen, welche die belgische Revolution seit zehn Jahren zu Tage gebracht hat.

Die Entscheidung der Lodge of antiquity zu London, wohl dem befugtesten Richter bei solchen Streitfragen, wäre gewiß vom Herrn Verfasser benützt worden, hätt er Kunde von ihr erhalten.

Vorliegende Schrift ist eine von den wenigen, welche nicht mit Unrecht im allgemeinen Buchhandel über die Geschichte des Maurerbunds erscheinen. Das Publikum darf und soll wissen, daß jener dergleichen Mittel verschmäht, um sich Glanz zu borgen.

Der arge Verstoß auf dem Umschlage ist wohl nur ein Versehen des Correctors. B. H. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. Januar 1840.

Reisen im Orient.

2) Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von G. H. von Schubert. Drei Bände. Erlangen, Palm und Enke, 1838 und 1839.

Der berühmte Verfasser, einer unserer ausgezeichnetsten Naturforscher, ist zugleich sehr religiös, und gehört der echt germanischen, vorzugsweise in Deutschland, Skandinavien und England repräsentirten Richtung der Gelehrsamkeit an, welche der Wissenschaft dient, ohne den Glauben zu verleugnen, und die Natur als die Schöpfung und das ewige Wunder Gottes ansieht, und nicht, wie es im vorigen Jahrhundert namentlich unter den französischen Gelehrten Mode war, die Natur von Gott abreißt und in Materialismus versinkt.

Aus dieser Richtung, welcher der Verfasser folgt, erklärt sich das fromme Motiv seiner Reise, wie das naturwissenschaftliche, und damit auch das doppelte Vergnügen, die innere Freudigkeit, die aus der Schilderung seiner Reise hervorleuchtet; denn wie hätte er nicht von einer Reise befriedigt werden sollen, die ihm die ehrwürdigsten Gegenstände der Andacht, einer heiligen Erinnerung und Rührung, und zugleich so viel Neues und Merkwürdiges für die naturwissenschaftliche Betrachtung darbot.

Mit den besten Empfehlungen versehen und begleitet von „der Hausfrau," einer Freundin und einigen männlichen Reisegefährten begab sich der Verfasser nach Wien und machte die bekannte Tour auf der Donau nach Constantinopel. Der schnelle Wechsel der Länder und der Anblick und gelegentliche kurze Besuch der Donauufer gibt ihm Anlaß zu mancher interessanten Bemerkung; besonders ausführlich aber schildert er Constantinopel und unter dessen Alterthümern vorzugsweise die christlichen. Auch die mohamedanische Cultur zieht er in Betrachtung. Hier wollen wir nur ein ansprechendes Bild herausheben: „Der Cypressenhain der Grabstätten, der an unsre Wohnung angrenzte, zog uns oft hinab zu Spaziergängen in seinem Schatten. Mehr jedoch als diese Nachbarschaft zog eine andere unsre Neugierde an, das was die der Tanzhalle der Mewlewis, in welcher die Derwische dieses Ordens wöchentlich zweimal, am Dienstag und am Freitag, jene mystischen Sphärentänze beginnen, die als ein uraltes Erbgut der Geheimlehren der Väter zu den jetzigen Verehrern des Islam gekommen sind. In der Mitte der Halle sitzt der Scheich, der den Tanz mit dem Spiele der Flöte begleitet, um ihn tanzen einzeln, um sich selber sich drehend und so den Umkreis beschreibend die Derwische, langsam, mit feierlicher Geberde. Oder auch es beginnt der in der Mitte stehende Führer des Reigens, den ein Andrer seitwärts, außer dem Kreise Sitzender mit dem Spiele der Töne belebt, die langsamen Umdrehungen, und die Uebrigen, Einer und wieder Einer, dann Alle erheben sich zum Wirbel des Tanzes, der so gleichmäßig und kräftig ist, daß der Saum des Gewandes, wie der einer Glocke oder fast radförmig ausgespannt, die Füße umkreiset. Wenn bei solchen oder anderen Aeußerungen einer Trunkenheit des inneren Sinnes der Ausruf „Huh" oder „Ja Huh" das heißt Jehovah, aus der Brust der Tänzer sich hervorringet, dann erinnert dieser Zustand an jene unwillkührlichen Ausbrüche einer Entzückung des sinnlichen Menschen, bei welcher jene Kräfte von oben, die den Kreislauf des sichtbaren Seyns und Wesens der Natur bewirken, in ihre Wogen ihn hinreißen, ohne daß der freie Wille, der aus dem erkennenden Geist kommt, den Zügel des Bewegens zu erfassen und dieses zu leiten vermag. Denn es gibt in der Geschichte der menschlichen Natur eine zweifache Art der Begeisterung, die eine ist die sinnliche, die man auch silenische, oder magnetische und mystische nennen kann, die andere ist die prophetische. Jene, sie möge durch silenische Berauschung oder magnetische Gewaltthätigkeit oder mystische Ueberspannung

hervorgerufen seyn, zeigt sich des klaren Selbstbewußtseyns, der Selbstherrschaft des freien Willens, öfters selbst der Rückerinnerung beraubt; sie stehet häufig in der traurigen Abhängigkeit von dem Willen und Befehl anderer Menschen oder von dem Einfluß leiblicher Elemente; auf die Bekräftigung des wachen, selbstbewußten Willens, auf das Gedeihen und Wachsthum des inneren Menschen hat sie nur selten entschiedene Einwirkung. Die prophetische Begeisterung dagegen lässet dem Menschen das klare, wache Selbstbewußtseyn und den freien Willen. Sie gebeut ihm zu reden und zu thun, und er gehorcht, weiß er aber auch, daß und warum er gehorcht und genießet das Wohlbefinden, nicht nur der lieblich blühenden Rose oder Lilie, die wie das Schlafende unter dem Herzen der Mutter von dem Geist des Lebens durchwirkt wird, sondern jenes des Kindes, das die Mutter beim Namen nennt und das ihre Worte versteht. Der Tanz der Sphären, welcher die sich selber umkreisende und zugleich die Bahn um die Sonne beschreibende Bewegung der Planeten unwillkührlich nachbildete; derselbe, den wir bei den jetzigen Mewlewis-Derwischen finden, war ein geheiligter Gebrauch bei den Indern (wo Crishna als Scheich den Reigen begann) und bei den alten Persern; er war ein Hinstarren mit unverwandtem Blicke und ein unwillkührliches Nachahmen der Bewegungen Dessen, das den Heiden der anziehende Mittelpunkt der Verehrung und das Hochheilige war: der Sonne, der Königin des Tages, der Führerin und strahlenumgränzten Lora des Reigens und des harmonischen Bewegens der Gestirne. Den zuschauenden Moslimen erscheinen deßhalb diese Bewegungen, welche, nur schneller sich wiederholend, jener der Sonnenblume gleichen, so ehrwürdig, daß ein (christlicher) Reisender des vorigen Jahrhunderts, nach Stephan Schulze, aus der Gefahr vom fanatischen mohammedanischen Pöbel gesteinigt zu werden, sich dadurch rettete, daß er sich (ich mag nicht sagen, ob das Recht und wohlgethan war) gleich den Mewlewis-Derwischen um sich selber tanzend drehete. Denn alsbald riefen die Alten, die dem Unfug der jungen Fanatiker bisher ruhig zugesehen hatten: lasset diesen unverletzt, er ist ein heiliger Mann."

Die Mohammedaner und die Christen im Orient werden sehr gut durch folgendes Beispiel charakterisirt. „Einige reisende Engländer, von einem heftigen Regenguß überfallen, hatten, auf Anrathen des Wirthes im Kaffeehaus, von dem kleinen Haus eines Türken Besitz genommen, welches eben leer stund, weil der Eigenthümer desselben verreist war. Der Regen war so anhaltend und so stark, die Ebene so überschwemmt, daß sie auch am andern und dritten Tage noch nicht weiter reisen konnten; sie fingen an Mangel zu leiden. Da werden sie mit einem alten griechischen Hirten Handels einig um ein Lamm seiner Heerde, das dieser ihnen, freilich um ungewöhnlich hohen Preis, ablassen will, statt des Lammes bringt derselbe aber eine alte, dürre Schaafmutter, und da sie auf dem Lamm bestehen, das nun auch schon ausgewählt worden, verlangt er noch um die Hälfte mehr als seine anfängliche Forderung gewesen. Aus Noth geht man auch diesen erhöhten Preis ein, da er aber die Fremden bereit sieht, ihn zu bezahlen, nimmt er das Lamm auf seine Schultern und erklärt, daß er es nicht anders lassen wolle, denn um mehr denn das Doppelte der Summe, über die man anfangs einig geworden war. Der Mann mußte etwas von dem Verkauf der sybillinischen Bücher gehört aber nicht recht verstanden haben. Es gab indeß keinen Tarquinius unter diesen Franken, man ließ den ungeschickten Nachahmer der Sybille seines Weges ziehen. Indeß, was geschieht, während man so sitzt und überlegt, wober man etwas zu essen bekommen könne, öffnet sich die Thüre, und der Türke, dem das Haus gehörte, welches unsre Fremden, ohne seine Erlaubniß dazu abzuwarten, in Besitz genommen hatten, tritt herein. Voll Verwunderung blickt er die unerwarteten Gäste an, doch er grüßt sie mit dem Friedensgruße „Salam" und bald spricht er auch das treuherzige Wort „Hosch gelde" (ihr seyd mir willkommen) und nun glaubte man sich zu weiteren türkischen Anspielungen auf die Besitznahme der fremden Wohnung sicher. Aber man hatte sich geirrt; der Türke geht hinaus aus der Hütte und nach einiger Zeit kommt er wieder herein, mit einem großen scharfen Schlachtmesser in der einen, mit einem Lamme in der andern Hand. Das Lamm wird geschlachtet, das Fleisch (mit Pillaw) zubereitet, und nun nöthigt der Türke mit jenem gutmüthigen Ungestüme, der diesem Volke, so oft es Gastfreundschaft übt, eigen ist, seine Gäste zum Essen. Da sie am andern Tage abreisen und dem Wirthe etwas für Wohnung und Mahlzeit bezahlen wollen, sagt er: ihr seyd unter das Dach meines Hauses gegangen und ich habe zu euch gesagt: „Hosch gelde" seyd mir willkommen. Sollte ein Gläubiger von seinen Gästen Bezahlung nehmen? — Nur mit Mühe konnte man der wahrhaft dürftigen, in einem Nebenhause wohnenden Familie des Mannes einige kleine Geschenke aufdringen. Bei dem Vergleich des türkischen Landmannes mit dem christlichen Hirten müssen wir uns in acht nehmen, daß wir über die hiesigen armen Griechen, von denen freilich manche Züge ähnlicher Art wie der eben von dem Hirten berichtete, erzählt werden, nicht zu hart urtheilen. Das Elend, welches Jahrhunderte lang nagte und lastete, konnte wohl auch den Stamm mancher edlen Gewächse zernagen. Ja, in der Finsterniß thut der Pilgrim der Erde: der Mensch, immer unsichere, irrende Tritte, und über der ephesinischen Christenheit, „deren Leuchter

hinweg gestoßen ward" lastet die Finsterniß schon lange. — Der Mohammedaner ist ein geistiger Polarländer, dem in seiner anhaltenden Nacht der wohlthätige Mond ohne Aufhören scheint; der Christ gleichet dem Bewohner der reichen Tropenländer, welchen, wenn die Sonne ihm entwich, die Nacht plötzlich überfällt."

Von Constantinopel reiste unser Verfasser nach Smyrna, das er wieder ausführlich beschreibt; von da nach Rhodus. Hier gedenkt er der christlichen Ritterschaft und ihrer heldenmüthigen Vertheidigung gegen Sultan Suleimann. Dann fuhr er hinüber nach Alexandrien.

Hiermit schließt der erste Band; der zweite enthält die Schilderung Egyptens und die Reise durch die Wüste, über den Berg Sinai nach Jerusalem. So oft auch schon Egypten geschildert worden ist, so weiß Herr v. Schubert diesem abgemähten Boden doch noch interessante Originalien abzugewinnen. Wenn man in dieser Beziehung seine Beschreibung mit dem suffisanten Geschwätz des so ohne alles Verdienst berühmten Herrn Alexander Dumas vergleicht, kann man nicht umhin, sich des deutschen Landsmannes zu freuen.

Sein sinniger Blick würdigt die Welt der uralten Ruinen und Gräber, indem er von der Citadelle von Kairo weit in das Nilthal niedersieht: „Wir besuchen zuerst den vormaligen Burgbezirk des Asabs und treten über die Haufen der Trümmer und des Schuttes hinein zwischen die vereinzelten Granitsäulen von Saladins Herrscherpalast, dann vorwärts auf die Plattform und an ihre Balustrade. Auch hier übt zuerst die Region der Pyramiden ihre magnetisch anziehende Kraft auf das Auge aus, jenseit dem grünumsäumten Nil in West und Südwest liegt diese in ihrer ganzen Ausdehnung vor Augen. Es sind hier nicht mehr allein die drei großen Pyramiden von Ghizeh mit ihren sechs kleinen Gesellen, welche wir erblicken, sondern zur Rechten (im Norden) derselben erscheint wie ein kleiner, unförmlicher Hügel der Tumulus, oder wie man gewöhnlich annimmt, die zusammengestürzte Pyramide von Abu Roasch, dann folgen, in einem Abstand von einer geographischen Meile, unsere vom Hausdach so oft gesehenen Pyramiden von Ghizeh, die jetzt eben vom hellsten Strahle der Sonne beschienen so weiß erglänzen als Schnee; dann kommen zur Linken (südwärts) von ihnen die Gruppe der minder bedeutenden Pyramiden von Abusir, endlich noch weiter nach Süden die auch aus solcher Ferne noch scharf und entschieden hervortretenden Pyramiden von Sakkarah. Nach einer alten Sage sollte der Königsadler einen todtenstarren Stein in seinen Horst tragen und zu seinen Eiern hineinlegen. Während dann das von mütterlicher Liebe schlagende Herz, brütend über den Eiern wie über dem Steine, in jenen das muntere, thierische Leben aufregt und bekräftigt, weckt sie in diesem geistig magische Kräfte einer andern Art. So erzeugte sich hier bei dem uralten Königssitze des Nilthales der Geist des Lebens auf der einen Seite das grünende und blühende Paradies des Thales mit den Schaaren seiner Bewohner, daneben aber, am Saume der lybischen Wüste erschuf er sich diese Gebilde voll magisch reizender Kraft; die Reihe der Pyramiden. Während die jungen Adler nach wenig Monaten sich zum Fluge ihres eignen sterblichen Lebens erheben und den Horst verlassen, bleibt der Adlerstein in unzerstörbarer Festigkeit darinnen liegen und macht von hier, mit schützender Kraft die vergängliche Brut der Geschwister begleitend, den für das Auge unmerklichen, magischen Ausflug. So stehen auch die Pyramiden, mitten in dem vorübereilenden Fluß der Zeiten zwar unbeweglich da, wenn man sie aber hier von der fernen Höhe in dem weißen Gewande, womit der Sonnenstrahl sie bekleidet über die Ebene sich hinziehen sieht, da ist es als nähme der aufmerkende Geist in dieser Adlerbrut aus Stein emporhebende Kräfte wahr, auf deren Schwingen er selber, der Menschengeist, hinaufgetragen wird, in eine Heimath, die, wie der blaue Aether oberhalb des Zuges der Wolken, unwandelbar dieselbe ist."

Der Verfasser hatte die Ehre, dem Mehemet Ali Pascha vorgestellt zu werden und sich mit demselben zu unterhalten. Der geniale Greis hat ihm nicht weniger, wie allen früheren Reisenden imponirt. Auch hatte Herr v. Schubert Gelegenheit, das Bairamsfest in Kairo mit anzusehen. Der Besuch der Pyramiden, besonders ihres Innern, fiel ihm etwas beschwerlich. Indem er einen Blick auf die orientalische Frauenwelt und ihr müßiges und seelenloses Leben in den Haremen beklagt, geht er auf die phantastischen Vorstellungen über, durch welche in jene Einförmigkeit und Oede des Daseyns eine sehr lebhafte Unterhaltung kommt. „Das was noch fast allein eine Art von geistigem Reiz und Aufregung in den dumpfen, bloß auf das Sinnliche beschränkten Kreis der Vorstellungen der hiesigen weiblichen Seelen hineinbringen kann, ist der Aberglaube an eine Welt der Genien und magischen Kräfte; welche gleichsam vor allen Thüren steht und anklopft; bereit alsbald hereinzudringen, sobald sich, mit oder ohne unsern Willen die Thüre öffnet. Dort, die hohen Pyramiden und alle die riesenhaften Werke des egyptischen Alterthumes, welche man in der Umgegend von Kairo und anderwärts sieht, sind nach der Meinung des Volkes durch den Riesenkönig Gan Ibn Gan erbaut, den letzten Herrscher eines geisterhaften Geschlechtes der Dschinn oder Genien, welches vor Erschaffung des Adam auf der Erde wohnte und waltete. Das Geschlecht der Genien, das seiner Natur nach zwischen den Menschen und Engeln mitten innen steht, und nicht wie der Mensch aus Erde, sondern aus Feuer

geschaffen wurde, ist keineswegs ausgestorben, sondern es wandelt noch immer, bald sichtbar, bald ungesehen unter den Menschen herum, denn es ist ihm die Macht verliehen, jetzt sich unsichtbar zu machen, dann aber die Gestalt von Menschen, von Thieren oder allerhand Ungeheuern anzunehmen. Seinen Hauptsitz hat das Reich der Genien auf und in dem Gebirge Kaf, das die Ebene des Erdkreises gegen den Ozean hin umgürtet; viele von ihnen, und zwar meist nicht die gutartigen, bewohnen als Effrieds oder Gespenster das Innere der Pyramiden, der Gräber und anderer alter Gebäude, so wie die dunklen und unreinen Stellen der Wohnhäuser. — Man hat zuweilen behauptet, die Bewohner der südlicheren, mehr vom hellen Tage bestrahlten Länder, wären der Furcht vor dem nächtlichen Spuk der Gespenster weniger unterworfen, als die Bewohner des dämmernden Nordens. Auf die Egypter wenigstens paßt diese Behauptung nicht, denn diese glauben stärker denn unsere Nordländer an das Erscheinen der Effrieds, unter denen auch die Seelen verstorbener Menschen begriffen sind; an Vampyre oder Menschenfresser (Guhls) und ähnliche Spukgeschichten. Und was ist im Grunde die Furcht vor der Wirkung des mißgünstigen Auges anders, als eine gespenstige. Darf doch keiner ein Kind oder ein schönes Kameel, oder edles Füllen nur scharf ansehen, ohne daß man die Vergiftung durch sein Auge fürchtet; Niemand darf sich des Ausdrucks bedienen, dies ist schön, sondern Mesch allah, der Wille Gottes."

Daher ist denn auch die Magie noch in vollem Schwange. „Ein hiesiger, noch immer fort sich erhaltender Stand solcher Tausendkünstler erinnert übrigens wirklich, durch seine schwer zu erklärenden und zu begreifenden Fertigkeiten an die Seher, Geisterbeschwörer und Zauberer des frühesten Alterthums. Von diesen habe ich in Kairo Dinge berichten hören, die ich kaum nacherzählen möchte, wenn nicht ein trefflicher Beobachter und Kenner der jetzigen Egypter, der Engländer Lean beinahe dieselben oder ganz ähnliche Thatsachen bekannt gemacht hätte. Ohne hier ins Einzelne gehen zu können, erwähne ich nur, daß diese Leute bei ihren Beschwörungen sich einer Art von Spiegel bedienen, der in der Regel nur eine schwarze Flüssigkeit ist, welche in die Hand eines unschuldigen Knäbleins, oder einer Jungfrau oder einer Mutter, die in der Hoffnung ist, geschüttet wird; denn nur auf diese drei eben genannten Arten von Personen kann die Sehergabe übergetragen werden. Dem Knaben oder wer sonst die Erscheinung sehen soll, wird geboten, unverwandt in diese spiegelnde Flüssigkeit hineinzuschauen. Wenn dann der Geisterbeschwörer seine vorbereitenden Künste gemacht hat, unter welche auch starke Räucherungen gehören, fragt er den Knaben, ob er nichts sehe? Das erste Gesicht, was diese Frage nach einigen Augenblicken hervorruft, ist die Erscheinung eines Mannes, der mit einem Besen den Boden kehrt. Eine junge Engländerin, die aus Neugier sich den Ceremonien des Geisterbeschwörers unterworfen hatte, erblickte auch in dem Spiegel der Tinte, welche der Beschwörer ihr in die rechte Hand geschüttet hatte, einen Besen, welcher kehrte, erschrack aber hierüber so heftig, daß sie die Tinte wegschüttete und davon lief, und auch die kleinen Knaben, welche man willkührlich von der Gasse hereinruft und zum Geschäft des „Sehens" gebraucht, pflegen bei dieser ersten Erscheinung zu erschrecken und zu zittern. Hierauf nennt der Magier seinem Seher allerhand diesem wohlbekannte Dinge, Fahnen, Zelte, Soldaten, Leute welche einen Ochsen schlachten und sein Fleisch verzehren, und indem er die Bilder dieser Dinge in der Phantasie des Kindes aufregt, läßt er sie wie im Spiegel der Tinte erscheinend sehen. Wenn auf diese Weise der Rapport zwischen dem Geisterbeschwörer und dem Seher bis zu einem gewissen Grad gesteigert ist, heißt jener die Anwesenden eine (ihnen bekannte) nahe oder weit entfernte, lebende oder verstorbene Person nennen, von welcher sie wünschen, daß sie sich im Spiegel zeigen solle. Einer nannte den berühmten Nelson und als der Knabe nach einigen vergeblichen Versuchen den ihm ganz fremden Namen nachgesprochen hatte, sahe er eine Gestalt im Spiegel, die er so beschrieb, daß man sogleich Nelson in ihr erkennen mußte, nur daß er dieselbe in jener Stellung erblickte, wie man sich selber oder andere Gegenstände im Spiegel sieht, so daß das was rechts ist, links erscheint. Denn er berichtete, daß dem Manne im Spiegel der linke Arm fehle und der linke Ermel über die Brust gelegt sey; während Nelson den rechten Arm verloren hatte und gewöhnlich den rechten Ermel über die Brust angesteckt trug. In einem andern Falle beschrieb ein solcher Seherknabe den Vater eines an der ganzen Sache ungläubigen, anwesenden Engländers, den außer dem Frager Keiner unter allen Gegenwärtigen kannte, so genau mit seinem steifen Knie, mit seiner, wegen des fast beständigen Kopfwehes vor die Stirne gehaltenen Hand, daß jener die Thatsache, so unglaublich sie ihm war, nicht mehr läugnen konnte. Ich halte dafür, daß in solchen Fällen etwas Aehnliches geschehe, als bei den Erscheinungen des magnetischen Hellsehens."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. Januar 1840.

Reisen im Orient.

2) Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von G. H. von Schubert. Drei Bände. Erlangen, Palm und Enke, 1838 und 1839.

(Schluß.)

Der Verfasser fand noch immer mancherlei Spuren des altegyptischen Heidenthums, z. B. eine Art von Todtengericht bei Leichenbegängnissen (II. 129); die Festlichkeiten bei Durchstechung der Nildämme, das Aufstellen einer sogenannten Nilbraut, einer Lehmfigur, statt der lebendigen Jungfrau, die man wohl ehemals dem Fluß zu opfern pflegte (II. 142). Auch sieht man in koptischen Kirchen bunte, wieder verschwindende Heiligenbilder an der Wand, wahrscheinlich durch eine magische Laterne bewirkt, und vielleicht ein Ueberrest optischer Priesterkünste des alten Tempeldienstes (II. 150) ꝛc.

Die Reise durch die Wüste wird sehr anziehend beschrieben. Der Verfasser schildert die Natur der Wüste und die kleinen Abenteuer der Reisegesellschaft, worunter eins, die Verirrung und späte Rettung des jungen Dr. Roth, sehr bedenklich hätte werden können. Außerdem aber verfolgt er, das ausgezeichnete Werk des Herrn Karl von Raumer in der Hand, den Weg, den die Juden auf ihrer Flucht vor Pharao genommen haben. Das elende Suez bot dem Reisenden wenig Erquickung, aber aufs angenehmste war er überrascht durch den Reichthum an Meeresprodukten, den er hier entdeckte. „Ich habe das Mittelmeer wie das Adriatische an verschiedenen Punkten ihrer Küsten gesehen und auch durchforscht; gegen den Reichthum des rothen Meeres, namentlich an Conchylien, erscheinen mir jene so werthvollen Gegenden wie der Mittagstisch eines wohlhabenden Bürgersmannes an einem Wochentage, im Vergleich mit der überreichen Tafel eines Fürsten, der seinem Sohne ein Hochzeitsmahl bereitete. Hingeworfen von den Meereswellen an den Strand lagen da zu unsern Füßen die buntfarbigen, schönen Gehäuse der Mollusken, von denen ein einziges schon in unsrer Kindheit uns als großes Gut erschienen wäre; dazwischen zeigten sich, als wollten sie daran erinnern, daß auch dieses Meer schon zu ihrem Reiche gehörte, die buntfarbigen Fische der heißen Zone.“

Dann folgt die Schilderung des Berges Sinai, den der Verfasser bestiegen hat. „Nach meiner Ueberzeugung so wird wohl jeder Reisende, der den Sinai besteiget und wie wir die Aussicht von seinem Gipfel beachtet, in ihr eine so außerordentliche und eigenthümliche anerkennen müssen, daß er derselben keine andere auf Erden zu vergleichen weiß. Im Süden wie in Ost und West bemerkt man an einzelnen Punkten den Gürtel des Meeres, der das Hochland der peträischen Halbinsel umschlingt; jenseit des Meeres, in weiter Ferne mehrere Gebirgshöhen der arabischen und egyptischen Küste. Es ist als stünde man in der Mitte des riesengroßen Horstes eines einsamen Adlers, gegründet auf nackten, öden Felsen, zwischen die Grenzen der Meere. Nirgends, wohin man auch sieht, eine grünende Alpenwiese; nirgends ein Wald, kein rauschender Bach noch Wasserfall, keine Alpenhütte noch Dorfschaft; und wenn nicht gerade der Sturmwind oder die Donner ihre Stimme reden, da ist hier eine Stille, wie ich sie noch nirgends auf Erden also hehr und also tief empfunden habe. Die Wüste des Sinai mit ihrer Felsenwarte ist ein Denkstein, ein unverändert stehen gebliebenes Werkstück des dritten Tages der Schöpfung, da Gott sprach: „es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Oerter, daß man das Trockene sehe;“ eine Versinnlichung jener Zeit der Anfänge, da noch kein Gras und Kraut noch fruchtbare Bäume, kein webendes und lebendes Thier, noch Gevögel, noch Vieh, noch Menschen waren, sondern da statt der Kraft des freien Lebens nur jenes Gesetz waltete, daß der Erdveste ihre Gestaltung, dem Gewässer seine bestimmten Grenzen gab.“

Das einsame Kloster am Sinai hat die merkwürdige Eigenschaft, daß sich daselbst niemals Ungeziefer aufhält und daß es nach wenig Tagen verschwindet, wenn es Reisende und Araber mitbringen. Daher wünscht der Verf., die Zweifler möchten hier einkehren, um ihre unreinen Gedanken hier los zu werden.

Bei der weitern Reise durch die Wüste gedenkt der Verfasser auch des Manna und sträubt sich gegen die rationalistische Erklärung, als ob darunter das (nur sparsam vorkommende) durch Insektenstiche auf gewissen Blättern erzeugte Mehl zu verstehen sey. Auch einen Sandsturm erlebten unsere Reisenden. Ihr Weg ging über Hohr nach Jerusalem. Unterwegs bewunderten sie die Ruinen von Petra und erfreuten sich zu Hebron wieder des lebendigen Menschengewühls nach so langer Einsamkeit in der Wüste. Von da gelangten sie zum Anblick der heiligen Stadt.

Der Verfasser schildert den mächtigen und tiefen Eindruck, den Jerusalem und alle die heiligen Erinnerungen, die der Pilger an diesem Ort und in seiner Nähe findet, auf ihn gemacht haben. Doch verbreitet er sich nicht so ausführlich über das schon Bekannte, und gewiß mit Recht. Auch zweifelt er an der Echtheit manches Denkmals, das man für echt ausgibt. Noch interessanter sind seine Ausflüge in der Umgegend Jerusalems, weil er hier noch mehr Neues oder Altbekanntes in einem neuen Lichte sah. Besonders ausgezeichnet sind deßfalls seine Naturschilderungen, die Beschreibungen der berühmten Seen, Thäler und Gebirge des heiligen Landes. Hier das Bild des **todten Meeres**. „Die vorausgefaßte Meinung, die ich mit mir zu dem todten Meere gebracht, fand ich beim Anblick desselben auf eine sonderbare Weise getäuscht. Die Ufer des Sees sind so reich an erhabenen Schönheiten der Umrisse, als die herrlichsten die ich anderswo gesehen; sie sind keineswegs in höherem Grade verödet als die Küstengegenden des rothen Meeres, die wir auf unsrer Reise berührten; in einzelnen Strichen, namentlich am östlichen Höhenrande, zieht sich das Grün der Schluchten bis an den Wasserspiegel herunter und bildet auch außer der Jordansmündung eine Bekleidung von Gesträuchen. Das Wasser, das heute sehr ruhig war, erscheint so klar und rein, daß einige unsrer Maulthiere, die zum ersten Mal in diese Gegend kamen, voll Begierde den Mund eintauchten, sobald sie es aber gekostet mit Widerwillen den Kopf schüttelten. Denn es schmeckt stärker als jedes andre Wasser das ich bis dahin versuchte, nach Koch- und Bittersalz; auch ist dasselbe, seinen Hauptbestandtheilen nach, eine so vollkommen gesättigte Auflösung des Salzes im Wasser, als sie, in solch hoher Temperatur der Luft und des Bodens, wie die am Meere ist, sich bilden kann. Deßhalb ist auch die spezifische Schwere dieses Wassers größer als die des Menschenleibes, wie dieß, eben so wie viele frühere Reisende, einer der jungen Freunde erprobte, der beim Baden in demselben sich ohne alle Anstrengung der Hände und Füße von selber getragen fühlte. Nach dem Waschen mit diesem Wasser empfindet die Haut ein leises, nicht unangenehmes Nesseln; ein längeres Verweilen in seiner Fluth soll ein Ablösen der Oberhaut zur Folge haben. Auch wir, wie andre neuere Reisende, bemerkten nichts von einem asphaltischen oder schweflichten Dampfe, den die Einbildungskraft mancher früherer Pilgrime und noch fortwährend die der Beduinen dem todten Meere beilegte; die Luft war zwar, namentlich in den Mittagsstunden, welche wir da zubrachten, ganz überaus drückend heiß, dabei aber trocken und rein. Wir waren nicht wenig erstaunt als wir schon bei Jericho, noch mehr aber am todten Meere das Quecksilber in unserm Barometer, dessen Scala, wie ich dieß im Anhange erwähnen werde, zu solchen Beobachtungen nicht ausreichte, noch weit über die Gränze der Eintheilungslinien hinaufsteigen sahen. Wir waren genöthigt die Höhe nach dem Augenmaß zu schätzen, und obgleich wir diese Schätzung, weil das Resultat derselben ein zu unerwartetes war, so knapp als möglich hielten, ergab sich dennoch daraus die Tiefe des todten Meeres unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres zu wenigstens $598^{1}/_{2}$ oder in runder Zahl 600 Pariser, d. h. nahe 640 Englischen Fußen. Diese Beobachtung ist durch spätere Messungen Anderer bestätigt worden.

Daher die wunderbare Gestaltung des Landes. Abgesehen von der großen Geschichte dieses Landstriches, so hat der Umgegend Jerusalem schon die Natur solche Züge der Auszeichnung und Eigenthümlichkeit aufgeprägt, daß hierinnen kaum ein andrer Punkt der Erde ihr zu vergleichen ist. Man hat zwar nach jener hochgelegenen Stadt von allen Richtungen her im Allgemeinen, wenn man hierbei den Höhengürtel ihrer nächsten Umgränzung unberücksichtigt lässet, aufwärts zu steigen, denn der Höhe von nahe 2500 Fuß über dem Meere, auf welcher Jerusalem liegt, kommt die Höhe nur weniger andrer so nahe am Meere gelegener Städte der östlichen Halbkugel gleich, dennoch ist jenes Aufwärtssteigen am auffallendsten von Osten, vom todten Meere und der Jordansaue her. Bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft darf man wohl fragen: wo auf Erden ist ein ähnliches nahes Beisammenseyn des Hohen mit dem Tiefen bemerkt und erhört worden als hier, wo in einer Linie von sieben Stunden Weges eine Absenkung von **wenigstens** 600 Fuß **unter** und eine mehr denn vierfach so große Erhebung **über** die Meeresfläche gefunden wird. Der Unterschied der Erhöhung beträgt zwischen Jerusalem und der Jordansaue bei Jericho über 3000 Fuß.

Auch andere Gegenden des h. Landes zeichnen sich

durch diese Contraste der Höhen und Tiefen höchst eigenthümlich aus, z. B. der Berg Thabor. Wie das Gold unter den andren Metallen, so ist der Thabor der schönste unter allen Bergen der Erde. An sich selber erscheint die Höhe von 1748 Par. Fuß, bis zu welcher der Berg der Berge nach unsrer barometrischen Messung über den Meeresspiegel emporragt, keine sehr bedeutende. Abgesehen jedoch davon, daß die Thalsohle unterhalb Dabury nur 438 Fuß Höhe hat und daß mithin die Linie des senkrechten Aufsteigens von hier an bis zum Scheitel über 1300 Fuß misset, ragt auch dieser Scheitel um mehr denn 200 Fuß über die Berge seiner Nachbarschaft, und die Aussicht von seiner Höhe fußet am Spiegel des Tiberiassees auf einer Tiefe, welche um mehr denn 535 Fuß unter das Meeresniveau gesenkt ist. Die senkrechte Linie der Erhebung vom Ufer jenes nachbarlichen Sees bis zum Gipfel des Thabor kommt mithin nahe an 2300 Fuß. Es ist jedoch vor allem die Stellung, in der Mitte zwischen der wunderbaren Tiefe in Nordosten, den großen Höhen in Norden und an dem Thore der weiten Thalklüfte zwischen dem Carmel und dem Gebirgsstock Gilboas, zwischen Ephraims und Judäas Höhen, was der Aussicht vom Thabor ihre ganz besondre Kraft giebt. Denn auf den scharfen dunklen Farbenton, den der Anblick des Tiberiassees und der mitten innen liegenden Ebene giebt, antwortet wie das Echo von einer fernen Gebirgswand das blendende Weiß des Schnees auf dem Gipfel des Antilibanon; neben das tiefe, dunkle Blau der Berge Ephraims und Judäas stellt sich das bleiche Grün der Berge Gilboas und des nachbarlichen kleinen Hermon hin." Zu den reizendsten Landschaftsbildern gehört auch das Kloster am Carmel und die Umgegend des Sees von Tiberias mit dem blühenden Oleanderwalde.

Indem der Reisende das h. Land hinter sich läßt, um nach Damaskus zu gehn, gedenkt er der Kreuzzüge, und der blutigen Kämpfe, die hier einst um das Kreuz und den Halbmond gekämpft wurden. Daß die Christen hier so viele Greuel begingen und so schimpflich unterlagen, hätte er wohl nicht bloß im Allgemeinen der Rohheit und Verwilderung der Zeit, sondern ganz speziell dem Umstande zuschreiben sollen, daß es Franzosen waren, die im h. Lande sich niederließen. Die Deutschen, Engländer und Skandinavier blieben nicht in Palästina, sondern kehrten, wenn sie einen Feldzug gegen die Sarazenen abgemacht und am h. Grabe gebetet hatten, in ihre Heimath zurück. Die große Masse der Colonisten, die christliche Bevölkerung des neuen Königreichs Jerusalem bestand aus Franzosen, mit wenigen schon halbfranzösischen Normannen untermischt. Die Franzosen waren damals, wie noch heutzutage, schlechte Colonisten, verstanden es nie, ein fremdes Land in Flor zu bringen und an sich zu fesseln, sogen es immer nur aus, und fielen, in fremdem Gute schwelgend, jederzeit in eine Lüderlichkeit und Demoralisation, daß sie die unter großen Hoffnungen gegründete Colonie immer bald wieder verloren. So haben sie nicht bloß Palästina, so haben sie auch Canada und Louisiana verloren und so werden sie auch Algier verlieren.

Unser Reisender kam in das prächtige Damaskus, das er mit Begeisterung schildert. Früher wurden hier die wißbegierigen Franken, die sich dahin verirrten, vom fanatischen Pöbel gewöhnlich insultirt. Jetzt hat Ibrahim Pascha dieser Unduldsamkeit ein Ende gemacht und sogar die Frauen der Reisegesellschaft durften ungekränkt durch die Straßen von Damaskus gehen. Diese Stadt zeichnet sich gleich sehr durch ihre paradiesische Lage und durch die alte Pracht ihrer Tempel, wie durch die Schönheit und Rührigkeit der überaus gewerbfleißigen Einwohner aus. Von hier ging die Reise wieder zurück ans Meer zu den weltberühmten Ruinen von Baalbeck und zu den eben so berühmten Cedern des Libanon, endlich nach dem gastlichen Beirut. Hier schiffte sich der Verfasser ein, um auf dem Mittelmeer zurückzukehren. Unterwegs besuchte er die Insel Patmos, welche die Erinnerungen des Apostel Johannes bewahrt, und Athen, wo er als ehemaliger Lehrer des Königs Otto der ehrenvollsten und liebreichsten Aufnahme sich erfreute. Auf dem Meere beunruhigten ihn noch mehrere Stürme, da er erst zu Livorno ans Land stieg.

Jedes nicht ganz verwahrloste Gemüth muß sich freuen, den so kenntnißreichen und zugleich so liebevollen und frommen Reisenden zu begleiten, der nicht bloß, was er gesehen, sondern immer zugleich auch mit kindlicher Offenheit seine Stimmungen und Gefühle schildert. Diese Bekenntnisse würden inzwischen mehr Eindruck machen, wenn sie unbedeutendere Anläße, bei denen sie hin und wieder verweilen, ausschlössen.

Aesthetik.

Aesthetik oder die Wissenschaft des Schönen auf dem christlichen Standpunkte, dargestellt von Dr. G. M. Dursch. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Eine vorzugsweise christliche Aesthetik. Der Herr Verfasser bemerkt: „Es ist eine eitle Besorgniß, es möchte die Kunst ihre Freiheit und Selbstständigkeit verlieren, wenn ihr eine Beziehung zur Religion gegeben werde, ist sie doch selbst nichts Anderes als die Frucht des Bewußtseyns, welches die Religion erweckt hat. Wenn die Kunst ein Beweis von der fortschreitenden Geistesbildung

eines Volkes ist, so ist nicht zu verkennen, daß jede Geistentwicklung eines Volkes auf das engste mit seiner Religion zusammenhing, so zwar, daß die Religion in der alten Welt ein Produkt der Geistesbildung war und diese hinwiederum beförderte. In dem christlichen Bewußtseyn ist dem Sinne und Streben des Geistes ein höheres, alles Menschliche verklärendes, Licht aufgegangen, und er hat damit den Anfang zu einem höhern Leben gewonnen. Das christliche Bewußtseyn wird daher als die Grundlage einer edleren Lebensentwicklung in sittlicher, ästhetischer und wissenschaftlicher Beziehung an erkannt werden müssen. Und da nirgends mehr das wahrhaft Schöne zur Erscheinung kommt, als im menschlichen Leben; so muß auch zugegeben werden, daß die auf der Grundlage des Christenthums ruhende Entwicklung und Entfaltung des menschlichen Lebens die des Alterthums soweit übertrifft, als das christliche Bewußtseyn sich von dem heidnischen unterscheidet. Was will das Christenthum anderes, als daß sich das menschliche Wesen seiner Natur gemäß recht rein und herrlich entfalte, oder daß es ein rein sittliches sey? Das Christenthum hebt ja das menschliche Wesen nicht auf oder zerstört es, sondern will es ja nur zu seiner ganzen Reinheit und Einheit wieder zurückführen."

Vor zwanzig, dreißig, vierzig Jahren wäre es kaum möglich gewesen, eine Aesthetik aus dem christlichen Gesichtspunkt zu schreiben. Daß es jetzt geschieht und geschehen kann, ist ein Beweis von den Fortschritten, welche die Wiedergeburt christlicher Gesinnungen oder wie man jetzt mit etwas zu einseitiger Affektation zu sagen liebt des christlichen „Bewußtseyns," gemacht hat. Wir möchten vor diesem Modeausdruck warnen. Er kommt aus der Werkstatt der Hegel'schen Philosophie und macht auf so feindliche Weise Front gegen den „Glauben", daß es wenigstens bedenklich ist, ihn beständig und unzertrennlich mit dem „christlichen" Prädikate zu verbinden. Auch unser Verfasser bedient sich dieses Modeausdrucks zu oft, wie denn überhaupt seine philosophische Phraseologie eigentlich im formellen Widerspruch sowohl mit der Christlichkeit als mit dem ästhetischen Inhalt seines Buches steht. Der Christ bedarf solcher Schuldistinktionen nicht und dem Gebiet des Schönen sollten sie ewig fremd bleiben, weil sie unschön sind und mit allem Anspruch auf schärfste Begriffsbestimmung doch nicht das Rechte treffen. Wenn z. B. das Schöne als „die Erscheinung des Seyns, des Ansichseyenden in einer dem Wesen des Seyns entsprechenden organischen Form oder Gestalt" definirt wird, so wird weder der Christ noch der Künstler etwas damit anzufangen wissen. Oder wenn die Ironie „der Widerspruch des absoluten Bewußtseyns gegen die gemeine Wirklichkeit" genannt wird (S. 215), was ist damit gesagt? Ist die Bedeutung und Schönheit einer tiefen und feinen Ironie damit bezeichnet?

Doch dieses philosophische Definiren ist Nebensache. Hauptsache ist die Anschauungsweise im Großen, die Auffassung der Welt des Schönen in der Beleuchtung der christlichen Sonne. Den Zusammenhang der Religion mit der Aesthetik macht der Verfasser anschaulicher, als es je Einer vor ihm gethan hat, und zwar nicht bloß indem er etwa von der Kirchenbaukunst, Kirchenmalerei, Kirchenmusik 2c. spricht, sondern indem er auch, abgesehen von öffentlicher Kunst, die religiösen und poetischen Bedürfnisse des Gemüthes in ihrer nahen Verwandtschaft darstellt und jener Fülle christlicher Poesie, die in frommen Seelen überall zu finden ist, sich meist aber nur lyrisch, im Kirchenliede äußert, Gerechtigkeit widerfahren läßt. In dieser Beziehung stellt er auch die Person Christi in den hellsten Vordergrund und weist nach, in welcher lebendigen und tiefpoetischen Beziehung er zu denen stehe, die an ihn glauben. Damit beschämt er in der That die bisherigen Lehrbücher der Aesthetik, die das Vorhandenseyn dieser religiösen Poesie in der Wirklichkeit gern ignorirten und mehr oder weniger immer von einem heidnisch ästhetischen Standpunkt ausgingen. Auf der andern Seite aber kann das vorliegende Buch auch dazu dienen, die Frommen unserer Tage mehr mit dem Schönen überhaupt vertraut zu machen und billiger gegen dasselbe zu stimmen, da es bekannt ist, wie einseitig sie sich in der Regel von allem Schönen, das nicht unmittelbar mit Gegenständen der Religion in Beziehung steht, abwenden. Hielten es doch die Aesthetiker geraume Zeit für ihre Befugniß, das religiöse Leben zu verspotten, und achteten es ihrerseits wieder die Frommen für Pflicht, alles Schöne in der Weltlichkeit zu fliehen. Dort wurden oft die schönsten Charakterzüge und Offenbarungen des Heiligsten im Menschen verlacht oder verdächtigt, und man mißachtete selbst das Aesthetische, wenn es an die Frömmigkeit erinnerte. Hier wurde oft umgekehrt aus Abscheu gegen alles Weltliche und irdische Schöne das Schöne sogar aus den Gebieten des Göttlichen und Heiligen verbannt, die religiöse Kunst verboten, im Gottesdienst, selbst in den Trachten die Geschmacklosigkeit zum Gesetz erhoben.

Da nun dieser Gegensatz auch jetzt noch immer nicht seine Vermittlung gefunden hat, so ist das vorliegende Buch, das dazu hinwirkt, zeitgemäß und, wie es uns dünkt, nicht ein zufälliges Phantasiestück, sondern eine nothwendige Erscheinung im Entwicklungsgange der Kultur.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. Januar 1840.

Reisen im Orient.

3) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 18te Lieferung: Der Geist des Orients, Reisen durch Rumili von Urquhart. Aus dem Englischen von Dr. Buck. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Der zweite Theil dieses interessanten Reisewerks (über den ersten vergl. Nr. 50 unsrer Blätter v. J.) fährt in der Erzählung der Gebirgsreise fort. Der Verfasser verweilt zuerst bei der Schilderung des berühmten Thales Tempe, das schon im Alterthum vergöttert wurde und von dessen Schönheit auch der englische Berichterstatter entzückt ist. „Der Anblick Tempe's machte größeren Eindruck auf meine Nerven, als auf meine Einbildungskraft. Ich fühlte, daß meine Lungen sich erweiterten, daß meine Glieder elastisch wurden, als ich die Luft von Tempe einathmete und seinen Boden betrat. Man kann eben so wenig die empfundenen Eindrücke beschreiben, als sie durch die Beschreibung hervorrufen. Ich rief mir keine Bilder der Vergangenheit zurück, ich citirte keine Verse aus Pindar oder Lucan, aber ich fühlte eine Erweiterung meines Daseyns und eine Tiefe der Lust, als ich auf die vor mir ausgebreitete Landschaft blickte, die jeden Platz übertrifft, an den so stolze und doch so gewohnte Namen sich knüpfen. Keine vom Alterthum geheiligte Scene hat jemals einen solchen Eindruck auf mich gemacht, als Tempe. Der Grund mag darin liegen, daß hier des Menschen Geist sich nicht an vergängliche Denkmäler knüpft, sondern an die unzerstörbare Größe der Natur selbst, die, frisch athmend und lächelnd, mit allen Abwechslungen der Lebendigkeit und allen wunderlichen Wirkungen entzückt, so wie die alten Barden aus ihrem Anblicke Begeisterung schöpften oder vor ihrem Schreine in Anbetung ausströmten. Hier ist kein Säulenknauf gefallen, keine Farbe hat ihre Frische, keine Rede ihre Blüthe verloren; hier braucht man nichts hinzuzudenken, man darf nur Alles genießen; man braucht keine verschwundenen Helden zu betrauern, keine verlorene Sprache zu dolmetschen, keine verwischte Inschrift herzustellen. Der Ossa ist noch so hoch, als er immer war, der Olymp noch so majestätisch, die Ebenen Larissa's noch so weit, noch gleitet des Peneus Welle zwischen Ufern, welche die Myrte und die Daphne (Seidelbast) tragen. Tausende von Jahren haben nicht die Farben verwischt, in denen der Morgen über diesem Zauberlande anbricht, nicht die Majestät des Sonnenunterganges verringert. Es gehörte noch mit zum Effekte, nach Tempe vom Olymp hinabzusteigen, von Männern begleitet, die des Theseus Gefährten hätten seyn können."

Von den Naturschönheiten geht der Verfasser sodann über zu einer Schilderung der gewerbsleißigen Stadt Ambelakia, die einen Mittelpunkt des Verkehrs in diesen Gegenden bildet. Er kann nicht umhin, auch bei diesem Anlaß wieder laut über die Diplomatie zu klagen, die jene reizenden und von der Natur zum Glück bestimmten Landschaften unter dem Fluch schmachten lasse. Durch die Revolution verödet und als Grenzland zwischen der Türkei und Griechenland sind sie der Tummelplatz der Klephten, vor denen alle Kultur flieht.

Ein kurzer Aufenthalt im Dorfe Baba, wo der Verfasser gastfreundlich aufgenommen wurde, veranlaßt ihn, die morgenländischen Sitten mit den englischen zu vergleichen:

Europäer bewahren dem Gedächtniß das Legen des Grundsteines; Türken feiern die Errichtung des Daches.

Bei dem Türken ist der Bart ein Zeichen der Würde, bei uns der Vernachlässigung.

Den Kopf zu rasiren ist bei ihnen Gebrauch, bei uns Strafe.

Wir ziehen vor unserm Souverän die Handschuhe aus, sie bedecken ihre Hände mit den Aermeln.

Wir treten in ein Zimmer mit entblößtem Haupte, sie mit entblößten Füßen.

Bei ihnen tragen die Männer den Nacken und die Arme entblößt, bei uns die Frauen.

Bei uns kleiden sich die Frauen in helle Farben, die Männer in dunkle; bei ihnen ist es in beiden Fällen umgekehrt.

Bei uns liebäugeln die Männer mit den Frauen, in der Türkei die Frauen mit den Männern.

Bei uns blickt die Dame schüchtern und verschämt; in der Türkei thut es der gebildete Mann.

In Europa kann eine Dame einen Herrn nicht besuchen, wohl aber in der Türkei. Dort kann ein Herr eine Dame nicht besuchen, wohl aber in Europa.

Dort tragen die Damen immer Beinkleider und die Herren zuweilen Unterröcke.

Bei uns ist die rothe Mütze das Zeichen der Frechheit, bei ihnen der Hut.

In unsern Zimmern ist die Decke weiß, und die Wände sind gemalt; bei ihnen sind die Wände weiß, und die Decke ist gemalt.

In der Türkei gibt es Abstufungen des gesellschaftlichen Ranges ohne Vorrechte; in England gibt es Vorrechte ohne entsprechende gesellschaftliche Unterscheidungen.

Bei uns überwiegen gesellschaftliche Formen und Etiquette die häuslichen Bande, bei ihnen überwiegt die Etiquette der Verwandtschaft die der Gesellschaft.

Bei uns wendet sich der Schullehrer an das Ansehen des Vaters; bei ihnen muß der Vater sich an die höhere Autorität und Verantwortlichkeit des Schullehrers wenden.

Bei uns wird ein Schüler dadurch bestraft, daß man ihn in die Capelle bannt; bei ihnen wird ein Schüler durch Ausschließung von der Moschee bestraft.

Ihre Kinder betragen sich wie Männer; unsere Männer wie Kinder.

Bei uns fragen die Herrschaften den Dienstboten nach; in der Türkei die Dienstboten der Herrschaft. *

Wir halten das Tanzen für ein artiges Vergnügen, sie für ein unanständiges Geschäft.

In der Türkei beschränkt die Religion die Auferlegung bürgerlicher Abgaben; in England legt die Regierung Steuern auf, der Religion wegen.

In England fordert die Staatsreligion Abgaben von den Sektirern; in der Türkei schützt die Staatsreligion das Eigenthum der Sektirer gegen Regierungs-Taxen.

Ein Engländer wird erstaunen, daß es der Türkei an dem fehlt, was er öffentlichen Credit nennt; der Türke erschrickt vor unserer Nationalschuld.

Der Engländer wird den Türken verachten, weil er keine Einrichtung hat, den Geldwechsel zu erleichtern; der Türke wird mit Bestürzung bemerken, daß es in England Gesetze gibt, welche den Handelsumlauf verhindern.

Der Türke wird sich wundern, wie die Regierung bei getrennten Meinungen geführt werden kann; der Engländer wird nicht glauben, daß ohne Opposition Unabhängigkeit bestehen könne.

In der Türkei kann Unruhe entstehen ohne Unzufriedenheit; in England besteht Unzufriedenheit ohne Unruhe.

Ein Europäer wird die Gerichtsverwaltung in der Türkei für mangelhaft halten; ein Türke wird in Europa die Grundsätze des Gesetzes für ungerecht halten.

Ein Europäer wird in der Türkei das Eigenthum für ungesichert halten gegen Gewalt; ein Türke das Eigenthum in England für ungesichert gegen das Gesetz.

Der Erstere wird sich wundern, wie das Gesetz ohne Gesetzkundige gehandhabt werden könne; der Letztere wird sich wundern, wie man mit Gesetzkundigen Gerechtigkeit erhalten könne.

Der Erstere wird erschreckt werden über den Mangel eines Zwanges gegen die Central-Regierung; den Letzteren wird das Fehlen einer Controle über die Ortsverwaltung bestürzen.

Wir können eine Unabänderlichkeit in den Staatsgrundsätzen als mit dem Wohlseyn verträglich begreifen; die Türken können nicht begreifen, daß das Gute und Rechte der Abänderung fähig sey.

Der Engländer wird den Türken für unglücklich halten, weil er keine öffentlichen Vergnügungen hat; der Türke wird den für einen unglücklichen Menschen halten, der Vergnügungen außerhalb des Hauses bedarf.

Der Engländer wird den Türken als einen Geschmacklosen betrachten, weil er keine Gemälde hat; der Türke wird den Engländer als einen Gefühllosen ansehen, weil er die Natur nicht achtet.

Dem Türken grauet vor Lüderlichkeit und unehelichen Kindern, dem Engländer vor Vielweiberei.

Den Ersteren wird unsere hochmüthige Behandlung Untergebener anwidern; den Letzteren wird der Sklavenhandel empören.

Sie werden sich gegenseitig religiös-fanatisch schelten — moralisch-ausschweifend — unsauber in Kleidern — unglücklich in der Entwicklung ihrer Sympathien und ihres Geschmackes — politischer Freiheit verschiedentlich

* Das rührt von dem Gebrauche her, die Dienstboten durch gelegentliche Geschenke, nicht durch bestimmten Lohn zu bezahlen.

entbehrend — Jeder wird den Andern für unpassend in guter Gesellschaft halten.

Der Europäer wird den Türken für prunkhaft und tückisch erklären, der Türke den Europäer für albern und gemein.

Man kann sich daher denken, wie interessant, freundschaftlich und übereinstimmend der Verkehr zwischen Beiden seyn muß.

Eine ausgezeichnete Lobrede hält der Verfasser der Art und Weise, wie die Morgenländer ihre Füße behandeln, nämlich wie einen achtungswürdigen Freund, mit derselben Schonung und Pflege wie die Hände, während wir in Europa den Fuß als Sklaven behandeln und ihn stets in schmutziger Niedrigkeit und in schmerzlichem und unnatürlichem Zwange halten.

Wir übergehen ein kleines Abenteuer mit Seeräubern, eine interessante Parallele der weiland altrömischen und der neuesten Interventionen in Griechenland (S. 58), eine Liebesgeschichte (einer modernen Helena), Notizen über alterthümliche Forschungen zu Atheto und Olynthus, bergbautreibende Ortschaften von Chalki dike, Bienenzucht zu Wasser auf Kähnen, die an den blumigen Ufern anhalten (S. 91) ꝛc. Bei Kulia, unsern vom Isthmus, wurde der Verf. von Klephten gefangen genommen, half sich aber wieder ganz gut durch. Dann schildert er sehr ausführlich den Berg Athos, weltberühmt durch die vielen Klöster und Kirchen, die er trägt. Urquhart zählte deren 24 und nennt die Gegend sehr reizend. Aber alle diese himmlischen Küstengegenden sind unsicher und gefährlich; weil sich hier seit langer Zeit die Seeräuber eingenistet haben, denen der Verfasser ein eigenes Capitel widmet.

Herr Urquhart kehrte nach dieser lehrreichen und angenehmen Reise durch höchst selten besuchte und zum Theil ganz unbekannte Gegenden nach England zurück, um sich einige Monate zu erholen, reiste sofort aber nochmals nach Griechenland und drang von Neuem in die albanesischen Gebirge ein. Hier hatte sich mit den alten Bekannten des Reisenden (vergl. den ersten Theil) manches geändert; einige Häuptlinge waren gefallen, der Großwessir hatte gesiegt und belagerte den Mustapha Pascha in Skodra (Skutari). Mitten in dieses Kriegsgetümmel entschließt sich nun der Verf. hineinzureisen und führt diesen Vorsatz mit seinem gewöhnlichen Glück aus, denn alte Freunde und Gönner verschaffen ihm neue und man erweist ihm überall als einem kühnen und muthigen Reisenden von der englischen Nation die gebührende Achtung.

Bevor er die Reise nach Skodra schildert, äußert er sich noch in ein paar Capiteln über Sitten und Erziehung orientalischer Kinder und über türkische Literatur. Die Behandlung der Kinder rühmt er sehr, da sie zur Folge habe, daß die Kinder größere Ehrerbietung und Folgsamkeit gegen Eltern und Erwachsene bezeigten, als es in Europa der Fall ist, obgleich die Kinder im Orient weder mißhandelt werden noch irgend etwas von dem unnatürlichen Zwange dulden, denen man sie in Europa unterwirft. Der Bakel des Orbil ist zwar auch bei uns schon fast abgeschafft, aber an die Stelle der körperlichen Züchtigungen treten die noch viel unheilvolleren Einsperrungen, das ewige Sitzen in den Schulstuben und Fabriken. Davon weiß der glücklichere Morgenländer nichts, dem es gleichwohl, wenn er auch nicht so viel lernt, an gesundem Verstand nicht gebricht. — Das Capitel über türkische Literatur ist nicht erschöpfend.

Auf dem Wege nach Skodra rühmt der Verf. das schöne Bergschloß Berat. Er ging über Durazzo und kam glücklich nach Skodra, das sich bereits in der Gewalt des Großwessirs befand. „Ich blieb nur zehn Tage in Skodra, aber ein paar Bände würde kaum hinreichen, all das Interessante dieses Aufenthaltes zu erzählen. Hier waren die vornehmsten Männer von der Partei des Großwessirs versammelt, die Ueberreste der verschiedenen, von ihm unterworfenen Faktionen, angesehene Leute aus allen Theilen Rumilis und selbst Anatolis. Alle diese waren in dreißig oder vierzig Häuser zusammengedrängt, die dicht aneinander standen, wo wir vom Morgen bis zum Abend beständig unter einander waren. Meine Stellung war dabei so sehr verschieden von der, worin sich ein Reisender aus dem Abendlande gewöhnlich befindet, dem man mißtrauet, dem die Mittel direkter Mittheilung, dem die hinreichende Kenntniß fehlt, die Türken in einer Unterhaltung zu interessiren und der deßhalb unbeachtet und unbekannt bleibt. Wäre ich jetzt zum ersten Male im Oriente gelandet oder hätte ich bei meinen Reisen mich nicht in ihre Kriege und Gefahren gemischt, so würde ich mich freilich inmitten einer für die Augen höchst interessanten Scene befunden haben, wo mir aber durchaus aller Gedankenverkehr untersagt gewesen wäre. So aber, wie verschieden war meine Stellung! Ueberall, wo ich einen Besuch machte, füllte sich augenblicklich das Haus; wenn ich heimkehrte, fand ich Besuchende, die mich erwarteten; schlug ich einen Ausflug vor; sogleich boten sich Begleiter an. Die jungen Beys waren voll von interessanten und bunten Abenteuern aus den letzten Kriegen. Die ruhigeren Gemüther blickten auf die zu erwartenden Aenderungen in der Politik oder der Verwaltung des Reiches, und als reichten diese Gegenstände noch nicht hin, hatten wir die Stellung und den Charakter der Bevölkerung des Paschaliks von Skodra, der Bosnier, Montenegriner und Serben zu betrachten, worüber Leute aus diesen Ländern oder Statthalter, die dort regiert hatten, mitsprachen. Zwei vorherrschende Gefühle aber färbten alle

ihre Meinungen, und von welchem Gegenstande wir auch ausgingen, auf einen oder den andern von diesen beiden Punkten kehrte die Unterredung immer zurück. Der eine war — die politische Wiedergeburt der Türkei, wobei sie mit einer Begeisterung verweilten, die mitten in einem Lager und der Stunde des Sieges wahrhaft begeisternd war. Das andere war — England."

Es folgen nun wieder Rückblicke auf die Geschichte. Mustapha Pascha von Skodra soll zu seinem Aufruhr gegen die Pforte große Summen Geldes aus Egypten und zugleich von Diebitsch die Zusicherung erhalten haben, unabhängiger Fürst zu werden. „So ließ er die Russen ungehindert den Balkan überschreiten. Bei dem Traktate von Adrianopel fand Mustapha Pascha sich getäuscht und sah nun zu spät den Irrthum, den er nicht eingestehen durfte. Es bedurfte der Dazwischenkunft der Pforte, um ihn abzuhalten, nach Abschluß des Traktates sich auf die Russen zu stürzen. Die compromittirten Anführer begriffen nun, ihre einzige Aussicht, der langsamen aber sichern Rache der Pforte zu entgehen, sey eine vereinte Anstrengung gegen dieselbe, unter dem Mantel eines Zwistes mit dem Großwessir. Der Pascha von Bagdad wurde in den Bund gezogen, so daß das Reich mit einem Male vom Norden, Westen, Osten und Süden bedrohet war. Mehemed Ali half zum Aufstande Albaniens mit seinen egyptischen Geldsäcken, aus denen mir in Durazzo gewechselt wurde." Allein bekanntlich unterlag Mustapha und der Großwessir behauptete Skodra für den Sultan.

Diesen Großwessir, den berühmten Redschid Pascha, schildert nun Urquhart sehr genau. „Seine Züge sind vorragend und scharf, dabei äußerst geistvoll und beweglich. Wer und wo man sie sieht, kann nicht verfehlen, den Eindruck großer Geisteskräfte und mehr eines Bewußtseyns, als eines Zeigens von Ueberlegenheit mit sich zu nehmen. Wenn er nicht erzürnt ist, drückt er sich wohlwollend aus. Ein breiter schwarzer Bart bedeckt seine halbe Brust; aber die grauen Haare, die darin zerstreut sind und in der Mitte die schwarzen übertreffen, wurden mir mehr als ein Mal durch seine traurig bekümmerten „Kinder" gezeigt."

Der Verfasser genoß die Gastfreundschaft der Türken in dem Grade, daß er sogar in einen Harem eingeladen wurde. Dies veranlaßt ihn noch am Schluß des Werkes viel vom Verhältniß der Frauen im Orient zu reden, und dasselbe zu vertheidigen. Er findet es nämlich durchaus nicht so hart, wie man gewöhnlich glaubt, hält vielmehr das Familienleben im Orient für inniger und glücklicher als im Occident, und sucht überhaupt im Widerspruch mit dem bisherigen Vorurtheil darzuthun, daß das Weib nach mahomedanischen Gesetzen höher stehe als nach den römischen, fast überall im Abendlande gültigen Gesetzen. „Besonders begünstigt aber ist die muselmännische Frau in Bezug auf die Ehe. Der Ehemann muß eine Aussteuer geben, statt sie zu erwarten. Auch empfängt sie einen Antheil von ihrem Vater, der an den Ehemann fällt, nachdem ein Drittheil zur Benutzung der Frau beiseite gesetzt ist. So sind also Gatte und Vater gegenseitig verpflichtet, dazu beizutragen, dem sich verheirathenden Mädchen eine Unabhängigkeit zu sichern, über welche keinem von Beiden eine spätere Controle zugestanden wird, obgleich durch diese Genossenschaft das Interesse beider lebendig erhalten und in dem Gegenstande vereinigt wird, das sie zu lieben verpflichtet sind. Hier entschleiert sich die Tiefe der Gedanken, die Jedem auffällt, der über Mahomeds Gesetze nachdenkt; ohne Ausnahme findet man sie auf die Bildung des Charakters hingeleitet. Einem ähnlichen Einfluß auf die Gemüther seiner Anhänger muß man die unbegrenzte Ehrfurcht vor einem Mann zuschreiben, der sich niemals selbst erläuterte und der während so mancher Jahrhunderte die Ueberzeugung so mancher Millionen gewann und fesselte, in Religion, Gebrauch, Gesetz und Politik, ohne sich eines Syllogismus zu bedienen oder auf ein Wunder Anspruch zu machen! Das Eigenthum verheiratheter Frauen bleibt unter ihrer eigenen Verwaltung; der Mann kann es nicht heben, und es ist nicht für seine Schulden verhaftet. Die Wittwe erhält bei der Vertheilung nach ihres Mannes Tode den dritten Theil der von ihrem Vater erhaltenen Mitgift, die ganze, ihr vom Ehemann gegebene Aussteuer und vom Vermögen des Ehemannes den achten bis vierten Theil, je nach der Nähe der übrigen Erben. Alles Vermögen, was ihr vor der Ehe gehörte oder ihr während derselben zufiel, bleibt das ihrige. Was die Ehescheidung betrifft, so haben die Frauen gesetzlich fast gleiche Erleichterungen wie ihre Gatten, ein Band zu lösen, das sie nicht lieben, und in Bezug auf die Türken möchte ich sagen, daß Frauen (wenn sie an Rang und Vermögen ihrem Manne gleichstehen) praktisch dies Recht mehr üben, als die Männer, und sich dessen als ein Drohmittel gegen Vielweiberei bedienen."

Unbedenklich gibt der Verf. den Türken vor allen andern Glaubensgenossen im Orient den Vorzug. Scheint er auch im Loben etwas zu weit zu gehen, so hat er doch das Verdienst, die christlichen Abendländer auf manche schwache Seite aufmerksam zu machen.

Das ganze Werk ist überaus anziehend geschrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. Januar 1840.

Angelsächsische Gedichte.

Die alte angelsächsische Literatur wurde bisher in Deutschland noch weniger häufig erforscht und besprochen als die altdeutsche und altnordische. Inzwischen fängt man an, nun auch sie besser auszubeuten. Da sie wesentlich zur altdeutschen gehört und in vieler Hinsicht dieselbe mit der nordischen vermittelt, so ist ihre gründliche Erforschung sehr dankenswerth.

1) Ueber Bëówulf, dasz älteste deutsche, in angelsächsischer mundart erhaltene, heldengedicht nach seinem inhalte, und nach seinen historischen und mythologischen beziehungen betrachtet von H. Leo. Halle, Anton, 1839.

Es ist Schade, daß Herr Leo die Lesung dieses sehr interessanten Buches durch seine ungewöhnliche Rechtschreibung erschwert.

Das merkwürdige Gedicht stammt aus dem sechsten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung und von den Angeln her, ehe dieselben noch nach Britannien übersiedelten. Der Inhalt ist folgender: Im Lande der Angeln (vom südlichen Dänemark gegen die Elbe hin) baute Hrodgar eine herrliche Königshalle, allein der dämonische Riese Grendel fiel ihm nächtlich in die Halle, überraschte die Schlafenden, tödtete seine Freunde und Diener und verleidete ihm den schönen Wohnsitz gänzlich. Da kam ihm Beowulf, mit andern edlen Helden hergesandt von Hygelac, dem König der Jüten (Geaten in Norddänemark), zu Hülfe, legte sich in die Halle und erwartete bei Nacht den Dämon. „Aus dem Sumpfe stieg, nebelumhüllt, Grendel; er hoffte in der hohen Halle einen zu fangen. Wild zog er unter den Wolken hin nach dem geschmückten Saale. Es war nicht sein erster Gang dahin. Er kam zu dem Hause, von dem die Freude gewichen war, und riß zornig die Thüre auf, obgleich sie mit eisernen Riegeln geschlossen war. Er trat in den buntgeschmückten Saal, und sein Gemüth lachte auf, als er so viele Helden erblickte. Er hoffte sich recht zu sättigen, und ehe der Tag wieder einbräche, von allen Leibern das Leben genommen zu haben. Es war aber ihm bestimmt, daß das die letzte Nacht seyn sollte, wo er einen Mann besiegte. Beowulf sah Grendels Beginnen. Dieser packte einen der schlafenden Helden; riß ihn unversehends an sich; biß ihn todt; trank das Blut aus seinen Adern, und verschlang ihn. Bald hatte er ihn aufgezehrt, auch die Füße und die Fäuste. Dann faßte er Beowulf; aber er ward rasch inne, daß er mit dem stärksten Kämpfer auf Erden zu thun hatte. Furcht ergriff ihn; er wollte nach seinem Schlupfwinkel entfliehen, zu der bösen Geister Gesellschaft, denn er fand hier eine Unterhaltung, wie er sie noch nicht gefunden. Er hatte an dem grimmen Griffe gefühlt, wie stark Beowulf war. Dieser packte ihn von Neuem; die Halle ertönte und bebte von dem wilden Ringen; sie drohte in Trümmer zu fallen, obwohl ihr Balkenwerk innen und außen mit eisernen Bändern gefestigt war. Manche goldgeschmückte Bank ward zertreten. Ein nie gehörter Lärmen erhob sich. Die Norddänen ergriff entsetzliche Furcht, als sie das Kampfgeschrei hörten, das grausige Lied, was der Widersacher des Guten in seiner Sieglosigkeit erhob, als er seine Wunden bejammerte. Beowulf hielt ihn fest; das Leben eines Jeden von ihnen Beiden war dem Anderen verhaßt. Endlich riß ihm Beowulf die Achsel aus dem Gelenke. Grendel fühlte, daß es sein Tod war; doch entkam er noch; den Dänen aber ward nach diesem Tage ihr Sehnen erfüllt. Der fernhergekommene, kluge, starkmüthige hatte den Saal Hrodgars wieder von dem Frevel, der auf ihm lastete, befreit, und den Dänen Buße für das Leid, was ihnen gethan war, verschafft."

Grendel hatte sich in seinen Sumpf zurückgeschleppt und bevor er verschied, seiner Mutter gesagt, was vorgegangen sey. Diese Riesin, ein entsetzliches Weib, schwur, ihn zu rächen, überfiel nächtlich die Königshalle und

schleppte den Aeschere, einen der liebsten Freunde Hrodgars mit sich in den Sumpf. Als es Beowulf vernahm, entschloß er sich, wie Ritter Curtius, sich keck in den schwarzen Abgrund des Sumpfes zu stürzen, um den Liebling seines Gastfreundes zu finden und zu rächen. Diese Schilderung ist erhaben und von phantastischer Kühnheit, höchst originell. „Beowulf antwortet dem König: Sey nicht in Kummer; denn besser ists einem Jeden, daß er seinen Freund räche, als daß er trauert. Voraus ging der Nachkomme der Edelinge mit wenigen Kundigen, bis er in den Föhrenwald kam über dem grauen Gesteine; in den grausigen Wald über trübem Gewässer. Da fanden sie auf einer Klippe am Meere Aescheres Kopfspanzer. Das Gewässer war voll Blut. Sie gaben mit dem Horne schauerliche Zeichen. In der Tiefe des Wassers aber sahen sie allerhand Gewürm; Seedrachen schwammen darin herum, Seeunthiere (niceras), wie sie unter den Vorgebirgen ihren Stand haben. Diese hörten das Kriegshorn dröhnen und fuhren in bissigem Zorne weiter. Eines derselben tödtete der Geatenheld mit seinem Bogen, daß ihm der Kriegspfeil im Rumpfe stund. Mit Eberspießen ward es heran geholt, und die Männer beschauten nun das schauderhafte Thier. Beowulf machte sich bereit, in die Tiefe zu tauchen. Sein Kriegspanzer schützte ihn, und der blanke Helm über dem Kopfspanzer, der wunderbar geschmiedete, mit dem Eberbilde gezierte. — So stürzte er sich in die Tiefe der Gewässer. Es dauerte lange, ehe er auf den Grund kam. Sie aber, die in diesen Gewässern lebte, das grimme Wesen, merkte das Nahen eines Mannes, griff nach ihm und packte ihn mit entsetzenvollen Umspannungen. Sie konnte aber mit ihren feindseligen Fingern nicht hindurchgreifen durch den festen Ringpanzer. Da schleppte sie den Helden in ihr Schloß; er konnte sich mit seinen Waffen nicht helfen; von allen Seiten erlitt er die wunderbarsten Angriffe; manches Seethier brach mit seinen Kampfzähnen in den Panzer. Endlich sah er sich, Gott weiß! in welcher Höhle der Bosheit. Wasser konnte nicht herein; sie war geschlossen und gewölbt; ein Feuer verbreitete hellen Schein. Deutlich erblickte er die Verfluchte der Tiefe, das mächtige Meerweib, und gab ihr einen mächtigen Schlag mit seiner Waffe. Aber er ward inne, daß die Schlachtenflamme nicht beißen wollte; daß deren Schneide ihm versagte. Zornig und ohne den Muth zu verlieren, warf er den Stahl zur Erde und verließ sich allein auf die gewaltige Kraft seiner Faust. Er packte an der Schulter Grendels Mutter, und beugte sie zur Erde; sie bezahlte ihn aber rasch mit grimmen Griffen, gegen die er nichts vermochte. Er fiel hin und schon zog sie das breite dunkelschneidige Messer über ihm. Doch sprang er auf und erblickte unter dem Gezeug in der Höhle ein sieglückliches Schwert, ein altes eotenisches, mit mächtiger Schneide, ein Werk der Riesen. Das faßte er, und wüthend hieb er damit nach ihrem Halse; das faßte hart und ging ihr durch Mark und Bein, durchdrang ihr den ganzen Leib, so daß sie zu Boden fiel. Die Flamme leuchtete auf, und erhellte den ganzen Raum wie mit sonnigem Scheine. Da schaute Beowulf um sich, rings an den Wänden hin; er erblickte Grendels Leichnam, und zornig und rachlustig hieb er ihm das Haupt ab. — Die Helden aber, welche mit Hrodgar oben die Fluthen betrachteten, sahen den Blutstrom aus der Tiefe aufsteigen. Sie fürchteten, Beowulf nie wieder zu sehen, und waren der Meinung, die Wasserwölfin habe ihn umgebracht. Bis zum Nachmittag hatten sie gewartet; da wandte sich Hrodgar traurig heim. Aber rasch stieg Beowulf durch die grausigen Wasser empor. Da gingen ihm alle entgegen und dankten Gott."

Nun folgt eine Lücke im Gedicht. Dann finden wir Beowulf wieder am Hofe seines Herrn, des Jütenkönigs Hygelac, dem er Hrodgars Geschenke überbringt. Er wird sehr geehrt und nach dem Tode Hygelacs und seines Sohnes selber König von Jütland. Dieses Todes geschieht kurz Erwähnung. Hygelac war gegen die Friesen ausgezogen und wurde von ihnen sammt seinem Sohn erschlagen. Diese Thatsache ist geschichtlich. Gregor von Tours und die gesta regum Francorum erzählen, unter dem Frankenkönig Theodorich (512 oder 520 nach Christo) seyen die Dänen von ihrem König Chochilaich angeführt, über Meer gekommen und hätten den Gau der Chattuarier ausgeplündert (an der Maaß im Stift Utrecht), seyen aber von Theobert überfallen und ihr König getödtet worden. Beowulf entkam aus dieser Schlacht und wurde König und regierte fünfzig Jahre lang mit großem Ruhm. Unter seine noch kurz erwähnten Thaten kommt der Kampf mit einem Drachen vor. Endlich starb er und wurde feierlich verbrannt. Da bereiteten ihm der Geaten Stammhäupter einen Scheiterhaufen auf dem Boden, einen mächtigen, helmbegangenen, und mit Kriegsschilden und glänzenden Panzern, wie er es gewünscht hatte; mitten drauf legten sie den berühmten König, die trauernden Helden, den theuren Herrn. Das größte der Leichenfeuer begannen sie anzuzünden; schwarzer Holzrauch stieg auf aus der Holzaufzehrung. Traurigen Gemüthes beklagten sie des Gefolgsherren Tod."

In den Beilagen des Herausgebers findet man eine sehr interessante Zusammenstellung aller ältern deutschen Stammsagen, die auf den maritimen Ursprung der Dynastien hinweisen. Auch die Dynastie Hrodgars, die der dänischen Skildinger, gehört dazu. Ihr mythischer Stammvater ist auf einem Kahn, das Haupt auf einer Garbe ruhend, ans Land geschwommen. „Bei Dänen

und Angeln, wohl auch bei den Friesen an der See kömmt der Held aus dem Meere; bei Franken, Oberdeutschen und Longobarden aus Binnengewässern; die dänischen Skildingen bringen den Gewaffneten auf dem Schilde ruhenden Heldensproß in die Sage; die fränkischen Merwungen den Meermann; der anglische und longobardische Sceaf die Getreidegarbe; der fränkische Scaf den Methbottich; die allemannischen Welfen die jungen Hunde; der langobardische Lammiscjo die nach dem Spieße ausgestreckte Hand. Alle diese besondern Züge sind also Accommodationen; sind das Zufällige an der Sage; der dem Wasser entsteigende Stammheld unbekannter Herkunft, welcher dem Lande in drangvoller Zeit zu Hülfe kömmt, ist der feste allgemeine Grund der Sage." Der Stammvater der dänischen oder anglischen Skildinger ist Sceaf. „Der summarische Inhalt der Sage von Sceaf ist folgender: ein ganz junger Knabe, den Bewohnern des Landes unbekannt, kam von den Meereswogen an die Küste getrieben, auf einem kleinen Fahrzeuge nach Scandia; sein Haupt ruhte auf einer Garbe; daher nannten ihn die Einwohner Scandias Sceaf; sahen ihn als eine Wundererscheinung an; erzogen ihn, und machten ihn als einen Gottgesandten nachmals zu ihrem Könige. Offenbar hat sich diese Sage überall lokalisirt, denn die Angeln erzählen sie, erwähnen aber, daß Sceaf, als er König ward, ihr König ward in Schleswig, und die Sage vom Schwanritter hat sich überall an Oertlichkeiten angeheftet im alten Frankenlande von Cleve und Nymegen bis Antwerpen und Nyssel."

2) Scopes vidsidh. Sängers Weitfahrt. Athelstans Sieg bei Brunnanburg. Angelsächsisch und deutsch von Ludwig Ettmüller. Zürich, F. Schultheß, 1839. S. 28.

Das sehr alte Lied, Sängers Weitfahrt, ist schon von Leo abgedruckt und von Lappenberg erläutert worden; Ettmüller hat es jedoch angemessen gefunden, noch einmal einen kritischen Abdruck zu besorgen und Einiges zur Erläuterung und Berichtigung nachzutragen. Das Gedicht bietet keine geringen Schwierigkeiten dar, indem es eine Art Geographie Europas aus dem 6ten Jahrhundert enthält, in welchem der weitgereiste Sänger lebte. Er nennt nämlich alle Länder, wo er gewesen, alle Völkerstämme, bei denen er sich aufgehalten und viele seiner Namen sind schwer zu erklären oder zweideutig.

Uebrigens hat das Gedicht mehr historisch-geographischen, als poetischen Werth und ist sehr kurz. Noch kürzer das Siegeslied Athelstans (als er die Schotten überwunden) aus dem 10ten Jahrhundert.

Naturkunde.

Die Entstehung der Menschen-Rassen. Ein Versuch von C. Weerth. Lemgo, Meyer, 1839.

Unlängst stand ein guter Aufsatz von H. H. in der Deutschen Vierteljahrsschrift (1838, 2tes Heft), worin alle Hypothesen über die Menschenracen vergleichend zusammengestellt und die Frage, ohne entschieden zu werden, sehr scharf erörtert wurde. In der vorliegenden kleinen Schrift wird eine schon bisher ziemlich vorherrschende Ansicht aufs Neue vertheidigt, daß nämlich die Menschen alle von einem einzigen Paare abstammen und alle aus einer ursprünglichen Heimath des Menschengeschlechts in Vorderasien herkommen. Abgesehen von den Traditionen der Völker, die alle auf jene gemeinschaftliche Wiege hinweisen (die Chinesen glauben von Westen herzustammen, die Inder von Norden her, die Europäer von Osten), spricht dafür hauptsächlich die gemeinsame Gattung, daher die Annahme, daß jeder Welttheil sein eigenes Urpaar hervorgebracht, daß es neben dem weißen auch einen schwarzen, einen gelben, rothen und olivenfarbnen Adam gegeben habe, die am wenigsten beliebte ist. Nun haben aber die Vertheidiger der Gattungseinheit auch wieder nicht gewußt, wo sie die auffallende und bleibende Verschiedenheit der Racen herleiten sollen, da die klimatischen Einflüsse nicht ausreichen, um z. B. den Negertypus zu erklären. Die Einen nahmen psychische Einflüsse zu Hülfe. Da sollte Adam ein Idealmensch gewesen, durch den Sündenfall aber schon etwas verunstaltet und sein Sohn Kain noch bestimmter bezeichnet, d. h. zum Neger geschwärzt worden seyn. Andere glaubten gerade das Umgekehrte, die ersten Menschen seyen affenartige Neger gewesen und erst allmählich hätten sie sich zugleich psychisch und physisch verderbt.

Unser Verfasser ist geneigt, beide Ansichten zu vermitteln, indem er dem Urmenschen eine unbestimmte Farbe gibt, die unter verschiedenen Einflüssen von außen nach und nach in verschiedene Farben umgeschlagen sey. „Beim Negerkinde färben sich einige Tage nach der Geburt zuerst die Warzen der Brust, die Lippen und die Geschlechtstheile dunkler. Allmählich folgt die Farbe des übrigen Körpers nach, und so dauert dieser Fortschritt in der Verdunklung fort, bis ungefähr nach einem halben Jahre die eben genannten Theile, und etwas später auch der ganze Körper das Schwarz erreicht haben, welches als unwandelbare Farbe für das übrige Leben dasteht. In derselben Weise schreitet die Verfärbung des Mongolen- und des Kaukasier-Säuglings zum Gelb und zum Weiß fort. — Wir fühlen uns also nach

diesen Beobachtungen zu der Annahme gedrungen: daß auch das erste Menschenpaar eine mittlere Färbung gehabt habe, die sich nach den verschiedenartigen Einwirkungen der Außenwelt zu den oben weiter angeführten Unterschieden und Gegensätzen in der Hautfarbe entwickelte."

Die Empfänglichkeit des menschlichen Körpers für äußere Einflüsse zugegeben, dürfte doch das Princip der Veränderung im innern Lebensprozeß der Gattung selbst liegen. Je niedriger das Naturreich, um so constanter bleiben sich alle einmal gegebenen Formen; je höher, um so mannichfacher gestalten und umgestalten sich die Formen. Bemerkt man an Hausthieren, und sogar an Nahrungs- und Zierpflanzen eine Fähigkeit zu Umbildungen und Mischungen, wie sie wilden Thieren und Pflanzen nicht eigen sind, so erklärt sich dies nur aus ihrem Rapport mit den Menschen; die Menschen, als die edelste Gattung aller Creaturen, zeigen in ihrer Physiognomie unzählbare Varietäten, und verändern sich auch von Generation zu Generation. Sie stellen nicht mehr bloß das im monotonen Kreislauf der Jahre ewig constante Naturleben im Raume, sondern auch ein in der Zeit fortschreitendes, sich in der Zeit entwickelndes, die alten Formen abstreifendes und immer neue producirendes Naturleben dar. Die großen Veränderungen in der Weltgeschichte sind auch von physischen Veränderungen der menschlichen Gattung begleitet. Hier tritt ein Uebergewicht der Sinnlichkeit und Körperkraft, dort der Gemüths- und Geisteskraft hervor. Hier treten Schwächen und Leiden ein. Mögen sich gewisse Vorzüge des Menschen unaufhörlich gleich geblieben seyn, andere sind verloren gegangen, andere erst neu zum Vorschein gekommen. Eben so ist es mit den Krankheiten. Unstreitig sind endemische Krankheitsformen früherer Zeiten untergegangen und ganz neue entstanden. Das Princip aller dieser Veränderungen dürfte aber in der Gattung selbst liegen, die gleichsam als ein großes Zoon angesehen werden muß, das sich nach innerm organischen Entwicklungsgesetz, wenn auch nicht ohne äußere Ein- und Gegenwirkung allmählich herausbildet. Der Lebensprozeß, der die Gattung fortwährend erhält, ist jetzt an unzählbare Individuen zersplittert und doch waltet noch immer in ihm die Tendenz zur individuellen Contrastirung und zu Varietäten vor, und die Kinder desselben Vaters weichen mannichfach in geistiger und körperlicher Bildung von einander ab. Denkt man sich nun diesen mächtigen Lebensprozeß im frühesten Alter der Menschheit in wenige Individuen zusammengedrängt, so liegt es nahe, sich auch jene Tendenz zur Contrastirung der Individuen auf eine Weise möglich zu denken, welche die Trennung der Racen, wenn nicht ausschließlich, doch in Verbindung mit den klimatischen Einflüssen zu erklären vermag.

Schrift über die Frauen.

Der Charakter, die Sitten und der Geist der Frauen in den verschiedenen Jahrhunderten. Von M. Thomas, Mitglied der französischen Akademie. Deutsch von D. Fenner von Fenneberg. Marburg, Elwert, 1839.

Eine wohlgemeinte Schrift, aber ziemlich oberflächlich. Zu einer Geschichte der Frauen gehört ungleich mehr Gelehrsamkeit und zu einer Charakteristik derselben ungleich mehr Scharfsinn. Der Verfasser beschränkt sich darauf, von einigen heroischen und gelehrten Frauenzimmern zu sprechen und schöpft daraus den Beweis, man müsse die Frauen achten. Bekanntlich achtet man die Frauen in Deutschland ganz so, wie sie es verdienen, und zwar nicht einiger heroischen und gelehrten, nicht liebenswürdigen Ausnahmen wegen, sondern der schönen und liebenswürdigen Regel wegen. Also war die Uebersetzung eines solchen Buchs kaum nöthig. Der französische Verfasser mag aber seinerseits wohl ein Recht haben, über den Mangel wahrer Achtung des weiblichen Geschlechts zu klagen, da so viele andere seiner galanten Landsleute die gleiche Klage führen. Nannte doch unlängst ein junger französischer Schriftsteller die Verachtung der Frauen das öffentliche Geheimniß der neuen französischen Poesie.

Länder- und Völkerkunde.

Geographie des Menschen, ethnographisch, statistisch und historisch. Von Fr. v. Rougemont. Aus dem Französischen mit Verbesserungen von Ch. H. Hugendubel. Erster Band. Bern, Chur und Leipzig, Dalp, 1839.

Eine Uebersicht des Völkerstroms, wie er sich über die Erde verbreitet und verzweigt hat, und eine statistische Darstellung der Länder, die gegenwärtig jedes Volk inne hat. Was dieses Werk von vielen anderen ethnographisch-geographischen Handbüchern unterscheidet, ist der fromme christliche Grundton.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. Januar 1840.

Kunstgeschichte.

1) Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von Dr. G. F. Waagen, Direktor der Gemälde-Gallerie des k. Museums in Berlin. Drei Theile. Berlin, Nicolai, 1838, 1839.

Ein Werk von großer Bedeutung für die Kunstgeschichte, indem es die wichtigsten Kunstwerke, die sich in England und Paris finden, nicht nur verzeichnet, sondern auch kurz beschreibt, charakterisirt und mit jener Freimüthigkeit und Strenge beurtheilt, die den Verfasser auf seinem mühsam zu erwerbenden, aber auch sichern historischen Standpunkt bekanntlich auszeichnen. Wenn man bedenkt, wie viel die Sammler, die Gönner und Künstler selbst den Kennern zumuthen, mit welchen Ueberzeugungsopfern zuweilen nur der Zutritt erkauft werden muß, zu welchen schmeichelhaften Unwahrheiten sich selbst der große Winkelmann zuweilen herablassen mußte, so begreift man, daß es keine Kleinigkeit ist, stolzen Engländern und eiteln Franzosen ins Gesicht zu sagen: dieser sogenannte Raphael, der dich so freut, ist kein Raphael, dieser Titian ist kein Titian. Indeß hatte der Verfasser den Vortheil, die Wahrheit fast überall sagen zu können, ohne daß sie beleidigte; sey es weil das so begründete und bescheiden vorgetragene Urtheil imponirte, sey es weil, namentlich in England, Vornehmigkeit und Reichthum sich dergestalt consolidirt haben, daß sie des Scheins nicht mehr bedürfen, und weil die echten unschätzbaren Bilder wirklich in so wunderbarer Menge vorhanden sind, daß die falschen darunter verschwinden.

Man wird in dem vorliegenden Werke nicht bloß durch die erstaunliche Kunstgelehrsamkeit des Verfassers, durch den Reichthum von Kunstgegenständen, die es uns vorüberführt, und durch die Schärfe und Klarheit seines Urtheils belehrt, sondern zugleich auch erfreut durch die echt deutsche Gemüthlichkeit, mit der er Land und Menschen und seine kleinen Reiseabenteuer schildert. Es thut immer wohl, neben dem gebildeten Geiste ein gefühlvolles Herz zu finden, zumal wenn es zugleich frei von aller falschen Sentimentalität ist.

Die ersten beiden Bände schildern die Kunstschätze Englands. Sie sind unermeßlich und übertreffen die des Continents, weil die reichen Engländer frühe zu sammeln angefangen und alle Staatsveränderungen und Geldverlegenheiten auf dem Continent benutzt haben, um geflüchtete, zerstreute und auf andere Weise feil gewordene Bilder und Kunstwerke aufzukaufen. Herr Waagen hat nicht verfehlt, so weit es irgend möglich war, die Geschichte der wichtigsten Kunstsammlungen in England zu verfolgen. Schon König Karl I. legte eine große Sammlung an, die in der Revolution wieder zerstreut wurde und zum Theil außer Landes kam. Bald darauf schenkte der Herzog von Norfolk der Universität Oxford die unter dem Namen Marmora Oxoniensia so berühmte Antikensammlung, und Karl II. stellte wieder eine große Gemäldesammlung her. Mehrere reiche Privatmänner folgten seinem Beispiel, und seit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts nahm die Liebhaberei an Bildern so überhand, daß England sich mit Sammlungen füllte, die freilich damals noch wenig kritisch waren. Inzwischen läuterte sich der Geschmack, bildete sich die Kunstkennerschaft aus. Vieles des Vorhandenen war schon trefflich; von nun an machte man in allen Ländern auf das Trefflichste Jagd, und Vieles kam wie von selbst. Die berühmte große Gallerie Orleans kam zu Anfang der französischen Revolution nach England und wurde dort um einen wahren Spottpreis verkauft; eben so die schöne Gallerie des Minister Calonne. Durch die Verbreitung der Bilder aus diesen beiden Sammlungen in England nahm der Geschmack an trefflichen Gemälden einen erstaunlichen Aufschwung, und die folgenden Zeiten boten die mannichfaltigste und seltenste Gelegenheit dar, denselben auf eine würdige

Weise zu befriedigen. Wie nämlich der Sturm der französischen Revolution über die verschiedenen Länder Europas hereinbrach und das Besitzthum der Staaten wie der Einzelnen bis auf den Grund zerrüttete, brachte die allgemeine Noth und die Unsicherheit des Eigenthums eine unermeßliche Anzahl von Kunstwerken auf den Markt, welche vorher Jahrhunderte lang die Altäre der Kirchen als ein unantastbares Heiligthum geschmückt, oder die Wände in den Palästen der Großen als Denkmale alter Herrlichkeit und alten Glanzes geziert hatten. Von diesen Kunstwerken hat sich England das Meiste und Beste anzueignen gewußt. Denn kaum war ein Land von den Franzosen überschwemmt, so waren auch schon kunsterfahrene Engländer mit ihren Guineen bei der Hand. In Italien machte schon in den Jahren 1797 und 1798 vor allen der Maler Day sehr bedeutende Erwerbungen, nächst ihm der bekannte Kunstgelehrte Young Ottley, später war besonders der Kunsthändler Buchanan, so wie die Herren Champernowne und Wilson mit Erfolg thätig. Augenblickliche, dringende Verlegenheit brachte auch manche Familie dahin, berühmte Bilder an englische Banquiers zu überlassen. Auf diese Weise erwarb besonders der Banquier Sloane in Rom manches Treffliche. So geschah es, daß die meisten großen Familien Italiens mehr oder minder von ihren Kunstschätzen einbüßten. Besonders hart traf dieses Rom, und namentlich die Familien Aldrobandini, Barberini, Borghese, Colonna, Corsini, Falconieri, Giustiani Ghigi, Lanzelloti und Spada; nächstdem Genua, wo die Familien Balbi, Cambiasi, Cataneo, Doria, Durazzo, Gentile, Lecari, Marano, Mari und Spinola den alten Kunstbesitz ganz oder theilweise veräußerten. In Florenz verlor der Palast Riccardi, in Neapel das königl. Schloß Capo di Monte manches treffliche Bild. Endlich gaben eine große Anzahl Kirchen im Bereich von ganz Italien ihre Altarblätter her. In gleicher Weise und mit dem besten Erfolg waren die Engländer vom Jahr 1798 bis auf die neueste Zeit in Belgien und Holland bemüht. In früherer Zeit ist hier besonders Bryan, der bei dem Ankauf der Sammlung Orleans so thätig gewesen, zu nennen, später wieder Buchanan und der Kunsthändler John Smith. Von der erstaunlich großen Anzahl werthvoller Bilder, welche in beiden Ländern aus den vaterländischen Malerschulen verbreitet waren, ist so allmählich die Mehrzahl des Vorzüglichsten nach England hinübergegangen. In Spanien konnte die Kunsternte erst mit der französischen Invasion im Jahr 1807 ihren Anfang nehmen. Aber auch Frankreich selbst verloren die Engländer nie aus den Augen und kauften daselbst sogar unter Napoleons Augen Bilder weg, z. B. aus der Sammlung von Robit im Jahr 1801. Nach Napoleons Sturz mußte Frankreich noch ungleich mehr Bilder an England abgeben. Niemand konnte so gut zahlen, als die Engländer. An sie also wurden die schönen Sammlungen von Laperrière und von Talleyrand verkauft; so wie noch später die besten Bilder aus den Sammlungen von Lafitte und Erard und noch in jüngster Zeit die schönen spanischen Bilder des Marschall Soult, für welche sich die Franzosen so schlechten Ersatz aus Spanien haben kommen lassen. So wanderten auch die Sammlungen des Lucian Bonaparte, des General Sebastiani, des Herrn de Crochart, und eine große Menge im Einzelnen von französischen und namentlich auch niederländischen Familien verkauften Bilder nach England.

Außer den Bildern kamen auch eine ausgezeichnete Menge antiker Marmorwerke dahin, besonders aus Italien und Griechenland, z. B. die berühmten Elgin-Marbles. Endlich auch erstaunlich viele seltene Bücher, namentlich alte Handschriften mit Miniaturen, auf deren großen Reichthum und Werth Herr Waagen mit Vorliebe aufmerksam macht.

Das erst 1759 eröffnete britische Museum ist zwar durch großartige, nur englischen Privatleuten mögliche Schenkungen, sehr bereichert worden; doch überwiegen die Privatsammlungen, die in London und überall in den Schlössern auf dem Lande zerstreut sind und deren Reichthum sich kaum übersehen läßt. Auch der Verfasser war lange nicht im Stande, alle kennen zu lernen, da ihre Menge zu groß und der Zugang zu einigen äußerst schwer, wo nicht unmöglich ist.

Da der Verfasser, so viel als möglich, die Geschichte jeder einzelnen bedeutenderen Sammlung zu erforschen gesucht hat, theilt er auch von den vorzüglichsten Bildern die Kaufsummen mit, welche sie zu verschiedenen Zeiten gekostet haben. In der letzten Zeit sind gute Bilder auf einen fabelhaften Preis gestiegen, was jedoch Männer wie Sir Robert Peel nicht abgehalten hat, mit großer Auswahl und in nicht geringer Anzahl zu kaufen. Die Preise für ein einziges Bild gehn öfters in die hunderttausende. Da finden wir ein einfaches Portrait von Rubens (het Spaansch Hoedcho, ein Mädchen in einem spanischen Hut) mit 24500 Thalern bezahlt, zu geschweigen größerer Bilder, z. B. eines Correggio, für den über 800,000 Francs geboten wurden.

Jede wichtigere Sammlung hat der Verfasser sorgfältig durchmustert und die vorzüglicheren Bilder der Reihe nach beschrieben und sein Urtheil über Autorschaft und Kunstwerth beigefügt. Diese beurtheilenden Verzeichnisse nehmen bei weitem den größten Raum des Buches ein, und werden noch in späten Zeiten den Kunstfreunden als Leitfaden dienen. Möchte es doch endlich möglich werden, ein kritisches Verzeichniß aller noch vorhandenen echten Kunstwerke aller berühmten

älteren Meister zu Stande zu bringen. Möchte Herr Waagen uns auch noch ein Werk über Italien, Deutschland und Petersburg schreiben, wie das über England und Paris. Möchte eine Kunstakademie (ohne Vorurtheil, wenn es möglich ist) die Uebersicht und kritische Sichtung des Vorhandenen übernehmen und in einem großen Werke niederlegen. Waagen erinnert daran, was Liebe zur Sache, Erudition und Anschauung vermögen, um in einem scheinbar unermeßlichen und unendlich verwickelten Terrain dennoch die Orientirung zu finden.

Ins Einzelne seines Werkes können wir hier nicht eingehen. Sein bescheidenes und doch freimüthiges Urtheil und seine große Sachkenntniß fand in England viel Anerkennung. Die vornehmsten Häuser nahmen ihn gastfreundlich auf. Auch hatte er die Ehre, einer vom Parliament niedergesetzten Commission, welche über die Mittel rathschlagte, den Sinn für die bildenden Künste in England zu heben und dieselben vortheilhaft auf die Industrie anzuwenden, öffentlich sein Gutachten vorzutragen, nachdem er dazu aufgefordert worden war. Bei diesem Anlaß bemerkt er sehr richtig, daß Kunst und Leben in einem innigen Zusammenhange stehen sollten, daß es aber vor der Hand noch unmöglich scheint, das gemeine Leben durch Kunst zu verschönern, zumal in England, wo alle Thätigkeit des Volks ausschließlich dem Nützlichen zugewendet und die Kunst nur eine Luxussache der Reichen ist. Er empfiehlt den Engländern Kunstvereine wie in Deutschland und öffentliche Ausstellungen von Mustern, um den Geschmack der Industriellen allmählich zu läutern.

Ueber die neuere Kunst überhaupt und die gegenwärtige Stellung der Künstler stellt er folgende Betrachtungen an: „Bei den Griechen ging Kunst und Leben Hand in Hand. Die ganze äußere Erscheinung des Lebens, zumal die Kleidung, war von der Art, daß sie ganz so den Gesetzen der Schönheit und des Geschmacks, welche die höchsten Kunstaufgaben erfordern, genügte. Dem Künstler drängten sich daher seine Studien unwillkührlich in seiner lebendigen Umgebung auf, welches ein unermeßlicher Vortheil ist. Denselben genoß er für das Studium des Nackten bei den öffentlichen Leibesübungen in den Palästren. Hatte im Mittelalter das äußere Leben auch nicht diesen rein plastischen Charakter, so fand doch wenigstens der malerische Sinn in manchen Beziehungen, in der Architektur, in verschiedenen Trachten, in der Pracht und Mannichfaltigkeit der Stoffe seine Nahrung. Allmählich aber hat sich in der ganzen äußeren Umgebung eine solche Häßlichkeit, Unnatur und Geschmacklosigkeit ausgebildet, daß der Historienmaler sein Werk mit der gänzlichen Abstraktion von der ihn umgebenden Wirklichkeit, worin er für seine Zwecke auch gar nichts findet, beginnen muß. Lediglich aus seiner Phantasie kann er schaffen, und das Einzelne mit den todten, kümmerlichen Hülfsmitteln von Modellen und mit künstlich über Manequins gelegten Gewändern ausbilden. Bedenkt man, was unter solchen Umständen dazu gehört, um ein Kunstwerk hervorzubringen, welches in allen Theilen den Eindruck des Geistreichen, Lebendigen, Augenblicklichen hervorbringt, so muß man sich billig für einen Künstler, der solches leistet, von der allergrößten Bewunderung durchdrungen fühlen, und wird einzelne Mängel nachsichtiger beurtheilen. Dabei ist leider die Stellung der Historienmalerei dem Publikum gegenüber noch immer wesentlich keine andere, als in den letzten Jahrhunderten; denn was man auch von dem zunehmenden Interesse für bildende Kunst bei den kultivirtesten Nationen Europas seit den letzten dreißig Jahren rühmen mag, so hat sich dieses theils vornehmlich auf die anderen Gattungen der Malerei, Gesellschaftsstücke, Landschaften 2c., erstreckt, theils ist dasselbe, mit sehr einzelnen Ausnahmen, immer nicht lebhafter, als daß der Kunst, gleich einer Parthie Whist oder L'Hombre, auch eine Stelle unter den mancherlei Zerstreuungen der Menschen eingeräumt worden ist. Selbst diese Art von Interesse bewegt sich aber in verhältnißmäßig kleinen Kreisen; denn von den unteren Volksklassen, dem Bauer, dem Tagelöhner, gar nicht zu reden, finden sich unter den sogenannten gebildeten Ständen immer Hundert gegen Einen, für welche die bildende Kunst gar nicht existirt. Wie unendlich weit sind wir also noch davon entfernt, dieselbe ein allgemeines geistiges Bedürfniß nennen zu können! Erscheint nun, so im Großen und Ganzen betrachtet, das Interesse für die Kunst unserer Tage immer nur als gering und oberflächlich, so ist dieses noch mehr der Fall für die Kunstwerke früherer Epochen, wird aber noch ungleich schwächer und vereinzelter, wenn es darauf ankommt, dieselben in einem historischen Zusammenhang aufzufassen. Wie lebhaft ich daher auch von der hohen Würde des Studiums der Kunstgeschichte durchdrungen bin, deren Aufgabe es ist, die Offenbarungen des göttlichen Geistes in der Form der Kunst in ihren eigenthümlichen Gestaltungen bei den verschiedenen Völkern, in ihren Veränderungen zu den verschiedenen Zeiten, in ihren mannichfaltigen und bedeutenden Einwirkungen auf die Menschheit, zu verfolgen, so kommt mir doch dasselbe in unseren Tagen oft so unfruchtbar vor, wie die Arbeit der Danaiden. Da nun jeder nicht in dumpfem Hinbrüten versunkene Geist den Werth seines Daseyns nach dem Maaßstabe anschlagen muß, in welchem er durch eine fruchtbare Einwirkung auf seine Zeitgenossen in das unendliche Getriebe der geistigen Weltökonomie thätig eingreift, wandelt mich manchmal das niederschlagende Gefühl an, ganz umsonst gelebt zu

haben. Nur die Erfahrung, trotz der allgemeinen Indolenz und Barbarei in Beziehung auf Kunst und ihre Entwicklung, in einzelnen, wenn gleich seltenen Fällen, den Sinn dafür in seiner tieferen, ernsten Bedeutung geweckt und genährt zu haben, und die daraus gewonnene Ueberzeugung, daß die Fähigkeit für diese Art der Aeußerung des Geistes, deren Eigenthümlichkeit durch nichts anderes ersetzt werden kann, noch nicht ganz ausgestorben, kann mir bei so trüben Betrachtungen einigen Trost gewähren."

Mit getrosterem Muthe äußert er sich bei einem anderen Anlaß über das Verhältniß des Protestantismus zur Kunst: „Es gehört zu den beliebten Gemeinplätzen, daß den Protestanten vermöge ihrer Religionslehre eine bildende Kunst von kirchlichem Charakter versagt sey. Wäre dieses wirklich der Fall, so befänden sie sich gegen die Katholiken in einem großen Nachtheil. Denn weit entfernt, die Religion zu entweihen, bietet die bildende Kunst eins der wichtigsten Mittel dar, um in den weitesten Kreisen das religiöse Gefühl auf die würdigste, eindringlichste und verständlichste Weise anzuregen. Da jede echte Kunst diese Anregung vermittelst einer schönen Darstellung der heiligen Gegenstände bewerkstelligt, übt sie zugleich in großer Allgemeinheit auf Erweckung und Ausbildung des in der Brust jedes Menschen schlummernden Schönheitssinns einen mächtigen Einfluß aus, und wirkt so in verschiedener Beziehung auf die geistige Bildung und Veredlung des menschlichen Geschlechts auf das Entschiedenste ein. Ganz besonders aber würden sich die bildenden Künstler evangelischen Glaubens bei der Richtigkeit jener übel befinden, denn es wäre ihnen dadurch die Sphäre verschlossen, worin die bildende Kunst im Alterthum wie im Mittelalter ihr Höchstes geleistet hat. Um aber jene vorgebliche Unfähigkeit der Protestanten zu einer kirchlichen Kunst zu beweisen, müßte dargethan werden, daß ihnen ihre religiöse Ueberzeugung keine Gegenstände darbietet, wofür sie sich künstlerisch begeistern können. Da sie indeß den Inhalt der ganzen heiligen Schrift mit den Katholiken als Gegenstand des Glaubens gemein haben, möchte ein solcher Beweis sich schwer durchführen lassen; man müßte denn annehmen, daß die göttliche Verehrung der Jungfrau Maria und die Legenden der Heiligen die einzigen geeigneten Gegenstände wären, eine künstlerische Begeisterung hervorzurufen, was doch selbst der eifrigste Katholik anstehen würde zu behaupten. Auch lehrt die Erfahrung, daß das bei den Protestanten Jedermann zugänglich gemachte und so zum Gemeingut gewordene reine Wort Gottes in anderen Künsten der Quell einer höchst frischen und tiefen Begeisterung geworden ist, und Werke von hoher Bedeutung und sehr bestimmter Eigenthümlichkeit hervorgerufen hat. Ich brauche hier nur für die Musik an Händel und Sebastian Bach, in der Poesie an Paul Gerhard und an Milton zu erinnern, in deren Werken eine echt evangelische Begeisterung weht. Warum sollte nun den Protestanten allein in den bildenden Künsten der Ausdruck ihrer religiösen Gefühle versagt seyn? Als Beweis dafür wird gewöhnlich der Umstand geltend gemacht, daß die Protestanten in den drei Jahrhunderten seit der Reformation keine irgend bedeutenden Werke bildender Kunst von kirchlichem Charakter hervorgebracht haben. Diese Erscheinung ist indeß, meines Erachtens, die nothwendige Folge von ganz anderen Ursachen. Zuvörderst erinnere ich hier an jene allgemeine Abnahme des Sinns für die geistige Auffassung vermittelst der Anschauung, welche gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts eintrat, nachdem durch die vollständige Verbreitung der Buchdruckerei die Auffassung vermittelst der Sprache, als dem Organe des Begriffs, in früher unerhörtem Maaße für Jedermann zugänglich geworden war. Ein Hauptgrund, weßhalb auch in katholisch gebliebenen Ländern die bildende Kunst in ihren kirchlichen Produktionen ihre große Bedeutung, ihre alte Heiligkeit und Naivetät des Gefühls einbüßte. Bei den Protestanten zur Zeit der Reformation mußte sich aber überdem durch die Wahrnehmung, daß die Katholiken bei der religiösen Andacht vor den Bildern zu häufig das Abbild der Gottheit für die Gottheit selbst nahmen, und so wieder in den Götzendienst verfallen waren, welchen die Christen so sehr an den Heiden verabscheuten, ein heftiger Widerwille gegen alle Bilder in den Kirchen festsetzen und deren Zulassung auf lange Zeit verhindern. Ja dieser besteht theilweise noch heut und vielleicht nirgend hartnäckiger, als hier in England, indem die herrschende Kirche durch die wiederholten Wechsel, Kämpfe und Gefahren, welche sie von Heinrich VIII. bis auf Jakob II. zu bestehen gehabt, mehr als in irgend einem anderen protestantischen Lande in allen Theilen erstarrt und unbeweglich geworden ist. Wurde es doch dem sehr religiös gesinnten Maler West von der Geistlichkeit nicht gestattet, als er sich erbot, die nackten und einförmigen Wände der Paulskirche unentgeltlich mit Malereien religiösen Inhalts zu schmücken. Nachdem aber endlich seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mit einer neuen Weltepoche ein an Geist und Leib frischeres und gesunderes Geschlecht aufgekommen, ist wenigstens in Deutschland mit dem Bedürfniß zur Religion in Manchem auch das an einer anschaulichen Auffassungsweise derselben, mithin zur kirchlichen Kunst, erwacht."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 22. Januar 1840.

Kunstgeschichte.

1) Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von Dr. G. F. Waagen, Direktor der Gemälde-Gallerie des k. Museums in Berlin. Drei Theile. Berlin, Nicolai, 1838, 1839.

(Fortsetzung.)

„Die Künstler, so seitdem diesem geistigen Bedürfnisse der Zeit entgegen gekommen sind, gehören nun aber eben sowohl der protestantischen, als der katholischen Kirche an. Ja der Geist und die Gefühlsweise, welche sich in den kirchlichen Bildern beider aussprechen, stehen ungefähr auf gleicher Höhe, und beweisen, daß die Fähigkeit beiden ziemlich in gleichem Maaße innewohnt. Selbst in der ganzen Auffassungsweise zeigen diese Werke eine große Verwandtschaft, das Ergebniß der heutigen, den Mitgliedern aller Confessionen gemeinsam gewordenen geistigen Bildung und Weltanschauung; denn die heutigen katholischen Maler sind eben so wenig Katholiken im Sinn derer des 15ten Jahrhunderts, als die protestantischen in dem Sinne ihrer Glaubensgenossen des 16ten Jahrhunderts. Wenn daher manche ursprünglich protestantische Künstler aus dem Grunde zum Katholicismus übergetreten seyn sollten, um dadurch bessere Bilder kirchlichen Inhalts zu malen, so haben sie sich, meines Erachtens, in einem Irrthume befunden. Hoffentlich wird sich in Deutschland dieser neue Bund der Religion mit den bildenden Künsten, also mit dem Schönen, immer mehr befestigen, immer weiter ausbreiten!“

Da der Verfasser, wie wir sehen, die Kunst im Großen auffaßt und sich keineswegs in der Mikrologie der Specialbeurtheilung verliert, so hat er auch bei seinen Reisen durch England überall der Baukunst und selbst auch der Gartenkunst seine Aufmerksamkeit gewidmet und darüber viele feine Bemerkungen mitgetheilt.

Obgleich ein guter Preuße und Deutscher, der selbst gegen Napoleon mitgefochten hat, fühlte sich der Verfasser doch durch die unwürdige Behandlung indignirt, die Wellington der berühmten kolossalen Statue Napoleons von Canova hat angedeihen lassen. Er hat dieselbe nämlich in einen engen Treppenraum eingesperrt, wo man sie nicht einmal übersehen kann.

Zu Theil II. Seite 316 wäre zu bemerken, daß das vermeintliche Portrait Masaniellos von Salvator Rosa um so weniger nicht seyn kann, als sich in Neapel im Museum ein wohl echtes Portrait dieses Fischerkönigs befindet, das ihn ganz plebejisch, noch jung, jovial und äußerst verschmitzt darstellt.

Im dritten Theile schildert der Verfasser die Kunstschätze von Paris. Er beginnt wieder mit einer historischen Einleitung. „Auch hier ging das Sammeln von Kunstwerken vom Hofe aus. Mit Recht kann man den trefflichen König Karl V. (reg. von 1363—1380) als den ersten ansehen, welcher sich damit befaßt hat. Die größeren Skulpturen, Malereien und Glasgemälde, womit er seine Schlösser, namentlich das Louvre, geschmückt hatte, sind jetzt nicht mehr vorhanden, wohl aber eine Anzahl der Manuscripte seiner, nach einem gleichzeitigen Catalog 1122 Nros. enthaltenden und ebenfalls im Louvre aufbewahrten Bibliothek, welche heut vornehmlich wegen der vortrefflichen Miniaturen wichtig und als eine große Bildersammlung im kleinen Maaßstabe zu betrachten ist. — Der erste Sammler von Kunstwerken aller Art im großartigen Maaßstabe aber war König Franz I. (reg. v. 1515—1547), der von keiner anderen Seite so sehr zu seinem Vortheil erscheint, wie als Beförderer der Künste und Wissenschaften in seinem Reiche. Von der hohen Blüthe, welche die bildenden Künste zu seiner Zeit in Italien erreicht hatten, auf das lebhafteste durchdrungen, bemühte er sich nicht

allein auf alle Weise möglichst viele Kunstwerke aus Italien zu erwerben, sondern wo möglich diese Kunst selbst in allen ihren Verzweigungen nach Frankreich zu verpflanzen." Sein Sohn und Nachfolger Heinrich II. folgte seinem Beispiel und besonders Fontainebleau wurde damals durch Kunstwerke verherrlicht. Dieser ersten glänzenden Kunstperiode folgte zwar eine Zeit der Unruhen und Vernachlässigung, allein unter Ludwig XIV. entfaltete die Kunst aufs Neue ihren höchsten Luxus. „An der Spitze der zweiten großen Epoche für Hervorbringen und Sammeln von Kunstwerken in Frankreich steht aber Ludwig XIV. Das Gefallen an Kunstwerken mag bei ihm schon früh durch das Beispiel von Mazarin geweckt worden seyn, welcher eine ausgezeichnete Sammlung von Bildern und Skulpturen besaß. Wie Fontainebleau zur Zeit Franz's I., so bildete Versailles, die neue, kolossale Schöpfung Ludwigs XIV., zu seiner Zeit den Mittelpunkt der künstlerischen Unternehmungen, deren oberste Leitung dem Lieblingsminister des Königs, Colbert, übertragen worden war. Der Sinnesweise des Königs gemäß strebten aber alle Künste nach Darlegung des Reichen, Glänzenden, Pomphaften, als welches nach der Ansicht Ludwigs dem Wesen eines höchsten Herrschers allein entsprach. Huldigten diesem Princip schon die Architekten, ein Le Beau, der jüngere Mansard, Perrault und Desgodez, in Schöpfungen wie Versailles, einem Theil des Louvre und der Tuilerien, dem Hôtel des Invalides, so hat doch Niemand demselben vollständiger Genüge geleistet, als der berühmte Maler Charles Lebrun, welcher auf Colberts Verwendung eine Reihe von Jahren alle Unternehmungen im Gebiete der Malerei und Skulptur in so despotischer Weise leitete, daß er auch hierin seinem Herrn Ehre machte. Ludwig XIV. begnügte sich indeß nicht damit, seine Schlösser durch die Künstler, welche ihm zu Gebote standen, auf das Prachtvollste verzieren zu lassen, er faßte den Entschluß, eine Bildersammlung der großen Meister aller Schulen anzulegen." Dann schildert der Verfasser die für den König aufgekauften Sammlungen, worunter auch eine sehr ausgezeichnete des Banquier Jabach von Köln war. Nach dem Beispiel des Königs legten auch eine Menge reiche Pairs und Privatleute Kunstsammlungen an, unter denen die des Herzog Regenten Philipp von Orleans die größte und berühmteste, die des Herrn Crozat eine der ausgewähltesten war. Es wäre überflüssig, sie alle zu nennen, da sie doch im Sturm der Revolution zu Grunde gingen und das Beste davon nach England kam. Selbst die königlichen Kunstschätze wurden damals großentheils verschleudert und Manches davon befindet sich vielleicht noch in irgend einem Winkel, da im Handel und Wandel nichts davon vorgekommen ist.

Mit Napoleon begann die dritte und glänzendste Kunstperiode für Frankreich, denn in noch weit größerem Maaße, als Ludwig XIV. es durch Kauf vermocht hatte, schleppte Napoleon als Sieger Europas durch Gewalt der Waffen die geplünderten Kunstschätze Italiens, Spaniens, der Niederlande und zum Theil auch Deutschlands zusammen und einverleibte sie seinem großen Musée Napoleon, wohin seitdem die Kunstfreunde in Schaaren wallfahrten. Bekanntlich mußte ein großer Theil dieses Raubes 1815 wieder ausgeliefert werden, indeß ist Paris immer noch sehr reich an alten Schätzen und hat auch neue gesammelt, obgleich es gar viele hat nach England gehen lassen, wie wir oben schon bemerkt haben.

Auch dieser dritte starke Band ist ganz voll von Verzeichnissen der besondern Sammlungen und Beschreibungen der einzelnen ausgezeichnetsten Kunstwerke. So hat denn Herr Waagen nicht nur Hunderte, sondern Tausende von einzelnen Bildern, Skulpturen und andern Kunstwerken einzeln aufgefaßt und scharf charakterisirt.

Ueber die neuere französische Malerschule äußert sich der Verfasser: „Betrachtet man die moderne, französische Historienmalerei im Ganzen, so muß man gestehen, daß keine andere gleichzeitige sich mit ihr an Gründlichkeit des Wissens, an Beherrschung aller Mittel der Darstellung, mit alleiniger Ausnahme der selten glücklichen Färbung, messen kann. Besonders ist ihr eine, auf ein fleißiges Naturstudium beruhende, Tüchtigkeit der Zeichnung, eine feine Beobachtung der Luftperspektive, um die verschiedenen Pläne auseinanderzusetzen, und eine große Sicherheit und Bravour des Vortrags in einem seltenen Grade eigen. Der geistige Gehalt ihrer Bilder, welchen die Künstler, im Besitz so ausgezeichneter Mittel, ausdrücken, befriedigt dafür, besonders in der früheren Zeit, meist desto weniger. Statt Wahrheit und Einfachheit des Ausdrucks der Köpfe sieht man hohle und leere Phrasen, statt natürlicher und sprechender Geberden, gespreizte, oft fast krampfhafte Stellungen. In den Formen findet sich bald zu wenig, bald zu viel Natur, d. h. sie sind entweder einförmig nach einem allgemeinen Ideal von Schönheit auf Unkosten der unendlichen, lebendigen Mannichfaltigkeit individueller Schönheit der Natur gebildet, oder das zufällige Modell ist zwar correct, aber kalt in allen Theilen wiedergegeben, ohne in der Werkstatt der Künstlerschule ein, dieser eigenthümliches, Gepräge, ein erwärmendes Gefühl erhalten zu haben, oder nach der Aufgabe modificirt worden zu seyn. Bisweilen finden sich insofern beide Verirrungen vereinigt, als in den Körpern das Modell, in den Köpfen jenes leere Ideal zu sehr vorwaltet. Die große Bravour in der

Pinselführung verleitet endlich oft bei übertriebener Größe der Bilder zu einer flüchtigen und gefühllosen Decorationsmalerei. Jacques Louis David (geb. 1748, gest. 1825), der berühmte Stifter und das Haupt dieser neuen Schule, kann füglich eben so der Maler der Republik, wie Lebrun der des Despotismus genannt werden. Ein männlich-starkes, herbes, ja grausames Gefühl, ein höchst lebhafter Sinn für Correctheit und Schönheit der Form, eine wüthende Begeisterung für die Freiheit und ein glühender Haß gegen die Tyrannen. Beides im Sinne der Jakobiner, bilden die Grundmotive seiner besten Werke. — Gerard, geb. 1770, gest. 1836. Ein feines, edles, höchst gebildetes Gefühl der elegischen Art spricht sich in seinen, nach eigener Neigung erfundenen, historischen Bildern aus; seine sehr ungleichen Portraite sind durchgängig mit Geschmack aufgefaßt, und die gelungensten gehören zu den besten der neueren Zeit. Mit einer reinen Zeichnung und einem seltenen Sinn für Grazie verbindet er eine bessere Färbung, als die meisten französischen Maler." Folgen Gros, Trioson, Prud'hon &c.

„Nach der Restauration traten in der französischen Schule verschiedene, sehr bedeutende Veränderungen ein, deren erste durch Horace Vernet (geb. 1789) bewirkt wurde. Ganz im Gegensatz mit den bisher befolgten Principien von Styl und von Nachahmung der Antiken, ging er von der unmittelbaren Auffassung aus dem Leben aus. Eine seltene Vielseitigkeit und Schärfe der Beobachtungsgabe, verbunden mit einer, bei Künstlern aus der besten Zeit häufigeren, in unseren Tagen aber sonst fast beispiellosen, Fähigkeit, das in der Natur Geschaute, und selbst die vorübergehendsten Momente, so in der Einbildungskraft festzuhalten, daß er es ohne neue Zuziehung der Natur in großer Lebendigkeit wiederzugeben im Stande ist, eine bei den Franzosen so höchst seltene Kraft und Glanz der Färbung, endlich eine eben so getheilte Leichtigkeit im Erfinden, als im Ausführen, sind die Haupteigenschaften, wodurch er, von der Schlachtenmalerei ausgehend, in den verschiedensten Fächern der Malerri eine Unzahl von Bildern hervorgebracht hat. Obgleich darunter keins ist, welches nicht den Stempel seines ungemeinen, malerischen Talents trägt, so sind sie doch, nachdem sie seinem, auf das dramatische Leben von Menschen und Thieren gerichteten, Naturell zusagen, mehr oder minder geistreich und ergreifend. Daß diese, mit solchem Erfolge auf Wahrheit ausgehende, Jedem verständliche Kunst, zumal im Gegensatze der bisherigen frostig-theatralischen, auf das Publikum, wie auf die Künstler einen erstaunlichen Eindruck machen mußte, ist um so natürlicher, als Vernet zuerst mit einzelnen, höchst populären Zügen aus den Feldzügen Napoleons auftrat. Die meisten Künstler wandten sich daher nun der Auffassung der unmittelbaren Natur zu, und die Costüm- und Genre-, die Landschafts- und Seemalerei wurden fleißig und zum Theil mit außerordentlichem Erfolge angebaut. Für die Aufnahme der ersteren Arten trug indeß noch der, nach der Rückkehr der Bourbons in großer Lebhaftigkeit erwachende Sinn für das Mittelalter und für die neuere Geschichte bei, woraus sich in der Poesie, wie in den bildenden Künsten die sogenannte romantische Schule hervorbildete. Wie in der Poesie artete dieselbe leider auch in der Malerei in dem Gefallen aus, durch Darstellung eines Aeußersten, Gräßlichen, Hoffnungslosen in dem Beschauer eine peinliche Seelenangst, ja oft Abscheu und Ekel hervorzubringen; daher sieht man in der Gallerie der modernen Bilder im Palast Luxemburg und sonst so vielfach Hinrichtungen, Ermordungen (wozu die Bartholomäusnacht besonders ergiebig gewesen), Wahnsinn, Verzweiflung und anderen unsäglichen Jammer gemalt und theilweise mit vielem Talent."

Mit besonders großer Ausführlichkeit verbreitet sich der Verfasser in diesem Bande über die Miniaturen in alten Handschriften, nachdem er derselben schon in England mit kürzeren Worten gedacht hat. Das Interesse für diesen Kunstzweig ist neu. Man hat nur zu lange den eigenthümlichen Werth dieser Darstellungen verkannt, ihre Erforschung und Vergleichung vernachlässigt. Viele Miniaturen besitzen schon an sich einen hohen Kunstwerth durch ihre vortreffliche Ausführung; andere aber sind für die Kunstgeschichte von großem Interesse, weil sie zum Theil aus Zeiten und Gegenden herrühren, aus denen keine anderen größeren Gemälde irgend einer Art erhalten sind.

„Die hier (in Paris) vorhandenen Manuscripte mit Miniaturen erstrecken sich von der ersten Hälfte des 8ten, bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts, mithin über einen Zeitraum von mehr als 900 Jahren. Bevor ich zu der Betrachtung derselben komme, muß ich Dir indeß zu besserem Verständniß Einiges von dem Geist und der Art der christlichen Malerei von Constantin dem Großen (337) bis gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts sagen. Die vornehmste Kunde darüber gewähren einige ältere Manuscripte mit Miniaturen, besonders in der Vaticana zu Rom, zu Florenz und in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, die Mosaiken dieser Epoche zu Rom und Ravenna und die Abbildungen der Wandgemälde in Roms Catacomben. Aus diesen erhellt nun, daß, wie in der Skulptur, mit Ausnahme der christlichen Gegenstände, welche an die Stelle römisch-mythologischer getreten waren, darin in allen Theilen die antike Malerei fortgesetzt worden ist. Ja bisweilen wurden selbst die antiken Gegenstände beibehalten und

nur anders gedeutet, wie z. B. der die Thiere durch sein Spiel anziehende Orpheus auf Christus. Demgemäß ist fürs Erste die ganze Auffassung noch durchaus antik, Lokalitäten, Tageszeiten, Zustände, wie z. B. der Schlaf, Eigenschaften der vorgestellten Hauptpersonen, finden sich öfter durch die den Alten seit so langer Zeit her geläufigen Personifikationen ausgedrückt. Desgleichen sind das Costüm, der Wurf der Gewänder, die Beiwerke aller Art noch ganz in der Weise der antiken Welt. Auch das richtige Verständniß der geistigen Bedeutung der Züge des menschlichen Gesichts zur Bezeichnung verschiedener Charaktere, welches die Alten noch nicht verloren hatten, ging auf diese christlichen Bilder über. Ebenso findet sich der architektonische Styl, oder die richtig und fein gewogene Vertheilung der Figuren in dem gegebenen Raum, das Gefühl für edle und größere Bewegungen, welches der antiken Kunst, selbst im Zustande tiefen Verfalls, eigen geblieben, hier wieder. Endlich ist auch die Art der Farbengebung, welche gegen das Helle geht, und besonders lichte und gebrochene Farben liebt, wie der breite pastose Vortrag des Pinsels, noch ganz den Bildern aus Pompeji ähnlich. Mit allen diesen Eigenschaften ist nun aber das Element der neuen religiösen Begeisterung auf das Innigste vermählt, und dadurch zugleich im Stande, das Wesen der christlichen Kunst, wenigstens in seinen allgemeinsten Grundzügen, zu umreißen, für die Hauptcharaktere eine gewisse Art der Vorstellung für immer geltend zu machen. Jenes Wesen aber besteht in dem erhabenen Ernst, der hohen, sittlichen Würde der Charaktere, der Feier in den Stellungen und Geberden und einer gewissen Innigkeit des Gefühls. Christus ist in der ältesten Zeit als unbärtiger Jüngling in ganz idealischer Weise dargestellt. Diese Art der Auffassung ging ohne Zweifel von denen aus, welche von der antiken Religion zum Christenthume übergetreten waren; denn einmal mußten diese, von Alters her gewohnt, sich ihre Gottheit durch die Kunst sinnlich zu veranschaulichen, sich ungleich eher zu einer Darstellung Christi entschließen, als die aus dem Judenthum zu Christen Bekehrten, welchen ihre alte Religion jede Darstellung der Gottheit streng verbot. Alsdann aber mußten jene Heidenchristen, aus dem Kreise ihrer Anschauungen heraus, sich Christus nothwendig, gleich dem Apoll oder Merkur, als eine jugendliche Gottheit vorstellen. Um etwas später kommt jener bekannte Typus Christi, als Mann mit länglichem Gesicht, gescheiteltem Haar und gespaltenem Bart auf, welchem mehr eine Tradition seines wirklichen Aussehens zum Grunde zu liegen scheint, und worauf daher die Judenchristen wenigstens mittelbar Einfluß gehabt haben mögen. Die Engel sind als Jünglinge in römischer Tunica und Toga, in den ältesten Denkmalen ohne Flügel, bisweilen mit langen Stäben, den Sceptern der Alten, gebildet 2c."

„Bis gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts wurde diese Art von Kunst im östlichen wie im westlichen Reiche, wie es scheint, in gleicher Weise und ohne merkliche Abnahme ausgeübt. Von dieser Zeit an tritt aber in beiden Ländern ein erheblicher Unterschied ein. In Italien, wo in Folge der Bezwingung der Gothen durch Justinian und des Einfalls der Longobarden eine lange Zerrüttung und große Verarmung statt fand, wurde die Ausübung der Kunst seltener und artete in große Rohheit aus. Im östlichen Reich, namentlich in Constantinopel, wurde dagegen durch dessen Aufnahme unter Justinian die Kunst in allen Theilen noch länger in der obigen Weise, öfter mit großem Geschick und in reichem Maaße, fortgepflanzt. Daneben bildete sich indeß, wie manche Denkmale zeigen, schon früh eine eigenthümlich byzantinische Kunstweise aus, wofür eine gewisse Trockenheit und Magerkeit der Formen, übertrieben lange Verhältnisse, ein enges und straff angezogenes Gefälte, ein grelles Zinnoberroth und Blau, ein häufiger Gebrauch des Goldes, besonders als Schraffirungen in den Gewändern, in Nimben und in den Gründen, besonders charakteristisch ist." Fränkische Miniaturen, die wahrscheinlich viel Antikes hatten, finden sich nicht mehr vor, außer von Karl dem Großen an. Die englischen, die sich erhalten haben, sind dem Antiken nachgebildet, doch barbarisch, geistlos, mager in der Zeichnung, obwohl technisch zierlich.

Auf einem byzantinischen Miniaturbild aus dem 9ten Jahrhundert findet sich zum ersten Mal der Teufel. „Der Teufel, dessen älteste Art der Auffassung vielleicht hier zu sehen, ist in ganz menschlicher Gestalt, nur mit Flügeln und von grauer Farbe vorgestellt. Von den späteren Mißformen findet sich keine Spur, nicht einmal das Gesicht ist verzerrt." Noch auf Bildern des 10ten Jahrhunderts kommen ganz antike Auffassungen vor, z. B. hinter David steht die allegorische Figur der Stärke, Pharao wird von der allegorischen Figur der Tiefe hinabgezogen 2c.

Mit Karl dem Großen begann eine neue Blüthe der abendländischen Kunst. Auch unter ihm herrschte Anfangs noch der byzantinische Typus und etwas fränkische Rohheit, mit Hinneigung zur Pracht in den großen Initialen, aber unter den sächsischen Kaisern kam durch die Verbindung mit Griechenland immer mehr Geschmack in die Miniaturen. Bis dahin behauptete sich immer noch eine antike Auffassungsweise.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. Januar 1840.

Kunstgeschichte.

1) Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von Dr. G. F. Waagen, Direktor der Gemälde-Gallerie des k. Museums in Berlin. Drei Theile. Berlin, Nicolai, 1838, 1839.

(Schluß.)

Im 11ten Jahrhundert verfiel die Kunst. Erst im 12ten blühte sie wieder auf und jetzt erst hatte sie die antike Form völlig abgestreift und trat in eigenthümlich mittelalterlich romantischer Weise auf. „Die aus der alten Welt stammende, so viele Jahrhunderte mit im Ganzen immer abnehmendem Verständniß fortgepflanzte Kunstart erreicht endlich, völlig ausgeartet, ihre Endschaft. Neben der auf Feier und ruhige Würde ausgehenden Auffassung derselben, deren Motive ihr Verständniß verloren hatten, kommt eine phantastisch-dramatische auf, welche, in dem Unvermögen, sich naturgemäß auszudrücken, in dem Bestreben, deutlich zu werden, zu gewaltsamen, übertriebenen, fast verrenkten Stellungen greift, und in vielen Fällen sich selbst auf die heiligsten Personen, als Christus (der noch bisweilen jugendlich, häufiger im Mosaikentypus erscheint), den eben so gebildeten Gott Vater, die Apostel u. a. m. erstreckt. Wie aber für diese die ursprüngliche Tradition meist beibehalten wird, so auch für die heiligsten Vorstellungen die alte symmetrische Anordnung, welche sonst einer mehr willkührlichen und zufälligen Platz macht. In dieser neuen Kunstart werden eine Menge abenteuerlich-phantastische Erfindungen ausgedrückt, denen die Apocalypse einen besonders reichen und beliebten Stoff darbietet. Mit Ausnahme der heiligsten Personen, tritt hiermit durchgängig das jedesmalige Costüm der Zeit ein, ja selbst diese sind bisweilen nicht ganz frei davon. Die Falten der antiken Gewänder werden sehr eng und anschließend, so daß die Gestalt der Körper sich sehr wohl darin zeichnet, und zeigen meist die den gleichzeitigen Skulpturen nachgebildete parallele Form und die spitzen, in einandergeschobenen Keile. Für die Gesichter wird ein neuer, vereinzelt schon im 10ten Jahrhundert vorkommender Typus allgemein. Das Oval ist sehr rund und reichlich ausgeladen, zumal nach unten, die einzelnen Theile im Verhältniß dazu sehr klein &c."

Nur in Italien behauptete sich noch byzantinischer Einfluß, der auf eine eigenthümliche Weise mit dem gothischen stritt und verschmolz. Cimabue repräsentirt noch mehr das byzantinische, Giotto steht als Schöpfer eines neuen Kunstlebens da. „Als mit dem 14ten Jahrhundert der Einfluß des Gothischen in der Architektur und Skulptur überwiegender wurde, erhielt die Malerei durch das energische und erfindungsreiche Genie des Giotto zwar ebenfalls eine neue, aber ganz eigenthümliche Richtung, welche darin, daß sie sich in vielen Theilen auf eine freiere Beobachtung aus dem Leben begründete, Costüm und andere Aeußerlichkeit aus der Zeit nahm, und vorzugsweise nach dem Dramatischen strebte, zwar mit der in den andern Abendländern und in manchen Fällen in Italien schon früher in Aufnahme gekommenen Kunstart übereinstimmte, sie aber durch größere Entschiedenheit und mindere Verzerrung im Ausdruck der Köpfe, ein sinnreicheres und graziöseres Handhaben der Geberden, endlich durch mehr Gefühl für Massen und Linien in den Compositionen, an Deutlichkeit und Schönheit übertraf."

Aber auch im Norden, namentlich in den Niederlanden schritt die Kunst weiter, und damals schon stand die niederländische Schule durch ihre Tendenz zur individuellen Naturwahrheit der italienischen entgegen, die immer mehr zum schönen Typus tendirte. „Der Abschnitt vom Jahre 1360—1410 ist für die Abendländer die Uebergangsepoche von schematischer zu individueller Kunst. Mit dem Gefühl für das Naturwahre erwacht auch der Sinn für das Malerisch-Schöne. Aus den

bunten, illuminirten Federzeichnungen werden allmählich harmonische, nur mit dem Pinsel ausgeführte Gemälde, an die Stelle des goldenen, oder des schachbrettartigen Grundes treten nach und nach, und zwar am frühesten in den Niederlanden, Andeutungen der Räumlichkeit mit den ersten, schwachen Keimen der Linien- und Luftperspektive. Außer den, in der vorigen Epoche gangbaren Gegenständen, von denen namentlich die biblischen und emblematischen in großer Ausdehnung und in einem sehr würdigen, theilweise auf Naturbeobachtung gegründeten Geist behandelt wurden, gewährte die immer mehr zunehmende Anzahl der Ritterromane, der Uebersetzungen von Klassikern, Dichtern, Reisebeschreibungen und Werken allegorischen Inhalts vielfache Veranlassung, sich in dem Dramatisch-Naturalistischen, ja im Burlesken mit Erfolg zu versuchen." Wie in Italien Giotto, so ist in den Niederlanden Eyck der Anfangspunkt eines neuen großartigen Kunstlebens.

Der wunderbare Uebergang aus der antiken Kunst durch die mittelalterliche in die neuere läßt sich vollkommen deutlich nur in den Miniaturen verfolgen, und Herr Waagen hat es mit möglichster Genauigkeit gethan, indem er eine Menge Handschriften mit Miniaturen aus den verschiedenen Zeiten namentlich anführt und ausführlich beschreibt.

Wenn wir hier vorzugsweise hervorheben, was Herr Waagen für die Uebersicht der vorhandenen Kunstwerke und für die Kunstgeschichte geleistet hat, so soll darüber nicht vergessen werden, was er in seinem Werke, obgleich es nur überall zerstreut und bei Gelegenheit einzelner Kunstwerke oder Kunstgattungen geäußert ist, zur eigentlichen Aesthetik beigetragen hat. In der Regel sind seine Beurtheilungen kurz, zuweilen lakonisch und um ihre Richtigkeit zu fühlen, müßte man das Objekt vor sich haben. Oft aber beschreibt er genauer oder knüpft Bemerkungen an, die überall seine scharfe Beobachtungsgabe, sein durch eine unendliche Fülle von Anschauungen gebildetes Auge, seinen feinen Geschmack und, was uns ganz besonders angezogen hat, mitten in der Kunst eine gute Natur verrathen, die sich von Autorität, Manier, Mode, und von keiner Affektation weder des Naiven noch des Sentimentalen, von keiner glänzenden Einseitigkeit weder in der Technik noch in der Erfindung bestechen und verführen läßt, aber auch das geringere Verdienst gern als solches anerkennt und alles Schöne, von welcher Art es sey, liebevoll in sich aufnimmt, mehr beherrscht von der Neigung, sich innig daran zu freuen, als von dem Stolze, es zu verstehen und besser als andere beurtheilen zu können. Wehe überhaupt dem Kritiker, der nur zu richten und nicht auch zu lieben, nicht auch zu genießen versteht!

2) Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung von Dr. Mises. Leipzig, Leopold Voß, 1839.

Herr Dr. Mises, der wenig, aber sehr gut schreibt, und dessen Stapelia Mirta und vergleichende Anatomie der Engel nicht in der Manier, wohl aber in der Feinheit der Empfindung und des Humor an Jean Paul erinnern, hat hier wieder ein kleines Schriftchen ausgehen lassen, nach seiner Weise geistreich und zartsinnig. Es handelt von einigen Bildern der letzten Leipziger Kunstausstellung, schildert dieselben sehr lebendig und knüpft an die Beurtheilung manche gar feine Bemerkung. Darunter rechnen wir z. B. Seite 20 die Unterscheidung der naiven Naturwahrheit, in der Seele ist, von der kunstgerecht vorgetragnen Sentimentalität, S. 79 die Unterscheidung des wahren, lebendigen dramatischen Zusammenwirkens einer Gruppe von der unwahren, kalten, akademischen Schaustellung der einzelnen Figuren, S. 69 das artige Kapitel über die Engelmalerei und S. 42 der Tadel individueller Motive, wo ein allgemeines Motiv vorherrschen soll. „In vielen idealisirenden Gemälden, wo es Versammlungen darzustellen gibt, z. B. bei Predigten, Brodaustheilungen u. s. w. findet man das Princip befolgt, einen recht verschiedenen Ausdruck in fast denselben idealen Gesichtern. Jeder soll sich da in seiner Weise anders afficirt zeigen von dem Gegenstande der Versammlung; ich denke aber, die dasselbe Gesicht demselben Gegenstand zugewendet haben, werden auch, allgemein gesprochen, dieselbe Affektion davon tragen müssen. Und selbst wo Verschiedenheit der Charaktere und sonstiger Umstände die verschiedene Afficirung zu motiviren scheint, schwächt sich doch in dem Maaß, als die individuellen Wirkungen in den Einzelnen sich mehr geltend machen, gar leicht der Eindruck der Ursache, die ihn geltend machen soll, da gerade das uns am Mächtigsten erscheint, was verschiedene Individualitäten zu einer Weise des Ausdrucks zu zwingen vermag. Viele altdeutsche Bilder von höchst unvollkommener Ausführung, wo etwa vor einem gekreuzigten Christus, einer Madonna u. dgl. auf der einen Seite eine Reihe Männer, auf der andern eine Reihe Frauen knieen, alle genau mit demselben Ausdruck, derselben Haltung, machen doch in dieser Hinsicht einen größern Eindruck auf uns, als so viele andere ältere oder neuere künstlich ausstudirte Bilder, wo jeder mit Gesichtszügen und Armen nach andern Richtungen fährt, denn da zerfährt unser Eindruck zugleich mit nach allen Richtungen; er theilt sich, statt sich zu vervielfältigen." Sehr wahr. Inzwischen haben sich schon ältere, zum Theil sehr berühmte Maler von diesem ästhetischen Gesetze dispensirt und so findet man z. B. auf einem sonst ausgezeichneten Meisterwerke die Dido, wie sie mit aller

möglichen Ostentation auf dem Scheiterhaufen liegend mit einem Schwert sich durchsticht, während die Personen ihres Gefolges, die den Scheiterhaufen umringen und gegen denselben mit ihrem Körper Front machen, doch gar nicht darauf hinsehen, vielmehr den Kopf abwenden und sich gleichgültig, als ob gar nichts vorginge, mit andern Gegenständen beschäftigen, z. B. eine Mutter mit ihrem Kinde.

Es wird Keinen, der sich für Kunst interessirt, reuen, diese kleine Brochure zu lesen, aus deren Anlaß wir aufs Neue die vielleicht zu wenig bekannten früheren Schriften des sinnigen Verfassers empfehlen.

Sprachenkunde.

1) Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache, worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen und vielen andern europäischen und asiatischen Sprachen, besonders in der Sanscritsprache nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet, und nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und die wichtigeren zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. Für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache von J. H. Kaltschmidt, Prof. Dr. Phil. rc. Leipzig, Hinrichs, 1838, 1839.

Wir gestehen, daß uns der vielversprechende Titel und nicht minder der Umstand stutzig gemacht hat, daß Herr Prof. Kaltschmidt mit diesem Wörterbuch hervortrat, als er kaum sein Gesammtwörterbuch der deutschen Sprache vollendet hatte, und nun fast gleichzeitig mit der Beendigung des vorliegenden schon wieder mit einem sprachvergleichenden griechischen Lexikon auf dem Platze ist. Wörterbücher, die nur billigen, geschweige denn den strengeren Anforderungen der Wissenschaft entsprechen sollen, schüttelt man doch wahrlich nicht aus den Aermeln. Zwar scheint der Verf. mit seinem sprachvergleichenden Wörterbuch mehr für Liebhaber, als für Forscher der deutschen Sprache gearbeitet zu haben, wie aus dem Zusatz auf dem Titel hervorgeht; und die Resultate der sprachvergleichenden Forschungen für die deutsche Sprache zusammenzustellen und dem größeren, liebhaberischem Publikum zugänglich zu machen, ist ein anerkennungswerthes Unternehmen, theils an sich, theils auch weil durch Verbreitung des Erforschten mehr Theilnehmer an der Forschung gewonnen und somit die Forschungen selber, wenn auch indirekt, gefördert werden. Aber selbst bei Annahme dieses beschränkteren, bescheidneren Zweckes seiner Arbeit genügt Herr Prof. Kaltschmidt mit derselben dem nicht, was verlangt und erwartet werden darf. Bei allen etymologischen Arbeiten, also auch bei einem sprachvergleichenden Wörterbuch, kommt es auf zweierlei vorzugsweise an: 1) Auf richtige, wohlerwogene Principien und 2) auf umsichtige, besonnene Anwendung derselben. Werfen wir ein paar prüfende Blicke auf jene und auf die letztere; denn zu einer erschöpfenden, umfassenden Kritik ist hier nicht der Ort. — Zuerst gehört Herr Prof. Kaltschmidt zu denen, welche ideale Wortwurzeln annehmen, die aber nirgends existiren, so wenig wie die chemischen Urstoffe, in welche unsere Chemiker die gegebenen Stoffe zerlegen, als ursprünglich existirende anzunehmen sind. Zwar braucht Herr Kaltschmidt nicht den Ausdruck ideale Wortwurzeln, sondern spricht blos von Keimen, Keimwörtern, Wurzeln, Wurzelwörtern rc.; allein die Vorstellung, die der Annahme von Keimen zu Grunde liegt, ist eben so unstatthaft, wie die, welche Schmitthenner z. B. in seiner Ursprachlehre und in seiner deutschen Etymologie vorgetragen hat. Da sollen einzelne Konsonanten als Wortkeime existirt haben, dann durch Hinzufügung von einzelnen Vokalen Keimwörter geworden seyn, ferner mittelst Vorsetzung oder Anhängung eines Hülfkonsonanten zur Wurzel sich entwickelt haben, aus der dann zuletzt ein Wurzelwort entsteht. Gewiß sehr fein, aber auch so fein, daß kein haltbares Zeug daraus zu machen ist. So z. B.: — **b, b** — ist Keim, deutsch **ab**, sanskrit pa Keimwort, **hab** und **(pat)** Wurzel, haben oder Habe und (pâthis) Wurzelwort, * die rein konsonantischen Wortkeime sind und bleiben realitätlose Fiktionen der Sprachforscher. Darum läßt sich aber aus ihnen nichts mit Sicherheit ableiten; und diese Sicherheit wird in dem Maaße geringer, in welchem man die Lautänderungen, Lautverschiebungen, Lautumkehrungen, Umstellungen, Uebergänge, Auslassungen, Abstoßungen, Einschiebungen rc., wie sie nachweisbar allerdings in förmlichen Wörtern derselben Sprache und verwandter Sprachen vorkommen, auf jene fingirten Wortkeime zurückbezieht. Dieß ist nun das Verfahren, welches Herr Professor Kaltschmidt mit seinem Princip verbindet. Die Folge davon ist, daß die Willkühr der Sprachvergleichung zum System erhoben wird, um so mehr, als es in diesem System noch nebenbei als ausgemacht angenommen wird, daß die Sanscritischen Wurzelwörter und resp. Wortwurzeln zu den lateinischen, griechischen und deutschen sich verhalten, wie die Quellen zu den abgeleiteten Gewässern. Es kann nicht fehlen, daß bei der wirklich statthabenden Verwandtschaft der verglichenen Sprachen viele treffende und richtige Wortzusammenstellungen und manche befriedigende Worterklärungen

* pa netzen, (pat) pot (o) trinken, pâthis (Meer).

im Lexicon angetroffen werden; eben so viele sind aber auch schief, falsch, ganz und gar verkehrt. Man urtheile selber nach folgenden Anführungen aus dem vorausgeschickten Verzeichniß der indischen und deutschen Wurzelwörter, wobei zu bemerken ist, daß das indische Wurzelwort voransteht: 1) Kac, kuc (ertönen, schreien), gr. κωκύω, κοκκύζω, lat. coaxo (?), cuculo, fr. coasse, engl. quack, lith. kaukiu, russ. kokaiu; quaken, quieken, Gukuk, quengeln (?); 2) yug (lösen, werfen), lat. jacio, fr. jette; scheuchen, schüchtern, jagen, Jagd, haschen, Hase, schicken, Kugel, Hagel, Kunkel, Kicher, Gicht, Kachel, Schachtel, Köcher, Koken, Schuh, Schacht, Jacke.

Genug zum Bewundern oder Bemitleiden eines gar zu verkünstelten Scharfsinnes, dessen Verirrung keines Beweises bedarf. Daß Hase z. B. nicht zu yug, sondern zu çaç ([spr. ßaß] springen) gehört, daß Kugel, Kunkel, Gicht rc. nicht auf eine und dieselbe Wurzel, am wenigsten auf yug zurückzuführen seyen, gibt jeder besonnene Forscher zu, der sich bescheidet, nicht weiter gehen zu wollen, als der Boden der Erfahrung gestattet. Wahrlich, Herr Prof. Kaltschmidt hat durch sein Wörterbuch in unseren Augen keineswegs die Berechtigung erworben, Grimms und Graffs Sprachforschungen vorzuwerfen, „sie hätten Ostentation getrieben, einen großen Lärm gemacht, unverarbeitete Sammlungen und einen blendenden, gelehrten Apparat ausgekramt.“ Wer bei so gründlichen Werken von Auskramung eines blendenden Apparates reden kann, der hat sie entweder nicht studirt oder — nicht verstanden.

2) Wörterbuch der deutschen Synonymen. Von F. L. K. Weigand, Dr. phil. und Lehrer an der Realschule zu Gießen. 1r Bd. A—G. Mainz, Kupferberg, 1840.

Ein glücklicher Versuch, die Ergebnisse der etymologisch-historischen Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Sprache für die Synonomik auszubeuten. Wir nennen diesen Versuch glücklich, da er wirklich auf viele Synonomen ein neues Licht wirft und einem gewissen Herumtappen und Herumtasten auch hier ein Ende zu machen anfängt. Dem Verf. fehlt es nicht an der nöthigen Sprachgelehrsamkeit und dem erforderlichen Scharfsinn, ohne welche ein solches Unternehmen nicht gelingen kann; und wir freuen uns, daß er schon jetzt damit hervorgetreten ist. Denn wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die ganze Arbeit vielleicht wird von vornen begonnen werden müssen, wenn einmal das verheißene Grimm'sche große Wörterbuch erschienen seyn wird; so steht doch zu befürchten, daß Grimm, bei seiner Lust zu forschen und nicht abzuschließen, uns noch lange wird warten lassen. Besonders Lehrern der deutschen Sprache empfehlen wir vorliegende Synonymik; wie es denn eine ganz vortreffliche Uebung ist, Synonymen erklären und dann im eigentlichen Sinn anwenden zu lassen. Für den Liebhaber der Sprache ist ein solches synonymisches, auf Etymologie zurückgehendes Wörterbuch eine wahrhaft erfreuende, Wissen und Einsicht fördernde Lektüre. In den Grundsätzen der Etymologie schließt sich der Verf. an Schmitthenner an, ohne ihm jedoch unfrei anzuhangen; vielmehr hat er dessen nebulose Lehre von idealen Wortwurzeln mit Recht auf sich beruhen lassen. Eben so wenig läßt er sich auf etymologisches Deuteln ein, geht nur so weit, als die etymologische Verwandtschaft klar und gesetzmäßig erweisbar ist, und führt eben deßhalb häufig ganze Stellen aus den gothischen, althochdeutschen rc. aufbewahrten Schriftdenkmalen an, worin das Wort in der Grundbedeutung vorkommt.

3) Ueber die Nothwendigkeit einer Abstellung des Lateinschreibens und Redens auf Schulen und Universitäten. Von J. W. Neumann, Bürgermeister zu Lübben rc. Berlin, 1839. In Commission bei Bechtold und Hartje.

Alles, was seit zwanzig Jahren aufs Neue gegen das Lateinschreiben und Reden, theils aus patriotischen, theils aus pädagogischen und selbst philosophischen Gründen gesagt worden ist, wird hier auf eine geistvolle Weise wiederholt, zusammengestellt und mit Beredsamkeit vorgetragen. Ref., welcher als Rector einer realistisch-technischen Lehranstalt ganz und gar nicht der Meinung ist, nur die klassisch-gymnasiale Bildung sey die allein und einzig treffliche, muß dennoch das Lateinschreiben und Reden auf Gymnasien und Universitäten in Schutz nehmen, und zwar aus einem einzigen, aber er meint schlagenden Grunde: „Wer eine fremde Sprache nicht schreiben und sprechen kann, kann sie nicht, versteht sie nicht einmal genügend, weiß von ihrem Geiste nichts, und kann diesen, in der Literatur webenden Geist der fremden Sprache nicht auf sich wirken lassen, wird durch ihn nicht gebildet.“ Eine fremde Sprache aber vollkommen inne haben, aber nur dieses vollkommen Innehaben bildet gewiß ungemein. Da diese fremde Sprache auf Gymnasien aus vielen Gründen nur die lateinische seyn kann, nicht aber die griechische, oder eine neuere; so muß, wenn die Gymnasien ihres Hauptzweckes nicht verfehlen sollen, das Latein bis zum fertigen und korrekten Lateinschreiben und Lateinsprechen getrieben werden. Die gegenwärtig vorherrschende abstrakte Methode führt freilich selten, oder nur mit übermäßigen Anstrengungen dahin.

W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. Januar 1840.

Kunstgeschichte.

3) Geschichte der Glasmalerei in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit, von M. A. Gessert, Rechtsgelehrtem. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Ein sehr verdienstliches Werk. Der Verfasser hat mit außerordentlichem Fleiß alles gesammelt, was die Geschichte der Glasmalerei aufklärt, einer Kunst, die in neuester Zeit wieder so sehr in Aufnahme gekommen ist, nachdem sie lange untergegangen schien.

Er beginnt mit der Erfindung des Glases, die man bekanntlich den Phöniziern zuschreibt, und erinnert an die Glasarbeiten der Alten. Man machte aus Glas namentlich falsche Edelsteine, dann allerlei Zierrathen und Gefäße, auch Statuen, kleine und große. Kaiser August stiftete unter andern vier Elephanten von Glas auf das Capitol. Dio Cassius und Plinius erwähnen sogar eines Künstlers, der das Glas nach Belieben habe biegen können, wie Wachs. Und doch kamen die Alten noch nicht auf den Einfall, das Glas in Fenstern und zu Spiegeln zu brauchen. Glasfenster finden sich erst im vierten Jahrhundert nach Christo. Im sechsten war bereits die Sophienkirche in Constantinopel durch die Pracht ihrer zahllosen bunten Glasfenster berühmt, doch gab es noch keine Glasmalerei, sondern nur buntes Glas, weil das bunte Glas viel leichter zu verfertigen ist als das farblose und mithin auch viel früher in Gebrauch war. Dem Volke wurde weis gemacht, das bunte Glas sey sehr kostbar und aus Edelsteinen von entsprechender Farbe mit einem Zusatz geschmolzen. Man forderte daher solche echte Edelsteine betrüglich von den Stiftern und Bauherrn der Kirchen ein, als ob man sie in das Glas schmelzen wolle. Gregor von Tours erwähnt sogar eines Menschen, der bunte Kirchenfenster stahl, um die Edelsteine wieder herauszuschmelzen.

Zur Glasmalerei wurde man allmählich durch die musivische Zusammensetzung von bunten Gläsern geführt. Zuerst hatte man verschiedenfarbige Fenster, oder Scheiben eines Fensters, dann fügte man in einer Scheibe mehrere Gläser von verschiedenen Farben zusammen, und aus dieser Farbenmosaik entstanden am Ende Versuche, Figuren darzustellen und die eigentliche Glasmalerei. Ihre erste Spur findet sich am Ende des 10ten Jahrhunderts in Oberbayern, dann erscheint sie öfter in Deutschland, viel später erst in andern Ländern. Der Verfasser spricht daher auch den Ruhm, diese schöne Kunst erfunden zu haben, den Deutschen zu, und motivirt diese Vermuthung mit siegreichen Gründen. Abgesehen nämlich davon, daß sich die ältesten Spuren der Glasmalerei eben nirgends als in Deutschland finden, so ist es auch bekannt, wie weit man bereits im 10ten Jahrhundert in Deutschland in der Kunst zu schmelzen und in allen Arten von Feuerarbeiten gekommen war. Man schmolz Steine zu farbigen Mosaiken. Man erfand zu Schlettstadt im Elsaß eben damals die Glasur. Damit hing nun auch wohl die erste Uebung in Glasmalereien zusammen. In einem Codex des berühmten Klosters Tegernsee findet man einen Brief des Abtes Gozbert an den Grafen Arnold, der ausführlich von gemalten Glasfenstern handelt, welche der letztere dem Kloster geschenkt hatte, vom Jahr 999. Dies ist die älteste Nachricht von Glasgemälden. In der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts findet man eine Spur derselben in Hildesheim; im nächsten Jahrhundert kommen sie im Elsaß und in Goslar vor, im 13ten Jahrhundert noch viel häufiger durch ganz Deutschland. In Frankreich findet sich ihre erste Spur zu St. Denis fast anderthalb Jahrhunderte später als in Deutschland, nämlich erst 1140, in England erst 1155, in Italien gar erst 1377.

Vom Technischen jener ältesten Periode sagt der Verfasser folgendes:

1) Alles farbige Glas der ersten vier Jahrhunderte dieser Periode war in der Fritte und durch die Masse gefärbtes (Hüttenglas ohne Ueberfang), und die einzige Glasmalerfarbe war Schwarzloth.

2) Erst gegen das Ende dieser Periode finden sich Spuren von Ueberfangglas, hie und da auch von blauer und grüner Glasmalerfarbe; seltener von gelber, wiewohl man sie kannte.

3) Dagegen fand man aus dieser Zeit noch keine Scheiben, darauf mehrere der hier genannten Glasmalerfarben neben einander eingebrannt waren, was den Grund zur Malerei auf Eine Scheibe gelegt hätte.

4) Die Glasmalereien des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sind noch aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt; erst die des vierzehnten bestehen aus größeren, jedoch lange nicht so umfangreichen, als jene der späteren Jahrhunderte.

5) Alle Glasmalereien der ersten Periode dagegen charakterisiren sich wegen der sehr beschränkten Anwendung des Schwarzloths und der Glasmalerfarben durch eine höchst klare und kräftige Durchscheinenheit, was ihnen im Vereine mit dem schon erwähnten Vorherrschen hoher und grell von einander abstechender Töne die Haltung colorirter Zeichnungen verleiht.

Zur näheren Erörterung dieser Sätze aber diene Folgendes. Das färbende Princip, sowohl zu den Fritten, als den Glasmalerfarben lieferten, wie noch heutzutage, die Metalloxyde. Diese nämlich verbinden sich mit der Kieselerde bei der Temperatur des Schmelzens zu Silicaten, die in der Glasmasse aufgelöst werden, und nach der Farbe, die ihrem Oxydationszustande eigen ist, eine gleichförmige Färbung bewirken. Welche verschiedene Metalloxyde zu den verschiedenen Farben angewendet wurden, ist schwer zu bestimmen, weil die Nachrichten fehlen. Die wenigen seither angestellten Analysen ergaben jedoch hinsichtlich der Haupttöne, daß bei den Fritten, und zwar bei der rothen Kupfer, seltener Eisen, bei der blauen Eisen oder Kobalt, bei der gelben Kohle, und der grünen Kupfer die färbende Grundlage bildeten. Andere wollen selbst alle Abstufungen der rothen, blauen und gelben Farben mit Eisen erkünstelt erfunden haben. Am schwierigsten unter diesen in der Masse gefärbten Gläsern war das rothe zu erzeugen, man mochte nun Eisen oder Kupfer als Pigment anwenden. Eisen nämlich verliert bei anhaltender Hitze seine Färbekraft, oder gibt nur eine schmutzige, fast schwärzliche Farbe, und Kupferoxydul färbt so intensiv, daß auch bei geringen Zusätzen schon eine dunkle und undurchsichtige Färbung entsteht; bei noch geringerer Menge aber findet das in der Masse zertheilte Oxydul, welches in höherer Temperatur in das grüne Oxyd überzugehen pflegt, leicht soviel Sauerstoff, daß es sich weiter oxydirt, und das Glas grün färbt. Doch gab man dem Kupfer vor dem Eisen den Vorzug, und war nur darauf bedacht, aus der mit ersterem gefärbten Fritte möglichst dünne Scheiben zu blasen, um weder der Schönheit der Farbe, noch der Durchsichtigkeit des Glases zu schaden. Allein auch dieser Ausweg führte nicht immer zum Zweck, und erhöhte überdies die Zerbrechlichkeit des Glases auf eine mit seiner Bestimmung kaum verträgliche Weise. Allen diesen Mängeln endlich zu begegnen, erfand man, und zwar wie es scheint im 14ten Jahrhundert, weiße Gläser mit der rothen Fritte zu überfangen. Dieses geschah, und geschieht noch jetzt dadurch, daß zuerst weißes Glas auf eine Pfeife genommen, dieses in den Tiegel mit dem Purpurglase getaucht, sohin mit einer Schichte des letzteren überzogen, dann wie gewöhnlich zu einem kleinen Cylinder geblasen, und letzterer bei möglichst gelinder Wärme auf dem Streckherd zu einer Tafel gestreckt wird. Eine solche besteht sohin aus zwei Glasschichten, der weißen und der rothen, und die Nüance der Farbe beim durchfallenden Licht hängt von der Dicke der rothen Schicht ab, welche, sie mag so dünn seyn, als sie immer will, durch ihre Verbindung mit dem weißen Glase die vorige Zerbrechlichkeit der rothen Scheibe beseitigt. In dieselbe Zeit fällt die erste Anwendung weiterer Glasmalerfarben außer dem Schwarzloth. Auch sie bestanden in Metalloxyden, welche aber nicht der Fritte zugesetzt, sondern auf die Oberfläche des schon fertigen und zur Arbeit zugeschnittenen Glases befestigt wurden.

Die zweite Periode der Glasmalerei beginnt mit dem 15ten Jahrhundert und zeigt die Kunst in ihrer höchsten Blüthe. Die hauptsächlichsten Fortschritte derselben waren:

Anwendung größerer Scheiben und zweckmäßigerer Verbleiung,

Einführung verschiedenfarbiger Ueberfanggläser,

Erfindung neuer Glasmaler-Farben und Flüsse, und deren eigenthümlicher Behandlung, und

Einführung der Glasmalerei auf Eine Scheibe.

Ungeachtet des niedern Standpunktes, welchen die Chemie im 15ten und 16ten Jahrhundert einnahm, gelang es doch den vielseitigen und unermüdeten Versuchen alter Meister, Glasmalerfarben von mannichfachen Tönen und Abstufungen aufzubringen, und so eine mehr malerische Behandlung ihrer Leistungen zu erwirken. Das technische Verfahren wird des weiteren verfolgt, worauf wir hier nicht eingehen können. In Bezug auf die jetzt kräftiger sich entwickelnde Zeichnung und auf die ästhetische Seite der Kunst bemerkt der Verfasser, daß dieselbe im Wesentlichen gleichen Schritt

gehalten habe mit der Ausbildung der Malerei überhaupt, von welcher die Glasmalerei nur ein Nebenzweig war, daß aber die Glasmaler der spätern Blüthenzeit noch oft ältere mittelmäßige Zeichnungen vor sich gehabt hätten, und daß man mithin nicht aus dem ausgebildeteren Styl der Zeichnung, sondern vielmehr aus der größeren technischen Vollendung auf das Alter der Glasgemälde zu schließen habe. Die meisten Glasmaler waren, wie die Arbeiter in Mosaik, nur Copisten, die ihre ganze Kraft auf die Behandlung des Glases verwandten und sich mit eignen Zeichnungen nicht befaßten, sondern ihren Arbeiten fremde, vorgeschriebene oder besonders beliebte unterlegten. Das Herkommen übte auch hier große Gewalt aus. „Wie oft kehren z. B. die Bilder der biblia pauperum noch im 16ten Jahrhundert, das doch so reich war an bessern Vorbildern, in aller ursprünglichen Rohheit und Strenge ihrer Zeichnung wieder, und nur ihre treffliche mechanische Behandlung von Seiten des Glasmalers zeugt von den mächtigen Fortschritten der Kunst."

Der Verfasser verzeichnet nun die alten Glasmalereien, die uns aus der besten Zeit noch erhalten sind, chronologisch und nach den Ländern, so wie die Künstler, soweit deren Namen bekannt sind. Die herrlichsten Glasmalereien unter allen, von denen man je gehört hat, sind nach übereinstimmigem Zeugniß die weltberühmten 44 Fenster der Johanniskirche zu Gouda, und kaum minder berühmt waren die 40 Fenster des Klosters Hirschau in Schwaben. Außer diesen errangen den größten Ruhm 23 Fenster einer Kirche zu St. Foy in Frankreich und 90 Fenster der großen Kathedrale zu Sevilla in Spanien. Zu Seite 120 wäre vielleicht zu bemerken, daß das Volkammersche Fenster in der Lorenzkirche zu Nürnberg der Zeichnung und ganzen Behandlung nach wahrscheinlich von Wild aus Ulm verfertigt ist.

Im 17ten Jahrhundert ging die Glasmalerei unter. In den reformirten Ländern wurden fast alle Kirchen des alten Schmucks beraubt, durch die Bilderstürmer alle Bilder, also auch die in den gemalten Fenster systematisch zerstört. Was die Reformation übrig ließ, zertrümmerten in den katholischen Ländern die Horden des 30jährigen Kriegs, und was diese noch übrig ließen, das zerstörte die Aufklärungswuth des vorigen Jahrhunderts. Die Kirchen sollten hell seyn. Es wurde den Leuten bange in den dumpfen Mauern, in die nur ein farbig dämmerndes Licht durch bunte Scheiben brach. Also warf man den Ueberrest alter Glasmalereien vollends hinaus auf den Mist. An neue war aber gar nicht mehr zu denken. Die Kunst war verloren gegangen.

Da erwachte mit dem sogenannten romantischen Geschmack, der den antik-französischen verdrängte, zu Anfang des laufenden Jahrhunderts auf einmal wieder der Sinn auch für diese verlorne Kunst. Liebhaber sammelten die wenigen noch übrigen Scheiben, und selbst Behörden fingen nach und nach an, auf die Erhaltung alter Glasmalereien, wo sie noch vielleicht zu finden waren, Bedacht zu nehmen, obgleich auch noch unser Jahrhundert Beispiele des unglaublichsten Vandalismus aufzuweisen hat. So ist es z. B. noch nicht vierzig Jahre her, seit man die Glasmalereien aus dem Dome von Erfurt nahm, weil sie dem Inneren „eine gar schauerliche Dämmerung" gäben. Die aus dem Freiburger Dom nahm man ebenfalls und zwar mit dem Bemerken heraus „sie machten finster, schwer und dumm." Vergl. Fiorillo Geschichte der zeichnenden Künste I. 489 und Schreiber Geschichte des Münsters, Seite 180.

So wie man die alten Bilder wieder mehr in Ehren hielt, kam man natürlicherweise auch auf den Gedanken, selbst neue zu verfertigen und das Geheimniß der alten Kunst, das verloren gegangene, wieder aufzusuchen. Da machte man allerlei Versuche, mehr oder minder gelungene, täuschte sich manchmal selbst und manchmal auch das Publikum, bis man in Bayern, wo überhaupt der Kunstsinn im höheren Grade geschärft, die Kunstthätigkeit mächtig rege ist, nach und nach auf den richtigen Weg kam. Wir glauben die interessante Erzählung des Verfassers hier mittheilen zu müssen:

„Michael Sigismund Frank — geboren 1770 zu Nürnberg — äußerte schon in früher Jugend eine lebhafte Neigung für die Zeichnenkunst, in der er jedoch einen nur höchst dürftigen Unterricht genoß, da ihn sein Vater für dessen eigenes Gewerbe, den Handel mit Victualien, bestimmt hatte. Nach des letzteren Ableben trat der junge Frank bei einem Nürnberger Dosenlackirer, Neubert, in die Lehre, kehrte aber nach Ablauf eines Jahres in der Mutter Haus zurück, und widmete sich ausschließlich der Zeichnenkunst, während er durch Arbeiten für verschiedene Dosenmaler seiner Vaterstadt die dürftigen Mittel seiner Subsistenz bestritt. Unter dieser Beschäftigung hatte er sein einundzwanzigstes Lebensjahr erreicht, als er durch eine, wenn auch gegen seine Neigung eingegangene Ehe in den Stand gesetzt wurde, frei von Nahrungssorgen seiner künstlerischen Neigung zu leben, welche nunmehr die Porcellanmalerei zu ihrem Gegenstande erkoren. Unter Trosts Anleitung machte er in kurzem solche Fortschritte, daß er schon nach fünf Jahren, in deren Lauf der Tod seine erste Ehe gelöst, eine Porcellanmanufaktur errichten, und fast allen Bestellungen eigenhändig genügen konnte. Der kaufmännische Betrieb dieses Geschäfts führte Frank in mehrmaligen Reisen

nach Wien, Pesth und Ofen, gab Gelegenheit zu interessanten Bekanntschaften mit auswärtigen Künstlern seines Fachs, und zu dem alles Streben so mächtig fördernden Austausch eigener Erfahrungen gegen fremde. Weniger erheblich war der materielle Gewinn, den er aus diesem Commerce zog, und als sich mit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts allenthalben kriegerische Bewegungen entwickelten, gerieth Frank's Porcellangeschäft ziemlich ins Stocken. Da fügte es der Zufall, daß unser Künstler sich eines Tags im Gewölbe des Nürnberger Glasermeisters Wirth befand, als diesem ein reisender Britte für einige Scherben alter Glasgemälde eine namhafte Summe auszahlte. Dieser Vorfall und Wirths hingeworfene Äußerung, daß Ruhm und Reichthum dem Wiederaufbringer der alten Glasschmelzmalerei gewiß seyen, reizten Franks Aufmerksamkeit, und gebaren in ihm den augenblicklichen Entschluß, diese Kunst um jeden Preis in der Welt wieder ins Leben zu rufen. Er ging zur Stelle ans Werk, durchforschte den Schatz seiner Erfahrungen in der Porcellanschmelzmalerei, sah sich nach unmittelbarer Lehre und Anleitung in dem neuerwählten Fache um, gewann aber troz des angestrengtesten Studiums und Tag und Nacht fortgesetzter Versuche weder auf diesem noch jenem Wege ein ermuthigendes Resultat. Jahre vergingen, die kostspieligen Experimente drohten den Rest seines Vermögens, die anscheinliche Nutzlosigkeit der ohne Rücksicht auf seine Gesundheit fortgesetzten Versuche dagegen allen Lebensmuth des Künstlers aufzuzehren, so daß seine Freunde, um sein künftiges Schicksal, ja seinen Verstand zu besorgen anfingen, und ihm dringend anlagen, von der seither fruchtlos verfolgten Bahn abzulassen, und zu einem mehr sicheren und bequemen Erwerbe zurückzukehren. Frank dagegen behielt das sich einmal vorgesteckte Ziel unverrückt im Auge, und nach vier Jahren rastlosen, seine Kraft beinahe erschöpfenden Strebens gelang es ihm endlich, im Jahr 1804 durch einige, wenn auch in ihrer technischen Ausführung noch sehr unvollkommene, Glasmalereien wenigstens die Möglichkeit der alten Kunst wieder nachzuweisen und so die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zu lenken. Der erste wesentliche Nutzen, den Frank seiner bewiesenen eisernen Standhaftigkeit zu verdanken hatte, war, daß ihm der Kammerpräsident von Stauffenberg auftrug, für die Kapelle seines Schlosses Greifenstein in Franken eine Reihe von Wappen auf Glas zu malen, und diese Arbeit, da Frank den Erwartungen des Bestellers vollkommen damit entsprochen, großmüthig belohnte. Wichtiger noch waren für Frank die weiteren Verbindungen, welche der Zufall an diese Erstlingsproben seiner Kunst knüpfte. Rauh, aus Nürnberg, welcher für eine der bedeutendsten Kunsthandlungen Englands reiste, hatte nämlich jene Glasgemälde an dem Ort ihrer Bestimmung zu Gesicht bekommen, und an ihnen Franks in voller Entwicklung begriffenes Talent erkannt. Eine Reihe von Bestellungen war die unmittelbare Folge davon, und es mögen nach und nach an 150 Tafeln mit Darstellungen aus der Mythologie, wozu Rauh die Zeichnungen selbst geliefert, in des Letzteren Hände gekommen seyn; auch fertigte Frank die Bildnisse Napoleons und Nelsons, dann das großbritannische Wappen, erstere drei-, letzteres zwölfmal, für denselben Besteller, welcher diese Stücke nach England und Amerika, namentlich nach Philadelphia und Baltimore ausführte, im Jahr 1807 aber aus bisher unermittelter Veranlassung plötzlich verschwand, und vielleicht bei einem Schiffbruch verunglückt war. War auch mit dem Verschwinden jenes kunstsinnigen und speculativen Reisenden Franks einträglichste Erwerbsquelle versiegt, und er gezwungen alle seine Gehülfen zu entlassen, und wieder für sich allein zu arbeiten, so verfolgte er dennoch mit nicht minderem Eifer die ihm immer geläufigere Kunst, und überreichte 1808 dem k. bayerischen Hofe dessen Hauswappen, ein vorzüglich gelungenes Werk, welches der höchstselige König Maximilian von Bayern mit seltener Munificenz belohnte, indem er dem Künstler nicht nur eine ansehnliche Summe in Gold, sondern auch ein eigenes, vormals ärarialisches Gebäude im sogenannten Zwinger zu Nürnberg behufs des bequemeren Betriebs seiner Schmelzarbeiten anweisen ließ. Sofort malte Frank ein schon durch seine äußere Dimension bedeutendes Bild, die Beschneidung nach Golzius, und kurz nachher eine Geburt Christi nach Bolzwerth (gegenwärtig im k. Münzcabinet in München). Von dem ehemaligen k. b. Oberfinanzrathe Ritter von Yelin hiezu ermuthiget, widmete er auch diese beiden, übrigens in jedem Anbetrachte trefflichen, Glasgemälde seinem erhabenen Gönner, welcher sie mit nicht minderer Huld aufzunehmen, und einem neuerlichen, wahrhaft königlichen Geschenke zu lohnen geruhte. Auch mehrere Arbeiten für den würtembergischen Hof, den Großherzog Ferdinand von Würzburg und den Fürsten Primas förderte Frank in dieser Periode, verließ aber auf Einladung des kunstsinnigen Fürsten Ludwig von Wallerstein 1814 Nürnberg, und ließ sich in Wallerstein, wo ihm der Fürst einen genügenden Jahresgehalt ausgesetzt, nieder. Seine Hauptbeschäftigung bildete hier die Reparatur alter Glasmalereien im Besitze des Fürsten, doch erwuchsen auch einige neue Tableaux, worunter das Bildniß des als bayerischer Cavallerieofficier in der Schlacht bei Hanau gebliebenen Bruders des Fürsten, Franz Ludwig, u. a."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 31. Januar 1840.

Neueste Werke über Magnetismus und Visionen.

1) Magikon, Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiet der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens, als Fortsetzung der Blätter aus Prevorst, herausgegeben von Dr. Justinus Kerner. Erster Jahrgang, erstes Heft. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1840.

Wie es scheint, soll in dieser neuen Sammlung mehr auf Thatsachen als auf Theorien, und mehr auf das naturwissenschaftliche als auf das theologische Interesse Rücksicht genommen werden. Der Herausgeber dringt wiederholt darauf, man solle die geheimnißvollen Dinge, von denen er redet, als Thatsachen, als Naturwahrheit ansehen, wenn auch erst der Anfang damit gemacht sey, sie zu enträthseln. „Das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere habe ich immer nur von dem naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet und untersucht. Theorien aus dem Erfunde zogen Andere, hauptsächlich biblische Freunde, die sattsame Bestätigung jener Erfahrungen in der heiligen Schrift fanden. — Bei diesen Forschungen, vorzüglich bei Untersuchungen jener Erscheinungen, die bisher nur von dem Volk anerkannt wurden, mußte ich nothwendig aus dem Kreise der sogenannten Gebildeten treten und so viel als möglich, um mich von dieser Naturwahrheit zu überzeugen, zur Natur selbst kehren. Am allerwenigsten konnte ich bei solchen Untersuchungen mich nach dem Meinen und Dafürhalten Derjenigen richten, die sich „kritisch wissenschaftlich gelehrt“ nennen. — Solche haben sich durch die von Kindheit auf an ihnen verübte Dressirung des Gehirnes durch die Schulweisheit, nach und nach in den Wendungen (giris) ihres Gehirnes wie in Irrgängen verloren, sie sind in ihrem eigenen Gehirne, in das die isolirende Glastafel (tabula vitrea) des Schädels nur sehr schwer erwägbares einläßt, fixirt und es geht ihnen kein anderes Naturleben mehr auf als das Leben in dieser ihrer eigenen Halskugel (Kopfe), die ihnen zur Weltkugel wurde. In dieser erkennen sie keinen andern Gott als ihr eigenes Ich. Daher die Leerheit ihrer Urtheile und Meinungen in Dingen, von denen sie, Kraft dieser ihrer Isolirung und Fixirung, gar keine Ahnung haben können, — aber eben daher auch ihre Unzurechnungsfähigkeit und ihre gänzliche Nichtschuld. Diese mußte und muß ich also bei solchen Forschungen beseitigen und mich dahin wenden, wo noch innere Naturanschauung, Ahnung und Instinkt stattfindet, dahin, wo das Geschöpf noch nicht so gänzlich von der Nabelschnur der Mutternatur abgeschnitten ist; ich muß mich zu den Einfältigen, zu den Ungeschicktscheinenden, zu dem Volke, wenden. „Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten (sagt Novalis), wenn man das wahre Naturverständniß bei großer Beredtsamkeit, Klugheit und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur sind, als da ist beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben und so bei vielen andern Gewerben, scheint die Entwicklung dieses Sinns am leichtesten und öftesten statt zu finden.“ — Und Dr. Nürnberger schreibt (s. Morgenblatt Nr. 306. 22. Dec. 1836): „Das uns umringende Naturgeheimniß ist so tief und die eigentliche gelehrte Forschung zeigt sich der Erforschung desselben oft so wenig gewachsen, daß es dem aufrichtigen Freunde der Natur nicht verargt werden kann, wenn er, verzweifelnd auf jenem Wege zum Ziele zu kommen, den „Vorurtheilen des Pöbels“ auch einige Aufmerksamkeit schenkt. In der Regel ist es die fürwitzige Jugend; oder auch der Kathederstolz, welche sich so

anmaßend gegen die Philosophie des gemeinen Mannes erklären, wenn man älter als jene und umsichtiger als dieser wird, so findet sich mehr Bescheidenheit. In dieser Beziehung nun erkläre ich mich gerne einverstanden mit Kerner." Eben daselbst führt Dr. Nürnberger ein merkwürdiges Beispiel an: wie der uralte Volksglaube durch neueste Untersuchung über die Entstehung des sogenannten Grundeises, über die gelehrte Physik des 18ten Jahrhunderts gesiegt, wie der Herr Akademiker und gelehrte Naturforscher Nollet und der gelehrte Herr Gehler, den Glauben des Volkes, als bildeten sich die schwimmenden Eisschollen, bei denen sich die Ströme bei eintretendem Froste zu bedecken pflegen, auf dem Grunde der Flüsse (weßwegen hier auch der Volksausdruck: „Grundeis") dergestalt für eine Albernheit hielten, daß Nollet in seiner gelehrten Abhandlung über das sogenannte Grundeis die wissenschaftlich-kritisch gelehrte Welt um Entschuldigung bat, daß er sich noch zu einer ordentlichen Widerlegung dieses „Vorurtheils des Pöbels" einlasse. Allein die neuesten Untersuchungen, welche gar keinen Zweifel mehr übrig lassen, ergaben, daß jener uralte Volksglaube das Wahre, das gelehrte Dafürhalten jener Herren, zwar sehr „wissenschaftlich kritisch gelehrt," aber durchaus gegen die Natur ist. Wie Galvanismus, Siderismus (die Wünschelruthe), auch früher als alberner Volksglaube von der „wissenschaftlich kritisch gelehrten" Welt verlacht und verdammt, nun aber von derselben als Naturwahrheit aufgenommen ist, ist bekannt. Ebenso ist bekannt, wie Meßmer mit seiner Entdeckung des Lebensmagnetismus, dieser nun anerkannten Naturwahrheit, von der großen Versammlung wissenschaftlich kritisch Gelehrter zu Paris verspottet, ja selbst als Betrüger verschrieen wurde. — Bekannt ist auch aus neuester Zeit, wie anfänglich Priesnitz mit seinen Wasserkuren als Quacksalber und dummer Bauer von der gelehrten Welt verfolgt wurde, wie nun aber, von der gebildeten Welt angebetet, die gelehrten Herrn Aerzte bei ihm in die Schule gehen. — Und soll ich hier noch das Schicksal des Entdeckers Amerikas anführen? Einigermaßen gehört es auch hieher. — In der Versammlung der Prälaten (der wissenschaftlich kritisch Gelehrten damaliger Zeit), in der der arme verlassene Columbus sein Unternehmen, eine neue Welt zu entdecken, vertheidigen mußte, sagte einer derselben, Firmian Lactanz: „Gibt es etwas Abgeschmackteres, als zu glauben, daß es Gegenfüßler gebe, deren Füße gegen die unsrigen gerichtet seyen? Man denke sich Menschen, die mit den Füßen in der Luft und mit dem Kopfe nach unten gehen. Man denke sich, daß es einen Theil der Welt gebe, wo Alles umgekehrt wäre, wo die Bäume mit ihren Zweigen von oben nach unten treiben, während es von unten nach oben regnet, schneit und hagelt. Zu sagen, daß es Gegenfüßler gebe, würde sagen, daß es Völker gebe, die von Adam nicht abstammen, weil es unmöglich wäre, daß sie über den Ocean hätten dahin gelangen können. Es würde also heißen die Bibel abläugnen, die ausdrücklich erklärt, daß alle Menschen nur einen Vater gehabt." — Dies sind die gleichen Redensarten, die jetzt die „kritisch wissenschaftlichen Gelehrten" in Mund und Feder führen, behauptet man das Vorhandenseyn eines uns hie und da sichtbar werdenden Geisterreiches und namentlich eines sogenannten Mittelreiches als einer existirenden Naturwahrheit, behauptet man das, was schon Plato anerkannte, dessen Philosophie sich aber allerdings auch hauptsächlich auf innere Naturanschauung gründete, von welcher in diesen „wissenschaftlich-kritisch-Gelehrten" freilich nicht die mindeste Spur zu finden ist. — Auf Naturanschauung und Lebenserfahrung, nicht bloß auf blinden Glauben, hat auch das Volk die Existenz einer uns in gewissen Fällen im Einzelnen sichtbar werdenden Geisterwelt gegründet, und zwar that dies die Naturanschauung und Erfahrung aller Völker und aller Zeiten."

Man kann dem trefflichen Verfasser dies alles zugeben, doch bleibt in seinem Geisterwesen etwas übrig, was immer mehr oder weniger Anstoß selbst denen geben muß, die geneigt sind, wie eine höhere Geisterwelt überhaupt, so auch die Möglichkeit einer Verbindung derselben mit unsrer niedern Welt anzuerkennen. Dieses Anstößige ist das häufig doch gar zu triviale Auftreten der Geister, wodurch sich unverkennbar die vorherrschende Subjectivität der Visionen verräth. Wenn es wahr ist, daß die große Uebereinstimmung in den Aussagen der Seher und Seherinnen aller Zeiten Beachtung verdient, so verdient auch die große Uebereinstimmung in den von den Zweiflern stets vorgebrachten Gegengründen nicht minder Beachtung. Immer aber concentrirten sich die Gegenreden dahin: Das, was du gesehen hast, war nicht wirklich, nur eine Schöpfung deiner Einbildungskraft, weil es nicht nur nicht von Andern, gleich wie von dir, gesehen wurde, sondern hauptsächlich auch deßwegen, weil es nicht die Merkmale einer objektiven Existenz, sondern nur die deiner individuellen Vorstellungsweise, deiner zeitlichen und örtlichen Umgebungen an sich trug, also etwas rein Subjektives war. Schon in sehr alten Zeiten hat man die Visionen unter diesem Gesichtspunkt bekämpft. Heidnische Visionen wurden als Schöpfungen einer durch bestimmte Bilder schon verwöhnten Phantasie von den Christen, katholische Visionen wurden unter dem gleichen Titel von den Protestanten verdammt. Der ganze Hexenglauben wurde in seiner auffallenden Beschränktheit für eine rein subjektive

Vorspiegelung erklärt, und in der That entspricht er ausschließlich einer Rocken- oder Altweiberphilosophie, und taugte mit seinem Luxus von Bosheit und Schmutz nur für die rohesten Gemüther einer finstern und grausamen Zeit. Das Subjektive in allen diesen Visionen bewährt sich auch dadurch, daß sie mit der Zeit aufgehört oder einen ganz andern Charakter angenommen haben. Die Visionen heidnischer Gottheiten und Genien hörten mit dem Christenthum entweder ganz auf oder jene heidnischen Wesen verwandelten sich in christliche, in Engel und Teufel mit ganz veränderter Physiognomie. Der Glaube an die Heiligen veranlaßte eine Menge neue Visionen, allein auch diese hörten mit der Reformation auf. Göttliche Personen und Heilige, geflügelte Engel und reine Teufel erscheinen der modernen Zeit, in der eine ganz andere Vorstellungsweise herrschend geworden war, nicht mehr. Nur das große Heer der Gestorbenen, der abgeschiedenen Seelen oder Gespenster blieb noch übrig, und neben ihnen eine nicht recht deutlich bestimmbare Klasse von lichten und dunkeln Wesen, die sich als Schutzgeister oder Verführer den Menschen zugesellen. Nur dergleichen kommt noch in den modernen Visionen vor. Zugleich aber hat sich der Tummelplatz dieser Geisterwelt sehr weit ausgedehnt. Früher kam alles zu uns herunter, Gott selbst mit allen himmlischen Heerschaaren; jetzt müssen wir uns selber bemühen und Reisen durch Sonne, Mond und Sterne in weite Fernen machen. Endlich sind auch die Geister viel wissenschaftlicher und mittheilsamer geworden. Sie fassen sich nicht mehr biblisch kurz, wie sonst, sondern sie halten Vorlesungen, diktiren, entwickeln Systeme ꝛc., was sie alles vordem niemals gethan haben. Woher kommen diese Veränderungen? Antwort: nicht weil sich etwas in der Geisterwelt verwandelt hat, sondern weil sich die Menschen verwandelt haben, weil die Kultur fortgeschritten ist. Die Seher tragen diese Modernität, die Wissenschaft, die Fragen der Astronomie und Psychologie in ihre Visionen hinein. In dieser Beziehung kann man an einen starken Einfluß der gelehrten Magnetiseurs auf die ungelehrten Somnambulen nicht zweifeln. Und läßt sich wohl läugnen, daß eine optische Täuschung der Schauenden stattfinde, und daß, was sie im Himmel zu sehn glauben, nur ein Reflex der Erde ist, wenn wir ganz speziell die würtembergischen Somnambulen überall im Himmel ein Analogon würtembergischer Zustände entdecken, die Erlösung unseliger Geister von bestimmten Versen eines würtembergischen Gesangbuches abhängig machen, die Geister Schule halten und zu höhern Beförderungen im himmlischen Staatsdienst aufsteigen sehen ꝛc.

Wenn wir uns nun unsrerseits von Herrn Dr. Kerner recht gern sagen lassen, daß es unterm Monde wirklich Dinge gibt, von denen die Philosophie sich nichts träumen läßt, und daß abgesehen von den oben erwähnten Erscheinungen heidnischer Götter, katholischer Heiligen, protestantischer Hexen und Teufel, in Bezug auf welche die verschiedenen Zeitalter und Länder nie übereingestimmt haben, immer noch Erscheinungen übrig bleiben, die zu allen Zeiten und in allen Ländern in einer merkwürdigen Uebereinstimmung vorkommen, denen man also mehr Aufmerksamkeit zu schenken habe, als jenen, und die man, obschon sie räthselhaft sind, nicht läugnen dürfe, — so fordern wir auch ihn auf, sich seinerseits sagen zu lassen, daß sich in den neuesten Visionen unwidersprechlich eine Subjektivität verräth, die vom eigentlich Objektiven des innerlich Erschauten aufs schärfste zu trennen der nächste Beruf der Wissenschaft ist.

Den Inhalt des vorliegenden ersten Heftes seiner neuen Zeitschrift, bilden Abhandlungen über den Geisterglauben von Rhenanus und von — y —; Polemisches gegen Fischer in Basel, Strauß und Wirth; Notizen über die berühmten Kreise der Seherin von Prevorst; zur Geschichte der Wünschelruthe; Thatsachen, merkwürdige Träume, Visionen, Geistererscheinungen, Scheintod und Ekstase; Kritiken neuer, in das magnetische und magische Gebiet einschlagender Schriften.

Eine der hier mitgetheilten Geschichten ist uns besonders schön erschienen. „N., ein angesehener Mann, war in Folge siphylitischer Vergiftung blind geworden. Er konnte sein Schicksal nicht ertragen, und wälzte sich in der Verzweiflung auf dem Boden — so ein ganzes Jahr lang. Da sprach einer seiner Freunde, ein barscher Krieger, zu ihm: „ich wüßte wohl, was ich thäte“ — „was denn?“ — „ich nähme eine Pistole, und gäbe mir einen Schuß durch den Kopf.“ Diese unerwartete militärische Auskunft brachte den Blinden augenblicklich zur Besinnung. Er hatte hierauf einen merkwürdigen Traum, den er sogleich einem andern Freunde mittheilte, welcher mit einer tiefen Einsicht in die Geheimnisse der Natur einen lebendigen Glauben an Christum verbindet. Dem Blinden hatte geträumt, er sey vor der Stadt spazieren gegangen einem Walde zu; da habe sich eine Buhlerin an ihn gehängt, von der er sich immer los machen wollte, aber umsonst — da sey er auf den Einfall gekommen, er wolle sich blind stellen, um die Zudringliche zu vertreiben — nun habe er, wie ein Blinder, getappt, und augenblicklich sey er daheim gewesen, und frei. „Was bedeutet dieses?“ Der christliche Freund deutete ihm nun den Traum, indem er sprach: „Durch die Blindheit, die Gott dir geschickt hat, bist du von deinem verderblichen Wandel gerettet worden; als Blinder hast du nun deine wahre Heimath gefunden — der Herr hat es wohl mit dir gemeint, denn er hat dich frei gemacht.

Erkenne hierin seine Gnade, und sey ihm dankbar dein Lebenlang?"

2) Das Reich der Geister, nach den Ansichten und Erfahrungen aller Zeiten. Herausgegeben vom Grafen ***. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1839.

Eine zwanglose Sammlung von größtentheils interessanten, aber auch anderwärts abgedruckten Geistergeschichten, Visionen ꝛc., mit raisonnirenden Einleitungen, die in einem ernsten und würdigen Ton gehalten sind. Der Sammler hat nicht bloß auf das Wunderbare, sondern auch auf Züge von Erhabenheit und Schönheit der Seele gesehen. Deßhalb ist dieses Werkchen als anziehendes Lesebuch gar manchem Roman vorzuziehen.

Kunstgeschichte.

3) Geschichte der Glasmalerei in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit, von M. A. Gessert, Rechtsgelehrtem. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

(Schluß.)

„Als sich 1818 Franks Verhältnisse in Wallerstein gelöst, begab er sich mit einem inzwischen ausgeführten größeren Glasgemälde, dem Abendmahle Christi nach Dürer, welches die kleine Passion nach ebendemselben zum Einfaß hatte (dermalen in der sogenannten reichen Capelle), nach München. Auch dieses Bild ward vom bayerischen Hofe angekauft; Frank aber gegen schriftliche Hinterlegung seiner Verfahrensweise als Glasmaler bei der k. Porcellanmanufactur angestellt. Seine ersten Arbeiten aus dienstlicher Veranlassung waren die zum Geschenk des bayerischen an den russischen Hof bestimmten Wiederholungen obiger Geburt und Beschneidung nach Golzius und Bolzwerth, welche er mit allem Aufwand der ihm zu Gebot stehenden technischen Kräfte ausführte; ferner ein Leiden Christi in sechs Tableaux nach Lucas van Leyden, die Moschee von Cordova, die hl. Barbara nach Holbein, die mehrerwähnte Beschneidung in noch größerem Maaßstab, Salomons Urtheil nach Raphael und die drei Könige nach Rubens ꝛc. Wir dürfen nicht übersehen, daß der Moment seiner Unterkunft in München, vielmehr das daran geknüpfte Factum der Anstellung eines Glasmalers bei einem technisch verwandten königl. Institute als der eigentliche Anfangspunkt der Wiederherstellung unserer Kunst, als der erste Schritt zu dem staunenswürdigen Fortgange zu betrachten ist, welchen sie später genommen. Denn einmal ward hiedurch der muthigen Ausdauer des Einzelnen zum anregenden Beispiel für Viele die gebührende Anerkennung, sowie Gelegenheit und Mittel, die betretene Bahn befreit von der Sorge des Lebens weiter zu verfolgen, dann aber war hiedurch die Gründung eines ausschließend auf den Betrieb unserer Kunst gerichteten Instituts eingeleitet, in welchem ein mächtiger, über alle materielle Mittel gebietender Wille die gleichzeitig auf ein gleiches Kunststreben gerichteten Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigte, und so die Bewältigung der großen und mannichfachen Schwierigkeiten, welche die Natur des Gegenstandes mit sich brachte, vermöglichte. Die wirkliche Errichtung einer solchen Anstalt, ohne welche in der That eine vollständige Regeneration unserer Kunst nicht denkbar gewesen, fiel in das Jahr 1827, und ist das Werk König Ludwigs, des begeisterten Schützers der Kunst. Die erste und zwar eine neue Epoche der Glasmalerei bezeichnende Thätigkeit der jungen Anstalt aber, war der Beginn einer für die Kathedrale von Regensburg unternommenen Reihe von Fenstergemälden." Sofort entwickelt der Verfasser sehr ausführlich, welche Fortschritte namentlich bei der Ausarbeitung dieser Fenster des Regensburger Doms die Kunst gemacht habe.

Schließlich läßt der Verfasser auch den Verdiensten Anderer, die auf ähnlichem Wege waren, volle Gerechtigkeit widerfahren, namentlich den neuen Erfindern des Rubinglases, Bühler und Schweighäuser, der Münchner Schule, den Boisserées, Sauterleute, der die trefflichen, namentlich durch ihre tiefe Farbengluth sich auszeichnenden Fenster in der fürstl. Thurn und Taxis'schen Begräbnißkapelle verfertigte ꝛc. Uebrigens muß Bühlern nicht bloß ein Neben-, sondern ein Hauptverdienst zugeschrieben werden, weil er zuerst wieder die Kunst des Ueberfangens (des weißen Glases mit einem dünnen Ueberzug von farbigem Glase) erfand, was eigentlich die Hauptsache ist und bleibt.

Von Herzen wünschen auch wir mit dem Verfasser, daß die neuentdeckte Kunst rüstig in ihrer Wiedergeburt fortschreiten und eine neue Blüthe erleben möge. Ihm selbst gebührt der Ruhm, auf ihren hohen Werth und auf ihre Geschichte aufmerksam gemacht und auch dadurch sie gefördert zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. Februar 1840.

Neueste Werke über Magnetismus und Visionen.

3) Die Schutzgeister oder merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt, nebst der wunderbaren Heilung einer Stummen durch den Lebensmagnetismus und einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben. Von Dr. Heinrich Werner. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1839. Groß 8. S. 637.

Unter den vielen Werken dieser Art, welche die berühmte Seherin von Prevorst hervorgerufen hat, ist das vorliegende eines der vorzüglichsten, namentlich außerordentlich reichhaltig in der vergleichenden Uebersicht aller bisher beim Lebensmagnetismus beobachteten Erscheinungen, zumal der Visionen.

Der Verfasser theilt im Wesentlichen die Ansichten Kerners, Eschenmayers, v. Meyers, Schuberts rc., die aus den übereinstimmenden Aussagen verschiedener Seherinnen geschöpft sind. „Die Seele ist der dem Geist zugegebene, unzertrennliche Gefährte, sein Organ in die Außenwelt. Ihrer Richtung und Bestimmung nach ist sie zweiseitig. In der einen Richtung knüpft sie sich an das Leibliche und Zeitliche, in der andern an das Geistige und Ewige an. Ihrem Wesen nach halte ich sie aus zwei Gründen für geistleiblich. Der Geist, als reiner Ausfluß aus Gottes Wesen, ist an sich rein geistig, und nur persönlich durch Verbindung mit der Seele; diese, mehr dem Zeitleben angehörig, bildet den Uebergang ins Leibliche, ist daher nicht reiner Geist, sondern hat ein Wesen, das geeignet ist, sich beiden, dem Geist und dem Leibe, zu assimiliren, d. h. ein geistleibliches. Vernunft, Verstand, Gefühl, Wille sind nur Attribute ihres Wesens, nicht ihr Wesen selbst. Zu dieser Ansicht bestimmen mich auch die harmonirenden Aussagen mehrerer Somnambulen der höchsten Grade, namentlich der Seherin von Prevorst und unserer R., welche mehr als Einmal behauptet haben, daß die Seele nur eine dem einstigen Vergehen oder gänzlichen Verwandeln unterworfene Hülle des Geistes sey, die er im vollkommeneren Zustande einst auch vollends ablegen werde. Das Verhältniß der Seele nach oben und unten ist ein ununterbrochenes Wechselwirken. Von der Sinnenwelt nimmt sie Eindrücke, welche ihr durch die Organe des Leibes zugeführt werden, auf, und überliefert sie dem Geist, welcher seinerseits wieder Einflüsse auf sie ausübt, welche sie aufnimmt, nach ihrer Weise verarbeitet, und in den Leib und das Leben überträgt. Das Gebiet der Seele kann daher in ein oberes und unteres abgetheilt werden. Das obere erfüllt sich durch die höheren, dem Geist zunächst stehenden Vermögen derselben (Phantasie, Gemüth, Vernunft und alle oberen Kräfte), dem untern theilen sich die niedern, mit der Sinnlichkeit in engerm Rapport stehenden Vermögen zu (Verstand, Einbildungskraft, niedere Begehrungsvermögen). Eschenmayer wirft (Seh. v. Pr. I, 288) die sehr ansprechende Frage auf: ob nicht in der Mitte zwischen beiden Seelenrevieren, da, wo die Producte beider von oben und unten, gesammelt und verarbeitet, niedergelegt werden und sich concentriren, das Ich des Bewußtseyns zu setzen sey, welches die Strahlen der niedern und höhern Region der Seele immer zugleich umfaßt und in sich verknüpft?"

„Durch Somnambule der höchsten Grade ist es über allen Zweifel erhoben, daß das zwischen Leib und Seele Vermittelnde der „Nervengeist" ist. Das Verhältniß des Organismus in der Wechselbeziehung seiner Theile, so wie zur Außen- und Innenwelt, vermittelt das psychisch-somatische, bildende Lebensagens, der Nervengeist, wozu er, unter der Oberleitung der Seele, deren Diener und Werkzeug er ist, sich entweder materieller Leiter zwischen den Sinnesorganen und ihrem Centrum, der Nerven, oder der specifischen polaren Wirkungen von einem Organ auf das andere, ohne wahrnehmbare Vermittlung, bedient, oder, diese Grenzen überschreitend, frei plastisch wirkend

hervortritt, und selbstständig handelt. — Im normalen, wachen Zustande des Menschen ist der Nervengeist an die Organe, die Nerven gebunden, in oder an welchen er sich in steter Fluctuation befindet, und die normalen Functionen des wachen Lebens leitet. In außerordentlichen Zuständen aber, namentlich im magnetischen Schlafe, ist er von den Nerven entbunden, von den in den verschiedenen Gebieten des Organismus herrschenden Gesetzen frei, und über die Grenzen desselben erhoben, weßwegen er mit erhöhter plastischer Thätigkeit überall hin unmittelbar wirkt, wohin er vorher nur mittelbar wirken konnte. Da er das Medium ist, durch welches die Seele mit dem Körper und der Körper mit der Außenwelt in Verbindung steht, so ist auch jetzt seine Thätigkeit sowohl in die Sinnenwelt, als in das Gebiet der Seele gerichtet, in welchen beiden er nun unbeschränkter waltet, und die Seele helle Blicke in die Wahrheit der Natur, in ihre eigenen Tiefen und die Höhen des Geistes thun läßt. — Je loser der Nervengeist vom Körper wird, desto lockerer wird das Band des organischen Lebens und die Verbindung zwischen Leib und Seele, desto leichter macht sich daher sofort auch die Seele von ihren irdischen Fesseln los, und erhebt sich aus dem beschränkten Lebenskreise in das freiere Leben des höhern Gefühls und selbst in das Gebiet des Geistes, der nun, auch nicht mehr gefesselt, aus der irdischen Welt in eine höhere, über ihm liegende und zum unmittelbaren Schauen in derselben sich aufzuschwingen vermag."

Die Frage, ob der Nervengeist etwas Materielles oder Geistiges sey, wird so beantwortet: „Wenn Kieser sagt: wir finden nirgends Materie und Kraft, Körper und Geist, dynamische Action und leibliches Substrat in absoluter Trennung erscheinend, sondern das eine bedingt und fordert zu seiner Existenz das andere," so stimme ich ihm unbedingt bei, und vermag nur seinen Satz nicht damit zu vereinigen, nach welchem er das magnetische Agens über alle Materialität erhebt, indem sich die Verbindung des Geistigen mit dem Leiblichen und die Wechselwirkung zwischen beiden nicht wohl anders denken läßt, als bei der Annahme eines Mediums, das, nicht Körper, nicht Geist allein, also sui generis, das Geistige in die Sphäre des Irdischen herab, letzteres dagegen, jenem nahe bringend, in die Welt des Geistigen hinüberzieht."

Die vom Verfasser ausführlich mitgetheilte Krankheitsgeschichte der R. O. (von S. 50 — 205) ist eine der interessantesten, und die Visionen der Somnambulen stimmen mit denen Anderer sehr überein. Auch sie gab für sich und Andere die richtigen Heilmittel an, empfand, gleich der Seherin von Prevorst, von Steinen, Metallen, Pflanzen ꝛc. die wunderbarsten Einwirkungen, sah tief in ihr Inneres, offenbarte das Verhältniß zwischen Geist, Seele und Leib, sah nicht nur das Entlegenste, sondern wurde sogar dahin versetzt, besuchte Sonne, Mond und Sterne, und beschrieb sie wie Swedenborg. Besonders eigenthümlich aber ist bei ihr die Beziehung zu ihrem Schutzgeist, den sie unter dem Namen Albert (verschieden von ihrem Magnetiseur) einführt. Hier eine kleine Probe seiner Erscheinungen. Die Somnambule sieht ihn herannahen mit einer Blume: „Und du bist nicht allein gekommen, mein Beschützer? Was hast du mir mitgebracht? (Pause.) Ah — eine herrliche Blume? Eine solche sah ich noch nie; wie Feuer brennt der Purpur ihres Kelchs, und wie sie so majestätisch neben meinem Albert steht! (Sie sinnt nach.) Wahrhaftig, diese Blume hat eine große Bedeutung für mich: das sehe ich an Albert." — Welche? — „Das weiß ich noch nicht ganz, aber erfahren werde ich es. Sie ist ganz wie du." — Wie ich? — „Ich sagte so." — Ich will doch nicht hoffen, daß ich Aehnlichkeit mit einer Blume habe? — „Dennoch ist es so." — Wie ist das möglich? — „Ich kann es noch nicht recht sehen: aber gewiß ist eine Beziehung zwischen der Blume und uns Beiden. Wenn ich das Nähere erfahre, will ich es dir mittheilen." — Darauf bin ich in der That sehr begierig; beschreibe mir doch die Blume nach ihrem Aeußern. — „Sie ist ein herrliches, majestätisches Gewächs, das höher ist, als sechs Fuß, es hat die Größe meines Alberts, und steht ihm zur Seite." — Ist sie eine Pflanze, wie wir auch ähnliche auf der Erde haben? — „Ja, aber nur theilweise; sie hat einen Stängel, Blätter, und eine herrlich schöne purpurfarbene Blume prangt oben auf ihrer Spitze, welche die Gestalt eines Kelchs hat. Die Farben sind überirdisch schön; das Grün der Blätter und das Roth der Blumen ist wie durchwirkt mit vielen goldenen Strahlen, Fäden und Punkten. Der Stängel flammt fortwährend in Lichtglanz aufwärts, wie wenn ein Strom goldenen Lichts durch ihn ohne Unterlaß zöge." — Hat die Pflanze auch Wurzeln? — „Nein, hier ist's anders; die Blume zieht ihr Leben und ihre Kraft nicht aus einem festen Körper, sondern von außen an sich." — Ist sie abgebrochen, daß Albert sie hat mitbringen können, und wo wachsen solche Blumen? — „In der Sonne sind dergleichen Gewächse viele; sie schweben nur, sie sind nicht, wie unsere irdischen Pflanzen an die Erde, an den Sonnenkörper befestigt. So bestehen sie, indem sie die Lebenskraft der Sonne anziehen, wie für sich; sie bekommen keinen so groben Nahrungssaft durch Wurzeln, wie irdische Gewächse." — Dazu gehört ein starker Glaube, mein gute Seherin. — (Empfindlich.) „So sagt mir mein Albert, und es steht dir frei, es zu glauben oder nicht. Du wirst aber noch Vieles hören, das du annehmen mußt, ohne es begreifen zu können."

Der Schutzgeist nahm auch die Somnambule mit sich in fremde Welten. Hier eine Probe davon: „Wohin mit mir, mein Albert? Ich verlasse die Erde; ha! welch rascher Flug! schon bin ich da." — Wo bist du? (Sie gibt nicht gleich Antwort, indem sie wie starr wird, und einer

blassen, todten Bildsäule ähnlich, längere Zeit da liegt. Nach mehreren Minuten bewegt sich ihr Mund, und sie antwortet auf die wiederholte Frage:) Wo bist du? — „In der Venus." — Warum nicht wieder im Monde? — „Albert hat jetzt in der Venus Berufsgeschäfte, und der Aufenthalt in diesem Weltkörper, sagt er, sey mir jetzt sehr wohlthätig." — Wirst du mir auch über diesen Theil der Schöpfung etwas sagen können, das mir interessant ist? — „Frage nur, was ich selbst beobachten kann, oder worüber mein Albert mich belehrt, will ich dir treu wieder sagen." — Zuerst sage mir, welches Geschäft hat Albert in der Venus? — „Er lehrt." — Er steht also höher an Erkenntniß, als die Bewohner derselben? — „Ja; doch sind schon sehr erleuchtete Seelen da." — Sind auch abgeschiedene Menschen in diesem Himmelskörper? — „Ja, gerade solche." — Doch auch ursprüngliche, eigentliche Venusbewohner? — „Ich sehe keinen, aber Albert sagt, es seyen solche da, welche ziemliche Aehnlichkeit mit uns Menschen haben." — Warum siehst du keinen? — „Albert sagt, ich soll und dürfe das nicht; keine Somnambule habe je die Urbewohner der Venus sehen dürfen." — Warum? — „Das verschweigt er mir." — Welche Bewohner der Venus lehrt Albert? — „Diejenigen, welche einst Erdenbewohner waren, und nun in der Venus einen äußerst feinen Körper erhalten haben, der dem Kleide meines Alberts ähnlich ist, das aus Licht und Goldschein zu bestehen scheint." — Siehst du diese Wesen? — „Allerdings; doch darf ich mich ihnen nicht so sehr nahen, wie denen im Monde." — Warum nicht? — „Sie sind alle reiner, als ich, und Albert will es so." — Wenn aber ihr Lehrer sich mit dir so enge verbindet, dächte ich doch, daß die Schüler gegen deine Annäherung nichts einwenden würden? — „Ich weiß das nicht; aber Alberts Befehl ist mir genug." — Auf welcher Stufe der Vollkommenheit stehen diese Venusbewohner in Vergleichung mit Albert und den Erdenbewohnern? — „In die Venus werden alle guten Seelen versetzt, welche auf der Erde beim besten Willen immer in einer Lage waren, da sie sich nicht glücklich gefühlt haben; Seelen, welche ohne ihre Schuld ihren Lebenszweck verfehlt haben, aber unverdorben geblieben sind; Verfolgte, Mißhandelte, Mißkannte, gute Menschen sind sehr viele da; aber auch Unwissende in der Religion, die es ohne ihre Schuld waren und dennoch gut geblieben sind. Diese Seelen hier haben ein glückliches Loos; sie haben alle ihre Berufsgeschäfte, deren Beschaffenheit aber Albert mir verschweigt. Sie sind selig unter sich; und doch ist dieser Ort nur ein Vorbildungsort für höhere Seligkeit, die ihrer wartet." — Du sagtest, Albert lehre, thut er das jetzt? — „Ja; doch sind diesmal weniger Zuhörer versammelt, als sonst, sagt Albert." — Warum dies? — „Viele feiern ein Abschiedsfest in einer andern Gegend der Venus, wo mehrere Seelen, welche reif zum Uebergang in einen höheren Himmelskörper sind, noch einmal in den Kreis ihrer Freunde treten, die sie verlassen sollen, und sich gemeinschaftlich mit ihnen freuen." — Wohin werden sie versetzt? — „Albert sagt, von zweien nur wisse er gewiß, daß sie in die Sonne übergehen." — Wird in der Sonne die höchste Seligkeit seyn, die eine Menschenseele erreichen kann? — „O nein, nein; das alles ist nur Anfang. Ueber die Sonne hinaus sind Welten ohne Ende, und Seligkeiten ohne Zahl." Das Lehren jenseits dünkt uns eine gar zu schulmeisterliche Vision, und man kann nicht verkennen, daß die Seherin in einem Lande zu Hause ist, wo überaus viel Schule gehalten und examinirt wird.

In bedeutender Entfernung und Zurückhaltung befindet sich neben dem guten Genius auch ein böser in der Umgebung der Seherin. „Uebrigens ist es doch auffallend, daß zwei höhere Wesen stets mit einem Menschen auf die genannte Weise beschäftigt seyn sollen. — „Auffallend? das heißt kurz abgesprochen. — Bedenkst du denn nicht, daß an einer Menschenseele unendlich viel gelegen ist, und daß sowohl die Schutzgeister, als die bösen Wesen in dieser Wirksamkeit ihrer künftigen Bestimmung entgegenarbeiten, und es sich also um das Schicksal dreier Seelen, nicht bloß einer Menschenseele hier handelt? So ist's einmal Gottes Plan und Wille; wir wollen nichts davon und dazu thun."

An diese Krankheitsgeschichte knüpft der Verfasser eine Uebersicht aller verwandten dem Somnambulismus eigenthümlichen Erscheinungen in systematischer Folge. Zuerst handelt er von der Empfänglichkeit der Somnambulen für Wirkungen der Metalle, Steine, Pflanzen, Thiere; dann von ihrem Rapport mit dem Magnetiseur, von ihren Sympathien und Antipathien, von der Einsicht in ihren eigenen Körper und in fremde Körper, vom Selbstverordnen der Arzneimittel, vom Vorhersagen der Krisen rc.; dann vom zweiten Grade des Lebensmagnetismus, von der Verklärung, Reinigung und Veredlung der Gesichtszüge und der Sprache, von der innern Zeichen- und Bildersprache; endlich vom dritten Grade, von der Fernsicht, vom Sichselbstsehen, vom Erkennen fremder Gedanken, vom Schauen der Geister und Genien.

In diesem sehr fleißigen Buche, durch welches man in dem mysteriösen Gebiet des animalischen Magnetismus gar gut orientirt wird, ist uns abermals der fatale Widerspruch zwischen der Erhabenheit der Sache und der wunderlichen Geschmacklosigkeit der Form aufgefallen. Was kann erhabener seyn, als die Entdeckung der unermeßlichen Geisterwelt, der Blick ins Jenseits, das Schauen fremder Welten, die Gewißheit künftiger Seligkeit, die Nähe der Schutzgeister rc., aber was kann auch wieder prosaischer seyn, als dieses ewige Schulhalten, Amtsverrichten, Befördertwerden rc., das nach den Offenbarungen der würtembergischen Seherinnen in den fernen Planeten ganz auf dieselbe Weise Statt finden soll, wie auf Erden? Zu der

Amtsverweserei auf dem Planeten Venus muß man doch wohl bedenklich den Kopf schütteln.

4) Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wissenschaft, zur Aufklärung und zum Christenthum, von Gerber. Mergentheim, in der neuen Buch- und Kunsthandlung, 1840.

Eine ausführliche Vertheidigung des Geisterglaubens hauptsächlich gegen das Buch von Wirth, dann auch gegen die Ansichten von Fischer in Basel und Strauß. Man bewegt sich hier immer in einem Zirkel, aus dem man nicht hinaus kann. Die Ungläubigen leugnen entweder oder suchen, was sie nicht leugnen können, natürlich zu erklären. Allein es läßt sich nicht alles erklären. Die Gläubigen ihrerseits beobachten nicht immer sehr scharf oder kritisch und ziehen aus der Beobachtung dißseitiger Erscheinungen zu voreilige Schlüsse auf das Wesen der jenseitigen Dinge. So streitet man sich, ohne aufs Reine zu kommen. Der große Proceß ist noch nicht gehörig instruirt.

Die Erklärungsweisen stimmen zum Theil nicht miteinander überein, zum Theil vermögen sie in diesem dunkeln Gebiet der Beobachtungen nicht Allem auf den Grund zu sehen. Indeß dürfte das, worin sie übereinstimmen, doch schwer umzustoßen seyn. Das ist nämlich die Ansicht, jene Erscheinungen seyen etwas Subjectives, und wenn man auch das Gesetz ihrer Entstehung noch nicht genau kennt, so werde man es doch nur auf dem naturwissenschaftlichen Wege entdecken. Auch wir haben uns immer zu dieser Ansicht bekannt. Das Subjective jener Erscheinungen fällt doch allzustark in die Augen, als daß es überall geleugnet werden könnte. Wenn ein Mädchen von einem noch lebenden Jägerburschen besessen seyn will, der aus ihr herausspricht, während er zugleich an einem andern Orte auf die Jagd geht; — wenn die Seherin im Gefängniß zu Weinsperg den Dr. Kerner mit einem Geist zu sich hereintreten sieht, während Dr. Kerner zugleich ruhig zu Hause sitzt; — wenn Kindergeister das eine Mal nach dreihundert Jahren immer noch als Wickelkinder erscheinen, ein andermal aber schon nach fünf Jahren in der Geisterwelt so groß gewachsen sind, als sie im Leben gewachsen seyn würden rc., so muß man dergleichen Erscheinungen doch gewiß als bloß subjectiv betrachten, als lebhafte Einbildungen ohne Wirklichkeit. Wenn ferner die Seherinnen in der Geisterwelt oder in fernen Himmelskörpern, in Sonne, Mond und Sternen Dinge sehen, die nur die nächste Umgebung und Vorstellungsweise der Seherinnen selbst oder ihres Magnetiseurs widerspiegeln, die ganz speziell einer Provinz des weiland heil. römischen Reichs angehören und auf keinen andern Raum im unermeßlichen All passen würden, so muß man doch wohl sagen: ihr habt das alles hinein- aber nicht herausgesehen. Herr Gerber selbst muß zugeben, daß manche Erscheinungen nur eine symbolische Bedeutung haben, also wirklich nur Bilder oder Einbildungen seyen, aber er geht wohl in der Conseqnenz seines Geisterglaubens zu weit, wenn er S. 280 sagt, nicht die Seherinnen selbst machen sich diese Einbildungen, sondern sie werden ihr durch einen Geist gemacht. Wenn z. B. Jemand im Traum oder in der Vision einen Leichenzug durch die Straßen ziehen sieht, der irgend einen nahen Todesfall bedeuten soll, so meint Herr Gerber, die vielen bekannten Personen, die in dem Leichenzug erscheinen, seyen allerdings nicht die wirklichen (ruhig zu Hause schlafenden) Personen, sondern nur Einbildungen; allein sofern der Traum eine Vorbedeutung enthalte, sey es ein fremdes Wesen, das dem „Seher diese Bildnereien vormalt, um das Zukünftige darzustellen." Mit einer solchen Voraussetzung kommt man nun um keinen Schritt weiter. Ob die nächtlich wandelnden Personen selbst Geister oder Schöpfung eines Geistes sind, ist einerlei, wenn nur der Geist da ist. Ein Geist oder von einem Geiste, idem per idem.

Vielleicht kommt man gar nie aus diesem Zirkel heraus und findet die eigentliche Erklärung nie; denn wohl nicht umsonst ist der Schleier der Isis hier so dicht zusammengezogen, nicht umsonst spielt dieses weltalte Räthsel mit den Menschen, reizt ewig ihre Neugier und befriedigt sie nicht, und nicht umsonst steht in der Bibel: Laßt die Todten in Ruhe und fragt sie nicht!

Geschichte.

Der Untergang des Churfürstenthums Mainz, von einem churmainz. General. Herausgeg. v. Dr. Neigebaur, k. preuß. geh. Justizrath. Nebst einem Plane der Gegend von Speyer. Frankfurt a. M. Schmerber, 1839.

Ein Zeitgenosse und Augenzeuge erzählt hier ruhig und parteilos, wie es gekommen sey, daß Mainz im Jahr 1792 so geschwind von den Franzosen erobert wurde. Er gibt die bekannte Verrätherei Eickelmeyers und der Illuminaten zu, macht aber darauf aufmerksam, daß es darauf weniger angekommen wäre, wenn nur die Festung überhaupt in irgend einem haltbaren Stande und gehörig besetzt gewesen wäre. Nur weil dies nicht der Fall war, nur weil man von Seiten der kurfürstlichen und Reichsregierung alle Vorsicht versäumt hatte, mußte der Commandant, General v. Gymnich, wie es jeder Commandant unter ähnlichen Umständen hätte thun müssen, die unhaltbare Festung übergeben, wobei er seinerseits so gerechtfertigt erscheint, daß selbst der Kurfürst ihm seine Zufriedenheit bezeigte. — Es war doch eine saubere Zeit, in der eine so wichtige Reichsfestung im Beginne eines so großen Kriegs so vernachlässigt werden konnte!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. Februar 1840.

Biographie.

2) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinerungen einiger seiner nähern Freunde. Dritter Band. mit Carsten Niebuhrs Bildniß. Hamburg, Fr. Perthes, 1839.

Der dritte und letzte Band. Wir haben schon die frühern mit Theilnahme gelesen und angezeigt. Der vorliegende umfaßt die letzte Lebensperiode Niebuhrs, seine letzten Reisen und seinen Aufenhalt in Bonn, wo er bekanntlich, nachdem er von seinem Gesandtschaftsposten in Italien zurückgekehrt war, nur seinen Studien lebend und freiwillig an die Universität sich anschließend, an der er einige Vorlesungen hielt, am 2. Januar 1831 gestorben ist.

Die Briefe Niebuhrs aus dieser Periode (von 1823 bis 1830) handeln theils wie die frühern, hauptsächlich von Familien- und Freundesangelegenheiten und von seinem großen Werk über die römische Geschichte, werfen aber auch sehr häufig Blicke auf die Zeitereignisse, namentlich auf die Vorgänge und Zustände in Deutschland. In seinen Urtheilen verläugnet sich nirgends der einsichtsvolle Historiker und der Ehrenmann, als welchen sich Niebuhr sein ganzes Lebenlang bewährt hat. Wir haben früher schon die seltenen Vorzüge seines Charakters hervorgehoben, wollen uns also hier nicht wiederholen.

In diesen spätern Urtheilen Niebuhrs über die Lage Deutschlands fällt eine gewisse Schwermuth und eine Neigung zu klagen auf, die nicht ganz durch die Lage der Dinge selbst gerechtfertigt erscheint und die zum Theil aus seiner Subjektivität, zumal da er kränklich war, zu erklären seyn dürfte. Ist auch immer außerordentlich viel Wahres in dem was er sagt, und sein Scharfblick bewundernswerth, so stört es uns doch, daß ein solcher Mann nur immer klagt und nicht selbst kräftig eingreift. Schon bei seiner Wiederkehr aus Italien machte Deutschland einen unerfreulichen Eindruck auf ihn. Er schreibt im Jahr 1823 aus Bonn: „Ich komme zurück in eine Gesellschaft, die sich gegenseitig durch dunkle Gefühle und erhitzte Leidenschaften bestimmt, und deren Allgemeinheit ihre Urtheile von den Autoritäten der Zeitungen, Journale, und des Conversationslexikons angenommen hat; und an diese Autoritäten hat man solchen Glauben, daß man Jeden, der es besser einsieht, verdammt. Ich will eben so gerne mit einem stockkatholischen Bauer über die Religion reden, als mit solchen Leuten über die wichtigsten Dinge der Welt. Solche Klugheit darf ich mir verächtlich seyn lassen, da drei Männer von drei so verschiedenen Nationen, unter ihnen die ersten, oder von den ersten, wie Herr v. Stein, de Serre und Lord Colchester mir zutrauen, die Hauptstaaten Europas, ihren materiellen und intellektuellen Zustand, auf den Grund zu kennen, und mein Urtheil erfragen, und meine faktischen Urtheile als Autorität annehmen, während in der trivialen Gesellschaft Jeder klüger ist als ich. Wenn ich Dir auch zugebe, daß es viel erfreulicher in Deutschland stehen könnte, wenn die Regierungen besser wären, so mußt Du mir auch zugeben, daß diese Regierungen ein Theil der Nation sind, so sehr, daß die Schwierigkeit nicht seyn wird, mit welchen Gesinnungen Jemand regieren werde, sondern wie er ein Ministerium bilden soll: und gesetzt er fände ein solches zusammen, wo nimmt dieses seine Räthe und Provinzial-Regierungen her? Da liegt die größte Noth. — Es ist leicht gesagt, daß man durch Stände und Communen der Willkühr Grenzen setzen soll; ich sage es auch, denn es ist wahr; nur ist keine große Hülfe zu hoffen. Ich habe mich immer, z. B. gegen das Reguliren des Unterrichts in der ganzen Monarchie von oben her aufgelehnt und gewünscht, daß die Schulen, wie ehemals, der Aufsicht der Geistlichkeit und

Lokalobrigkeiten zurückgegeben würden. Nun kommen aber die Exempel, wie weit schlimmer es geht wenn das geschieht: nicht bloß etwa hier, wo die katholischen Priester dahin trachten, die Laien von ihrer eigenen Kirche von den Schulen auszuschließen, und wo in Coblenz Leute, die während der Revolution die rothe Mütze trugen, und die Göttin der Vernunft umherführten, jetzt Betbrüder geworden, aber politisch noch eben so arge Jakobiner, den ehrlichen, gelehrten, katholischen Direktor des Gymnasiums todt zu ärgern oder zu verdrängen, Alles aufbieten, sondern auch zu Berlin selbst, wo der Magistrat, und höchst respektable Männer in demselben, offen sich dazu bekennen, und Alles thun, um in dem Gymnasium, welches von ihnen abhängt, die Philologie kleiner, und den Unterricht in den sogenannten gemeinnützlichen Kenntnissen herrschend zu machen. Der Adel hat oligarchische Prätensionen, und möchte dabei um keinen Preis die Basis seines Standes befestigen; unser Stand weiß gar nicht was er will. Hätten die Menschen, in deren Händen die Entscheidung lag, z. B. 1816 eine Verfassung bei uns einrichten sollen, Alles wäre in Stücken gegangen. Unsere Turnhelden hätten es eben so gemacht. Der Gram, den ich über die Verfolgungen empfunden, die man damals erhob, ist mir nicht aus dem Herzen verschwunden; aber wenn ein schreckliches Loos wollte, daß man entweder nur die Härten beging, oder auf dem Wege blieb, wo man war, daß man die ganze Jugend wild und toll machen ließ, so hat uns noch das mindere von zwei bittern Uebeln betroffen. Was waren das für Leute, die damals das allgemeine Interesse als Märtyrer anregten! Sehr viele sind ganz umgesprungen. — Die bessern von dieser Sekte hatten nichts gelernt, und hatten wenigstens Prätensionen auf eine Pfründenexistenz, wie man sie bei keinem Junker toller findet. Ich sehe nirgends Boden; und ich bin wahrlich nicht der Einzige, der so schwarz sieht. Mit ganz untadelhaften Absichten und wirklich in der Meinung dem Bauer wohl zu thun, richtet man den ganzen Bauernstand zu Grunde durch die ihm gegebene Berechtigung zu verkaufen, zu zerstückeln und zu verpfänden: und so geht es in allen Dingen. Die allerplattesten Meinungen sind allgemein herrschend geworden; und mögen Ministerien oder Stände darüber zu entscheiden haben; so bekommt man dieselben Resultate: die Leute thun es nicht aus Bösem: aber alle deutsche Staaten, die nicht ganz stationair sind, geben, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Mannes, mit ihrer Gesetzgebung dahin unsre Nation zu bringen, wo die Italiener sind, in den Städten Pfuscher und Krämer, auf dem Lande zeitpachtendes oder tagelöhnendes Lumpengesindel. Mit einem Bauernstande wie der Würtembergische will man Freiheit!" Hier hat sich der gelehrte Geschichtsforscher doch etwas vom Scheine trügen lassen. Der Würtembergische Bauernstand genießt seit Jahrhunderten mehr Freiheit, als seinesgleichen in den meisten andern deutschen Ländern, und vier Jahr vorher, ehe Niebuhr diesen Brief schrieb, handelte es sich in Würtemberg bekanntlich nicht von neuen Theorien, sondern von dem alten Rechtszustande. Der Bauer hat hier freilich kein sehr lachendes Ansehen und konnte es damals nach so vieler Noth der Kriegszeiten und der Hungerjahre noch weniger haben. Doch trägt er nicht das Gepräge fauler, sondern fleißiger Armuth, und die Arbeit, die ihn allerdings oft zu sehr anstrengt, furcht und abmagert, ist immerhin eine freiwillige, die eines freien, für seine Familie sorgenden und gesitteten Mannes, nicht die eines Sklaven.

Treffender sind Niebuhrs Bemerkungen und Vorhersagungen in Bezug auf die ultramontanen Umtriebe und das in der „europäischen Pentarchie" verheißne russische Protektorat. Schon 1826 schrieb Niebuhr (Seite 168): „Meine ganze Aufmerksamkeit ist auf das Getreibe der Katholiken gerichtet. Es scheint mir keine Frage, daß eine verwegene Faktion unter ihnen einen Religionskrieg im Schilde führe. In Frankreich haben die Priester seit zehn Jahren dahin gearbeitet, eine physische Macht zu Gebot zu bekommen, und sie haben sich des Pöbels schon wieder bemächtigt: und das ohne daß sie hätten zwingen können. Die Aussicht, daß wir Protestanten eines russischen Gustav Adolphs bedürfen können, um uns zu erwehren, ist gräßlich." Im Jahr 1829 schreibt er abermals aus Bonn: „Daß die Franzosen, und jetzt namentlich die sogenannte royalistische Parthei die Wiedereroberung der Rheingrenzen im Sinn hat, ist uns hier freilich nicht zweifelhaft, noch ein Geheimniß. Selbst bis auf die hiesige Universität suchen Leute, welche offenbar mit den Priestern in Frankreich zusammenhängen, gegen die ketzerische Regierung aufzuwiegeln; Versuche, welche nur zum Lachen seyn würden, wenn es nicht in Belgien mißlich aussähe. Daß der Herzog von Bordeaux Deutsch lernt, ist nicht umsonst. — Die katholische Faktion in Frankreich trachtet eben so gut, wie die Bonapartische nach der Eroberung Belgiens und des Rheinlands. Ich habe gegen den Schluß meiner Vorträge, veranlaßt durch die Klagen junger Protestanten über aufwieglerische Angriffe, diesen Geist des Verraths öffentlich angegriffen, und wehe über die gerufen, welche, anstatt die Eintracht der deutschen Völker zu fördern, die Verschiedenheit zu Haß und Spaltung zu treiben geflissen wären: ich habe gegen sie ein: Hebe dich weg, Satan! gerufen — was einer gleißnerischen Zuthunlichkeit ein Ende macht, und offenbare Feindseligkeit constituirt; aber das zu scheuen wäre Feigheit. Unerschrockenheit macht auf die tüchtigen

Gemüther unter den jungen Katholiken einen sehr guten Eindruck."

Bekanntlich machte die Julirevolution den tiefsten und schmerzlichsten Eindruck auf Niebuhr, so daß man glaubt, sie habe seinen Tod beschleunigt. Er beurtheilt sie sehr gut: „Eigenthümlich ist die Abwesenheit aller und jeder Freudigkeit, Hoffnung und Illusion in diesen Revolutionen, namentlich in der französischen, verglichen gegen 1789 — Alles hat alte Züge und ist abgelebt: der alte Lafayette, der sich noch in den alten Zeiten träumt, steht gespensterhaft da. Es ist weit mehr Bewußtseyn, als damals: der niedrige Haufe will für seinen unmittelbaren Vortheil sorgen. Die Formen sind nur wenigen jungen Phantasten nicht gleichgültig."

Und doch geht er in andern Briefen wieder ausschweifend weit in seinen Besorgnissen und bricht in wahre Lamentationen aus: „Anstatt der Wölfin steht in dem Zimmer, welches ich jetzt inne habe, eine Büste, die Dir in der Erinnerung von 1790 aus Paris sehr gegenwärtig seyn muß, welche Du wahrscheinlich selbst besessen hast — an die gemahnt zu werden Dir die ganze damalige Zeit zurückrufen wird — Mirabeau von Houdon. Ich weiß nicht ob es Dir zugekommen ist, daß ich voriges Jahr die Geschichte der Revolution vorgetragen habe: da las ich die Opinions et travaux, und mein Herz schlug so laut für den Dämonischen, den Gewaltigsten unter Allen, deren Lebenszeit die meinige berührt hat, daß ich in Paris den Auftrag gab, seine Büste zu kaufen. Sie war nicht zu finden: kein Mensch fragt mehr darnach, wie eben kein Mensch diesen Demosthenes liest. Ein volles halbes Jahr verging, ehe es dem Beauftragten gelang, ein replatrirtes überstrichenes Exemplar aufzutreiben: mir ist auch das werth. Daß nun Mirabeau aus der Leute Augen und Gedanken verschwunden war, galt mir als ein Beweis, daß es mit der Revolution vorbei sey: und noch entschiedener folgerte ich dies aus der offenbaren Gewißheit, daß Niemand mehr jene Hoffnungen, wo nicht goldener, so doch besserer Zeiten hege, die unsre Jugend in Träume wiegten: und wer hätte es möglich gehalten, daß eine ganz unpoetische Zeit, der verwandt, die Petronius malt, die den Göttern, wenn sie ihnen opferte, Gold in Barren weihte, damit die Façon nicht verloren gehe, Reichthum und Wohlhabenheit aufs Spiel setzen werde, um das Müthchen zu kühlen? — Es ist doch geschehen; und ich bin ein falscher Prophet gewesen; — aber freilich gehörte der Wahnsinn hinzu, der mit Unleidlichkeiten toll machte: und es hat sich denn aber auch allerdings ein ganz Anderes ergeben, als in jener Zeit der Jugendschwärmerei. Ungeheure Katastrophen ohne Widerstand, ohne einen Anschein großer Männer, ohne Freude und Begeisterung — ohne irgend eine Hoffnung auf die Zukunft: ausgenommen, daß die Zeit einmal kommen werde, wo durch den wechselseitigen Unterricht jeder Bauerknecht lesen könne. Die Wahrheit der Sache ist die enthüllte Bettelarmuth des Volks, welche es nicht länger ertragen will; und die bereitet denn — zwar nicht etwas unter der Sonne ganz Neues, wohl aber was seit Jahrhunderten unerhört war, und eben unsern Politikern, welche das Vermögen auf die Stelle Gottes im Allerheiligsten gesetzt hatten, noch jetzt undenkbar scheint, — eine Revision des Eigenthums. Wir sind in den Zustand Roms nach den Zeiten der Gracchen gerathen, mit allen seinen Gräßlichkeiten — und wer das nicht sieht, ist blind: — wer da glaubt es sey von Freiheit die Rede, ist ein Thor: Formen halten nichts mehr, wir werden den Despotismus segnen, wenn er unser Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten. Daß vernünftige Männer dies thun konnten, hatte ich längst begriffen; nun ist es mir vollends lebendig klar; und nun begreife ich auch Catilina. Das wäre traurig genug, wenn es auch nur die zeitgenossen Fremden beträfe, und wir die Güter des Lebens bewahren könnten, welche Livius, Horaz und Virgil nach der Schlacht bei Actium genossen, und sich bei ihrem Besitz zum Schaffen heiter halten konnten: Sicherheit, Erholung, Macht und Glanz des Staats. Allein in unserm armen Deutschland bricht nun eben die hoffnungslose Gährung allenthalben aus; und überliefert uns entwaffnet und ohnmächtig dem Erbfeind, der sich schon für die kurze Dauer der Zeit, da er gebunden lag, durch Insolenz und Hohn rächt, und nichts Geringeres als die Herstellung seiner Tyrannei und der Ausplünderung aller Nachbarländer im Schilde führt. Ich wollte mich schon, wie in ein anderes Uebel, was sich nicht abwehren läßt, in die Auflösung ergeben, wenn sie auch erbärmliches Volk an die Stelle derjenigen, die jetzt die Macht haben, zu weit schwereren Aufgaben erhebt — wenn nicht der Untergang unsrer Selbstständigkeit in der allerentsetzlichsten Kriegsverheerung die unausbleibliche Folge davon wäre. Und es bilde sich Niemand ein, daß wenigstens freie Constitutionen daraus hervorgehen würden: es wird sehr schnell zu einem absoluten militärischen Despotismus führen, der sich schwerlich auch nur so viel wie der Napoleonische mit äußern Formen geniren wird. — Meine Traurigkeit, ganz abgesehen von dem Unglück, was uns persönlich bevorsteht, ist auf die Ausartung wie auf die Knechtschaft und Verheerung unsrer Nation gerichtet. Es ist unmöglich zu verkennen, daß die schönen Eigenschaften verschwinden, welche die Zierde unsrer Nation machten, Tiefe, Innigkeit, Eigenthümlichkeit, Herz und Liebe — daß Flachheit und Frechheit herrschend werden. Das kann man nicht den Zeitumständen zur Last legen, es ist ein gewöhnlicher Wandel wie auch andere Völker ihn gesehen haben: und wäre nichts Anderes, so

würde ich ruhig fortarbeiten für andre Zeiten, denen ein jetzt verfaßtes Buch nicht ganz entzogen werden kann, wenn auch Hunnische Verheerungen über Deutschland kämen. Aber wenn man nun auf die Gegenwart sieht: auf den Tiger im Westen, dem die Augen funkeln, um auf seine Beute zu springen; und auf die Gesinnung durch und durch in Deutschland (mit Ausnahme, im Wesentlichen, unsrer alten Provinzen), welche das Vorhaben des Feindes fördert, Alles auflöst, allen Widerstand unmöglich macht, den Franzosen die Arme entgegenstreckt! Man gebe Freiheit, sagen sie, und wir sind bereit dem Ausland zu widerstehen: — aber diese Freiheit ist Auflösung, und das Regiment theils Wüthender, theils Elender: — und da man ihnen nicht willfahren kann noch wird, und kein großer Mann da ist, welcher das Volk an sich ziehe und fortreiße, so ist nach menschlicher Voraussicht, der Verlust des linken Rheinufers an Frankreich, die Ueberschwemmung des übrigen Deutschlands durch die französischen Horden, die Zerstörung der bestehenden Staaten, und die Bildung knechtischer Republiken unter der Regierung von Verräthern, ganz unabwendbar, seit dem Aufstand der Polen. Diese will ich nicht tadeln: der Tadel trifft zunächst den Unsinn, sie zu einem Staat zu machen, ihre Armeen zu bilden, und dabei ihnen Einen zu schicken, welcher auch den Mildesten in Verzweiflung setzte; wenn wir ihnen aber auch kein Unrecht geben, und unter andern Umständen ihren Abfall sogar gerne sehen könnten, so ist das ein verkehrter Sinn, der nicht jetzt zuerst an Deutschlands Rettung denkt. — Die Franzosen reden immer von Vertheidigung — und ihr ganzes Trachten geht auf Angriff: und in Deutschland erhebt sich keine Stimme darüber, daß kein Mensch sie bedroht hat: höchstens Ernst gegen ihre Absicht Belgien an sich zu reißen gezeigt. Die deutschen Zeitungen sind nur ihr Echo wider Deutschland! wie gerne suchten sie einen Vorwand gegen Preußen, was ihnen aber auch nicht den allergeringsten gibt."

Ohne Zweifel sind diese Aeußerungen eines berühmten, besonders aber wegen seiner tiefen historischen Einsichten und wegen der Kraft und Festigkeit seines Charakters hochgeehrten preußischen Staatsmannes merkwürdig. Bei all der hohen Achtung, die wir für Barthold Georg Niebuhr hegen, können wir uns doch nicht enthalten, diese Hoffnungslosigkeit an ihm zu tadeln. Nicht darum ist man ein hochgestellter und achtunggebietender Mann, um über die Welt zu klagen, sondern um thatkräftig in ihr Getriebe einzugreifen. Warum zog sich Niebuhr in die Betrachtung der untergegangenen Römerwelt zurück, anstatt der Gegenwart zu leben? Wenn solche Männer nicht über die öffentlichen Interessen zum Publikum reden, dürfen sie sich wundern, daß es Unberufene thun?

Es ist seltsam genug, daß so viele ehrenwerthe und einsichtsvolle Männer in Deutschland schweigen und über die großen Angelegenheiten des Tages ihr Urtheil nicht abgeben, während unzählige unerfahrne, unbesonnene, kaum der Schule entwachsene, ums liebe Brod in den Tag hineinschreibende Schriftsteller über Alles aburtheilen, und wenn auch nicht durch die Energie ihrer Gedanken, doch durch die Menge ihrer Worte wirklich auf die öffentliche Meinung großen Einfluß üben.

Wer das Volk beherrschen will, muß mit ihm reden, auf seine Bedürfnisse eingehen, seine Interessen kennen und leiten, seiner Macht wie seiner Schwäche sich zu bedienen wissen. Schweigen, Alles gehen lassen, und bloß heimlich klagen, ist der verkehrte Weg. Die gelehrte Aristokratie muß so nothwendig, wie die politische, verlieren, wenn sie nicht mehr populär ist, nicht mehr in allen Angelegenheiten des Volkes die Initiative ergreift.

Niebuhr gab überall zu, daß der Oppositionsgeist durch Vorenthaltungen, hauptsächlich aber durch das Unbefriedigende der neuen Gestaltung der nationalen und materiellen Interessen erklärt werden mußte, und sein gerechter Zorn galt nur den oberflächlichen *Theorien* der Niederreißer und der Treulosigkeit und *Vaterlands*vergessenheit, die dem Feinde Thür und Thor öffnen wollte. Warum aber, wenn er darin Recht hatte, sagte er es nicht öffentlich und belehrte die Nation?

Er durfte nicht, wird man einwenden. Doch! ein Niebuhr durfte nichts fürchten, wenn er die Wahrheit sagte.

Nekrolog.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 15ter Jahrgang, 1837. Zwei Theile. Weimar, Voigt, 1839.

Dieses fleißig fortgesetzte Werk enthält in musterhafter Vollständigkeit ein Verzeichniß aller irgend durch Rang oder Verdienst ausgezeichneten Deutschen, die im Lauf je eines Jahres gestorben sind, mit kürzern oder längern Biographien. Die wichtigsten unter den 1347 hier verzeichneten Todten von 1837 sind: der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, Fürst Günther von Schwarzburg-Sondershausen, Landgraf Friedrich von Hessen, die Minister Ancillon, v. Witzleben und v. Berstett, die Publicisten Börne, Klüber, Stegmann, Wedekind, Weitzel, die Gelehrten Himly, Hirt, Horn, Nees von Esenbeck, Reichard, Schwarz, Stark, Treviranus, der Kapellmeister Hummel, der Dichter G. A. v. Maltitz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. Februar 1840.

Biographie.

2) Briefe von Johannes v. Müller. Supplement zu dessen sämmtlichen Werken. Herausgegeben von Maurer-Constant. Bibliothekar in Schaffhausen. Vier Bände. Mit einem Vorwort von Dr. Fr. Hurter. Schaffhausen, Hurter, 1839.

Den Anfang machen Briefe von Gentz aus den Jahren 1790—1806. Sie sind als Beiträge zur Geschichte immerhin merkwürdig, denn sie enthalten über die Schwankungen in der österreichischen, preußischen und russischen Politik in den Jahren 1805 und 1806 manche Details. Das liberale Publikum mag sich überdies an den Aeußerungen über die Höfe und Staatsmänner damaliger Zeit ergötzen, die nichts weniger als schmeichelhaft und um so pikanter sind, weil sie von Gentz herrühren. Wir haben uns inzwischen nicht daran ergötzen können. Es ist immer unerfreulich, wenn der Diener den Herrn lästert, und hinter dem Rücken ausspottet. Oder will man diese hämische Verspottung der deutschen Höfe und namentlich des kaiserlichen, bei dem Gentz angestellt war, auf Rechnung des Patriotismus setzen und Gentz damit entschuldigen, daß er, im großartigsten Sinn für die Nationalehre und Nationalinteressen Deutschlands begeistert, über die unzulängliche und unheilvolle Politik der damals noch uneinigen Höfe nicht günstiger habe urtheilen können? Wahrhaftig, der Mann, der sich selbst par excellence das Weib nannte, hatte keine Anlage zum Kato. Gentz war bekanntlich ein Todfeind der wahren Patrioten, verfolgte Stein und seine Partei im Jahr 1814 und 1815 mit den gehässigsten Zeitungsartikeln und bewies durch sein berühmtes Votum für die Zurückgabe des Elsasses an Frankreich, wie wenig es ihm mit seinen frühern patriotischen Prahlereien, man dürfe kein deutsches Dorf abtreten ꝛc., Ernst gewesen sey.

Die Briefe reichen nur bis in den Herbst des Jahres 1806 und gehn nicht über die Schlacht von Jena hinaus. Sind keine mehr vorhanden? Es wäre doch interessant, etwas genauer zu erfahren, wie Gentz, der in Oesterreich blieb und die patriotische Reaktion des Jahres 1809 vorbereiten half, sich damals zu Müller verhalten hat, der seinerseits zur Napoleonischen Partei übergetreten war. Johannes von Müller war aus dem österreichischen Dienst, den er eines kleinen pädagogischen Verdrusses wegen hatte verlassen müssen, in den preußischen übergegangen und glänzte in Berlin unter den Koryphäen der Kriegspartei. Eben weil Oesterreich damals um jeden Preis wünschen mußte, Preußen auf seiner Seite zu sehen, wurde Berlin von Wien aus fleißig bearbeitet und schrieb Gentz so viel an Müller. Aus dieser Verbindung ging eine kleine Brochure „die Posaune des heiligen Kriegs" hervor, die in Wien geschrieben war und zu welcher Müller in Berlin eine sehr kriegerische, Frankreich feindselige, zum unerschrocknen Kampf gegen Napoleon anmahnende Vorrede schrieb, indem er den damals noch nicht entschlossenen König und das preußische Volk dringend aufforderte, alles für die Ehre zu wagen. Eben so kriegerisch lautet ein am Schluß des 4ten Bandes der vorliegenden Sammlung abgedruckter Brief Müllers an Gentz vom Jahr 1805, worin er schwört, Deutschland retten und Napoleons Macht brechen zu helfen. (Th. IV. S. 455). Bekanntlich war auch Rußland damals sehr thätig, Preußen zum Kriege zu stimmen, und Müller gab sich dieser russischen Partei so hin, daß Gentz sogar eifersüchtig darüber wurde und ihm schrieb, er solle doch die Russen nicht so viel loben. (Th. I. S. 183). Der Krieg begann, nahm einen unglücklichen Ausgang, und Müller — derselbe Johannes von Müller, der den Krieg gegen Napoleon gepredigt und so laut in die Posaune gestoßen hatte, ging zu Napoleon über, trat in

die Dienste seines Bruders und predigte fortan, alles Heil könne den Deutschen nur von Napoleon kommen. Man vergleiche darüber von Strombecks inhaltreiche Erinnerungen an die westphälische Periode und Müllers berühmte Rede bei der Eröffnung des westphälischen Reichstags. Die Briefe des Herrn von Gentz reichen aber, wie gesagt, nicht in diese Periode hinüber.

Dies ist dagegen der Fall mit den folgenden Briefen von Böttiger. Böttiger schrieb ihm bis an seinen Tod 1809 eine Menge Briefe, die sich jedoch mehr auf Literatur, als auf Politik beziehen. Die Wirksamkeit Müllers im westphälischen Statsdienste erscheint hier im günstigsten Licht. Da heißt es nicht: Müller handelte undankbar an Preußen, das er in der Noth verließ, nachdem er es vorher in den unüberlegten Krieg hatte hineinhetzen helfen, und Müller handelte unedel am deutschen Vaterlande, dessen fremden Unterdrücker er vergötterte und als den Heiland Deutschlands pries; es heißt hier vielmehr: Müller brachte ein großes Opfer, indem er sich entschloß, in Westphalen zu dienen und er that es nur, um die Universität Göttingen zu retten, die ohne ihn vielleicht aufgelöst worden wäre. Welche Lesart die richtigere ist, entscheidet vielleicht der bei Bignon abgedruckte Brief, worin Müller ein wahrhaft bachantisches Entzücken ausdrückt, „von Napoleons Adler als neuer Ganymed zur Tafel der neuen Götter entführt worden zu seyn." Wer versichert, daß er es sich so schmecken lasse, bringt schwerlich ein Opfer.

Der zweite Band enthält eine Menge Briefe von Heyne, die sich hauptsächlich auf Göttingen beziehen und für die Geschichte dieser Universität gar interessant sind. Indeß machen sie, wie es uns dünken will, der deutschen Gelehrtenwelt eben nicht viel Ehre. Sie lassen uns in ein Getriebe hineinsehn, das vielleicht besser mit einem Schleier bedeckt bliebe. Hier nur eine kleine Probe. Johannes Müller suchte sich allerlei Leute zu verbinden und so wollte er, als er Minister des Unterrichts in Westphalen und Generaldirektor aller wissenschaftlichen Anstalten war, auch Kotzebue, ehrenwerthen Andenkens, zum Mitgliede der Akademie machen. Das war natürlich für den alten grundgelehrten Heyne etwas Schreckliches. Allein Heyne war es schon gewohnt, der Schweizer Excellenz, die im Namen des französischen Usurpators zu befehlen hatte, demüthig zu gehorchen und so willigte er denn auch in diese skandalöse Intrigue. Er schrieb darüber folgende merkwürdige Antwort an Müller: „Göttingen, den 10. April 1809. Eben vor Abgang der Post habe ich noch das Vergnügen, Ihren Brief vom achten zu erhalten. Ihre Absicht, die Aufnahme des Herrn von Kotzebue zu erreichen, bitte ich nur eine einzige vorangehende Operation: daß eine Anzeige seines historischen Werkes vorangeschickt werde, und dies müßte von dort aus geschehen; ich dächte, Sie instruirten den Herrn von Bosse dazu, daß er diese Anzeige übernähme. Denn hier ist noch kein Exemplar vom Buche vorhanden; es ist auch Niemand, der die Sache so ausführen könnte, wie sich zum Zwecke paßte, und der es übernehmen könnte, da es einmal in Herrn von Schlözers Händen ist; dieser aber müßte mehr abgehalten werden, damit er es nicht recensire. Für einen geltenden Geschichtschreiber wird er ihn nicht gehen lassen. Ueberhaupt ist Kotzebue unter unsern Leuten bloß allein als Theaterdichter bekannt und wegen seines Lebens und Charakters berüchtigt; es wird also nöthig seyn, ihn vorher erst als Geschichtschreiber einzuführen, und dazu dient die Recension; das weitere will ich dann übernehmen. Ganz der Ihrige. H."

Heyne erstattete seinem hohen Gönner regelmäßigen Bericht ab über die Universität, über die Einrichtung derselben, über das Personal der Lehrer und Studenten bis auf Duellgeschichten und Freitische herunter. Das Urtheil über bekannte Gelehrte ist oft sehr scharfsinnig, oft aber auch unbillig. So fällt es auf, daß Heyne in einem Briefe an Müller über Eichhorn spottet, der auf die niedrigste Art dem Hofe schmeichle. Brief vom 1. Nov. 1808. Aber schon am 2. Juli desselben Jahrs hatte derselbe Johannes von Müller, an den dieser Brief gerichtet ist, die westphälische Reichsversammlung mit einer Rede eröffnet, die noch viel serviler war als Eichhorns Programm.

„Glückliches Volk, Tage des Ruhms öffnen sich dir!" rief damals Müller den geknechteten Deutschen zu, ihr selber konntet nichts aus euch machen; wenn aus den Deutschen etwas werden sollte, mußte der Stoß immer von außen kommen; Napoleon mußte eurer Nation erst seinen Geist einhauchen, jener große Völkerbeglücker, den die Alten würden unter die Götter versetzt haben ec.* Der alte Schlözer, der böse Murrkopf, vor dem man bei der akademischen Apotheose Kotzebues noch so ängstliche Scheu trug, schrieb damals sterbend: „Ich gehe zu meiner, nicht wahr? wohl verdienten Ruhe ein und bitte euch, enthaltet euch aller Wünsche für mehrere Lebensjahre dessen, dem nichts mehr daran liegt. Nicht aus Stumpfheit, sondern weil er das lumpichte Menschenleben tief verachtet und besonders an die jetzige Generation, bestehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, mit verbißnem Ingrimm denkt

* Der römische Tacitus pries die Deutschen, daß sie den Feind, der über den Rhein kam, heldenmüthig zurückwarfen; der deutsche Tacitus pries sie, daß sie ihn bei sich aufnahmen, sich seiner Herrschaft unterwarfen.

und keine Erlösung mehr zu erleben hoffen kann." Dieser Brief steht natürlich nicht in der vorliegenden Sammlung, obgleich er sehr gut dazu passen würde, sondern in den alten von Brockhaus herausgegebenen deutschen Blättern.

Der zweite Band enthält ferner Briefe von Dohm, dem berühmten preußischen Memoiristen und Panegyriker, der auch in westphälische Dienste trat und sich eifrig Müller anhing. Seine Briefe sind zuweilen gar erbaulich. So instruirt er Müllern unter andern in einem Schreiben vom 12. Jan. 1808, was er dem König über ihn sagen und wie er ihn herausstreichen solle.

Im dritten Bande finden sich Briefe von sehr vielen Verfassern, von jedem aber nur in geringerer Anzahl, einige von Goethe, von Falk, Schlözer, Vogt, Adam Müller, Bredow, Woltmann, Pfister, Wachler, Breyer, Windischmann. Der vierte Band enthält viele Briefe von Nicolai, und einige von Wieland, Morgenstern, Posselt, Diez, F. A. Wolf, und einzelne von Zach, Werner, Jean Paul, Seume, Iffland, Matthisson, Rühs, Dippoldt. In den meisten überschwenglich viele Schmeichelei, hin und wieder auch eine interessante Notiz und mancher charakteristische Zug.

Bei all diesen bogenlangen Bewunderungen und freundschaftlichen Rührungen ist uns so weich ums Herz geworden, daß der verhärtete Patriotismus darin wie Grundeis abgegangen ist. Alles bewunderte ja, Alles liebte den Unsterblichen und wir sollten diesem Wolkenbruch deutscher Gemüthlichkeit widerstehen können, und in einer Gehässigkeit verharren wollen, die man uns schon so oft bitter vorgeworfen und kaum hat begreifen können? Was wollen die wenigen Tadler sagen, denen wir uns bisher angeschlossen haben (Woltmann, Lang, Strombeck, Niebuhr) in Vergleich mit der unermeßlichen Mehrheit derer, die den deutschen Tacitus uneingeschränkt bewundert und beinahe angebetet haben? Wir bildeten uns ein, Müller habe der Nationalehre etwas vergeben, indem er, so vieler Herren Diener, zuletzt dem grausamsten Feinde unsers Vaterlandes diente und ihn des Vaterlandes Heiland nannte? Aber wer gab uns das Recht, im Namen des Vaterlandes zu reden, da ja das Vaterland selbst durch unzählbare Stimmen seiner anerkanntesten Vertreter das Zeugniß abgelegt hat, daß sich Müller um das Vaterland wohl verdient gemacht habe? Wie es uns auch zur Beschämung gereichen mag, gestehen wir endlich ein, daß wir der Mehrheit weichen, und nicht bloß aus Ueberwältigung, sondern aus Gründen. Denn wer möchte verkennen, gerade der Umstand, daß Müller so vielen Herren diente und das Vaterland den Fremden nachsetzte, ist ein echt deutscher Charakterzug und drückt die ganze Tiefe unsrer Nationalität aus, deren Repräsentant Müller durch sein Gemüth, wie durch seine Gelehrsamkeit und durch seine Willfährigkeit und Brauchbarkeit in allerlei Diensten unstreitig gewesen ist. Jener Nationalstolz aber und jene Vaterlandsliebe von der strikten Observanz, die wir bisher zu einem Kriterium zu machen so einseitig und unbillig waren, ist kein Zug des deutschen Charakters, ist demselben durchaus fremd und kann überall nicht zum Kriterium genommen werden. Sollte man an diesem patriotischen Maaßstab die sogenannten großen Männer messen, so würde die in Deutschland gewohnte Weise, menschliche Dinge zu beurtheilen, gänzlich umgestoßen und mit Recht muß man diese befremdliche Zumuthung zurückweisen. Die großen Männer haben ja gar nicht daran gedacht, daß man sie je einmal nach diesem Maaßstabe beurtheilen würde, haben sich nie darauf eingerichtet. Also ist es auch billig, daß man sie mit dem patriotischen Examen verschont. Der deutsche Patriotismus ist eine contradictio in adjecto, und wenn, wie es denn wirklich der Fall ist, das Vaterland nicht vaterländisch gesinnt seyn will, so kann auch die wahre Vaterlandsliebe nur in demselben Nichtwollen bestehen und nur der ist ein echter deutscher Patriot, der gegen sein Vaterland vollkommen gleichgültig ist. Wir wollen versuchen es zu werden, und daß wir es bisher nicht waren, sey uns um unsrer demüthigen Buße willen verziehen,

Forgive me this my virtue,
For in the fatness of these pursy times
Virtue itself of vice must pardon beg.

Geschichte.

Regesta Imperii (1314—1347). Die Urkunden Kaiser Ludwigs des Bayern, König Friedrichs des Schönen und König Johanns von Böhmen, nebst gleichzeitigen päpstlichen Briefen und Bullen ꝛc. In Auszügen von J. F. Böhmer. Frankfurt a. M., Schmerber, 1839. 4.

Erst jetzt, nachdem so unendlich viele Urkunden zu Grunde gegangen sind, fällt man darauf, sie systematisch zu sammeln, zu ordnen, das Wesentliche ihres Inhalts, sofern es geschichtlich wichtig ist, zusammenzustellen und zur Uebersicht zu bringen. In Bezug auf einzelne Provinzen gab es schon früher einige solche Sammlungen; die Regesten unsrer großen Kaiser aber

waren vernachläßigt, und Böhmer und Chmel sind hier mit ihrem nachahmungswürdigen Beispiel vorangegangen, so daß uns schon die Regesten aller Kaiser bis auf Ludwig den Bayer und die des spätern Ruprechts von der Pfalz vorliegen. Viele Urkunden sind von höchster Wichtigkeit, weil sie als die echtesten und gleichzeitigen Quellen mancherlei Irrthümer der späteren Chronikenschreiber widerlegen und zum Theil Thatsachen oder deren Motive bekannt machen, die von den Geschichtschreibern nicht einmal erwähnt werden. Aber auch die unbedeutenden Schenkungsbriefe 2c. sind wenigstens durch Ort und Datum wichtig, sofern man daraus ersehen kann, wo sich der betreffende Kaiser zu jeder fraglichen Zeit befunden habe.

Das vorliegende Werk ist in jeder Beziehung musterhaft, erstaunenswürdig vollständig, wohlgeordnet, übersichtlich, troß der Masse des Materials kurz und bündig. Vielleicht hätte der würdige Herausgeber noch die historisch bedeutsamen Urkunden von den unbedeutendern Schenkungen, an denen bloß Ort und Zeit von Interesse sind, durch größere Schrift hervorheben dürfen. Auch scheint uns Herr Chmel, von dem Herr Böhmer in dieser Beziehung abweicht, doch nicht Unrecht zu haben, wenn er die wichtigeren Urkunden, immer nur wenige unter vielen, als Anhang zu den Regesten in vollständigem Abdruck mittheilt. Das Buch wird dadurch nicht übermäßig vertheuert, aber den Gelehrten die oft nicht geringe Mühe erspart, sich aus verschiednen, zuweilen sehr seltnen Werken die wichtigern Urkunden zusammenzusuchen.

Man kann sich einen Begriff von der seltnen Umsicht des Verfassers machen, wenn man hört, daß er 2599 Urkunden Ludwigs des Bayern zusammengebracht hat, die sich nach einem halben Jahrtausend noch im Original oder in zuverläßigen Kopien erhalten haben. Daran schließen sich 251 Urkunden des Gegenkaisers Friedrich und 349 des König Johanns von Böhmen. In dieser großen Anzahl von Urkunden finden sich viele, die ein neues Licht über die verworrenen Unterhandlungen zwischen dem Kaiser, dem Papst, Frankreich, England und den Häusern Luxemburg und Habsburg werfen, obgleich auch Manches, namentlich die Unterhandlung des Kaisers mit dem Papst in Bezug auf seine freiwillige Abdankung, noch immer im Dunkeln bleibt. Wer die höchst interessante Geschichte Kaiser Ludwigs einer nähern Aufmerksamkeit würdigt und auch nur einige der zahlreichen Lebensbeschreibungen dieses Kaisers vergleicht, dem werden die vorliegenden Regesten als chronologischer und kritischer Leitfaden vom höchsten Nutzen seyn. Die Geschichte Ludwigs des Bayern aber und seiner Zeit ist nicht nur an sich, sondern auch namentlich wieder in unsern Tagen von hohem Interesse, weil sie uns Staat und Kirche in einem furchtbaren Kampf begriffen zeigt, in einem Kampfe, den man in unsern Tagen zu erneuern so thöricht eifert, als ob irgend etwas Gutes aus ihm erwachsen könne. Kaiser Ludwig der Bayer würde dem Schatten Maximilians, den Görres heraufbeschwor, die beste Antwort geben können. Den Segen, den Roms Einfluß der germanischen Nation an Haupt und Gliedern brachte, lehrt das Beispiel Ludwigs des Bayern sehr genau kennen. Insbesondere aber lernt man daraus etwas, was man wohl beachten sollte auch in unsrer Zeit. Ludwig der Bayer beging in seinem Kampf mit Rom einige Fehler; allein wie, fragen wir, hätte er sie nicht begehen sollen? Auf der einen Seite erkannte er die römische Arglist in ihrer ganzen dämonischen Verworfenheit, auf der andern sah er sein Volk, wenigstens einen großen Theil desselben, in gutem alten Glauben dem anhängen, der sich den Stellvertreter Christi auf Erden nannte, obgleich er nichts war, als ein in Wollüsten schwelgender Satrap des Königs von Frankreich in Avignon. Zugleich war Ludwig selber fromm und treu der Kirche, die so schlecht vertreten war. Da wurde er zuweilen irre, da kamen Schwankungen in sein Benehmen. Zu schonen gebot ihm sein Herz, das alterthümliche Ansehen der Kirche, die Rücksicht auf die gläubige Menge; aber sich der höllischen Ueberlistung und Ueberwältigung zu erwehren, gebot ihm sein Rechtsgefühl, sein Stolz als deutscher Kaiser und die Pflicht, die er hatte, das Reich deutscher Nation zu schirmen vor den Uebergriffen des mit dem Papst engverbundenen Frankreich. Im Wechsel der Milde und der Strenge, des Nachgebens und der gewaltsamen Abwehr, beging nun Ludwig Inconsequenzen und Fehler, — aber kann man sie ihm vorwerfen? So ist das arglose deutsche Gemüth, das gern Frieden hält und jedem sein Recht gewährt, von jeher durch romanische Arglist geirrt, gereizt, mit unerträglichen Zumuthungen gemartert, in Collisionen gebracht und zu Fehlern der allzulangen Duldung oder der allzu raschen Aufwallung hingerissen worden. Wie lange hat Rom auf diese raffinirte Art mit unsern edeln Kaisern gespielt und das deutsche Land mit Hader und Haß erfüllt, unsre Waffen gegen uns selbst gewendet. Zuletzt aber hat doch deutsche Armes- und Gemüthskraft jene „welsche Praktik“ immer überwunden und wird es immer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. Februar 1840.

Neueste Werke über Magnetismus und Visionen.

5) Natur-Analogien oder die vornehmsten Erscheinungen des animalischen Magnetismus, mit besonderer Hinsicht auf die Standpunkte und Bedürfnisse heutiger Theologie von Dr. J. A. G. Meyer, Superintendenten zu Sarstedt. Hamburg und Gotha, Perthes, 1839.

Der Verfasser rechtfertigt sein Werk folgendermaßen: „Eine neue kritische Darstellung der Erscheinungen des somnambulen Lebens, wie sie hier vorliegt, könnte zwar, wegen der vielen bereits vorhandenen Schriften über diesen Gegenstand, als völlig überflüssig erscheinen. Allein diese sind als nur vom praktisch- oder auch philosophisch-ärztlichen Standpunkte aus, ohne Rücksicht auf theologisches Interesse abgefaßt anzusehn, und daher auch der gelehrten theologischen Welt wenig bekannt geworden, in welcher, so weit ich urtheilen kann, theils noch viel rationalistischer Unglaube an die Sache selbst, theils aber auch noch auffallende Verwechselung des wirklich Begründeten und des nur irrig oder unsicher Angenommenen herrschend ist."

Indem er nun rein von der Naturbeobachtung ausgeht, leitet er die Betrachtung in die Theologie hinüber und macht darauf aufmerksam, wie wichtig ein tieferes Studium der Natur für die Theologie ist, namentlich als Gegenwirkung gegen die einseitige, von aller Erfahrung, Natur und Geschichte abstrahirenden Speculation. Er ist (wie wir auch) der Meinung, daß die Hegel'sche Philosophie, in der dieses einseitige Sichüberdenken des Denkens culminirt, weit entfernt, etwas in der Welt aufzuklären, vielmehr nur verwirrt und verdunkelt hat und weit entfernt, ein Fortschritt zu seyn, nur ein Rückschritt in die finstere Scholastik ist.

„Als ausgemacht," sagt er Seite 403, „darf nämlich wohl angenommen werden, daß die heutige rein speculative, zum Pantheismus und Nihilismus convergirende Idealphilosophie es ist, durch welche nicht nur die theologische Forschung eine hyperkritische Richtung genommen hat, sondern überhaupt ein wissenschaftlicher Wirrwarr entstanden ist, der jetzt bald seinen höchsten Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Es ist daher wohl nicht bloß individuelle trübsinnige Gemüthsstimmung, wenn man besorgt, daß, ungeachtet des so oft und so laut gerühmten heutigen Vorschrittes der Wissenschaftlichkeit und ungeachtet des sich mehrfach kundgebenden neu aufgeregten Glaubenslebens, wir doch gar sehr wie mit Sonnenuntergange einem schrecklichen Abgrunde uns nahen, d. h. einer vielleicht gar nicht fernen wissenschaftlichen Finsterniß entgegen eilen, die dann unfehlbar — des innern Zusammenhangs wegen — auch auf das Glaubensgebiet sich mehr und mehr erstrecken wird. Es ist desfalls gewiß aber Pflicht, zu reden und mit gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen, für Jeden, der noch reden und kämpfen kann." Zu den wirksamsten Waffen aber rechnet der Verfasser die Naturkunde, die er daher den Theologen sehr empfiehlt. Er schließt sein Werk mit den Worten: „Uebertriebene Speculation führt auf Skepticismus, der in der Physik, Biologie und Physiologie am Sichersten seine Heilung findet."

Er hat ganz Recht. Wenn sich einmal die Scholastik (die von Zeit zu Zeit epidemisch auf der Höhe der Kultur eintretende Verstandesverrückung) der Theologie bemächtigt hat, so gibt es nie eine andere Erlösung als durch die Naturforschung. Schon Aristoteles überwand durch sie die Sophisten. Auch die mittelalterliche Scholastik wurde nur durch die aufblühende Naturwissenschaft besiegt, nicht durch die Reformation, denn bekanntlich bemächtigte sie sich auch der Zank- und Streittheologie der zweiten, dritten und vierten lutherischen Generation. Sofern nun aber in unserem Zeitalter die Naturwissenschaften in voller Blüthe stehen, geben die Besorgnisse des Verfassers zu weit. Jede

Scholastik, also auch wieder die Hegelische Philosophie, bewirkt allerdings eine dicke und barbarische Verfinsterung der Geister; allein die Mittel, diese Nebel zu vertreiben, liegen diesmal näher als sonst. Wie es scheint, ist diese krankhafte Erscheinung ein von einer gewissen Steigerung der Kultur unzertrennliches Uebel. Beinahe jedes höher gebildete Volk hat eine scholastische Periode durchmachen müssen. Man kann das Eintreten dieser Periode mit dem Fettwerden eines reifen Mannes vergleichen. Ist nämlich ein Volk zu Verstande gekommen und gleichsam gesättigt mit Wissen, so findet sich alsbald ein Ueberschuß von unbrauchbarem Verstande, der sich in einer vollkommen unnützen und schon im ersten Beginnen krankhaften philosophischen Grübelei und Spitzfindigkeit ablagert, wie der nicht mehr zu verarbeitende Stoff im Körper sich als Fett ansetzt. Die Achtung und die Vortheile, die dem praktischen Denker zu Gute gekommen sind, reizen eine Menge unpraktische Denker, ihn nachzuahmen, ihn zu übertreffen. Die Unbrauchbarkeit der neuen Grübeleien wird bemäntelt durch Wichtigthun, durch den Werth, den man auf das Formelle legt, durch Systemsucht und Kastengeist. Ein eitler und schlauer Sophist gibt den Ton an und hundert bornirte Menschen machen bald mit ihm Chorus. Die Scholastik, die sich als Schmarozerpflanze der echten Wissenschaft anhängt, entstand immer auf diese Weise, indem kleine Geister, die hinterdrein kamen, mit den großen, die vorausgegangen waren, concurriren wollten, und wurde immer vorzugsweise von wenigen Schlauköpfen und vielen Dummköpfen cultivirt. Indeß mischten sich auch oft ehrliche Querköpfe ein, die schon Mißgeburten einer verdorbenen, mit der Natur nicht mehr harmonirenden, Kultur waren, indem sie bereits für Wahrheit nahmen, was kurz vorher als Lüge ausgeheckt worden. Die Symptome dieser geistigen Epidemie sind sich zu allen Zeiten gleich geblieben. Man bemerkte von jeher bei den Sophisten, Scholastikern und bei alle dem Volk, das die Philosophie als Handwerk treibt, einen unbegrenzten Hochmuth, der sich daher gewöhnlich als Selbstvergötterung äußerte, wie jetzt wieder bei Hegel und seiner Schule. Damit hängt eine sittlich-ästhetische Corruption zusammen. Die Scholastik war immer gemüthlos und dem Schönen feindlich. Die Hoffahrt, die den Kopf verrückt, schnürt immer zugleich das Herz zusammen, und in jenem Schwindel des Egoismus, den das um sein eigenes Ich ewig sich drehende speculirende Thier befällt, verschwimmt ihm ringsumher die schöne Welt. Der Egoismus aber erzeugt ferner die charakteristische und in der Scholastik immer wiederkehrende Neigung, die Sünde zu bemänteln und zu begünstigen, unter dem Vorwand bald absoluter Gnade, bald absoluter Freiheit. Daher ist es ein nicht minder untrügliches Sympton der Scholastik, daß sie die wahrhaft edeln und tugendhaften Männer haßt, das Genie nur dann ehrt, wenn es mit irgend einer Unsittlichkeit verbunden ist, das edle aber mit dämonischem Hasse verfolgt. Dies ist der Fluch des unbrauchbaren Wissens; weil es nichts nützt, so muß es schaden. Allein so gewiß alle diese widrigen Erscheinungen mit der Herrschaft der Hegelschen Philosophie wiedergekehrt sind, so vermögen sie doch nicht mehr in dem Grade zu schaden, wie die epidemische Scholastik in frühern Jahrhunderten. Zwar kann diese neue Scholastik, wie die alte, auf Kirche und Staat Einfluß üben, und übt ihn wirklich, denn wo es sich um Theorien handelt, da schleicht sich auch die Sophistik ein. Indeß vermag die Hegelei doch auf keinen Fall die Natur- und Geschichtsforschung unseres erleuchteten Jahrhunderts zu beherrschen oder zu unterdrücken, und an dieser Klippe muß sie scheitern.

Können wir den Standpunkt, von welchem der Verfasser des vorliegenden Werks ausgeht, nur billigen, so finden wir auch in der Ausführung überall Klarheit und Tiefe des forschenden Blicks, zumeist verwandt mit den Forschungen Passavants und von Schuberts. Nur die Sprache hätte etwas gefälliger seyn dürfen. Sie dünkt uns häufig zu trocken.

Dichtkunst.

Jüdische Sagen und Dichtungen nach den Talmuden und Midraschen, nebst einigen Makamen aus dem Divan des Alcharisi. Von Dr. Kraft. Ansbach, Brügel, 1839.

So viel sich neuerdings die Juden in die Literatur einmischen, haben sie sich doch bisher gar sorgfältig gehütet, ihren Talmud und die übrigen phantastischen Hirngeburten ihrer Rabbiner ins Deutsche zu übersetzen. Sie haben Unrecht. Alles, was sich irgend Böses und Verächtliches über die rabbinische Mythologie und Scholastik sagen läßt, ist schon gesagt, und die Juden können in der Meinung nur gewinnen, wenn andererseits auch das Gute und Schöne des Talmud mehr ins Licht gestellt wird. Etwas der Art hat Herr Kraft beabsichtigt, indem er im vorliegenden Werk eine Anzahl der schönsten Mythen und edelsten Sittenlehren übersetzt, sorgfältig aber alles Aberwitzige und Unsaubere wegläßt. Man kann dies durchaus nicht tadeln; indeß wäre zu wünschen, daß uns einmal die ganze Phantasiewelt der Talmudisten in treuer Uebersetzung zugänglich und übersichtlich gemacht würde, Schlechtes und Gutes, Tiefsinniges und Burleskes, Zartes und Rohes,

Reines und Unreines. Denn auch das Verwerfliche enthält höchst originelle Züge, und noch in der Verirrung und Ausschweifung muß man die erstaunliche Einbildungskraft und tiefe Leidenschaftlichkeit des verbannten Volkes bewundern.

Unter den vorliegenden kleinen Dichtungen ist viel Schönes. Einiges sind Mythen, die auch bei den Muhamedanern vorkommen; anderes Fabeln und Parabeln. Hier einige Proben:

Der Vogel Chol.

Von der Frucht, die sie begehrte
Und von der sie selbst verzehrte,
Reichte Eva jedem Thiere,
Das in jenem Lustreviere
Sie als seine Herrin ehrte.
Und so haben denn sie alle,
Gleichwie an dem Sündenfalle,
Also auch an jenen Strafen,
So die Menschenmutter trafen,
Theil durch eigne Schuld genommen.
Nur ein Vogel, groß und prächtig,
Ist dem Sündenfluch entkommen.
Dieser ließ sich nicht bethören
Und blieb sitzen wohlbedächtig,
Ohn' auf Eva's Ruf zu hören.
„Ist es dir noch nicht genug,"
Sprach der Vogel fromm und klug,
„Daß du alle sie betrogest
Und in dein Verderben zogest?
Und du willst auch mich bereden,
Gottes Wort zu übertreten?" —
Als nun Gott an jenem Ort
Selbst erschien in seinem Grimme
Und den Sündenfluch gesprochen
Ueber alle, die gebrochen
Seiner Lippen heil'ges Wort,
Fuhr er zu dem Vogel fort:
„Weil du ihrer Lockung Stimme
Nicht dein Ohr geliehen hast,
Will ich dich allein bewahren
Vor des Fluches schwerer Last,
Und du und dein Same soll
Weder Tod noch Schmerz erfahren!" —

Dieses ist der Vogel Chol,
Welcher je nach tausend Jahren
In der Gluth, die aus dem Neste,
Drin er wohnt, von selber quillt,
Zwar in Staub und Asche sinkt;
Aber aus dem Aschenreste
Bildet sich ein Wunderei,
Das sich alsobald enthüllt,
Und ein neuer Chol, verjüngt,
Steigt daraus empor, der frei
Sich zum Himmelsäther schwingt.

Die Ehescheidung.

Einst in Sidon war ein Paar,
Welches schon zehn volle Jahr,
Zu des Mannes größtem Wehe
Lebt' in kinderloser Ehe.
Drum vor Simon treten beide,
Daß er ihre Ehe scheide.
Dieser spricht: „Am Hochzeitfeste
Ludet ihr euch frohe Gäste;
Nun, so auch am Trennungstage
Haltet noch ein Festgelage!"
Jene, so wie er gerathen,
Gingen, Freunde einzuladen,
Und so richteten sie aus
Einen zweiten Hochzeitschmaus.
Zum Beschlusse nach dem Mahle
Kreisten schäumende Pokale,
Und die Frau vom besten Wein
Schenkt dem Manne weiblich ein.
Dieser spricht in frohem Muthe:
„Was du wünschest, meine Gute,
Wähle von dem Meinen aus,
Und das nimmst du mit nach Haus!"
Weil er nun vom süßen Trank
Nach und nach in Schlummer sank,
Harrt sie, bis er eingeschlafen,
Und dann winkt sie ihren Sklaven:
„Diesen nehmt und traget mir
In mein Vaterhaus von hier,
Und an die und jene Stätte
Setzet ihn mitsammt dem Bette!" —
Als nun spät um Mitternacht
Dieser aus dem Schlaf erwacht
Und er seine Stätte sieht,
Weiß er nicht, wie ihm geschieht.
„Wo, ruft er, in aller Welt
Habt ihr mir mein Bett bestellt?"
Da tritt seine Frau herzu:
Herr, in meinem Haus bist du!
„Was zu schaffen hab' ich hier?"
Sagtest du nicht gestern mir:
Wähle, was du willst, dir aus,
Und das nimmst du mit nach Haus!
Also wählt' ich wohlgemuth
Mir mein allerliebstes Gut! —

Und so lebte denn das Paar
Noch beisammen manches Jahr.

Es ist zu bedauern, daß die Verse öfters sehr hart und mit höchst fatalen Reimen durchspickt sind, z. B. überreichen — eigen ꝛc. Auch der Ausdruck ist zuweilen vernachläßigt, z. B. heißt es S. 117: Ah, daß ich deinen Rath gethan, statt nach deinem Rathe. Endlich sind auch nicht alle Gedichte schön. Unter andern wird einmal die Keuschheit Josephs dadurch motivirt, daß, als ihn die schöne Suleicha in den Armen hielt, ihm auf der andern Seite sein graubärtiger Papa warnend erschienen seyn soll. Das ist zwar sehr pädagogisch, aber nicht poetisch.

Die Makamen des Alcharisi sind eine Nachahmung der Makamen des Hariri, die bekanntlich Rückert übersetzt hat, und so hat denn auch Herr Kraft sklavisch die Rückert'sche Uebersetzung nachgeahmt. Man findet in diesen halsbrechenden und das menschliche Organ wahrhaft mißhandelnden Reimereien eine seltsame ausführliche Beschreibung der Ameise, als einer schwarzen Heldin und Amazone, und des Flohs, als eines Mohren.

Geschichte.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen von Dr. K. Zeuß. München, Franz, 1839. S. 58.

Eine nette kleine Schrift voll Gelehrsamkeit und Patriotismus. Der Verfasser (der vor drei Jahren ein größeres sehr ausgezeichnetes Werk „die Deutschen und die Nachbarstämme" herausgegeben hat) tritt hier den zwei bekannten Ansichten entgegen, die bisher den Ursprung der Bayern zu erklären versucht haben. Die eine (die von den bayerischen Gallomanen, von den Schmeichlern der antideutschen Allianz zwischen Bayern und Frankreich ausging) wollte in dem heutigen Bayern nur Abkömmlinge der uralten keltischen Bojer, also einen Volksstamm sehen, der eigentlich nicht deutsch, sondern gallisch, mithin französisch sey. Die andere Ansicht nahm die Bayern für ein Mischvolk, das aus den Ueberresten der Rugier, Heruler, Skirren und Turcilinger in der Völkerwanderung zusammengeschmolzen sey.

Herr Zeuß weist die eine wie die andere Ansicht zurück und erklärt die Bayern (Bojoarier) für die aus Böhmen (Bojohemien) ausgewanderten Markomannen. Die Gründe, die er gegen die keltische Hypothese anführt, sind schlagend. Er beweist nicht nur, daß von den altkeltischen Einwohnern des Landes keine Spur übrig geblieben ist, sondern auch, daß die Bayern, so weit man ihre Sprache ins Alterthum verfolgen kann, echte Deutsche sind, daß ihre alten Namen der Ortschaften wie der Personen, die auf die lächerlichste Weise bald für keltisch, bald für slavisch gehalten wurden,* echt deutsch sind.

Die Gründe gegen die andere Ansicht sind nicht so erschöpfend. Die Rugen, Heruler, Skirren, Turcilinger waren wirklich verbunden unter dem König Odoachar und behaupteten, indem sie Italien eroberten, zugleich die Alpen und das diesseits derselben liegende Bayerland bis Passau und Regensburg. Während Odoachar selbst in Italien herrschte, war sein Bruder Aonolf Statthalter diesseits der Alpen. Dieses nicht unbedeutende Reich wurde zwar bald von den Gothen zerstört, allein die Bevölkerung verschwand deßwegen nicht. Wäre nun diese Bevölkerung damals schon markomannisch gewesen, so würde auch dieses berühmten Namens von den Geschichtschreibern, namentlich von Eugippius, gedacht seyn, was aber nicht der Fall ist. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß die Markomannen, wenn sie überhaupt aus Böhmen nach Bayern übersiedelt sind, dies erst nach Odoachars Herrschaft ausgeführt haben, vielleicht in der Zeit, in welcher die Longobarden (ebenfalls vor nachdringenden Slaven weichend) die Alpen überschritten. Inzwischen sind darüber keine Nachrichten vorhanden und der Beweis, den Herr Zeuß auf den Namen des Landes Baja, Bojenheim, Böhmen gründet, erscheint doch bedenklich. Wenn die Markomannen, wie bekannt, nach Böhmen kamen und doch daselbst nie den Namen Bojer oder Bajuarier annahmen, sondern Jahrhunderte lang Markomannen hießen, wie zuvor, wie hätten sie denn gerade erst, indem sie das Land Bojenheim wieder verließen, den Namen desselben annehmen sollen? Sie mögen aber noch als Markomannen oder schon als Bayern vorhanden gewesen seyn, so fällt es auf, daß ihrer weder unter dem einen, noch unter dem andern Namen zur Zeit der in ihre Nähe tobenden Kriege der Longobarden, Rugier, Gepiden irgend gedacht ist.

* So hielt Pallhausen die uralten, in einer Handschrift vorgefundenen Worte: Tole sint Walha, spahe sint Peigira (toll sind die Welschen, klug sind die Bayern) für altgallisch, und v. Lang hielt sogar den Namen Nürnberg für slavisch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. Februar 1840.

Neueste Werke über Magnetismus und Visionen.

6) Die krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens. Für Aerzte, Psychologen, Naturforscher und gebildete Laien. Von Prof. Dr. Duttenhofer. Stuttgart, Hoffmann, 1840.

Ein sehr eigenthümliches und mit großem Scharfsinn abgefaßtes Buch. Alle Seelenkrankheiten werden darin auf das einseitige Ueberwiegen des einen oder andern Seelenpols, entweder der von ihm sogenannten geistigen Fakultäten oder der Talente, zurückgeführt. Unter den geistigen Fakultäten versteht der Verfasser Intelligenz, Phantasie, Gemüth und Sinnlichkeit, als unwillkührliche Thätigkeiten der Seele; unter den Talenten aber versteht er die willkührlichen Thätigkeiten. Beide sollen in Harmonie seyn, sind es aber eigentlich nie, sondern es findet beständig ein Oscilliren, ein Schwanken des Gleichgewichts statt. Wo aber nur die Fakultäten oder nur die Talente einseitig vorwiegen, entstehen förmliche Seelenstörungen, Seelenkrankheiten, bald bleibend, bald vorübergehend, bald endemisch, bald nur individuell.

Hören wir den geistreichen Verfasser selbst: „In Absicht auf diese beiden sich entgegenstehenden Thätigkeiten können daher zweierlei Extremzustände entstehen; der erste Zustand ist der, wo das Wesen der Dinge durch die geistige Fakultät zwar aufgefaßt wird, allein die Darstellung dieser Auffassung aus Mangel an Talent entweder gar nicht möglich ist, oder außerordentlich mühsam und schwer vor sich geht. Dieser Zustand ist immer ein unglücklicher, betreffe er eine geistige Fakultät, welche er wolle, und es kostet Menschen, die auf diese Weise organisirt sind, die peinlichste Anstrengung, das, was sie erkennen oder empfinden, andern mitzutheilen, um auf diese Weise ihr allzuvolles Innere zu erleichtern. Eine unnahbare Starrheit bemächtigt sich solcher Individuen; das beste Bild, das von einer solchen durch talentlose geistige Fakultät hervorgebrachten Starrheit existirt, ist das Medusenhaupt. Der entgegengesetzte Zustand ist das Ueberwiegen des Talentes über die geistige Fakultät. Es ist aber überflüssig, die Wirkungen dieses Zustandes zu beschreiben; der geneigte Leser darf nur einen Blick auf unsere so talentreiche Zeit werfen, um sich davon zu überzeugen; er darf nur auf jene wandernden Realencyklopädien, jene pikanten Reimtremulanten, jene eleganten Guckkastenbilderfabrikanten, jene musikalischen Seiltänzereihandwerksburschen, kurz auf die ganze Sündfluth von literarischen, ästhetischen, religiös-sentimentalen, weltbürgerlichen Schuhputzern, die uns gegenwärtig mit ihrer ekelhaften Steifbettlerprätension verfolgt, einen Blick werfen, um sich von der Hohlheit einer talentvollen Ideenlosigkeit zur Genüge zu überzeugen."

Talent ist das Mittel zu glänzen, zu gefallen, zu herrschen über Andere, und zugleich sich selbst von Hemmungen und Fesseln zu befreien. Also trachtet alles, Talent zu haben und zu zeigen, und dieses einseitige Streben ist der Hang zur Trunkenheit, dem der Verfasser in der ersten Abhandlung seine Aufmerksamkeit widmet. „Das gesunde, richtige Verhältniß der geistigen Fakultäten unter sich selbst, und der Talente zu den geistigen Fakultäten ist in seiner idealen Vollkommenheit eben so wenig zu finden als idealvollkommene Gesundheit des Körpers, ja es wäre nicht schwer zu beweisen, daß diese bloß von dem Begriff aufgestellte Urharmonie gar nicht existiren kann, weil alles Leben nur in einer fortgesetzten Entwicklung und Veränderung zu denken ist, eine solche Vollkommenheit aber an und für sich selbst diesem Begriff von Leben widerspricht. Ein jeder Mensch aber strebt der größten Vollkommenheit nach und sucht, wenn ihm dieß nicht in der That gelingen kann, sich wenigstens, wenn auch nur momentan, die Illusion einer solchen zu verschaffen, um

das tiefe, bittere Gefühl des Mangels, bestehe dieser nun in Talentmangel oder Anlage zu geistiger Nullität, vor sich selbst zu verbergen. Darin beruht der Hang zur Trunkenheit, die je nach Bedürfniß auf den verschiedenartigsten Wegen erstrebt wird. — Die Wirkung der verschiedenen, Trunkenheit erregenden Mittel ist nun vorzugsweise auf die Talente gerichtet und der Gang, den die Erregung dieser verschiedenen Talente bei diesem Zustand nimmt, ist in psychologischer Hinsicht wichtig genug, um erforscht zu werden. Dieser Gang ist aber nach der Art der Mittel, welche gebraucht werden, verschieden. Die alkoholhaltigen Getränke haben augenscheinlich die universellste Wirkung, daher sie auch am häufigsten angewendet werden. Wir wollen daher die Wirkung des naturgemäßesten Mittels dieser Art einer nähern Betrachtung würdigen. Zuerst wird beim Genusse des Weines das dem Verstand entsprechende Sprachtalent und das der Combination entsprechende Lauschtalent erhöht. Menschen, die sonst mit wenig talentlicher Aeußerung begabt in sich verschlossen sind, lassen ihren Gedanken den Lauf und geben mit seltener Beredsamkeit die Fülle ihres Geistes kund; indeß talentvolle Schwätzer mit unerhörter Frechheit das Wort für sich usurpiren und jeden, der ihnen in den Wurf kommt, mit ihrem ungesalzenen Gewächse überschütten; beide fühlen eine wesentliche Erleichterung. Menschen, welche sonst nicht gewohnt sind, anderer Worte genau zu erwägen und zu prüfen, werden auf einmal wider Gewohnheit aufmerksam, stille, lauschend, oder, sonst unfähig zur Disputation, wissen sie, in den Kreis einer solchen gezogen, mit ungewohnter dialektischer Gewandtheit da den Sieg ganz oder theilweise zu behaupten, wo sie sonst mit der Beschämung eines Stümpers in der Dialektik abgezogen wären. Zugleich ist der den angeführten Fakultäten entsprechende Wille außerordentlich erhöht, es wird beschlossen und gehandelt in Dingen, über welche man sich sonst schwer oder nie vereinigt hätte. Allein dieses Thema wird bei dem fortgesetzten Genusse des Weines bald aufgegeben, man kommt zu der Reflexion, daß man sich eigentlich keineswegs versammelt habe, um zu disputiren und über Dinge altklug zu schwatzen, über die man den ganzen Tag über genug Zeit gehabt hätte, nachzudenken, man findet das Ganze ledern und albern, denn nun erwachen Talente, welche dem Gedächtniß und der Phantasie entsprechen, das Spürtalent und das plastische Anschauungstalent, welches der Phantasie entspricht. Der ist willkommen nun, der etwas Erheiterndes, die Phantasie Erregendes zu erzählen weiß, in Jedem erwacht dann die Erinnerung an ähnlich Erlebtes, ähnlich Geträumtes, Durchdachtes; eine Anekdote erweckt zwanzig andere, eine Uebertreibung zwanzig größere, bis Alles in herzlichem Lachen und in der Freude der Erinnerung eine Seele geworden ist, und jeder an dem gemeinsamen so gut als seinem eigenen phantastischen Treiben sein Behagen findet. Diesem gemeinsamen Behagen wird durch das Erwachen der Talente die Krone aufgesetzt, welche den Gemüthsfakultäten: der Gutmüthigkeit und der Sentimentalität entsprechen. Die Wirkung auf die Präkordien bleibt nicht aus, man schließt Bündnisse unter sich und zum Wohle Anderer; die Sentimentalen trinken Brüderschaft, umarmen, küssen sich, vergießen Freudenthränen, es werden Bundes-, Freundschaftslieder angestimmt, Becherklang und Musik schließt die Herzen auf, Lauschtalent und Sprachtalent sind abgenützt und verschlafen, die Zungen werden schwer, die Reden unbesonnen, oder aber es erwacht alter Zorn, vergessene Galle taucht wieder auf und das Bankett, das erst eine Vereinigung von Freunden war, wird zum Kampffeld. Die längstgedrückte Thatkraft hat den Muth gewonnen, ein altes drückendes Joch abzuschütteln und rücksichtslos wird neue und alte Unbill dem Gegner vorgerückt. Auf diese Gemüthsaffektion folgt die Erregung der Talente, welche der aktiven Sinnlichkeit entsprechen; die der passiven Sinnlichkeit waren zum Theil schon früher erregt, aus dem Grunde, weil durch diese der Genuß vermittelt wird. In dieser Beziehung hat schon längst das Auge eine glänzende Beleuchtung, das Ohr eine rauschende Musik verlangt; der Gaumen hat sich mit leckeren Speisen gekitzelt und mit ausgesuchter Kennerschaft und sichtlichem Wohlbehagen den Geschmack der Weine mit Beiziehung seines Bruders, Geruch, geprüft. Nun aber erwacht mit der Erregung der aktiven Sinnlichkeit, der Geschlechtssinn, das Auge weicht dem Tastsinn, das Gedächtniß ist längst erstorben, die Gesetze der Sitte werden für nichts geachtet, und der Trunkene eilt einem Ziele zu, an dem er mit Widerwillen erwacht. Während dieses ganzen Vorganges hat die passive Sinnlichkeit, wie schon bemerkt, eine Hauptrolle gespielt, ihre einzelnen Organe aber werden in demselben Maaß und in derselben Reihenfolge abgestumpft, in welchem die jenen entsprechenden Talentwirkungen sich abnutzen. Zuerst wird das Auge unrichtig, die Lichter erscheinen doppelt und die Thüren zu eng; dem Auge folgt das Ohr, das nicht mehr Geschmack an der Musik findet, und nach und nach halb ertaubt; auf diese folgt der Geschmack und der Geruch; der Wein wird nicht mehr geschlürft und gekostet, sondern eingegossen, um dem stumpfen Organ durch Menge den Eindruck der Qualität zu ersetzen; ja endlich wird er diesen Organen zuwider und muß durch einen stärkeren Reiz ersetzt werden. Zuletzt hört der Tastsinn auf. Da die Wirkung der alkoholartigen Mittel besonders auf die Funktion des kleinen Gehirnes gerichtet ist, und dieses bekanntlich der Direktion der Muskelthätigkeit vorsteht,

so ist begreiflich, daß diese aufhört, woher das bekannte Lallen und Taumeln Betrunkener rührt. Man sieht aus dem Dargestellten auf das Klarste, daß die Wirkung des in Rede stehenden berauschenden Mittels auf die Talente durchaus allgemein ist, und daß sie durch die Erweckung der Talente selbst den geistigen Fakultäten einerseits so zu sagen das Heft in die Hand gibt, sich zu äußern, die Talente aber andererseits an sich selbst schärft."

Nach dieser beredten Schilderung der Trunkenheit faßt der Autor die Frage allgemeiner und findet die ganze gegenwärtige Generation in einer Art von Trunkenheit, sofern jetzt hauptsächlich die Talente und die Sucht, Talent zu zeigen, die künstliche Steigerung aller Fähigkeiten vorherrscht, im Gegensatz gegen eine naturgemäße geistige Thätigkeit. Dieser in der höhern Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst hervortretenden Sucht entspricht aber auf der niedern Stufe die überhandnehmende Branntweinpest, die gesteigerte Trunksucht des gemeinen Volks. „Daher diese Trunksucht, über welche übersichtliche Darstellungen topographischer Art genug vorliegen, nicht als bloßes Symptom, sondern im Zusammenhange mit der ganzen psychischen Tendenz unserer Zeit aufzufassen ist. Die großen Ideen, welche die Menschheit am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfange dieses beschäftigten, sind nun theils zu einem Resultat gelangt, und haben in diesem ihre Befriedigung gefunden, theils sind sie auf die Seite gelegt und durch anderweitige Thätigkeit verdrängt worden. Es hat sich nunmehr die Erregbarkeit, welche in jenem Falle durch die Thätigkeit der geistigen Fakultäten in vollem Maaße absorbirt wurde, auf die Thätigkeit der Talente geworfen; daher wir gegenwärtig jedes Talent aufblühen und gefeiert sehen, talententbehrenden Geist aber unterdrückt und verachtet finden. Das Sprachtalent, das früher durch die allgemeine Idee angeregt wurde, und dadurch vorzugsweise das mittheilende Organ der Begriffsthätigkeit war, ist nun herabgesunken zur breiten, nichtssagenden, aber viel schwatzenden Darstellung, die sich in Werken der Geschichte eben so gut als in Werken der Poesie kund gibt. Früher waren die Charaktere, die in einem Werke solcher Art auftraten, so wie der Gang der Ereignisse, für den Darsteller nur der Boden, auf welchem er seinen Geist bewegte, nur die Maschine, mit deren Hülfe er Ideen zur Sprache bringen wollte, nun sind aber diese Mittel zum Selbstzweck geworden; gehaltlose und gestaltlose Schattenbilder werden in schöne Gewänder gekleidet, mit reizenden Verhältnissen begabt, und ausgestattet mit einer Sprache, die unsere Vorfahren uns in ihrer jetzigen Vollkommenheit und Rundung als glänzendes Erbtheil ihres Nachdenkens und Strebens überlassen haben, mit stolzer Prätension vorgeführt. Unsere Künstler lernen malen und zeichnen mit einer Genauigkeit, Gewandheit und Meisterschaft, daß sie, ihres Materials völlig Herr, glänzend in das Auge fallende Produkte liefern; allein sucht man Bedeutendheit, tiefe, psychologische Auffassung des Gegenstandes, so wird man umsonst an diesen glänzenden Sünden etwas Wahres, tief Ergreifendes suchen, außer was auf den oberflächlichsten äußeren Sinngenuß zu wirken fähig ist. Der gleiche Fall ist mit der Musik, die nach den ungewöhnlichsten, gezwungensten Mitteln hascht, um Effekt auf die Sinne zu machen, allein mit dieser großen Anstrengung — nichts Wesentliches leistet. Zu welcher Fertigkeit es das Spürtalent gebracht hat, darin liegt der Beweis in den genauesten Untersuchungen, welche in den Einzelnheiten der Naturforschung gemacht worden sind; allein es fehlt hier leider nur zu sehr am geistigen Band; verloren treibt sich in einem Ocean von Material manch' mast- und takelloses Wrack umher und ist mit Famulus Wagner getröstet, wenn es statt Schätzen Regenwürmer findet. Das Lauschtalent, welches an die Stelle der Kombination getreten ist, gibt sich sattsam genug in den principlosen Handlungen zu erkennen, welche uns aus den Zeitungen tagtäglich in die Augen springen; es hat mit seltener Virtuosität die schwierigsten Angelegenheiten geleitet, und zu Erhaltung des friedlichen Zustandes von Europa mehr gethan, als sich wohl erwarten ließe. Auf gleiche Weise hat sich die Thätigkeit des Talentes in Beziehung auf die Gemüthskräfte vorherrschend erwiesen. Die Religion und der Glaube sind der Gegenstand verschiedener Untersuchungen gewesen. Die einen derselben sind von der Intelligenz ausgegangen und haben durch einseitige, aber scharfsinnige Anwendung des Spürtalents auf diesen Gegenstand, die Heiligkeit desselben angegriffen, auf diesem zwar glänzenden, aber in Beziehung auf das Thema durchaus falschen Standpunkte jedoch keineswegs den Anforderungen entsprochen, welche das Gemüth an den Glauben macht. Auf der andern Seite hat die gemüthvolle und sentimentale Gegenpartei sich durch Pietismus und Unduldsamkeit für den Mangel an innerer, geistiger Bedeutsamkeit schadlos gehalten, ohne weder den ruhigen Standpunkt wieder zu gewinnen, der in den längst verflossenen Jahrhunderten die wahre Andacht und Frömmigkeit einnahm, noch sich in die leidenschaftlose, wenn gleich mythusentbehrende, ruhige spekulative Betrachtung der Ethik mit dem Auge des Philosophen finden zu können. Die passive Sinnlichkeit hat sich des Bildungstriebes bemächtigt und für die Bequemlichkeit, die Kommunikation und den Handel alles Erdenkliche gethan, was durch die Benützung der Talente erreicht werden konnte, ja gleichsam mit einer Art von Enthusiasmus Alles ergriffen, was in dieser Beziehung ein Förderungsmittel war; während das der aktiven Sinnlichkeit entsprechende Talent, durch die äußeren

Comforts unterstützt, an der Vermehrung des Menschengeschlechts arbeitete. In dieser Sphäre ist jedoch noch am wenigsten die Thätigkeit des Talentes, gegenüber der der geistigen Fakultät, ausgebildet worden; wofür am deutlichsten der republikanische und religiöse, prinziplose, aber nach Principien haschende Zerstörungstrieb spricht. So verhält sich der Zustand der geistigen Talentaristokratie, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, nämlich derjenigen Talente, welche durch ihre Bedeutung an sich hervorragen und deßhalb an der Spitze der heutigen Intelligenz stehen. Die angeführten Bestrebungen aber können der Tendenz der geistigen Fakultäten nicht entsprechen, daher diese sich auf eine unangemessene Weise zurückgesetzt fühlen. Auf der andern Seite spricht sich bei Organisation von geringer Bedeutung wie beim Pöbel jeder Art ebenfalls die vorherrschende Thätigkeit des Talentes aus; da nun bei dieser Gattung von Individuen die Sphäre der Sinnlichkeit auf Kosten der andern Fakultäten vorzugsweise ausgebildet ist, so liegt auf der Hand, daß die Wirkung der talentlichen Ausbildung sich auf jede Art des Genusses richten wird, und daher rührt die von so vielen Seiten in neuerer Zeit wahrgenommene Trunksucht."

Die zweite große Abhandlung ist dem Somnambulismus gewidmet. In ihm sieht der Verfasser die Kehrseite der Trunkenheit, nämlich das einseitige Vorherrschen der Fakultäten im Gegensatz gegen die Talente, der unwillkührlichen Thätigkeiten gegen die willkührlichen. „Wenn man die psychologischen Verhältnisse derjenigen Somnambulen genau betrachtet, bei welchen der Somnambulismus einen hohen Grad erreicht hat, so findet man immer, daß es Individuen sind, bei denen die geistigen Fakultäten in Absicht auf ihre Stellung gegen die Talente durchaus vorherrschen, und daß in Beziehung auf diese Fakultäten selbst die Gemüthsseite über die Seite der Intelligenz vorherrscht. Durchgängig findet man bei Betrachtung ihres früheren gesunden Lebens, daß es einfache schlichte Leute sind, von welchen es immer heißt, daß sie in der Schule schlecht gelernt hätten, daß sie in ihren Geschäften wenig Geschick gezeigt hätten, allein durch alles, was auf das Gemüth Einfluß hatte, mehr als andere ergriffen wurden. Da bei so konstruirten Individuen die Entladung der psychischen Erregbarkeit nach Außen durch die Sphäre des Verstandes und der diesem entsprechenden äußeren Talente wegen der Zurücksetzung dieser Fakultät gegenüber dem Gemüthe außerordentlich erschwert wird, so ist begreiflich, daß sie sich gegen die Gemüthsseite zurückzieht und ihren Ausweg durch die Sphäre der Sinnlichkeit nimmt. Anstatt willenskräftig aufzutreten und zu handeln, geben sich diese Individuen gänzlich der Leitung ihres Instinktes hin, der bei dem bedeutend vorwaltenden Faktor des Gemüthes, der ethischen Regel des Gewissens in den meisten Fällen durchaus unterworfen ist und daher ihnen immer als der leitende Schutzengel erscheint. In den Fällen aber, wo das Gemüth weniger kräftig hervortritt, entsteht ein Kampf zwischen dem Faktor der Sinnlichkeitskräfte und dem der Gemüthskräfte, wodurch sich eine innere Zerrissenheit und ein Kampf zwischen ethischer Regel und Instinkt kund gibt, der sich am deutlichsten bei der Form des Somnambulismus, die man Besessenseyn nennt, erkennen läßt. In beiden Fällen aber wird die Disposition zum Somnambulismus durch das angegebene Ueberwiegen der Gemüthssphäre begründet. Die Erregbarkeit findet hier keinen naturgemäßen Ausweg wegen der geringen Entwicklung der Talente; denn wo diese bei einer ähnlichen Disposition entwickelt sind, so geschieht immer durch dieselbe eine Entladung, sey diese eine zur Heilung führende Krise oder eine Pseudokrise, wie bei gewissen Formen von Manie und bei der Nymphomanie. Zum Ausbruch des Somnambulismus gehört neben der angegebenen psychischen Disposition immer ein somatisches Krankheitsmoment, welches freilich stets nur als der Reflex des psychischen Leidens angesehen werden muß, dessen Vorhandenseyn aber für die Therapie von wesentlicher Bedeutung ist. Man findet immer, daß Krankheiten des Unterleibes, Stockungen im Pfortadersystem Unregelmäßigkeit des Monatsflusses Begleiter der psychischen Krankheit sind; daher diese entweder in der Periode der Pubertätsentwicklung oder der Involution, so wie auch bei Personen vorkommen, deren Unterleib durch vorangegangene schwere Geburten oder sonstige auf den Nervenherd der Sexualorgane schwächend einwirkende Momente herabgestimmt ist. Da das Nervensystem kein absonderndes System ist, so muß die Krise desselben einen andern Verlauf machen, als bei einem System, welches wie das Gefäßsystem mit Leichtigkeit materielle Krisen bilden kann. Entweder wirft sich daher bei Nervenkrankheiten der ganze Krankheitsprozeß durch Metaschematismus auf ein anderes System, welchem materielle Krisen zu Gebote stehen, oder aber die Krankheit entscheidet sich durch psychische Vorgänge, welche als Krisen zweifelhafter Natur dastehen. Das letztere ist in vollem Maaße bei dem Somnambulismus der Fall, welcher sich bei vollkommener Ausbildung in seinen eigenen Krisen gleich der Hektik erschöpft und dadurch den Tod herbeiführt. Da die Willensthätigkeit des Somnambulen durch das Ueberwiegen der Nachtseite des psychischen Lebens unterdrückt ist, so ist leicht zu erklären, wie sehr das Bedürfniß diesen Mangel an Willen durch etwas anderes zu ersetzen in den Somnambulen erwachen muß."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. Februar 1840.

Indische Dichtkunst.

Sawitri. Eine indische Dichtung. Aus dem Sanskrit übersetzt von Joseph Merkel, Prof. und Bibliothekar in Aschaffenburg. Aschaffenburg, Pergay (Krebs), 1839.

Wieder eine der ausgezeichnetsten, liebenswürdigsten Dichtungen der alten Inder, deren Uebersetzung den Dank aller Freunde der Poesie verdient.

Der Inhalt des Gedichts ist folgender. Sawitri, die schöne Königstochter, soll sich selbst einen Gatten wählen, und sie wählt den Satjawan, Sohn eines blinden Einsiedlers, der einst König gewesen. Sie wird gewarnt, der junge Mann müsse binnen einem Jahre sterben, sie solle daher lieber einen Andern wählen. Doch edel antwortet sie:

Das Loos fällt einmal, nur einmal
 Wird die Tochter dem Mann vermählt,
Einmal heißt es: ich geb' diese —
 Dies sind der Guten drei Einmal.
Langlebend oder kurzlebend,
 Mit Tugend oder tugendlos,
Einmal den Mann erwählt habend,
 Nicht einen Zweiten wähl' ich mehr.
Den Entschluß muß der Geist fassen,
 Aussprechen ihn die Rede dann;
Die That muß ihn dann ausführen,
 Entscheidung gibt der Geist mir nur.

Sie führt ihren Entschluß aus, heirathet den Sohn des armen Büßers im Walde und entkleidet sich freiwillig ihrer königlichen Pracht:

Nach ihres Vaters Abreise
 Legte sie ab den reichen Schmuck,
Nahm das Gewand von Baumrinde,
 Kleidend sich in der Büßer Tracht.
Dienstwillig und zuvorkommend,
 Sittsamen und bezähmten Sinns,
Erfüllend Aller Wunsch, war sie
 Allen zur Lust und Wonne nur.
Sie macht froh des Gemahls Mutter
 Durch Körperpflege aller Art;
Durch Götterdienst, und, still zähmend
 Ihre Rede, den Vater auch.
Durch hold Gespräch, Geschick, Milde
 Und Liebeskosen den Gemahl.
Während diese nun dort wohnten
 In stiller Waldeinsiedelei,
In frommer Büßer Stand lebend,
 Verfloß die Zeit, o Bharatas!
Doch Sawitri sich abhärmend
 Stand Tag und Nacht, da jenes Wort,
Das Naradas gesagt hatte,
 Quälend stets ihr im Herzen lag.

Nämlich das Wort der Verheißung, daß ihr Gatte binnen Jahresfrist sterben müsse. Der Jahrstag kam heran. Drei Tagelang brachte Sawitri in Gebet und Büßung zu. Dann folgte sie ihrem Gatten in den Wald.

Beurlaubt ging die Ruhmvolle
 Mit dem geliebten Gatten nun.
Wie heiter lächelnd, doch bebend
 In des Herzens verborgnem Grund.
Höchst mannichfache Waldräume
 Prangend in reicher Lieblichkeit,
Durchtönet von der Pfau'n Stimmen
 Sah jetzt die Reizendblickende,
Auch reinfließende Stromwellen,
 Blüthengeschmückte Bäume auch —
Sieh! sagte Satjawan milden
 Und süßen Tons zu Sawitri.
Doch auf den Gatten hinschau'te

Die Tadellose immerbar,
Indem sie schon ihn todt glaubte,
Gedenkend an des Sehers Wort.
Sie ging mit sanftem Schritt wandelnd
Rastlos dem theuern Gatten nach,
Zweifach das Herz getheilt habend,
Eingedenk immer jener Zeit.

Mit der Gattin im Wald wandelnd
Brach Baumesfrüchte Satjawan,
Mit welchen er den Korb füllte,
Dann spaltete er Holz mit Kraft;
Während er so das Holz spaltet
Erzeugte ihm die Mühe Schweiß,
Auch fühlte er im Haupt Schmerzen
Durch die Ermüdung ihm bewirkt.
Von Müdigkeit gequält sagte
Er zur geliebten Gattin drauf:
Die Glieder und das Herz scheinen
Zu brennen mir, o Sawitri!
Nicht mächtig meiner selbst fühle
Ich mich, verständig redende!
Darum zu schlafen jetzt wünsch' ich,
Da zu stehn mir die Kraft gebricht.
Und Sawitri hinzutretend
Zum Gatten unterstützte ihn;
Auf ihren Schooß sein Haupt legend
Setzte sie auf den Boden sich.
An des Naradas Wort dachte
Sich erinnernd die Fromme da,
Wohl beachtend im Geist Stunde,
Bestimmten Tag und Augenblick.
Und in dem Augenblick sah sie
Herangenahet einen Mann
In rothem Kleid, das Haupt lockig,
Schön und in sonnengleichem Glanz.

Das war der Todesgott, welcher kam, ihres Gatten Seele abzuholen.

Dann aus des Satjawans Körper
Zog einen daumengroßen Geist
Jamas, ihn mit dem Strick bindend,
Der seiner Macht verfallen war.

Sawitri sieht es und kann es nicht hindern, folgt aber dem Tode auf dem Fuße nach und weicht nicht mehr von ihm.

Jamas.

Geh' Sawitri zurück, fei're
Die Todtenfeier Satjawans
Der Gattin Pflicht erfüllt hast du,
So weit zu gehen, gingst du auch.

Sawitri.

Wohin der Gatte selbst gehet,
Oder wohin er wird geführt,
Dahin ja muß ich auch gehen;
Ewige Pflicht ist dieses mir.

Dem Tode wird die Begleitung des Weibes immer lästiger, er bittet sie wiederholt, sie solle zurückgehen, und verspricht ihr auch etwas dafür:

Wähl' eine Gnad' außer dem Leben
Satjawans
Was du begehrst, Herrliche, sonst,
gewähr' ich dir.

Sawitri.

Im Büßerwald wohnet der Vater
Satjawans
Vom Reich verjagt, gänzlich des Augen-
lichts beraubt,
Durch deine Huld möge er sehend
werden bald,
Der starke Fürst, welcher der Sonne
gleicht an Glanz.

Jamas.

Was du begehrt geb' ich dir gern
Untadliche,
Und völlig so wird es geschehn,
wie du gesagt!
Ich sehe längst deine Beschwerde
auf dem Weg,
Geh nun zurück, daß du ermüdest
nicht zu sehr.

Sawitri.

Wie sollt' ich wohl, nahe dem Gatten,
müde seyn?
Wohin er geht, richte auch ich
den sichern Schritt;
Wohin du nur führst den Gemahl,
begleit' ich dich.

Da bietet er ihr eine zweite Gnade an, und sie verlangt, daß ihr Schwiegervater auch sein Reich wieder erhalte, und endlich, daß ihr eigner Vater, der noch keinen männlichen Nachkommen hat, Söhne bekomme. Es wird ihr gewährt. Sie aber fleht den unerbittlichen Gott so demüthig und sagt ihm so bezaubernde Worte, daß er gerührt wird und endlich auch ihre letzte Bitte zu gewähren geneigt wird.

Je mehr du sprichst Zierlichgemeßnes,
Würdiges,

Was, pflichtgemäß, labet die Herzen,
desto mehr
O Treue, steigt meine Verehrung
deines Werths;
Ein unvergleichbares Geschenk
erwähle dir.

Sawitri.

Den schönsten Werth raubtest du dieser
Gabe nicht,
Den du entzogst früher den andern
Gnaden, Herr.
Als Gnade jetzt wähl' ich: es lebe
Satjawan;
Denn Gattenlos bin ich wie eine
Todte nur.

Da kann er nicht länger widerstehen und gibt ihr die Seele ihres Gatten zurück.

Als Jamas sich entfernt hatte,
Und sie erhalten den Gemahl
Ging sie, wo Satjawans Körper
Entseelt vom Todesgotte lag.
Auf der Erde ihn dort sehend
Trat sie hinzu und faßt' ihn an,
Auf ihren Schooß sein Haupt hebend
Setzte sie auf die Erde sich.
Und Bewußtseyn erlangt habend
Sprach Satjawan zur Gattin, wie
Aus fremdem Land zurückkehrend
Aufblickend öfters liebevoll:

Satjawan.

Ich schlief, o Theu're, sehr lange,
Warum hast du mich nicht geweckt?
Wo ist der düst're Mann, welcher
Mich fortgezogen mit Gewalt?

Sawitri.

Auf meinem Schooße sehr lange
Hast du geschlafen, Männerherr!

Nach diesem rührenden Wiedersehen verirren sie sich im Walde (ein in den indischen Dichtungen sehr oft wiederkehrendes Motiv). Unterdeß hat der alte Vater sein Augenlicht wiederbekommen und irrt auch seinerseits im Wald umher, den nicht heimkehrenden Sohn zu suchen. Endlich finden sie sich wieder und das Gedicht endet auf die heiterste Weise.

Neueste Werke über Magnetismus und Visionen.

6) Die krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens. Für Aerzte, Psychologen, Naturforscher und gebildete Laien. Von Prof. Dr. Duttenhofer. Stuttgart, Hoffmann, 1840.

(Schluß.)

„Jede Kraft, welche auf ihre psychische Individualität leitend einwirkt, wird daher von ihnen benützt, sey dies wie beim Idiosomnambulismus die Naturkraft selbst, oder sey es die Lebenskraft des Magnetiseurs; daher die Trennung zwischen Idiosomnambulismus und durch Magnetisiren erzeugtem im Grunde falsch ist. Parallel mit der Unterdrückung der Willensthätigkeit, deren entsprechende Geistesfakultäten der Verstand und die Kombination sind, ist die Idealplastik unterdrückt, nebst ihren entsprechenden Fakultäten, dem Gedächtniß und der Phantasie. Man wird diese Behauptung im Widerspruch mit den gegebenen Erscheinungen finden, man wird die Erfahrung, daß die Somnambulen sich der geringsten vergangenen Dinge mit einer Schärfe erinnern, die sonst nur dem ungewöhnlichsten Gedächtniß zukommt, man wird ihre höchst genaue Bemessung der Zeit und ähnliche für Gedächtnißschärfe zeugende Phänomene als Beweise gegen diesen Satz geltend machen, man wird ebenso die zahlreichen Visionen von Geistern, Schutzengeln und ähnlichen Erscheinungen einer gesteigerten Phantasie zuschreiben wollen, allein man lasse niemals außer Augen, daß es eine wesentlich verschiedene Kraft ist, Gesehenes oder Gelerntes sich wieder zu erinnern, wie auf der Tagseite des Seelenlebens das Gedächtniß thut; daß es eine andere Thätigkeit ist, Idealgestalten zu schaffen und zu bilden, wie dies der Dichter thut, als durch Anschauen der Lebensthätigkeit und Fühlen des Schaffens der passiven Sinnlichkeit Verhältnisse inne zu werden, oder durch krankhaft erhöhte Thätigkeit dieser Seelenthätigkeiten Gefühle unter der Gestalt von Visionen zur Aeußerung zu bringen. An die Stelle des Willens ist der Instinkt getreten und an die Stelle der Idealplastik das ethische Gesetz, so zwar, daß die ursächliche Thätigkeit, die in der Tagseite die Idealplastik war, nicht mehr plastisch, sondern als ethisches Gesetz befehlend hervortritt, die ausführende Thätigkeit aber, die in der Tagseite der befehlende Willen war, hier plastisch als Instinkt auftritt. Daher kommt es, daß den Somnambulen alle ihre Visionen und Erkenntnisse durchaus als objektiv erscheinen, während die Bilder der Phantasie und die Schätze des Gedächtnisses auf der Tagseite des Seelenlebens, weil sie immer nur durch die Sphäre der Intelligenz hindurch zur Aeußerung gelangen können, stets subjektiv erscheinen.

Den besten Beweis hiefür habe ich aus dem Munde eines Augenzeugen, meines Vaters, welcher die „Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur" zum Theil selbst mit ansah und anhörte, auch sein Zeugniß darüber dort niederlegte. Die Töne und Lichterscheinungen haben nach der einstimmigen Beobachtung aller Zeugen, die ich darüber hörte, durchaus etwas Eigenthümliches; sie unterscheiden sich nämlich wesentlich von allen sonst bekannten Tönen und Lichterscheinungen, so daß sie Niemand nachzuahmen im Stande wäre. Das Wesentliche daran ist, daß die Töne nicht die Resonanz haben, wie gewöhnliche Töne, und die Lichterscheinungen nichts Körperliches, keinen Reflex haben, auch keinen Schatten geben, wie auch die Geister selbst, wie die bezeugen, welche Geister sehen. Aus dieser einfachen Bemerkung geht klar hervor, daß alle diese Wahrnehmungen, bestehen sie aus was sie wollen, aus Ton, Licht, Erscheinung, Geruch ꝛc. die größte Aehnlichkeit mit den Empfindungen haben, welche die Elektricität auf die Sinnnerven macht. Galvanismus und Magneto-Galvanismus bringt im Auge Licht-, im Ohr Ton-, im Munde Geschmackseindrücke hervor, die genau den angeführten Charakter haben, ohne daß ein durch die angeführten Sinne zu erkennendes Objekt vorhanden wäre. Schon hierin liegt also der augenscheinlichste Beweis für die Subjektivität dieser Erscheinungen. Nur das Bewegen von schweren Gegenständen ist dadurch noch nicht erklärt, es wird sich dies aber erklären lassen, sobald wir die Quelle aller dieser Geistererscheinungen aufgesucht haben werden. Faßt man den Gang, den diese Geistererscheinungen gegenüber von Kranken nehmen, in's Auge, so findet man, daß immer zuerst dunkele Geister kommen, die Trost und Belehrung verlangen und nach und nach heller, gebesserter werden, bis sie verschwinden, um anderen dunkeln Geistern Platz zu machen. Im Wesentlichen bleibt dieser Cyklus der gleiche und wiederholt sich stets, nur mit andern Worten, andern Modifikationen in Absicht auf Gestalt, Geschichte der Geister ꝛc. Man sieht hieraus, wenn man das abnorm gesteigerte Gemüthsleben der Kranken dagegen hält, daß derselbe Gang in ihrer ganzen Gemüthsverfassung zu bemerken ist. Die im Sonnenkreis verzeichneten vielfachen Störungen, welche von der Außenwelt auf die so fein fühlenden Magnetischen einwirken, zeigen sich durch die Plasticität des auf das Psychische allein gerichteten und auf Kosten des Körpers vom Somatischen abgewandten Bildungstriebes als Geistererscheinungen, welche durch den bewußtlos schaffenden Instinkt hervorgebracht, gleich einem Schattenbilde des Hohlspiegels vor die erstaunten Sinne treten. Bei diesen Vorgängen findet kein tiefer magnetischer Schlaf statt, die Kranken sind wach und schauen mit wachen Augen die krankhaften Erzeugnisse der Nachtseite ihrer Psyche an. Es ist natürlich, daß, je weniger das Erzeugte dem Gemüthsleben der Seherinnen zusagt, desto schwärzer und gemeiner der Geist erscheint. Ihr Bemühen, diese Erscheinung in Einklang mit ihrem Gemüthsleben zu bringen, verursacht nun die Bekehrungsversuche, die sich wieder plastisch dadurch äußern, daß der dunkle Geist durch Einsaugung der Worte heller wird. So sind diese Geister nichts anderes als psychische Parasiten, die auf Kosten des ganzen Organismus vom Seelenleben zehren; ihre Wirkung aber geht auf die Talente, vornehmlich aber auf das Gemüthstalent, die Herzgrube, und macht dort den Eindruck durch Reizung des Nervens, als wäre ein Objekt vorhanden. Die Disposition zum Geistersehen beruht also auf einer abnormen Steigerung der psychischen Plastik des Instinktes, bei mehr oder minder gesteigerter Lebensthätigkeit der Nachtseite des Seelenlebens. Alles, was Somnambulismus erwecken kann, ist auch daher fähig, bei gegebener Disposition dazu Geister hervorzurufen."

Die dritte Abhandlung handelt von **Wahnsinn** in seinen verschiedenen Formen, und nimmt nur die Hauptformen derselben an: „Schwermuth, Tollheit und Narrheit. Die beiden ersten beruhen mehr auf Störung der Gemüthsseite, die dritte mehr auf Störung der Verstandesseite, was einfach von der individuellen Disposition des Irren herkommt, ob er nämlich mehr Gemüthsmensch oder mehr Verstandesmensch ist. Theilweises Fehlen oder allgemeines Nachlassen der Thätigkeit der Talente bedingt Extase und Blödsinn. Die Verrücktheit scheint mehr auf einer psychischen Disharmonie der auf der planetarischen Seite liegenden psychischen Kräfte, gegenüber den auf der egoistischen Seite liegenden, zu seyn, als ein disharmonisches Verhältniß des Talentes zur geistigen Fakultät." Planetarisch, oder noch ins allgemeine Naturleben versunken ist das Thier mit vorherrschendem Gangliensystem; egoistisch oder mit Selbstbewußtseyn und Eigenwillen sich losreißend von der Natur ist der Mensch mit vorherrschendem Hirnsystem. Vom Planetarischen zum Egoistischen steigt die ganze Stufenfolge der Thiere auf. Das Losreißen von der Natur ist aber für den freien Menschen immerhin gefahrvoll. Entweder rächt sich die Natur durch Krankheiten des Leibes, die den Geist unterdrücken; oder das Bewußtseyn und der Wille äußern sich verkehrt, die Talente nehmen eine unnatürliche Richtung. Die genauere Erörterung der verschiedenen Formen des Wahnsinns und ihre Erklärung wolle man im Buche selbst nachlesen, das wir durch Hervorhebung seiner Hauptgedanken, die so neu als scharfsinnig sind, allen sinnigen Lesern, die sich für solche Gegenstände interessiren, hinlänglich empfohlen zu haben glauben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. Februar 1840.

Dichtkunst.

Adam Oehlenschlägers Werke. Zum Zweitenmal gesammelt, vermehrt und verbessert. 21 Bändchen. Breslau, Josef Max und Comp., 1839.

Kaum begreift man die Sorge, die der Dichter gelegentlich äußert, man könne ihm, als einem Dänen, immer noch das Ehrenbürgerrecht auf dem deutschen Parnaß verweigern. Nein, das kann man nicht. Oehlenschläger hat nicht nur in deutscher Sprache gedichtet, sondern gehört auch mit seiner ganzen poetischen Sinnesweise dem Zeitalter Goethes und der Romantiker, einer ausschließlich deutschen Dichterschule an, mit der er alle Vorzüge und alle Schwächen theilt. Und ist denn nicht auch sein Name, seine Abstammung deutsch und was sind die Dänen selbst anders als Deutsche?

Oehlenschläger ist eine gar interessante Erscheinung, gewissermaßen ein Reflex der deutschen Poesie seiner Zeit, weit weniger schöpferisch und original, als liebevoll empfänglich für Fremdes, das er mit sehr viel Talent reproduzirte. Als er zum ersten Mal, ein zwanzigjähriger Jüngling, die deutsche Poesie kennen lernte, wurde er von dem großen Eindruck überwältigt, und zugleich hierhin und dorthin gezogen, gab er sich in einer süßen Trunkenheit und beinahe kindlichen Naivetät ihren verschiedenen Koryphäen zu eigen. Doch scheint es, diese Kunstbegeisterung habe bei ihm eine wohlthätige Gegenwirkung der angebornen Natur geweckt. Um nicht in der Nachahmung sein Selbst zu verlieren, rief er die Erinnerungen der dänischen Vorzeit in sich hervor und brachte die mythischen Volkshelden auf die Bühne; allein auch bei diesem Bestreben überwältigte ihn der moderne Geschmack und er vergaß, daß es gerade zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten der nordischen Sage gehört, nicht zu den zahmen Jamben und zur modernen Bühnengerechtigkeit zu passen. Indeß fand sich seine Natur zurecht und er wendete sich zuletzt solchen Gegenständen und Manieren zu, die ihr am besten zusagten, und dies waren heitere, freundliche, gemüthliche Darstellungen, wie seine meisterhafte Bearbeitung der Insel Felsenburg und seine anmuthigen Mährchen. Hier ist Oehlenschläger, der liebevolle, herzliche und heitere Mensch, ganz in seinem Element. Für das Heroische und Hochtragische war er nicht geboren, wie selbst sein vorzüglichstes Trauerspiel, der berühmte Correggio, beweist, in welchem mehr die Idylle als das Trauerspiel Bewunderung erregt.

In den zwei ersten Bändchen der vorliegenden Sammlung hat er sein eigenes Leben mit einer herzlichen Mittheilungslust beschrieben. Er wurde 1779 in Kopenhagen geboren. Sein Vater war Organist, dann Schloßverwalter auf Friedrichsburg und in diesem Schlosse brachte der junge Dichter seine ersten Jugendjahre zu, aus denen er allerlei Kindliches und Naives mittheilt. Dann kam er in die Stadt und in eine Schule, sah 1794 den großen Schloßbrand (nicht der Friedrichs-, sondern der Christiansburg), ging oft ins Theater, weinte heiße Thränen bei Kotzebues Rührstücken und wurde so davon hingerissen, daß er, siebenzehnjährig, selbst aufs Theater ging. Allein er machte weder Glück, noch lernte er das Schauspielerleben von einer Seite kennen, die ihn an dasselbe gefesselt hätte. Der Anblick einer Bibliothek erinnerte ihn, daß er etwas Nützlicheres thun könne. Er studirte nun Jura und gab sich nebenbei seinen poetischen Träumen und der Lektüre großer Dichter hin. Darin war er denn auch so vertieft, daß ihn der Krieg mit England kaum daraus weckte. Auch er trat unter die Waffen, wie alle übrigen Studenten, um die Hauptstadt zu vertheidigen, aber er war immer sehr zerstreut unter der Fahne, die er trug. Seine ganze Seele wurde von einem Ideal ausgefüllt, womit Goethe damals die jungen Leute verführte, vom Wilhelm Meister. Dieser sentimentale Don Juan, der mißrathene und doch so glückliche Schauspieler, der so bescheiden ist und doch so viele Ansprüche machen darf, schien ihm ein Vorbild, dem er

sich durch eigne Neigungen wie gewissermaßen durch sein Schicksal als junger Schauspieler verwandt fühle. Gleichwohl scheint ihn eine Ahnung angewandelt zu haben, daß der empfindsame wollüstige Egoismus jenes Schooßkindes Goethischer Laune zu der tragischen Größe der Zeit nicht eben passe, und daß die Gefahr des Vaterlandes den Jüngling an würdigere Vorbilder mahnen müsse. Es trieb ihn, Gegenstände aus der vaterländischen Sage und Geschichte zu bearbeiten. Dann machte er die Bekanntschaft des berühmten Naturphilosophen Steffens, des Norwegers, der damals frisch begeistert von den deutschen Universitäten kam, und lernte durch ihn die jungen deutschen Romantiker kennen, namentlich Tieck und Novalis, von denen er sich unaussprechlich angezogen fühlte. Unterdeß machten seine eignen ersten Gedichte Glück, unter andern auch beim dänischen Hofe, so daß er ein Reisestipendium erhielt und die Sehnsucht, das poetische Deutschland zu sehen, befriedigen konnte.

Zuerst zog ihn hauptsächlich Halle und das Reichardtsche Haus in Giebichenstein an, wo er Steffens, Schleiermacher, Karl von Raumer, Arnim ꝛc. fand. Er sah auch Berlin, Dresden ꝛc., doch immer war Goethe der große Magnet, der ihn vorzugsweise anzog und dem er sich in grenzenloser Verehrung hingab. Goethe war übrigens auf die neuen Romantiker nicht gut zu sprechen und am wenigsten auf Tieck, dessen damalige Schwärmerei für die alte Malerei und für den Katholicismus er unter dem Namen „Franzsternbaldisiren“ proscribirte. Inzwischen ließ sich Oehlenschläger dadurch nicht irre machen, utiliter alles zu acceptiren, was die deutsche Poesie irgend Erhebliches producirte, Romantisches von Tieck, Antikes von Voß und Antik-Romantisches, Romantisch-Antikes von Goethe. Alles war ja Poesie und in sie versunken vergaß der gute Däne alles andere, was um ihn vorging, so daß er, als ihn die Schlacht von Jena plötzlich aus dem poetischen Traume rauh aufschüttelte, gar nicht wußte, wie ihm geschah und was vorging, denn die Zeitungen zu lesen, war in dem poetischen Utopien nicht Sitte. Auch machte das Unglück und die Schande Deutschlands keinen Eindruck auf die glücklichen poetischen Träumer. Während Tirol im edelsten Heldenkampfe sich verblutete, gab Goethe die frivolen Wahlverwandtschaften heraus und sang bald darauf dem Kaiser Napoleon ein Loblied. Wenn das der größte deutsche Dichter that, wie hätte Oehlenschläger, der Däne, dessen König Napoleons Alliirter war, sich für das Schicksal Deutschlands interessiren sollen. Die Erscheinung der Franzosen erinnerte ihn nur, daß Paris eine sehenswürdige Stadt sey. Er reiste also dahin, so wie später nach Italien, wo er die Idee zu seinem Correggio schöpfte. Auch zu Coppet bei der Frau von Stael hielt er sich einige Zeit auf, mit A. W. Schlegel und Zacharias Werner.

Nach Dänemark zurückgekehrt, sah sich Oehlenschläger als Dichter geehrt, seine Dramen aufgeführt, seine öffentlichen Vorlesungen über poetische Literatur besucht, und lebte zufrieden. Im Jahr 1817 besuchte er Deutschland noch einmal und wurde überall ehrenvoll aufgenommen.

Seine Werke sind so allgemein bekannt, daß es kaum nöthig scheint, ein neues Urtheil über sie abzugeben. Wir haben oben schon angedeutet, daß an seinen Bearbeitungen der altnordischen Sagen das patriotische Bestreben zu ehren ist, daß aber die Berserker nicht wohl taugen, in zahmen Jamben zu reden auf unsern Brettern. Sein gemüthlicher Correggio läßt sich von dem Vorwurf, den ihm Tieck gemacht hat, nicht ganz freisprechen; er ist wirklich zu weich. Dagegen aber sind Oehlenschlägers Dichtungen überall befriedigend, und gewinnen ihm die Herzen, wo er, ohne nach höherer tragischer Würde zu streben, sich seinen sanften Phantasien und Gefühlen überläßt und vollkommen natürlich ist. Dies ist der Fall in seinem schönsten Werk, den Inseln im Südmeer, in seinen Mährchen, Lustspielen und kleinen Gedichten.

Vermischte Schriften.

J. J. Wagners kleine Schriften, herausgegeben von Ph. L. Adam. Erster Theil, mit des Verfassers Bild. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung, 1839.

Nach des Herausgebers Versicherung ist der Verfasser mit dieser Edition einverstanden, so daß man also nicht zu fragen braucht, warum sie der Letztere nicht selbst besorgt hat. Das Lob, was ihm vom Ersteren gespendet wird, verdient er, nur hätte es nicht übertrieben werden sollen. Wagner gehört der Schule Schellings an, ist Naturphilosoph und hat vom Standpunkt dieser Lehre aus, wie so viele andere berühmte Schüler Schellings, mit der Spekulation zugleich den Sinn für die Natur und für das Schöne gefördert, im Gegensatz gegen die neueste Philosophie, durch welche Gemüth und Phantasie völlig ausgetrocknet werden. Jene Philosophen der ältern Schule müssen als praktischere, gemüthlichere, in jeder Beziehung humanere Denker gepriesen werden, die den menschlichen Geist in die lebendige Fülle der Dinge versetzten und ihm die Harmonie derselben anschaulich machten, während die gespensterhafte Logik der neuern Schule ihn von allem Leben, Natur und Gemüth losreißt; allein zu den Vorzügen jener ältern Schule gehörte

auch eine größere Bescheidenheit. Allerdings hat auch sie oft, wie jede philosophische Schule, geprahlt, allein sie ordnete doch wenigstens das Ich des Denkers der Weltseele, oder Gott unter, sie sagte nicht, wie die neue Schule: ich selbst bin Gott, und über mir ist kein Gott. Sie glaubte daher auch noch nicht, absolut allwissend zu seyn und mit ihrem Löffel allein die Weltweisheit ausgesuppt zu haben, sondern machte stets darauf aufmerksam, daß noch ungleich mehr zu lernen übrig sey, als was man schon wisse. Deßhalb ist in der Vorrede des Herausgebers zu dem vorliegenden Werkchen viel zu viel gesagt, wenn es heißt: „Außer dem Weltgesetze gibt es keine andere Wissenschaft, als welche die Darstellung desselben in diesem oder jenem besondern Gebiete nachweist. Alles andere können nur Anwendungen dieser allein reinen Wissenschaft seyn. Dieses Weltgesetz ist nun nach meiner Ueberzeugung in J. J. Wagners Organon der menschlichen Erkenntniß zur Darstellung gekommen und daraus klar, daß hiedurch nicht nur das Höchste, was Menschengeist zu leisten vermag, nämlich das Schauen des Universellen, wirklich geleistet worden" Herr Wagner selbst ist so bescheiden Seite 375 eben dieses Werks zu gestehn „es ist kein wahres System der Philosophie möglich. Man bedenke nur, daß die Philosophie als Weltwissenschaft nicht nur den vielseitigsten, sondern den wahrhaft allseitigen Gegenstand hat, welcher in einem Systeme dargestellt, offenbar alle Gegenstände von allen Seiten zeigen, folglich die ganze Summe des möglichen menschlichen Wissens enthalten müßte. Daraus wird man begreifen, daß die philosophischen Systeme als Werke einzelner Geister bloß Versuche seyn können, der Welt von dieser oder jener Seite eine Ansicht abzugewinnen, was an sich nicht zu tadeln wäre, wenn die Philosophen nicht ihre Einseitigkeit für Allseitigkeit ausgegeben hätten."

Den Inhalt der vorliegenden Sammlung bilden viele kleine Aufsätze, namentlich auch über Musik und Poesie, worin sich der Verf. keineswegs systematisch, sondern zwanglos und bequem wie gesprächsweise, auch wirklich zuweilen dialogisch ausspricht. Manches ist gelegentlich, veraltet, anderes aber hat bleibenden Werth. Manches dürfte nur sonderbar und originell, anderes tief gedacht und anwendbar erscheinen.

In wiefern er scharf in die Wahrheit der Dinge hineinblickt und sich doch auch wieder von der philosophischen Consequenzmacherei hat zu falschen Ansichten und Prophezeihungen verleiten lassen, erkennt man am besten aus folgendem gar interessanten Raisonnement: „Die Klage, daß in unserer Zeit die Originalität und Erfindung in der Kunst verloren gegangen, geht durch alle Künste. Keine Talente mehr, weder in Italien noch in Frankreich, sagte mir vor einigen Jahren der mit seiner Tochter reisende Sänger Brizzi; und was er hier von der Musik verstanden wissen wollte, gilt in der That auch eben so sehr von der Poesie, der Malerei und Plastik, und es ist ja außer Zweifel, daß die Klassiker aller europäischen Nationen einem Zeitalter angehören, das jetzt abgelaufen ist. Nur in der Poesie der Deutschen hat Goethe das Glück oder Unglück, einer neuen Generation gleichzeitig zu seyn, die unwillig darauf zu seyn scheint, daß die frühere Klassiker anerkannte. Woher aber diese allgemein zugestandene Erscheinung? — Einzig daraus, daß die Zeit in jeder Hinsicht ihren Charakter änderte. Was in Kunst und Wissenschaft bisher durch den Instinkt (Genie oder Talent) geleistet worden, muß künftig durch den Geist (freie Erkenntniß) geleistet werden, denn das Gemüth mit seinem Instinkt hat seine Formen erschöpft. Man muß sich erinnern, daß der Inhalt sämmtlicher Künste nur die Darstellung des Lebens ist, wie es im Einzelnen, in den Familien- und Standesverhältnissen und zuletzt im Staate erscheint, und daß dieses Leben von den Völkern selbst in ihrem Mittelalter auf gemüthliche Weise gelebt wird; sind nun diese Formen, wie sie das Gemüth setzen konnte, alle entwickelt und durchgelebt, so mußte das Leben entweder stille stehen, oder es muß sich unter neuem Charakter zeigen, welches eben dem Gemüthe und Instinkte gegenüber die freie Erkenntniß ist. Nun bleibt aber der Inhalt der alte, nämlich der einzelne Mensch, die Familienverhältnisse, die Stände, der Staat; aber alles gewinnt eine neue Ansicht, wenn es mit freier Erkenntniß gefaßt wird, und wenn Mozart mit seinem Requiem der Kirchenmusik ein großes Muster gegeben, so ist jetzt davon die Rede, solche Verbindungen von Tönen, wie hier das Genie instinktmäßig gefunden, aus der vollen Erkenntniß der Tonverhältnisse mit Freiheit hervorgehen zu lassen. Die Tonverbindungen, welche das Genie findet, sind in seiner Individualität und Stimmung gegründet und darum für die Kunst selbst ganz zufällig; die Kunst muß aber dahin kommen, ihre Fülle von Tonverbindungen zu übersehen und aus ihnen für jeden beliebigen Zweck das Angemessene zu wählen. Was Jahrhunderte vor uns in der Kunst und in den übrigen Formen des Lebens fühlend und instinktartig geleistet und eben so instinktartig auch in den Wissenschaften versucht haben, ist endlich in gegenwärtiger Zeit zu einem geistigen Resultate gediehen, welches in der Ueberzeugung besteht, daß alle Gegenstände menschlichen Wirkens nach ihren letzten Gründen erkennbar seyen, und nach der Erkenntniß dieser letzten Gründe bestimmt werden müssen. Diese Ueberzeugung, welche in dem ganzen gebildeten Europa allgemein ist, hat dem Instinkte seine Herrschaft genommen, so daß er nichts Geistiges mehr zu produciren vermag, und selbst Nationen, die in der eigentlichen Philosophie hinter uns Deutschen zurück sind, wie Italiener und Engländer, haben

durch Alfieri und Byron, in welchem die alte Instinktspoesie mit Reflexion grell verfälscht ist, gezeigt, daß auch sie an der Grenze des Gemüthslebens stehen. Für uns Deutsche hat sich in Schiller bereits das Erwachen der Wissenschaft aus dem Traume der Kunst ausgesprochen, und die Schlegel und Tieck haben mit härtester Anstrengung sich nicht mehr aus dem nüchternen Wachen der Reflexion in den trunkenen Traum der Begeisterung hineinzuarbeiten vermocht. Vergebens stimmten sie alte Weisen an, bei denen das Gemüth sonst behaglich geschlafen hatte, das Kind wollte durchaus nicht wieder einschlafen, und Jean Paul hätte nicht witzig und sentimental alles mit allem vergleichen können, hätte nicht das Zeitalter überhaupt die von der Wissenschaft zu rechtfertigende Ahndung gewonnen, daß alles mit allem verwandt sey. Der ehemals herrschende Instinkt, der sein Individualisiren von allem auch im Leben auf das äußerste trieb, z. B. in den Zünften, wo jeder Zunftgenosse sein Mühlrad oder seine Schneiderscheere sogar als Ohrgehänge trug, hätte das Jeanpaulisiren durchaus gar nicht gelitten; wenn Jean Paul Beifall finden sollte, so mußte jener individualisirende und scheidende Geist sich bereits in einen universalisirenden und combinirenden umgewandelt haben, welches der Geist der Wissenschaft ist. In der Musik muß sich dies ebenfalls nachweisen lassen; aber mir mangelt die Kenntniß der neuern Musik. In der Literatur ist man Jean Pauls schon wieder müde geworden, nachdem Hofmann gezeigt hat, daß noch eine Sublimation dieser Manier möglich sey; und auch dieser Verwirrung wird man bald überdrüssig werden, indem das Zeitalter, wie mir scheint, mit tiefem Ernste strebt, sich des Innern jedes Stoffs wissenschaftlich zu bemächtigen, um nach Gefallen mit ihm ästhetisch zu spielen."

In dieser tragikomischen Betrachtung der heutigen Kunst ist ungemein viel Wahres und doch ist der Grundgedanke falsch. Es ist wahr, daß die Reflexion sich des Kunstgebietes bemächtigt hat; allein es ist falsch, daß die Kunst damit in eine neue Entwicklungsperiode getreten sey, und daß künftig alle Composition und Erfindung von der Erkenntniß ausgehen werde. Die Reflexion oder Erkenntniß oder Wissenschaft, wie man es jetzt zu nennen beliebt, kann allerdings mit den Erfindungen der Kunst spielen, allein sie kann nicht selbst künstlerisch schaffen. Sie kann nur eklektisch verschiedene schon vorhandene Manieren verbinden und ausgleichen, oder das Zusammengehörige willkührlich auseinanderreißen, oder einseitig systematisch die vollen Aeste des poetischen Gartens stutzen und holländische Figuren daraus schneiden. Sie wirkt also ohne Zweifel auf die Geschmacksmengerei, auf die humoristische und zerrissene (oft wahrhaft zerlumpte) Literatur und auf die steifen schülerhaften Exercitia, deren unsre Dichter und Maler so unzählige liefern, indem sie mechanisch alles nach einer Regel zuschneiden und nicht aus dem innern Genie und Gemüth schöpfen. Sie ist, wie nicht geläugnet werden kann, gegenwärtig die im gesammten Kunstgebiet vorherrschende Potenz. Allein damit ist nicht gesagt, daß sie es künftig bleiben werde oder auch nur könne. Im Gegentheil, sie kam nur zur Herrschaft, weil sich die eigentlich producirenden Kräfte in einer gewissen Periode erschöpft haben und ruhen müssen, um später wieder aufzuleben. Nur in solchen Perioden des Nachlasses der poetischen Natur, kann die Reflexion sich anmaßen, in Kunst und Poesie zu regieren. So war es von jeher und ist es nicht erst heute. Auch der griechischen Kunst folgte die alexandrinische Reflexion; auch der romantischen Kunst im Mittelalter folgte die scholastische und reformatorische Reflexion. Aber die Reflexion mußte immer wieder dem zurückkehrenden poetischen Schöpfungstriebe, der ihr fremd ist und den sie nicht begreifen, geschweige nachahmen und ersetzen kann, weichen, sobald die Zeit gekommen war. Sie selbst kann nicht neue Formen schaffen, sondern spielt nur mit den alten, mißbraucht, zerstört sie und macht so, unwissend dem neuen Schöpfungstriebe dienend, neuen Geburten Platz, deren Mutter aber niemals sie selbst ist.

Länder- und Völkerkunde.

Geographisches Handbuch über Deutschland, Holland, Belgien, die Schweiz und wichtige benachbarte Länder, mit besonderer Rücksicht auf Topographie, Balneographie, Geschichte, Industrie und Kunst für Reise und Haus. Mit 35 Plänchen der wichtigsten Städte und ihrer Umgebung und einer Post- und Reisekarte. Darmstadt, Leske, 1839. 8. S. 1104.

Das Handbuch ist alphabetisch geordnet, bespricht die Länder, Gebirge, Flüsse verhältnißmäßig kurz, die Städte verhältnißmäßig ausführlich. Das Topographische ist die Hauptsache, und die Kärtchen mit den Stadtplanen eine gewiß willkommene Zugabe. Uebrigens ist das Buch nicht zur Lektüre, sondern bloß zum Nachschlagen eingerichtet, gedrängt und voll Abbreviaturen. Die historischen Notizen, obwohl sehr kurz, sind mit Dank anzuerkennen. Leider haben wir noch kein Handbuch der Geographie Deutschlands, welches im Geist Ritters das Historische und Ethnographische mit der physischen und politischen Geographie und Statistik verbände, obgleich durch Darstellung einzelner deutscher Provinzen hiefür schon mannichfach vorgearbeitet ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. Februar 1840.

Geschichte.

Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf, von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann, 1839.

Ernst Moritz Arndt, einst der berühmte agitator Germaniae in den Jahren 1813 und 1814, hat in der Muße seiner spätern Jahre das vorliegende Werk ausgearbeitet, das eine sehr umfassende und genaue Darstellung der letzten schwedischen Thronrevolutionen enthält. Im ehemaligen Schwedisch-Pommern geboren, hatte der Verfasser diesen Ereignissen besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme gewidmet, und war mit dem Gange derselben besonders vertraut.

Ehe wir zur Geschichtserzählung kommen, erbaut und erfreut uns die Vorrede, im ~~alten~~ Geiste Arndts geschrieben, kräftig und wahrhaft. Da sagt er: „Die Engländer und Franzosen haben neben andern Vortheilen, die wir ihnen beneiden könnten, auch jenen gewaltigen Vortheil vor uns voraus, daß sie Menschen, und zwar Menschen im Leben und Handeln, noch lebende oder jüngst gestorbene Menschen, frisch und frei beschreiben dürfen. Sie haben bei der Darstellung höchstens zwei bis drei majestätische oder majestätisch geachtete Unverletzlichkeiten zu schonen; wir hingegen haben es im ähnlichen Falle sogleich mit Hunderten und Tausenden, und dann noch mit Zehntausend Andern, die nicht schlechter seyn wollen, als die ersten, und mit allen Deutungen und Hinundherleitungen möglicher Anspielungen, die von ihnen und auf sie diesseits und jenseits gerichtet werden könnten, zu thun; viele andern Verletzlichkeiten und Unverletzlichkeiten zu schweigen. Wir können daher als Zeitgenossen eine Zeit, insofern sie eine Menschenzeit ist, nimmer tüchtig und hell beschreiben; und so geschieht es denn ganz natürlich, daß die Fremden uns die Geschichte, und — was viel schlimmer ist — die Komödie und Tragödie unserer eigenen Geschichte, von deren Lust und Leid Schule und Haus sich sättigen könnten, vorwegnehmen oder gar wegstehlen. Denn uns bleibt nach fünfzig oder nach hundert Jahren kaum die Möglichkeit, die Schatten des Lebendigen nachzumalen, wann die, welche das Mitdurchlebte und Mitgethane hätte malen können, im Grabe längst stumm seyn müssen. Alle Lichter sind dann aber schon lange erloschen, woran die Seelen sich hätten erwärmen und erleuchten können. Auch haben uns beide, Franzosen und Engländer, durch ein kühnes und freches Gemisch von Wahrheiten und Prunkereien auch die letzten wenigen glorreichen Jahre schon verkümmert. Sie hauen da in großartigen Lügen zu aus dickem und vollem Holze und wir mussen noch die Spänchen verfeinern, damit sie durch die engen Pförtchen, die ihnen ängstliche Censoren lassen, von irgend einem günstigen Wind durchgeweht werden können. Napoleons und seiner Marschälle, Wellingtons und Nelsons Großthaten und die Verhältnisse, wodurch sie geworden, liegen in kecken Schilderungen offen vor uns ausgebreitet, und werden, weil sie menschlich erzählt sind, von jedermänniglich mit nur zu großer Erbauung gelesen, selbst wenn der liebe Deutsche immer wie der politische Tölpel darin dargestellt wird; aber unsere Scharnhorste, Steine, Blücher — wer dürfte sie und ihre Verhältnisse schildern, wie sie waren und wurden? Höchstens dürfen es Bilderchen werden, welchen man anfühlt, daß den Figuren die Knochen fehlen, Bilderchen à la Angelica Kaufmann und Varnhagen von Ense: denn die Innengründe und Hintergründe ihres Daseyns dürfen dem Volke nicht gezeigt werden. Also Pinseleien, wo man den Mangel an kräftiger Zeichnung durch Farben und künstliche Wiederscheine zu ersetzen meint, Feinschnitzeleien und allenfalls ein bischen in der Geschichte ganz überflüssiger Verphilosophirung ihres Lebens und Wirkens. Daher, weil eigenthümliche Verhältnisse, worin tausend germanische Tode schlummern, die große Wahrheit, das große Daseyn in der Geschichte, nicht zu uns kommen lassen, weil sie uns

den Menschen in der Geschichte verkümmern, daher zum Theil auch der gemeine Sanskulottismus, der jetzt in der deutschen Schriftstellerei herrscht, und worin die zierlichen Feinschneider in Unverschämtheit eben wieder voran sind; daher recken begreiflicherweise, weil man alles politische Gewürm, das gute mit dem schlechten, etwas zu eilfertig und unbedachtsam todtgeschlagen hat, die Pfaffenwürmer im Vaterlande ihre bisher schlau versteckten ultramontanischen Schlangenköpfe aus der kalten Nacht wieder ans Sonnenlicht herauf, und zischen: Hie Rom und Jesuiten! Wer untersteht sich in Germanien den Kaiser machen zu wollen?"

Der Verfasser geht zur Betrachtung Schwedens über. Er schildert zuerst das Land und Volk, mit Liebe zugleich und Strenge. Folgende Charakteristik scheint uns meisterhaft: „Schweden ist das Land der Sonne und des Lichts. Ueber seinen Hügeln und Bergen, welche von 300 bis 1200, ja an einzelnen Stellen zu 3000 bis 4000 Fuß sich über die Ostseefläche erheben und mit reizenden Seen, Flüssen und Wasserfällen durchwebt sind, strahlt im Winter und Sommer eine helle Sonne, funkelt ein reicherer Lichtglanz als über dem ganzen übrigen Norden. Denn wie großgestaltig und großbilderlich Norwegens Natur auch sey, sein Klima ist auf jeden Fall viel wechselvoller und ungleicher, und im Sommer treiben die Westwinde von der Nordsee die kalten und trüben Nebel und Regen, im Winter die ewig wechselnden Thauwetter herbei; die dänischen Inseln und Halbinseln sind vollends durchaus Wind- und Wolkenländer, von allen Launen eines ewigen Wechsels geplagt. Schweden hat gewiß sechzig bis achtzig helle Sonnentage mehr als Deutschland; es hat, so weit seine Grenzen sich erstrecken, unter dem Boden Metall, und die metallische Kraft in allen seinen Gewächsen, den vom Licht geläuterten Metalldunst in seiner Luft, die Metallkraft in den Sehnen und Muskeln seiner Menschen. Aber ich glaube, die Einflüsse des reichen Lichtgenusses sind hier vorzüglich in Erwägung zu ziehen. Daher eben die Ruhe und Sicherheit der Gemüther in Schweden, ein ganz eigenthümlicher Reiz und Streben zu allem Anmuthigen, Glänzenden und Schimmernden; daher auch die Verführlichkeit, die in allem Lichten für sie liegt, wie es dem leichtgefiederten Heer mit dem Brande der sonnenachahmenden Lichter geht. Dieser Reiz und Trieb ist mir bei meinem ersten Eintritt in das wackere Land bei den schlichtesten, einfältigsten Bergleuten und Bauern aufgefallen als eine recht poetische und kindliche, oft aber auch als eine alberne und kindische Lust an allem Funklichen und Blanken. Selbst aber bei den gebildetsten Schweden erscheint dieser Reiz als ein Entzücken über jeden Glanz und jede Schönheit. Der Schwede ist daher als ein bevorzugtes Licht- und Sonnenkind freilich aller Lichtfreuden und aller innerlichsten Lichterscheinungen im überschwänglichen Grade fähig, aber auch, wo dieser edle Trieb verunreinigt wird, der Verführung durch Prunk und Schimmer sehr preisgegeben, so daß dieser sonst so ehrenfeste und willenskräftige Mensch sich häufig in die kindischesten prunkvollsten Eitelkeiten verlaufen kann. Wie rege aber der Sinn für das Schöne hier ist, habe ich in Stockholm oft gewahren können, wenn unter der wimmelnden Menge herrlicher Menschengestalten von Männern und Frauen, welche dort an sonnigen Wintertagen umzuwandeln pflegen, je einmal ein ganz auserlesener Phönix des hellsten Gefieders erschien. Hinter einem solchen Vogel sammelten sich sogleich Hunderte und Tausende, die ihn fröhlich verfolgten, so lange sein Anblick irgend noch zu erreichen war. Eine Erscheinung, die im Süden Europas alltäglich, in unserm Deutschland selten ist. Kurz der einfache Ausspruch dieser einzelnen Betrachtungen auf einem Felde, wo durch die Lichter so viele Schatten laufen, bleibt wohl meistens bei dem Licht und dem Metall stehen. Was darin Phantastisches, Geheimes und Wundersames verborgen liegt, das muß ja in der Gestalt und Gebärde und in der Sitte und Art des Menschen hervortreten und auf seine Elemente und Ursprünge zurückspiegeln. Die Schweden haben nicht allein ihre besondere stille Beschaulichkeit, sondern auch eine eigene Art Mystik, die das Ideale und Reale weit näher verbunden herausspiegelt, als dies z. B. je bei uns geschieht. Man möchte, indem man das Innerste, das Unbeschreibliche nur andeuten kann, sagen: ihr Ideales ist weit mehr sinnlich und leiblich als das deutsche; bei ihnen springen die Geister durch die Wände, wo sie in Deutschland kaum ihre Schattenbilder darauf werfen. Ja ich möchte, indem ich an den größten Helden und Befreier unseres geistigen Lebens und Glaubens, an Doctor Martin Luther, denke, sagen: sie sind noch jetzt wohl die echtesten Lutheraner. Wer den Doctor Luther versteht, versteht auch, wohin mein Finger weist."

Die Corruption und das Unglück Schwedens in neuerer Zeit schreibt Arndt dem Adel zu: „Wie die Bildung des Landes und der Gesellschaft auch fortschreite, dieses Land ist nur gemacht, von freien und glücklichen Bauern bewohnt zu werden. Man verstehe mich, und verstehe, was ich unter dem Wort Aristokratie meine — ich will nicht bloß Bauern, aber ich will in diesem rauhen Nordlande, das jeden auf Ernst und That ansieht, auch den gebildeten Mann, auch den Edelmann und Freiherrn, gleichsam mit dem Stempel des Bauern ausgeprägt wissen. Ich will nicht bloß Bauern, aber ich will alles wie für Bauern, eine freie männliche Erziehung, einen Sinn für das Nützliche und Thätige, einen Willen gerade auf die That und das Wirken im Leben gerichtet, nicht so sehr auf das Werk und auf das Spiel mit der Kunst und Idee, worin dieses Volk wohl immer hinter dem Südländer bleiben wird; ich will also

Demokratie, nicht bloß die Demokratie in der Verfassung, sondern in dem Ernst und der Strenge der Sitte, in der rüstigen Geschlossenheit für die Arbeit und den Kampf mit einer nicht spielenden und scherzenden Natur. Denn dies ist ein Land, wie Schottland, Norwegen, Tyrol und die Schweiz, wo der Mensch durchaus verdirbt, wenn er seinen Trotz und Stolz in That und Wort nicht aussprechen darf, wenn man ihn hinweist auf die Zierlichkeit für die Bravheit, auf das Spiel für die Arbeit. — In dem für Schweden zu vielen Adel und in seinem unklimatischen Streben, in der ungewogenen Verfassung und den Verwirrungen und Stürmen, die aus ihr entsprangen, werden wir die leichte Erklärung finden, wie ein sonst so braves, gerades, treues Volk Fehler und Gebrechen an sich tragen kann, die mit seinem Grundcharakter im größesten Widerspruch zu stehen scheinen. Neid ist eine Schwäche, die aus Gefühl von Armuth und Mangel im Aeußern und Innern entspringt. In allen armen Ländern ist der Mensch eher neidisch als in reichen; aber das Gute und Treue im Gemüthe, was ihm die nothwendige Arbeit gibt, überwiegt den bösen Neid. Wo aber Eitelkeit und Künstlichkeit eintritt, daß er ohne Ernst und Arbeit spielen und genießen will, da muß in einem armen Lande der Neid als ein schlimmes Unkraut wuchern, als die häßliche Wurzel von Kriechereien, Lügen und Ränken. Auch kann man dies Gebrechen, gleichsam ein höfisches und vornehmes Gebrechen, an den gebildeten Klassen oft entdecken. Hiermit ist verwandt, was man an den Schweden unter dem Namen Rachsucht tadelt, auch nur eine Folge ihrer ungleichen Verfassung und ihrer aristokratischen Kabalisterei: ein Gebrechen, das mehr dem heißen und Gift und Schlangen nährenden Süden angehört als dem Norden. An sich ist der nordische Charakter nicht rachsüchtig noch versteckt, sondern trotzig und offen; aber Ueberverfeinerung und Uebertünchung nordischer Kraft und Sprödigkeit mit gleißendem Schimmer anderer Länder, kurz die Mutter des Neides als die Quelle aller Verstellung und Hinterlist, und eine von Partheiungen geschüttelte Verfassung geben diesem Laster hier oft eine unglaubliche Kunst und Weite."

Auch über die fabelhafte Unvernunft der schwedischen Verfassung — die übrigens dem Königthum eben so vortheilhaft ist als dem Adel, daher gerne von der neuen wie von der alten Dynastie beibehalten wird — läßt sich der Verfasser nach Gebühr aus. Vier Kammern und das bornirteste Wahlgesetz, was kann dabei Gutes herauskommen?

Nach dieser beherzigenswerthen Einleitung kommt Arndt auf die bekannten zwei Revolutionen unter Gustav III. und seinem Sohne. Noch hat kein Schwede gewagt, diese Geschichte mit klarem Lichte zu beleuchten, weil allzuviel Personen dabei compromittirt sind und vielleicht aus nationaler Scham.

Das Unglück begann mit dem Tode Karls XII. Dieser stolze und kräftige Herrscher wurde vom Adel, dessen Aristokratie er nicht aufkommen ließ, tödtlich gehaßt. Daraus erklärt sich seine Ermordung und was ihr folgte. Die Aristokratie triumphirte, stellte die königliche Gewalt unter ihre Vormundschaft, gab die wichtigsten Eroberungen der frühern Könige freiwillig oder für Geld dem Auslande Preis (damit kein schwedischer König, auf Militärmacht und Eroberungen gestützt, der Aristokratie trotzen könne) und verkaufte sich förmlich der auswärtigen Politik, um stets von Außen eine Stütze gegen die einheimische Königsmacht zu haben. Weil aber Frankreich und Rußland gleichzeitig um den Einfluß in Schweden buhlten, und der schwedische Adel sich theils an dieses, theils an jenes Reich verkaufte, gab es in Schweden zwei herrschende Parteien, eine französische, die der Hüte, und eine russische, die der Mützen.

Diese unpatriotische Aristokratie wurde endlich mit vollem Beifall des Volks von dem jungen und muthigen König Gustav III. im Jahr 1772 gestürzt, und der König übte von Neuem die frühern Souverainetätsrechte aus. Allein da sein Versuch, von den an Rußland verlorenen Provinzen wenigstens etwas wieder zu gewinnen, in einem nicht ganz glücklich geführten Seekriege mißlang, erhob die von tiefem Haß erfüllte Aristokratie von Neuem ihr Haupt. Seine Geistesgegenwart vereitelte ihre Anschläge, er donnerte in offenem Reichsrath durch eine kräftige Rede die Verschworenen nieder. Als er aber — wie man glaubte — eine Verfassungsveränderung zur völligen Schwächung und Demüthigung des Adels beabsichtigte, verschwor sich der Adel von Neuem, und der unglückliche König wurde (wie früher Karl XII.) durch einen Meuchelmörder erschossen, im Jahr 1792.

Er hinterließ einen noch unmündigen Sohn Gustav IV. Adolf, für welchen einstweilen sein Oheim, Herzog Karl von Südermannland (Gustavs III. Bruder) die Regierung übernahm. Dieser Herr war so schwach und gab dem Adel so sehr nach, daß er nur den Mörder seines Bruders (Ankerström) hinrichten, die übrigen Verschworenen aber frei ließ, dem Adel alles bewilligte, was er wollte, die Freunde Gustavs aus den Staatsämtern entfernte und mit Anhängern der aristokratischen Gewalt ersetzte.

Hieraus erklärt sich der Widerwille und das Mißtrauen, mit welchem die Aristokratie den jungen König Gustav Adolf begrüßte, als er 1796 den Thron bestieg. Sie fürchteten beständig, er werde seines Vaters Tod rächen und dessen gegen sie gerichtete Pläne ausführen wollen. Auch zeigte der König bald, daß er einen eigenen, festen, ja starren Willen habe. Allein die Aufmerksamkeit

desselben richtete sich nicht sowohl auf die innern Angelegenheiten des Reichs, als auf die äußern. Er sah mit Ingrimm die Sache der Könige, die er als die seinige betrachtete, in der französischen Revolution verloren, und als deutscher Reichsfürst (wegen Schwedisch-Pommern) war er tiefbeleidigt durch die Uebergriffe Frankreichs ins heilige römische Reich. In diesem Sinne waren seine öffentlichen Erklärungen abgefaßt. Da er aber zugleich in Schweden selbst die Preßfreiheit einschränkte, um die Doctrinen der Revolution von seinen Staaten auszuschließen, wurde die schwedische Aristokratie auf einmal liberal, kannte nichts Heiligeres als die Preßfreiheit und nannte den König einen Tyrannen. Es ist nicht uninteressant, das Benehmen der schwedischen Aristokratie in dieser Zeit mit dem der übrigen europäischen Aristokratie zu vergleichen.

Napoleon war so unhöflich, den Duc d'Enghien auf badischem Gebiet, nahe bei Karlsruhe, und fast unter den Augen des Königs von Schweden zu verhaften, der gerade in Karlsruhe zum Besuch war. In hohem Grade ungehalten eilte der König nach Schweden zurück und erließ scharfe Erklärungen gegen Napoleon, welche dieser nur spöttisch beantwortete, indem er ihn einen Don Quixote des Nordens nannte. Das führte zum offenen Bruch. Der König von Schweden vereinigte seine Truppen mit denen der Engländer und Russen, die 1805 in Norddeutschland landeten, und wollte die Oesterreicher in ihrem Kampf mit Napoleon unterstützen. Allein man war im Norden zu langsam, Napoleon im Süden zu rasch; Preußen erklärte sich nicht und so mißlang der ganze Plan.

Bei diesem Anlaß wiederholt Arndt die Vorwürfe, die man so oft dem preußischen Minister Grafen Haugwitz gemacht hat. Allein Haugwitz that nichts andres als was ihm vorgeschrieben war. Preußen befand sich damals noch auf dem Boden des Basler Friedens und handelte diesem gemäß ganz consequent. Seine Politik war seit 1795 ruhig zuzusehen, wie die Andern sich schlugen, seine Neutralität sich um hohen Preis abkaufen zu lassen, ohne Mühe, ohne Schwertstreich große Vortheile zu erringen und zuletzt mit noch ungeschwächten, wohlzusammengehaltenen Streitkräften die Entscheidung zu übernehmen, wenn es Noth thäte. Indem Preußen diese Politik befolgte, konnte es, ohne einen Schuß Pulver zu thun, Hannover erhalten und sich auf die vortheilhafteste Weise arrondiren. Es ist gewiß, daß dieser Bund Preußens mit Frankreich auf Kosten des übrigen Deutschland unpatriotisch und verwerflich war; es ist gewiß, daß er nicht wohl berechnet war, da man der Treue Napoleons so wenig als der Zulänglichkeit der eigenen Streitkräfte im Fall eines Bruchs versichert war. Allein damals dachte man noch nicht an den deutschen Patriotismus, und daß man ihn jemals brauchen würde; und damals dachte man auch noch nicht entfernt an die Möglichkeit, daß die Truppen Friedrichs des Großen im Felde unterliegen könnten. Unter dieser Voraussetzung nun hatte Graf Haugwitz ausdrücklich die (vom Herzog Ferdinand von Braunschweig ausführlich commentirte) Instruction erhalten, den Krieg an Napoleon **nicht** zu erklären, und selbst, wenn Napoleon ihn herausforderte, in **keinem Fall vor dem 22. December.** Die Schlacht bei Austerlitz fiel aber **schon am 2. December** vor; und daß **nachher** Haugwitz mit Napoleon nicht brach, sondern sich den längst ersehnten Besitz von Hannover garantiren ließ, war ganz natürlich, der bisher von Preußen befolgten Politik consequent und so vorschriftmäßig, daß Haugwitz schon am 12. Januar 1806 mit neuen wichtigen Unterhandlungen von Seiten seines Hofs beauftragt wurde. Auch fiel Haugwitz nicht in Ungnade, weil er bei seiner Sendung an Napoleon im December 1805 etwas verfehlt oder eine Instruction **überschritten** hatte, sondern weil Napoleon selbst im Jahr 1806 die preußische Allianz von sich stieß, und somit die preußische Politik den Boden von 1795 verlassen mußte, was natürlicherweise den Rücktritt der Männer nach sich zog, deren man sich beim bisherigen System vorzugsweise bedient hatte. Es ist nicht ganz gerecht, Haugwitz mit Schmach zu überhäufen, während man Hardenberg, der den Basler Frieden schloß, ehrt und lobt. Der Basler Frieden war doch die Quelle aller spätern Fehler und Unglücksfälle.

Arndt schildert sofort das entschiedene und trotzige Benehmen des Königs von Schweden gegen Preußen, das sich inzwischen bald in Freundschaft verwandelte, als Preußen selbst gegen Napoleon zu Felde zog. Doch gebrach es auch jetzt wieder an einem raschen kräftigen Zusammenwirken. Beim preußischen Heere befanden sich nur Sachsen, keine Schweden, noch Russen, noch Engländer, als es bei Jena geschlagen wurde. Der König von Schweden kam auch den flüchtigen Preußen nicht schützend entgegen und rettete weder Hohenlohe in Pasewalk, noch Blücher in Lübeck, und so mußte er sich denn bald selbst aus seinem Pommerlande von den Franzosen vertreiben lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. Februar 1840.

Geschichte.

Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf, von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann, 1839.

(Fortsetzung.)

Napoleon strafte den Gegner, den er selbst nur als einen Don Quixote verhöhnt hatte, sehr grausam, indem er ihm die Russen zur Exekution schickte. Schon zu Tilsit, später zu Erfurt, traten Napoleon und Alexander in Allianz und theilten sich in die Herrschaft Europas, Napoleon nahm den Süden und Westen über sich, Rußland den Norden und Osten. Ein russisches Heer überschwemmte Finnland, von der andern Seite drohten die Dänen, hinter denen die Angst auch schon große französische Heere sah. Da saß nun Gustav IV. Adolf, hatte Pommern und Finnland bereits verloren, war von feindlichen Heeren umdrängt und hatte im Innern keine Freunde, denn das Volk war theilnahmlos oder unzufrieden über seine Unfähigkeit, Schwedens Interesse nach außen in der Diplomatie und im Felde siegreich zu vertreten; der Adel aber freute sich seiner Verlegenheit und trachtete nun wieder, die königliche Gewalt um allen Kredit zu bringen und die aristokratische herzustellen. Die Armee selbst, von der alles Heil noch abhing, war voller Verräther. Ein Theil der Offiziere hing der Aristokratie an, ein anderer war persönlich durch das schroffe, zuweilen ganz unüberlegte Benehmen des Königs beleidigt; noch Andere sahen, daß bei den verkehrten Maßregeln, die man ergriff, alles zu Grunde gehen müsse und glaubten, nur ein Regierungswechsel könne helfen. In der That hatte der König den Kopf nicht sehr beisammen. Finnland wurde fast bloßgestellt, die Vertheidigung nur den treuen Einwohnern und sehr wenigen Truppen überlassen, während die besten Truppen unnütz gegen Norwegen marschirten oder der dänischen Küste gegenüber rasteten, um hier das Schreckbild französischer Armeen, die gar nicht kamen, zu bekämpfen. Die Männer, denen der König sein Vertrauen schenkte, waren unfähig. Arndt schildert sie mit einer portraitähnlichen Genauigkeit und Schärfe, wir dürfen wohl sagen, mit einer Meisterhand.

„Feldmarschall Toll ist sehr ausgezeichnet, sowohl in leiblichen als geistigen Eigenschaften und die Natur hatte ihn zu nichts Gewöhnlichem bestimmt. Sein Leib ist hoch, stark und wohl gebaut. Diesem entspricht der Kopf, der darauf thront, wo man durch den ungeheuren Knochenbau, noch mehr aber durch die Züge des Gesichts erstaunt wird: denn Stirn, Augen, Nase und der ganze Blick geben die sprechendste Aehnlichkeit von der Stärke, List und Kühnheit eines Leoparden. Auch ist der Mann gewandt, thätig, listig und unerschrocken vor den meisten."

„Graf Wachtmeister. In einem so schweren Leibe wohnte kein leichter Geist, in einem so häßlichen Leibe wohnte keine schöne Seele. Es ist genug, wenn man erzählen kann, daß ein Mann einen Leib hat, unentwickelt wie der Leib eines fünfjährigen Buben; es ist noch mehr, wenn man erzählen kann, daß ein Mann von fünfzig Jahren und einigen darüber einem fünfundsiebenzigjährigen Greise gleich abgelebt ist. Auch ist in diesem Manne alles dumpf und schwer, sogar die Sprache; denn er stottert und stammelt wie ein Kind. Da ist keine Spur von Leichtigkeit, welche durch Freiheit, von Adel, welcher durch Geburt, von Würde, welche durch Stolz erzeugt wird; sondern Pedanterei, Kümmerlichkeit, Kleinlichkeit jeder Art. Nie leuchtete eine Idee durch diese trübe Stirn, nie zittert eine Wonne durch dieses lahme Herz."

„Graf Ugglas ist eine dicke, plumpe und schwere Gestalt, welche auf einem dicken und kurzen Halse ein großer breiter Kopf schließt. Eine weite flache Stirn, kleine lebendige halb spitzbübische halb gutmüthige Augen, eine grobe Nase und ein unverschämter Mund geben das Bild eines Menschen, der schieben und allenfalls

sich selbst mit durchschieben, nicht aber eines, der schnellen und schwingen kann. Auch drückt dieser Mann in Stellung und Geberde immer das Gemeine aus; unter seines Gleichen fast verlegen tritt er unter Niedrigergestellten gern vornehm auf."

„Den Freiherrn Rosenblad kann man gewiß keiner kühnen und glänzenden Verbrechen gegen den Staat und den König beschuldigen; aber es ist fast einem Verbrechen gleich, wenn ein Mann mit gemeiner Gesinnung und Ansicht der Dinge durch alle Künste zu Regieren strebt; und dieses Verbrechen hat Rosenblad mit Ugglas gemein. Durch den gewöhnlichen kleinen Dienst hat Rosenblad sich den Schlendrian der Geschäfte angeeignet und jene Fertigkeit gewonnen, wodurch man ein guter Schreiber, aber meistens ein schlechter Minister wird."

„Von Essen ist ein sehr schöner Mann, schlank, hoch und edel gebaut, mit einem dichten, schwarzen Lockenkopfe und einer Stirn, worin der volle Muth und die gesammelte Stärke eines Stiers erscheint. Sein Gang, seine Haltung und Geberde sind vornehm, zuweilen edel, wenn er den vornehmen Mann über dem Menschen für einen Augenblick vergessen kann. Alles was er hat, hält er mit schwedischer Besonnenheit und Gleichmüthigkeit klug zusammen und kann daher mit mittelmäßigen Eigenschaften oft etwas bedeuten, wo Bessere zurückstehen müssen. Sein Leben, kurz ausgesprochen, ist Haltung und Beschränkung. Wollüstig, sorglos und faul hat er immer alle Arbeit von sich geschoben und die Dinge am liebsten den bequemsten sachtesten Gang gehen lassen."

„Armfelt ist ein geborner Finne. Sein Bau ist von einer ungewöhnlichen Größe und Stärke und von der Scheitel bis auf die Kniee wunderschön; in den Unterbeinen und Füßen aber ist etwas Unbestimmtes und Schwankendes, welches sich vielleicht hie und da in dem Charakter des Mannes wiederfindet. Sein Kopf, von blonden Ringellocken umflossen, gehört zu den schönsten, die man sehen kann: eine breite ideenvolle Stirn, geistvolle und seelenvolle blaue Augen, eine genialische Nase, ein voller Mund, worum Gefühl, Ironie und Wollust im Wetteifer spielen, ein rundes männliches Kinn machen diesen Kopf fast zu einem Ideal. Armfelt ist ein Genie und vereinigt alle die Tugenden und Mängel, welche höhere Genien zu bezeichnen pflegen. Reich an Gedanken, Witz und Leben sprudelt und überspringt er sich selbst so oft. Er spricht und schreibt vortrefflich; macht schöne Verse; streut, so wie er den Mund aufthut, unaufhörliche Blitze von Geist und Scharfsinn aus; versteht die Kunst mit allerlei Menschen zu leben und ihnen zu gefallen; und — was das Höchste ist — in seinem Großen und Kleinen, in seinem Guten und Bösen bricht immer der Mensch durch, der offne liebenswürdige Mensch. Dies macht ihn so außerordentlich interessant und beweist sein großes Uebergewicht über die gewöhnlichen Geister. Denn in diesem Norden muß man ein großes Herz haben, um auf solcher Höhe, als worauf Armfelt steht, in der nordischen Kälte noch den warmen Menschen zu bewahren. Armfelt ist kühn und leicht ergreifend, heiß und leicht loslassend, leicht und oft leichtsinnig, jetzt arbeitsam und geschickt, jetzt wieder nachlässig und gedankenlos, fähiger, Anzettelungen aufzuziehen als sie durchzuweben. Auf Amors buntem und zauberischem Blumenfelde war dieser Mann ein fürchterlicher Sieger und konnte das cäsarische Veni Vidi Vici mit Recht im Schilde dieses Turniers führen; seine Liebesabenteuer mit Weibern aller Nationen sind berühmt, wie seine Sammlungen reizendster Kinder, die er guten Theils mit fürstlichen Frauen gezeugt und als seine Kinder erziehen ließ. Bei solchen Verhältnissen nennt man keine Namen. Aber dieser Mann, dessen Blößen so offen da liegen und den es so leicht ist zu tadeln, hat auch eine Treue und eine Kraft, die der größten Begeisterung und einer unauslöschlich lodernden Flamme gleich sind. Gefühlvolle Menschen kann eine tiefe Wehmuth anwandeln, wenn man sieht, wie solche Männer, welche für die heldigsten Thaten und menschlichsten Werke geboren waren, ihren Lebenszweck oft kaum halb erfüllen und mit allen ihren blitzenden und leuchtenden Eigenschaften der Pöbelmenge zum Gelächter werden, welche alles immer nur nach dem Erfolge richtet."

Noch ist unter den damaligen Machthabern in Schweden zu nennen „Herr von Brinkmann, vormals Legationssekretair in Paris und Berlin, einer von jenem Geschlecht, welches witzig, klug und Gott weiß was alles scheint und doch bei seiner dünnen Nichtigkeit kein Gefühl hat von dem Eisen, das in und an dem Mann seyn soll, noch von dem Verhängniß, das den Mann und König zu Thaten herausfordern muß, und welches bei dieser Dünnheit und Witzigkeit mitunter recht schlecht wirken und mitspielen kann ohne ein Bewußtseyn seiner Jämmerlichkeit. Solche leichte zierliche Lustlinge verbreiten in böser, gewaltiger Zeit auch ihr panisches Schrecken, welches man ein Schrecken nicht der dumpfen, geheimen Sturmwinde der Bergforsten der Geschichte, sondern der seufzenden Rohrpfeifen nennen möchte, woraus sie mit Hoffräulein und Hofjunkern den Königen und Königinnen oft verderblich genug ihren kurzathmigen Muth blasen. Dieser Brinkmann ist einer von jenen Leuten, die an Leib und Seele so fein sind, daß sie die letzten des Menschengeschlechts heißen könnten, aber nicht in jenem Sinn, wie Brutus und Kassius die letzten der Römer hießen. Er ist fein,

witzig, gewandt, macht schwedische, deutsche, französische Verse, die leicht fließen aber auch leicht zerfließen. In Deutschland erzogen und gebildet, in deutscher Sitte, Wissenschaft und Philosophie heimisch, hat er sich jener deutschen Art sehr bemächtigt, die wie ich oben andeutete, dem König von Schweden so sehr gefiel. Durch eine wirkliche Gutmüthigkeit, durch eine liebenswürdige Leichtigkeit, die, mit Eitelkeit und Schwachheit verbunden, in seinem Wesen erschien, durfte er oft lange und viel vor dem Könige schwatzen und zwitscherte ihm die Dinge nach seinem dünnen Schnabel vor. Der Tropfen macht den Fels hohl. Dieses Männchen saß später am preußischen Hoflager in Königsberg und ließ dort vor der schönen Königin seine lustigen Gedanken und Versevögelchen ausfliegen und schien die preußische Schmach, die er für seinen Theil wenigstens nicht zu lindern gewollt hatte, redlich mit zu beweinen. So scheinen viele Solche." Nur daß ihr Portrait nicht immer von so geschickter Hand den Annalen der Geschichte einverleibt wird.

Besondere und verdiente Theilnahme schenkt der Verfasser dem finnischen Kriege. „Seit dem dreizehnten Jahrhundert ist Finnland mit Schweden vereinigt durch die Klugheit und Tapferkeit des berühmten Jarls Birger von Bialbo; und diese Vereinigung und die Ueberpflanzung vieler Schweden, die Gemeinschaft der schwedischen Sprache und Verfassung hat beide Länder durch sehr feste Bande zusammengeknüpft. Am festesten aber hält dieses Band durch die Verfassung und durch die Wohlthat schwedischer Gesetze, von deren Freiheit die östlichen Nachbarn nichts wissen. Die Finnen hatten das Gefühl dieser wohlthätigen Gesetze, und durch dieses Gefühl war der Kampf, womit der Osten ihnen drohte, ein Freiheitskampf für edle Güter. Bei den düstersten politischen Aussichten überließ man dieses treffliche Land, dieses biedere Volk völlig ihm selbst und dem Zufall." Der Schlüssel des Landes, Sveaborg, fiel durch Verrath eines Schweden den Russen in die Hände. Das treue finnische Volk mußte fast allein sich der ungeheuren Uebermacht erwehren und that es mit dem größten Heldenmuth. Sieger in vielen Gefechten, oft nur armes Landvolk von Pfarrern angeführt, erlagen die Finnen zuletzt nur der Uebermacht und der Nothwendigkeit, sich den diplomatischen Uebereinkünften zu fügen. Die Brutalität der Russen in diesem blutigen Eroberungskriege übersteigt alle Begriffe. Die Finnen wurden ohne weiteres in den russischen Proklamationen zum Aufstand gegen ihre rechtmäßige Regierung aufgefordert. Der russische General von Buxhövden erklärte in einer Proklamation von Abo, 28. Mai 1810, er werde auch Weiber und Kinder nicht schonen, sondern alles erhängen oder erschießen lassen, wo er von Seiten der Männer den geringsten Widerstand finde. „Die Strafen waren oft unmenschlich verfeinert und langsam peinigend; ja es ist erzählt worden, daß die Russen einige dieser Unglücklichen an den Füßen aufhängten oder an langsamem Feuer oder in erstickendem Qualm sterben ließen. Das scheußlichste Schicksal aber traf vielleicht diejenigen, die vor der Wuth der Kosacken auf öde Holme und Klippeninseln an der Küste geflohen waren, wo die Feinde sie mit teuflischer Schadenfreude vor Hunger un Durst umkommen sahen." Einzelne Züge des edelsten Heldenmuths von Seiten der Finnen erregten Bewunderung. „Es war ein finnischer Mann aus einem alten Geschlecht, Namens Munk. Er war Ritter des Schwerdtordens und Major bei der Scheerenflotte, und hatte seine Lehrjahre als Jüngling in Holland und seine Kriegsproben im vorigen finnischen Kriege gemacht. In jenem Kriege hatte eine edle Kühnheit ihn geschwind zum Lieutenant erhoben. Bei dem unglücklichen Ausgange der schwedischen Flotte aus der Wiborger Wik führte Munk ein Kanonenboot; dieses war durchschossen, seine Mannschaft größtentheils todt oder verwundet, und es mußte entweder sinken oder sich nehmen lassen. In dieser gräßlichen Lage trat der Lieutenant da frisch zur Pulverkammer mit der brennenden Lunte, und rief dem Stedingk, der ihm gerade vorbeifuhr, zu: Halt ab von mir! denn ich muß fliegen. Und er flog; die Seinigen aber fischten ihn unverletzt wieder aus dem Meer auf. Dieser wackre Seemann zeugte nachher ein Dutzend Kinder, sechs Söhne und sechs Töchter, welche er in alter finnischer Tugend erzog. Seinen ältesten Sohn, einen Jüngling von sechzehn Jahren, ließ er beim Ausbruch des Krieges in Sveaborg bei der Küstenflotte als Unteroffizier den Dienst beginnen. Als die Festung übergeben war, sollte der Jüngling mit andern finnischen Unteroffizieren und Gemeinen den Russen schwören. Er wußte, sein tapfrer Vater focht gegen die Feinde des Vaterlandes in der Bothnischen Wik; er wollte ihm nicht unähnlich seyn. Standhaft sagte er zu allen russischen Lockungen und Drohungen nein: von dem Eide, den er zu den Fahnen seines Königs geschworen, könne auch nur dieser ihn entbinden. Man warf ihn, um ihn mürb zu machen, in einen schändlichen und scheußlichen Kerker, woraus man ihn nach einigen Wochen herauszog und von Neuem den Eid begehrte. Nun klang sein Nein noch stolzer und sogar verhöhnend. Jetzt verdammte man ihn zu den schwersten Festungsarbeiten, ließ ihn hungern, ja gab ihm die Padoggen. Er blieb der Alte. Doch war er dem Tode nah, denn sein jugendlicher Leib war durch Kerker, Hunger, Arbeit und Schmach fast aufgelöst. Nachdem er ein Vierteljahr so geschändet worden, ließ man ihn los auf die Vorstellung eines in Finnland

gefangenen schwedischen Offiziers von hoher Geburt. Solchen herrlichen Sieg erfocht ein Jüngling, naher dem Knaben. Aber unsre Zeit hört leicht und vergißt geschwind."

In Folge der Verluste, der Gefahr, der allgemeinen Mißstimmung brach nun im schwedischen Heer eine Empörung aus. Einige Regimenter unter Oberst Adlersparre rückten gegen Stockholm, und der König, anstatt sich zu Pferde zu setzen und mitten unter die Empörer zu stürzen oder sich an die Spitze des Volks zu stellen, wollte Stockholm ohne allen Widerstand aufgeben und sich nach dem Süden flüchten, wo noch Truppen standen, die man für treu hielt. Allein diese Schwäche und der absichtlich ausgestreute Verdacht, er wolle mit großen Schätzen nach England fliehen, beschleunigte sein Verderben. Man ließ ihn nicht fort, sondern verhaftete ihn, am 14. März 1809. Alle Umstände sind hier von Herrn Arndt sehr ausführlich angegeben, so wie die handelnden Personen gezeichnet.

Adel und Offiziere schoben abermals den alten Herzog Karl von Südermannland vor und machten ihn unter dem Namen Karl XIII. zum König. Aber man kann sich denken, wie schwach dieser war, da er selbst die Urkunde unterzeichnete, die sein Geschlecht, das Holstein-Gottorpsche für immer vom schwedischen Thron ausschloß. Nämlich er selbst hatte keine Kinder und Gustav Adolfs Sohn Gustav (der jetzt Prinz von Wasa heißt) wurde gegen alles Recht mit seinem Vater zugleich ausgeschlossen.

Inzwischen drängte die Noth von außen und die neue Regierung mußte vor allen Dingen die Russen zu entfernen suchen. Sie wandte sich deßhalb an Napoleon, dem die Schweden damals auf die allerehrloseste Weise schmeichelten. Da war nicht die Rede von einem allgemeinen Volksaufgebot zur Rettung des Vaterlandes, zur Unterstützung der braven Finnen. Nein, die schwedischen Junker krochen nur vor Napoleon und bettelten um seine gnädige Verwendung. Gerade damals schlug Napoleon die Oesterreicher und ließ Tirol verwüsten, und die Schweden jubelten und feierten die Siegesfeste Napoleons, während ihr eignes Finnland mit Zustimmung eben dieses Napoleon von den Russen eben so mißhandelt wurde, wie Tirol von ihm selbst. Es versteht sich, daß Napoleon noch überdies auf die Schweifwedeleien des schwedischen Adels mit Verachtung herabsah und seine Verwendung in der finnischen Sache geradezu verweigerte; weil er damals mit Rußland nicht brechen wollte und dem Kaiser Alexander sogar den Wechsel auf Finnland selbst ausgestellt hatte. Da machte man also Friede mit Rußland und opferte die herrliche Provinz ohne weiteres auf.

Unterdeß war der gefangene König auf Gripsholms Schloß von Schauern der Geisterwelt umgeben. „König Gustav Adolf hatte den Sommer ruhig und seit der Wiedervereinigung mit den Seinigen auch leiblich glücklich verlebt. Er las in seiner Bibel und in seinem Glauben an Gott und Gottes Vorsehung das Schicksal der Könige und Völker anders als die meisten seiner Zeitgenossen, in der Zuversicht seines Glaubens gewiß glücklicher als sie. Indessen da seine Gefangenschaft wider alle Erwartung lange dauerte, da der trübe graue Herbst die grauen Wolken vor ihm aufzog und die gelben Blätter von den Bäumen zu schütteln begann, so ward auch er trüber und unruhiger, und die Geschichten und Gespenster, welche an Gripsholms Schloß gebunden sind, scheinen seine Tage und Nächte, wie sehr er vor den Menschen seine königliche Ernsthaftigkeit auch hütete, doch häufig geängstet zu haben. Hier hatten große Könige vor ihm gefangen gesessen, er konnte über das enge Gefängnißkämmerchen seine Betrachtungen anstellen, worin Erich der Vierzehnte so lange saß, daß die Spuren seiner Füße in den Steinen vor dem Guckfensterchen noch sichtbar waren, wodurch seine sehnsuchtsvollen Augen Licht und Sonne und einen frei fliegenden Vogel gesucht hatten. Auch konnte er die vor zehn Jahren hier vorgefallene wunderbare Begebenheit nicht vergessen haben, welche dem Mährchen von einem Traume ähnlich sieht und doch wirklich erlebt ist. Es war des Königs Schwäher, der Markgraf von Baden, aus Petersburg nach Schweden zum Besuche gekommen und ihm zu Ehren hatte man den Tag vor seiner Abreise auf Gripsholm noch ein recht festliches Gastmal gehalten. Nach dem Feste in der tiefen schlafenden Nacht, als die Mitternachtsglocke geschlagen, fing der alte Umgänger, der Schloßgeist, der auch König Erichs Geist genannt wird, seinen Rumor an: Hauchen, Zischen, Schnalzen, Klappern und Tosen, als wenn alle Steine auf dem Dache zu tanzen begännen oder ein wüthendes Heer von wilden Katzen und Mardern losgelassen wäre. Kurz, der alte Geist weckte die Schläfer und Träumer auf und erschreckte die wenigen Wachenden, und so bunt mischte er das Menschengewimmel unter einander, daß sich Hofmarschälle und Adjutanten in Schlafröcken, Hofdamen und Hoffräulein in Nachthemden, Lakaien und Kammerjungfern in ähnlichen Nachtgewändern, Diener und Küchenjungen mit Fackeln oder Laternen umherlaufend, umherschreiend, Angst und Hülfe ausrufend in den Sälen, auf den Treppen, auf den Höfen, ja in den Gärten durch einander gejagt und gescheucht fanden, daß man aus Mistgruben, Cisternen, Feuerlöschkufen die hineingestürzten und schreienden Hoffräulein und Pagen retten mußte."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. Februar 1840.

Dichtkunst.

1) Marienkranz, geflochten von Eginhard. Leipzig, Tauchnitz jun., 1840.

Ein gar lieblicher Gedanke des Dichters, auf das Grab seiner geliebten Marie Blumen aller Art zu pflanzen und zu jeder ein ihrem Charakter entsprechendes und auf irgend eine berühmte Marie bezügliches Lied zu dichten.

Das Grab meiner Liebe zu schmücken
Ist noch mein einziges Glück.
Gesammelt sind nun die Blumen,
Dank Dir, meine Führerin!
Nun schnell zu den Hügeln der Gräber —
Laß uns zu den Hügeln ziehn. —
Im Abwärtsschweben durchwehte
Ein Liebeshauch wie Zephir
Das Gittergold meiner Leier,
So herrlich erklang ihr Spiel,
Daß all' die Blumen im Füllhorn,
Mild duftend hervorgelockt,
Zum Kranze sich liebend verschlangen.

Die erste aller Blumen, die der Dichter pflanzt und besingt, ist die weiße Lilie, Maria, die Mutter Jesu. Dann folgt die rothe Rose, Maria von Burgund, die zärtliche Gemahlin des schönen Kaiser Max; dann die Immortelle, Maria von Ungarn, die unglückliche Gemahlin Kaiser Sigismunds, die Georgine Mary, die der Provinz Maryland in Nordamerika den Namen gab, das Vergißmeinnicht Mariehilf (der Wallfahrtsort), die Camelia Maria Stuart ꝛc. Folgen noch Maria Büher, die Graubündterin, Marie die Savoyardin, die den Montblanc erstieg, die Sängerin Malibran und die heroische Marie Ypsilantis, der ein ganzes kleines Trauerspiel in Jamben gewidmet ist. Auch die schöne Maitresse Marie Fondanges, die einer ehemals berühmten Coeffure den Namen gab, kommt in dieser reizenden Gallerie von Marien vor, und wenn sie kaum in diese fromme Gesellschaft am Grabe der Geliebten zu taugen scheint, so hat sie der Dichter doch mit vielem Liebreiz ausgestattet:

Zelterberittene, herrliche Frauen
Blinken bald hier, bald dort hervor,
Leihen den Zauber der Anmuth dem Rauben —
Fliegende Genien sind sie zu schauen
Mitten im tosenden Männerchor.

Eine vor Allen, Eine vor Allen
Leuchtet hervor, wie durch Sterne der Mond,
Flaumige Federn die Stirne umwallen,
Perlengewinde gar herrlich strahlen
Rings durch die Haare, lockig und blond.

Herrlich, Marie Fondanges, prangen
Die Perlen, wie Lämmer auf goldener Weid'!
Ruft der König mit glühenden Wangen,
Und an dem Perlengeschmeide hangen
Die Blicke der Damen im heimlichen Neid.

Halloh! da eilt vor dem Hörnergeschmetter,
So wie der Blitz vor dem donnernden Wetter,
Schneeweiß der Hirsch durch des Feldes brach;
Wie er auch flieht, er erfliehet keinen Retter,
Tosend stürzet die Jagd ihm nach.

Seht! vor Allen Marie, gleich Dianen,
Grünender Wälder blühende Zier,
Sprengt sie auf flüchtigen Wildesbahnen
Jagt hinfliegend im Siegesahnen
Jubelnd das zwanziggeendete Thier. —

Horch, da versammelt alle Zerstreute
Rufend Marie Fondange's Horn.
Grüßend steht sie, die herrliche Beute
Ihr zu Füßen, den Speer in der Seite,
Rosigten Blutes schneeiger Born.

Glühend im jubelnden Uebermuth,
Glühend in freudiger Siegeslust,
Strahlt sie, als ob statt irdischem Blute
Ichor die schwellenden Adern durchfluthe,
Wogt ihre hochaufathmende Brust.

Doch ihres Haares Perlengewinde
Lös'te das rastlose Jagen zum Ziel,
Flatternd zerriß ihre silberne Binde,
Perlen zerbrachen, und spielende Winde
Ziehn durchs entfesselte Lockengewühl.

Und die Damen lächeln, und grüßen
Höhnend die nun entschmückte Marie,
All' ihre Schönheit muß sie nun büßen,
Lämmer auf goldener Weid sind zerrissen;
Doch ihr Neid triumphiret zu früh.

Doch der König ruft mit Entzücken:
Hört es, ihr Damen, dieser gleich
Müßt Ihr künftig die Haare Euch schmücken,
Sonst entfliehet aus meinen Blicken,
Fliehet aus meinem Liebesreich.

Der Dichter hat die herabgerissene Haube, die so charakteristisch ist, weggelassen, die Dame im Diadem gegeben und es nachher durch Waldblumen ersetzt, was nicht nöthig gewesen wäre.

Zwischen die romanzenartigen Gedichte sind auch rein lyrische Klänge eingestreut, oft voller Gluth, wie denn der Dichter nichts weniger als wäßrig in Thränen zerfließt, sondern viel Feuer zeigt:

Sie liebt mich,
Sie liebt mich!
Worte, Worte erleichternde Worte!
Sonst sprengt der Sturm des Entzückens die wonneerbebende Brust.
Sie liebt mich,
Sie liebt mich!
Hört es, ihr liebesempfänglichen Seelen,
Helfet mir tragen die himmelvergessende himmlische Lust.

Endlich vergißt der Dichter auch die vielen unberühmten und ungekannten und auch die kleinen noch ganz jungen und kindlichen Marien nicht und widmet auch ihnen einige zarte Lieder.

Mariechen, Kinder, die Ihr Engeln gleich,
Noch glücklich seyd in Paradieses Freude
Und Euch schon sehnt, aus Eurem Flügelkleide
Nach jungfräulichem Staate — ahnungsreich —
O kommet mit den unentknospten Rosen,
Die an dem kaum gewölbten Busen kosen,
O kommt und lauscht, ich hab' ein Lied für Euch.

Ihr glaubet wohl, daß Den ein Himmel grüßt,
Der aus der Kindheit Paradies geschieden;
Ihr glaubet wohl, es gäbe rein'ren Frieden,
Als jenen Frieden, welchen Ihr genießt?
O täuscht Euch nicht! —

Die ganze Sammlung von Gedichten ist warm durchglüht von einem zärtlichen und reinen Feuer und wenn auch nur ein Spiel des Namens so viele Marien hier vereinigt, so ist es doch natürlich motivirt und recht sinnig durchgeführt.

2) Dichtungen von Carl Wilhelm Vogt. Augsburg und Lindau, Rieger, 1840.

Dem Kronprinzen von Bayern zugeeignet; voll Ruhm und Preis der schönen Burg Hohenschwangau, deren Erinnerungen und Sagen; andere Erinnerungen an den Bodensee, Vorarlberg, die Schweiz und Tirol, an Conradin von Schwaben, an Hofer; Rückblick nach Bayern, Romanzen von der Sendlinger Schlacht; Blick in die Alpen hinein, Landschaftsbilder, Blick nach Italien, Reisebilder. Fast durchaus großartige und anziehende Gegenstände. Der Dichter war davon ergriffen und hat oft recht treu und schön gemalt, oft aber auch gar zu gewöhnliche poetische Phrasen gebraucht. Vom Ordinären hier eine Probe:

Du Hohenschwangau's stilles Hirtenthal;
Ihr meiner Berge sonnenhelle Matten;
Du Felsbezwinger, wilder Wasserfall;
Der hohen Burgruin' ehrwürd'ge Schatten;
Des Fels umkränzten Albsees dunkler Grund;
O könnt' ich euch mit treuen Farben malen!
Und singen euch mit liederreichem Mund'
Einfach und kunstlos zu der Cyther schallen.

Zu den schönern und eigenthümlicheren Bildern gehört z. B.:

Einsam steh' ich auf dem Berge,
Süß umduftet mich die Nacht;
Oben glänzen gold'ne Sterne,
Tief des Stromes Silberstreif.
Alpendrosseln singen träumend
Und die scheue Gemse pfeift,
Flämmchen wankt am Sennhütt' Fenster,
Heerdeglocken tönen leis.
Röthlich blitzt im Ost ein Schimmer,
Blicket über Kulmen zag,
Die sich langgereiht erheben,
Wilde, sturmgefrorne See!
Und der Schimmer wird zum Feuer,

Glüh'nder Streif das Eis umsäumt,
Und der Streif, er wird zum Strome,
Und der Strom ein flammend Meer.
Sanftes Licht umglänzt die nähern
Höh'n, geschmolz'nem Silber gleich;
Ruh' und Dämm'rung wohnt im Thale.
Nebel deckt die weite Fern'.
Vaterland! wann wird der Freiheit
Gold'ne Sonn' dir aufergehn?

Geschichte.

Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf, von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann, 1839.

(Schluß.)

„Dieser wilde nächtliche Aufruhr ward freilich in einer halben Stunde beschwichtigt, aber seine Bedeutung erschien den folgenden Tag am Sonnenlichte. Der Wagen des abgereisten Markgrafen Erbfürsten von Baden warf unweit Arboga um, und er kam als Leiche nach Gripsholm und von da später in seine Heimath zurück. Wie begreiflich, daß ein solcher Rundgänger Gustav Adolf nicht immer ruhig schlafen ließ, der nun Zeit genug hatte, melancholischen Gedanken und Träumen nachzuhängen. Besonders wild offenbarte er sich wieder in der Nacht des 7. Oktobers, in welcher Nacht der alte Oheim König einst ans Licht gekommen war. Er hatte so arg rumort und mit Hauchen, Zischen und Stönen und andern schauerlichen Tönen den König und die Königin in ihrem Bette so lange geängstigt, daß sie endlich aus Bett und Schlafzimmer entflohen und zu dem wachhabenden Officier Freiherrn Otter ihre Zuflucht nahmen und ihm das Erlebte erzählten. Sie wechselten in Folge dieses Nachtbesuchs ihre Schlafstelle und hatten hinfort Ruhe. Die Sage aber lief mit tausend verschiedenen Verzierungen und Auslegungen bald rings im Lande herum und gab eben wegen des alten Königs Jahrstagsnacht zu den wunderlichsten Deutungen und Weissagungen Veranlassung. Endlich mit dem Schlusse des unglücklichen Jahres 1809 ward Gustav Adolf aus diesem Orte des Grauens und der Gespenster erlöst. Man erwartete bald die Ankunft des neu erwählten Kronprinzen, es mußte in Schweden Raum gemacht werden. Ganz geheim und geschwind ward Gustav Adolf nebst den Seinigen den 6. December aus Gripsholm unter Geleit des Generals Sköldebrand und mehrerer Stabsofficiere nach Karlskrona abgeführt, dort auf eine Fregatte eingeschifft und kam den 18. December in Stralsund an, wo er in der Treue seiner alten Pommern die letzte Königswehmuth hatte. Früher hatte er gewünscht sich in eine Herrnhuter Anstalt des Herzogthums Schleswig zurückzuziehen; man hatte das für Schweden zu nah gefunden. Da hatte er sich Süddeutschland und die Schweiz zum Aufenthalt gewählt. Den 1. Februar 1810 kamen sie in Bruchsal an."

Die Geschichte Schwedens weiter zu verfolgen und sich auf die Verhältnisse und Umstände einzulassen, welche die Wahl Bernadottes zum Kronprinzen bedingte, hat der Verfasser verschwiegen; dagegen schildert er noch das spätere Privatleben des Königs Gustav Adolf in Deutschland und der Schweiz bis an seinen Tod. Der König blieb sich gleich; seine Handlungsweise war immer edelmüthig, zuweilen etwas sonderbar, doch in seiner freiwilligen Armuth nie ohne Würde. Wir schließen mit dem trefflichen Porträt, das Arndt von ihm entwirft: „Gustav Adolf ist eine schlanke gerade Mannsgestalt, in allen Gliedern ebenmäßig gebildet, etwas über die Mittelgröße, sein Kopf länglicht, die Stirn aufgedeckt, fast zu steil aufsteigend, die Augen blau, die Haare blond, die Nase grad und edel, der Mund voll und fest geschlossen, das Kinn rund und männlich, kurz ein oldenburgisch holsteinisches Familiengesicht, was Karl der Zwölfte durch seine oldenburgische Mutter auch hatte. Man könnte sagen, sein Kopf und seines Leibes Haltung haben etwas von Karl dem Zwölften, wenn man sich diesen in Ruhe denkt; aber der still erhabene Ernst, die dunkle Augengluth und das Kräftige und Bewegliche in der reichen Heldengestalt, was die Zeitgenossen in jenem Zwölften sogar als eine zauberische Schönheit bewundert haben, fehlt hier. Der König tritt mit einem fein und beweglich gebildeten Leibe eher steif und feierlich denn kräftig und fortschreitend auf. Er hatte hierin etwas wie von einem spanischen Bourbon, welcher Art auch sein Gemüth wohl in mancher Beziehung ähnelte. In seinem sonst regelmäßigen Gesichte, was bei heller geistiger Durchleuchtung und Beleuchtung sogar schön gewesen wäre und bei'm Lächeln und gnädigen Anhören und Entlassen höchst angenehm seyn konnte, blieb doch auch, als er aus dem Jünglingsalter herausgetreten war, etwas Unfertiges, Unreifes, was man fast Knabenhaftes nennen mögte, jener Mangel, den man in den Gesichtern alter Geschlechter findet, die zum Erlöschen hinneigen, jenes Etwas, was man Artzüge oder Racezüge nennen mögte, wo sie bei dem Bewußtseyn alten Adels und alter Herrlichkeit, mit den gespenstischen Erinnerungen und Scheinen der Vergangenheit gleichsam belastet, diese Last nicht abschütteln und deswegen im lebendigen kämpfevollen Leben nicht frisch mit zutasten können. Des Königs Austritt

war fest und schwedisch, immer mit Ernst und Feierlichkeit gefärbt, und erheiterte sich selten zu einem Lächeln. Karl der Zwölfte, meldet die Ueberlieferung, hat fast nie gelacht, aber der Held hat auch nie gemurrt noch gegrollt. Wenn man den König öfter gesehen und gesprochen hatte, fühlte man, dies war nichts Künstliches noch Angenommenes, es war seine Natur. Er war von Natur kalt und spröd, unbeweglich und starr wie nordisches Eis und Eisen, und alle seine Starrheiten und Störrigkeiten im Denken, Glauben und Handeln sind aus dieser seiner natürlichen Starrheit geboren."

Geistliche Romane.

1) Die heilige Dorothea. Dichtung und Wahrheit aus dem Kirchenleben in Ungarn. Leipzig, Einhorn, 1839.

Ein protestantischer Edelmann in Ungarn liebt die Tochter eines katholischen und sie liebt ihn wieder, aber sie dürfen sich nicht heirathen, weil die katholische Geistlichkeit es nicht erlaubt. Man mißbraucht die Unschuld der Braut, einen Bekehrungsversuch an dem jungen Protestanten zu machen, und da dies nicht gelingt, wird der Bund der Liebe zerrissen und das Mädchen stirbt aus Gram. Dieser Roman ist durch die Zeitereignisse hervorgerufen und kürzer und bündiger gefaßt als der Herr von Sandau.

2) Der Missionär. Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta. Von K. Jäger, ehemal. Sekretair und Reisebegleiter des Fürsten Pückler-Muskau. Leipzig, Hinrichs, 1839.

Der Verfasser hat dem Verstorbenen seine glückliche Laune und Grazie nicht abgelernt; denn dieser Roman ist ein Greuelgemälde menschlicher Verruchtheit in den schwärzesten Farben gemalt. Der Missionär nämlich vergeudet die ihm von der Bibelgesellschaft anvertrauten Gelder, wird Verführer der Unschuld, Mörder ꝛc., und entflieht endlich mit seinem Helfershelfer, einem Juden, nachdem er die ihm noch übrig gebliebenen Bibeln in einen Kloak versenkt hat.

3) Der neue Messias und seine Propheten. Von Fr. Menk. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1839.

Eine Muckergeschichte. Lauter schon bekannte Charaktere und Motive. Ein Tartuffe nebst Gehülfen; ein schwacher Graf, der sich verführen und mißbrauchen läßt; die Gräfin, seine edle und unschuldige Gemahlin, an welcher der freche Angriff scheitert.

4) Die Mystiker und der Arzt als Scharfrichter von H. F. Mannstein. Dresden und Leipzig, Arnold, 1839.

Zwei Novellen. In der ersten abermals ein Tartuffe und Mucker, mit welchem eine verheirathete Fürstin den Besieger des Antichrist zu zeugen hofft, zu welchem Behuf ihr Gemahl, der Fürst, ermordet wird. Das Kind wird bei Seite gebracht, wächst heran, wird ein schöner Mann und flößt der alternden Fürstin, die ihn nicht kennt, so viel Liebe ein, daß sie ihn heirathen will. Doch entdeckt sie noch früh genug, daß er ihr Sohn sey. Krasses Zeug. — In der zweiten Novelle muß ein Arzt sich hergeben, seinen Patienten zu köpfen.

5) Der junge Mystiker. Eine biographische Skizze von Dr. Fritz. Leipzig, Köhler.

Diesmal kein Heuchler, sondern ein echter frommer Schwärmer, der sein junges Leben im religiösen Tiefsinn aufzehrt und frühzeitig stirbt. Sein Charakterbild ist edel gehalten, aber für einen so jungen Mann erzählt er uns etwas zu viel. Ueberhaupt sollte man die Theologie und Erbauung nicht auf diese Weise mit dem Roman vermischen. Sie haben ein sehr verschiedenes Publikum. Was hier ernsthaft über Religion geschrieben ist, dürfte jedenfalls für die reine Erbauung zu wenig und für den Roman zu viel seyn; obgleich die gute Absicht gebührend anerkannt werden muß.

6) Einige Lebens-Erfahrungen, meinen jüngern Schwestern zur Beherzigung erzählt. Von Meta Sauder. Aarau, Sauerländer, 1839.

Zwei Novellen, beides Entsagungsgeschichten, in denen die Religion über die Liebe triumphirt. Ein sanfter und frommer Ton geht durch das Ganze und die Ergebung, die gepredigt wird, ist so christlich, daß man sie kaum in der Novellenform suchen sollte. Doch taugen eben Postille und Novellen nicht zusammen.

Berichtigung.

In Nr. 16, Seite 61, Spalte 1, Linie 7 des Textes von oben hinter Intelligenz lies: und, und hinter Gemüth ein Komma statt und, Linie 8 del. das Komma.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. Februar 1840.

Neuere Geschichte.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. 7ter Jahrgang. Geschichte des Jahrs 1837 von Friedrich Thiersch. Zweite Abtheilung, mit 4 Portraiten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839. 12.

Die zweite Abtheilung (über die erste vergl. unsre Blätter von 1839 Nr. 11) umfaßt die Begebenheiten Italiens, der pyrenäischen Halbinsel, Amerikas, Rußlands, des Orients.

Was Italien betrifft, so fällt ins Jahr 1837 der brutale Aufruhr in Sicilien und der Anfang des Streites zwischen Preußen und der römischen Curie, dessen schon bei den deutschen Angelegenheiten gedacht ist.

Sehr lesenswerth ist die ausführliche Darstellung der Wirren in Spanien und Portugal. So unerfreulich diese Vorfälle und Zustände sind, so ist doch eine so klare Auseinandersetzung derselben äußerst belehrend. Ins Jahr 1837 fällt die vom Thron ausgegangene mißlungene Contrerevolution in Portugal.

Nachdem der Verfasser Amerika beleuchet hat, schreitet er zu einer besonders ausführlichen und durchdachten Schilderung der russischen und orientalischen Verhältnisse. Indem er zuerst von Rußland spricht, bedauert er die Maßregeln, die daselbst im gedachten Jahre zur Unterdrückung der deutschen Nationalität in den Ostseeprovinzen verhängt wurden. „Wie über die polnischen, so erstreckte sich auch über die deutschen Provinzen des Reiches die Wirkung des Principes, nach welchem man das Uebergewicht russischer Nationalität über die Nationalität der fremden, dem Reiche gehörigen Völker, welches Namens sie auch seyn mochten, zu sichern bemüht war; doch ruhten die Verhältnisse dieser von deutschen Rittern, Kaufleuten und Pflanzern dem Christenthum und der Civilisation gewonnenen Städte und Länder von Esthland, Curland, Livland und Ingermanland zu dem russischen Reiche auf Verträgen, die ihnen ihr ganzes, aus ächtgermanischer Wurzel entsprossenes Leben, ihre Verfassung, ihre Privilegien, Gesetze, Sprache und Religion sicherten. Sie waren als Deutsche unter die Herrschaft des russischen Kaisers gekommen, nicht um an Gesetzgebung, Sprache, Sitten und Kirche russisch, sondern unter seinem Scepter in ihrer Nationalität geachtet zu werden. Sie glaubten durch Treue gegen Rußland, so wie durch den Einfluß deutscher Bildung, Gesinnung und Art, den sie der aus Barbarei emporstrebenden Nation zuführten, es wohl verdient zu haben, daß man sie gemäß den Verträgen in ihren Gerechtsamen belasse und fortdauernd als ein in eigner Verfassung und Sitte eingefriedigtes Land anerkenne, um so mehr, da diese Anerkennung und eine ihr entsprechende Pflege die Quelle einer innern Anhänglichkeit an die schützende Macht und die Mutter einer die provinciellen deutschen und die allgemein-russischen Interessen vermittelnden Gesinnung geworden. Nicht dadurch, daß man die untergeordneten Verschiedenheiten tilge, sondern daß man sie, mit Belassung in ihrer Art, durch etwas über sie Hinausreichendes, durch eine das Ganze umspannende Gesinnung vereinige, seyen große Reiche der Zerrüttung bewahrt und zu voller Stärke entwickelt worden. Auch waren die Vertreter und Verbreiter russischer Nationalität nicht gemeint, jene deutschen Völker, die zahlreichen edlen Geschlechter und freien Bürgergemeinden gleich den in offenem Kampfe besiegten Polen zu behandeln, und die Schonendern bemerkten, man begehre nur, was den Eingebornen jener Länder selbst heilsam sey. Vom Jahre 1840 an solle kein aus den Ostseeprovinzen gebürtiges Individuum Lehrer an einer öffentlichen Unterrichtsanstalt des russischen Reiches (also auch in seiner eigenen Heimath nicht) werden können, wenn er nicht seine Wissenschaft in russischer

Sprache vorzutragen verstehe, und vom Jahre 1842 an sollte Niemand mehr als Student auf der Universität Dorpat immatriculirt werden, wenn er nicht die russische Sprache nach ihren Grundregeln erlernt habe. Daß in Bezug auf mittlere Schulen und sämmtliche Lehrer Aehnliches begehrt wurde, werden wir unten anzuführen Gelegenheit haben. Die Vertheidiger dieser Maßregeln erinnerten: hier sey doch offenbar auch für die Provincialen auf das beste und wohlmeinendste dadurch gesorgt, daß ihnen die Möglichkeit und der Weg der Anstellung und Auszeichnung im ganzen russischen Reiche aufgeschlossen werde. Dagegen ward bemerkt, daß die Gesetze weiter griffen, als hiermit angedeutet sey, indem durch sie alle Befugniß und aller Zugang der deutschen Bevölkerung der Ostseeprovinzen zu jeder höhern Wissenschaft in ihren eigenen Schulen von Kenntniß der russischen Sprache abhängig gemacht, und die Entscheidung darüber, ob ein Unterthan deutscher Abkunft in seiner Heimath den Studien obliegen solle, allerdings den Russen allein in die Hände geliefert werde, zumal man schon jetzt nicht unterließ, in das höhere Lehramt nach den Provinzen Nationalrussen zu schicken, auf deren Eifer für Verbreitung russischer Nationalität man rechnen konnte. Aber tiefer noch griff die Verfügung, daß dem Minister des öffentlichen Unterrichts gestattet wurde, auch in Dorpat, wie an andern russischen Universitäten, unabhängig von der Wahl der Universität erledigte Professuren zu besetzen. Die Universität Dorpat, die glorreiche Stiftung Kaiser Alexanders, und bestimmt, deutsche Wissenschaft und Bildung in den Ostseeprovinzen fester zu begründen und weiter auszubreiten, dadurch aber für Rußland selbst jene ergiebige Quelle höherer Intelligenz und edlerer Gesinnung zu eröffnen, sah die Möglichkeit, ihrer Bestimmung zu genügen, vorzüglich dadurch gewährleistet, daß sie selbst, und beim Mangel einheimischer Celebritäten, meist aus Deutschland vorzüglich junge Männer von vielversprechendem Namen nach Dorpat berufen und als Lehrer dort bethätigen konnte, weil der ganze Unterricht in deutscher oder lateinischer Sprache ging. Diese Gewähr ward durch ihre Gleichstellung mit den andern russischen Universitäten aufgehoben, da dem Minister anheim gegeben war, sie sogar mit Ausschließung der deutschen Lehrer nach Willkür zu besetzen und die russische Sprache für den Unterricht als allein zulässig zu erklären. Die dadurch erregten Besorgnisse wurden von den russischen Eiferern bald noch mehr gesteigert, die auch öffentlich, und wie man wahrnahm, in Uebereinstimmung mit den vorherrschenden Grundsätzen und den Absichten der Gebieter, erklärten, daß Rußland in den Künsten, den Wissenschaften und der Bildung nun weit genug vorgerückt sey, um der Muster von Andern nicht mehr zu bedürfen, sondern sich selbst und auch ihnen Muster zu seyn. Es sey demnach an der Zeit, auch auf diesem Gebiete das Mannichfache auszuschließen und denselben Stempel des nationalen Gepräges mit russischer Sprache, Erziehung, Literatur, Wissenschaften und Bildung allen dem Reiche gehörigen Völkern aufzudrücken. Damit ward in Zusammenhang gebracht, daß durch die zur Gesetzgebung für die Provinzen angeordnete Commission dem bei ihnen einheimischen alten deutschen Rechte, mit seinem Schutze aller und jeder individueller Freiheit, das russische Statutenrecht angepaßt werden solle, während das Land schon in den Bereich der russischen Centralisation gezogen sey und mit einer Masse fremdartiger, seiner Verfassung und Einrichtung widerstrebender Verordnungen bis in sein Inneres umgestaltet werde, übereinstimmend mit der als Princip ausgesprochenen Absicht, alle Provinzen und Nationen zum Vortheile der herrschenden Ansicht ihres eigenthümlichen Bestandes zu entkleiden. Dazu komme noch die wachsende Ausbreitung der griechischen Kirche, der man gegen den Vertrag, nach welchem die lutherische in den Provinzen herrschen sollte, bei den stets zahlreicher werdenden gemischten Ehen ausschließlich die Erziehung der Kinder in ihren Dogmen überweise, der man durch Aufmunterungen und Belohnungen Proselyten zuführe, und jeden Soldaten beizähle, der auch nur Einmal das Abendmahl von einem russischen Geistlichen begehrt oder empfangen habe, und für die man bereits den Anspruch erhebe, daß sie wie im übrigen Reiche, so auch in den Provinzen, die herrschende sey. Mit der Sprache aber, mit den Gesetzen und Einrichtungen, mit der Religion und Kirche zumal sterbe die den deutschen Provinzen versicherte Nationalität bis in die Wurzel ab."

Als Glosse citirt der Verfasser noch eine frühere öffentliche Aeußerung: „Einem unparteiischen Beobachter des Treibens der Centralisation in Rußland dringt sich unwillkürlich die Frage auf: wozu dieses rastlose und doch so wenig durchdachte, das eigene Volksleben mißgestaltende Reformiren und Organisiren durch Reglements, dieses Formen- und Controversenwesen, während die Hindernisse der moralischen und politischen Entwicklung des Volkes nicht aus dem Wege geräumt werden und alle Controle an der Feilheit und Gesinnungslosigkeit der Beamteten, an der angebornen, durch Militärdienst verstärkten Willkür und an der gänzlichen Ignoranz in den Rechts- und Staatswissenschaften scheitern? Wer vollends die herrlichen Elemente ständischen Lebens zu schätzen versteht, welche in germanischen Staaten sich in allgemeiner Sicherheit und Ordnung entwickelt haben und fortbestehen, dem erregt es ein besonderes schmerzliches Gefühl, die verwandten Elemente in den Ostseeprovinzen in einem nur zu ungleichen Kampfe mit schlechten und

noch dazu unbesonnenen Administrations-Ideen allmählich, wenn ihnen des Monarchen eigne Loyalität nicht helfen sollte, untergehen zu sehen, während sie bestimmt schienen, Rußland zur Abneigung europäischer Bildung mehr und mehr zu verhelfen."

Uebrigens ist der Verfasser sehr im Irrthum, wenn er glaubt, in Frankreich sey man gegen die deutschen Elsässer viel gerechter, als in Rußland gegen die deutschen Livländer. Es scheint ihm nicht bekannt zu seyn, daß die von Paris kommenden Schulinspektoren im Elsaß auf deutsche Lehrbücher Jagd gemacht und dieselben verboten haben. Ein Lehrer von * * klagte noch unlängst dem Referenten, daß man ihm den Buttmann aus den Händen gerissen und für immer aus der Schule verbannt habe, weil es ein deutsches Buch sey.

Ueber Griechenland spricht Herr Thiersch mit der Sach- und Personalkenntniß, die ihn vor hundert andern Beurtheilern auszeichnet. Er handelt vom Austritt des Grafen Armansperg und von der kurzen Regierung Rudharts, der das Opfer seiner Anstrengungen und der Widerwärtigkeiten geworden ist, welche dem jungen griechischen Königreich begreiflicherweise eher kommen müssen, als die Freuden, wie auch an der Rose zuerst der Dorn hervorkommt. Möge diese westöstliche Rose mehr Boden und eine günstige Sonne finden!

Nachdem Herr Thiersch ferner noch den Stand der Unterhandlungen in Bezug auf den türkisch-ägyptischen Streit, wie er 1837 war, erörtert hat, schließt er diesen inhaltreichen Band mit einer allgemeinen Betrachtung, die wir um so lieber hervorheben, je seltener die Dinge noch aus diesem, doch gewiß allein richtigen Gesichtspunkt, angeschaut werden. Ueberblickend das weite Erdenrund sieht er überall die höhere Kultur, die tüchtigere Kraft, die gesichertere Herrschaft bei den Völkern germanischer Abstammung. „Fragt man, woher es komme, daß neben diesem alle fünf Welttheile durchdringenden Elemente menschlichen Gedeihens aus germanischer Wurzel die übrigen Nationen von gemischtem romanischem Geblüte in jene Zerrüttung geriethen und, auf ihr eignes Gebiet und in sich selbst beschränkt, die Reste alter Kraft und Gesinnung in jenen Kämpfen und Bestrebungen verzehren, die wir bezeichnet haben, so scheint die Antwort um so schwieriger, da sie an der Abkunft von jenen Theil haben. Denn wie? sind nicht auch sie germanischer Wurzel entsprossen? Sind es nicht echte und edle deutsche Nationen der Longobarden, Gothen, Burgundier, Franken und Normänner, die jene Reiche gegründet und mit ihrem Geiste durchdrungen haben? Allerdings, und so lange jene Wurzel stark war, blühten sie während der Jahrhunderte der Entfaltung des durch germanisches Geblüt verjüngten Europas, und zeigten jene durch Macht, Freiheit, Frömmigkeit und Bildung hervorragenden Reiche, welche die mittlern Jahrhunderte füllen und verherrlichen; als aber die germanischen Stoffe, numerisch zu schwach, um die romanische und ihre Entartung in sich aufzulösen, von diesen überwältigt, als durch Verbindung königlicher Macht mit der Hierarchie, jenseits der Pyrenäen durch die Inquisition, diesseits in Frankreich durch die Kardinäle, die alten Institutionen der frühern Selbstständigkeit und die Kraft der Korporationen gebrochen und Aller Macht in hierarchischem und politischem Absolutismus untergegangen war, vollendete sich die Zerrüttung alter Gesinnung, Bildung und Sitten mit dem gänzlichen Zerfall der Ordnung, die aus ihnen entsprossen war, und die Völker wurden durch Schwächung der allein und darum Energielos gebliebenen königlichen Macht, durch Aberglauben, Unwissenheit und Verwilderung aller staatsrechtlichen Grundsätze und Uebungen der politischen Barbarei, durch diese aber der Anarchie zugeführt, mit der wir sie zum Theil im Kampfe und von der wir sie zum Theil erdrückt sehen. Griff Frankreich, in welchem vor fünfzig Jahren der unhaltbar gewordene Bau romanischen Absolutismus und Hierarchismus zusammenbrach, im Bestreben, sich neu zu begründen, nach der Staatsform von England, verlangte Spanien und Portugal mit den anderen Staaten, welche Aehnliches versuchten, nach der aus England in Frankreich eingepflanzten Form und Einrichtung des öffentlichen Lebens, so war es, weil eine nie erstorbene Erinnerung an ihre altgermanische Herkunft und Freiheit aus langem Schlummer sich erhoben und sie nach dem Lande hingewiesen hatte, das die ursprünglich gemeinsamen Güter der aus gleichem Samen entsprossenen Völker in ihrer Wesenheit bewahrt hat. Aber eitel war die Täuschung, daß sie in der Form sey und nicht hinter ihr in Geist, Gesinnung und Bildung, von welchen jene Form belebt und in ihren schadhaften Theilen organisch hergestellt und verjüngt werde. Selbst England wäre ihrer Wohlthat verlustig gegangen, und nicht das eingreifendste und erschütterndste, aber auch segenreichste Ereigniß der germanischen Völker, die Reformation der christlichen Kirche, sich nicht nur als eine Läuterung der durch das Mittelalter getrübten Lehre des Evangeliums, sondern auch zuletzt als eine neue Belebung politischer Gesinnung erwiesen, und das größte der germanischen Principe, das der individuellen Unabhängkeit und der Freiheit des Geistes, der Mutter aller socialen und politischen Würdigkeit, wieder hergestellt hätte, unter den germanischen Völkern wenigstens, welche jenes Ereigniß hauptsächlich durchdrungen, und in deren Sphäre mit wenigen Ausnahmen es sich eingeschlossen hat. Wenn daneben die außer dem germanischen Bereich stehenden Völker da,

wo ihnen Macht über Stämme deutscher Nation gegeben ist, darauf ausgehen, sie ihres deutschen Charakters zu berauben und ihnen in Sprache, Sitten und Gesinnung das Gepräge der herrschenden Nation aufzudrücken, wie Frankreich dem Elsaß das gallische, Rußland den Ostseeprovinzen das slavische, so mag man auch darin eine Verdunkelung der Einsicht in die Quellen der Macht und Größe, insofern sie in edler Sitte, Gesinnung und Achtung vor fremder Eigenthümlichkeit liegen, damit aber einen bedeutsamen Beweis politischer Unfähigkeit für das Große und Zukunftreiche wahrnehmen, durch welche jene Nationen von der Theilnahme an welthistorischen Gestaltungen ausgeschlossen und bei aller materiellen Macht zu untergeordneter Abgeschlossenheit verdammt sind. Erscheint aber, gegenüber diesen Bestrebungen das germanische Princip in seiner dreigestalteten Entwicklung, als deutsches, englisches und nordamerikanisches ohne Nebenbuhler, als das die Güter der höhern Civilisation nicht nur in seinem unmittelbaren Bereiche vermittelnde, sondern auch als das sie über diesen hinaus unter die andern Völker der Erde verbreitende, so ist in ihm auch die Kraft zu erkennen, die, wenn auch erst in ferner Zukunft, eine allgemeine Belebung und Verjüngung der jetzo schwachen und leidenden Glieder des menschlichen Geschlechts nach allen Seiten hin erwarten läßt, während die romanischen Völker durch ihren Zurückfall in den Zustand des geistigen und politischen Absolutismus der Römer ihrer Wohlfahrt und ihres Einflusses auf Andere verlustig gingen, und die slavische Macht ihren Beruf zur Gründung wahrer Civilisation und ihrer Verbreitung auf andere Nationen noch nicht bewiesen hat. Eine Gefahr bleibt, daß die nicht germanischen Nationen, Rußland gegen Osten und Frankreich gegen Westen, durch ihre Lage angewiesen, auf Kosten gerade des unvermischten germanischen Stamms in Deutschland zu wachsen und sein Gedeihen, seine Erstarkung als ein Hinderniß ihrer politischen Ausbreitung und Macht anzusehen, näher zu einander gezogen und zu unserer Bekämpfung vereinigt werden; und darum vorzüglich ist Einigung im Innern, Vermittlung der streitenden Interessen und Einsicht in die Forderungen der Zeit und der Lage nöthig, damit diese nahe Gefahr, wenn sie sich weiter entwickelt, wie nicht zu zweifeln ist, daß es geschehen werde, durch vereinte Kraft und Hülfe die zu uns gehörigen Völker und Interessen besiegt, damit aber die Hoffnungen gestützt werden, die sich an die Wahrung und Entfaltung des germanischen Princips geknüpft haben."

Lyrische Dichtkunst.

Der Volksvertreter, jambisch in 12 Betrachtungen. Karlsruhe, Groos, 1839. S. 84.

Der Dichter trägt „in zwölf Betrachtungen theils den Beruf, die Eigenschaften, Pflichten und Rechte, theils über die diesem Beruf naheliegenden Volks- und Staatsangelegenheiten diejenigen Ansichten vor, die er von jedem deutschen Volksvertreter zu würdiger Erfüllung seiner Stelle anerkannt und beachtet zu sehen wünschte." Eine ungeheure Aufgabe, kaum in Versen zu lösen. Referent dachte unwillkührlich an gewisse endlose Protokolle und war nicht wenig begierig zu sehen, wie der Verfasser auf so wenig Seiten seine Lehren zusammengefaßt haben würde. Er schreibt in der That sehr gedrängt und in lauter männlichen Reimen, was seinem Lapidarstyl noch mehr Consistenz und Härte gibt. Seine Lehre ließe sich übrigens vielleicht noch kürzer fassen, denn sie läuft darauf hinaus, ein Volksvertreter solle sich vor keinem Minister fürchten, aber auch den Revolutionären nicht nachgeben.

Vorkämpfer steht, voll deutscher Biederkraft
Und inn'res Gottes voll, der Starke da,
Der, was der Mächtigen Keiner, Keiner auch
Der Würdeträger wagt', ein Mann des Volks,
Gestempelt mit des Himmels Siegel, kühn
Verjährter Geistesketten Schmach zerschlug,
Kein Held durch Stahl, ein Held durch Geist und Wort,
Fürs Bess're feurig, wildem Umwurf feind;
Ob viel verfolgt, Verfolger nie er selbst,
Ob hart bekämpft, des Friedens Siegesfürst.
Ihm nach, dem Heros, wer ums alte Gut
Des deutschen Volks, um deutsche Freiheit kämpft!

Preis solchem Kämpfer, wenn ihm Götterkraft,
Wenn ihm Asträa's Recht den Arm bewehrt!
In goldner Denkschrift lebt sein Name fort
Auf stolzem Erzmal seines freien Volks,
In stolzern Herzen seines freien Volks.
Heil ihm! Prometheus ꝛc.

Wir würden uns über den schweren Beruf eines echten deutschen Volksvertreters nicht so emphatisch, sondern lieber mit einer großen Resignation ausdrücken.

№ 23.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. März 1840.

Dichtkunst.

Auswahl niederländischer Gedichte. Ins Deutsche übertragen von F. W. von Mauvillon. Essen, Bädecker, 1836. Zweiter Theil, 1839.

Herr von Mauvillon, ein alter Freund und Kenner der niederländischen Sprache und Literatur, bedauert, daß dieselbe bei uns so wenig beachtet werde und will uns durch die vorliegenden Uebertragungen wenigstens mit einem Theile der holländischen Poesie bekannt machen. Er gesteht, dabei nur seinem eignen Geschmack gefolgt zu seyn, indeß ist die Auswahl, die er getroffen hat, gewiß eine richtige gewesen, denn seine Sammlung enthält die berühmtesten Gesänge der namhaftesten Dichter, größtentheils patriotischen und didaktischen Inhalts, als worin die noch keineswegs tief in die Romantik versunkenen, sondern mehr der ältern antikisirenden Richtung treu bleibenden Holländer excelliren. Die Anrufungen der Muse oder der Leyer, die mythologischen Anspielungen, die Alexandriner und verwandte Versmaaße, die selbst noch in der neuern holländischen Poesie nicht fehlen, erinnern auffallend an die Zeiten der deutschen Poesie, wie sie vor Lessing war. Mithin stoßen wir in diesen Gedichten häufig auf das, was wir bereits geschmacklos zu nennen gewohnt sind; allein auf die Form, auf die Schaale kommt es weniger an, wenn nur ein Kern tüchtiger Gesinnung da ist, und der tritt uns hier überall entgegen.

Die meisten Gedichte dieser Sammlung und die der vorzüglichsten Dichter sind patriotischen Inhalts, rühmen die großen Thaten der Väter im niederländischen Freiheitskriege und in den unsterblichen Seeschlachten wider Spanien, Frankreich und England, mahnen zur Nachahmung, zur Standhaftigkeit und Eintracht. So finden wir im ersten Bande besungen: die viertägige Seeschlacht der Holländer gegen die Engländer im Jahr 1666, von Tollens; eine Episode aus Lenneps Gedicht „die Geusen;" eine andere aus Helmers Gedicht „das holländische Volk," worin eine Scene des alten Kampfs der Hoeks und Kabbeljouws geschildert ist; mehrere Gedichte auf den Heldentod van Speyks, der sich bekanntlich im letzten Kriege mit seinem Boote in die Luft sprengte; ein aufregendes Kampflied des Van Dam van Isselt aus dem Jahr 1832:

Ja, Fremdling, ja; in diesen Mooren
Lebt Hollands Volk frei und beglückt;
Das, wäre Hoffnung selbst verloren,
Doch nie sich vor Despoten bückt!
Ja, Fremdling, ja; in diesem Sumpfe
Da lebt es treu dem Vaterland,
Und weiß, daß oft schon mit Triumphe
Es Feindes-Macht den Sieg entwandt.

Das Löwenbanner fest noch stehet,
Was einst dies Volk bei Nieuwpoort trug;
Und hoch von seinen Masten wehet
Die Flagge, die bei Chattam schlug.
Noch lebt der Muth in seinem Herzen,
Durch den es Freiheit einst errang;
Verachtend Todes-Qual und Schmerzen,
Im Kampfe gegen fremden Zwang.

und das holländische God save the King:

Wer Liebe nur im Herzen hegt
Für Holland warm und rein;
Wem Hollands Heil die Brust bewegt:
Der stimme mit uns ein ꝛc.

Im zweiten Theil wird besungen: die Eroberung der Stadt Briel durch die Geusen, womit der große Freiheitskrieg gegen die Spanier begann, von Karsten:

„Gott Dank!" rief wer die Freiheit liebt,
Wer wohl dem Lande will.

Für Holland bleibt der schönste Tag,
An dem's im Briel sein Joch zerbrach,
Der erste im April.

Ferner Hans Haring, der von einem spanischen Admiralschiff kühn die Flagge raubte, sie den Seinen zuwarf und von unzähligen Kugeln getroffen vom Mast herabfiel, besungen von Tollens; der Tod des Seehelden Claassens, der sich in die Luft sprengte, von Helmers; der Schuhflicker von Haarlem, Jan Barendse, besungen von Klaarenbeek. Dieser Schuhflicker ging, so oft es Krieg gab, zu See, diente als Bootsmann und kehrte dann wieder zu seinem Handwerk zurück. Einmal fiel der Capitain seines Schiffes und sein Stellvertreter, da übernahm der Schuhflicker das Commando, und rettete durch seinen kühnen Muth nicht nur das Schiff, sondern bohrte auch ein feindliches Schiff in den Grund und zwang die andern zur Flucht.

Und nach dem Kriege saß auch bald
Jan Bardense in Ruhe
Im Schoppen von dem schwarzen Hund
Und flickte wieder Schuhe.

Doch bald verbreitet sich der Ruf
Von seinen tapfern Thaten
Durch Niederland, und schön belohnt
Wird er von Hollands Staaten.

Mit einer goldnen Kette sieht
Er stattlich sich umwunden;
Dabei erhält er ein Geschenk
Von fünfmal hundert Pfunden.

Der Britte, noch nicht abgeschreckt,
Fängt wieder an zu rüsten,
Bedroht mit seiner Flotte Macht
Aufs neue Hollands Küsten.

Gefahren kam durch Haarlem Tromp,
Hin nach dem Haag zu eilen,
Doch grade stand die Milchbrück' auf,
Und zwingt ihn zu verweilen.

Jan sieht und grüßt den Admiral;
„Was muß ich hier erblicken!"
Rief Tromp: „Krieg gibts, und du, mein Held,
„Bist noch am Schuhesflicken?"

Drei Tage waren aber kaum
Nach dem Gespräch verflogen,
Und Meister Jan ist nach dem Haag
Schon auf Befehl gezogen.

Stolz trat er in den Rathssaal dort,
Und hört die frohe Mähre:
Daß er auf einem Orlogschiff
Ernannt zum Führer wäre.

Und diese Nachricht hatte kaum
Jan Bardense vernommen,
So schrie er: „Britten, das wird euch
„Verteufelt schlecht bekommen!"

Und von der Zeit an blieb auch Jan
Bei Tromp auf allen Zügen.
Und vor des Flickers Ungestüm
Muß oft der Feind erliegen.

Fest schirmte seine Tapferkeit
Des Vaterlandes Rechte;
Und kam's zum Kampfe, dann war er
Ein Löwe im Gefechte.

Doch endlich raubte ihm ein Schuß
Von Feindes Hand das Leben,
Im Augenblicke wo er ließ
Die volle Lage geben.

Weniger spricht das in Alexandrinern von einer Dame, der Frau van Winter, geb. van Merken, verfaßte dramatische Gedicht „de Ryk" an, obgleich es eine schöne That verherrlicht. De Ryk kehrte (wie Regulus nach Karthago) freiwillig in die spanische Gefangenschaft zurück, um den Holländern dadurch günstigere Bedingungen zu erkaufen und sah den Tod voraus; unterdeß war aber Requesens dem grimmigen Alba gefolgt, vergalt Großmuth mit Großmuth und ließ den edeln de Ryk frei. Schade, daß das Stück in den klappernden Alexandrinern geschrieben ist, die bei uns so gänzlich aus der Mode sind und mit denen wir immer unwillkührlich die Vorstellung von etwas Pedantischem verbinden.

O, Schwester! dein Entschluß erfüllt mein Herz mit Grauen!
Verzweifele doch nicht, wir wollen Gott vertrauen.
Wähnst du, ich würde dich, die ich nach Gent gebracht,
Hier lassen ohne Schutz in uns'rer Feinde Macht?
Ich sollte Vater Hooft, noch blutend an den Wunden,
Die ihm der bitt're Tod, im Ocean gefunden,
Des greisen Vaters und des treuen Bruders schlug
Als sie ihr Schiff zurück zum Vaterlande trug,
Verkünden, daß de Ryk mit seinem Leben büße
Den Treubruch Mondragons, ein Kerker ihn umschließe,
Und daß ich, trostlos dich verließ in Feindes Land?
Wenn du das von mir glaubst, hast du mich sehr verkannt ꝛc.

Endlich findet sich im zweiten Theil auch noch ein Gedicht von Bilderdyk gegen Napoleon „den Bluthund."

Zu den besten Gedichten gehört „die Vorsehung" von Feith, worin der tiefste Ingrimm gegen den unter den alten Republikanern Hollands einreißende Servilismus sich Luft macht:

O Thoren, dient der Tugend nicht!
Sie kann euch Leiden nie vergüten,
Doch ich darf Trotz dem Schicksal bieten,
Bin glücklich, bin ich Bösewicht.

Fürs Vaterland in Liebe glühen
Ist meine Pflicht, wenn's Nutzen bringt,
Mich auf zu Amt und Würden schwingt,
Wenn reich ich werde durch sein Blühen.
Doch, wenn sein Sinken mich beglückt,
Werd' ich gleich dieser Pflicht entsagen,
Mich bald zu seinen Feinden schlagen,
Den segnen, der es unterdrückt.

Fürs Vaterland wie Moritz fechten
Will ich, doch nicht wie Washington,
Erkämpfter Siege Lorbeerkron'
Um freier Bürger Stirnen flechten.
Nicht wie der greise Barneveld,
Such' ich auf dem Schaffot zu enden.
Ich will mich zum Despoten wenden,
Der mich an seine Seite stellt.

Dann wird die Welt mich glücklich nennen,
Mein Herz indessen leidet Pein;
Dann bin ich groß, doch trügt der Schein,
Denn Hölle wird im Innern brennen.

Neben diesen patriotischen Gedichten finden sich eine gute Anzahl didaktische, im alten klassischen Geschmack. Tollens z. B. besingt des „Dichters Glück":

Nicht für Sardiniens Korallen,
Noch Irans Perlenschatz; nicht für den Goldgewinn
Aus Peru's reichem Schooß' und Mexiko's Metallen,
Gäb' ich dich, meine Zither, hin.
Der Gottheit voll, empor im Singen
Weit über Sterne mich zu schwingen,
Das gilt mir mehr als Goldesglanz.
Nein, keine Krone von Rubinen,
Kein Stirnband aus Golconda's Minen,
Ziert wie des Dichters Lorbeerkranz.

Man meint den weiland Berliner Horaz, den großen Ramler zu hören. So besingt auch Erkelens „die Menschenliebe."

Wer weckt in mir die Lust zum Singen?
Wer lockt mich in den Sängerkreis?
Wer heißt mich nach dem Kranze ringen,
Verbreiten durch mein Lied der Menschenliebe Preis? rc.

Van Hall widmet sogar dem prosaischen Cicero ein Preisgedicht. Spandaw rühmt in einem langen Gedicht „die Frauen"

Das Weibliche — kein Wort vermag es auszudrücken —
Was leidenschaftlich gern wir in der Frau erblicken;
Der Fürstin auf dem Thron gewährt es Lieblichkeit
Und ziert die Bettlerin, trotz dem geflickten Kleid.
Und wie beglückt uns nicht des keuschen Busens Glühen,
Wenn in der Frauen Brust der Liebe Rosen blühen rc.

Klyn besingt sogar die gelehrten Weiber, die blue stokings von Holland, aber keineswegs ironisch, sondern mit vollen Backen ruhmblasend:

O heil'ges Vaterland! dem hehre Frauenschaaren
Nicht bloß in Noth allein bereit zu helfen waren,
O nein! sie brachten auch in deinem schwarzen Moor
Die Kunst und Wissenschaft bis zu dem höchsten Flor.
Jauchzt, Dichter! Maler, jauchzt! in den geliebten Auen
Sehn wir, von Frauenhand, der Künste Feld bebauen,
Den Eifer für die Kunst befeuert und gepflegt,
Daß euer Ruhm die Welt, dankt's Frauen, noch bewegt.

Ja, Frauen! Hollands Zier, euch tönen meine Saiten rc

Folgen noch viele didaktische Gedichte, „das wahre Glück" von Boddaert, der „Sternenhimmel" von demselben, „kenne dich selbst" von Wiselius, „der Greis und der Jüngling" von Bilderdyk, „das menschliche Leben" von demselben rc. Auch ein langer, von Tollens gedichteter Festgesang bei der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Haarlem, welches die Holländer bekanntlich schon im Jahr 1823 gefeiert haben, indem sie die Ehre der ersten Erfindung ihrem Koster und nicht unserm Gutenberg zuschreiben.

Auch Volkssagen und Legenden finden wir in dieser Sammlung und hier zeigt sich sogar eine Annäherung an das Romantische, jedoch nicht ohne holländische Breite. So ist die Sage vom Raubritter von Lerde, der sammt seiner Burg in höllischem Feuer versank, allzu ausgedehnt erzählt, und noch mehr die Legende Adegild (ein christlich gewordener Sohn des heidnischen Friesenkönig Radbod, den heidnischer Zauber hinraffte), beide von van Lennep. Kürzer und einfacher gibt Withuys die bekannte Sage vom Frauensande. Eine reiche Frau zu Stavoren ließ aus Uebermuth eine ganze

Schiffsladung Korn ins Meer schütten, worauf sie und die Stadt der Fluch traf:

Da nahm der Frau durch Schicksalsschläge
Die Schätze Gott;
Und alt, saß bettelnd sie am Wege
Zum Kinderspott.

Die Stadt selbst muß den Frevel büßen,
Ihr Handel schwand.
Wo Schiffe sonst an Schiffe stießen,
Wogt jetzt nur Sand.

Das Korn, im Wasser einst verschwunden,
Schießt jährlich auf,
Und hemmt, dick um den Bug gewunden,
Des Schiffes Lauf.

Auch finden wir in der Sammlung einige Erinnerungen, an welche sich zugleich Naturschilderungen knüpfen und die ins Fach der poetischen Landschaftsmalerei einschlagen. So eine sehr umständliche Beschreibung der abenteuerlichen Winterreise Heemskerks und seiner Gefährten nach Nova-Zembla und ihres Aufenthaltes daselbst, von Tollens.

Stets kürzer wird der Tag, die Nächte immer länger,
Stets rauher wird die Luft, die Kälte immer strenger,
Der fürchterliche Frost, durchdringend bis zum Heerd,
Hat bald das Holz, beim Bau mit Sorg' erspart, verzehrt.
Sie müssen jetzt daran, die Lücke auszufüllen.
Sie zieh'n die Schlitten hin zum Ufer und umhüllen
Mit Bärenpelzen sich, und suchen weit und breit
Nach Treibholz auf dem Eis', oft ganze Stunden weit,
Das sie mit vieler Müh tief aus den Schollen hacken,
Zur Küste zieh'n, und hoch auf ihre Schlitten packen.
Oft ist die Nacht schon da, eh sie das Haus erreicht,
Verbirgt den Bären-Trupp, der hinter der sich schleicht,
Und die, eh' einer noch die Waffen kann ergreifen,
Den letzten niederzerr'n und in ihr Lager schleifen.
Oft sausen Hagel, Sturm und Schnee so scharf heran,
Daß keiner mehr vor Frost die Arme heben kann;
Das fast erstarrte Blut ist nahe am Erfrieren,
Kein Glied beinah vermag der Körper mehr zu rühren;
Wie dick und fest auch Woll' und Pelz sich um ihn schlingt,
Nichts wehrt die Kälte ab, die bis zum Herzen dringt.
Die spröde Haut springt auf, das Haupt, stark aufgequollen,
Wankt schwindelnd hin und her, die Füße, angeschwollen,
Sind ohne Kraft, die Luft, geathmet aus der Brust,
Hängt sich an Bart und Haar in dicker Eises-Krust'.
Wenn so die Kälte tobt, kann niemand draußen weilen,
Wer nicht erfrieren will, muß in die Hütte eilen.
Vom Froste bebend schließt das Volk die Thüre dicht,
Verstopft den kleinsten Spalt, und häufet Schicht auf Schicht
Vom angeschleppten Holz hoch in des Feuers Flammen,
Und wickelt sich in Pelz, und drängt sich fest zusammen,
Und wird doch nimmer warm. Im Fasse friert der Wein,
Und um der Lampen Licht liegt hart das Oel wie Stein.

Mit eben so viel niederländischer Treue ist das „Seeleben“ von einem ungenannten Dichter beschrieben. Desgleichen die Schlittschuhfahrt nach Urk, über die Südersee, ein Abenteuer sieben kecker Schlittschuhläufer, von Bruyn. Dahin gehören zwei Lieder über eine alte, jetzt abgeschaffte Volkssitte. Junge heirathsfähige Mädchen wurden nämlich von den Jünglingen in die See getragen und untergetaucht, unwissend, daß es eine uralte, von den Vätern eingeführte Frauenprobe sey.

Es liegt darin ein Sinn versteckt,
Den, der's nicht weiß, wohl schwer entdeckt.
Wenn er ihr Kleid und Zeug verdirbt,
Er Ueberzeugung bald erwirbt,
Wie sie gesinnt ist und gelaunt.
Denn wenn gewaltig sie rasaunt,
Und schilt und beißt, und lärmt und stampft,
Die Wuth ihr aus den Augen dampft,
Nichts ihren Zorn, ihr Rasen stillt,
Sie giftig wie die Kröte schwillt,
Dann merkt der Freier bald und sieht
Ob sanft ihr Herz ist und Gemüth,
Und ob es ihm wohl rathsam sey
Zu bleiben an der Freierei.

Endlich enthält die Sammlung auch einige komische Stücke, doch nicht so viel, als wir erwartet hätten, da das Niedrigkomische recht eigentlich der niederländischen Schule angehört. Ganz im altholländischen Geschmack ist „die Götterkirmes“ von Storm van's Gravesande. Da kommen die antiken Götter zur Kirchweih zusammen

Zur Kirmes ließ das Götterheer,
Zeus förmlich invitiren;
Und jeder brachte Waaren her,
Die er will debitiren.
Es stopft den Char-a-banc Apoll
Mit seinen Prima-Donnen voll
Und führet selbst die Zügel.
Kronion sattelt seinen Aar,
Frau Juno nimmt ihr Pfauenpaar,
Merkur braucht seine Flügel ꝛc.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 4. März 1840.

Politische Literatur.

Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Klassen. Von Adolph Granier von Cassagnac. Nach dem Französischen von H. H. Braunschweig, Westermann, 1839.

Man beschäftigt sich in neuerer Zeit in Frankreich viel mit dem Stande der Proletairs und verräth dadurch, wie sehr man ihn zu fürchten anfängt, nachdem man Alles angewandt hat, um mit ihm zu experimentiren und ihm den gefährlichsten Theil der Kenntnisse und Leidenschaften einzuflößen, die bisher den höheren Ständen allein gehörten. Inzwischen ist dieser Stand, eben weil man ihn nur unnatürlich in der Meinung hinaufgeschraubt hat, auch in der That nur vorübergehend und nicht auf die Dauer zu fürchten. Er kann es höchstens bis zu einer Explosion bringen, dann fällt er wieder in sein natürliches Niveau zurück, wie das im Kessel aufbrausende Wasser. Das richtigste unter allen möglichen Urtheilen über die Proletairs sprach ein Seidenweber in Lyon aus, den man im Jahr 1832 als Republikaner verhaftete, der aber vor Gericht sehr phlegmatisch sich dahin äußerte, er habe allerdings die Waffen ergriffen, aber nur aus Hunger, nicht aus republikanischem Eifer, denn er wisse wohl, Frankreich möge eine Republik, oder ein Kaiserthum, oder ein Königreich seyn, er werde doch immer nur ein Weber bleiben.

Aus diesem einzig richtigen Gesichtspunkt faßt denn auch der Verfasser des vorliegenden Werks seinen Gegenstand auf. Er nimmt an, daß der Hunger jener armen Menschenklassen ungleich mehr Berücksichtigung verdiene, als das politische Princip, vor dem man sich so sehr fürchtet, und er sagt seinen französischen Landsleuten tüchtig die Wahrheit, indem er sie aus den Nebeln der Theorien auf den festen Boden der Praxis zurückzuführen versucht. „Seit fünfzig Jahren, sagt er, kehrt man den abstrakten Begriff Mensch und Bürger nach allen Seiten hin und her, ohne zu etwas Anderm, als zu einer verstandesmäßigen, aber unfruchtbaren Lösung zu gelangen; und die Frage bleibt und wird ewig in den Grenzen bleiben, in die Rousseau sie gestellt, auf dem Punkt, wohin er sie geführt hat, ohne was man auch thue, vorwärts noch rückwärts zu können: Was zum Beweise dient, daß sie ungehörigerweise in die Ideologie, die das Gebiet der reinen Ideen ist, hinüber getragen worden, anstatt in die Geschichte, die das Gebiet der positiven und verwickelten Thatsache der Politik ist, gestellt zu werden. Man muß also heut zu Tage, wenn man weise seyn will, sich durch die Fehler der Ideologen belehren lassen, nicht die Menschen für Triangel nehmen wollen, nicht Politik und Geometrie unbedachtsam vermengen, sondern mathematische Sätze von socialen Sätzen unterscheiden, wofür wir an unserm Theil Sorge tragen werden. Also statt zu sagen, daß der Arbeiter ein Staatsbürger sey, ein Glied des Souverains, was klar und bequem ist, was aber zu keinem nützlichen Ergebnisse führt, forschen wir in der Geschichte, was der Arbeiter wirklich sey, welches sein Ursprung, welches die Ursachen, die ihn hier ins Daseyn rufen, dort ausschließen, anderswo ihn sich vervielfältigen lassen. — Unter allen Völkern des neuern Europas gibt es, und es gab unter allen Völkern des alten Europas eine mehr oder minder beträchtliche Masse von Familien und Individuen, welche den niedrigsten Rang, die tiefste Schicht der Gesellschaft bilden. Gemeiniglich leben diese Familien, diese Individuen von dem mühseligen Tagewerk ihrer Hände; der Lohn eines Tages ist Alles, was sie am folgenden besitzen, und das Grundeigenthum, wenn sie dazu gelangen, ist für sie viel weniger die Regel, als die Ausnahme. Diese Leute, die keine Grundeigenthümer sind, es nie gewesen sind, denen man nicht versprechen darf, daß sie es einst seyn werden; diese, im Dunkel der Armuth lebenden Leute, ohne ein von Vater auf Sohn sich anhäufendes Vermögen, für

die alle häusliche Ueberlieferungen sich darauf beschränken, daß sie ihr tägliches Brod zu verdienen genöthigt sind; diese Leute sind die Proletare; der Stand, dem sie angehören, das Proletariat. Dieses festgestellt, ersieht man leicht, wie das Proletariat in sich begreift: die Arbeiter, die Bettler, die Diebe und die öffentlichen Mädchen. Der Arbeiter ist ein Proletar, der um zu leben arbeitet und einen Lohn verdient; der Bettler ein Proletar, der nicht arbeiten will oder nicht kann, und der um zu leben bettelt; der Dieb ein Proletar, der weder arbeiten noch betteln will, und, um zu leben, stiehlt; das öffentliche Mädchen ein Proletar, der weder arbeiten, noch betteln, noch stehlen will, und, um zu leben, sich preisgibt. Der Mangel an allem erworbenen Eigenthum, an allem angehäuften Vermögen ist es also, wie gesagt, was das Proletariat begründet; und die, wenn man nichts als seine Glieder hat, eintretende Nothwendigkeit, entweder zu arbeiten, oder zu betteln, oder zu stehlen, oder sich preiszugeben, um zu leben, spaltet natürlicher Weise die Proletare in vier große Gruppen, in welche sie sich vertheilen nach ihrer Erziehung, nach ihrem Charakter, nach ihrer leiblichen oder sittlichen Stärke, nach den besondern Umständen der Familie, der sie angehören, nach den allgemeinen Verhältnissen der Gesellschaft, die sie umgibt, zuweilen nach ihren Fehlern, zuweilen nach den Fehlern Anderer, oft nach Zufall."

Der Verfasser weist sodann nach, wie diese Klassen der Proletarier allmählich entstanden. Es sind überall ursprünglich frei gewordene Sklaven. Indem die Sklaverei aufhörte, die Freigelassenen aber kein Erbgut hatten, sondern arbeiten oder sonst auf eigne Hand ihren Unterhalt suchen mußten, entstanden die Proletarier. Nun ist doch offenbar die Freiheit, wenn sie auch von der Armuth begleitet ist, etwas Besseres, als die Sklaverei, und insofern ist der Zustand dieser Menschenklasse im Verlauf der Jahrhunderte in der That verbessert worden, man hat sie nicht von irgend einer Höhe hinabgestürzt in Niedrigkeit, sondern man hat sie vielmehr aus tiefster Niedrigkeit erhoben. „Das schlimmste Uebel in der That, das seit vierzig Jahren die Arbeiter plagt, ist ihr Widerwille, daß sie nur Arbeiter seyn sollen, und eine Art von Ueberzeugung, welche schlechte Geschichtschreiber, schlechte Publicisten, schlechte revolutionäre Redner ihnen eingeflößt haben, als sey der Stand des Lohnarbeiters ein herabwürdigendes und ungesetzmäßiges Verhältniß, welches die Gewaltthätigkeit und Habsucht der Großen dem Volke im Laufe der Zeit aufgezwungen, und welches, um jeden Preis, das Bewußtseyn der Menschenrechte fordere zu zerbrechen; weit gefehlt, daß es irgend ein Sittengebot geben könne, sich ihm zu unterziehen, irgend einen Vortheil, es zu regeln. Das Beispiel der constituirenden Versammlung, welche die Livreen, das Beispiel des Convents, welcher das Dienstverhältniß abschaffte, und alle jene Erinnerungen allgemeiner Verbrüderung, welche zum ersten Male mit dem Namen Bürger, ohne Unterschied, den Reichen wie den Armen, den Herzog wie den Lakai begrüßte, und am Ende doch die Ungleichheit der Sache nur unter der Gleichheit des Wortes verdeckte, haben in den arbeitenden Klassen jene Bewegung, jene fieberhafte Unruhe zurückgelassen, welche getäuschte Hoffnungen und ein betrogener Ehrgeiz in ihrem Gefolge haben, und worin das Gelüste nach dem, was man nicht ist, zusammentrifft mit dem Ekel an dem, was man ist. Wir möchten also, wäre es möglich, den arbeitenden Klassen begreiflich machen, daß sie an Niemandem die Gesellschaft zu rächen haben; daß es sich weder darum für sie handelt, Ketten zu sprengen, noch Sklaverei abzuschütteln, noch Tyrannen zu züchtigen; daß ihre Dienstbarkeit und Unterdrückung nirgendwo als in Melodramen, komischen Opern und Trinkliedern sich gefunden; daß die Geschichte zeigt, daß die arbeitenden Klassen sich, wie alle andere, von selbst und allmählich gebildet haben; daß sie durch alle Zeitalter hindurch, wie alle übrige gesellschaftliche Erscheinungen, ihren Glücksstern und ihren Unstern, ihre guten und ihre schlimmern Jahre gehabt, daß aber ihre Lage, wie die Lage Aller, von Jahrhundert zu Jahrhundert zum Bessern fortgegangen ist; daß sie im Mittelalter unvergleichlich glücklicher waren, als im Alterthum, und heut zu Tage unvergleichlich glücklicher sind, als im Mittelalter; endlich, wie schon gesagt, daß der Stand des Arbeiters ein regelmäßiger, natürlich, sittlich und rechtlich begründeter ist; ein Stand, der von selbst, unabhängig, ohne allen Zwang, ohne alle Gewaltthätigkeit entsprungen ist; ein Stand, der sich durch die Geschichte, nach ihm eigenthümlichen Gesetzen, denen nichts Hartes, Grausames, Tyrannisches anhaftet, entwickelt hat; ein Stand, der durch seinen Ursprung, durch seine Dauer, das Zeugniß der Gegenwart, die Andeutungen der Zukunft, sich als einen wesentlichen Bestandtheil des allgemeinen Systems der menschlichen Gesellschaften ausweiset, als eine harmonische Note in dem großen Concert der Bedürfnisse, der Schmerzen, der Freuden und der Geschicke Aller."

Uebrigens verkennt der Verfasser nicht, daß die antike Sklaverei und das mittelalterliche Zunftwesen, so erniedrigend sie auch für den Geist seyn mochten, doch dem Fleische sein Theil gewährten und die arbeitende Klasse mehr vor Hunger schützten, als sie jetzt bei vollkommner persönlicher Freiheit und zwangloser Concurrenz der Arbeit dagegen geschützt ist. Auch wundert er sich mit Recht, warum die demokratische Partei in der Revolution das Zunftwesen, das eigentliche Ritterthum

der arbeitenden Klassen, abgeschafft und in der Meinung, alles nur für das Volk zu thun, demselben gerade einige der alten und besten Waffen, die es gegenüber den höheren Ständen besaß, beraubt hat. Indeß mißkennt er nicht, daß Gründe anderer Art vorhanden waren, warum die Zünfte aufhören mußten. Es frägt sich nur, wie man die Vortheile der Gewerbefreiheit mit einer Befriedigung und Organisation der Proletarier verbinden könne. Darüber hätte der Verfasser mehr sagen sollen, da er sich hauptsächlich darauf beschränkt, das was ist, aus dem, was war, zu erklären, ohne das, was seyn wird und soll, näher anzudeuten.

Wenn wir um unsre Meinung in dieser Beziehung gefragt werden, so bekennen wir, daß wir den wahren Sitz des Uebels und das Heilmittel außerhalb des Kreises suchen, in dem sich die gewerblichen Fragen drehen. Wenn nicht mehr Hände da sind, als gerade zur Arbeit erfordert werden, so finden sich auch Organisation und Zufriedenheit der Arbeiter von selbst ein. Nur wo mehr Hände da sind, entsteht das Uebel des Pauperismus. Die Uebervölkerung, die Concurrenz der Hände allein ist Schuld, daß der Lohn so tief herabsinkt, daß viele Hände keine Arbeit finden oder sich unerlaubtem Erwerb und den Leidenschaften der Revolution hingeben. Im Alterthum schaffte man sich, wenn der Hände zu viel wurden, bald Rath. Man schickte den Ueberfluß der Menschen über die Grenzen, man eroberte und colonisirte. Auch das Mittelalter war noch so weise. In neuerer Zeit sind es nur noch die Engländer. Die Franzosen verstehen sich nicht auf das Colonisiren und haben noch allezeit ihre Niederlassungen wieder eingebüßt. Die Deutschen, die einst ganz Europa eroberten und durch ihr frisches Blut die alten versunkenen Bevölkerungen wieder kräftigten, sind in neuern Zeiten schmählich auf sich selbst zurückgeworfen. Daher in der französischen Bevölkerung der instinktartige Drang nach außen, die nie zu unterdrückende Kriegs- und Eroberungslust. Daher in Deutschland die zahllosen Auswanderungen im Kleinen, die Privatemigration, die ruhmlos vor sich geht, und so recht fühlbar macht, wie tief wir als Nation gesunken sind, da unsre Vorfahren mit den Hunderttausenden, die jetzt in jedem Lustrum auswandern, ohne Zweifel Länder erobert und überall da Herrn geworden wären, wo jetzt der deutsche Auswanderer nur in ärmlicher Knechtsgestalt erscheint. Die Natur sucht den Ausweg, aber die Staatskunst kommt ihr nicht zu Hülfe. Würden die Auswanderungen von den Regierungen geleitet, hätten sie den ehrenvollen Charakter von Besitznahme, Eroberung, verhießen sie den Fortziehenden Ruhm und Glück, wie dies in alten Zeiten immer der Fall war, so würde alles fortziehn, was überflüssig ist, die so unnatürlich gesteigerte Concurrenz der Arbeit würde fallen, man würde überall Platz gewinnen, sich nicht mehr im Wege stehn, sich nur noch nützlich, nicht mehr schädlich seyn.

Es erscheint sonderbar, daß so viele herrliche Länder auf Erden unbewohnt, oder nur elend bevölkert, elend regiert und machtlos sind, während gerade die edelsten kräftigsten Völker, die des germanischen und romanischen Stammes, sich in Europa eng zusammendrängen und sich allen Uebeln aussetzen, die von der Uebervölkerung unzertrennlich sind. Dies beweist augenscheinlich, wie weit wir Europäer, die wir uns so oft unsres Verstandes rühmen, in der einfachen und großartigen Behandlung der menschlichen Dinge doch noch zurück und theilweise sogar zurückgekommen sind.

Länder- und Völkerkunde.

1) Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Von Gerold Meyer von Knonau. Zweiter Band. Zweite ganz umgearbeitete stark vermehrte Auflage. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1839.

Die zweite Auflage dieses sehr empfehlenswerthen Handbuchs ist nun vollendet. Herr Meyer ist den bewährten Grundsätzen Karl Ritters gefolgt und hat die physische, statistische, historische und sittliche Landeskunde gleich sehr berücksichtigt. Selbst ein Schweizer, einer alten achtbaren Familie angehörig, ist er innig vertraut mit allen Verhältnissen seines Vaterlandes und hat schon durch mehrere meisterhafte Darstellungen einzelner Kantone seinen vorzüglichen Beruf zu Arbeiten dieser Art beurkundet.

Der erste Band gibt eine Uebersicht über Lage, Größe, Klima der Schweiz, beschreibt die Gebirge und Gewässer, die geognostischen Umrisse und die herrlichen Landschaften der Schweiz, die merkwürdigsten Naturerscheinungen, die Alpenwirthschaft, die Produkte der Schweiz überhaupt. Dann folgt die Beschreibung der einzelnen Kantone in gedrängter Kürze äußerst reichhaltig, mit einer kurzen Geschichte derselben, mit topographischen Umrissen, barometrischen Höhenbestimmungen und hodegetischen Angaben. Mit Recht zeichnet der Verfasser überall charakteristische Züge aus, merkwürdige Begebenheiten, Volkssitten, auch Sagen und Anekdoten, wenn sie von allgemeinerem Interesse sind. Eine sehr artige geographische Anekdote ist folgende. Unfern von Pruntrut im ehemaligen Bisthum Basel (Kanton Bern) liegt ein Hügel, Namens Terri, wo einmal ein Lager Cäsars

soll gestanden haben. Als die Franzosen während der Revolution Pruntrut wegnahmen, machten sie ohne Umstände des Wohlklangs wegen aus Terri ein Terrible und nannten den ganzen Landstrich darnach département du Mont Terrible. Aber sie wurden durch die Unwissenheit der deutschen Journalisten noch beschämt, indem diese wieder ohne Umstände den Mont Terrible mit Schreckenberg übersetzten und von den Schreckenbergern als Einwohner dieses Landstrichs sprachen. Die deutschen Angelegenheiten waren doch damals gut vertreten, daß man im deutschen Niederland nicht wußte, was die Franzosen uns im Oberlande, und im Oberlande nicht, was sie uns im Niederlande stahlen.

Unter den lokalen Gewohnheiten ist uns eine aufgefallen, die an das alte Heidenthum, an die Sonnenfeste erinnert und ganz mit einer ähnlichen Sitte in Tyrol übereinstimmt (vergl. unsre Blätter von 1839, Nr. 102). „In Graubündten zu Haldenstein und am Strilserberg herrschte eine Gewohnheit, die man für uralt hält. In der Nacht der alten Fastnacht wurden auf den Anhöhen Feuer von den jungen Leuten angezündet, hölzerne Scheiben, ungefähr ein Zoll dick und ein Fuß im Durchmesser, angebrannt, vermittelst eines in dieselben gesteckten Stabes geschwungen und mit dem Ausrufe: „Schyba, Schybi, die Schybe soll mym (der Name des Mädchens) syn!" den Berg hinunterschleudert."

Mit Recht spricht der Verfasser auch am gehörigen Orte patriotischen Tadel aus, z. B. über die Graubündter, die einer guten Forstverwaltung ermangeln und ihre Wälder unverantwortlich ruiniren.

Zum Schluß eine praktische Anweisung, die Schweiz zu bereisen.

2) Der Sudetenführer, Taschenbuch für Lust- und Badereisende. Reiseskizzen aus dem schlesischen Riesengebirge von J. Krebs. Breslau, Korn, 1839.

Ein Handbuch für Reisende im Riesengebirge. Den Ortsbeschreibungen reihen sich auch sehr fleißig gesammelte und gut, oft mit der heitersten Laune vorgetragene, historische Erinnerungen und Volkssagen an, und die berühmten Bäder sind mit besonderm Fleiß behandelt, so daß dieses kleine Buch für Lust- und Badereisende in der That ein bequemes und angenehmes Mittel der Orientirung ist. Auch Freunde der Länder- und Völkerkunde, die nicht nach dem schönen Gebirge zu reisen beabsichtigen, werden aus diesem Taschenbuch viel Detailkenntniß schöpfen.

Dichtkunst.

Auswahl niederländischer Gedichte. Ins Deutsche übertragen von F. W. von Mauvillon. Essen, Bädecker, 1836. Zweiter Theil, 1839.

(Schluß.)

Wer denkt nicht dabei an Blumauer? In demselben Geschmack sind die Abendstunden von Immerzeel gedichtet:

Den Sonnenkleppern gab im Stalle
Der Knecht das kaum verdiente Heu,
Denn Phöbus war spät fortkutschiret,
Doch früh nach Hause gallopiret,
Und schnarchte jetzt schon auf der Streu.

Sinnreicher ist das Gedicht „die Wahrheit und Aesop" von Bilderdyk. Die Wahrheit kommt zur Messe, natürlich aber mißfällt sie Jedermann, bis der kluge Aesop ihr räth, was sie von den Menschen sagen will, von den Thieren zu sagen. Dazu noch einige Possen, „der Prager Student" von Staring. Der Student, der nicht bezahlen kann, schreckt den Wirth durch einen Pferdefuß, den er aus dem Bette hervorstreckt und entkommt ohne Zeche, weil man ihn für den Teufel hält. „Peter der Große in Danzig" von Immerzeel; der Czaar friert in der Kirche, nimmt daher dem Bürgermeister, der neben ihm sitzt, die Perrücke vom Kopf und setzt sie sich selbst auf.

Dies ist im Wesentlichen der Inhalt der vorliegenden Gedichtsammlung. Sie reicht ohne Zweifel vollkommen hin, die neuere Poesie der Holländer zu charakterisiren, doch wäre zu wünschen, daß auch von der ältern Poesie der Rederyker, namentlich von Possen und kurzweiligen Schwänken und andern volksthümlichen Dichtungen, die der gelehrten Poesie vorhergingen, Manches bekannt gemacht würde. Die Holländer würden dadurch in den Augen der Deutschen nur gewinnen, da es gewiß nicht die antikisirende Richtung ist, die uns in der holländischen Literatur anzieht, sondern im Gegentheil das Volksthümliche, das Deutsche, das ländlich Sittliche, wie uns auch an der niederländischen Malerschule mehr die Landschaft, das Genre und die Karrikatur als die Allegorie erfreut.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. März 1840.

Deutsche Geschichte.

1) Geschichte von Rügen und Pommern. Verfaßt durch F. W. Barthold, Prof. der Geschichte zu Greifswald. Erster Theil. Hamburg, Friedrich Perthes, 1839.

Herr Barthold hat sich durch seine Geschichte Kaiser Heinrichs VII., Georg Frundsbergs, Johann von Werds rc. schon bedeutenden Verdienst um die deutsche Geschichtsforschung erworben. Jetzt schreibt er eine sehr ausführliche und gründliche Geschichte des Pommerlandes und der Insel Rügen, deren erster Theil nur die heidnische Vorzeit umfaßt und mit der Christianisirung des Landes schließt. Sein bewährtes Talent, Spezialgeschichte auf eine anziehende Weise vorzutragen, aus vielen unwichtigen Einzelheiten das Wichtigere herauszuheben und ins rechte Licht zu stellen, kommt ihm hier sehr zu Statten, denn die älteste Geschichte Pommerns bietet viele unklare und viele unerfreuliche Parthien dar, bei denen das Talent des Darstellers sich geltend zu machen Gelegenheit findet.

Ein landschaftliches Bild Pommerns, eine klare Charakterisirung des Landes und seiner langen, oft malerischen und reichen Küste (von der sandigen Mark ganz verschieden), geht den historischen Erörterungen voran und diese beginnen mit einer kritischen Untersuchung der ältesten Landesnamen, der ursprünglich keltischen und germanischen Bevölkerung, des altgermanischen Gottesdienstes, besonders des sogenannten Herthadienstes oder vielmehr des Dienstes der Göttin Nerthus. So wünschenswerth es dem Verfasser wäre, diesen berühmten Gottesdienst der Insel Rügen zu vindiciren, so gesteht er doch, daß kein historischer Grund dazu vorhanden sey. Das Resultat der Forschungen über das längst verschwundene germanische Alterthum in diesen Gegenden ist überhaupt ein geringes und kann kein anderes seyn.

Nach der Völkerwanderung, welche die Deutschen nach dem Süden und Westen Europas führte, wurden ihre verlassenen Sitze an der Ostsee von Slaven eingenommen, die vom Meere ihren neuen Namen erhielten (po bei more Meer, pomorjane Pommern). Der ältere Stammname der pommerschen Slaven war Luticzi oder Wilzi, welch letzteren Namen ihnen die benachbarten Sachsen beilegten. Herr Barthold verzeichnet und charakterisirt aber auch neben den Pommern alle andern slavischen Stämme in der Nähe, sofern sie lange Zeit mit den Pommern verbunden gegen die Deutschen stritten und endlich demselben Schicksal, der Christianisirung und Germanisirung, erlagen. Vom alten Flore dieser Stämme sind übrigens wenig Nachrichten erhalten. Vorzüglich merkwürdig ist ihr Handelsverkehr mit dem Süden, auf Handelsstraßen, die durch Rußland und über Nowogrod führten. Noch zeugen davon die Münzen aus der ältesten muhamedanischen Periode, die man an der Ostsee findet. Ueber die Fabeln von der großen im Meere versunkenen Handelsstadt Vineta verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich, indem er sie widerlegt. Geschichtlichen Grund hat nur die nichts weniger als prächtige slavische Handelsstadt Julin mit dem nahe dabei befindlichen berühmten dänischen Seeräuberschloß Jomsburg.

Interessanter als das Auffammeln der wenigen Spuren altslavischer Kultur ist die zwar zuweilen noch sehr dunkle, oft aber auch ins hellste Licht heraustretende Geschichte der langen und äußerst blutigen Kämpfe zwischen den heidnischen Slaven und den christlichen Sachsen. Die Slaven in Meißen, der Mark und der Lausitz wurden zuerst unterworfen. Dann leisteten die Obotriten in Mecklenburg verzweifelten Widerstand, zuletzt die Pommern und die Insel Rügen, bis endlich alles christlich und deutsch wurde. Doch verdankten die Mecklenburger und Pommern ihrer erstaunenswürdigen

Tapferkeit, daß ihnen kein deutscher Fürst gesetzt wurde, sondern daß sie ihre slavischen Stammfürsten behielten. Das Geschlecht der pommerschen Fürsten ist erst seit zweihundert Jahren ausgestorben, das der Mecklenburger regiert heute noch. Pommern wurde nicht bloß von den Deutschen, sondern zugleich auch auf der andern Seite von den bereits christlichen Polen angegriffen, kam daher auf kurze Zeit unter polnische Oberherrschaft, mußte aber bald wieder dem deutschen Reiche abgetreten werden. Das älteste christliche Bisthum in Pommern war Kolberg, ging aber bei dem noch schwankenden Kampfe zwischen Christenthum und Heidenthum wieder ein, und später entstand an seiner Statt ein neues Bisthum in Camin.

Der lange Kampf bietet Züge großen Heldenmuthes von beiden Seiten dar, aber auch Züge von Rohheit, Verrath, Verschmitztheit, wie es in der Barbarei der Zeit und bei dem wechselseitigen Hasse nicht anders möglich war. Das Recht ist dabei keineswegs immer auf deutscher Seite; allein der Eroberungskrieg der Deutschen erscheint entschuldbar, wenn man bedenkt, wie lange die Slaven, mit den Normannen und Ungarn verbündet, dem deutschen Reiche zugesetzt und seine Existenz bedroht hatten. Hier galt unterwerfen oder unterworfen werden. Auch machte es die Kirche ja allen christlichen Völkern damals zur Pflicht, die Heiden mit den Waffen in der Hand zu bekehren. Uebrigens weist der Verfasser nach, daß die slavischen Ackerbauer nicht erst von den Deutschen zu Leibeignen gemacht wurden, sondern daß schon vorher ein Verhältniß der Hörigkeit unter ihnen Statt fand.

Das Christenthum wurde nur sehr allmählich, zum geringern Theil durch Ueberzeugungskraft, zum größern Theil durch Schwertesgewalt und sogar mit List eingeführt. Hiervon einige merkwürdige Belege. „In dem Domschatze zu Bamberg wird ein silberner Arm gezeigt, in welchem Gebeine des h. Veit und wahrscheinlich später auch der heiligen Adelgunde eingefaßt sind. Bei dem Daumen erblickt man einen schwarzen Hahn, ein Symbol, welches bei keinem Reliquienbehältniß vorkommt, und dessen Räthselhaftigkeit schon vor hundert Jahren den Forschersinn des berühmten Reisenden J. G. Keyßler reizte. Eine einstimmige Kunde schreibt dieses Heiligthum dem heiligen Otto, dem Apostel der Pommern zu, und man gab schon früher dem Hahn die Bedeutung, „er sey auf den Arm gesetzt worden, um die Heiden desto leichter zur Verehrung anzulocken, indem sie vor dem Hahn, als einem angeblich bei ihnen heiligen Thiere, niederfielen, und unwissend der in der Kapsel verborgenen Reliquie die Verehrung bewiesen." Ob nun bei den Slaven der Hahn ein, besondern Göttern geweiheter, Vogel war, wie nach der nordischen Mythologie ein goldkammiger Hahn, im Walde singend, die Helden weckte, und ein dunkelfarbiger in der Unterwelt krähte, ist uns nicht aufbewahrt; gleichwohl wird von den Wenden an der Mittelelbe glaublich berichtet, sie hätten lange nach ihrer Bekehrung Kreuzbäume aufgestellt, aber heimlich heidnisch gesinnt, über dem Kreuz, zuoberst der Stange, einen Hahn angebracht. Selbst die goldenen Hähne auf den Kirchthürmen, welche wir schon im X. Jahrhundert in Deutschland finden, mögen ursprünglich kaum als Windfahnen aufgesteckt seyn; als die Ungarn in St. Gallen einfielen, erschien ihnen, nach dem gestraften Versuch, den goldenen Hahn herunterzuzustoßen, derselbe als Gottheit des Ortes, worin sie vielleicht noch das zufällige Zusammentreffen des Namens des h. Gallus mit dem des Vogels bestätigte, und scheu weichen sie aus dem Kloster rc."

2) Gregor von Tours und seine Zeit, vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Von J. W. Löbell, Prof. zu Bonn. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Wieder ein reicher Beitrag zur Aufklärung der ältern deutschen Geschichte. Gregor war im 6ten Jahrhundert nach Christo Bischof in Tours, bald nach der Eroberung Galliens durch die Franken, unter den Regierungen der Söhne und Enkel des großen Chlodwig. Zu seiner Zeit verschmolz das gallisch-römische mit dem germanischen Element, woraus das neuere Franzosenthum hervorging. Gregor, von Geburt ein Römer, hat diese großen Umgestaltungen gesehen und in seiner berühmten fränkischen Geschichte beschrieben, die daher als Hauptquelle für die Geschichte jener Zeit zu betrachten ist. Seine weniger bekannten Heiligen- und Wundergeschichten hat der Herausgeber ebenfalls benutzt, weil sie manchen für die Kirchen- und Bildungsgeschichte interessanten Zug enthalten.

Nachdem der Herausgeber von Gregor selbst, seinem Leben und Tode, seinem Ansehen als Bischof rc. Nachricht gegeben, geht er zu den Schilderungen der Zeit über, die er hauptsächlich aus Gregors Werk schöpft, immer aber mit andern Nachrichten vergleicht. Zuerst schildert er die Sitte und Volksthümlichkeit, den Gegensatz von Römern und Deutschen, die Wildheit der Zeit, das letzte Austoben der in der Völkerwanderung über die Menschen gekommenen Wuth in den berühmten Greueln des merowingischen Königshauses. Dann geht er zur Entwicklung der politischen Verhältnisse über, zur Ausbildung des neuen Königsthums und der neuen Feudalaristokratie. Besonders schätzenswerth sind die Bemerkungen des Herausgebers über die bisher so oft verkannte Stellung der Romanen oder gallisch-römischen Einwohner zu den deutschen Franken. Man hat behauptet,

die Franken seyen als Eroberer auch ausschließlich der Adel des Landes geworden und eben deßhalb sey die Revolution von 1789 gewissermaßen ein Aufstand der bisher unterdrückten alten Gallier gegen die Franken und eine Vertreibung derselben gewesen. Dem ist nicht so. Franken und Römer waren schon seit ein paar Jahrhunderten an einander gewöhnt; fränkische Söldner und sogar Kolonisten an den niederländischen Grenzen standen längst unter römischen Befehlshabern und umgekehrt war ja bekanntlich schon mehr als ein Franke, der sich im römischen Kriegsdienst als Anführer seiner Landsleute hervorgethan, zum römischen Kaiser ausgerufen worden. Aus diesem Grunde kann es auch nicht auffallen, warum die Franken ihren König Childerich, Chlodwigs Vater, fortjagen und einen Römer zum König annahmen, den sie nachher auch wieder fortjagten. Römer und Franken standen längst im ganzen Nordosten Galliens auf dem vertraulichsten Fuße. Als Chlodwig Gallien vollends eroberte, machte er sich die Römer zu Freunden, indem er ihre Religion annahm, und bediente sich ihrer sowohl gegen die arianischen Gothen und Burgunder, als gegen die noch heidnischen Franken selbst, die sich öfter gegen die Neuerung auflehnten. Die Römer wurden also zwar den fränkischen Königen unterworfen, aber nicht in einen Sklavenstand unter das fränkische Volk herabgedrückt, sondern den Franken nebengeordnet. Deßhalb finden wir sie nicht nur als freie Eigenthümer ihres Bodens, sondern sogar als Grafen und Herzoge im Staatsdienst neben den Franken, und die römischen und fränkischen Namen mischen sich in der Aristokratie beständig durcheinander. Man muß sich dabei hinzudenken, daß die feine klassische Bildung in den römischen Provinzen längst unter der Despotie der Kaiser und unter den Stürmen der Völkerwanderung und Soldatenherrschaft untergegangen war und daß die vornehmen Römer, die in den fränkischen Adel übergingen, schon längst nichts anders mehr waren, als reiche Landbesitzer mit alter Clientel oder militärische Emporkömmlinge, durch Raub bereichert, und vielleicht verwildeter als die Franken selbst, gewiß wenigstens nicht sittlicher.

Vortrefflich ist ferner die Auseinandersetzung der Art und Weise, wie im Frankenreiche zwischen dem König und dem Volke die neue Aristokratie nach und nach ihre feste Stellung gewonnen hat. Der weltberühmte Kampf der Brunehild und Fredegunde erhält dadurch seine politische Bedeutung. Brunehild im austrasischen (mehr deutschen) Frankenlande wollte die aufkeimende Aristokratie der hohen Vasallen beugen, die Einheit des Reichs und die von keinem aristokratischen Körper bevormundete Königsgewalt aufrecht erhalten; eben deßhalb aber verband sich ihre Todfeindin Fredegunde im neustrischen (mehr römischen) Frankenlande mit der Aristokratie, und bekanntlich unterlag Brunehild, und die Aristokratie triumphirte über die immer ohnmächtiger werdenden merowingischen Könige, bis aus ihrem eignen Schooß ein neues gewaltiges Königsgeschlecht, das der Karolinger, hervorsproß.

Sodann setzt der Herausgeber auch die Verhältnisse der Kirche auseinander, die gegenüber so viel heidnischen und ketzerischen (arianischen) Völkern natürlich damals aufs engste mit dem Königthum verbunden und demselben sehr gehorsam war, aber auch nicht verfehlte, sich an die aristokratische Opposition anzuschließen, sobald diese mächtig wurde.

Sehr anziehend sind die vielen einzelnen anekdotenartigen Sittenzüge, die der Herausgeber aus Gregor von Tours mittheilt. In den Beilagen bespricht er noch einzelne Fragen über die ältere Bevölkerung Galliens, über den Kulturzustand der alten Germanen, über den Ursprung der Franken, über die etwas dunkle Geschichte Childerichs, über gewisse Meinungen neuerer französischer Geschichtschreiber ꝛc. Von Hunibald, dem angeblich von Trittheim aufgefundenen Chronisten, der die Franken von Troja herleitet, hält Herr Löbell gar zu wenig. Zugegeben, daß dies Buch ein Betrug und voll Lügen ist, so zieht sich doch mitten durch diese Lügen ein historischer Faden, den man keineswegs so unbeachtet lassen darf, als es gewöhnlich geschieht. Man findet darin den alten Gegensatz der Franken gegen die Gothen, der vielleicht im noch ältern der Skythen und Kimmerier wurzelt. Man findet darin eine Königin Cambra, die als Gambara bei den Longobarden vorkommt, ausdrücklich als die genannt, von der die Franken den Namen Sikambern erhalten hätten. Man findet darin des Kampfs gegen Marius (den Cimbern- und Teutonenkrieg) und gegen den an der Donau einst so gewaltigen Boirebistas erwähnt und wenn man endlich den großen Bund der Franken mit Sachsen und Thüringern unter dem fabelhaften Francus, gegen den sich Kaiser Augustus vergebens erhob, auf die Zeit des Arminius bezieht, so erscheint Hunibald gar nicht verächtlich, so stimmt der Gang, den er die fränkische Vorgeschichte einschlagen läßt, ganz mit dem zusammen, was uns aus zuverlässigeren Quellen über Gegensatz und Vorrücken deutscher Völker bekannt ist, und selbst einzelne Züge bei Hunibald, wie z. B. die Einwanderung von 30,000 Franken in das ostfränkische Gebiet von Würzburg erst zu Anfang des 4ten Jahrhunderts, zum Schutz der (fränkischen) Thüringer gegen die (gothischen) Alemannen, verdienen Beachtung.

Schließlich ist es sehr zu loben, daß Herr Löbell die Arroganz französischer Geschichtschreiber (unter die sogar Guizot gehört) nach Gebühr abfertigt, wenn sie immer

von der germanischen „Barbarei“ im Gegensatz gegen die römische Civilisation reden und die alten Deutschen mit den Wilden in Amerika vergleichen.

Vermischte Schriften.

Kleinigkeiten in bunter Reihe. Bemerkungen über Gegenstände der Natur und Kunst. Von J. Fr. L. Hausmann. Erstes Bändchen. Göttingen, Dietrich, 1839.

Aesthetik und Naturwissenschaft kommen in den vorliegenden Abhandlungen in einer wunderbaren Verbindung vor. Zuerst handelt der Verfasser von der Schönheit der Natur und macht auf eine große Wahrheit aufmerksam, die das ganze nach Goethe von den Schlegels und Solger aufgebaute, uns immer tief in der Seele widerwärtig gewesene ästhetische System über den Haufen wirft, das System nämlich, welches die Schönheit durchaus nur für ein Produkt menschlicher Thätigkeiten erklärt, sey es wie Goethe will, „als das Resultat einer glücklichen Behandlung,“ oder wenigstens als das Resultat der allein den Menschen zuständigen Gefühls-, Erkenntniß- und Beurtheilungsweise. Der Mensch sollte nicht so eitel seyn, seine Capacität zur Bedingung der Schönheit zu machen, die lange vor ihm da war und nach ihm da seyn wird. Das meint auch der Verfasser: „Eingebildeter, kurzsichtiger, engherziger Mensch! Du wähnst, daß die Schönheit nur darum den Geschöpfen verliehen sey, damit du dich daran ergötzen mögest, und übersiehest, daß lange zuvor ehe ein menschliches Wesen geschaffen war, eine unermeßliche Fülle von Schönheit die Erde bekleidete. Zweifelst du noch, so gehe zum Wasserlauf neben der Ocker, und laß dich durch das Farbenspiel der in den lieblichsten Curven gebogenen Ammoniten-Gehäuse belehren, daß die Meere der Urzeit schon eben so als die jetzigen, von den schönsten und buntesten Bewohnern belebt waren; oder betrachte die sauberen Pflanzenabdrücke im Schieferthon der Steinkohlenflötze, um dich zu überzeugen, daß die Vegetation der Vorwelt nicht bloß in einem Theil der Erde, sondern in den verschiedensten Gegenden den ausgezeichneten Charakter einer üppigen Tropenflur hatte, und daß manche ihrer Formen die der jetzigen Pflanzenwelt an Schönheit wohl noch übertrafen. Wirst du dann durch solche Wahrnehmungen aufgefordert, tiefer in das Wesen und den Zusammenhang der Schöpfung zu dringen, so wirst du lernen, daß alles Erschaffene nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen gebildet ist; daß Alles was du an einem Geschöpfe bemerkst, mag es deine Bewunderung oder die Empfindung von Wohlgefallen in dir erregen, mit seinem ganzen Wesen in nothwendigem Zusammenhange steht; daß die Natur schön ist, weil sie der Schöpfer schön erschaffen wollte.“ Daraus folgt, o Mensch, du sollst dich dieser schönen Schöpfung freuen, aber dich nicht bedünken lassen, daß du sie erst mit deinem kunstrichtenden Auge schön gemacht habest. — Der zweite Aufsatz „über die Zweckmäßigkeit der leblosen Natur“ hängt genau mit dem ersten zusammen.

Der dritte schildert „die Nationalphysiognomie der Krystalle,“ ein interessanter Beitrag zur Mineralogie. Der vierte handelt vom Glase und macht auf dessen mannichfache, auch ästhetische Eigenschaften aufmerksam. Die letzte hat ein ziemlich neues Thema, nämlich die Veränderungen, welche Werke der Kunst, insbesondere Bauwerke durch die Witterung erleiden. Da wird gehandelt von der Veränderung der Farbe durch das Alter, von dem seidenartigen Grau des alten Holzes, das besonders im Harz den Dächern der Dörfer und Städte einen so eigenthümlichen Charakter in der Landschaft verleiht, von der Färbung der Mauern durch Rauch, besonders in London, oder durch die Mauerflechte (lichen murorum), die den grauen oder röthlichen Stein der gothischen Kirchen mit so ehrwürdigen Schatten überkleidet *c.* Hier ein kleines Bild: „Wenn man durch die Betrachtung des Münsters zu Straßburg die Ueberzeugung gewinnt, daß bei diesem Bauwerke die Wirkung der architektonischen Verhältnisse sehr unterstützt wird durch das dunkle Rothbraun des Sandsteins, und daß ein helles Grau oder ein lichtes Weiß denselben Effekt unmöglich würde hervorbringen können, so darf man dabei nicht übersehen, daß die Natur bei jenem bewundernswürdigen Monumente deutscher Kunst noch auf andere Weise, und zwar erst nach seiner Vollendung zu Hülfe gekommen, indem sie den himmelanstrebenden Thurm vom Fuß bis zur Spitze der Mauerflechte (Lichen murorum Hoffm.) bekleidet hat, deren hohes Geld auf der dunklen Grundlage einen überaus vortheilhaften Farbenton hervorbringt, der dem Stein in der Sonnenbeleuchtung ein fast metallartiges Ansehen gibt. Der Vogesen-Sandstein begünstigt den Ansatz und die Ausbildung jener Flechte; dichter Kalkstein würde den Anflug derselben weniger angenommen, und auch bei seiner lichten Farbe nicht so dadurch gewonnen haben.“ Eben so handelt der Verf. von den Veränderungen des Marmors an Statuen, vom Uebergang des Weißen ins Röthlichgelbe oder Blaugraue an antiken Statuen *c.* Diese Abhandlung ist für Naturforscher und Künstler von gleichem Interesse und wir empfehlen sie um so mehr, als der sehr allgemein gehaltene Titel des Buchs nicht vermuthen läßt, was darin enthalten sey.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. März 1840.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Karl Mayer. Zweite sehr vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Vor sieben Jahren erschien die erste Auflage dieser anziehenden Gedichte und wir haben sie damals freundlich begrüßt (Literaturblatt 1833, Nr. 52). Die neue Auflage ist sehr ansehnlich vermehrt, doch ist der Dichter auch in den neuen Gedichten seinem Charakter treu geblieben. Er ist vorzugsweise Dichter der Natur.

Schon seit frühen Kinderjahren
Bin, Natur, ich liebend dein;
All mein Leben wird bewahren
Unsern freundlichen Verein.

Mein ist all dein süßes Blühen
Und dein Welken ist für mich;
Deine Freuden, deine Mühen
Machen mir zu eigen sich.

Heute, heute muß ich wähnen,
Sankst du ganz in meine Brust
Und in warmen Frühlingsthränen
Quillt aus mir nur deine Lust.

Ein anderes Liedchen sagt:

Sollt' ich einmal verloren gehn
Und Treue wollte nach mir sehn,
So lasse sie von Stadt und Welt,
Wo's frischem Herzen nicht gefällt.

Sie bring' in grüne Wildniß ein
Und such' in dem verschlungnen Hain,
Ob man in Wald- und Farrenkraut
Wohl nichts von dem Vermißten schaut.

In der freien Natur, im Feld und Wald gesteht der Dichter sich wohler zu befinden, als öfters unter Menschen.

Der lebensfroh vom Felde kam,
Ich wäre der Gesellschaft gram?

Bin ich am meisten nicht zu sehn,
Wo dicht gesellte Buchen stehn?

Wird nicht mein Herzenswunsch gestillt,
Wo Reb' auf Reb' dem Bach entquillt?

Und ist nicht dort mein Aufenthalt,
Wo jeder Busch von Liedern schallt?

Wo rings der Schöpfung wacher Geist
In buntem Reigen mich umkreist?

Sagt, ob der Blumen helle Schaar
Schon meinem Blicke lästig war?

Wie zieht mich zu dem Himmelssaal
Der Sterne namenlose Zahl!

Und ihr nennt ungesellschaftlich
Den Weltgesellig-Frohen, mich?

Alle Naturgefühle, alle heitern und trüben Stimmungen zu jeder Jahrs- und Tageszeit, alle kleinen Erlebnisse und Anschauungen in Feld und Wald werden dem Dichter zum Liede. Diese Lieder sind aber meist sehr kurz und man könnte sie eine Miniaturlandschaftsmalerei nennen, in einen so engen Raum der Worte drängen sie die Beschreibung zusammen. Diese Kürze ist wahrhaft meisterhaft und bildet den erfreulichsten Gegensatz gegen die breiten Naturschilderungen in Romanen. Wir wählen einige Landschaftsbilder dieser Art aus. Ein Waldbild:

Nacht ward es; Waldgebirge schwellen
Aus tiefem Grund in schwarzen Wellen.

O rette, banger Muth, dich ferne
Aus der verfinsterten Natur,
Durch Wolkenlücken, in die Flur
Der trauten heimathlichen Sterne!

Eine Fernsicht mit lieblichem Vordergrund:

Sanft wechseln manch geheimes Wort
Der Dörfer ferne Kirchenglocken;
Ich horche drauf am Blumenbord
Beim Fallen süßer Blüthenflocken.
So spielt um mich in leisem Streit
Vergänglichkeit und Ewigkeit!

Ein Reisebild:

Ihr fernen düstern Waldruinen
Am regengrauen See,
Wie ihr herab, mit Trauermienen,
So blick' ich in die Höh.

Und so unzählige Bilder. Die meisten beschränken sich jedoch auf die speciellere Anschauung eines nahen Gegenstandes, oder auf den Ausdruck eines eigenthümlichen momentanen Naturgefühls, z. B. im Winde:

Du wehst mich, frischer Ostwind, an,
Wie aus der Menschheit schönem Morgen,
Wo ihr die holde Zeit verrann
Noch ohne Tadel, ohne Sorgen.

O wehe nicht so rasch vorbei
Das Nachgefühl der schönen Tage!
Schon macht mein willig Herz sich frei
Von dem Gedächtniß jeder Plage.

Und eine süße Unschuldzeit
Hat in der Brust mir schon begonnen,
Als wäre noch die Freudigkeit
Des Lebensmorgens unzerronnen;

Als lieg' im Schlummer noch das Ich,
Als sey'n Natur und Mensch Ein Ganzes,
Das in dem frischen Wehen sich
Erfreue Eines Schöpfungsglanzes;

Als sey vom frohen eignen Muth
Dein Odem nicht zu unterscheiden,
Als athme rein und immer gut
Der Hauch der Gottheit in uns beiden.

Wie richtig und wahr ist hier die lebendige Frische und Reinheit des Ostwindes aufgefaßt, wie einfach ist ein solches Lied und doch wie originell zugleich, denn Millionen fühlen sich zwar frisch, wenn jener Wind geht, aber nur einer denkt etwas dabei.

Noch häufiger als der Ausdruck solcher Naturgefühle sind die kleinen Bilder z. B. am Bache:

Du schlängelst dich, ich schlendre mit,
Bächlein, durch Busch und Wiesen.
Der freien Lust folg' unser Schritt;
So mag der Tag verfließen!

. . . .

Aller Lieb' und Lust ermangelnd,
Saß ich einsam draußen, angelnd,
Wo das Bächlein eilt hervor;
Und, mit hingesenktem Blicke,
Denkend an mein Mißgeschicke,
Schauend, wie durch dunklen Flor,
Fischt' ich, — doch nur Schmerz auf Schmerzen,
Aus geheim bewegtem Herzen
Düstre Lieder mir empor.

Oder im Grase:

In dem Glück des Pflanzenlebens
Grünt hier Schaft an Schaft.
Holdes Bild des Höherstrebens
Ohne Leidenschaft!

Auf der Wiese:

Still zaubert mich die Orchis an,
Die hier beblümt den Wiesenplan.
Mit Flecken schaurig überflogen
Bringt sie mir blühend an die Luft,
Was dieser Grund von süßem Duft
Und Waldesgrauen eingesogen.

Charakteristische Bilder einzelner Bäume, unter vielen hier nur einige. Der Baum im Winde:

Wer, bei diesen blauen Tagen,
Dieser Lüfte freiem Wehn,
Soll mit stillem Sinn es tragen,
Sich in Banden fest zu sehn?
Ruft mich's darum so ins Ferne,
Daß ich sie recht fühlen lerne?

Selbst der stille Baum erzittert,
Wann er dieses Wehn verspürt.
Horch, wie rauschend und erbittert
Er die grünen Zweige rührt!
O denn tön' es in die Winde,
Wie auch mich das Schicksal binde!

Die melancholische Weide:

Dieß Flüstern, Hin- und Wiederneigen,
Ihr Weiden, soll es Mitleid zeigen?

Und wollt ihr tieferhobnen Wellen
Ein Klagewort herüberschwellen?
Ja, ihr habt all mein Glück gesehn
Und rauscht mich an: mußt' es vergehn?

Der eingeschnittene Name:

Weilend an des Waldes Buchen,
Jenen Namenszug zu suchen,
Armes Herz, das mühsam schlägt,
Siehst du, was die Rinde trägt?

Ach! es will sich nichts mehr gleichen!
Rauh verwachsen sind die Zeichen.
Herz', das bang nach Ruhe darbt,
Wann, o wann bist du vernarbt?

Der Pilz im Walde:

Zu schaden, stehen hier bereit
Giftschwämme in Waldeinsamkeit.
Welch Loos, unthätig öde zu seyn,
Gift der Vergiftung nicht zu weihn,
Wie diese Pilze schattenfeucht,
Vor denen rings das Leben fleucht! —
Das Menschenherz mit seinen Giften
Ist fruchtbarer im Unheilstiften.

Die Schlingpflanze:

Die Schlingpflanz' entert hier den Flieder.
Hält sie in seinem Wuchs ihn nieder?
Zieht sie sein Wuchs mit sich hinauf?
Wer kennt der Liebe Schicksalslauf?

Eine Menge kleine Liedchen charakterisiren die Blumen und drücken die Empfindungen aus, die jede ihrer Art nach und zu gewissen Jahrszeiten in uns zu wecken pflegt. Eins der schönsten Lieder dieser Art, das im kürzesten Ausdruck ein großes Naturbild umfaßt, ist folgendes auf die Sonnenblumen:

Mit Sonnenblumen blickt mich an
Großaugig der August.
Der Schaulust, die er sich gewann,
Ist er sich recht bewußt.

Ein Gedicht ist überhaupt an die Blumen gerichtet und gehört zu den zartesten:

Blumen, eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet ihr vom Maie nichts?

Ihr entzücktet Erd' und Lüfte
Und entbehrtet Blick' und Düfte,
Und der Vogel fänd' euch taub,
Der euch preist aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, ihr beglücktet nur,
Selbst verwaist von der Natur?

Doch, wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Selge Blumen ihr nur wißt,
Welches Glück euch eigen ist!

Kein frommer Inder kann die Natur mit reinerem Auge ansehen, als unser liebenswürdiger Dichter, der sich seinen sanften Gefühlen in der That bis zu einem Bekenntniß indischer Pietät hingibt:

Ein Naturfreund ist vor Sorgen
Keinen Augenblick geborgen;
Blumen knickt sein Wanderschritt,
Schnecken, Käfern droht sein Tritt,
Und wie rennt ihm die Ameise
Oft so schnell in seine Gleise:
Sagt, was ihm die Freiheit soll,
Die ihn macht so sorgenvoll?
Schonung denkend blickt er nieder
Und vergißt Gefild und Lieder.

(Schluß folgt.)

Polemik.

Der Kultus des Genius. Sendschreiben an Gustav Schwab von C. Ullmann. 1839.

Gustav Schwab hob in der schönen Festrede, die er bei der Enthüllung des Schillerdenkmals in Stuttgart hielt, die Schöpfung des Genius als eine Offenbarung des Göttlichen in streng christlichem Sinn hervor, indem er bewies, daß Gott, wie in allem Guten und Schönen, so vorzüglich in großen und edlen Menschen sich verherrliche. Strauß bemerkte dagegen in einer Gelegenheitsschrift: „der einzige Kultus, welcher dem Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Zerfalle der letzten übrig geblieben, ist der Kultus des Genius," und er deutete dies in dem bekannten antichristlichen Sinn der Hegelschen Philosophie, nach welcher es überhaupt keinen

Gott gibt, sondern nur einen in den Köpfen der Menschen sich klar werdenden absoluten Begriff. Die Köpfe, in denen der Begriff sich klar wird, sind nach jener Lehre die einzigen Inhaber des Göttlichen, und insofern gebührt ihnen auch göttliche Verehrung, der Kultus des Genius. Es versteht sich aber von selbst, daß auf die Ehre, solche Genien zu seyn, strenggenommen nur Hegelianer Anspruch machen dürfen. Die Menschheit hat fortan nicht niederzufallen vor dem, der das Weltall schuf und der Sterne Heer, der da war, ehe die Berge waren, nicht vor dem großen Baumeister der Welt, nicht vor dem Vater aller Wesen, nicht vor dem, der das Geschick der Sterblichen regiert und einst richten wird die Todten, sondern nur vor dem Professor Hegel und seinen Schülern, die sich als eine göttliche Oligarchie im Weltall constituirt haben. So aberwitzig dies klingt, ist es doch wirklich die Meinung der Herren. Ullmann zeigt mit der ihm eignen Höflichkeit und Feinheit, bis zu welchem Nonsens sie die Eitelkeit verführt hat. „Es frägt sich nun hauptsächlich, um in dieser Beziehung das Verhältniß des Genius zu dem bisherigen Gegenstande der Anbetung zu bestimmen, wie der Kultus des Genius eigentlich gemeint sey, ob theistisch oder pantheistisch? Ist er im theistischen Sinne gemeint, d. h. betrachtet er als schöpferischen Grund jener hochbegabten Geister, die wir Genien nennen, einen persönlichen selbstbewußten Urgeist, dann löst er sich ja wohl von selbst, wenn er folgerichtig ist, in die Anbetung dieses Gottes auf. Ist er dagegen pantheistisch gemeint, d. h. betrachtet er als den Grund der genialen Geister nur jenes Allgemeine, was man den absoluten Geist nennt, der, an sich unpersönlich und unbewußt, nur in den einzelnen Geistern zur Persönlichkeit und zum Selbstbewußtseyn kommt, der seine Wirklichkeit nur in den Individuen hat und ewig in der Menschwerdung begriffen ist, dann erhebt sich die schwierigere Frage, ob wir hier überhaupt auf dem Boden der Wahrheit stehen und ob auf diesem Boden Religion im vollen Sinne des Wortes möglich ist. Meines Bedünkens kann aber der Kultus des Genius nicht anders gemeint seyn, als pantheistisch, denn nur, wo der Gedanke eines überweltlich-persönlichen Gottes aufgegeben ist, kann man sich dazu veranlaßt finden, das Göttliche bloß innerhalb der Welt und hier wieder vorzugsweise auf den leuchtenden Punkten der Geisterwelt zu suchen. Auch hat es in diesem Falle gar nichts Verfängliches, von Pantheismus zu sprechen, da sich der Vertheidiger des Genienkultus in der Vorrede zu den „zwei friedlichen Blättern" auf das Offenste und Bestimmteste zum Systeme der absoluten Immanenz Gottes mit Ausschluß aller und jeder Transizendenz bekennt. Geht aber das göttliche Wesen, welches der absolute Geist ist, vollständig in die Welt auf, so ist zwar Gott auch überall und in jedem Theile der Welt, aber in eminenter Weise wird er doch da seyn, wo am meisten Geist ist, und dies wären dann die Genien, gleichsam die Glanzpunkte des in der gesammten Welt schlechthin und vollständig gegenwärtigen Göttlichen ꝛc." Oder vielmehr die Hegelianer, denn diese Schule bildet sich ein, den meisten Geist, ja den Geist allein zu haben.

Sofort weist Ullmann nach, wie der Kultus des Genius, diese sogenannte Religion der Gebildeten auch nicht eine einzige Wohlthat der christlichen Religion zu gewähren vermöge, und wie dieses „feine, pikante Naschwerk" der vornehmen Geister kein Brod des Lebens für den gemeinen Mann seyn könne. Bei alledem geht er aber äußerst säuberlich und artig mit den Verkündigern des Unsinns um.

In der neuen Wendung, welche der Unglaube genommen hat, bewährt sich auf eine merkwürdige Weise die Eitelkeit unsrer Zeit. Vor und während der französischen Revolution verwarf man das Christenthum, wie man es jetzt verwirft, aber man schlug wenigstens vor, uneigennützig die Natur oder die Vernunft im Allgemeinen anzubeten. Jetzt aber wollen *die Einen* nicht mehr die Natur im Ganzen, sondern nur noch das Fleisch und zwar ihr eigenes, und die Andern wollen nicht mehr die Vernunft überhaupt, sondern nur noch ihren eignen Geist anbeten. Auf diese Spitze der Selbstsucht getrieben, muß sich der Unglaube zwar bei vielen Einzelnen beliebt, aber auch bald in der öffentlichen Meinung verächtlich machen. Denn die Völker haben denen, die sich zu ihren Lehrmeistern aufwarfen, zwar immer Irrthümer und Täuschungen, selbst von der gröbsten Art verziehen, wenn die Bekenner derselben nur einen uneigennützigen und der Aufopferung fähigen Eifer zeigten, nie aber, wenn sie eigennützig und eitel waren und überall nur ihr liebes Ich voranschoben. Priester, welche die Sonne anbeteten, oder das goldne Kalb, oder den Wind, oder den Teufel, konnten bei den Völkern Glauben finden und Glück machen, nie aber ein Sejanus, der vor seiner eignen Statue kniete, ihr Weihrauch streute und sein eigner Priester war. Dergleichen ist zu allen Zeiten und von allen Völkern nur für Wahnwitz, für das non plus ultra verachtungswürdiger Eitelkeit gehalten worden und nichts andres ist der Straußische Kultus des Genius und die ganze Hegel'sche Philosophie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. März 1840.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Karl Mayer. Zweite sehr vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

(Schluß.)

Wie die reiche Pflanzenwelt, so bietet auch die Thierwelt in Feld und Wald dem Dichter mannichfache Bilder dar. Hier nur einige.

Die Tauben am Abend:

Lautes Taubengirren schallt
Noch aus stillem Abendwald. —
Ob's wohl Hochzeitjubel ist,
Oder schon ein Ehezwist?

Die Raben im Walde:

Was weckt den Wehschrei? was verdroß
Euch Raben? hab' ich es gefunden?
Gefällt, ein wahrer Waldkoloß,
Liegt hier ein Eichbaum, abgeschunden,
Sein Riesenarmwerk ohne Rinde,
Entsetzlich mir, dem Menschenkinde;
Was Wunder, daß der Schrecken packt
Des Waldes wanderfrohe Raben,
Sehn sie den Alten todt und nackt,
Bei dem sie oft geherbergt haben!

Die Elster:

Die Elster hüpft mit regem Schwanz
Im Busch und auf der Wiese;
Kein Augenblick, daß sie sich ganz
In ernster Ruhe ließe.

Der Rehbock:

Den Rehbock hab' ich aufgeschreckt.
Wie hat er laut den Wald durchscholten!
Wer Einsame im Grünen weckt,
Dem wird mit schlechtem Dank vergolten.

Ein gar artiges Bildchen ist folgendes, gleich einer kleinen antiken Groteske von Pompeji:

Wie Has' und Lerche sich erschreckten,
Zu Flug und Seitensprung sich weckten,
Dies hab' ich heut' mit angesehn
Und ob dem panischen Erschrecken
In Aehrengrün und wilden Hecken
Mußt' ich ein Weilchen lachend stehn.

Tageshelle, Tageslärm:

Von wie tosend wirrem Lärmen
Tönt des Tages Sommerblau!
Bächlein zanken, Bienen schwärmen,
Hähne krähen durch die Au.
Doch die ganze Stimmenmischung
Klingt nur traulich jedem Ohr,
Und zum Einhauch der Erfrischung
Wagt sich selbst das Mäuschen vor.

Die Schnecke, ein originelles und schönes Bild:

Seit ich in der Laubenecke
Ruhend sitze, ist die Schnecke,
Die am Grashalm dort geklommen,
Meinem Auge lang entkommen.
Ja, die Zeit hat hingereicht:
Eine Schneck' ist mir entschlichen;
Doch dieselbe Zeit entweicht,
Ohne daß mein Gram gewichen.

Die wilde Hummel, äußerst naturgetreu:

Bepelztes Thierchen, dein Gebrumm
Ist guter Ding'. Im Kopf herum
Geht dir, es sey so gut zu seyn,
Wie warm im Wiesensonnenschein;
Gemächlich, Hummel, sey der Raub
Am unverwehrten Blumenstaub.
Dann trinkst du dich an Honig stumm
Und fällst zurück in dein Gebrumm!

Der schwarze Schmetterling:

Ein Trauermantel flattert hier.
Wie er in seiner schwarzen Zier
Bei tausend Blumen hat zu thun,
So wird mir's bildlich klarer nun,
Was lang schon lenzet durch mein Herz,
Daß selbst der schwarzgefärbte Schmerz,
Seitdem die Welt ist blumenvoll,
In sich nicht länger brüten soll.

Die Libelle am Wasser:

Libelle, Jungfrau ohne Tadel,
Die das metallne Blau der Nadel
Am Bachgebüsche heftet an,
Was Wunder, daß dein Thun der Freude,
Den Mai zu schmücken mit Geschmeide,
Am jungen Gott nicht enden kann!

Man kann sich denken, in welche unerschöpfliche Fülle von Naturbildern uns der Dichter blicken läßt, wenn man erwägt, daß mit solchen kleinen Gedichten 464 Seiten angefüllt sind. Neben der poetischen Innigkeit des Gefühls und Ausdrucks, neben der meisterhaften Kürze der Zusammenfassung gefällt uns besonders auch das Wahrheitsgefühl und die Treue, mit welcher sich der Dichter auf die Darstellung des Selbsterlebten, der unmittelbaren Anschauung und mithin der vaterländischen Natur beschränkt, ohne sich zu Darstellungen fremder, und außerordentlicher Naturerscheinungen hinreißen zu lassen. Wer dem Gewöhnlicheren so viel Poesie abzugewinnen oder einzuhauchen weiß, braucht nicht seine Zuflucht zu forcirten Effekten zu nehmen.

Am Schluß der Sammlung theilt der Verfasser Reisebilder mit, aus Oberschwaben und aus den Alpen, landschaftliche Portraits, Skizzen, überall naturgetreu und jedem, der in den genannten Gegenden war, eine liebliche Erinnerung gewährend. Hier nur einige, z. B. eine Aussicht an der Donau über die drei Städte, Gundelfingen, Lauingen und Dillingen:

Endlose Ebne, düster Blau
Den Fluß hin! Doch fern außen schau
Mild schimmern aus dem Wetterhimmel
Ein sonnenweißes Thurmgewimmel
In zauberischem Lichtvereine:
Drei deutsche Städte dort als Eine!

Auf dem Markt in Ueberlingen am Bodensee:

Steinern sahst du, Brunnenritter,
Auf so mancher Liebe Flitter!
Weißt es, wie der Vorzeit Mädchen,
Die gehegt das fromme Städtchen,
Hier in langem Lustgeschwätze
Sich gerühmt die trauten Schätze;
So auch zeugst du, grauer Ritter,
Künftig von der Liebe Flitter!

Ein allerliebstes Genrebild aus einer alten Burg:

Ein stark geheiztes Jägerzimmer,
Obwohl in warmer Sonnenzelt,
Empfing mich ernsten Bergerklimmer,
Der hier gesucht Tod-Einsamkeit.
Die Vorzeit tauchte mir vergebens
Aus diesem Strom des wärmsten Lebens.

Nicht Ritter weckt' ich, edle Frauen
Mir hier im öden Burggemach;
Vor todten konnte mir nicht grauen,
Wo frischer Rauch entfloh dem Dach.
Brodbackend leert' die grauen Mauern
Die Jägerin von allen Schauern.

Verzeiht mir, Geister und Gespenster
Der guten Vorzeit! ich vergaß
Euch hier am aufgerißnen Fenster
Bei Kinderlust und vollem Glas.
Die Jägerburg sey mir gepriesen,
Wald, Klippen, Abgrund, Fluß und Wiesen!

Wir brechen ab, da wir unmöglich auf alle Schönheiten unsres poetischen Landschaftsmalers aufmerksam machen können. Möge es uns gelungen seyn, nur in wenigen Grundzügen den Charakter dieser Gedichte zu bezeichnen und sinnige Leser darauf aufmerksam zu machen, in welche schöne Natur und in welches edle Gemüth sie blicken werden, wenn sie diese Sammlung in die Hand nehmen.

Russische Geschichte.

1) Die Geschichte Rußlands von N. Ustrialow. Aus dem Russischen übersetzt von E. W. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840.

Da Karamsins berühmte Geschichte Rußlands für den Handgebrauch zu ausführlich ist, und Bulgarin mit seinen ethnographischen Phantasien sich allzuweit vom Praktischen verirrt, war ein Unternehmen wie das des Herrn Ustrialow nicht unzweckmäßig. Er beschränkt sich nämlich auf die historische gewisse Zeit und auf die eigentliche politische Geschichte Rußlands, auf die Staats- und Rechtsgeschichte, sofern er bei jeder Periode die Rechtszustände besonders hervorhebt. Dieses Verfahren ist sehr praktisch, wie auch die Anordnung und Behandlung des Materials durchaus lichtvoll und in schneller Uebersicht belehrend.

Auch das ist gewiß praktisch, daß der Verfasser das Verhältniß des russischen Staates zu Litthauen und Polen von den frühesten Zeiten an mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Doch bewährt er sich dabei zu sehr als echten Russen, und tritt der Unpartheilichkeit, welche

dem Geschichtsforscher ziemt, zu nahe. Wenn er sagt, die Czaaren hatten ein gutes Recht, das westliche Stück Land, das eine der Nationalität nach russische, dem Glauben nach griechische Bevölkerung hat und ehemals zu Rußland gehörte, später aber dem litthauischen Reiche unterworfen worden war, zurückzunehmen, so kann man nichts dagegen einwenden, vorausgesetzt, die betreffende Bevölkerung habe die Wiedervereinigung selbst gewünscht. Wenn der Verfasser aber weiter fortfährt und behauptet: sofern jenes westrussische Stück Land einmal mit Litthauen vereint war, und nun doch von Rechtswegen zu Rußland kommen soll, muß auch Litthauen zu Rußland kommen, und sofern mit eben diesem Litthauen auch Polen vereinigt war, muß auch Polen zu Rußland kommen, — so können wir in der That nur über diese skythische Logik unser Erstaunen ausdrücken. Des Verfassers eigne Worte sind: „Das westliche Rußland blieb unter der Herrschaft der litthauischen Fürsten aus dem Hause Gedimin, rettete aber ebenso wie das östliche seinen Glauben, seine Sprache, so wie seine bürgerlichen Einrichtungen; die stärksten Bande verbanden es also mit dem östlichen Rußland, und das Volk, welches sein urväterliches Gesetz heilig bewahrte, äußerte mehr als Einmal den lebhaftesten Wunsch, unter den Schutz des rechtgläubigen Czaars zurückzukehren und mit allen Provinzen sich seiner Herrschaft anzuschließen. Weder in diesem, noch in einem andern Theile Rußlands verschwand je völlig der Gedanke an eine Vereinigung in ein Ganzes, und schon im Anfange des 14ten Jahrhunderts, als kaum der erste Hoffnungsschimmer zur Befreiung vom Mongolenjoch erglänzte, nahmen die Herrscher von Moskau den Titel „Großfürsten von ganz Rußland" an. Lebendiger erwachte der Gedanke seit den Zeiten Johanns III., welchem sich viele, vorher zum litthauischen Fürstenthume gehörige Landstriche unterwarfen. Ein zufälliger Umstand hinderte die Verschmelzung auch der übrigen Provinzen in ein Ganzes. Polen, das vor der Macht der Nachfolger Gedimins erzitterte, schloß sich an ihr Reich an, erhob dessen Enkel Jagello auf den Thron, und bemühte sich auf jede Weise, die ihm gefährliche Vereinigung des westlichen Rußlands mit dem östlichen abzuwenden. Da aber einerseits die russischen Czaare ein unverjährtes Recht an das westliche Rußland hatten, wo ihre Vorfahren das bürgerliche Leben und den christlichen Glauben begründeten, wo russisches Leben in vollem Glanze sich entfaltete, so konnte bei dem einstimmigen Wunsche des einen, wie des andern Theiles, unter dem Gesetze eines und desselben Herrschers zu stehen, die Vereinigung früher oder später nicht ausbleiben; auf der andern Seite war das Schicksal Polens nicht mehr von dem des Großfürstenthums Litthauen zu trennen, und so mußte nach der natürlichen Ordnung der Dinge Polen unfehlbar in den Verband des russischen Reiches treten." Der Verfasser konnte unbeschwert fortfahren: Da das Schicksal Sachsens nicht mehr von dem des Großherzogthums Warschau zu trennen war, so muß nach der natürlichen Ordnung der Dinge Sachsen unfehlbar in den Verband des russischen Reichs treten, und so fort. Das erinnert an die berüchtigte Logik Ludwigs XIV., als er die sogenannten Reunionskammern errichten ließ.

2) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte des russischen Saates von Ph. Strahl. Zweiter Band. Hamburg, Perthes, 1839.

Nachdem wir einige Werke von Russen über Rußland besprochen, ziemt es sich auch auf die unparteiische Arbeit eines deutschen Gelehrten hinzuweisen. Eine solche ist das vorliegende Werk von Strahl. Der zweite Band setzt die russische Geschichte fort von 1224 bis 1505, d. h. vom Einbruch der Tataren in Rußland bis zur Regierung des mächtigen Iwan Wasiliewitsch I., der das russische Reich vereinigte und nach außen erweiterte. In dieser ganzen Periode ist Rußland den Tataren theils tributbar, theils aufs härteste von denselben und auf der andern Seite von Litthauern und Polen bedrängt, und zugleich im Innern uneinig und unter mehrere Fürsten getheilt. Wahrhaftig, man muß so viel Phantasie haben, wie Bulgarin, um in diesen kleinen barbarischen, Jahrhundertlang unter einheimischer und fremder Knute seufzenden Distrikten den ausdauernden Kern des gesammten Slaventhums wiederzufinden. Eroberung, Mord und Brand, gräßliche Mißhandlung der Einwohner, Despotie im Innern, Nachbarfehden, Verwandtenmord, Empörung, die rohesten, ja viehischesten Sitten, Stumpfsinn, der dummste Aberglaube, die grausamsten Tyrannenlaunen, eben so schrecklicher Blutdurst des Volks, Lust an Martern, Körperstrafen und Hinrichtungen der schauervollsten Art — das ists, was Rußland in dieser und der nächstfolgenden Periode unter den beiden Iwanen auszeichnet. Nur selten tritt ein gutmüthiger Charakter und ein Bestreben nach Kultur hervor, bald sinkt alles wieder in Barbarei. Als das mächtige Reich des tatarischen Großchan zerfiel, gelang es den Russen, sich nach und nach zu emancipiren, und Iwan Wasiliewitsch vereinigte sie, indem er die übrigen russischen Herrscher mit List und Gewalt ausrottete. Statt des zerstörten Kiew, das vor der Tatarenzeit der Mittelpunkt des russischen Lebens gewesen war, wurde jetzt Moskau die Hauptstadt. Aber diese große Emancipation Rußlands, die Begründung einer zum ersten Mal wieder nach außen selbstständigen und imposanten Macht war von keinerlei wohlthätiger Reform, von

keinem Aufschwung zu höherer Kultur begleitet. Im Gegentheil rottete Iwan Wasiliewitsch die erste Blüthe russischer Kultur in der merkwürdigen Republik Nowogrod aus, und hauste als der unmenschlichste Tyrann, hierin nur übertroffen von seinem noch schrecklichern gleichnamigen Nachfolger Iwan Wasiliewitsch II.

So unerfreulich die Beschreibung so roher Völker und Herrscher ist, wäre doch zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte mehr einzelne, ausmalende Züge aus den Chroniken aufgenommen.

Erzählungen.

Erzählungen eines Großmütterchens. Von Joh. N. Vogl. Wien, Tendler und Schäfer, 1840.

Fünf und zwanzig Volkssagen und Mährchen, mehrere schon bekannt, einige auch aus 1001 Nacht, andere minder bekannt und origineller, alle aber reich an Phantasie und eine erheiternde Lektüre. Die erste Erzählung „der Baccalaureus von Bologna" ist einem Mährchen der 1001 Nacht nachgebildet; die zweite eine bekannte deutsche Sage vom Teufel, der die Kirche bauen muß. Die dritte ist originell. Ein Croat hat eine Lammsleber gestohlen und soll gehenkt werden. Der Herr selber mahnt ihn zum Geständniß, aber er läugnet hartnäckig. Der Herr ist darüber ärgerlich, aber der h. Petrus sagt: Du kennst das Volk nicht, laß mich nur machen, ich will ihn zum Geständniß bringen. Da zog Petrus einen Beutel mit Goldstücken heraus und theilte das Gold in vier gleiche Häuflein. Dane, der Croat, schaute verwundert und voll Begierde zu, und frug, wem das erste Häuflein gehören soll? „Das gehört dem Herrn. Und das zweite? Das gehört mir, antwortete Petrus. Und das dritte? Das dritte Häufchen ist dein Eigenthum. Ja, aber da bleibt ja noch ein viertes übrig, wem gehört denn das vierte? Das gehört demjenigen, welcher die Lammsleber gegessen hat, antwortete Petrus. Da sprang Dane plötzlich auf, und schrie aus allen Kräften: Herr, das Häufchen gehört mir, denn ich habe sie gegessen, ich, ich, das schwöre ich Euch bei meiner Seligkeit, bei allem, was mir werth und theuer ist. Kein anderes Menschenkind bekam davon einen Bissen, ich habe die ganze Lammsleber während eures Schlafes verzehrt."

Unter den folgenden Erzählungen finden sich noch viele nette. Ein gewisser Trolle klagt einen gewissen Erich vor dem König Knud an: „Dieser Mann, welchen ich zu Samsey als einen Einäugigen kennen lernte, stahl mir durch Zauberei mein rechtes Auge, und ersetzte mit demselben sein fehlendes. Betrachtet ihn nur, fuhr er fort, und Ihr werdet finden, daß er ein blaues und ein braunes Auge besitzt. — Knud wendete sich zu Erich Holgersohn, schüttelte bedenklich das Haupt, und sprach: Was habt Ihr hierauf zu antworten? — Erich Holgersohn erwiederte: Ich kann zwar mit einem Eid bekräftigen, daß dieser Mann eben so unwahr spricht, als die Vorhergehenden gethan haben, aber ich will ihn durch einen Beweis widerlegen, welcher Euch genügen soll. Man nehme mir das Auge, welches dieser Mann für das seine erkennt, aus dem Kopfe, und thue ihm dasselbe mit dem Auge, welches er noch besitzt, sodann wäge man beide. Gehörte mein Auge früher wirklich ihm, so wird es eben so viel wiegen als das seine, gehörte es aber nicht ihm, so wird sich ein Unterschied in dem Gewichte der beiden Augen zeigen." Trolle aber war durchaus nicht zu bewegen, sich das Auge aus dem Kopfe nehmen zu lassen, da er nicht sein Gesicht vollends verlieren wollte. — Schauerlich schön ist die Nürnberger Sage von dem Jüngling, der in einer Burg einkehrt, darin ein schönes Fräulein findet, sich mit ihr verlobt und auf einmal inne wird, daß sie ein Gespenst ist. Noch gräßlicher und fast widrig ist eine andere Erzählung von einem unverweslichen Leichnam, den ein keckes Mädchen aus seiner Gruft trägt, der aber plötzlich sie fest umklammert, zu reden anfängt und sie nicht losläßt, bis sie ihm seine Erlösung zugesichert. — Sehr launig ist dagegen die Geschichte des dummen Hans erzählt, der durch seine Dummheit, nachdem er eine Menge Unheil angerichtet, doch zuletzt noch glücklich wird. — Eigenthümlich ist die Sage von der höllischen Schmiede, in der das Herz eines Bösewichts unter den Hammerschlägen der Cyclopen doch nicht weich wird. Ferner die Sage vom Plattensee, der, als ein Ziegenhirte einen Stein aus der Erde riß, plötzlich hervorgequollen seyn soll. Der von ihm verschlungne Hirt mit seiner weißbärtigen Ziegenheerde soll noch, wenn der See stürmt, in den Wellen zu sehen seyn. — Auch die Erzählung vom blinden Doge Dandolo und den beiden Säulen des St. Marcusplatzes in Venedig ist anziehend. Der Baumeister, der die letzte Säule aufrichtete, nachdem schon eine ins Meer versunken war, hatte für seine außerordentliche Mühe das Recht erlangt, zwischen beiden Säulen eine Spielbude zu halten, verdarb dadurch aber die Sitten des Adels und ruinirte dessen Vermögen. Da ließ der Doge an derselben Stelle, wo Abends die Bude errichtet wurde, einen Verbrecher hinrichten und von diesem Augenblick an wurde die blutige und für unehrlich erklärte Stätte von Jedermann vermieden. Es wäre nicht übel, wenn gewisse Spielsäle in gewissen Bädern auf eine ähnliche Weise entehrt würden und könnte man, wenn es an Verbrechern mangelte, nur gleich die Entrepreneurs selbst vornehmen. Jener Doge Dandolo war blind und beschämte doch manche hellsehende Regierung unsrer Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. März 1840.

Romane und Novellen.

1) Neue Land- und Seebilder. Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären ꝛc. Drei Theile. Zürich, Schultheß, 1839.

Der ungenannte Verfasser ist einer der trefflichsten Sittenmaler des neuen Continents. Wir haben schon öfter, bei Gelegenheit seiner früher erschienenen Werke, in diesen Blättern von ihm gesprochen und seine lebendigen und anmuthsvollen Darstellungen unsern leselustigen Landsleuten empfohlen.

Im vorliegenden Roman hat er es darauf abgesehen, den deutschen Charakter mit dem nordamerikanischen zu contrastiren und in ihrem Gegensatz zugleich ihre Wahlverwandtschaft zu zeigen. Er führt uns zuerst in die Schweiz an den Zürcher See und läßt in dieser herrlichen Landschaft eine reisende deutsche Familie mit einem reisenden jungen Amerikaner Bekanntschaft machen. Der letztere benimmt sich dabei so impertinent stolz, als die erstere ihm in gutmüthiger Zudringlichkeit entgegen kommt, indeß ein schönes Mädchen zieht ihn an und ein edler Jüngling flößt ihm Achtung ein. Diese Introduktion ist sehr glücklich. Die Nationalitäten kehren zuerst ihre widrige Seite heraus, um so angenehmer aber ist es für den Leser, der Entwicklung, die sie einander immer freundlicher näher bringt, zu folgen. Widrig nämlich ist sowohl die Schroffheit des überseeischen Sonderlings, als die Aufdringlichkeit der deutschen Familie; aber dieser erste unangenehme Eindruck dient den freundlicheren, welche folgen, zur Folie.

Nachdem der junge Rambleton, so heißt der Amerikaner, sein Herz an den Augen der schönen Luitgarde von Schochstein entzündet, und zwischen kokettem Republikanerstolz und Zärtlichkeit geschwankt, siegt der erstere. Er thut keinen Schritt und man trennt sich, als ob man sich nie gesehen hätte. Rambleton kehrt nach den Vereinigten Staaten zurück. Zufällig aber reist Wilhelm, Luitgardens Bruder, eben dahin und lernt die reizende Dougaldine, Rambletons Jugendbekannte, kennen und lieben. Aber auch hier tritt der Contrast der Nationalitäten der Liebe entgegen. Man stößt sich an Aeußerlichkeiten, mißversteht sich, die Schöne schmollt, der Jüngling zieht sich bescheiden zurück.

Dougaldine ist vom Dichter mit sichtbarer Vorliebe gezeichnet, ein höchst origineller und anziehender Charakter, worin die ganze Vornehmigkeit Altenglands mit einer reizenden naiven Trotzigkeit verbunden ist. Schade, daß der junge deutsche Baron neben dieser liebenswürdigen und kräftig gezeichneten Republikanerin verhältnißmäßig etwas matt skizzirt erscheint. Doch stellen ihn wenigstens seine Nebenbuhler nicht in Schatten. Deren sind zwei; Rambleton, dem Dougaldine durch ihre beiderseitigen Verwandten zur Braut bestimmt ist, und Erwin, ein Dandy-Löwe Nordamerikas, eine „Existenz," oder auf deutsch ein Stutzer ersten Ranges. Der letztere verführt den erstern, der durch seine europäische Reise sich bedeutend verändert, sich Dougaldinen, die ihn wirklich beim ersten Wiedersehen nicht mehr gekannt hat, unter einem falschen Namen als ein ganz Fremder vorzustellen. Rambleton thut das, spinnt die Intrigue fort und trägt ihr sogar unter dem fremden Namen Herz und Hand an. Dieser Betrug beleidigt sie aber so, daß sie, als entdeckt wird, wer er eigentlich ist, trotz des Zuredens ihrer Verwandten, seine Hand ausschlägt.

Hier schließt der Roman einstweilen ab. Wir hoffen, er wird fortgesetzt und Dougaldine wird zuletzt in Wilhelms, Rambleton in Luitgardens Arme geführt werden. Denn so scheint es die poetische Gerechtigkeit und der Titel des Romans zu verlangen.

Die Charakteristik in diesem Roman ist ausgezeichnet. Viele lächerliche, viele unwürdige Seiten der Nord-Amerikaner treten hervor, aber nie wird die Achtung

verletzt, die ihrem Staate, die der kräftigen Männlichkeit des Volks im Allgemeinen gebührt. Die Dandies, die Nachahmer europäischer Modethorheiten, werden verspottet; auch auf die schmutzigen, tabakkauenden Demagogen fällt ein verächtlicher Blick; aber was in der Mitte zwischen der aristokratischen Affektation und dem plebejischen Cynismus liegt, das stolze, freie, reiche Bürgerthum wird uns von der anziehendsten Seite geschildert und besonders die weibliche Würde und Grazie, die allgemein an den Amerikanerinnen bewundert werden und die ein reines Produkt der Natur und der Freiheit sind, indem sie der Kultur nur wenig zu verdanken haben.

Hin und wieder hätte der Verfasser sich vielleicht kürzer fassen sollen. Einige Dialoge scheinen uns mit zu vieler Redseligkeit ausgesponnen, obgleich im Allgemeinen die gefällige Suada, die in diesem Buche spricht, nicht sein geringster Vorzug ist.

2) Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Spanischen. Die Nachbarn. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Ein echter Damenroman. Briefe einer jungen Frau zwischen ihrem Hochzeitstag und Kindbett geschrieben und wie der Titel sagt, ganz aus dem alltäglichen Leben geschöpft. Die Briefstellerin ist aufs Land verheirathet und beschreibt ihre neue Lage, ihr eheliches Glück, ihre kleinen Neckereien mit dem Mann rc. mit weiblicher Schreibseligkeit und beständig guter Laune, ohne daß sich ihre Auffassung und Schreibart über das Gewöhnliche erhebt. Man weiß nicht, wollte sich die Verfasserin nicht zu etwas mehr Poesie erheben oder verbarg sie das Nichtkönnen hinter das Nichtwollen. Die gute Laune der jungen Frau macht einen erfreulichen Eindruck, allein der Mangel an Geist mißfällt. Die Scherze über ihren Mann, der zufällig Bär heißt, die häuslichen Späßchen, die sich ewig um dieses Wortspiel drehen, bis neben dem großen Bären auch noch der kleine zum Vorschein kommt, sind doch gar ordinär und werden durch ihre allzuhäufige Wiederholung lästig.

3) Axel. Von der Verfasserin der Cousinen, der Freunde, der Frauen rc. Aus dem Schwedischen von T. Eichel. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Die Verfasserin versteht das alltägliche Leben, besonders das häusliche Walten einer alten Tante und dergleichen meisterlich zu schildern. Doch erhebt sich dieses Genre bei ihr niemals zum Humor und so wird man am Ende doch nicht genug davon gefesselt. Der Held des vorliegenden Romans ist ein junger reicher Gutsherr, den aber ein eigner Unstern verfolgt, der aller seiner Vorzüge ungeachtet kein Glück in der Liebe hat, dabei kränkelt, Blut auswirft und so am Ende in seinen besten Jahren jämmerlich hinstirbt.

4) Täuschungen. Von derselben, daselbst, 1839. Zwei Theile.

In diesem Roman ist etwas mehr poetischer Aufschwung. Die unglückliche Heldin desselben, Ottilie, erfährt bis an ihren frühzeitigen Tod die bittersten Täuschungen des Lebens. Die letzte und in der That poetisch aufgefaßte ist folgende. Sie sieht das Kind ihres treulosen Geliebten, schickt die Mutter fort und liebkost das schöne Kind, indem ihre Eifersucht gegen die Mutter von der Liebe zum Vater überwältigt wird.

5) Familienleben in Kopenhagen. Aus dem Dänischen von Kruse. Daselbst.

Ganz gewöhnliche Dinge aus der höhern bürgerlichen und Beamtenwelt, kleine Familien- und Herzensangelegenheiten, am Schluß eine Hochzeit. Alles von einer Dame erzählt.

6) Lebensbilder aus Dänemark. Von Karl Bernhard. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1840.

Im ersten Bande die Geschichte eines armen Mädchens, die im Hospital von einem jungen Arzt verführt und, nachdem sie ein Kind geboren, von ihm verlassen wird. Sie ergibt sich fromm in ihr Schicksal; er aber, obgleich reich und vornehm geworden, wird durch ein böses Weib unglücklich. Im zweiten Bande finden wir ein ländliches Sittengemälde, das ungleich heiterer ist, kleine Begebenheiten und Unterhaltungen einer gebildeten Familie auf dem Lande. Der Verfasser hat ein ruhiges und klares Gemüth, doch auch etwas vom nordischen Phlegma, von jener besonders den englischen Romanen eigenthümlichen Neigung, in die Breite zu schreiben und ganz kalt fortzufahren, wenn der südliche Leser die Geduld verliert. Man höre z. B. folgende humoristische Einleitung in die ländliche Erzählung: „Das Königreich Dänemark ist ein kleines Land; es steht in der Geographie, daß es nicht viel über tausend Quadratmeilen enthalte, aber es steht so vieles in der Geographie; so auch, daß die Sprache, welche von den Einwohnern in dem dazu gehörenden Herzogthum Holstein gesprochen wird, die plattdeutsche ist, und jetzt hat man neulich sowohl gehört als gedruckt gelesen, daß es die Schleswig-Holsteinische sey, und daß diese Sprache sich viel weiter erstrecke, als man bisher geglaubt. Neue Entdeckungen erwecken immer ein eigenes Interesse; es ist wenigstens etwas

Neues darin. Folglich sind die alten Geographen, Gott sey Dank, nicht zuverlässiger als andre alte Ueberlieferungen, und man darf noch hoffen, es werde einmal, früher oder später entdeckt werden, daß Dänemark eigentlich nicht so klein ist, wie Viele bisher geglaubt haben. Dies mag nun seyn wie es will, so ist das Land immer groß genug, um darin ein Geheimniß zu verwahren, besonders, wenn man ein bischen vorsichtig ist; und da es innerhalb seiner Grenzen nicht weniger als neunzehn Grafschaften und fünfzehn Baronien — obgleich hundert Mal mehr Grafen und Baronen — sowie endlich Eintausend und zwölf Güter einschließt, so wird es wahrlich nicht so ganz leicht für den Leser seyn, ausfindig zu machen, wo das Gut Holum des Barons Breide gelegen sey. Sowohl der Baron als das Gut sind nämlich hier mit Namen angeführt, die Island angehören; denn darin liegt eben das Geheimniß, was der Baron eigentlich heiße, und, wo das Gut eigentlich zu finden sey. Für diejenigen, die dieses wohlverwahrte Geheimniß zu entdecken wünschen könnten, wird hinzugefügt, daß Island zu den oben erwähnten tausend Quadratmeilen nicht mit zugerechnet ist, eben so wenig wie die Färöerinseln oder die Colonien in Asien, Afrika und Amerika. Holum liegt innerhalb derjenigen Grenzen, welche gegen Norden sind die Nordsee, gegen Osten das Kattegatt, der Oeresund und die Ostsee, gegen Süden die Elbe, Mecklenburg, Hamburg, Lübeck, und gegen Westen die Nordsee, oder, wie man auch sagt, das Westmeer. Aber demungeachtet liegt Holum nicht auf Bornholm; ich will die Neugierigen nicht auf Abwege führen und sie zu einer fruchtlosen Reise von zwanzig Meilen hin und ebenso viel wieder zurück verleiten. Und jetzt glaube ich, daß die geographische Lage bestimmt genug angegeben ist, besonders für die Mehrzahl im Publikum, welche doch nicht mein Buch liest."

Trotz dieser entsetzlichen Bequemlichkeit der Rede fehlt es in den Erzählungen des Verfassers nicht an guter Charakterschilderung und einer gewissen Sinnigkeit, die immer wohl thut, wo man sie findet.

7) Archibald Stewart. Episode aus dem Jugendleben eines jungen Kaufmanns, von William Fancy. Leipzig, J. J. Weber, 1840.

Wir hätten erwartet, von einem Engländer, wenn er über norddeutsche Verhältnisse schreibt, etwas Tieferes und Geistreicheres zu lesen. Er sagt aber kaum mehr von Hamburg, als daß es dort sogenannte Suitiers, und von Berlin, daß es dort ein besuchtes Haus gibt, dessen Besitzer Stehely heißt. Das Wenige, was über deutsche Literatur hin und wieder eingestreut ist, enthält manches Wahre, aber nichts Neues, z. B. daß die Theaterkritik in Deutschland ein Augiasstall sey.

8) Dämmerungen von Ludwig Koßarsky. Zwei Bändchen. Berlin, Barasch, 1840.

Kleine Erzählungen und Novellen, aus dem modernen Leben geschöpft, handelnd von Studentenliebe, Assessorenbräuten, zärtlichen Bauconducteurs, auch von Baronen und Grafen und ihrer glücklichen Verheirathung. Im zweiten Bändchen kommen einige ernstere, ja düstre Erzählungen vor. Das Talent des Verfassers eignet sich indeß, wie es uns scheint, mehr für das heitre Genre.

9) Genfer Novellen. Nach dem Französischen von R. Töpffer. Herausgegeben von Heinrich Zschokke. Zwei Bändchen. Aarau, Sauerländer, 1839.

Diese ursprünglich französisch erschienenen Novellen haben beim französischen Publikum nicht viel Glück gemacht, da sie nur zarte idyllische Gemälde enthalten und von guten Menschen und von stillem Familienglück handeln. Mit Recht bedauert der Herausgeber, daß die neuere französische Poesie dergleichen sanfte Lebensbilder verschmäht und sich nur in Darstellungen der unmenschlichsten Greuel, Verbrechen und Laster gefällt. Indeß würden die Dichtungen des Herrn Töpffer mehr auf Beifall Anspruch machen können, wenn darin neben der edeln Gesinnung und der liebenswürdigen Gemüthlichkeit auch etwas mehr Phantasie zu finden wäre.

10) Erlebnisse des Herzens. Liebesnovelle. Von E. Ferrand. Berlin, Kruse, 1839.

Herr Ferrand ist ein lyrisches Gemüth. Auch seine Erzählungen in Prosa haben einen lyrischen Charakter, etwas von Werthers Leiden. „Blüthenduft hauchte mir entgegen; in den blühenden Zweigen eines Lindenbaumes spielte der röthliche Strahl der Abendsonne, — hab' ich nicht unter diesem Baum einst vor langer, langer Zeit mit einem schönen, blonden Mädchen gesessen, — wie hieß sie doch? — und der Erglühenden vergessenes, süßtolles Zeug vorgeplaudert? Schauten damals nicht auch die beiden niedlichen Kinder mit den großen blauklaren Augen aus dem Fenster drüben, und erinnerten wir uns damals bei diesem Anblick nicht an unsre Kindertage? Erzählte sie mir nicht von einem kleinen fernen Sädtchen, wo sie geboren sey, — wie hieß es doch? Sah ich nicht Alles deutlich vor mir, wovon sie sprach? Das kleine Haus und die Straße, wo ihre Eltern wohnten, das Gärtchen hinter dem Hause, wo sie Veilchen und Maiblumen pflückte, den weiten dunkelgrünen Wald, wo sie mit ihren Gespielinnen Erdbeeren suchte? Gestalteten sich nicht bei ihren Worten so viele niegesehene Bilder vor meinem Geist?

Gewann ich nicht mit einem Male jedes Plätzchen so lieb, wo sie jung gewesen war? Hab' ich nicht in diesen Baum meinen und ihren Namenzug geschnitten, — ihren Namenszug? Wie lautete doch der süße Name, den ich so gern hörte, den ich so gern, so oft aussprach? Und wenn ich ihn aussprach, war mir immer, als betete ich. Warum kann ich mich nicht mehr auf diesen Namen besinnen, der mir so lieb war, daß ich einst auf der Straße ein fremdes Kind küßte, bloß weil s von einer Gespielin mit diesem Namen gerufen wurde, dessen Echo lange Jahre nicht in meinem Herzen verhallte? — Ich weiß ihn nicht — keine Spur von eingegrabenen Zügen in der Rinde des Baumes — ich habe das Alles nur geträumt, und auch jenes hübsche blondlockige Mädchen, das ich so deutlich vor mir sehe, ist nur Traumgebild." Das ist so lyrisch, als ob es in Versen gedichtet wäre. Und von dieser Art sind durchgängig die hier geschilderten „Erlebnisse des Herzens," süße und wehmüthige Erinnerungen, Träume, stille Freuden und Klagen.

11) Eduard Elsen. Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. Zwei Theile. Berlin, Voß, 1839.

Ein enthusiastischer junger Student findet sich durch die Gegenwart nicht befriedigt und sucht etwas Höheres, im ersten Bande in der Begeisterung für Religion, im zweiten Bande in der Begeisterung für Freiheit und Vaterland. Am Schluß kühlt er sich ab, heirathet und geht zur Praxis über. Die Begeisterung ist ordinär studentenmäßig und der Held that daher ganz wohl, sich um eine Assessorsstelle zu bemühen.

Reisehandbuch.

Handbuch für Reisende in Italien von Dr. Ernst Förster. Mit 10 in Kupfer und Stein gravirten Plänen. München, Lit.-artistische Anstalt, 1840.

Ein mit äußerster Eleganz gedrucktes Werk, das zugleich alle früheren italienischen Reisehandbücher durch klare Anordnung, Reichhaltigkeit und Gründlichkeit übertrifft. Herr Ernst Förster war lange in Italien, hat dort interessante Kunstforschungen angestellt, Land und Leute, Alterthümer und Kunstschätze genau kennen gelernt und Autopsie, so wie die Benützung der besten Quellen und der zahlreichen vorangegangenen, von ihm gesichteten und ergänzten Topographien Italiens setzten ihn in den Stand, ein in seiner Art musterhaftes Werk zu liefern, das sich sehr zu seinem Vortheil von den flüchtigen Compilationen unterscheidet, wie sie jetzt so häufig auf Spekulation geschrieben werden, und das dem Reisenden, der es sich anschafft, wahren Nutzen bringen und die umsichtigste und praktischeste Belehrung ertheilen wird.

Zuerst handelt das Werk von den Pässen, vom Gelde, von den Reisegelegenheiten, von der Lebensweise, von allen Kategorien des Volks, mit denen man zunächst zu thun hat, Wirthe, Kutscher rc., und unterrichtet den Reisenden von einer Menge Kleinigkeiten, deren Kenntniß durchaus nothwendig ist, wenn man sich nicht einer Menge kleiner Verlegenheiten aussetzen will, Verlegenheiten, die dem bekannten Herrn Nicolai, wie man weiß, sogar sehr groß vorgekommen sind. Dann gibt das Handbuch ein Verzeichniß der Haupttouren durch Italien und eine Statistik aller italienischen Staaten, ferner eine sehr lehrreiche Uebersicht der Geschichte Italiens und zwar nicht bloß der politischen, sondern auch der Kunstgeschichte. In diesem Gebiet ist der Verfasser als Künstler und Kunstkritiker vollkommen zu Hause und besonders durch diese Parthie empfiehlt sich sein Werk dem Reisenden.

Den Hauptinhalt des Buchs macht aber die alphabetische Topographie aus, in der alle irgend nennenswerthen Orte Italiens verzeichnet und außer den für jeden Reisenden zunächst praktischen Notizen über Gasthöfe, Posten rc., alle ihre Schönheiten, Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümer, wichtige Gebäude, öffentliche Anstalten, Kunstwerke rc. beschrieben, die bedeutendsten historischen Erinnerungen derselben, besondere Sitten, lokale Sagen, berühmte Männer rc. erwähnt sind. In diesen außerordentlich fleißigen, reichhaltigen und doch nicht zu ausgedehnten, sondern die Sache immer klar und scharf charakterisirenden Beschreibungen ist wieder das Historische und Kunstgeschichtliche mit besonderer Liebe und bis auf die genaue Beschreibung der einzelnen Säle in den größern Kunstsammlungen mit der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit behandelt, die den Verf. auszeichnen. Es ist uns noch kein Werk über Italien bekannt, in welchem der kunstliebende Reisende, namentlich der Künstler selbst, deren jährlich so viele zum Lande des Schönen wallfahrten, auf so zweckmäßige Weise orientirt, in dem er auf so viele interessante Dinge aufmerksam gemacht wird. Auch ist überall zugleich auf die Literatur Rücksicht genommen und wird der Leser auf die ausführlichen Werke hingewiesen, die über jeden betreffenden Ort oder Kunstgegenstand noch näheren Aufschluß geben. Ein alphabetisches Namensverzeichniß aller berühmten italienischen Künstler schließt das Ganze. Die netten Pläne veranschaulichen die Grundrisse der bedeutendsten Städte, auch des alten Pompeji und des Forum Romanum.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. März 1840.

Reise.

Meine Wanderung nach Palästina. In Briefen an einen Geistlichen der Diözese Passau. Von J. N. Visino, damaligem Feldkaplan und Garnisonsprediger in Athen. Mit Plänen und Zeichnungen. Passau, in Commission der Pustet'schen Buchhandlung, 1840.

Das h. Land beschäftigt die neuere Zeit wieder mehr, als die frühere. Erst unlängst haben v. Schubert, v. Geramb, v. Lamartine ihre sehr interessanten Reisen dahin beschrieben, und Karl von Raumer hat eine meisterhafte Geographie des Landes herausgegeben.

Herr Visino ist ein noch junger katholischer Geistlicher, ein praktischer, für sich einnehmender Mann, tüchtiger Feldprediger. Er ging aus Bayern auf einige Jahre nach Griechenland und benutzte diese Gelegenheit, auch das h. Land zu sehen, das er mit den reinen Empfindungen eines frommen Geistlichen beschreibt, jedoch ohne jede frömmelnde Ziererei. Ueber Griechenland faßt er sich kurz und bemerkt nur, daß er es mit einem andern Urtheile zum ersten Mal gesehen, mit einem andern verlassen habe, in mancher Erwartung getäuscht. Er begab sich zur See vorerst nach Aegypten und stand einen heftigen Sturm aus. Ueber Aegypten äußert er, was alle Reisende äußern, die sich durch Mehemet Alis Gnadenbezeugungen nicht haben schmeicheln lassen oder nicht eine besondere Absicht mit dem Lobe verbinden, welches sie der ägyptischen Regierung spenden. Er fand den Zustand des Landes und Volks kläglich. „Tiefes Mitleid erweckt der Anblick der armen Fellahs, der Bewohner dieser Kothhöhlen und Bebauer des Landes. Denn abgesehen davon, daß sie nur höchstens den fünften Theil der Früchte, welche sie ernten, für sich behalten dürfen, so muß der Anbau der Felder nur durch Weiber, Kinder und Greise geschehen, welche häufig mit Peitschenhieben zur Arbeit genöthigt werden; indem alle waffenfähigen Männer von 14—60 Jahren im Heere des Pascha sich befinden. Die Armuth dieser Leute ist so groß, daß oft die Gesammt-Garderobe einer ganzen Familie nur in einem einzigen Hemde aus blauem Baumwollenzeuge besteht, dessen sie sich abwechselnd als Kleidung bedienen. Kinder beiderlei Geschlechts, bis zu 10 oder 12 Jahren gehen durchgehends nackt und verrathen in ihrem unbefangenen Verkehr auch mit Fremden nicht eine Spur von Schamgefühl. Oft sieht man diese Armen, gleich den Thieren, Gras oder andere sonst nur thierische Nahrung verschlingen, um ihren nagenden Hunger zu stillen; Viele werden, in diesem Lande des Ueberflusses, der fettesten Ernten, der wunderbaren Fruchtbarkeit — buchstäblich wahr — vom Hunger aufgerieben. Daß bei diesen Verhältnissen von einer Kultur des Geistes, von Religion und Sittlichkeit oder andern, eines vernünftigen Wesens würdigen Begriffen und Gefühlen unter diesen Unglücklichen gar keine Rede seyn könne, bedarf keiner weitern Erörterung. — In sittlicher Hinsicht verdiente Kahiro, wegen der halb und ganz öffentlich hier getriebenen Entweihung aller Menschenwürde, und zwar in den empörendsten Formen, welche eine deutsche Feder nimmer zu schildern vermag, sehr wohl einen Platz unter jenen doppelt versunkenen Städten, welche jetzt die Wasser des todten Meeres decken. Bei einem solchen Leben, im Bunde mit solcher Armuth, solcher Nahrung und Wohnung, ist es denn kein Wunder, daß jede hier ausbrechende Seuche zu einem furchtbar verheerenden Charakter sich gestalte ꝛc." Genug. Der Verfasser bestätigt, was Rüppel gesagt hat, in jeder Weise.

Da übrigens schon so viel über Aegypten geschrieben ist, wollen wir bei der Schilderung dieses Landes nicht verweilen. Der Verf. sah die Pyramiden ꝛc. Auf seiner Nilfahrt begegnete ihm ein Schiff, aus dem ihm das deutsche Lied „am Rhein, am Rhein" entgegentönte, in das er sogleich mit einstimmte. In einer Moschee wurden keine Christen, wohl aber Christinnen zugelassen,

„weil die Frauen keine Seele haben, also weder zu den Gläubigen noch Ungläubigen gehören.“

Herr Visino ging von Aegypten aus nicht durch die Wüste, sondern wieder zur See über Beirut nach dem h. Lande. Zuerst über den berühmten Berg Karmel nach Nazareth. Unterwegs hatte er das Vergnügen, einen großen Löwen im Freien spielen zu sehen, und das Glück, nicht von ihm beunruhigt zu werden. In der Bewunderung der Naturschönheiten am Tabor und See Tiberias stimmt er ganz mit Herrn v. Schubert überein. Die h. Stätten alle in und um Jerusalem hat er besucht und beschrieben, zum Theil historisch-kritisch.

Mit Schmerz gedenkt er der unwürdigen Behandlung, welcher sich die Christen noch immer im gelobten Lande ausgesetzt sehen. Er schildert eine katholische Prozession zum h. Grabe. „Vor dem Allerheiligsten gingen vier weißgekleidete Chorknaben, welche aus zierlichen Körbchen den Weg mit Blumen bestreuten; aber kaum hatten diese lieblichen Zeichen kindlicher Ehrfurcht den Boden berührt, so stürzte sich auch schon ein Knäuel von Kindern und Erwachsenen mit Geschrei darüber her, um sie wegzuhaschen, stießen, schlugen und schimpften sich, zerrten einander bei den Haaren, entrissen sich wechselnd die erbeuteten Blumen, und unterbrachen häufig den geordneten Zug der Väter und Gläubigen, welche endlich die Türken zu Hülfe rufen mußten, die dann mit ihren langen Stöcken tüchtig auf diese schnöden Entweiher des Heiligthums losschlugen. Es war ein empörender Skandal, der mich heftig versuchte, als Gehülfe der Türken mitzuarbeiten. Noch mehr; in den Säulengängen, welche das Heiligthum umschließen, standen griechische und armenische Geistliche, welche sich gegenseitig zu überbieten strebten, mit spöttischen Grimassen und schallendem Gelächter die religiöse Handlung der Katholiken zu verhöhnen. Du kannst Dir vorstellen, liebster Freund! was hiebei in meinem Innern vorging, und wie ganz verschieden die Empfindungen, mit welchen ich das so schändlich entweihte Heiligthum verließ, von jenen waren, welche beim Eintritte in seine erhabenen Räume mich erfüllten.“

Mit Schmerz und Entrüstung denkt der kräftige junge Christ und Priester, wie wenig im Grunde dazu gehörte, dem h. Grabe und dem schönen Jugendlande der evangelischen Verheißung die Ehrfurcht zu sichern, die ihm ziemt. „Für jedes Zwanzigtausend der damals in den Kreuzzügen Geopferten nur Ein Tropfen Tinte auf diplomatische Weise jetzt verwendet — und die Christenheit ist wieder in dem Besitze ihres Ersten Heiligthums. — Ein Tropfen Tinte für Zwanzig Tausend Menschen! Zwanzig Tropfen Tinte für — das Grab Christi!! — Liebster Freund! verwahre ja — ich bitte — diesen Brief recht wohl; damit diese Stelle kein Ungläubiger zu lesen bekomme! Was müßten diese von unsern christlichen Fürsten denken!“

Ein ähnlicher Gedanke kam den Verf. auf der Rückreise an, als er bei Cypern vorbeifuhr. „Man kann sich unmöglich der Betrübniß erwehren, wenn man Cypern sieht, wie es ist, und dabei erwägt, wie es seyn könnte. Dieser Boden, überall kulturfähig, überall fruchtbar, diese nach allen Seiten hin abgedachten Flächen, in der Mitte von hohen bewaldeten Gebirgen durchzogen, aus welchen Tausende von Quellen, gleich den Venen und Arterien in einem lebenden Körper, das Erdreich nach allen Seiten hin befruchtend und belebend durchdringen, wo Alles — Alles gedeiht, Oel, Wein, Früchte aller Art, Seide, Baumwolle, Zucker, wo die nun flachen und durch Berge gedeckten Küsten fast überall durch Buchten und Häfen und Ankerplätze eine sichere Stätte den Schiffen bieten, welche nach allen Seiten hin des Landes unversiegbaren Reichthum fremden Küsten zuführen könnten, Millionen reicher glücklicher Bürger nährend, während jetzt kaum 40,000 immer und immer neu beraubter Unglücklicher darauf seufzen — fürwahr! man müßte kein Gefühl für Gottes schöne Schöpfung haben, um nicht von Unwillen zu entbrennen gegen den Menschen, der sie mit aller Gewalt so schändlich verunstaltet! — Gottes Güte hat diese Insel zum Paradiese geschaffen — aber der Mensch hat sie zur öden Wüste umgestaltet!“

Wir empfehlen dieses Werk eines frischen und gesunden Geistes, in dem tiefe Frömmigkeit sich paart mit edler Theilnahme an den Geschicken der Welt.

Lyrische Dichtkunst.

Lyrisches. Von E. Ferrand. Berlin, Krause, 1839.

Die nicht eben wohllautenden Ueberschriften, die mit einem ches und sches endigen und die, wenn wir nicht irren, zuerst Goethe beliebt hat, fangen an überhand zu nehmen. Man sagt nicht mehr lyrische Dichtungen, dramatische Werke, Landesgeschichte, Landesbeschreibung ꝛc., sondern Lyrisches, Episches, Dramatisches, Geschichtliches, Landschaftliches ꝛc. und sofern in jüngster Zeit Sammlungen des Gemischtesten vorkommen, könnte man über manches Buch Ches oder Sches schlechtweg setzen.

Was aber „das Lyrische“ des Herrn Ferrand betrifft, so vergessen wir gern den uns mißtönenden Titel über den Inhalt. Seine Lieder sind mild, zart und zärtlich; meist Liebeslieder, voll eines innigen Gefühls, mehr zur Wehmuth, als zum Frohsinn neigend. Unbefriedigte Sehnsucht oder die Schmerzen der Trennung, und selbst im heitersten Sonnenlicht ein trüber Schatten, im Vollgenuß der Liebe eine Erinnerung an das Grab, also vorzugsweise ein tragischer Zug charakterisirt diese Gedichte, die übrigens formell vollendet sind.

Für das Musikalische des Versbaus hat Herr Ferrand sehr viel Sinn und wiegt sich anmuthsvoll in der Welle des Wohllauts. Man höre z. B.:

Auf die grüne Erde lächelt
Mild der Himmel, klar und blau,
Und der Frühlingswind durchfächelt
Duftberauscht die Blüthenau.
Auf mich nieder schneiet leise
Die Akazie Blüthenschnee,
Und es singt in alter Weise
Nachtigall ihr süßes Weh.

Ach! ich weiß nicht, was so bange
Schauert durch die heiße Brust —
Flieht nicht in dem Zeitendrange
Dieser Frühlingstraum der Lust?
Werden nicht die Nachtigallen
Bald verstummen, frühlingssatt,
Werden nicht die Blätter fallen
Welk und farblos, wintermatt?

In mehreren Gedichten zeigt sich Herr Ferrand als Landschaftsmaler oder gibt dem Ausdruck seiner Gefühle einen passenden landschaftlichen Hintergrund, wie Karl Mayer. Einige dieser Bilder sind sehr schön und unmittelbar aus der Natur geschöpft, z. B.

Herbstthau.

Der Frühling ist gestorben,
Und Herbstesfäden ziehn;
Der Wind jagt welke Blätter
Auf hingewelktem Grün.

Der Himmel ist nebeltrübe,
Die Erde kalt und naß;
Herbstthau hängt an den Zweigen,
Herbstthau liegt auf dem Gras.

Mir scheint die Erd' ein weites,
Ein thränennasses Grab,
Und herbstlich thaut es leise
Aus meinen Augen herab.

Im Wagen.

Die heißen, stillen Lüfte
Flimmern und zittern und wogen;
Die Sonne träumt mittagschläfrig
Am blauen Himmelsbogen.

Schnell fliegen am Wagen vorüber
Die Häuser und Sträucher und Bäume —
So fliegen an meiner Seele
Vorüber die buntesten Träume.

Am Fenster.

Die nassen Bäume rauschen,
Der Wind braus't um das Haus;
Wir stehn am offnen Fenster,
Und schauen schweigend hinaus.

Dort drüben auf den Bergen
Liegt heller Sonnenschein,
Und hier schlägt kalter Regen
Zum Fenster wild herein.

Dort drüben möcht' ich stehen
Auf steiler Felsenwand,
Und mit Dir niedersehen
Auf das weite, dunkle Land.

Und mögen finstre Nebel
Sich ballen im tiefen Thal,
Wir ständen frei und fröhlich
Im hellen, warmen Strahl!

Das schöne Gedicht, womit die Sammlung eingeleitet wird „das Herz," steht fast im Widerspruch mit den übrigen Gedichten, indem es ein wildes Herz ankündigt, das wir nachher als ein sehr sanftes kennen lernen:

Die stärksten Geister bannte Zauberkraft
In engen Raum mit Salomonis Siegel;
Nichts konnte lösen ihre stumme Haft,
Nichts brechen jene unsichtbaren Riegel.

Und wie ein ungezähmter Löwe wild
Im Kerker tobt, die ehr'nen Pfosten schüttelnd,
So in dem magischen Gefäße schwillt
Es grimmig auf, am Zaubersiegel rüttelnd rc.

Die meisten Gedichte sind Erinnerungsblätter einer unschuldigen jugendlichen edeln Liebe, wie sie in der deutschen Poesie so oft vorkommen:

Wenn du in kosendem Plaudern
In meinem Arm erglühst,
Und dann verstummend, still selig
Mir in das Auge siehst rc.

* * *

In dem Garten geht die Süße,
Lind umweht vom Morgenhauch,
Und ihr nickt Geschwistergrüße
Jede Blum' am Rosenstrauch rc.

Die wenigsten Lieder aber sind heiter, überall mischen sich Todesgedanken ein:

Wir saßen allein im Zimmer
Im letzten Abendstrahl,
Der durch die Schatten der Pappeln
Sich leis verglühend stahl.

Du ruhtest mir am Busen
So todesahnungsvoll,
Daß auch mein Herz erbebend
Von Grabesbangen schwoll rc.

* * *

Wir standen vor einem Grabe,
Umweht vom Fliederduft;
Still mit den Gräsern des Hügels
Spielte die Abendluft.

Da sprach sie bang und leise:
Wenn von der Welt ich schied
Und kaum mein Angedenken
Noch lebt in deinem Lied;

Wenn du auf weiter Erde
Verlassen und einsam bist,
Und nur im Traum der Nächte
Mein Geist dich leise küßt:

Dann komm' zu meinem Grabe,
Von Flieder und Rosen umlaubt,
Und neig' auf die kühlen Gräser
Das heiße, müde Haupt.

Neben der glücklichen Liebe in Trauer findet auch die unglückliche Liebe ihre Stelle. Hier ein bezeichnendes Gedicht:

Die Menge rief: welch schönes Paar!
Du schrittest an mir vorüber
Gesenkten Auges zum Altar —
Mein Auge wurde trüber!

Wie war der Myrthenkranz so grün —
Ich weiß nicht, warum ich lachte,
Warum noch meine Wangen glühn —
Ich weiß nicht, woran ich dachte.

Das bindende — trennende Wort erklang, —
Glaub' nicht, daß ich elend werde!
Ich lächelte fast, doch neben mir sank
Ein bleiches Mädchen zur Erde.

Wir gestehen, daß uns diese Situation nicht gefällt. Thut es sich nicht, daß man den Nebenbuhler ausstechen, beziehungsweise todtschießen kann, so bleibe man wenigstens weg und sehe nicht zu, wie der Nebenbuhler triumphirt.

Ohne Zweifel sind die Gedichte am schönsten, in welchen Herr Ferrand das Fortrücken der Zeit bemerkt, ohne grade trübe Grabgedanken daran zu knüpfen. Hier wird die Resignation zur wahren Lebensweisheit und zur liebenswürdigsten Humanität. Man kann wohl kaum zartere Gefühle äußern, als wenn die Zeit der Liebesstürme vorüber ist und das Herz doch noch schlägt. Wer möchte daher die Schönheit der Seele verkennen, die in folgendem Liede sich ausspricht:

Gleichgültig bin ich dir vorbei gegangen,
Als ich dich sah im Jugendglanze prangen,
Als rosengleich die zarte Wange blühte,
Als sternenhell das heitre Auge glühte.

Du warst so schön, umdrängt, geliebt, gefeiert —
Der Spiegel meiner Seele blieb verschleiert;
Nie strahlt' er deine holden Züge wieder,
Verblichnen Träumen klangen meine Lieder.

Dir bebten nimmer meines Herzens Saiten —
Ich sah dich lächelnd durch das Leben schreiten,
Vorüberziehn gleich flücht'gen Meteoren —
Bald hatt' ich aus dem Auge dich verloren. —

Ich sah dich wieder, Jahre sind vergangen;
Die Rosenblüthe schwand von deinen Wangen,
Dein Herz pocht bang', als hätt' es schwer zu tragen,
Dein stummes Auge spricht in stummen Klagen.

Sein heller Sternenglanz ist bleich ermattet,
Von düstern Trauerwolken überschattet,
Und selten nur und flüchtig ist's, als glänz' es
Im Nachglanz eines früh' verblühten Lenzes.

Das fühl' ich klar: dein Frühling ist verglommen,
Und vor dem Sommer ist dein Herbst gekommen;
Durchfrostet sind des Herzens öde Räume,
Wie Frühlingsblumen welkten deine Träume.

Ich weiß es nicht, was deine Brust durchbebte,
Was dieses stummgepreßte Herz erlebte,
Ich kenne nicht den Wurm in dieser Rose,
Die an dem Stengel zittert todeslose.

Ach! schau' ich in mein Herz, steh' ich durchschauert —
Ob eine Blüthe nur dies Herz betrauert,
Die, von dem Sturm des Lebens rauh verwehet,
Zerblättert bebt, und welkt und still vergehet? —

Ist's nicht, als grüßten sich zwei Herzverwandte,
Die lange fern ein böser Zauber bannte?
Geht nicht ein Band, aus Sehnen, Wunsch und Schmerzen
Gewebt, von meinem hin zu deinem Herzen?

Es folgen noch ein paar Verse; wir glauben aber, das Gedicht hat hier seinen Schluß.

Ist der Verf. in Ausdruck der Gefühle ein Meister und zugleich ein guter Landschaftsmaler, so scheint er weniger glücklich in Metaphern. Er vergleicht z. B. die blauen Augen seiner Geliebten mit dem blauen Meere, in welchem eine Stadt versunken ist, deren Glocken zuweilen noch vernommen werden. Das ist zu gesucht. Auch einige kleine Ausdrucksweisen, z. B. mir ist so eigen, so seltsam, so wundersam, ich weiß nicht, wie mir ist 2c. sollten weniger oft wiederkehren.

In dieser Sammlung finden sich auch drei Romanzen, eine aus dem Hussitenkriege, eine vom Piast (sehr bekannt) und eine von der Hochzeit mit des Seilers Tochter (dem Galgen, ebenfalls bekannt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. März 1840.

Reisehandbücher und Topographien.

1) Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg. Von Gustav Schwab. Mit zwei Stahlstichen und zwei Karten. Zweite sehr vermehrte Auflage in zwei Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840.

Eine neue Auflage des reichhaltigen Werkes, das Gustav Schwab, der Dichter, vor mehreren Jahren als Seitenstück zu seiner noch früher erschienenen Beschreibung der Neckarseite der schwäbischen Alp herausgab. Der schöne Bodensee entbehrte bisher eines so liebevollen Auges und einer so fleißig zeichnenden Hand. Als der größte See in Deutschland, reich an Naturschönheiten wie an geschichtlichen Erinnerungen, verdient er die ausführliche Beschreibung, die ihm hier geworden ist. Der erste Theil umfaßt die Schilderung des Landschaftlichen und des Geschichtlichen, der zweite das Topographische, mit einer Zugabe von Gedichten des Verfassers, deren Gegenstand hauptsächlich historische Erinnerungen und Sagen vom Bodensee sind.

Unter der ersten Rubrik „Landschaftliches" werden zuerst die entfernteren Ueberblicke über den See, z. B. die berühmte Aussicht von der Waldburg in Schwaben, die eben so berühmte vom Heiligenberge und die von Hohentwiel aus hervorgehoben, dann die schönsten Anblicke des Sees unmittelbar am Ufer desselben, der reizenden Inseln Mainau und Reichenau, der malerischen Städte, Schlösser und Gebirge. Sodann wird noch ein Blick ins Rheinthal geworfen.

Die zweite Rubrik umfaßt auf 235 Seiten die Geschichten der an den Bodensee grenzenden Landschaften. Hier stritten schon in uralten Zeiten Alemannen und Römer. Hier war der Stammsitz des berühmten Welfischen Geschlechts. Hier ging das Hohenstaufische unter, dessen letzter Sprößling Conradin seine Jugend am Bodensee zubrachte. Hier kämpften die geistlichen mit den weltlichen Reichsbeamten, Könige und Gegenkönige, später Volk und Adel. Die junge Eidgenossenschaft stieg oft von den Alpen nieder und spiegelte ihre Banner im grünen Bodensee und färbte seine Wellen mit dem Blut der Ritter und der Bauern. Als diese großen und langen Freiheitskämpfe ruhten, begannen die Glaubenskriege. Am Bodensee rauchte der Holzstoß des Johann Huß, an dem das Feuer sich entzünden sollte, das durch ganz Europa wüthete. Zwei Jahrhunderte später kamen die Rachegeister in zügellosen Schaaren. Da erblickte der uralte Spiegel des deutschen Sees fremde Feldzeichen und fremde dämonische Gesichter; Spanier, Wallonen, Croaten, Schweden und Finnen verödeten seine schönen Ufer und legten Städte und Dörfer in Asche. Als auch diese Zeit der Greuel vorüber war, sah der schöne See ein langsam beginnendes neues Leben bald wieder unterbrochen durch Zerstörungen, und abermals fremde Schaaren und Feldzeichen, vom Westen her die Sansculotten, die das Crucifix im Feuer umdrehten, wie den Braten am Spieße, und von Osten her die Kinder der Steppe, Kosacken und Baschkiren. Seit fünf-und-zwanzig Jahren aber hat der Friede neues freudigeres Leben um den See geweckt und auf ihm selbst ziehen stolz die „schwarzen Schwäne," vor denen die weißen Gletscher im Spiegel des Wassers zittern, wenn sie über ihn hingleiten. — Neben der großen Geschichte hat der Verfasser, wie billig, auch die kleinen der einzelnen Städte, Klöster, Grafschaften und Schlösser am See aufgezeichnet und die Sage und Poesie dabei nicht vergessen, denn um den Bodensee war einst der Hauptsitz der weltberühmten schwäbischen Minnesänger.

Im topographischen Theile ist zuerst die physische Beschaffenheit des Sees und seiner Ufer, die Gebirgsart, die Flora ꝛc. beschrieben. Der See bietet manche dem Naturforscher interessante Merkwürdigkeit dar, wie auch die Umgegend. Dann folgt die genauere Beschreibung

der Ortschaften am Ufer, die Eintheilung derselben nach verschiedenen Staatsgebieten (da sie österreichisch, bayerisch, würtembergisch, badisch, schaffhausisch, thurgauisch und St. Gallisch sind), das Statistische, Verzeichnisse von Karten, Prospekte rc. des Bodensees. Auch ein Katalog der kostbaren von Freiherrn von Laßberg in der Umgegend gesammelten alten Handschriften.

Die zwei schönen Stahlstiche stellen die Aussicht vom Constanzer Dom und die reizende Landschaft von Friedrichshafen mit dem gegenüberliegenden Schweizer Gebirge dar.

2) Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Mit einer historischen Einleitung von Prof. Hottinger in Zürich und herausgegeben von Gustav Schwab. Dritter Band. Mit Kupfern, Bern, Chur und Leipzig, Dalp, 1839.

Nach ziemlich langer Unterbrechung ist dieser dritte Theil eines Werkes erschienen, das sich die interessante Aufgabe gestellt hat, die merkwürdigsten Schweizerburgen zu beschreiben, wie Gottschalk die deutschen, Lindau insbesondere die Hessischen beschrieben hat.

Im vorliegenden Bande finden wir zuerst acht Burgen des Kanton Glarus von S. Heer geschildert, dann die Burg Mülinen im Kanton Schwyz, Wimmis, die Burg der einst mächtigen Freiherrn von Weißenburg im Simmenthal von Burgener; Klingenberg im Thurgau, wo der Minnesänger Heinrich von Klingenberg herstammt, von Mörikofer; Mülinen im Aargau, Homburg bei Basel, Stammsitz des berühmten Helden und Sängers, Werner von Homburg, von Lutz; Burgistein im Berner Lande, von Burgener; Bellegarde im Kanton Freiburg, von Kuenlin; Attinghausen (wohlbekannt aus Schillers Tell), von Staelin; Wartenfels bei Solothurn, von Strohmeyer; drei Burgen im Thurgau (Bußnang, Weinfelden und Grießenberg) von Pupikofer; Castelen im Aargau, von Lutz; Unspunnen im Bernischen, von Burgener. Ueberall ist die Geschichte der alten Geschlechter, denen die Burgen gehört, und der Begebenheiten, die sie erlebt, so genau als möglich nachgewiesen und die Sage dabei nicht vergessen, auch hin und wieder eine Romanze eingestreut. Es ist sehr löblich, daß man auf diese übersichtliche Weise die Erinnerungen sammelt und aufbewahrt und wir wünschen dem Werke gedeihlichen Fortgang.

3) Rheinreise von Straßburg bis Düsseldorf mit Ausflügen nach Baden, Heidelberg, Frankfurt, an die Bergstraße, durch die Rheinpfalz, die Taunusbäder, das Nahe- und Arthal. Dritte Auflage der Rheinreise von Professor Klein. Mit 12 Ansichten und einer Karte. Koblenz, Bädecker, 1839. kl. 8.

Ein nettes Büchlein mit allem, was zu einem Reisetaschenbuch gehört: Anleitung zur Reise, Orientirung im Postwesen, Reisegelegenheiten, Gasthöfe rc. Interessante Sammlungen für Kunst und Alterthum am Rhein; Darstellung des Weinbaues. Dann die Schilderung der einzelnen Landschaften und Ortschaften mit ihren Merkwürdigkeiten der Gegenwart und Erinnerungen aus der Vergangenheit. Mit Recht sind hier aus den besten Dichtern häufig Stellen citirt, die sich unmittelbar auf jene romantischen Rheingegenden beziehen und die Lektüre um so anziehender machen. Die zwölf Ansichten sind bloß Umrisse, meist von Burgen, aber gut ausgeführt.

4) Tegernsee und seine Umgegend, von Dr. J. v. Hefner. München, Fleischmann, 1838.

Kurze Geschichte des alten nicht unberühmten Klosters, dann Beschreibung des k. Schlosses und des neuen Glanzes, den die Vorliebe des verewigten König Max Joseph dem Ort verliehen; Schilderung der Naturschönheiten umher, und der Einwohner, ihrer Tracht, Sitten rc., endlich einiges Naturgeschichtliche. Es ist erfreulich, daß solche Ortsbeschreibungen immer häufiger werden. In ihnen findet man, was die allgemeinen Geographien nicht aufnehmen können, und in ihnen erhält sich manches Wissenswürdige für den Geschichtsforscher und für die Nachwelt.

5) Der Fremde in Salzburg. Salzburg, Mayr, 1838. 8.

Ein Wegweiser in der Stadt Salzburg und ihrer schönen Umgegend. Sehr zweckmäßig ist hier in engem Raum alles Merkwürdige der Geschichte Salzburgs, seiner Alterthümer, seiner berühmten Männer, seiner Anstalten, Gebäude, Umgebungen und Gebirge zusammengefaßt. Ein Prospekt der Stadt und eine Karte erleichtern die Orientirung noch mehr.

6) Guide de Salzbourg par Charlime. Daselbst. 16.

Ein noch kleineres Reisetaschenbuch, mit Kupfern und Karten, die Merkwürdigkeiten Salzburgs noch kürzer zusammenfassend, in französischer Sprache.

7) Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. Historisch-romantische Beschreibung aller Schlösser, Burgen, Kirchen 2c. Erster Band mit 12 Abbildungen. Sondershausen, Eupel, 1839. 8.

Herausgegeben von Major Friedrich von Sydow, mit Beiträgen von Bechstein, Storch, G. v. Heringen, Wachter, H. Döring, Velani 2c., illustrirt mit Lithographien, worin interessante Ruinen Thüringens 2c. dargestellt sind. Zuerst ein Ueberblick der thüringischen Geschichte von Storch, und des Harzgebirges von Schönichen. Dann 24 Schilderungen einzelner Burgen, Klöster, Kirchen 2c. von verschiedenen Verfassern. Darunter das berühmte Kloster Reinhardsbrunn von Storch, die Veste Coburg von G. v. Heringen, Walkenried, Gibichenstein und Hohenstein von Duwal, die (allen Jenaer Studenten wohlbekannte) Kunitzburg von H. Döring, Blankenburg von Hesse, Ballenstedt von Hoffmann, Quedlinburg von Braungard, die Disburg von Bechstein 2c. Jeder Ort wird beschrieben, das Pittoreske hervorgehoben, die Geschichte und Sage angeknüpft, so daß wir wirklich lauter historisch-romantische Bilder erhalten, in denen der eigenthümliche Reiz, der das grüne Thüringerland und sein gemüthliches Volk auszeichnet, gar freundlich anspricht. Die Bilder sind nicht schlecht, doch eignet sich der Steindruck zu kleinen Landschaftsbildern dieser Art durchaus nicht, weil er keine klare Schärfe in den kleinen und kleinsten Verhältnissen zuläßt.

Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Friedrich Hurter. Schaffhausen, Hurter, 1840.

Man muß es dem Herausgeber Dank wissen, daß er dergleichen Beiträge zur neuern Geschichte veröffentlicht. Leider ist noch zu vieles im Dunkel, was man jetzt, nachdem fast ein halbes Jahrhundert verflossen ist, endlich wissen sollte.

Die hier gesammelten Aufsätze sind von verschiedenen Verfassern, die drei ersten von einem neuwürtembergischen Kameralverwalter, der zur Revolutionszeit geheimer Agent des Herzogs Ludwig Eugen war. Seine Denkwürdigkeiten handeln 1) von der Uebergabe der Stadt und Festung Mainz an die Franzosen im Jahr 1792. Auch hier, wie in der kürzlich erschienenen Denkschrift von Neigebaur, wird der schnelle Fall der Stadt aus dem schlechten Vertheidigungszustand überhaupt und nicht aus der Verrätherei Eickenmayers hergeleitet, obgleich Eickenmayer unmittelbar nach der Uebergabe in französische Dienste trat. Neu ist die Angabe, der berühmte Freiherr von Stein habe damals als preußischer Gesandter in Mainz selber den Fall der Stadt beschleunigt, um durch ein so schreckenerregendes Ereigniß den König (Friedrich Wilhelm II.) zu größerer Thätigkeit anzuspornen. Es ist der Mühe werth, die betreffende Stelle der Denkwürdigkeiten hier auszuziehen. Stein wird als das thätige Werkzeug eines comité autrichien am preußischen Hofe dargestellt. „Jenes Comité beauftragte den Gesandten von Stein, die Reichsfestung Mainz Custinen, sobald er wieder vorrücke, in die Hände zu spielen. Denn man war dessen gewiß, hatten die Franzosen erst ihrer Seits die Uebereinkunft gebrochen, hatten sie des Königs Ehrgefühl gereizt, des Königs, der einmal für den Beschützer Deutschlands wollte gehalten seyn, daß er sie dann neuerdings bekriegen würde. Wie benahm sich nun der ränkevolle Herr von Stein? — Als geschworner Feind der Franzosen, als helfender Freund, dessen Einmischen man in der Noth gerne sieht, dasselbe keiner andern als einer edlen Absicht zuschreibt. In den ersten Tagen wurden auf sein stürmisches Begehren Galgen für diejenigen errichtet, welche von Uebergabe sprechen würden. Er war überall gegenwärtig; il se donnait des mouvements; nichts genügte ihm, überall sah er innere Feinde, schrie und lärmte; und als die Festung eingeschossen war, drängte er sich in den Kriegsrath und stimmte auf Uebergabe mittelst einer vortheilhaften Capitulation. — Da trat gegen ihn auf der Major Eikenmayer. „Sind gleich, sagte er, die Außenwerke verfallen, ist gleich die Garnison, statt daß sie 20,000 Mann stark seyn sollte, nur 2000 stark, so können wir uns dennoch so lange in den Hauptwerken halten, bis der Landgraf von Darmstadt, welcher mit 3000 Mann bei seiner Hauptstadt steht, uns verstärkt hat; — unterweilen kömmt uns die preußische oder die österreichische Armee zu Hülfe und entsetzt die Festung." Eikenmayer wurde überstimmt, auch darum, weil der Landgraf die begehrte Hülfe verweigerte. Jener verwahrte sich gegen den Beschluß des Kriegsraths zu Protokoll, und da auch dieses nichts fruchtete, so legte er bei der Statthalterei eine motivirte Protestation gegen den Beschluß desselben nieder. Dennoch war Eikenmayers Ansehen und die Achtung, die man vor ihm hegte, so begründet, daß ihm derselbe Kriegsrath die Abschließung der Capitulation auftrug. Eikenmayer brachte eine vortheilhaftere zu Stande, als ihm aufgetragen war. Nun verließ ihn die Klugheit. Die Erfüllung seiner Pflicht mochte ihm drückend gewesen seyn; pünktlich hatte er sie erfüllt, aber er wußte

nicht — sauver les apparences. — Kaum war die Festung übergegangen, so schrieb er einen in den Zeitungen abgedruckten Brief an den Churfürsten, erinnerte ihn an die von ihm so häufig gemachten, fruchtlos gebliebenen Vorstellungen, sagte — wie so mancher Andere von dem demokratischen Wahn geblendet: — „es gebe keinen Mainzer Churstaat mehr; er wisse Ihm, dem Churfürsten, und dem untergegangenen Staat nicht mehr zu nützen, er trete daher in französische Dienste." — Nichts war dem von Stein erwünschter als diese Eikenmayer'sche Undelikatesse und Unklugheit. Auf irgend Jemanden mußte die deutsche Partei ihren Unwillen richten können; von Eikenmayer hatte sie Rettung erwartet, das Gegentheil erfolgte — und dennoch hätte sie vielleicht den preußischen Gesandten von Stein beargwohnet. Jetzt war es diesem ein leichtes Spiel, Eikenmayern für den Verräther gelten zu machen."

In dieser Darstellung fällt die Entschuldigung Eickenmayers und die Incriminirung Steins unangenehm auf, da doch Eickenmayer zum Feind überging, Stein aber durch den edeln und uneigennützigen Patriotismus, dem er bis an seinen Tod treu blieb, ehrwürdig und im Andenken den Deutschen unsterblich ist. Indeß erhebt sich unser Memoirist nie über den niedrigen Standpunkt eines untergeordneten Agenten, beziehungsweise Spions der von Frankreich abhängigen Kleinstaaten. Dies gibt sich besonders auch in dem Aufsatz Nr. 2 zu erkennen, worin er sich sehr in der Erinnerung eines gewissen List ergötzt, der als französischer Spion in Basel lebte und den deutschen Armeen viel Schaden zufügte. Ein solcher Elender wird vom Verfasser der vorliegenden Denkwürdigkeiten gelobt und der edle Freiherr von Stein wird — ein „Schurke" genannt.

Der dritte Aufsatz desselben Verfassers ist der beste. Er zeigt, wie sich eine Partei in Schwaben, die damals eine allemannische Republik gründen wollte, von den Franzosen hat über den Löffel barbiren lassen. Die Freiheitsfreunde waren zusammentreten, erwarteten Alles von der französischen Hülfe, erhielten Versprechungen über Versprechungen und hatten endlich das unaussprechliche Vergnügen, das repuklikanische Heer unter Moreau über den Rhein ziehen und die dreifarbige Fahne im Schwarzwald flattern zu sehen. Aber wie wurden sie enttäuscht! „Jetzt eilten die Revolutionshäupter List und Consorten zu Regnier, dem Chef des Moreau'schen Generalstabs, und fragten: „wo bleibt denn die Revolution?" — Kalt abweisend erwiederte dieser: „Als man euren Projekten Gehör schenkte, rechnete man auf Erleichterung des Rheinübergang mittelst Realisirung derselben; dieser fand ohne jenes Hülfsmittel statt, und im Rücken der Armee duldet man keine Revolution!" Erbittert aber nicht hoffnungslos, zogen die deutschen Revolutionsmänner ab. — Die Markgräfler des Oberlandes wurden fortan inspirirt und als während des Rastadter Congresses Augerau die auf dem rechten Ufer stehende Rheinarmee kommandirte und sein Hauptquartier in Offenburg hatte, bestürmte ihn List mit Vorschlägen zu Wiederaufnahme des revolutionären Prozesses. Augerau, eifersüchtig auf den Sieger Italiens, den Chef der Friedensgesandtschaft zu Rastadt, auf Bonaparte, und damals öffentlich mit ihm verfeindet, genehmigte endlich das List'sche Projekt: den Rastadter-Congreß durch die Oberländer Bauern, welche bewaffnet heranziehen sollten, in dem Augenblick auseinander zu sprengen und sich hierauf wie ein reissender, in seinem Laufe sich vergrößernder Waldstrom über Schwaben zu ergießen, wenn Augerau über den Rhein zurückgehe. Sein Regiment des Guides sollte zurück bleiben und sich an die Bauern anschließen. Der Chef des Augereau'schen Generalstabes gab aus eigenem Antrieb dem Regiment des Guides kurz vor der geheimnißvollen Stunde den Gegenbefehl: über die Rheinbrücke nach Straßburg zu marschiren. — Die bewaffneten Bauern kamen am Sammlungsort an, fanden keine helfenden Franzosen und, nachdem sie die gehabte Absicht zu erkennen gegeben und Unordnungen begangen hatten, liefen sie wieder in ihre *Heimath*." Diese Erinnerungen enthalten eine große Lehre für die unbesonnenen Deutschen, und beweisen aufs Neue, was wir immer behauptet haben, daß es den Franzosen, wenn sie den Deutschen Freiheit predigen und die deutschen Freiheitsmänner zu unterstützen versprechen, nie um etwas Anderes zu thun ist, als um Eroberung, daß sie keineswegs in gleichem Princip mit den deutschen Enthusiasten sympathisiren, sondern sie verlachen und verachten, als Gimpel, die ihnen freiwillig in die Schlinge laufen.

Die übrigen Aufsätze sind von andern Verfassern. Der vierte enthält viele Einzelheiten in Betreff der Eroberung Maltas durch Napoleon. Der alte Großmeister Baron Hompesch konnte die Insel nicht vertheidigen, obgleich er wollte, weil eine französische Partei unter der Ritterschaft alle seine Schritte hemmte und offen Verrath übte. — Der fünfte Aufsatz enthält den Bericht eines Schweizers über eine gnädige Audienz beim Erzherzog Karl im Jahr 1799; der sechste eine nähere Schilderung der schmählichen Uebergabe Hohentwiels im Jahr 1800; der siebente eine Beschreibung der berühmten Gefängnisse in Venedig; der achte einige Notizen über die Illuminaten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. März 1840.

Romane und Novellen.

12) Spiridion. Ein Roman von G. Sand. Aus dem Französischen von Dr. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Nachdem Madame Dudevant (Sand) beim jungen Frankreich, Deutschland und Palästina den größten Ruhm, ja die Vergötterung erlangt hat, weil sie als literarische Amazone frisch voran gegen das Christenthum und gegen die Ehe zu Felde zog und zwar in Mannskleidern, eine Tabakspfeife im Munde, — hat dieselbe ehrenwerthe Dame sich seit Kurzem dahin erklärt, es sey denn doch wohl etwas an der Religion und indem sie diese neue Entdeckung mit vieler Selbstschätzung und Sentimentalität dem französischen Publikum mittheilt, zweifelt sie nicht, man werde sie nun doppelt interessant finden. Sie thut ganz wohl, diese Comödie zu spielen. Auch in Deutschland verkünden die Journale mit Staunen, mit Ueberraschung, mit großem Interesse die schöne Entwicklung im Geist der Madame Dudevant. So wohlfeil ist es, die Bewunderung der Welt zu erlangen.

Wir theilen diese Bewunderung nicht. Wir finden in den Unaussprechlichen und in der Tabakspfeife, wie in den Romanen der Madame Dudevant nichts als die tiefste verachtungswürdigste Gemeinheit. Ihre Romane strotzen von schmutzigen Verbrechen und Unzucht und wenn sie sich aus dem Pfuhl des niedrigsten Lasters bis zum Philosophiren erheben, so geschieht es nur, um die Religion zu lästern und vor der Moral die freche Geberde des Mephistopheles zu machen. Was an einem Mann abscheulich erscheinen muß, ist nun vollends an einer Frau unverzeihlich. Sie fängt an sich zu bekehren. Gut. Sie thut wohl daran, wenn es ihr Ernst ist. Aber ist ihre ganze Erscheinung wohl irgend so liebenswürdig, daß man sie entschuldigen könnte, wie einst die la Valière, und die Magdalenetten alle, die aus reizenden Sünderinnen fromme Büßerinnen wurden? Nein, in den Lastern der Madame Dudevant ist nichts von jener altfranzösischen Grazie, nichts von Amors Scherzen, nichts von schalkhaft lachender Sinnlichkeit, nichts von jungem, durch Schönheit unwiderstehlich um Verzeihung bittenden Leichtsinn, nichts von liebkosendem, den Ernst anmuthsvoll wegtändelndem Witze, nichts von all den lieblich verführerischen Masken, wohinter das alte Frankreich seine Laster verbarg. Bei Madame Dudevant ist alles offne freche Prostitution, die Wollust tritt mit finstrer Miene am Arm des Verbrechers einher und fordert kaltblütig die Tugend heraus. Deshalb bezeichnet die Bewunderung, die man ihr zollt, nur die tiefe Stufe, auf die das sittliche und ästhetische Urtheil in unsrer Zeit herabgesunken ist.

13) Die Memoiren des Teufels. Frei nach dem Französischen des Frederic Soulié. Von Julius Scheppe. Vier Theile. Altona, Hammerich.

Auch Soulié gehört zu den verabscheuungswürdigsten Schriftstellern der neuen französischen Schule. Zwar schreibt er eine geläufige Prosa — wer schreibt sie heutzutage nicht? Aber seine Erfindung ist armselig, sein Geschmack der schlechteste, seine Moral ekelerregend. Der vorliegende Roman ist vollgepfropft mit Schändungen, Entehrungen, vermischt mit Blut und Jammer, kurz so voll Schmutz wie ein altes Stallfenster. Und das wird jetzt für die modernste Eleganz gehalten. Der Teufel ist in diesem Roman der gemeinste Kuppler. Es fehlt zwar auch in Deutschland nicht an Romanen und dramatischen Dichtungen, in denen phantasielose Autoren sich hinter die Teufelsmaske verstecken, um ihrer Gemeinheit wenigstens den Schein eines Humors zu

verleihen, aber man hat in Deutschland doch ein richtiges Gefühl dafür, daß der Teufel ein geheimnißvolles Grauen um sich verbreiten müsse, und man will ihn nicht, wie in diesem Roman, alles Magischen entkleidet, nur den modernen Intrigant spielen sehen. Soulié will unsern Callot-Hoffmann nachahmen, aber es gelingt ihm schlecht; er kann vor Wohlgefallen am Unzüchtigen nicht zu einer richtigen und feinen Seelenmalerei kommen, die Strafe aller der Dichter, die ihre Phantasie verdorben haben.

14) Magnetismus. Nach Frederic Soulié von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1839.

Ein Magnetiseur, der mit seiner Gabe Mißbrauch getrieben und abscheuliche Verbrechen begangen, wird von einem Stärkern überwunden, selbst in magnetischen Schlaf versetzt und in diesem gezwungen, alle seine Verbrechen zu bekennen und, so weit es möglich ist, wieder gut zu machen. Der Gedanke ist ohne Zweifel originell, aber die letzte ergreifende Scene, das Magnetisirtwerden des Magnetiseurs, hätte mit viel mehr Täuschung durchgeführt werden müssen. Sie ist nicht kunstgerecht, nicht psychologisch wahr. Das Benehmen eines Somnambulen ist in der Wirklichkeit anders, als es hier dargestellt wird. Kein Somnambuler nimmt die Stimmung des gemeinen Wachens, wie hier, ins Schlafwachen hinüber.

15) König Og und seine Abkommen. Ein Schwärmer. Von Verba, praetereaque nihil. Zwei Bändchen. Meißen, Gödsche, 1839.

In dem als Vorrede hier abgedruckten Briefe des Verfassers an den Verleger heißt es: „Sie erhalten hierbei den geistvollen König Og, ein Buch ohne Gleichen; sorgen Sie nur dafür, daß er berühmt wird." Das soll Humor seyn, und auf dieser Höhe sind unsre jungen Dichter angelangt.

Der Held des Romans ist ein gewisser Hilar, ein Jüngling, nach dem Muster des jungen Deutschland. Nämlich er ist nichts, er weiß nichts, er kann nichts, aber er will doch die Welt um und um kehren. Mit der Politik befaßt er sich zwar nicht viel, auch auf die Religion wirft er nur gelegentlich verächtliche Seitenblicke; aber hauptsächlich gegen die Ehe zieht er zu Felde, da sticht ihn der Haber, und er ertheilt den Damen deßfalls folgenden Unterricht: „Dem Gesetz der Natur gehorchen, ihre Zwecke fördern, ist höchste Moral, weil die Natur Gottes ist, und ihr Gesetz Gottes Gesetz. Gehorsamkeit dem Zug der Triebe bis zur Ergebung für bewußte oder bewußtlose Erfüllung des Willens der Natur ist nicht nur keine Gottwidrigkeit. Bei gleichzeitig gegenseitiger Sehnsucht ist Weihe von der Natur, dem höchsten Priester. Aber gegenseitiges Begehren ist ein Moment, der wiederkehren kann, nicht muß. Wo Zweie sich finden in dauernd ausschließlicher Neigung, die sind gebunden durch die Natur. Hingebung ohne Entzündung und gleichzeitige Gegenseitigkeit des Verlangens ist wider inneres Gesetz, Erniedrigung zum Werkzeug, Fröhnung fremden Gelüstes, Unsittlichkeit. Die, welche und weil sie Ein Mal vereint gewesen, für die Dauer des Lebens binden, Einen zum Mittel und Werkgeräth für das Bedürfniß des Andern, ist Befestigung der Unsittlichkeit. Tritt hinzu noch Hemmung naturgemäßer Entwicklung und Neigung, so wird Sünde. Keuschheit ist nicht gleichbedeutend mit Enthaltsamkeit, auch Ergebung kann keusch seyn. Kirchliches Bündniß schließt Buhlerei, oder eigentlich sollte man die schlimmste Sache mit dem wahreren Namen nennen, unter den Verbundenen nicht aus. Dahin gehören erlogene Liebkosungen und die Unterschiebungen, wenn die wahlverwandtschaftliche Phantasie Begehrte an die Stelle Unbegehrter sich vorlügt. Emancipation der Weiber wird aus ihnen nie Männer machen und soll nicht; nur ihre Hörigkeit soll enden, die Hörigkeit ihres Körpers, ihrer Kinder. Das Kind gehört mit Gewißheit der Mutter; hört es auf, der Mutter zu bedürfen, so hört es auf, Kind zu seyn. Der Mann hat Zöglinge, Schüler, keine Herrenrechte über das Kind des Weibes, dessen Neigung er besaß. Kein Staat besteht ohne Weiber und Kinder; trägt man kein Bedenken, künstliche Staatsbedürfnisse, zu welchen doch auch nicht nach Maaß des Gebrauchs der Einzelne beiträgt, durch Abgaben zu decken, warum nicht vielmehr die natürlichen?"

Die Geschichte endet tragisch; Hilar stößt seinem Kinde den Kopf ein, seine Geliebte wird wahnsinnig. Die jungen Dichter fühlen doch, daß sie ihre literarische Unzucht durch irgend etwas Schreckliches gewissermaßen versöhnen müssen, und darin verrathen sie bei aller studirten Verruchtheit immer noch eine unwillkührliche Unschuld.

16) Söhne der Zeit. Eine Novelle von Wilhelm Elias. Halle, Anton, 1840.

17) Töchter der Zeit. Von demselben. Daselbst.

Aus derselben Schule. Der Verfasser schildert zuerst zwei Jünglinge, die das Fleisch emancipiren wollen, und sich dabei wie welthistorische Helden geriren, von denen die ungeheuerste Reformation ausgehen solle. Dann im zweiten Bande schildert er zwei dito Frauen-

zimmer; die sich für ihre Person bereits emancipirt haben, auf der Höhe der Zeit stehen und von Philosophie und Schamlosigkeit übersprudeln. Die eine, die ein fremdes Kind aus Eifersucht umgebracht hat, die ein eignes uneheliches Kind bei sich hat, wird von ihrem neuen Geliebten dieses Kindes wegen zur Rede gestellt. Aber lachend ruft sie: „Wie kannst du der Größe mangeln, es zu vermögen, dich über dergleichen Dinge hinweg zu setzen? — Ich würde diese Größe besitzen, wenn ich dich nicht liebte. — So beruhige dich wenigstens damit in deiner Liebe, wenn ich dir sage, mich geht des Kindes Vater als solcher nichts an. Das Kind aber nenne ich mein, und werde es nie von meiner Seite lassen. — Auf meine Ehre denn! ich mag dich auch nicht als des Kindes zweifelhafte Mutter, bis du den Verdacht mit einem unzweideutigen Worte von deinen Lippen — denn das allein genügt mir — aus meiner Seele getilgt hast. Lebe wohl! ich gebe dir acht Tage Bedenkzeit — über dein und mein Wohl zu entscheiden. — Rasender, bleibe! Erfrische deinen Wunderglauben; bedenke doch nur, Jesus hatte auch keinen Vater, der in Fleisch und Bein genäht war. Sie schlug ein lautes Gelächter auf, indem der Major von dannen eilte, und in demselben Augenblick der in ihrem Gespräche erwähnte Friedrich — mit seinem Familiennamen Krafft genannt — ein Jüngling von sechs und zwanzig Jahren, hereintrat. — Unter Lachen redete Julie den Eintretenden an; während die kleine Aurora sich leise hinausstahl. Dir ist der Hitzkopf wohl unter die Füße gerannt? das war einmal wieder köstlich! Eine ganze Bibel kann ein derartiges Gehirn verdauen; und das erbärmlich kleine, moderne Dogma von meiner mütterlichen Jungfrauschaft reißt ihn zum Unglauben, zur Verzweiflung an meine — unbefleckte Tugend! hin. — Du hast ihm wohl wieder arg mitgespielt? — Nun ja, ein wenig! Ich wünschte diesen Abend mit dir allein zu seyn. — Aber sieh Fritz, ich gefalle mir immer mehr darin, mich selber, als Jungfrau und Mutter, dich, als heiligen Geist, und ihn, als Joseph, an dem incropabeln Dogma laborirend, zu denken. Ich fixire mich von nun an ganz darauf; ohne diese Pille zu verschlucken erhält er mich nicht."

Diese edle Tochter der Zeit begnügt sich nicht mit ihren beiden Liebhabern, und eben so wenig ihre Freundin Belline, und so folgen denn Quadrillen von Schäferscenen, die der Verfasser so üppig als möglich ausmalt. Zwischen diesen Gemeinheiten, die ins Bordell gehören, wird reichlich junghegelsche und jungdeutsche Philosophie eingestreut und die Lehren der Berliner Jüdin Rahel und des Pariser Mannweibs Sand-Dudevant werden aufs Neue ausgekramt. „Deßhalb meinte sie in Erwiderung auf ihres Freundes Rede, könne sie es auch Frauen nicht verargen, wenn sie im Gefühl des Rechtes, wie in Anerkennung der Wahrheit, von einem edeln Eifer beseelt, für eine erlaubte freie Bewegung des Geistes aufträten. Eben so halte sie dafür, müsse man es an ihnen achten, wenn sie socielle und größtentheils beschränkende Vorurtheile zu bekämpfen strebten; und dagegen auf die Anerkennung und Geltung des Höchsten im Menschen, seines Geistes und seiner reinen Natur, drängen. Auch verdienten diejenigen jungen Männer, und wären es auch ältere, eine allgemeine Auszeichnung und Achtung zu genießen, die den Frauen in diesem schönen Streben die Hand böten. Um so höher seyen ihre vereinten Bemühungen anzuschlagen, als die Zahl ihrer Widersacher noch eine so sehr bedeutende sey. Denn wie es zu allen Zeiten Menschen gegeben habe, die theils im unklaren Gefühle, theils in halber Ueberzeugung, daß sie in ihrer Nichtigkeit vor dem einstürmenden Genius der Zeit nicht würden bestehen können, dessen Vordringen aufzuhalten suchten, um so viel wie möglich immer noch im vertagenden Halbdunkel zu gelten: so erweise sich es auch jetzt. Als sie abermals reichen Beifall nach dieser Rede von ihrem Freunde erntete, fuhr sie noch kühner gemacht fort: Wie groß und herrlich ist das Beispiel in dem Frankreich unserm Jahrhundert und der ganzen Mitwelt voranleuchtet! O ich weiß es sehr wohl, man hatte, auf des Volkes Dummheit rechnend, ihm das Hinblicken auf diese würdige Nation, und mehr noch den Eifer ihr gleich zu kommen, in den unlautern Benennungen, Nachahmung, Nachäfferei und so weiter, zu verdächtigen gesucht. Man wollte uns glauben machen, das heiße unpatriotisch handeln. Als ob die Interessen der Menschheit je von denen eines Volkes geschieden seyn könnten; als ob man gegen sein Vaterland sich verginge, wenn man dasjenige in dasselbe einzuführen bestrebt sey, was sich in Nachbarstaaten als Vorzüglich und Erlangenswürdig constatirt hat!"

Nachdem sich der Verfasser in zuchtlosen Schildereien und Raisonnements wie ein epicuräisches Thier herumgewälzt hat, läßt er das Buch mit Mord und Todtschlag und Verzweiflung enden und fügt ein paar Schlußworte hinzu, in denen er gar rührend bemerkt, daß es doch besser wäre, man bliebe unschuldig. Also auch hier, nachdem sich das Laster 240 Seiten lang erbrochen, muß sich auf der letzten Seite die Tugend zu Tische setzen.

Wir müssen übrigens wiederholen, daß wir unser Blatt mit der Anzeige solcher Werke nicht beflecken würden, wenn es nicht wirklich Noth thäte, Familienväter von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam zu machen,

welcherlei neue Bücher in den Leihbibliotheken vorkommen.

18) Erinnerungen eines Mannes aus dem Volk, von M. Masson. Aus dem Französischen von Kruse. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Die „Werkstatt-Erzählungen" desselben Verfassers waren anziehender, sofern sie in Novellenform kleinere Genrebilder darboten. Der vorliegende Roman ist gar lang ausgedehnt, enthält indeß ebenfalls einige sehr lebendige Schilderungen aus dem gemeinen Leben der niedern Klassen. Schade nur, daß hier die Gemüthlichkeit beständig mit einem charakteristischen Zuge von Entsittlichung und Verbrechen zu kämpfen hat, und daß im Lärmen des Fabriklebens die Idylle nicht aufkommen kann.

19) Die Welt wie sie ist. Vom Marquis von Custine. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Bilder aus der Salonswelt. Hier tritt jener charakteristische Zug, der durch die ganze neuere französische Poesie geht, noch schärfer und widriger hervor. Regel ist das Laster, Tugend nur die Ausnahme. Zwei Liebende höhern Standes werden durch die Herzlosigkeit und durch das boshafte Raffinement der sie umgebenden Gesellschaft zu Grunde gerichtet, als Opfer der Verläumdung und Kabale.

20) Spiegelbilder aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben der modernen Welt. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann, 1839.

Meist Geschichten unglücklicher Künstlerinnen und Virtuosinnen. Eine Pianistin wird aus Liebe wahnsinnig. Eine Spanierin, die reizend zur Mandoline singt, stirbt mit ihrem Geliebten, der eben erschossen werden soll, indem sie den Sandhügel, auf dem er kniet, freiwillig mit ihm theilt. Eine berühmte Sängerin endet unter den Rädern eines Wagens. Eine Braut, die eben heirathen soll, wird von einer herabstürzenden Statue der Liebesgöttin erschlagen. Eine Schriftstellerin läßt ihr krankes Kind verschmachten, indeß sie am Schreibtisch sitzt. Eine Liebende muß ihre Liebe im Kloster begraben. Der Liebhaber einer Tänzerin stürzt sich ins Wasser. Vier andere Erzählungen sind weniger tragischen Inhalts, die eines sentimentalen Schneiderjünglings, der zufällig eine Mode erfindet; die nicht sehr delikate Geschichte einer öffentlich als Freudenmädchen lebenden Gräfin; die Geschichte eines verlornen, als Kunstreiterin wiedergefundenen vornehmen Mädchens und eine im karlistischen Sinn geschriebene Erzählung der heimlichen Reise des Don Carlos nach Spanien.

21) Benjamin Israeli oder fünf Jahre auf den Galeeren. Sittenroman aus der neuern Zeit von Dr. Zirndorfer. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Küchler, 1839.

Sentimentaler Judenroman. Der Held ist ein edler Judenjüngling, der auf die unschuldigste Weise von der Welt fünf Jahre lang auf die Galeeren kommt, dann der Geliebte einer schönen, reichen und vornehmen Christin, unglücklicherweise aber durch die Verhältnisse und durch Kabalen von ihr getrennt wird und nach zwanzig Jahren als reicher Kaufmann zurückkehrend noch eine empfindsame Thräne auf ihrem Grabe weinte.

22) Der Missionär oder des Wahnes Doppelgänger. Ein Roman von Siegmund Frankenberg. Drei Bände. Leipzig, Meißner, 1840.

Auch hier tritt ein edler Judenjüngling auf, oder eigentlich sind es ihrer zwei, ein bei den Christen erzogner und ein wirklich jüdisch gebildeter. Daß solche Judenhelden in Judenromanen immer in vornehme, gräfliche und fürstliche Familien hinein lieben oder wohl gar heirathen, ist bekannt. Das Judenthum klebt sich gern an, wo es glänzt.

23) Ethel. Von dem Marquis von Custine. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1840.

Ein Mann nach der Mode schwankt zwischen der Liebe zu zwei Frauen, nämlich zu einer nach der Mode, einer galanten, intriganten, und einer ungewöhnlichen, naiven, natürlichen und edeln. Das Charakterbild der letztern, Ethel, hat manche anmuthige Züge, und der Contrast ihrer Unschuld und ihrer die Convenienz nicht achtenden Natürlichkeit mit den Forderungen der auf den äußern Schein haltenden aber dennoch tief demoralisirten Gesellschaft ist glücklich aufgefaßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. März 1840.

Dichtkunst.

Sämmtliche Gedichte von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike. Drei Theile. Leipzig, Carl Cnobloch, 1840.

Tegnér ist als der erste unter den neuern Dichtern Schwedens anerkannt und in der That eine achtunggebietende Erscheinung. Mit der Würde des nordischen Bischofs verbindet er den Stolz des Patrioten und zürnt in dieser doppelten Eigenschaft oft wie ein Prophet. Doch fehlt ihm auch die Milde des Seelenhirten nicht und die allen deutschen Stämmen eigne Gemüthlichkeit, der Sinn für die Natur, für das Idyllische. Eine außerordentliche Menge, namentlich tröstende Gelegenheitsgedichte und Erinnerungsblätter an Verstorbene beweisen, wie empfänglich überdies sein Herz für Freundestreue ist.

Seine religiösen Gedichte sind nicht zahlreich. Das größte „die Nachtmahlskinder" ist eine väterliche Ermahnung zu die göttliche Liebe in eine idyllische Form gekleidet, eine poetische Predigt, den Kindern gehalten. Auch in seinen andern religiösen Dichtungen tritt uns häufig ein freundliches Bild entgegen, z. B. in der „Priesterweihe."

Die Schaar der Frommen dränget
Sich zum Altare stumm,
Und weiße Unschuld hänget
Den Mantel Jedem um.
Die Hände faltend eilet
Empor die Inbrunst warm,
Gleich einem Kinde weilet
Sie in des Vaters Arm.

Hörst du des Herren Worte!
So klingt am fernen Strand,
Am weit entlegnen Orte,
Ein Gruß vom Vaterland.
Wie Himmelsthränen fallen
Auf den verbrannten Halm,
So strömet zu uns allen
Der Gottheit Segenspsalm.

Nur selten fällt der Dichter in das kalte Allegorisiren, z. B. in den „drei Brüdern," von denen der eine die Wahrheit, der andre die Tugend, der dritte die Schönheit wählt.

Uebrigens ist Tegnér fern von aller priesterlichen Ostentation, wie von Frömmelei. Sein Protestantismus ist nordisch, einfach, mehr trocken als saftig, mehr hart als weich und etwas rationalistisch. Deshalb spricht er auch oft vom „Licht" und Religion ist ihm die Aufklärung selbst, nicht was etwa erst durch die Aufklärung zu beseitigen wäre. Damit verbindet sich die vollkommenste Toleranz und Denkfreiheit. Tegnér nimmt nicht einmal als Priester Anstand, eine Nachahmung der Götter Griechenlands von Schiller mit besonderer Anwendung auf das nordische Heidenthum drucken zu lassen, da man es doch Schiller schon als einem Laien verdacht hat. Die Gedanken des Dichters, sagt Tegnér, sind zollfrei. Frei wie Odins Schiff Skidbladner muß das goldene Schiff der Dichtkunst durch die Lüfte schweben:

Sieh, es winkt Skidbladner dir am Strande;
Ueber Meere, über Lande
Fliegt der Dichtung goldnes Schiff dahin.
Günst'ger Wind schwellt ewig seine Flügel;
Schöner siehst von ihm du Thal und Hügel,
Und des Himmels Baldachin.

Mit der Welt hat Oden es gebauet,
Nicht das Schlechte seine Wimpel schauet;
Nur das Edle naht dem reinen Bord.
Mit der goldnen Harfe steht am Steuer
Frei der Sänger und das Götterfeuer
Jagt den Kiel durchs Weltall fort.

Mit dieser poetischen Freiheit nun preist der christliche Bischof das alte untergegangene Heidenthum, doch wie billig ohne irgend eine gehässige Polemik gegen das Christenthum.

Lebloser Körper war da die Natur noch nicht;
Ein Geist beseelte die jetzt erstarreten Glieder.
Goldmähnig bracht Skinfar strahlendes Tageslicht,
Wann Rimfar schnob, troff Thau in die Thäler hernieder.

In Aegirs Armen fröhlich noch Hertha war
— Wie Braut und stürmender Bräut'gam noch heute sich schwingen —
Auf der Spitze des Fjällen noch saß der mächtige Aar
Und kühlte die Welt mit rings weitschlagenden Schwingen.

Der Jätt' in Bergessaalen mit trotz'gem Muth
Aus Menschenschädeln für Loke ein Skol ließ bohren;
Grünbärt'ger Strommann sang aus der blauen Fluth,
Die Bergfrau schwänkte die Schlepp' in den grünenden Föhren.

Der Skald umzog die Erde, umzog das Meer,
Ein heil'ger Fremdling, geehrt, der göttergleiche,
Bestieg der Menschheit Höhen, sah stolz umher
Auf Erden, so wie ein König in seinem Reiche.

Er griff entzückt in die Harfe mit kräft'ger Hand,
Nicht Wollust, nicht Weibergeschwätz den Stoff ihm boten;
Von Freiheit sang er, von Ehre und Vaterland,
Vom Siegesschlummer auf Rotas Bette, dem rothen.

Das größte Gedicht Tegnérs, worin er die ganze poetische Herrlichkeit der nordischen Götterwelt uns vorzaubert, ist seine berühmte Frithiofssage, worin er weit glücklicher als Oehlenschläger in seinen altnordischen Trauerspielen, den alterthümlichen Ton angeklungen hat. Sie bildet den dritten Theil der vorliegenden Sammlung. Auf ihre Schönheiten ist schon früher in diesen Blättern aufmerksam gemacht worden, aus Anlaß einer schon früher erschienenen Uebersetzung, und darf man dieses Gedicht als in Deutschland bereits allgemein bekannt annehmen. Eben so streng im alten Styl ist die Nachbildung des eddischen Wafthrudnismal.

Gar ehrenwerth ist es von Tegnér, daß er nicht bloß von der Vergangenheit, sondern auch von der Gegenwart seines Vaterlandes handelt und frei und muthig tadelt, was zu tadeln ist. Man sieht aus den kräftigen Gedichten Tegnérs, wie sehr E. M. Arndts Bemerkungen über den neuern Zustand Schwedens begründet sind. Auch Tegnér tadelt den Leichtsinn der Schweden, zumal in seinem Kernliede Swea. Da sagt er, nachdem er von den großen Vätern geredet:

Ihr Edlen schlaft, und Moos auf eurem Grab man sieht;
Geschlossen ist schon längst des Lebens Heldenlied.
Es kam die neue Zeit. Ihr Väter, sprecht, ich bitte,
Welch ein Geschlecht setzt jetzt den Fuß in eure Tritte?
O Schmach! Seyd Ihr dies! dies der alten Gothen Stamm,
So eitel, flittervoll, kleinsinnig, abgunstsam,
Mit kindischer Begier, mit halber Tugend Schimmer?
Des Südens Ueppigkeit wohnt in der Armuth Zimmer.
Wo ist die alte Kraft, dein alter Ernst? Wer pflegt
Den Heldennamen, Volk, das matt den Ruhm nur trägt?

* * *

Du trägst nicht fremdes Joch. Dein eignes Joch ist schlimmer;
Der Sklave seiner Lust hat den Tyrannen immer.
Wer nicht entbehren kann, trägt leicht des Feindes Band,
Das Schwert gedeihet nicht in seiner gier'gen Hand.
Du schläfest, Sweas Volk! Und wer, wer will dich rütteln?
Doch Trug mit seinem Dolch, Gewalt mit Keul' und Knütteln.
Sie wachen um dich her. O weckte dich mein Sang,
Tief wie des Grabes Stimm, laut wie des Donners Gang!
Den mächt'gen sich zum Kampf die Väter einst erkoren;
Jetzt geht die Sonne auf in Ländern, dir verloren.
O Finnland, Heim der Treu! O Burg, die Ehrenswärd schmückt,
Jüngst wie ein blut'ger Schild vom Herzen uns entrückt!
Ein Thron steht da im Sumpf, deß Namen kaum wir kannten,
Und Kön'ge knieen dort, wohin wir Heerden sandten.
Leb wohl, du Sweas Wehr, leb wohl, du Heldenland!
Sieh, unsre Thräne bringt der Botten deinem Strand. —

Nichts schmerzt den Dichter so tief, als der Verlust Finnlands. Man vergleiche darüber Arndts schöne Beschreibung des letzten Freiheitskampfes der Finnen in seinem kürzlich erschienenen Leben Gustavs III. und Gustavs IV. Adolf. Tegnér ist daher auch entschieden ein Feind der Russen und gibt es mehrfach zu erkennen, z. B. in den trefflichen Liedern, worin er seinen Landsleuten das Bild Karls XII. ins Gedächtniß ruft:

König Karl, der junge Degen,
Er stand in Rauch und Dampf;
Flog kühn dem Feind entgegen,
Zog rasch sein Schwert im Kampf.
„Wie beißt das schwed'sche Eisen,
Das, Moscowiter, schau!
Wir wollen dirs beweisen,
Frisch auf, ihr Bursche blau!"

Und das schöne Lied von Axel:

Die alte Zeit ist mir so lieb,
Die Zeit der Karle, die geschieden;
Froh war sie gleich dem Seelenfrieden
Und muthig wie der Siegestrieb.
Noch heute liegt im Nordenlande
Ihr Wiederschein am Himmelsrande;

Gestalten, von hochkräft'gem Bau
— Der Gurt ist gelb, der Rock ist blau —
Noch Abends auf und nieder steigen.
Tief muß vor euch ich mich verneigen,
Ihr Helden hoher Ehre werth,
Mit Koller und mit langem Schwert.

Der alten Karlsgenossen einen
Sah ich in meiner Kindheit noch;
Ehrwürdig stand er da und hoch,
Wie Siegsmaal unter Schutt und Steinen.
Des hundertjähr'gen Hauptes Schein,
Dies Silber nur bei ihm wir fanden,
Und Narben auf der Stirn' ihm standen,
Wie Runen auf dem Bautastein.
Vertraut mit Noth und Ungemache
Trieb hiermit er sein Spiel jedoch;
Wie einst im Feld, so lebte noch
Im Wald er unterm Hüttendache.
Zween Schätze doch bewahrt' er auf,
Für sie war ihm die Welt geringe,
Die Bibel und die alte Klinge
Mit Karls des Zwölften Namen drauf.

Diese Lieder sind wahrhaft volksthümlich, so tief gefühlt, poetisch und doch einfach, daß sich wohl nur wenige patriotische Volksdichter mit Tegnér messen können. Eins seiner schönsten Lieder ist das, worin er die Norweger mahnt, die Schweden zu lieben und treu mit ihnen zu stehen in der Noth der Zeiten, namentlich deßwegen, damit die Russen nicht endlich über beide Herr werden.

Soll Nordens Volk und Kraft denn wie gezogne Klingen
Sich ewig nützen an einander ab?
Soll in der Väter Land der Fuß der Wilden dringen?
Und Sklaven treten auf der Asen Grab?
Und Odens Hawamal, in Odens alten Reichen,
Soll es dem Tosen von Barbaren weichen?

Du hohe Heldenkraft, einst hier an Nordens Herde,
Hochbrustig, nervig, achselbreit,
In rauhe Arme nahmst den Himmel du, die Erde;
Im Grabe, glaubt man, liegst du heut.
Wie Herwor rufen wir dich aus des Grabes Hallen,
Und Tirfing flammt und die Barbaren fallen.

Ist Odens Aug' erloscht für uns, das goldne? Brüllen
Nicht deine Donner, hoher Thor?
Stehn nicht die Fjällen noch? Und um die Schulter hüllen
Sie noch des blauen Sternenmantels Flor.
Gibt Eisen nicht der Berg? Sind Männer nicht im Thale?
Sind Nor' und Swea nicht beim Freundesmahle?

Willkommen an mein Herz, o Nore, sey willkommen!
Der Asen und der Stärke Sohn!
Da ist dein Platz. Weh uns, wär' er dir je genommen;
Getrennt davon warst du zu lange schon.
Der Nord soll eine Kraft und einen Willen kennen;
Was Gott vereint hat, soll der Mensch nicht trennen.

Vertraulich wollen wir von jetzt an beide stehen;
Ein Felsenrücken sey des andern Stütz.
Gen Osten wollen wir und hin gen Westen sehen,
Ein Schwert greif' an, ein Schild beschütz.
Als Zaubereiland soll der Norden stehn. Am Strande
Bewehrte Männer gehn im Stahlgewande.

Möchten die Skandinavier dieser goldnen Worte eingedenk bleiben. Möge Skandinavien einig werden und in der Einheit zu neuer Kraft erblühen, damit das nordische Bollwerk des Germanismus nicht von den Slaven niedergeworfen werde, wie leider schon Livland, Kurland und Esthland.

Sehr energisch erklärt sich auch Tegnér über das Unwesen, das in der schwedischen wie in der deutschen Literatur immer weiter um sich greift, das Geklatsch, die Anmaßung der Unberufenen, die Verwirrung des öffentlichen Urtheils, das Loben des Niederträchtigen und das Tadeln der Größe und der Tugend.

Was groß und edel ist, was ehrenvoll,
Das muß herab, muß in den Staub herab.
Das schwingenlose Volk kennt keinen Flug;
Was steiget das ist sein geschworner Feind.
Die schwed'schen Farben waren blau und gelb,
Es kleidete in sie sich Kraft und Ehre.
Schmutz ist jetzt Nationalfarb' und die Lüge
Euer Heldenlied, das Schmähn ist losgelassen
Sechs Tage, ja wohl sieben, in der Woche,
Sein Auge späht ins Leben jedes Hauses,
Es liegt sein Ohr vor jedem Schlüsselloch. —
Ihr Männer Schwedens, ist das eure Freiheit?
Soll denn der Norden werden eine große
Werkstätte für die Kannengießerei?
Und schmutz'ge Herberg, wo der Werkgeselle
Die Weisheit selbst verfasset, die er drucket?
Ein jeder edle Sinn muß Ekel fühlen
Vor solcher aufgeblasnen Schlechtigkeit;
Nicht Ekel fühlen bloß, nein, treten auf,
Den Streit des Lichts zu kämpfen und der Ehre.

Uebrigens ist zu bemerken, daß Tegnér der neuen Dynastie sehr ergeben ist. Mehrere Gedichte sind ausdrücklich dem König und dem Prinzen Oscar gewidmet. Gelegentlich wird auch der Sturz Gustav IV. Adolfs gerechtfertigt. Adlersparre erscheint als mahnender Geist, gleichsam als der gute Genius Schwedens. Wir möchten

uns indeß in dieser Beziehung mehr für die Ansicht E. M. Arndts erklären.

Auf andre Länder wirft der Dichter nur selten den Blick. Doch finden wir eine beißende Satire auf Frankreich und England zugleich vom Jahr 1805. Ein Staat wirft dem andern seine Treulosigkeiten vor.

England.

Deutschland kämpfte und fiel; mit dem Schwerte zerhiebst du die Glieder;
Belgien gab dir sein Gold, Sklaverei gabst du zurück.

Frankreich.

Eben nicht kaufst sich von dir mit Blut und mit Perlen der Hindu,
Daß er dir zucke den Thee, geißelst den Neger du todt.

England.

Sieht nicht Hesperiens Land wie ein Tempel geplündert von Wilden?
Selber der dürftigen Schweiz stahlest die Ehre du noch.

Frankreich.

Frei ist das Meer, doch du schließest es zu, als wär' es dein Packhaus;
Selber die Riegel des Belt brachst du, als wärst du sein Herr rc.

Alle diese Gedichte befinden sich im ersten Theile, mit Ausnahme der bereits erwähnten Frithiofssage, die den dritten Theil einnimmt. Der zweite Theil der Sammlung enthält wieder kleinere Gedichte, hauptsächlich Naturschilderungen und Gelegenheitsgedichte; das Bild einer Polarreise, des nordischen Winters, des Zugvogellebens:

Nun brennet am Nilstrom die Sonne so sehr,
Es geben die Palmen uns Schatten nicht mehr;
Da faßt uns die Sehnsucht nach Heimathgefilden.
„Zum Nord hin, zum Nord!“ Und die Züge sich bilden.

Und unter uns sehn wir aus himmlischer Höh'
Die grünende Erde die schäumende See,
Wo Sorgen und Stürme sich täglich erneuen;
Doch wir schiffen leicht mit den Wolken, den freien.

Und hoch zwischen Felsen, da grünet ein Ort,
Da senkt sich die Schaar, unser Bett' ist dort;
Da legen wir Eier in nördlichster Zone;
Da brüten wir still in der Mitternachtssonne.

Ein Gedicht preist die Sonne, ein anderes das wohlthätige Element des Feuers, das einst als ein Gott verehrt worden und das wir jetzt nur noch wie einen Knecht behandeln.

Aus erwärmter Erde bricht die Pflanze,
Bäume säuseln in des Mittags Glanze
Ueber Hügeln, die die Blume küßt,
Thiere spielen. Einsam, ohne Gleichen,
Wird der Mensch, der, seines Ursprungs Zeichen,
Erd' und Himmel grüßt.

Puls, der in des Weltalls Adern schlaget,
Kraft, die sich im Thier, in Pflanzen reget,
Wer erschuf dich, mächt'ges Element?
Ja, Allvater, fremd dem großen Ringe,
Wollte spiegeln sich im All der Dinge,
Und — sein Spiegel brennt. —

Keine Harfe stimmt man dir zur Ehre;
Lächelnd blickt die Zeit auf Zendas Lehre,
Und der Vesta Altar flammt nicht mehr.
Doch ein ew'ger Dom ist dir geblieben;
Dein verlaßner Altar strahlt von drüben,
Aus der Sonne her.

Gleich dem Weltgeist wohnst du aller Orten,
Lebst im Sandkorn ohne Nahrung dorten,
Und ersättigst dich an Welten nicht.
Dich zu fassen strebt der Geist vergebens,
Er ergründet nie, du Quell des Lebens,
Dein erwärmend Licht.

In einem andern Gedichte sind sehr glücklich die europäischen Hauptsprachen charakterisirt und mit einander verglichen. Hier nur einige:

Die französische.

Schwatzend hüpfest du hin und lügst und complimentirest,
Artig doch bist du und hübsch, süß ist dein Lispeln jedoch.
Länger nicht beugen wir uns vor dir als der Fürstin der Schwestern,
Doch als Gesellschaftsdam' hören wir gerne dich an.
Nur mit Gesange verschon' uns; es ist als tanzte der Taube;
Wenn er den Fuß auch bewegt, hört er vom Takte doch nichts.

Die englische.

Sprache für Stammler gemacht, ein Embryo jegliches Wort dir;
Stößest zur Hälft' es heraus, schluckest zur Hälft' es herab.
Alles wird ja bei dir mit Dampfmaschinen getrieben;
Liebste, o schaff für die Zung' eine doch baldigst dir an.

Die deutsche.

Frisch, starkgliedrig und derb, ein Mägdlein erzogen im Walde,
Schön und geschmeidig dabei; nur ist der Mund dir zu breit.
Etwas rascher auch geh! Leg ab dein Phlegma, damit nicht
Schwinde der Anfang des Sinns, eh noch gefunden der Schluß.

Dann folgen viele Gelegenheitsgedichte, Blätter des Trostes, der Liebe, der Erinnerung, die voll priesterlicher Würde und männlicher Gesinnung sind und abgesehen von der persönlichen Bestimmung auch allgemein interessante, schöne und zarte Gedanken enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. März 1840.

Sagen und Mährchen.

1) Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Zweiter und dritter Theil, mit Titelbildern. Stuttgart, S. G. Liesching, 1839, 40.

Ueber die Tendenz dieses Werks haben wir uns bei der Erscheinung des ersten Theils (Literaturblatt von 1838, Nr. 121) ausgesprochen. Es enthält die schönsten Sagen, namentlich Heroensagen des klassischen Alterthums, in erzählender Prosa, in einer Fassung, die nichts Poetisches ausschließt, aber das, was den keuschen Sinn so oft in den Mythen zu beleidigen pflegt, verschleiert, so daß man das Buch Töchtern und Söhnen gern in die Hand geben mag. Zugleich ist es weit angenehmer zu lesen, als ein mythologisches Handbuch und leistet doch fast dieselben Dienste.

Der erste Theil enthielt die ältern griechischen Sagen. Der zweite enthält den trojanischen Krieg, der dritte den tragischen Tod des Agamemnon, die That des Orest ꝛc., die Abenteuer des Odyssens und Aeneas. In diesen beiden letztern Theilen treten uns also vorzugsweise Homer und Virgil entgegen, doch sind auch andere Dichter, insbesondere die Tragiker, berücksichtigt worden. Die Zusammenstellung aus verschiedenen Dichtern ist sehr zweckmäßig; die Erzählung wird dadurch vollständiger und in allen Theilen ausgeführter und der Ton des Ganzen bleibt sich dennoch gleich. Das Glückliche dieser Behandlung fällt besonders angenehm im letzten Theile auf, in welchem das Interessante aus der im Original oft sehr geschraubten und selbst ermüdenden Aeneide in zweckmäßiger Kürze verbunden ist und dadurch einen neuen, oft überraschenden Reiz erhält. Gustav Schwab kannte als Dichter den Werth seiner Originale und die poetische Bedingung seines Unternehmens, und erwog zugleich als Mann der Schule die pädagogische Aufgabe, die er zu lösen hatte, gewissenhaft und mit praktischem Blick. Sein Buch ist sehr zu empfehlen, da bei den vorwaltend klassischen Studien unserer Jugend ähnliche Bücher ein Bedürfniß sind, nicht aber in jedem Buche dieser Art so viel geleistet ist und die Schwierigkeiten der Aufgabe so glücklich überwunden sind, als hier.

2) Musäus Volksmährchen. Mit einem Vorwort von Fr. Jacobs. Neue Ausgabe mit Stahlstichen. 6 Bändchen, à 8 Gr. Erstes und zweites Bändchen. Halle, Heynemann, 1839.

Eine neue Ausgabe der so bekannten und beliebten Volksmährchen von Musäus, in klein Octav mit einem Stahlstich vor jedem Bändchen. Musäus hat seine Mährchen in dem heitern Ton, mit der durchaus frohen Laune vorgetragen, mit der alle Mährchen erzählt werden sollen, denn sie sollen vor allen Dingen unterhalten und aufheitern. Deßhalb scheinen uns diejenigen zu irren, die ihm mehr Ernst und Gesetztheit zugemuthet haben.

3) Abendländische Tausend und Eine Nacht oder die schönsten Mährchen und Sagen aller europäischen Völker. Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet von J. P. Lyser. Mit 30 Bildern. (Fortsetzung bis zur 736sten Nacht). Meißen, Gödsche, 1839.

Herr Lyser hat schon viele Mährchen glücklich bearbeitet und es war kein übler Gedanke von ihm, einmal in einem großen, den arabischen Nächten entlehnten Rahmen, die ganze Bilderfülle dieser Mährchen und Volkssagen zusammenzufassen, zunächst nur zur angenehmen Unterhaltung. Statt der morgenländischen Sagen gibt er uns abendländische, die bekanntesten und

interessantesten aus Deutschland, England, Frankreich, Italien rc.

Ueber Universitäten.

Wissenschaft und Universität in ihrer Stellung zu den praktischen Interessen der Gegenwart. Von Prof. Dr. Biedermann. Leipzig, Reichenbach, 1839.

Eine verständige Schrift, obgleich sie nicht Jedermann gefallen wird. Sie ist zunächst gegen eine Schrift des Prof. Scheidler gerichtet, welcher letztere den Universitäten im Gegensatz gegen den gemeinen Broderwerb die Bildung zur Humanität, im Gegensatz gegen den beengten Staatsdienst die Bildung zum Kosmopolitismus und im Gegensatz gegen den Zwang jedes besondern Lebensberufs die Bildung des Charakters im Genuß und in der Uebung der Freiheit zur Aufgabe gestellt hat. Herr Biedermann steht nicht an, zu behaupten, daß es mit dieser Humanität, mit diesem Kosmopolitismus und mit dieser Freiheit doch nur auf eine Täuschung hinauslaufe, und er hat darin ohne Zweifel Recht; allein er scheint zu vergessen, daß diese Täuschung eine wohlthätige ist, daß man sich ihrer nicht entäußern kann, noch wird. Hörten die Universitäten auf, Asyle der Ideologie zu seyn, so würde dieselbe sich irgendwo anders festsetzen; ausrotten kann man und soll man sie nicht, denn sie bildet einen nothwendigen und heilsamen Gegensatz gegen die praktischen Interessen. Die deutsche Nation, wie jede andere gebildete Nation, würde an ihrem Werthe verlieren und in ihrer historischen Entwicklung zurückkommen, wenn sie nicht immer Menschen und Bestrebungen erzeugte, die außerhalb des nächsten praktischen Wirkungskreises liegen, die vom Besondern zum Allgemeinen, von der Zeit zur Ewigkeit, von der Gegenwart zur Vergangenheit und von der Beschränkung eines bestimmten Berufs zur allgemeinsten Freiheit tendiren. Nun ist allerdings in Deutschland die Neigung, sich solchen allgemeinen Richtungen hinzugeben und darüber das nächste Praktische zu versäumen, zu stark vorherrschend, weit mehr als in andern Ländern, in denen umgekehrt das Praktische allzu einseitig überwiegt. Und ferner mißversteht die deutsche Ideologie ihre Aufgabe, indem sie sich nicht bloß als eine wohlthätige Gegenwirkung gegen den Materialismus erkennt, sondern die Wirklichkeit selbst bekämpft und ihren Traum an deren Stelle setzen will. Dies muß zugegeben werden. Allein deßwegen darf man die Träumer nicht verdammen. Es ist doch etwas Heiliges und Prophetisches in ihrer Täuschung, das wir in der sonst so nüchternen Welt nicht vermissen möchten. Man muß den uralten Gegensatz des Ideals und des Lebens gelten und gewähren lassen. Das Leben verliert nichts dabei, wenn auch die Ideale nie in Erfüllung gehen.

Mit Recht aber kämpft der Verfasser gegen die Täuschung an, wenn sie zur offenbaren Lüge wird. Dies ist der Fall mit der sogenannten Wissenschaftlichkeit, die sich gegenwärtig so sehr aufbläht und die deutsche Nation über ihre natürlichsten und nächsten praktischen Interessen verblendet, nicht mehr aus Enthusiasmus und in eigner Selbsttäuschung begriffen, sondern aus Eitelkeit, und mit dem Bewußtseyn der Lüge. Auch wir haben diese Tendenz, die unter dem usurpirten Namen der Wissenschaft rein nichts ist, als Sophistik, schon lange bekämpft. Herr Biedermann sagt: Gewisse Leute „wollten in einem reinidealen Momente die Wesenheit deutschen Geistes finden, in der allgemeinen Wissenschaft, zumal der Philosophie, die man daher auch wohl geradezu die deutsche nannte, wie man denn den Geist ächter Wissenschaftlichkeit mit der deutschen Nationalität völlig identificirte. Trauriger Ersatz für die wahre nationelle Stellung und Geltung! Trauriger Wahn, in dem man sich stolz gewiegt und über dem man die Misere unsrer deutschen Zustände vergessen hat! Ihr sagt, deutsche Wissenschaft und deutsche Art ist hochgeachtet bei allen Nationen; alle gestehen uns den Vortritt zu im Reiche des Geistigen; Deutschland nennt man das Vaterland des Gedankens, und als solches hat es stets an der Spitze aller Fortschritte der europäischen Civilisation gestanden. Eben diese unselige Einbildung, durch die wir über alle Nationen uns erhaben glaubten, und unsren Ruhm darein setzten, das zu verachten, was jene hochhalten, politische Geltung, äußere Macht, praktische Betriebsamkeit und Erwerbsthätigkeit, und dafür mit den Schätzen abstrakter Wissenschaft, allgemeiner Bildung und Humanität uns zu spreizen, dies Schwärmen für ein kahles Ideal von Größe, dieser deutsche Gelehrtenstolz hat unser Unglück gemacht. Thöricht haben wir unsre besten Kräfte an jene reinidealen Richtungen verschwendet und sie dem öffentlichen Leben, dem praktischen Betriebe entzogen. Ja! wir haben in Kunst und Wissenschaft Großes geleistet, aber es ist ein todtes Capital, was nicht wuchert, was uns von anderen Nationen eine kalte Bewunderung, aber keine Anerkennung wirklicher Geltung und Tüchtigkeit erwirbt. Wir rühmen uns eines gründlichen Wissens; aber dies Wissen ist unfruchtbar, so lange uns die praktische Richtung für dasselbe fehlt; wir haben Begeisterung, Muth, Strebsamkeit; aber es mangelt diesen Eigenschaften die rechte Sphäre ihrer Entfaltung, in der sie zur wahren Energie der Bildung würden, und so verrauchen sie in den luftigen

Regionen. Es ist wahr, wir haben mancherlei Verkehrtheiten und Verbildungen anderer Nationen vermieden, welche eben in dem Streben entstanden, sich in concrete Richtungen hineinzubilden, wir haben uns eine gewisse Unschuld und Würde des Charakters bewahrt, eine gewisse Kindlichkeit der Gesinnung; aber lassen wir uns durch diesen Schein von Erhabenheit und idealer Güte nicht täuschen! es ist der einer Tugend, die noch nicht versucht worden ist, einer Kraft, welche noch nicht gestrauchelt hat, weil sie noch nicht in die Weite hinausstrebte, sondern in sich verhüllt, sinnend und brütend, ruhte. Die Mannbarkeit, die Selbstständigkeit, die Nationalität eines Volks beruht darauf, daß es sich im Leben, nach außen versuche, daß es schaffe und werbe, zu praktischer Tüchtigkeit und zu politischer Geltung sich durcharbeite. Welche Stellung hat unsre Nation in dem europäischen Staatensysteme? Welche Sphäre des Verkehrs und der darauf gegründeten Macht weist unser deutscher Geist uns an? Wir müssen erröthen, wenn der Amerikaner, der Engländer, der Belgier im stolzen Nationalgefühl auf das hinweisen, was sie durch die unbegrenzteste Anspannung ihrer Kraft, durch die klarbewußte, nüchterne Richtung aufs Praktische und Materielle hin vor sich gebracht; wenn der leichte Franzose selbst mit Spott auf unser ideales Treiben herabsieht, und der Name Deutscher allwärts mit der Bedeutung des Untauglichen, Ungeschickten, der wahren Lebensbildung und Charakterenergie Ermangelnden sich verbindet."

Romane und Novellen.

24) Novelletten von Joh. Gabriel Seidl. Wien, Sollinger, 1839.

Der gemüthliche und zartsinnige Dichter ist in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Seidl war ein guter Lyriker und gehörte der reinen und edlen Sängerschule des deutschen Oberlandes an, die vom Schwarzwald bis in die Gebirge Kärnthens noch in unsern späten Tagen ein Echo gibt dem alten Minnesange. — Das vorliegende Buch enthält nur kleine Erzählungen in Prosa, Novelletten, worin sich aber die sinnige Phantasie des Dichters und eine gewisse Schwermuth, vielleicht eine Vorahnung des Sterbens verräth, denn viele davon sind düster wie die Nachtbilder Callot-Hoffmanns. Nr. 1. Das Herz eines Weibes bricht mit einer Kadenz Beethovens. 2. Eine Stelle in einem alten Buch wird prophetisch für ein liebendes Paar. 4. Ein Kind wird wüthend auf die Leiche seines Vaters geschleudert, damit er es mitnehme. 7. Tanzende Holzgruppen in einem Guckkasten scheinen einem fieberhaften Träumer lebendig zu werden. 10. Ein Verzweifelter, der sich ermorden will, versucht noch einmal, ein menschliches Herz zu finden, stellt sich als einen Bettler an und bittet einen jungen Herrn um eine Gabe, dieser aber — ist zu faul, den Rock aufzuknöpfen. 12. Todtengräber, Verführung, Mord. 13. Widrige Mißhandlung des Weibes durch den Mann. 14. Eine unglücklich Verheirathete stirbt in dem Augenblick, in welchem ihr Ehering, den sie einem Bräutigam geliehen hat, an den Finger einer andern Glücklicheren gesteckt wird. 16. Ein Ehemann stürzt den Verführer seiner Frau heimlich in einen Abgrund und sagt öffentlich, er habe seine Frau treu gefunden. Die übrigen Erzählungen sind von mehr heiterm Charakter, komisch sogar Nr. 11, worin eine neue sehr nutzenbringende Erfindung geschildert wird. Herr Klopfer nämlich schlägt in einem Meliorantenklubb vor: „Mein Vorschlag betrifft eine Verbesserung, die in das Fach eines Jeden aus Ihnen schlägt, die sich leicht ausführen läßt, die Menschenwitz und Menschenmühe, Kraft- und Sprachaufwand, Zeit und Zorn erspart, und, ihrer Gemeinnützigkeit willen, den Schlaguhren, mit denen sie das Schlagen gemein hat, kühn an die Seite gestellt werden darf. Sie besteht in einer Schlagmaschine. Sie wäre bestimmt, allen Jenen, welche schlagende Beweise bedürfen, um etwas auszurichten, Anstrengung, Leidenschaft und alle Qualen zu ersparen, womit das Amt solch' eines Demonstranten verbunden ist. Die Maschine selbst wäre höchst einfach. Am meisten Aehnlichkeit hätte sie mit einer Rolle oder Walke, deren Umfang nach Maaßgabe eines Schlag-Objektes größer oder kleiner seyn könnte. Das Schlagwerk selbst könnte einem künstlichen Bratenwender nachgebildet und mithin so eingerichtet werden, daß man es nur bis zu bezeichneten Punkten aufzuziehen brauchte, um versichert zu seyn, daß es alsdann, mit unbeugsamer Strenge, die gewünschte Tracht Schläge dem untergeschobenen Objekte ertheilen werde. Welch' herrliche Erfindung! Wie zart! Wie schonend! Wie angemessen der allseits reifenden Galanterie! Nicht Menschenhände brauchten den Menschen mehr zu züchtigen; eine unsichtbare, fast gespenstisch, durch todte Glieder wirkende Kraft wäre die rächende Nemesis! — Der Erzieher schiebt den widerspänstigen Zögling in den Kasten, richtet das Schlagwerk auf 12, entfernt sich, um kein Zeuge der herben, aber unerläßlichen Strafe zu seyn, und bis der edle Menschenbildner indeß im Vorhause seine Zigarre zu Ende geraucht hat, fühlt der Knabe reumüthig, wie viel es geschlagen habe. — Der Gatte, der seine Xantippe durch geistige Gründe nicht mehr zu schlagen vermag, läßt sie von schonenden Dienern, denen er Essex's Worte: „Reißt sie von mir, aber thut ihr nicht weh!" zuruft, in die strafende Walke legen, und während er, trauernd über

seine Mißehe, seinen Groll verbechert, fühlt sein Weibchen die Folgen gründlicher Verschlagenheit. — Welch' ein Gewinn für alle Besserungsanstalten, für Schulen u. s. w. wäre dieser neue (sit venia verbo) Menschenschlag! Der Lehrer lehrt fort, bildet geistig, während sein züchtigender Stellvertreter körperlich zurechtweist! Und welche genaue Berechnung der Strafe wäre dann möglich. Der züchtigende Stab in der Maschine ließe sich stimmen, troz einer Saite, ließe sich dämpfen wie sie! Unumwunden für den Starrkopf, leicht umhüllt für den Leichtsinnigen, mit Wolle bedeckt für das Muttersöhnchen, mit Rosen umflochten für das trotzige Weibchen! — Keine Leidenschaft könnte da die Streiche eindringlicher beibringen oder ein schmerzliches Crescendo beobachten! Kein Mitleid könnte den Arm lähmen und ihn zum streichelnden Perdendo herabstimmen! Ein Streich wäre wie der andere; gleich leise, gleich stark" rc. Auch Nr. 15 ist eine komische Erzählung. Ein Affe ahmt einem Maler hinter dessen Rücken nach und übermalt ihm seine Bilder.

25) Erinnerungsblätter. Herausgegeben von A. Schumacher und B. Jäkle. Zwei Bändchen. Wien, in Commission bei Kaulfuß Wittwe und Kugler, 1839.

Zwei Erzählungen. Die erste von Schumacher schildert das tragische Leben und Ende eines Dichters, der im Gegensatz gegen den praktischen Staats- und Geschäftsmann sich in die Welt nicht zu schicken weiß und untergeht. Ganz dasselbe Motiv wie in Goethes Tasso. Die zweite Erzählung von Jäkle schildert dagegen das Glück eines geistreichen Malers, der über einen geistlosen Edelmann als Nebenbuhler den Sieg davonträgt. Hier ist also das Verhältniß umgekehrt. Geist und Kunst siegen hier über die gemeinen Lebensverhältnisse, während sie in der ersten Erzählung denselben unterlagen.

26) Kleine Loose aus dem Gebiete der Phantasie. Vom Verfasser der Wanderungen durch die rhätischen Alpen. Zwei Theile. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1839.

Erzählungen. 1) Die Söhne. In einer spanischen Familie waltet ein Fluch, der je an die Geburt des ersten Enkels geknüpft ist. Durch die Aufopferung einer edeln Tochter wird aber der Fluch gesühnt. 2) Das Kontumazhaus. Eine Posse. Scene in Krähwinkel. Man glaubt, die Cholera sey da. Absperrung eines Hauses voll Verliebte, zum Schluß eine Doppelhochzeit. 3) Der Räuberhauptmann, italienisches Reisebildchen. 4) Die Fürstenschule, ein Mährchen, mit der bekannten Thierfabel vom König Löwen, Minister Fuchs, Finanzminister Hamster rc. 5) Der Schützenpreis. Ein reicher Krähwinkler setzt seine schöne Tochter zum Preis aus. Der Sieger ist ein Schützenhauptmann, der die arme Schöne wegen seiner Unliebenswürdigkeit in Angst setzt, aber so artig ist, sie ihrem jungen Liebhaber abzutreten. 6) Das Messer in der rothen Scheide. Ein Messer wird verloren und gefunden unter Umständen, die der Polizei verdächtig sind. Alles löst sich aber befriedigend. — Die heiteren Possen sind besser, als die ernsteren Erzählungen, die komischen Motive meist glücklich, doch wäre der Sprache eine größere Leichtigkeit zu wünschen.

27) Genrebilder von L. Ernst. Berlin, C. A. Wolff, 1839.

Drei Erzählungen. Die erste schildert modernes Judenthum, wie Barone, Doctoren rc. um eine reiche Jüdin flattern. Die zweite ist eine gräuliche Mordgeschichte. Der Verbrecher wird zuletzt entlarvt und stirbt — von selber, man weiß nicht, ob mehr aus Verzweiflung oder aus Bosheit. Erst wird das Weiße in seinem Auge geschwärzt, dann vermischt es sich völlig mit dem Augenstern und endlich wird das ganze Gesicht schwarz und er fällt um und ist todt (Seite 264). Die dritte Erzählung enthält in einem leichten Rahmen Dialoge über moderne Kunst und Literatur. Es ist darin manches Wahre gesagt, doch nur flüchtig und ohne tief auf den Grund zu greifen.

28) Sammlung interessanter Erzählungen, aus dem Englischen übersetzt von Dr. W. Pirscher. Lemgo, Meyer, 1839.

Sieben Erzählungen: der Geizhals in Padua; das Gespenst in den Urwäldern Amerikas; der Unmusikalische, dem alle Musik Qual verursacht; die Freuden eines unreinlichen Mannes (mehr englisch derb, als witzig); der Narr, der allen berühmten Personen nachjagt, aber immer zu spät kommt; dann noch eine Mordgeschichte, die am Rhein spielt, und das Charakterbild eines loyalen Dieners.

Berichtigung.

In Nr. 27, Seite 105, Spalte 1, ist in dem Gedicht „die Elster" der zweite Vers:

Bald scherzt sie einzeln, bald in Zahl,
Ich müßte sehr mich trügen,
Sie ist, verkörpert, das mein Thal
Durchgaukelnde Vergnügen.

zu ergänzen, da sonst dieses schöne Gedicht von Karl Mayer keinen Sinn hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. April 1840.

Reise.

Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen. 14ter Band. Reise des k. russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand v. Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer in den Jahren 1820—1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von Staatsrath G. Engelhardt. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter. Mit Tafeln und einer Karte. Zwei Theile. Berlin, Voß, 1839.

Durch die berühmten Polarreisen der Engländer sind die nördlichsten, dem Pole zugewendeten Küsten von Amerika jetzt größtentheils entdeckt und in die Erdkarten eingetragen. An diese Polarreisen schließt sich das vorliegende Werk, das auf ähnliche Weise die bisher wenig bekannte Küste des äußersten Nordosten Asiens zeichnet. So ergänzt sich eine Lücke nach der andern und nach und nach werden die auf den Erdkarten im Umkreis des Nordpols noch leer gelassenen und ungewissen Stellen vollends ausgefüllt werden. Herr von Wrangel vollendete seine Reise schon vor sechzehn Jahren, allein der so äußerst interessante Bericht über dieselbe kommt nicht zu spät. Er enthält so viel Werthvolles, daß es sehr hätte müssen bedauert werden, wenn er ungedruckt geblieben wäre.

Sein wissenschaftlicher Werth wird noch dadurch erhöht, daß ihm eine ausführliche Zusammenstellung aller frühern Eroberungs- und Entdeckungsreisen in jene äußersten Enden Sibiriens und der Eismeerküsten vorangeht.

Herr von Wrangel begab sich auf Befehl des Kaiser Alexander im Frühjahr 1820 zu Lande mitten durch Sibirien nach den Mündungen des Kolyma-Flusses, des letzten größern Flusses, der ins nördliche Eismeer fließt, gerade nordwärts über der Halbinsel Kamtschatka. Von Nis'hne-Kolymsk, dem nördlichsten noch von Kosacken und Jakuten bewohnten Flecken aus, sollte er die den Kolymamündungen gegenüber liegenden Bären-Inseln und das Meeresufer rechts und links untersuchen, und im Eismeer so weit vordringen, um über ein angebliches Festland, das ein gewisser Andrejew dem nordöstlichen Rande Asiens gegenüber gesehen haben wollte, Gewißheit zu erlangen. Gleichzeitig mußte eine andere Expedition unter Lieutenant Anjou etwas weiter westlich die Asien gegenüberliegenden großen Inselgruppen von Neu-Sibirien und Kotel' noj untersuchen.

Ueber die Durchreise durch Sibirien faßt sich Herr von Wrangel kurz; doch sind seine Bemerkungen über den großen Fluß Lena, und über die Wichtigkeit, welche die Errichtung eines Dampfschiffs auf demselben für den innern Verkehr Sibiriens haben würde, von Interesse. Die Lena ist eine der größten Ströme der Welt und bietet im Süden große Naturschönheiten dar. In der Nähe von Jakuzk erwähnt der Verfasser eines Lärchenbaums, der mitten in einer Höhle ohne alle Sonne gleichwohl gut gediehen sey (I. Seite 136), dessen Aussehen aber nicht beschrieben wird. Bis Jakuzk war noch Weg gebahnt. Von hier an aber begann die wilde Einöde, voll Moräste, wilde Wässer, Gebirg und Wald, endlich Schnee. Hier fand der Reisende unter andern das Todesthal Ubiennoje Sole, in welchem ein ganzer Volksstamm der Tungusen von den Kosacken, Sibiriens Eroberern, geschlachtet worden ist.

Nis'hne-Kolymsk liegt sehr nördlich in der Zone des ewigen Winters, fern von der Vegetation. Nur wenige Beamten leben hier und Kosaken, um von den unterworfenen Jakuten Tribut einzutreiben. Der Aufenthalt ist trostlos. Als man ein Haus für den Verf. aufschlug, sprangen die Aexte wie Glas und im ganzen Ort konnte man sich keiner andern Fenster bedienen, als großer Eisplatten, weil der Frost jedes andere

Fenstermaterial zersprengte. Gleichwohl brachte der Verf. hier drei Winter zu, indem er den Sommer zu seinen Expeditionen ins Eismeer benutzte. Und in dieser eisigen Einöde — zu seinem größten Erstaunen — kam auf einmal ein munterer Wandersmann zu ihm, der berühmte Fußgänger Cochrane, der ganz Asien durchreist war und dessen Wanderlust selbst das ewige Eis keine Grenzen setzte. Sie blieben einige Zeit beisammen. Dem Wunsch Cochranes aber, die Seeexpedition mitzumachen, glaubte Wrangel nicht entsprechen zu dürfen.

Ein Gefährte und Untergebener Wrangels, Herr von Matinschkin, untersuchte das Innere des Landes ostwärts, ein anderer, Herr Kosmin, die Meeresküste westwärts. Wrangel selbst untersuchte hauptsächlich die Meeresküste ostwärs und drang tief in das Eismeer vor, unternahm aber auch eine Landreise ostwärts. Das Resultat dieser verschiedenen Expeditionen war eine genaue Ausmessung der Küsten bis zur Insel Koliutschin, die beinahe im äußersten Osten Asiens liegt. Bis an die äußerste Ostspitze selbst konnte Wrangel, aus Mangel an Lebensmitteln, nicht vordringen; es war aber auch nicht nöthig, da diese Spitze schon bis zur Insel Koliutschin von Osten her durch Capitain Billings ist aufgenommen worden. Durch diese Küstenaufnahmen sind einzelne Irrthümer berichtet und Lücken ergänzt, insbesondere die Länge der Bäreninseln richtiger bestimmt.

Die Nachforschung nach dem unbekannten Land im Norden ist ohne Resultat geblieben. Herr von Wrangel drang zu mehreren Malen mit großer Gefahr tief ins Eismeer ein, fand aber nirgends das gesuchte Land und wurde durch das Bersten des Eises und Hinzutreten des offnen Meeres zum Rückzug gezwungen. Wie mühselig und gefahrvoll diese Reisen auf dem Eismeer waren, davon kann man sich kaum einen Begriff machen, wenn man den Bericht nicht gelesen hat. Erstens denke man sich eine Kälte, die zuweilen nöthig machte, daß man sogar die Hunde durch Pelzstiefeln 2c. dagegen verwahren mußte. Dann stelle man sich die Reisenden vor, jeden in einer leichten s. g. Narte, einem Kahnschlitten, von Hunden gezogen, wie sie hundert Werste weit ins Meer eindrangen, oft auf dem rauhesten Wege durch und über die s. g. Torosse (Eishügel und kolossal emporstehende, umgeworfene und von neuem eingefrorne Eisschollen) und endlich dem offnen Meere nahe, nur noch auf dünnen Eisschollen schwimmend. Hören wir, was ihnen im März 1823 auf der Rückkehr zum Lande mitten auf dem Eismeer begegnete. Sie fanden den Weg abgeschnitten durch ungeheure Eisschollen, und das offne Meer brach immer mächtiger durch. Um schneller über die Eisschollen zu kommen, warfen sie alles von sich, was sie beschwerte, auch den größten Theil ihrer Lebensmittel. „Allein auch dieses Opfer half nicht auf lange, denn als wir noch mit vieler Mühe 2 Werst zurückgelegt hatten, verschwand alle Hoffnung zwischen den offenen Stellen durchzukommen, die sich schon jetzt so ausdehnten, daß im Westen das Meer mit seinen umhertreibenden Eismassen offen vor uns lag, und durch die aus demselben aufsteigenden dichten Dünste der ganze Horizont verfinstert ward. Im Süden lag zwar noch eine scheinbare Eisfläche vor uns, sie bestand aber aus lauter größeren Bruchstücken oder Eisinseln, und auch sogar zu diesen konnten wir wegen des uns davon trennenden offenen Wassers nicht gelangen. So von allen Seiten abgeschnitten, sahen wir der eintretenden Nacht mit banger Erwartung entgegen. Zu unserm Glücke war die Luft beinahe ganz still und das Meer ruhig; hievon nur und von dem in der Nacht zu gewärtigenden Frost konnten wir Rettung erwarten. Wirklich trieb auch ein sich erhebender leichter Nordwestwind während der Nacht die Eisinsel, auf der wir uns befanden, allmählich nach Osten, nach der oben erwähnten Eisfläche hin. Um diese vollends zu erreichen, zogen wir mit Stangen die kleinern herumschwimmenden Eisschollen an uns, und bildeten daraus eine Art von Brücke, die der Nachtfrost aneinander kittete, so daß wir es wagen durften, uns ihnen anzuvertrauen. Diese Arbeit war noch vor Sonnenaufgang am 27. März beendigt; wir eilten aus unserer bisherigen üblen Lage herauszukommen, und erreichten glücklich jene Eisfläche. Aber kaum hatten wir auf derselben eine Werst nach SO. zurückgelegt, als wir uns aufs Neue in einem Labyrinthe von offenen Wasserstellen befanden, die uns nach allen Seiten den Weg abschnitten. Da alle uns umgebenden Eisschollen viel kleiner waren, als die, auf welcher wir uns befanden (diese hielt nämlich 75 Faden im Durchmesser), und da wir aus verschiedenen untrüglichen Merkmalen einen Sturm voraus sahen, so hielt ich es für sicherer, denselben auf dieser größeren Eismasse, die uns doch immer mehr Sicherheit gewährte, abzuwarten, und so verhielten wir uns ruhig und ergaben uns in das, was die Vorsehung über uns verfügen würde. Bald zeigten sich die Vorboten des herannahenden Unwetters; finstere Wolken stiegen im westlichen Horizonte auf, die ganze Atmosphäre füllte sich mit feuchten Dünsten. Plötzlich trat ein scharfer Westwind ein, der in weniger als einer halben Stunde zum orkanartigen Sturme heranwuchs. Das furchtbar aufgeregte Meer schleuderte die umherschwimmenden Eisschollen in allen Richtungen gegen einander; hier richteten sich zwei ungeheure, haushohe Eisflächen aufrecht in die Höhe; standen ein paar Augenblicke gleich schlagfertigen Kämpfern sich gegenüber, und stürzten dann krachend und zischend über einander her, in die Fluthen hinab; — dort wurden gigantische Eisberge wie leichte Federbälle hoch auf die Gipfel der wüthenden Wogen

erhoben, und dann auf die zunächst liegenden Eisfelder geworfen, die sie mit furchtbarem Getöse zertrümmerten. Es war ein schreckliches, riesiges Bild der bis aufs Höchste aufgeregten Polarnatur. — In der peinlichsten Unthätigkeit starrte unser kleines Häuflein auf der hin- und hergeworfenen Eisinsel den furchtbaren Kampf des wüthenden Elementes an, jeden Augenblick erwartend, daß auch wir von den Wogen verschlungen würden. — Drei qualvolle Stunden waren in dieser schrecklichen Lage verbracht, noch hielt die Eismasse unter uns zusammen, aber plötzlich ergriff sie der Sturm und schleuderte sie mit ungeheurer Gewalt gegen eine andere, größere Eisfläche — ein fürchterlicher Ruck, ein betäubendes Getöse, und wir fühlten unter uns die Eismasse zerbröckelt nachgeben und das Wasser überall hervorquellen; der Augenblick unseres Unterganges war da! Aber in dem furchtbaren, entscheidenden Moment, wo Rettung unmöglich schien, rettete uns der jedem lebenden Wesen angeborne Trieb der Selbsterhaltung; instinktmäßig sprangen wir alle zugleich auf die Schlitten, trieben die Hunde an, ohne zu wissen wohin, flogen pfeilschnell über die sinkenden Eisbrocken auf das Eisfeld, an welchem wir gestrandet waren, und erreichten glücklich eine noch festsitzende, mit hohen Torossen besetzte Eismasse, wo unsere Hunde von selbst stille hielten. Wir waren gerettet! — Freudig umarmten wir uns, und dankten vereint Gott für unsere wundervolle Erhaltung."

Obgleich die Eisfahrten Wrangels auf diese Weise das gewünschte Resultat nicht erzielten, so überzeugten sie denselben doch, daß das fragliche und bereits in einige Karten eingetragene Land in der Gegend, in der man es gesehen haben wollte, nicht existire, sondern wahrscheinlich mit den Bäreninseln verwechselt worden sey. Dagegen soll es in einer andern mehr östlichen Gegend des Eismeers allerdings noch ein unbekanntes Land geben, dessen hohe Berge die Tschuktschen von dem Vorgebirge Jakan aus bei sehr hellem Wetter gesehen haben wollen, zu welchen zu gelangen dem Herrn von Wrangel aber unmöglich war.

Sein langer Aufenthalt im Eismeer setzte den Verfasser in den Stand, sehr genaue Beobachtungen über die Bildung der Torossen sowohl, als über die Polonja (stets offen bleibende Stelle des Meeres in einer gewissen Entfernung von den Küsten) mitzutheilen. Er glaubt, da das Meer, je weiter von der Küste entfernt, je offner werde, die Lage möge noch so nördlich und die Zone kalt seyn, so werde wahrscheinlich auch das Meer um den Nordpol selbst offen seyn. Die große Schwierigkeit aber ist, durch die Eisregion am Ufer durchzukommen, da sie viel Tagereise weit ausgedehnt ist und beständig wechselt, je nachdem das Meer, vom Sturm gepeitscht herein bricht, und immer wieder von Neuem gefriert und immer größere Torossen bildet. Diese sind ursprünglich nichts, als Eisschollen, in verschiedener Lage umgerissen und schwimmend oder wieder eingefroren, durch andere angefrorne Eisschollen und darauf gefallenen Schnee allmählich zu Bergen anschwellend.

Trotz ihrer Verarmung hat die Natur doch auch hier viel Schönes, besonders die eigenthümlichen Beleuchtungen. Hier ein kleines Bild von der Sonne: „Seit 72 Stunden schon war die Sonne am völlig wolkenleeren Horizont gar nicht untergegangen; heute erschien sie uns zum letzten Male in ihrer vollen Pracht, welche noch durch die von der verstärkten Ausdünstung des Meereises herrührenden Strahlenbrechung um Vieles erhöht wurde. Die scheinbare Größe und Peripherie des Sonnenballes, seine Erhöhung und der Lichteffekt wechselten unaufhörlich; jetzt schien die Sonne verkleinert, in elliptischer Form in den Ocean zu tauchen, dann erhob sie sich wieder plötzlich in ihrer vollen Größe und schwamm, bald in röthlichem, bald in gelblichem Feuer glühend, majestätisch am Horizont. Dies wunderbare, prachtvolle Schauspiel dauerte den ganzen Tag fort, und trotz dem Schmerze, den das grelle Licht und die Refraktion uns an den Augen verursachten, konnten wir uns doch nicht den Genuß versagen, den herrlichen Anblick zu genießen." — Auch über die Nordlichter machte Wrangel sehr interessante Bemerkungen: „Ueber dem nördlichen Horizont erscheint zuerst ein matter Schein in Form eines Zirkelsegments, dessen horizontaler Augenwinkel sich von 20 bis 80° und auch wohl darüber erstreckt, der vertikale aber nicht über 1 bis 6°. — Das Licht dieses leuchtenden Segments ist sehr ruhig und schwächer, als das des Vollmondes. Von Zeit zu Zeit erscheinen in der Scheibe — gemeiniglich im Osten — bewegliche, leuchtende Säulen oder Strahlenbüschel von einem sehr grellen Lichte; sie schießen von unten rasch in die Höhe und schwanken und biegen sich, als ob sie vom Winde bewegt würden. Diese Bewegung ist eben so deutlich bemerkbar, als die der Wolken bei starkem Winde. Bald entstehen in dem Kreisabschnitte ähnliche Strahlenbüschel, gleichsam als wären sie von den oberen entzündet, und nun geht die ganze leuchtende Masse vereint nach einer Seite hin. Die Erscheinung dauert gewöhnlich nur 2 bis 3 Minuten, dann verschwinden die Lichtsäulen allmählich eine nach der andern, und an ihrer Stelle bilden sich neue dergleichen, von denen wie früher einige in dem Bezirke des Segments bleiben, andere aber sich zu einer bedeutenden Höhe über dasselbe hinauf ausdehnen. — So geht das immer wechselnde Schauspiel eine Zeitlang fort, bis die Strahlenbüschel nach und nach matter und schwächer werden und zuletzt ganz erlöschen; dann verschwindet endlich auch das Segment, aus dem sie zu entstehen scheinen. An diesem letzteren zeigt sich zuweilen noch

eine ganz sonderbare Erscheinung. Wenn nämlich das Spiel der aus demselben schießenden Strahlenbüschel zuweilen recht rasch und in heftiger Bewegung ist, so scheint es, als ob das Segment in viele Stücke von unregelmäßiger Form zerrissen würde, welche noch eine Viertelstunde ihren früheren Glanz beibehalten und dann verschwinden. Dies war im Allgemeinen der Charakter der Nordlichte, die ich Gelegenheit hatte zu beobachten. Nächstdem verdienen folgende specielle Bemerkungen einer Erwähnung: 1) Wenn die Lichtsäule sehr hoch stieg und sich dem Vollmonde näherte, so bildete sie um ihn einen leuchtenden Kreis von 20 bis 30°, erhielt sich eine Weile und verschwand dann. 2) Wenn diese Strahlenbüschel sich bis an den Zenith erhoben, oder wenigstens demselben nahe kamen, so lösten sie sich in kleine, schwach leuchtende, wolkenähnliche Massen auf, welche bald eine milchweiße Farbe annahmen und nicht selten noch am folgenden Tage gleich weißen, wellenförmigen Wolken am Himmel zu sehen waren. 3) Oft lagern sich am nördlichen Horizont, unterhalb des Nordlichts, dunkle, blaue Wolken, welche, wie ich glaube, einige Beachtung verdienen, weil sie in Farbe und Gestaltung eine sehr große Aehnlichkeit mit den Dünsten haben, die bei einem plötzlichen Ausbruch der Eisfläche aus dem Meere aufzusteigen pflegen. 4) Bei dem Spiele des Nordlichts, selbst wenn dieses am stärksten war, haben wir nie irgend ein Krachen, oder sonst ein bedeutendes Geräusch vernehmen können, wohl aber hörten wir in solchem Falle ein leichtes Zischen, wie wenn der Wind in eine Flamme bläst. 5) Von Nis'hne-Kolymsk aus gesehen, beginnt das Nordlicht gewöhnlich im nordöstlichen Viertheil des Himmelsgewölbes, und die Mitte der ganzen davon am nördlichen Horizont eingenommenen Strecke befindet sich alsdann im Allgemeinen auf einen oder zwei Rumb östlich vom wahren Norden. Hiebei muß ich bemerken, daß die Abweichung der Magnetnadel an diesem Orte ungefähr 10° östlich ist. 6) Die Nordlichte zeigen sich öfter und stärker an der Meeresküste, als fern von derselben. Die Breite des Ortes hat übrigens darauf keinen Einfluß. So ergibt sich z. B. aus den Erzählungen der Tschuktschen auf der Insel Koliutschin (in 67° 26¼′ der Breite), daß dort die Nordlichte viel häufiger und von grellerem Scheine sind, als bei Nis'hne-Kolymsk, welches in 68° 32′ der Breite liegt. — An der Küste sahen wir die Strahlen oft bis in den Zenith hinaufschießen, während dies selten der Fall in Nis'hne-Kolymsk ist, wo überhaupt das Licht derselben schon weit schwächer wird. 7) Die Küstenbewohner behaupten, daß nach einem starken Nordlicht immer aus der Gegend desselben ein heftiger Wind herkomme; wir haben dies zu Nis'hne-Kolymsk aber nie bemerken können. Das kann aber aus örtlichen Umständen herrühren, die oft dem Seewinde den Zugang hieher erschweren und ihm zuweilen eine ganz entgegengesetzte Richtung geben. So geschieht es z. B. nicht selten, daß man in Pochodsk, 70 Werst nördlich von Kolymsk, starken Nordwind hat, während an letzterem Orte ein Südwind weht. 8) Die stärksten Nordlichte zeigen sich immer bei dem Eintritte heftiger Winde im November und Januar, bei der größten Kälte aber sind sie seltener. 9) Als eine merkwürdige, oft von mir beobachtete Erscheinung verdient bemerkt zu werden, daß, wenn Sternschnuppen in der Nähe des untern Segments fallen, in diesem, an der Stelle, wo die Sternschnuppe fiel, sich gleichzeitig neu entzündete Strahlenbüschel zeigen. Aus obigen Bemerkungen läßt sich meines Erachtens folgern: a) Daß das Gefrieren des Meeres dem Entstehen der Nordlichte förderlich sey. — Vielleicht erzeugt das plötzliche Aufsteigen der Dämpfe, oder das Reiben der ungeheuren Eisschollen aneinander eine große Menge Elektricität. b) Das Nordlicht nimmt nicht immer die hohe Region der Atmosphäre ein, in welcher sich die feurigen Meteore bilden, sondern nähert sich gewöhnlich der Erdoberfläche, und daher sind es fast immer die untern, über dieselbe hergehenden Winde, die auf die Bewegung und Richtung der Strahlenbüschel wirken, wie ich sehr oft beobachtet habe."

Merkwürdig ist auch ein gewisses Nordlicht am Tage: „Am nordöstlichen Horizonte zeigte sich eine ganz abgesonderte Wolke von dunkelgrauer Farbe, aus welcher sich über den Zenith hinaus bis an die entgegengesetzte Seite des Horizontes weißliche Strahlen ergossen, wodurch diese Erscheinung einige Aehnlichkeit mit einem Nordlichte hatte. Ob diese Strahlen übrigens, wie die des Nordlichtes auch einen leuchtenden Schein von sich gaben, kann ich nicht bestimmen, weil wir dies Phänomen, welches ungefähr eine halbe Stunde dauerte, am Tage beobachteten, wo ein solches Leuchten wegen des stärkeren Tageslichtes nicht sichtbar seyn konnte. — Der Kosacken-Sotnik Tatarinow, welcher früher Herrn Hedenström begleitet hatte, versicherte uns, jene dunkle Wolke sey nichts weiter als Dampf, der sich aus irgend einer plötzlich im Meereise entstandenen Spalte oder Oeffnung (hier polynja genannt) erhöbe und eine Weile zusammenhielte; dann wären vielleicht die Strahlen auch nur der allmählich zerfließende und von der Sonne beleuchtete Dampf gewesen."

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Herzlich freut es uns, in der Nummer des Morgenblatts von demselben Datum (30. März), unter welchem unser Blatt aus Anlaß einer Kritik der Novellen Seidls dessen Tod bedauerte, die Nachricht gelesen zu haben, daß dieser liebenswürdige Dichter, den mehrere Zeitungen todt gesagt — nicht gestorben sey.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. April 1840.

Romane und Novellen.

29) König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang, von Fr. Berthold. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Dresden und Leipzig, Arnold, 1839.

Berthold ist ein angenommener Name. Die vor Kurzem verstorbene Verfasserin heißt Adelheid Reinhold, und war, nach des Herausgebers Versicherung, ein so edles als geistreiches und schönes Mädchen, das in Hannover beim Geh. Cabinetsrath Rehberg (dem berühmten Publicisten), in Wien beim Baron Pereira (als Erzieherin) und im Hause des berühmten Orientalisten v. Hammer, endlich in Dresden bei Tieck und in andern befreundeten Häusern große Achtung und Liebe sich erworben hat. Sie machte in ihrem bescheidenen Beruf als Erzieherin und thätig in die Wirthschaft eingreifende Hausgenossin keinen Anspruch auf dichterische Lorbeern und nannte, wenn sie auch einiges dichtete und drucken ließ, nie ihren Namen. Es ist mehreres von ihrer Hand vorhanden, drei Trauerspiele Saul, Masaniello und der Prinz von Massa, eine artige Erzählung in der Urania „Irwisch-Fritz," und kleinere Sachen, die im Morgenblatt und in den Blättern für literarische Unterhaltung standen.

Der vorliegende Roman verräth überall die weibliche Hand, die ihn geschrieben hat. Das Einzelne ist mit zarter Sorgfalt ausgemalt, der Verfasserin schwebte stets ein klares und lebendiges Bild vor Augen; doch geht es ihr wie der sonst so geistreichen Frau von Staël und wie allen dichtenden Damen, die Helden wollen ihrer schaffenden Hand nicht recht gerathen. Männer zu schildern, scheint den Poetinnen versagt, und Fräulein Reinhold machte von dieser Regel keine Ausnahme.

Wir werden auf das Schlachtfeld von Alkassar versetzt, wo König Sebastian von Portugal mit den Seinen umgekommen ist. Ein verwundeter Jüngling lebt noch; die schöne Fatime, Tochter eines reichen Muselmanns, rettet ihn. In der Fieberhitze phantasirt er vom gefallenen König, und wiederholt dessen Worte, als ob er selbst der König wäre. Fatime, die ihn schon liebt, wird nun zugleich von Stolz und Ehrgeiz erfüllt, will mit ihm fliehen und seine Königin werden. Nun bei nüchternem Muthe läugnet er, der König zu seyn, und nennt sich einfach einen Edelmann Namens Don Carlos, allein sie bleibt bei ihrem Willen und ist entschlossen, ihn für den todten Sebastian, dem er ähnlich ist, auszugeben und auf dessen Thron zu setzen. — Die Scene verändert sich. Als Gefangener eines Beduinen tritt abermals ein schöner portugiesischer Jüngling auf, und zwar diesmal der echte König Sebastian selbst, für den sich abermals eine schöne Muhamedanerin, die noch sehr junge Tochter des Beduinen (eine Art Mignon) interessirt. Alles scheint sich wiederholen zu wollen; allein plötzlich kommt ein dritter portugiesischer Jüngling, und dieser Jüngling, mit dem König in der Sklaverei vereinigt, entdeckt sich als ein verkleidetes Mädchen. Es ist die schöne Inez, die in männlicher Tracht glücklich allen Gefahren ihres Geschlechts entronnen ist. Sie ist begeistert für ihren wahren Sebastian, wie Fatime für den falschen, und beide Männer sind von der Dichterin ziemlich schwächlich gezeichnet, lassen sich von ihren Geliebten treiben und vorschieben und haben weit weniger Energie und Originalität, als diese beiden Mädchen. Beide Paare, die übrigens nichts von einander wissen, entfliehen; beide kommen nach Italien und finden sich dort. Als Fatime den echten König Sebastian erblickt, dem Don Carlos in treuer Unterwürfigkeit huldigt, sieht sie ihren ehrgeizigen Plan vereitelt und will in wüthender Eifersucht den König erdolchen. Es wird verhindert und sie stirbt in der Wuth als gute Muhamedanerin. Sebastian macht nun einen Versuch, wieder auf den Thron zu kommen, wird aber im ersten Angriff erschossen.

Die drei weiblichen Charaktere, Fatime, die

Beduinentochter Calla und Inez, sind eigenthümlich, scharf und lebendig gezeichnet. Von ihnen geht alle Handlung und alles Leben des Romans aus. Schade nur, daß die zwei Jünglinge so unbedeutend und einander so ähnlich sind.

30) St. Roche. Von der Verfasserin von Godwie-Castle. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp., 1839.

Den Mittelpunkt dieses Romans bildet ein mit alterthümlicher Pracht ausgestattetes Schloß in Frankreich, um welches sich dunkle Geheimnisse lagern, ganz geeignet, die Phantasie zu ergreifen und die Aufmerksamkeit des Lesers fortwährend in Spannung zu erhalten. Allein wenn wir durch diese romantische Finsterniß auch Blitze zucken sehen, wenn Verbrechen und Unglück uns drohend entgegen treten, so gewinnt doch das freundliche Sonnenlicht, das von Anfang an über dem Vordergrunde der Scene liegt, die Oberhand, und der Roman läßt einen durchaus heitern Eindruck zurück. Die Verfasserin besitzt ein vorzügliches Talent für Genrebilder, oder sagen wir vielleicht lieber Idyllen, aus dem Leben der höhern Stände. Sie schildert uns die Aristokratie von ihrer liebenswürdigsten Seite, in häuslichen und geselligen Situationen, in welchen reine und milde Charaktere, sowohl männliche als weibliche, uns die Vornehmigkeit nur im Lichte edler Humanität und anmuthsvoller Natürlichkeit sehen lassen. Ueberall spiegelt dieser Roman das klare Auge, die ruhige Seele, das befriedigte Gemüth der Dame ab, die ihn geschrieben hat (und die uns übrigens nicht näher bekannt ist). Es thut wohl, einer solchen schönen Seelenruhe zu begegnen, wenn man lange genug durch die Verwilderung und Zerrissenheit, die jetzt so sehr in Romanen Mode geworden sind, beunruhigt und unangenehm aufgereizt worden ist.

Indeß verläugnet die Verfasserin ihr Geschlecht insofern nicht, als sie die männlichen Charaktere nicht mit hinreichendem Nachdruck zu zeichnen gewußt hat. Auch malt sie überall mit zu feinem und fleißigem Pinsel aus, auch da, wo eine naive Kürze mehr am Platz seyn würde. So äußert sich z. B. eine junge Frau gleich im Eingang des Romans gegen ihren Gatten: „Wie! Sie schlagen mir vor, den Hof immitten seiner größten Freuden zu verlassen? Haben Sie die prachtvollen Ballkleider vergessen ꝛc. Wollen Sie, daß die Juwelen, um deren Besitz Sie die alte und neue Welt geplündert, die Perlen, nach denen die Wellen des Meeres noch jetzt seufzend am Strande niederstürzen — wollen Sie, daß dies alles umsonst ꝛc." Da das Gespräch ein vertrauliches und zärtliches Morgengespräch ist, scheinen die poetischen Redensarten von seufzenden Wellen ꝛc. nicht ganz natürlich. Doch Damen bringen gern kleine Zierrathen an, auch wo dieselben nicht gesucht werden.

31) Der Hugenot, oder die Protestanten in Frankreich. Von James. Aus dem Englischen von Dr. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

James ist Meister in den Darstellungen des altfranzösischen Hoflebens, und der vorliegende Roman gibt nicht die erste Probe davon. Sein Held ist Graf Morseuil, der am Hofe Ludwigs XIV. sehr in Gunst steht, aber als Hugenot seiner verfolgten Glaubensbrüder sich annimmt, die Waffen ergreift und gegen den König kämpft, zuletzt besiegt, jedoch mit einer ehrenvollen Verbannung begnadigt wird. Die treue Gefährtin seines Unglücks, Clementine von Marly, wird die Seinige. Der Held ist ein würdig gezeichneter Charakter und sein Schicksal interessant und rührend. Doch malt James gar zu sehr ins Breite.

32) Ischora oder die Eroberung Jerusalems. Von Dr. A. Schütt. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1840.

Die Belagerung und Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Dieses große Ereigniß mit seinen Hauptheldeu bildet den Hintergrund des Romans; den Vordergrund nimmt ein liebendes Paar ein, der schöne Ritter Lionel und Ischora, „die Lilie von Jerusalem," und als ob es an romantischen Effekten damit noch nicht genug gewesen wäre, zieht der Dichter auch noch den ewigen Juden hinein.

33) Aus Heimath und Fremde. Erzählungen von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Leipzig, Taubert, 1839.

Neun Erzählungen, die meisten nach Volkssagen gebildet. 1) Die seligen Fräulein, Sage vom Gemsjäger, der hoch in den Alpen von schönen Elfen bewirthet wird, später aber, da er sein Versprechen, die unschuldigen Gemsen zu schonen, nicht hält, in einen Abgrund gestürzt wird. 2) Der Förster von Belrieth, Sage vom Erbschloß, dessen boshaftes Zudrücken am Hochzeittage den Kindersegen verhindert. 3) Der Geist auf Christburg, die bekannte Geschichte von der gespenstischen Burg im altpreußischen Ordenslande. 4) Das Hausgesinde, die Vergiftung eines jungen Grafenkindes durch das wegen harter Behandlung erbitterte Gesinde. 5) Der Zaubergarten, nach Boccaccio. Diese Erzählung

ist nicht wie die übrigen in Prosa, sondern in schönen Versen geschrieben, Herr Bechstein besitzt ein ausgezeichnetes Talent für den Schwung und Wohlklang metrischer Formen. 6) Der falsche Barbarossa, ein unglücklicher Phantast, der die Rolle des aus seiner Steinkluft im Kyffhäuserberge auferstandenen Barbarossa spielt. 7) Der Sohn der Hexe, ein Nachtstück, Verruchtheit, Muttermord, Tortur und Scheiterhaufen. 8) Der Herr von Selerinsky, ein Geizhals, der zuletzt von seinem Knecht tödtlich mißhandelt wird. 9) Unterirdische Liebe, worin ein Alraun die Hauptrolle spielt, ganz im Geschmack und Ton Callot-Hoffmanns.

34) Hallup, der Schwimmer. Von demselben. Daselbst.

Ein verwaister Knabe, als gemeiner Soldat mißhandelt, macht sein Glück durch die Schwimmkunst, in der er so ausgezeichnet ist, daß er als Virtuose darauf reist. Seine Schönheit findet Verehrerinnen. Die Tochter eines Bürgermeisters, die er einmal vom Tode gerettet, entflieht mit ihm. Da er aber seinen Nebenbuhler, von dem er vielfach mißhandelt und gereizt worden, auf eine grausame Art beim Baden unter das Wasser zieht und ersäuft, so folgt ihm der Fluch und er stirbt im äußersten Elend. Dieses Charakterbild ist eben nicht sehr edel, doch anziehend gemacht durch die Lebendigkeit, Wärme und Klarheit, die Herr Bechstein allen seinen Erzählungen zu geben weiß.

Reise.

Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen. 14ter Band. Reise des k. russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand v. Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer in den Jahren 1820—1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von Staatsrath G. Engelhardt. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter. Mit Tafeln und einer Karte. Zwei Theile. Berlin, Voß.

(Schluß.)

Sonstige Merkwürdigkeiten jenes hohen Nordlands sind die zahlreichen **Mammutsknochen**, die einen Handelsartikel abgeben. Ein Kaufmann in Nis'hne Kolymsk, der den Reisenden viele Gefälligkeiten erwies, hielt sich einzig dieses einträglichen Handels wegen hier auf. Die Reisenden selbst fanden öfters große und kostbare Elfenbeine des vorweltlichen Elephanten in Eis und gefrorner Erde stecken. „Die meisten Mammutsknochen finden sich in Neusibirien und auf den Lachow'schen Inseln, wie schon Reschetnikow und Sannikow in ihren Reiseberichten erwähnen. Von dort werden alljährlich viele Hunderte von Puden ausgeführt, während das feste Land viel weniger, und der südlichere Theil Sibiriens fast gar keine Mammutsknochen haben."

Unter den noch lebenden Thieren zeichnen sich im Eismeer besonders die Eisbären und auf dem Lande die Rennthiere aus, die in ungeheuren Heerden zusammen wandern. Ein Zug derselben, den die Reisenden sahen, dauerte mehrere Stunden lang. Je größer diese Züge aber, um so seltener sind sie auch, und wenn sie nicht zur rechten Zeit in einer bestimmten Gegend erscheinen, so leidet das Volk Hungersnoth. Daher die Wuth, mit der man sie, hauptsächlich in Flüssen jagt, in denen sie schwimmend nicht leicht entkommen können. „Eine solche Rennthierjagd im Wasser ist eine höchst merkwürdige und eigentlich nicht beschreibbare Scene; das Gewühl der Tausende von schwimmenden Rennthieren, das klappernde Aneinanderstoßen ihrer Geweihe, die zwischen den geängstigten Thieren mit Blitzesschnelle und eigener Lebensgefahr sich durchwindenden Würgengel, das Schreien und Rufen der Uebrigen, welche Beifall, Warnung, Rath ertheilen, die von Blut dunkelroth gefärbten Wellen des Stromes — man muß das gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen." Es werden mancherlei artige Jagdstückchen erzählt, z. B. von einem großen Elenn, das auf dem Wasser mit einer Schlinge gefangen den Jäger sammt seinem Kahn mit sich fortriß, ans Ufer und über Stock und Stein schleifte. — Auf folgende sinnreiche Art werden die Wölfe gefangen: „Sie spitzen ein ziemlich starkes Stück Wallfischbarten (Fischbein) an beiden Enden zu, biegen es dann zusammen und verbinden es mit einem Faden. Den so entstandenen Ring begießen sie mit Wasser und lassen ihn rund umher mit einer Eiskruste befrieren, so daß er dadurch in seiner krummen Form festgehalten wird; nun schneiden sie den Faden weg, und nachdem sie das Ganze recht dick mit Fett beschmiert haben, werfen sie diese Lockbissen aus, welche die Wölfe begierig verschlingen, da thaut aber die Eisrinde auf, das elastische Fischbein schnellt auseinander und erstickt das Thier."

Daß die Menschen in diesem rauhen Lande nicht sehr glücklich seyn können, versteht sich von selbst. Sie sind es aber nicht einmal in dem Maaße, in welchem sie es seyn könnten und die Russen tragen daran viel Schuld. Die einst zahlreichen und blühenden Völkerschaften Sibiriens sind durch die Mord- und Raubzüge der Kosacken ausgemordet und versprengt. Ein großer

Theil ist im Süden auf das chinesische Gebiet geflüchtet und China hat sich mit einer dichten Kette von Völkern umzogen, während das russische Sibirien verödet ist. Ein anderer Theil jener unglücklichen Völker ist in den höchsten Norden versprengt worden. Das tapfere und sehr merkwürdige Volk der Tschuktschen hat sich freiwillig in das unzugängliche Eis zurückgezogen, um den Russen nicht dienen zu dürfen und nomadisirt oder karawanisirt beständig unstet zwischen Asien und Amerika, indem es die Produkte beider Welttheile austauscht und dabei guten Gewinn macht. Eine solche Tschuktschenkarawane kam mit amerikanischen Pelzen auf den großen Jahrmarkt nach Ostrownoje, etliche Tagereisen östlich von Nis'hne Kolymsk, und setzte ihre Waare gegen russischen Tabak ab. Das Volk war gut bewaffnet und geordnet und man erwies ihm den gebührenden Respekt. „Nächstdem bringen die russischen Kaufleute für ihre den Markt besuchenden Landsleute Thee, Zucker und einige andere Waaren, als: Zeuge, Tücher u. s. w. — Außer ihnen besuchen den Markt auch die verschiedenen eingebornen Bewohner der Umgegend (in einem Bezirk von 1000 bis 1500 Werst), Jukahiren, Lamuten, Tungusen, Tschuwanzen, Koräken, die theils auf Narten mit Hunden, theils auch wohl zu Pferde herkommen. Sie bringen lauter eigene Industrie-Erzeugnisse, vornehmlich eine große Menge Schlittensohlen mit, die sie sehr vortheilhaft gegen Pelzwerk an die Tschuktschen vertauschen. Durch die Verschiedenheit ihrer Kleidungen, Fuhrwerke u. s. w. tragen sie nicht wenig zur Mannichfaltigkeit und zum Beleben der Jahrmarktsscene bei. Uebrigens ist dieser Markt gar nicht so unbedeutend als man es nach seiner kurzen Dauer, und nach der geringen Marktabgabe, die die Tschuktschen erlegen, wohl glauben könnte; der Gesammtwerth der hieher gebrachten und ausgetauschten Waaren beträgt im Durchschnitt immer nach hiesigen Preisen gegen 200,000 Rubel." Es wird übrigens angedeutet, daß die russische Polizei auf den Verkehr und auf das Vertrauen der Ureinwohner keinen sehr günstigen Einfluß übe: „Ohne Zweifel würden die Tschuktschen sich auch mancherlei andern Verordnungen, der Zahlung eines regelmäßigen Jassak oder Tributes, und der förmlichen Unterwerfung gleich den übrigen sibirischen Völkerschaften unterziehen, wenn die hiesigen Commissärs es verständen im Umgange und Verkehr mit ihnen ihr Vertrauen zu gewinnen, und ihre eigene Würde als Vorgesetzte zu behaupten; das verstehen sie aber durchaus nicht. Ihre Aengstlichkeit und Inconsequenz von der einen, und ihre niedrige Habsucht von der andern Seite verleiten sie zu zahllosen Mißgriffen und Schlechtigkeiten, wodurch sie gänzlich die Achtung der Tschuktschen verloren haben, denen man bei aller ihrer Rohheit doch einen natürlich-richtigen Begriff von Recht und Unrecht nicht absprechen kann."

Das Hauptvolk in jenen Gegenden sind die Jakuten, ein folgsamer und harmloser Stamm. Sie sind erstaunlich genügsam und abgehärtet, schlafen leichtbekleidet in der größten Kälte, und haben so bewundernswürdig scharfe Augen, daß sie die Trabanten des Jupiter erkennen. Ihre Sitten sind sanft und zugleich, trotz ihres schmutzigen Jurtenlebens, rein. Dies mag die sonderbare Bestrafung gefallner Mädchen darthun: „Eine solche Leichtsinnige oder Verführte wird mit verbundenen Augen, in Begleitung der ganzen Gemeinde, hinausgeführt bis an den ersten Baum, auf den sie stößt, und der die Größe ihrer Strafe bestimmt, indem alle Zweige desselben zu ihrer Züchtigung verbraucht werden, wodurch dann ihr Vergehen abgebüßt ist. Doch, fügt Herr von Wrangel mitleidig hinzu, ist diese Strafe hier weniger grausam, als in jedem andern Lande, weil, zum Glück für die armen Geschöpfe, die hiesigen Bäume in der Regel nicht groß sind und auch nur wenige Zweige haben."

Dieses gutmüthige Völkchen und die übrigen kleinen Stämme sind aber hart bedrückt von den Russen. Im Ganzen muß jeder Kopf jährlich 8 Rubel an Pelzwerk steuern, und damit stets Jäger für den Zobelfang vorhanden seyen, ist es den Unglücklichen nicht erlaubt, in südlichere, fruchtbarere Steppen zu ziehen. Sie müssen in der Schneeregion bleiben, wo sie beständig in Gefahr schweben, Hungers zu sterben. „Ein alter Häuptling erzählte mir, daß die Tschuwanzen schon seit einiger Zeit um die Erlaubniß bitten, nach den unbewohnten, aber fruchtbaren Gegenden längs dem Anadyr und dem Pens'hen' hinüber zu ziehen, daß aber die Commissärs des Kolymskischen Bezirkes, die Gewährung dieses Gesuches bis jetzt immer zu verhindern suchen, weil ihnen dadurch ein bedeutender Theil der Vortheile, die sie aus dem Pelzhandel mit diesen Völkerschaften ziehen, entgehen würde. Nicht viel besser steht es mit denen Jakuten, die, auf Veranlassung der Regierung, von den Ufern des Aldan hieher versetzt wurden, um zu dem Transport von Vorräthen und Bedürfnissen nach der ehemaligen Anadyrschen Festung gebraucht zu werden." — Frühere Ermordungen in Masse durch die Russen, später die Verheerungen der Lustseuche, die ihnen ebenfalls die Russen brachten, haben diese Völkerschaften dünne gemacht und fortwährend rafft sie der Hunger dahin. Denn wenn die Jagd und Fischerei nicht einschlägt, was oft der Fall ist, müssen sie verhungern, da ihnen die Auswanderung nicht erlaubt ist. Wrangel selbst erlebte solche Hungerscenen und wurde um so mehr davon entsetzt, als er beim besten Willen nicht helfen konnte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. April 1840.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von F. von Pechlin. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840.

In diesen Gedichten herrscht ein eigenthümlicher Ton, und in den Bildern, die sie uns vor die Seele führen, spiegelt sich ein Leben und Charakter ab, wie er nicht gewöhnlich in die Dichterwelt eintritt.

Die Sammlung zerfällt in drei Theile. Im ersten (Christliches überschrieben) zeigt sich der Dichter als ein Mann von fester Frömmigkeit, das erste Lied ist ein Grablied auf den Erbprinzen von Löwenstein, mit schöner Intonation:

Geheiligt ist des Grabes tiefe Stille
Kein ungestümer Laut darf sie entweihn,
Wo Gott gewaltet, sein allmächt'ger Wille,
Da soll das tiefste Leid ein stilles seyn.

Dann folgt ein langes Gedicht „das Räthsel des Lebens," das seine Auflösung nur in Christo findet.

Jeder, welcher glaubt, erfahre,
Ob sich Gott nicht offenbare
Ihm auf seinen Lebenswegen.
Dies ist eines Christen Segen,
Der in seinem Innern fühlt,
Was die heißen Schmerzen kühlt.
Auch hat keiner noch erfunden,
Was die Lehre überwunden,
Und die Elfyphiole sinkt,
Wenn die Christenhymne klingt,
Wenn zu Ende der Verstand
Aus des Zweiflers frecher Hand.

Von gleich tiefem Ernst durchdrungen ist das Gedicht „die Hölle."

Da ihr den Vater läugnet, euren Gott,
So kann dem Sohn nicht fehlen euer Spott. —
Nachdem vergebens Alles aufgeboten,
Nochmal zu tödten den erstandnen Todten
Mit kluger Deutung seiner Wunderwerke
Durch Menschengaben und durch Geistesstärke,
Wird nun, da alle Mühe fehlgeschlagen,
Der Angriff auf ein neues Feld getragen.
Verzweifelnd ihn im Lichte zu besiegen,
Wollt ihr den Feind im Dunkeln jetzt bekriegen.
Zur Mythe macht ihr Christus's göttlich Walten,
Um aus der Wahrheit Nähe euch zu halten.

Doch wie der Sonne Strahl den Dunst zerbricht,
So hemmt kein Nebel dieser Wahrheit Licht.
Es hat die Finsterniß der Welt vertrieben,
Und göttlich ist, was göttlich war, geblieben.
Der Heiland lebt in aller Frommen Herzen,
Ein Tröster für der Menschheit herbe Schmerzen,
Ein Sühner unsrer Schuld.

In einem Wettstreit des Katholicismus und Protestantismus bewährt sich der Dichter als ein Anhänger des letztern. Zwei Uebersetzungen des stabat mater und dies irae sind nicht von derselben Frische und Kräftigkeit, wie die Originale des Verfassers.

Im zweiten Theil der Sammlung (Weltliches überschrieben) begegnet uns zuerst wieder ein Lied der Trauer, dem Herzog von Nassau gewidmet; dann eine warme Schilderung Holsteins:

Holstein, theures Jugendland,
Eingefaßt von Wogenband!
Wundervoll sind deine Ränder,
Deine Meer= und Stromgestade,
Deine blüthenvolle Pfade,
Windend sich wie bunte Bänder
Durch die Kränze deiner Felder!
Himmelblaue Seee schimmern
An den Säumen deiner Wälder ꝛc.

und seines Volkes:

In den so beschriebnen Sitzen,
Doch es mag dem Lied genügen
An den allgemeinen Zügen
Stets bereiter Herzensgüte,
Warm entquillend dem Gemüthe,
Seltener Verständigkeit,
Die dem Praktischen sich weiht,
Im Verein mit Biedersinn,
Der das Recht nur für Gewinn
Achtet bei der Menschen Streben.
So ist Gott den Herzen nah,
Frommem Glauben noch ergeben,
Und wer um im Land sich sah,
Sah gefüllet seine Tempel,
Und am Volke seinen Stempel.
Möge alte Holstentreue
Immer hassen falsches Neue!

In einem längeren Gedicht finden wir eine begeisterte Schilderung des Meeres, oder vielmehr jener eigenthümlichen und hinreißenden Sehnsucht, die das Meer in den Menschen erweckt:

So, mit glühendem Verlangen,
Hat Colon die See erkoren,
Bis die Braut, so heiß umfangen,
Ihm die neue Welt geboren.

Dann Jägerlieder, männlich frisch, nicht ohne schöne Landschaftsbilder und sinnige Gedanken, z. B.

Die Trappen ziehn dahin im hohen Fluge
Zur Heimath über eine braune Haide,
Worauf ein helles Plätzchen grüner Weide;
Da falln die Trappen ein auf ihrem Zuge.

Der Jäger schleicht gedeckt sie an, der Kluge,
Und nahe sind einander schon sie beide;
Die Trappen wolln entfliegen nun dem Leide,
Da hält der Boden sie mit argem Truge.

Willst du dich auf zum lichten Himmel heben,
Darf nicht die Scholle dir am Fuße kleben,
Darf nicht der Reiz der Sinne dich verlocken.

Wenn du auf der Gedanken freien Schwingen
Willst in des Geistes ferne Heimath dringen,
Darfst du nicht weilend bei Oasen stocken.

Hier noch ein kleines Landschaftsgemälde:

Es ist ein Thaun und Schmelzen,
Und alle Bäche rinnen,
Die freien Flüsse wälzen
Die Fesseln froh von hinnen.

Mit rühriger Gebärde
Steht alles auf vom Grab,
Es zog der März der Erde
Den Pudermantel ab.

Schneeglöckchen ist schon da,
Und Krokusbeete lachen,
Wie vieles ist nicht nah
Dem seligen Erwachen!

Schon lauer weht die Luft,
Und um ein kleines Veilchen
Mengt sich darin der Duft
Vom lieben kleinen Veilchen.

Der Kranich kommt gezogen,
Es tönt sein Wanderlied,
Wenn er mit stolzen Bogen
Im Aether Kreise zieht rc.

In einem langen Gedicht „Clotilde“ wird die Liebe eines Grafen zu einer schönen Försterstochter, eine ziemlich einfache Begebenheit, aber mit tiefem Gefühl und mit einer eigenthümlichen Innigkeit der Theilnahme geschildert, wie denn überhaupt dieser Dichter sehr viel Seele verräth, und oft wunderbar durch seine Töne ans Herz greift.

Den letzten Theil (Heidnisches überschrieben) bildet ein einziges großes in viele kleinere, wie ein Romanzencyclus zerfallendes Gedicht Psyche, im Wesentlichen treu nach dem berühmten Mährchen des Apulejus und nach den reizenden Darstellungen der Liebe zwischen Amor und Psyche, die uns noch in antiken Skulpturen und besonders in geschnittenen Steinen erhalten sind, bekanntlich eine der lieblichsten und zugleich tiefsinnigsten Mythen des Alterthums. Sie ist hier mit der Wärme des Gefühls behandelt, die den Verfasser auszeichnet.

2) Stille Lieder. Von Karl Beck. Erstes Bändchen. Leipzig, Engelmann, 1840.

Ein seltsamer Titel. Stille soll wohl heißen sanft, milde, lammfromm und taubenhaft, denn so sind diese Lieder wirklich.

Mir wars, als ich in süßer Pein
Im Wetter deines Auges stand,
Du trügest viele Engelein,
Mein Lieb, auf jeder Hand.

Zur Erde sah ich fort und fort,
Als läg ein Perlenschatz im Sand;
Ich lauschte deinem trauten Wort,
Du drücktest mir die Hand.

Und als ich traurig ging von dir,
Daheim in meiner Kammer stand,
Gedacht ich dein und drückte mir
Verstohlen selbst die Hand.

Ein andermal sagt der Dichter seiner Geliebten:

Nenne mich kein Lämmchen mehr!
Wär ich eins hienieden,
Zög ich mit dem Glöcklein schwer
Fromm vor meinem Schäfer her,
Läutete den Frieden
Deinem Herzen ein.

Nenne mich kein Täubchen, o! ꝛc. ꝛc.

Doch folgen hinter diesen wolle- und federweichen Liedern noch einige ins Wilde überschlagende Romanzen von einem Zigeunerkönig und ungrischem Wachthans.

Französische Geschichte.

1) Der französische Soldat unter Napoleon. Humoristische Schilderung des militärischen Lebens während der Feldzüge, in der Garnison und Caserne. Von E. Blaze. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Dieses unterhaltende Buch unterscheidet sich von den gewöhnlichen Fabrikarbeiten der französischen Memoirenschreiber. Es schildert nicht den Kaiser, nicht den Hof, nicht die Pariser Vornehmigkeit, sondern nur das Leben der Gemeinen und der Subalternoffiziere im Felde und in den Garnisonen. Es wiederholt also nicht tausendmal schon wiederholtes Pallastgeklatsch, sondern es gibt originelle Genrebilder aus der niedern Sphäre, und alles ist einfach und natürlich erzählt, wie es der Verf. erlebt hat. Der Soldat wird in seinem guten Muth, in seinem fröhlichen Leichtsinn, in seiner Noth und auch in seiner Verwilderung geschildert, immer aber steht er uns menschlich nahe. Wir fühlen uns geneigt, ihm einen Theil der Uebel zu verzeihen, die der Krieg mit sich bringt. Er ist selbst nicht Schuld daran, er folgte nur dem Befehl und der Noth. Als Mensch milderte er oft im Kleinen, was er als Soldat Napoleons im Großen schaden mußte. Sein Glück war nur ein Traum. Man schmeichelte ihm, aber er litt, indem er den Krieg in fremde Länder brachte, selber Noth. Man sagte ihm vor, jeder gemeine Franzose trage einen Marschallstab in seiner Patrontasche, aber man fügte nicht hinzu, daß in dieser großen Lotterie des Glücks nur wenige Treffer und eine Million Nieten seyen. Der republikanische Trost war unter dem Kaiser allmählich abhanden gekommen. Die Gemeinen und Subalternen mußten, wenn sie von Napoleon bemerkt, wenn sie nicht in den Bulletins und bei den Belagerungen vergessen werden wollten, den Stabsoffizieren zu Hofe gehn. Nicht das tapfere Benehmen selbst, sondern der Bericht darüber verschaffte den Lohn. „Heute wird vom militairischen Avancement während des Kaiserreichs, und besonders von der Dankbarkeit der Soldaten für den Kaiser viel gesprochen. Das Wort Dankbarkeit klingt sehr sonderbar; heißt das nicht, Worte auf eine außerordentliche Weise mißbrauchen? Gewissenhaft gesagt: sollten wir Sr. Kaiserlichen und Königlichen Majestät so sehr danken, wenn er die Stellen der Todten den Lebenden gab? Wir zogen alle Jahre Hälmchen, wer wohl die Stelle des Nachbars einnehmen würde. Und sehr oft sollte derjenige, der gewann, die Hand nach dem Einsatz nicht ausstrecken. Nach jeder Schlacht stürmte ein Schwarm aus Paris geschickter Offiziere in unsere Regimenter, um sich der besten vacanten Stellen zu bemächtigen. Der neue Adel war eben so gierig wie der alte; was diesen Punkt betrifft, darin bleibt sich jeder Adel gleich. Hätte das Kaiserreich noch zehn Jahre gedauert, so würde man es als eine Merkwürdigkeit angeführt haben, wenn ein Bürgerlicher zum Oberst befördert worden wäre. Der Name eines durch Glück gewordenen Offiziers kam wieder in Aufnahme, und wir waren auf dem Punkte, die ehrgeizigsten Plebejer in den niederen Würden einer Majorsstelle altern zu sehen. Die Söhne der Marschälle, Generale, Grafen und Barone, Staatsräthe und Präfekten erhielten alle vierzehn Tage einen neuen Grad; es geschah dies nicht, um sie bei der Armee für das, was sie nicht gethan, zu entschädigen, sondern um ihre Väter aufzumuntern. — Um einen höhern Grad, um ein Ordenskreuz zu bekommen, machte jeder seinem Chef den Hof; denn von ihm hing sein Schicksal immer ab. Er schlug dem Kaiser, oder dem Minister die Kandidaten vor; man mußte also bei ihm in Gnaden seyn, wenn m... nicht in einem schimpflichen statu quo verbleiben wollte. Vom Korporal bis zum Marschall des Reichs machte Jedermann demjenigen den Hof, der das Gewinnblatt in seinen Händen hatte. Alle Courbetten, die man machen mußte, hatten den Charakter der Armee nach und nach geändert. Der Durst nach Baronien und Dotationen hatte unseren alten Offizieren, die ehemals Republikaner waren, alle Gewohnheiten der Höflinge von Versailles annehmen lassen, und oft sind in den schlechtesten Baraken Scenen vorgefallen, die des Oeul-de-boeuf würdig waren. Nach einer Schlacht bewilligte der Kaiser jedem Regimente eine gewisse Anzahl Kreuze der Ehrenlegion; acht, zehn, zwölf für die Offiziere, und eben so viele für die Unteroffiziere und Soldaten; der Oberst bezeichnete die

Glücklichen. Bei Friedland erhielt ein Regiment acht Kreuze, aber unter den neu decorirten Offizieren zählte man nur sieben. Wer ist denn der Achte? fragte man. Drei Monate später kannte man ihn; ein Verwandter des Obersten, der aus Frankreich kam, hatte unter Weges das Kreuz bekommen, und als er die Uniform zum ersten Male anzog, fand er sie mit einem rothen Bande geschmückt. Man schrie wohl ein wenig, aber so leise, so leise, daß der Oberst es nicht hören konnte. Diese Herren waren gar sehr mächtig, man durfte sie nicht zu Feinden haben."

Diese nüchternen und aufrichtigen Schilderungen nach dem Leben stechen sehr vortheilhaft von den Machwerken ab, mit denen die Vergötterer der Napoleonischen Zeit den literarischen Markt überschwemmt haben. Es ist so wenig Prahlerei in dem Buche, daß der französischen Eitelkeit nicht einmal auf Kosten anderer Nationen geschmeichelt wird. Im Gegentheil läßt der Verfasser den Bewohnern der feindlichen und unterworfenen Länder Gerechtigkeit widerfahren und achtet die Gutmüthigkeit der Deutschen nicht weniger, wie den Nationalhaß der Spanier. In seinen Genrebildern tritt zwar immer, wie billig, der kühne Muth der Franzosen ins hellste Licht, aber außerdem wird keine Schwäche, keine Menschlichkeit, die den Franzosen begegnet, verschwiegen. Alle Schattirungen militärischer Charaktere gehen an uns vorüber, der ernste schweigsame Mann der That und der feige Prahler, der uneigennützige Held und der Speculant, der verschmitzte und der dumme Offizier, der galante Liebhaber und der rohe Trunkenbold, der alte Eisenfresser von Unteroffizier und der junge Gelbschnabel von Lieutenant ꝛc. Uneigennützig erscheint zumeist der gemeine Soldat, je weiter hinauf, je mehr tritt der Eigennutz hervor, schamlose Dieberei am meisten bei den Generalen und Marschällen. Und zwar nicht bloß auf Kosten der fremden Länder, die man besetzt hielt, sondern auch auf Kosten der französischen Soldaten selbst. Der Sold wurde zurückgehalten, um ihn bei allen denen zu ersparen, die der Tod auf dem Schlachtfelde oder Krankheit hinraffen würde. Der gelieferte Proviant wurde verfälscht. Als sich die Soldaten über schlechten Wein gegen den Commissär vergebens beklagt hatten, schlugen sie ein Weinfaß auf und fanden — einen Fisch darin. Der Commissär hatte den Wein eben erst mit Donauwasser getauft und im Dunkeln den Fisch nicht bemerkt. Die großen Summen, die Napoleon den Generalen bewilligte, um Spione zu besolden, wurden oft von den Generalen in die Tasche gesteckt. Der Verf. erzählt ein merkwürdiges Beispiel aus dem spanischen Kriege, von welchem Nachtheil dies für die Armee gewesen sey.

Aus dem Lager- und Garnisonsleben werden eine Menge charakteristische, zum Theil sehr artige Anekdoten erzählt. Einige würden sich für ein Lustspiel von Shakspeare eignen, z. B. die Scenen zwischen den Offizieren im Lager und einem dummen Doctor aus Paris, der ihnen als Chirurg aufgedrängt worden, ohne etwas gelernt zu haben. Sie überreden ihn, man könne abgeschlagene Köpfe wieder aufsetzen, und einer, der eine starke Narbe am Halse hat, führt sein eignes Beispiel an. — Uebrigens fällt der Verfasser selbst, vielleicht unwillkührlich ins Mysticiren und erzählt einige kleine Unglaublichkeiten, z. B. von dem Kanonenschuß, der einem jungen Mann den fleischigen Theil vom Schenkel genommen habe, worauf dieser Jüngling von Neuem zu wachsen angefangen habe und um einen ganzen Fuß größer geworden seyn soll. Unter den galanten Abenteuern sind einige allerdings etwas frivol, doch nicht mehr, als es von einer Schilderung des Soldatenlebens erwartet werden muß.

2) Napoleon in Belgien und Holland im Jahr 1811. Von Charlotte von Sor. Aus dem Französischen von Dr. Wilhelm Franke. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1840.

Gewöhnliches Memoirenfabrikat; charakteristisch nur durch den lebhaften Unwillen der Verfasserin gegen die Belgier, weil sich dieselben nicht ganz wollen zu Franzosen machen lassen. Uebrigens trägt das Buch jene abgeschmackte Sentimentalität zur Schau, mit der die jüngere französische Literatur das berühmte Grab auf St. Helena zu bekränzen und zu beweinen pflegt, als ob Napoleon ein sanfter Titus gewesen wäre. Wahrlich nichts paßt zu dem Kriegsdämon weniger als die Empfindsamkeit. Alles, was Napoleon gethan, auch das größte Unrecht, wird von der Verfasserin bewundert. Was Holland gelitten, gilt gleich, es kommt nur auf den Vortheil Frankreichs an, und so findet sie unter andern den rohen Brief Napoleons, in welchem er seinen Bruder Ludwig die Absetzung ankündigte, noch sehr gemäßigt. — Wie mag man doch immer und immer wieder solche Ausgeburten französischer Eitelkeit in Deutschland übersetzen. Alles was zur Beschimpfung deutscher Nation geschrieben wird; alles Ungerechte, was die Franzosen behaupten, alles, was sie sich auf unsre Kosten anmaßen, alles, womit sie uns zum Trotze prahlen, alle Entstellungen der Geschichte, alle Herabwürdigungen unsres Ruhms zu Gunsten des ihrigen werden in Deutschland mit Begierde aufgenommen, übersetzt und verbreitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 8. April 1840.

Naturwissenschaft.

Einige Worte gegen die Theorie der stufenweisen Entstehung der organischen Wesen der Erde, von Dr. St. Kutorga, Prof. an der k. Universität zu St. Petersburg. Bonn, König, 1839. S. 25.

In dieser kleinen Schrift wird eine von den größten Autoritäten unterstützte und auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Naturwissenschaft ausschließlich vorherrschende Ansicht bekämpft. „Der unsterbliche Cuvier hat, in der Einleitung zu seinen Rech. sur les oss. foss., die sechs Tage der Schöpfung der Mosaischen Genesis in eben so viele große Perioden der Entwicklung der Erde umgewandelt. Die geologischen und noch mehr die paläontologischen Kenntnisse waren zur Zeit des Auftauchens dieser Ideen noch äußerst dürftig und geringe; desto freieren Spielraum hatte dagegen die Phantasie. Die Theorie der stufenweisen Bildung der organischen Geschöpfe wurde bis auf unsere Zeit einstimmig aufrechterhalten, und mit neuen, freilich dahin nicht passenden Thatsachen bestärkt und erweitert. Besonders die Geologen nahmen sich ihrer an, und verpflegten sie mit den trocknen Brodkrumen, die von der Nomenclatur der Paläontologie abfielen. Verfolgt man genau den Gang dieser Ideen und die Modifikationen, die sie bis auf unsere Zeit in Folge neuer Forschungen erfahren haben, so wird man es natürlich finden, daß diese Theorie anfänglich durch ihre außerordentliche Consequenz gefallen mußte: man dachte sich Pflanzen und Thiere in derselben Reihenfolge geschaffen, in der man dieselben in unseren naturhistorischen Systemen geordnet hat; man sagte z. B., daß zur Zeit, als Mollusken entstanden, noch keine Wirbelthiere existirt hätten; daß Amphibien weit später als Fische erschienen wären u. s. w. Es verschwand aber nach und nach diese reizende Regelmäßigkeit: man sprach nun nicht sowohl von Klassen, als vielmehr von großen Abtheilungen, oder von Wasser- und Landthieren, und von Menschen. Von der andern Seite aber suchten die Paläontologen, die sich speziell nur mit einer Thierklasse beschäftigten, eine regelmäßige Reihenfolge der Schöpfungen, in Betreff verschiedener Familien derselben Klasse, unabhängig von den übrigen aufzufinden und aufzustellen; was ihnen auch natürlicherweise gelang. Heutigen Tages endlich, befindet sich die ganze Theorie in einem höchst kritischen und schwankenden Zustande: ihrer Regelmäßigkeit beraubt, zerstückelt und beständig von neuen Thatsachen überhäuft und bestürmt, erwartet sie den Augenblick, wo die großen geologisch-paläontologischen Mächte aus ihrem eigenen Interesse ihre Existenz schützen, oder dieselbe ganz zerstückeln und unter sich vertheilen."

Der Verfasser gibt zu erwägen, die höhern organischen Geschöpfe, Vögel, Quadrupeden und Menschen, müßten freilich in ältern Gebirgsformationen **seltner**, beziehungsweise gar nicht vorkommen, weil ihre Gerippe auf dem Lande unmöglich so gut vor Zerstörung hätten bewahrt werden können, als die Ueberreste der niedern Thiergattungen im Schlamm des in die Höhe gehobenen Meerbodens. Und doch hat man in einem Sandstein von unberechenbarem Alter Menschenknochen gefunden, wie auch Affenknochen.

Ferner will der Verfasser die abenteuerlichen und ungeheuern Formen der antediluvianischen Thiere als einen Hauptbeweis für die gänzliche Verschiedenheit der frühern von der spätern Stufe der organischen Entwicklung nicht gelten lassen. Er findet die Riesenformen der untergegangenen Mammuths und Krokodillarten den noch existirenden analog, und sieht in ihnen nur Specialitäten, die auf eine bestimmte Oertlichkeit angewiesen, bei einer Veränderung derselben hätten untergehen müssen, wie noch gegenwärtig bei vordringender Kultur bald hier, bald dort ein vereinsamtes Thiergeschlecht untergeht. Zudem sucht er darzuthun, daß man sich in Bezug auf

abenteuerliche Formen und Größen zuweilen geirrt habe. „Um nur einen schlagenden Beweis zu geben, zu welchen kühnen Schlüssen zuweilen die Phantasie den Naturforscher verleitet, will ich hier ein ganz neues Faktum aus der Geschichte der Vögel der Vorwelt anführen. In allen Handbüchern, in allen allgemeinen Werken über die Paläontologie findet man seit einiger Zeit unter der Rubrik der Vögel eine detaillirte Beschreibung eines riesenhaften vorweltlichen Vogels, unter dem Namen: Gryphus antiquitatis. Sein gigantisches Brustbein soll öfters in dem ewig gefrornen Boden Sibiriens gefunden worden seyn. Seine Krallen, die über anderthalb Fuß lang seyn sollen, habe ein bekannter Reisender, Herr Hedeström, ebenfalls im Norden von Sibirien angetroffen. Man fügt noch hinzu, daß es möglich sey, daß dieser Vogel erst vor Kurzem ausgestorben sey, da die Bewohner des hohen Gebirges Sibiriens und die Tibetaner von einem Vogel erzählen, den sie Berkutt nennen, daß er so groß und stark sey, daß er die größten Stiere wie kleine Mäuse in die Luft hebe. Diesen Vogel haben jedoch bis jetzt weder die Erzähler selbst, noch Jemand von den Reisenden gesehen. Ganz kürzlich hat der verdienstvolle Naturforscher, der Professor Fischer v. Waldheim entdeckt, daß die von Hedeström für riesenhafte Krallen gehaltenen Körper mit Krallen nur das gemein haben, daß sie gekrümmt sind und aus Horngewebe bestehen. Bei genauerer Ansicht fand er, daß dieselben weiter nichts, als die sichelförmigen langen Hörner des Rhinoceros tichorrhinus seyen. Das zoologische Museum der Universität zu Moskau besitzt einige Exemplare davon. Der vielbesprochene Gryphus antiquitatis ist auf diese Weise aus dem vorweltlichen Romane gestrichen worden."

Endlich das Resultat:

„1) Die Idee einer stufenweisen Entwicklung der Organismen, von den niedern bis zu den höhern, bestätigt sich in der Natur selbst nicht, und ist nur eine a priori aufgestellte und nach einem Plane willkührlich erweiterte Theorie.

2) In dem Leben unseres Planeten muß man drei Hauptperioden unterscheiden: die der Entwicklung, die geologische Periode und die jetzige Zeit. Die erste begreift in sich die Entwicklung aus einem Grundstoffe, sowohl organischer als unorganischer Gebilde. In dieser Periode existirten noch keine Mineralien, keine Luft, kein Wasser; es waren noch keine Pflanzen und Thiere vorhanden; alles war noch in gegenseitiger Differenzirung und Entwicklung begriffen. Zu Ende dieser Periode erschien die Erde mit allen Pflanzen und Thieren, die jetzt leben und deren Ueberreste wir fossil finden.

In der zweiten Periode entstanden auf dieselbe Weise wie sie sich jetzt bilden, alle die jetzt sichtbaren Schichten der mannichfachen stratificirten Formationen und begruben in sich Ueberreste vieler Organismen, die ihren Lebenscyclus beendet hatten. Diese zweite Periode endet mit der großartigen Katastrophe, während welcher vielleicht alle unsere Gebirge sich aus den Tiefen der Gewässer erhoben, indem ein anderer beträchtlicher Theil der früher bewohnbaren Oberfläche der Erde vom Meere bedeckt, das Klima der außertropischen Länder kälter wurde, und mancherlei Thiere und Pflanzen ausstarben. Hiemit beginnt der jetzige Zustand der Erde, dessen genaue Beobachtung in geologischer Hinsicht um so wichtiger ist, als wir nur aus dem Fortgange der jetzigen Bildungen auf die Ereignisse der zweiten oder geologischen Epoche schließen können."

Bei alledem scheint der Verfasser auf die ungeheure Menge gänzlich von den jetzigen Thierformen abweichender Petrefacte nicht die erforderliche Rücksicht genommen zu haben, und die Hypothese wenigstens einer frühern Entwicklungsstufe der organischen Geschöpfe, welcher jene riesenhaften Ammonshörner, abenteuerlichen Amphibien und langzahnigen Quadrupeden angehören, behält immer noch alles für sich.

Vermischte Schriften.

Kreuzzüge von Karl von Raumer. Erster Theil. Stuttgart, S. G. Liesching, 1840.

Eine Sammlung von Aufsätzen verschiedenen Inhalts, Gegenstände betreffend, mit denen sich Herr von Raumer (Bruder des Geschichtschreibers) bekanntlich vorzugsweise beschäftigt, Geologie, Geographie, auch Theologie in einer bestimmten Richtung. In allen diesen Aufsätzen begegnet uns ein Geist hohen Ernstes und edelster Reinheit.

Der erste Aufsatz betrifft Hugos Geschichte des Kaisers Napoleon, deren deutsche Uebersetzung dreimal aufgelegt worden ist. „Was bewog Herrn Schäfer, frägt der Verfasser, dieses Werk zu übersetzen, und was lockte so viele Deutsche, dieses Buch zu kaufen, wiewohl es den Napoleon und Frankreich ausschweifend erhebt und in gleichem Maaße Deutschland und seine Fürsten herabwürdigt und verläumdet? Wenn Jemand etwa eine deutsche Lebensgeschichte Blüchers ins Französische übersetzte, würde seine Arbeit wohl in Frankreich solches Glück machen? So gewiß nicht, daß es keinem Franzosen je einfallen würde, eine solche Arbeit zu unternehmen, er müßte denn durch Anmerkungen den Text seines Originals widerlegen wollen." — Eine ähnliche Klage hat unlängst E. M. Arndt in der Vorrede zu seinen

Schwedischen Geschichten vernehmen lassen. Auch ihm erweckt es Unwillen, daß die deutsche Literatur mit unzähligen Werken überschwemmt wird, in denen die Interessen und die Ehre Deutschlands gekränkt, die Wahrheit entstellt und die letzten großen Kriege nur vom französischen Standpunkt aus aufgefaßt sind, und daß die wenigen patriotischen Werke, in denen die Verläumdungen der französischen Kriegsgeschichten und Memoiren widerlegt sind, gegen jene Sündfluth von Uebersetzungen nicht aufkommen. Uns erregt diese klägliche Selbstvergessenheit der deutschen Nation ebenfalls Unwillen, doch sind wir weit entfernt, uns darüber zu wundern. Herr von Raumer ist empört über die Vergötterung Napoleons, wozu man sogar christliche Formen mißbraucht hat, das Kreuz mit der Passionsblume ꝛc. Aber kommt dergleichen etwa hier zum ersten Mal vor? Hat nicht längst eine ganze deutsche Dichterschule die Passion Napoleons zum Gegenstand ihres neuen Evangeliums gemacht? Die literarische Industrie geht nur auf dem Wege fort, den ihr eine schlechte Partei geöffnet hat, und die Schuld liegt nicht an der Industrie, die moralisch nie zurechnungsfähig seyn wird, noch auch an jener Partei, die wenig Energie hat, sondern nur an der Apathie derer, die Alles gern gehen lassen, wie es geht. Man muß dabei nicht vergessen, daß dergleichen Erscheinungen in Deutschland nicht dieselben Folgen nach sich ziehen, wie anderwärts. Wenn je in Frankreich eine Partei aufkäme, die alles Französische verachtete und nur das Ausländische priese und nur den Feinden Frankreichs schmeichelte, so wäre Frankreich ohne Zweifel verloren. Aber Deutschland ist es unter ähnlichen Umständen nicht. In Deutschland darf man schon, wie das Sprüchwort sagt, auf den alten Kaiser los sündigen, er merkt es kaum, dreht sich höchstens im Schlaf herum auf die andere Seite, schläft fort und Alles bleibt beim Alten. Das Laster selbst ermüdet am deutschen Phlegma.

Im zweiten Aufsatz tadelt der Verfasser die Unzuverlässigkeit der Lamartine'schen Reisebeschreibung. Im dritten erörtert er das merkwürdige Phänomen der allmähligen Senkung der Ostsee und Erhebung der Nordsee. Die Ostsee nämlich fließt durch den Sund und die Belte ab und schwellt eben dadurch die Nordsee an, daß sie mit ihren Ueberschwemmungen in die Küsten der Niederlande und Englands eingreift. Im vierten Aufsatz beurtheilt Herr von Raumer das geographische Werk des Engländers Hugh Murray und tadelt bei diesem Anlaß den Luxus der neueren geographischen Handbücher, in denen Tabellen und Zahlen den eigentlichen Text unterdrücken. Dann ein origineller Aufsatz über die Nachkommen Abrahams, Juden und Araber, Judenthum und Islam. Ferner eine Betrachtung über „Goethe als Naturforscher," eine andere über „Ballenstedts Urwelt," eine dritte über ein „Sendschreiben Bretschneiders." Ballenstedt hat eine Uebereinstimmung der Naturwissenschaft mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte geläugnet und Bretschneider aus demselben Grunde die Naturwissenschaften gewissermaßen als Verführerinnen vom Christenthum zum Heidenthum bezeichnet. Herr von Raumer zeigt nun, daß sie Unrecht haben, und daß die mosaische Urkunde dem Resultate gründlicher Naturforschung keineswegs widerspreche.

Zum Schluß ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Aufsatz über Gesangbücher und ein kleiner über das protestantische Missionswesen in Deutschland.

In dem erstern zeigt er auf eine schlagende Weise, wie die bessern alten Kirchenlieder durch spätere Umarbeitungen verballhornt worden sind, und wie gefährlich es sey, einer heutestägigen Mode zu Liebe solche alte Kernlieder zu ändern, da die Mode, sie heiße klassisch oder romantisch, rationalistisch oder pietistisch, ihrer Natur nach wieder wechsle und im Verlauf der Zeit sich immer zeige, daß die älteste Fassung, die mit der Inspiration des Dichters unmittelbar gegebene, auch die beste sey und bleibe. Die Strenge des Grundsatzes erleidet wohl einige Ausnahmen, da es wirklich treffliche alte Lieder gibt, die durch ein schlechtes Wort entstellt sind, das man wie billig wegputzen darf und soll. Indeß muß an der Regel als solcher festgehalten werden, wenn das Heilige nicht ein Spiel der Moden, Manieren und Launen werden soll.

In dem letzten kleinen Aufsatz drückt der Verfasser den Wunsch aus, statt daß bisher junge Handwerker als Missionäre in fremde Welttheile gingen, sollten es künftig lieber junge Theologen thun. Uns will es aber scheinen, wo Gewohnheit einer mäßigen Lebensweise, schlichter Sinn, Körperkraft und Ausdauer und ein felsenfester Glaube zu finden ist, sey es zur apostolischen Reise in fremde, zum Theil unwirthbare Länder, rauhe Zonen, tödtliche Klimate und zur Bekehrung meist roher Naturen genug und bedürfe weiter keiner feinen Gelehrsamkeit, die ohnehin, wie weltbekannt, zum biblischen Glauben nie etwas hinzu, wohl aber viel davon abgethan hat.

Romane und Novellen.

35) James Charles Tyrrell. Aus dem Englischen von Dr. Susemihl. Drei Bände. Mit James Portrait. Leipzig, Kollmann, 1839.

Eine Kriminalgeschichte. Der Held des Roman wird fälschlich des Vatermordes angeklagt und kommt

in große Gefahr, verurtheilt zu werden, wird aber endlich gerechtfertigt und kehrt in die Arme seiner vor Gram erkrankten Braut zurück. Obgleich dieser Stoff rührend genug ist, hat ihn doch der Verfasser mit seiner gewöhnlichen Ruhe und breiten Redseligkeit so bequem behandelt, daß unsere Gefühle bei der Lektüre nirgends sehr angestrengt werden. Er verschmäht durchaus die Effekte, durch welche Bulwer und Dickens in der Behandlung von Kriminalfällen eine so tiefe Wirkung hervorzubringen pflegen. Er selbst scheint, wie auch seine Physiognomie auf dem Titelkupfer bestätigt, ganz ohne Leidenschaft zu seyn und ist uns wirklich, was seine Werke betrifft, kaum je ein solches poetisches Phlegma vorgekommen, wie das seinige.

36) Die Leidenschaften. Erzählungen von G. P. R. James. Aus dem Englischen von Dr. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Sechs Erzählungen. In jeder wird eine andere Leidenschaft charakterisirt. 1) Gewissensangst eines Brudermörders. 2) Eifersucht, die mit blutigem Mord endet. 3) Mißlungene Rache, die zum Selbstmord führt. 4) Glühende Liebe, die vom Glück belohnt wird, nachdem sie einige Gefahren überstanden hat. 5) Verzweiflung eines Mannes, der einen Verwandten seiner Frau im Dunkel umgebracht hat, und dann Frau und Kinder durch einen frühen Tod verliert. 6) Haß eines Spaniers. So viele Flammen nun in diesem Werkchen zu lodern scheinen, so ist doch die Erzählung so ruhig, bequem, phlegmatisch, daß man glaubt, James habe diese Skizzen nur hingeworfen, um zu zeigen, wie man Leidenschaften dämpfen und ersticken müsse, indem man sie malt. Wenn seine Helden auch eine heftige Agitation anzunehmen scheinen, behalten sie doch immer die Schlafmütze auf, oder gleichen jenem Theatersänger, der auf den Jammerruf der Prima Donna: Unglücklicher, was führt dich her? mit gutmüthigem Lächeln ganz ruhig dem Souffleur nachsprach, „die Verzweiflung."

37) Crayonsskizzen von Heinrich Scheffer. Erster Band. Marburg, Elwert, 1839.

Zwei Novellen: 1) Die Chiotin, eine neugriechische Geschichte, wie deren nach Byrons Vorbildern so viele schon in Prosa und Versen wiedergegeben worden sind. 2) Bojarenleben, ein Bild aus der Wallachei, im Mittelpunkt wieder eine bekannte romantische Hauptfigur, die seit Cervantes schon so oft dagewesene schöne Zigeunerin.

38) Fantasieblume. Novellen von Josephine von Remekhazy. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Fünf Novellen. In der ersten wird der obligate Bösewicht durch ein Erdbeben zur Buße gemahnt. Ein Crucifix stürzt auf ihn herab, und indem er mit der Feder in Ermangelung der Dinte in seine Kopfwunde taucht, schreibt er einen Brief, durch den er einen Theil seiner Verbrechen wieder gut macht. In der zweiten Novelle wird ein Aufruhr schwarzer Sklaven gegen ihre weiße Herrn geschildert. Die dritte hat es mit moderner Ehe, Untreue, Eifersucht und kluger Versöhnung zu thun. Die vierte handelt vom Tode des Heliogabalus. Für die zarte Frauenhand eignen sich Gemälde jener römischen Greuelzeit wohl nicht. Die letzte Novelle ist die beste, ihr Motiv vortrefflich. Ein junger Mann, der als interessanter Fremder viele Theilnahme, besonders auch bei den Damen findet, wird plötzlich von einigen andern Fremden als ein aus dem Irrenhaus entsprungener Narr verhaftet. Die schöne Melanie wird ohnmächtig. „Ich bitte Sie, sagt ein Theilnehmender, wer hätte das gedacht?" Hm, er hat Unsinn genug geschwazt, meint ein Dritter. Es gäbe einen Stoff für ein gutes Lustspiel, wenn das Tragische, das im wirklichen Wahnsinn liegt, umgangen würde.

39) Der Weltbürger. Ein historischer Roman aus den Jahren 1830—32. Von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Leipzig, Meißner, 1839.

Ein paar deutsche Jünglinge nehmen als Weltbürger lebhaften und thätigen Antheil erstens an der Julirevolution, zweitens an der polnischen Revolution. Der Eine wird in einer Privatangelegenheit umgebracht, der Andere politisch purificirt, begnadigt und verheirathet. Der Roman hat viel Wahres; der Irrthum derer aber, die sich vom eignen Vaterland abwendend und sogar feindlich gegen dasselbe gesinnt, fremden Interessen dienten, hätte schäfer sollen hervorgehoben werden.

40) Die Familie Flavy. Von der Generalin Bauer. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Der Roman spielt in den Zeiten der Jungfrau von Orleans, und auf demselben Schauplatz, in Frankreich und Burgund, allein die Liebes- und Familiengeschichte ist vollkommen modern und hat, außer den historischen Namen im Hintergrunde, keine Spur von romantischer Alterthümlichkeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. April 1840.

Neueste Schrift über Amerika.

Die Aristokratie in Amerika, aus dem Tagebuch eines deutschen Edelmanns, herausgegeben von Francis J. Grund. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Herr Grund, der unlängst „die Amerikaner in ihren socialen, moralischen und politischen Beziehungen" auf eine meisterhafte Weise geschildert hat, spricht im vorliegenden Werke insbesondere von der socialen Aristokratie, welche sich in den Vereinigten Staaten zu bilden anfängt. Dieses neue Werk ist nicht ganz in dem ernsten Ton gehalten, wie das frühere größere Werk, sondern mehr in dem Tone der Briefe eines Verstorbenen. Der Gegenstand, von dem es handelt, scheint die launige Auffassung hinlänglich zu motiviren. In den Vereinigten Staaten nämlich besitzt die Aristokratie keine politische Macht, denn die Demokraten herrschen; keine Popularität, denn der Pöbel hält streng auf die Gleichheit; kein Verdienst, denn die wenigen Staatsämter, in denen man sich in Amerika auszeichnen kann, sind von Demokraten besetzt; keine angeborne Vornehmigkeit, denn sie besteht aus Glückspilzen niederer Herkunft; keine Bildung und keinen Geschmack, denn sie äfft ohne Wahl nur die Sitten der europäischen Gesellschaft mit der Affektation und Uebertreibung nach, die den bourgeois gentilhomme von jeher nur lächerlich gemacht haben. Sie besitzt Geld, sie ist unermeßlich reich und gründet auf diesen Umstand ihre Prätensionen, aber die politische Unbedeutenheit und sociale Verachtung, in der sie sich gleichwohl befindet, beweist, daß etwas mehr als Geld dazu gehört, um in der Welt seine Rolle zu spielen. Daß eine so durch Zufall aus bürgerlichen Glückspilzen zusammengewürfelte Geldaristokratie in ihrer Anmaßung und doch untergeordneten politischen Stellung, in ihrer angebornen Rohheit und anerzognen Affektation europäischer Feinheit viel Stoff zum Lachen darbietet, versteht sich von selbst, und darum ist der launige Ton, in welchem der Verf. seine Mittheilungen vorträgt, der Sache angemessen und sehr unterhaltend.

Ohne Zweifel hat Herr Grund hin und wieder mit zu starken Farben aufgetragen und zwar, wie es scheint, nicht bloß um seine Leser zu ergötzen, sondern auch, um der demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten, der er selbst angehört, einen Dienst zu leisten. Indeß kommt es auf einen Scherz mehr oder weniger nicht an; es bleibt doch immer Wahrheit, daß es eine aristokratische Partei in Amerika gibt, eine Partei, die für die berühmten republikanischen Einrichtungen der Union nichts weniger als schwärmerisch begeistert ist und die sich sehr glücklich schätzen würde, wenn sie die Auszeichnungen des europäischen Adels theilen könnte. Herr Grund ist nicht der erste, der auf die Existenz dieser Partei aufmerksam macht.

Er führt uns in alle Kreise der Aristokratie ein und dieselbe muß uns eine ihrer schwachen Seiten nach der andern zukehren, so daß wir sie so genau als möglich nach allen ihren Schattirungen und Abstufungen in den verschiedenen großen Seestädten New-York, Philadelphia, Boston, Baltimore und in dem Sammelplatz Washington selbst kennen lernen. Die patriarchalische Aristokratie der Pflanzer in den Südprovinzen, die von jeher eifrig für die Demokratie war, ist nicht darunter begriffen, und in den westlichen Binnenländern gibt es gar keine Aristokratie. Wir haben es nur mit den Crösussen der Seestädte zu thun.

Weil diese Reichen von der demokratischen Mehrheit unterdrückt sind, affektiren sie, sich um Politik gar nicht zu bekümmern, tragen eine große Verachtung der Republik zur Schau und liebäugeln mit Europa. Hier ein kleines Gespräch des deutschen Reisenden mit einigen Aristokraten: „Ein herrliches Land das! vortrefflicher Wein! schöne historische Erinnerungen! Ein vortreffliches

Volk die Deutschen! — Es freut mich, sagte ich, daß es ihnen dort wohl gefiel. — Ja gewiß, erwiederte er, ich habe die Deutschen lieb. Was das für schöne Schlösser sind. — O, ein wenig Chevalerie dieser Art wäre uns wohl zu wünschen, wir sind ein zu prosaisches Volk. — Unser Volk beschäftigt sich zu sehr mit Politik, fiel ihm ein alter Herr in die Rede. — Viel zu sehr, wiederholte der Bewunderer Deutschlands. — Aber wenn es daran Wohlgefallen findet — wenn seine Umstände — — — Ich will nichts von seinen Umständen hören! der Himmel schütze mich vor dergleichen Dingen! — Wie ich merke, meine Herren! steht die Politik bei Ihnen in keinem besondern Ansehen! — Nicht nur das, Herr! sondern es gibt sich kein respektabler Mensch mit ihr ab. — Und warum das? — Weil jeder Black-guard sich damit beschäftigt. — Aber nicht jeder gemeine Kerl findet dabei sein Fortkommen. — Ganz das Gegentheil; — nur gemeine Leute haben Glück darin."

Hier das Fragment eines andern Gesprächs zwischen einem englischen Lord und einem amerikanischen Aristokraten, der sich gern an ihn anschmeicheln möchte. Erinnert man sich der Zeit, in welcher die Bürger Nord-Amerikas sich von England losgerissen, so muß man gestehn, es kann keine stärkere Satire auf die Republikaner gemacht werden, als welche dieses Gespräch enthält: „Sie denken, es gibt hier zu Lande keine Aristokratie; aber sie irren sich, es gibt hier gerade eben so viele Stufen der Gesellschaft, als in England. — Wirklich? — Ja, Mylord! und vielleicht noch mehr; und die Unterscheidungsmerkmale treten noch stärker hervor als selbst in England. — Sehr wahrscheinlich. — Ja Mylord! Sie werden nie sehen, daß ein Gentleman, der unserer ersten Gesellschaft angehört, sich je bei irgend einer Gelegenheit mit Leuten aus der zweiten vermischt, so wie kein Glied dieses mit Personen der dritten umgeht u. s. w. — So! — Und wenn diese ungebetenen Gäste nicht wären, die zu Tausenden herüber kommen, und uns bei den Wahlen den Rang ablaufen, so würde unser Land gerade so artig und fein seyn, wie das alte England. — Gewiß. — Eure Lordschaft glaubt es vielleicht nicht; Sie werden sich aber von den Fortschritten, die wir in den Künsten und Wissenschaften gemacht haben, überzeugen. — Meine Freunde haben mir stets dasselbe gesagt. — Ja, ja Mylord! New-York ist ein zweites London, und wird, wenn es noch länger zunimmt, wie während der letzten fünfzig Jahre, bald über eine Million Einwohner zählen. — Ei, ei! — Und Philadelphia ist beinahe eben so groß. — Ah? — Ja Mylord! und die Gesellschaft von Philadelphia ist noch gesuchter als die von New-York. — Hier fing seine Lordschaft gewaltig zu gähnen an. — Aber die eigentliche literarische Gesellschaft ist in Boston. Boston ist das Athen der Vereinigten Staaten. — Hat man wohl je solche Speichelleckerei gesehen? schrie einer meiner Begleiter, als wir ans Land stiegen und unsere Richtung nach Broadway nahmen. So ein elendes Gemisch aus Arroganz und Demuth, hochmüthiger Insolenz gegen einen Untergeordneten, und kriechenden Schmeichelei gegen einen in der Gesellschaft höher gestellten Menschen? — Er betrug sich in der That auf eine lächerliche Weise, versetzte der Andere; der englische Lord würdigte ihn kaum der geringsten Aufmerksamkeit. — Waren Sie hier, als der Herzog von Sachsen-Weimar uns besuchte? — Ja, aber ich ging wenig in Gesellschaft. — Da haben Sie viel verloren! Sie hätten die Kriecherei und Schmeichelei dieser Menschen sehen sollen! und wie freigebig sie mit dem Titel „Serene Highness" waren, den doch der Herzog kaum in Deutschland ansprach. — Ich weiß, daß man ihn in den atlantischen Städten anbetete, und daß Herr W* und Herr D*** in Philadelphia es ihm nie verzeihen konnten, daß er in seinem Werke über Amerika ihre Namen und ihren Stand anführte, ohne hinzuzusetzen, daß sie Gentlemen sind. — Das sind dieselben, die bei jenem öffentlichen Gastmahl den Vorsitz führten, das die Elite der deutschen Bevölkerung von Philadelphia dem Herzog gab, und wobei sie sich vor Freude über den Anblick ihres ehemaligen Herrn kaum zu fassen wußten. Und was glauben Sie wohl, war die Ursache dieser Vergötterung, die den Herzog im Triumph durch die atlantischen Städte schleppte? Nichts als der Wunsch unserer Exclusiven, einen Herzog zu sehen, einem Herzog die Hand zu schütteln, mit einem Herzog zu sprechen, mit einem Herzog zu speisen, und mehr als Alles, ein Recht auf die Reciprocität des Herzogs zu haben, im Fall einer dieser Menschen nach Europa reist. Ich kenne nicht den literarischen Ruf des deutschen Fürsten; aber hätte Walter Scott ein Werk über Amerika geschrieben, so hätte dasselbe lange nicht das Aufsehen gemacht, als das des Herzogs. — Man muß doch auch einen Theil dieses Betragens auf die Neuheit des Phänomens schreiben; bis jetzt sind noch wenig Herzoge in den Vereinigten Staaten gewesen. — Wenn ihre Verwunderung und ihre Speichelleckerei sich nur auf Fürsten und Herzoge erstreckten, erwiederte er, so wollte ich sie noch dahingestellt seyn lassen; aber diese Menschen verehren ja Alles, was adelig ist, bis sie, wie die schottischen Weber, die so lange das Edinburgh Review lesen, bis sie überzeugt sind, daß sie es selbst geschrieben haben, endlich sich einbilden, selbst adelig zu seyn. — Für diese Speichelleckerei gibt es nur Eine Entschädigung, und die besteht in der etwas derben Unabhängigkeit der niederen Klassen. — Kennst Du die Anekdote von dem Herzog und dem New-Yorker Kutscher? — Ich habe dergleichen so viele erzählen hören, daß ich nicht weiß, welche Du meinst. — Die Geschichte

ist kurz und bezieht sich auf einen Kutscher, dessen sich der Herzog eines Abends bedient hatte, und der den nächsten Tag kam und sich erkundigte ob er (der Herzog) der Mann sey, der im Wagen gesessen, und als diese Frage mit Ja beantwortet wurde, hinzusetzte, daß er der Gentleman gewesen, der ihn gefahren, und der jetzt gekommen sey, um seinen halben Thaler zu holen. — Se non è vero è ben trovato."

Sehr geistvoll ist die Schilderung des amerikanischen Theaters und des bedeutenden Mißfallens, welches sich Shakspeare von Seiten der Aristokratie zugezogen hat, sofern er einer schneeweißen Lady gestattete, einen Mohren (Othello) zu lieben, und überdies in seiner poetischen Contrastirung des Kaufmann Antonio und des Juden Shylock seine Unfähigkeit, Geldangelegenheiten zu beurtheilen, an den Tag legte. „Sein Kaufmann hat keinen Begriff vom Bankieren (und doch besaß der Staat Venedig eine Bank!) denn

„he lends out money gratis and brings down
The rate of usence"

sagt der Jude von ihm; und das mit Recht. — Und dann wird er Bürge für seinen Freund, versetzte Ersterer, und das nicht etwa dadurch, daß er seinen Namen auf die Rückseite eines Wechsels setzt, sondern indem er sein eigen Fleisch verpfändet. Wie unwahrscheinlich! Und dann betrachte man seine Ungezogenheit gegen Shylock, von dem er doch Geld zu borgen kommt, was ungefähr eben so vernünftig ist, als wenn einer unserer Großhändler, welcher Kredit braucht, es mit Niclas Biddle verderben wollte. — Alle meine Sympathien sind mit dem Juden, erwiederte der Zweite, der doch im Grunde nichts anspricht als was Rechtens ist, und der in allen seinen Reden mehr gesunden Menschenverstand zeigt, als der Christ, welcher seine Schiffe auslaufen läßt, ohne sie vorher versichern zu lassen."

Ueberhaupt legt der Verfasser den Amerikanern einen erstaunlichen Instinkt für das Geld bei. Da übrigens die Aristokratie so großen Luxus treibt und so viel verschwendet, mag man kaum glauben, was hier im zweiten Theil S. 81 erzählt wird. Ein polnischer Graf nämlich soll, nachdem man ihm zu Ehren einen großen Abschiedsball veranstaltet hatte, mit den Kosten dieses Balls (1000 Dollars) belastet worden seyn.

Die Damen in Amerika haben einen nicht geringen Antheil an den aristokratischen Bestrebungen. Herr Grund contrastirt sehr gut die deutschen Frauen im Westen mit den englischen der Seestädte. „Mit aller Moralität, Tugend und Schönheit unserer Weiber, sind sie doch die hülflosesten Geschöpfe in der Welt. Die Frau eines amerikanischen Kaufmanns hat mehr Bedienung nöthig, als eine englische Dame, und ist doch nicht im Stande, ihre Dienerschaft zu übersehen. Ihr Mann, der sich schon zehn bis zwölf Stunden des Tages in Geschäften abmüdet, muß noch überdies seiner Haushaltung vorstehen, in welcher er die verschiedenen wichtigen Posten von Beschließer, Kellner, Aufwärter, Läufer, und fille de chambre zugleich einnimmt; während die Erziehung der Kinder nur im höchsten Norden und im tiefsten Süden (nämlich in New-England und in den südlichen Staaten) den Müttern anheimfällt. — Eine fashionable junge Amerikanerin, so unschuldig, gutlaunig, gutherzig, schön, bezaubernd sie auch seyn mag, nützt einem jungen armen Anfänger doch zu nichts, als daß sie durch die Verdreifachung seiner Ausgaben seinem industriellen Wirken einen neuen Sporn gibt. Fallirt oder stirbt er, ohne ihr etwas zu hinterlassen, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als ein Kosthaus zu errichten, das gewöhnlich so schlecht verwaltet wird, daß sie in weniger als einem Jahr in Schulden verfällt, und ihre Meubles unter dem Hammer des Auktionärs losschlagen sieht. — So lange übrigens unsere Kaufleute durch glückliche Spekulationen reich werden, oder ihre Wechsel in Wallstreet gegen 12 Procent Disconto in baares Geld umwandeln können, haben sie ganz Recht, diese theuren Gegenstände ihrer Zärtlichkeit ganz nach ihrem Willen leben zu lassen; kommt aber einmal die Zeit (und diese muß über kurz oder lang eintreten), in welcher Reichthum und Vermögen nicht das Resultat glücklicher Spekulationen, sondern der Lohn anhaltender Arbeit und Sparsamkeit sind, so werden unsere respektablen jungen Leute ihre Frauen für die Küche sowohl, als für das Gesellschaftszimmer wählen müssen. — Alles, was ich zu Gunsten unserer fashionablen Weiber sagen kann, ist, daß sie mehr für die Niederlassungen im Westen thun, als Klima, Boden und die Wohlfeilheit des Landes. — Und merkwürdig ist, unterbrach mein Freund, daß dieselben Weiber, wenn sie ein oder zwei Jahre im Westen leben, entweder durch die Macht des Beispiels, oder aus Nothwendigkeit, wahre deutsche Hausfrauen werden. — Das heißt, versetzte der Bostonianer, sie waschen selbst ihre Stubenböden auf, säubern die Klinken an den Thüren, waschen die Fenster, fegen die Zimmer, machen sich in der Küche zu thun und tragen ihre Kinder auf den Armen. Alles das thun die Weiber der ersten Gesellschaft in den westlichen Staaten, ohne ihre Gesundheit oder ihr frisches Aussehen zu verderben. Die Frauen sind dort durch den Mangel an Dienstboten zur Häuslichkeit gezwungen, und doch sind sie glücklicher, als eure New-York- oder Philadelphia-Damen, welche um acht oder neun Uhr aufstehen, um zehn Uhr frühstücken, dann, wie Fanny Kemble zu sagen pflegte, zwei oder drei Stunden herumtändeln, dann mit drei oder vier Weibern ihrer Coterie ein Geschwätz anfangen, dann in Broadway oder Chesnutstreet von einem Kaufladen

in den andern ziehen, dann zum Essen heimkehren, dann wiederum drei bis vier Stunden herumtändeln, dann Thee trinken, und endlich sich zum Ball ankleiden, auf welchem sie, wenn sie nicht sehr jung sind, einen Platz an der Wand einnehmen, bis die Zeit zum Abendessen herannaht. Ich wünschte, es gäbe ein Mittel zwischen den Beschwerlichkeiten der amerikanischen Weiber im Westen, und dem totalen Müssiggange unserer Frauen in den Seestädten; und doch sehe ich es gerne, daß der republikanische Geist des Westens jede Art von Dienerschaft verschmäht; — es ist dies ein Gegengift gegen die gemeine Geldaristokratie der östlichen Staaten. Könnte man nämlich im Westen mit Geld jede beliebige Anzahl Arbeiter dingen, so würde der Besitz großer, liegender Güter bald den Grund zu einer weit dauerhafteren und tüchtigeren Aristokratie legen, als die ist, welche bis jetzt unsere Seehäfen beherrscht. Das menschliche Herz ist doch von Natur aus aristokratisch, das heißt selbstsüchtig; so daß, wenn die niederen Klassen die Uebergriffe der höheren nicht zurückweisen, diese über kurz oder lang die Regierung des Landes an sich reißen müssen. Die westlichen Ansiedler, welche noch mit dem Fällen der Bäume beschäftigt sind, und ihre Weiber, welche ihren Haushaltungen vorstehen müssen, haben nicht einmal die Zeit, für die Bildung jener geistlosen, exklusiven Coterien, welche das Leben in den großen Seestädten vergiften." Hier noch eine kleine Anekdote. „Ich sah in Boston, oder besser in Nahant, einem Sommeraufenthalt in der Nachbarschaft dieser Stadt, zwei junge Mädchen, eine, die Tochter des Präsidenten einer Assekuranz-Compagnie, die andere das Kind eines Kaufmannes und Bankdirektors, den Kopf auf die Ellbogen stützen, und in dieser Stellung, über einen öffentlichen Tisch, sich wechselseitig mehrere Minuten lang anglotzen, weil jede von ihnen die Ueberzeugung hatte, daß ihr Rang in der Gesellschaft sie zum längsten Anstieren berechtige, und daß es der Anderen als Tochter eines Mannes von wenigerem Ansehen und Vermögen gezieme, zuerst die Augen niederzuschlagen."

Zu den meisterhaften Schilderungen dieses Buchs gehört die der Bekehrungsversuche, die von Seiten der aristokratischen Gesellschaften an den roh vom Lande kommenden Volksrepräsentanten gemacht werden. „Das erste, was sie in guter Gesellschaft lernen, ist, daß die Politik nur für Wirthsleute an den Wahltagen von Interesse ist; daß sich kein vernünftiger Mensch damit abgibt, und daß sie daher mit Recht unter Personen von Geschmack verpönt ist. Berühren sie dessen ungeachtet hie und da einen dergleichen Gegenstand, so beweist ihnen das gutmüthige, herablassende Lächeln der Zuhörer, daß sie sich eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen ließen. Werden sie warm, wenn man ihr Vaterland nennt, so lehrt ihnen die Ruhe der Anderen, daß es einfältig ist, bei so gemeinen Anlässen sich gerührt zu zeigen; und sollten sie gar aus Zufall die Worte „Freiheit, Recht oder Unabhängigkeit," gebrauchen, oder sich so weit vergessen, um vom Volke zu sprechen, so läßt man sie allein, damit sie diese Dinge ungestört, nach Muße genießen können. — Wenn sie durch diese Art von Belehrung in ihrer Erziehung bereits so weit vorgeschritten sind, daß sie sich dergleichen Gaucherien nicht wieder zu Schulden kommen lassen, so kommt die Reihe der Verbesserungen endlich an die Sprache. Sie müssen das Rohe, Ungeschlachte gewisser Ausdrücke durch angenehmere, sanftere Synonymen ersetzen, und den wahren Werth gewisser Sprachformen kennen lernen, die der große Haufe selten richtig versteht. So ist z. B. das Wort Patriotismus, wie ich bereits früher erwähnt, gänzlich aus der guten Gesellschaft verbannt; — man bezeichnet diese Tugend mit dem Ausdruck: „politischer Eifer," der Patriot selbst aber heißt: „ein glücklicher Parteigänger." Ein populärer Kandidat für sein Amt, heißt so viel, als ein Vagabund, der kein eigenes Geschäft hat. Popularität wird mit Beifall des Pöbels übersetzt, und populäre Distinktion, mit Notorität in gemeinen Sachen. Ein Mann für das Volk ist gleichbedeutend mit einem Menschen, der für die Gesellschaft abgestorben; Freiheit heißt so viel, als Licenz des Pöbels, und allgemeine Wahlfreiheit ist identisch mit allgemeiner Rohheit und Gemeinheit." Aeußerst artig ist das Gespräch zwischen einer Dame und einem Demokraten, der bekehrt werden soll, aber mit seiner Plumpheit das feingesponnene Netz zerreißt.

Wie es übrigens zuweilen auch die Demokraten treiben, davon ein lustiges Beispiel: „Eines Morgens, ungefähr vierzehn Tage nachdem der General ins weiße Haus gezogen war, ließ sich ein halb armselig, halb fein aussehender Mann bei ihm anmelden; der nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln und Händedrücken dem ehrwürdigen Greise seine Freude darüber bezeugte, daß er ihn jetzt auf dem Posten sehe, den sein Muth, seine Talente und seine unerschütterliche Rechtlichkeit schon lange verdient hätten. Es ging hart her, fuhr er fort, selbst in unserer Stadt hatten Sie Feinde; aber unsere Anstrengungen waren unermüdlich; ich selbst lief herum, um meine Nachbarn zu stimuliren, und zuletzt war der Sieg unser. Wir schlugen sie mit einer Majorität von zehn Stimmen, und jetzt bin ich selbst so glücklich, das Resultat dieses glorreichen Triumphs vor mir zu sehen."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. April 1840.

Neueste Schrift über Amerika.

Die Aristokratie in Amerika, aus dem Tagebuch eines deutschen Edelmanns, herausgegeben von Francis J. Grund. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

(Schluß.)

„Der General dankte ihm aufs Verbindlichste, und versicherte ihn, daß er seine Präsidentschaft augenblicklich niederlegen würde, wenn er nicht das Bewußtseyn hätte, daß seine Erwählung von großen Majoritäten ausgegangen und bedauerte nur, daß der Eifer seines Bewunderers für das öffentliche Beste seinetwegen so hart mitgenommen werden sey. O, das thut nichts, entgegnete der Mann, das that ich für mich selbst und für mein Vaterland (der General verneigte sich) und jetzt bin ich da, Ihnen zu Ihrem Erfolg Glück zu wünschen! (neue Verbeugung des Generals). Ich glaubte, Herr! fuhr er fort, daß, da Sie jetzt Präsident der Vereinigten Staaten sind, ich Ihnen vielleicht in irgend einer officiellen Eigenschaft nützlich seyn könnte. (Hier schien der General etwas verlegen zu werden.) Haben Sie denn schon Ihre Minister gewählt? — Schon lange, versetzte der General. — Macht nichts; ich begnüge mich mit einem Gesandtschaftsposten nach Europa. — Thut mir ebenfalls leid, — es ist aber gegenwärtig keine einzige Stelle vakant. — Dann können Sie mich vielleicht als Bureauchef in irgend einem Staatsdepartement brauchen? — Diese Stellen vergeben die bezüglichen Secretäre der verschiedenen Departements. — Das thut mir leid; dann muß ich mich mit einem untergeordneten Amte begnügen. — Mit diesem habe ich nichts zu thun; jeder Chef ernennt seine Untergebenen. — Aber könnte ich denn nicht Postmeister in Washington werden? Denken Sie nur, Herr General, wie ich für Sie gearbeitet habe! — Ich bin Ihnen dafür sehr verbunden, aber der Postmeister für die Stadt Washington ist bereits ernannt. — Nun, so will ich Schreiber des Postmeisters werden. — Das ist eine Angelegenheit, die Sie mit dem Postmeister selbst besprechen müssen. — Nun denn, General! schrie der hoffnungslose Kandidat, haben Sie nicht einen alten, schwarzen Frack? — Sie können sich leicht denken, daß ihm der General einen gab, und den Dienstsuchenden nach Hause sandte."

Man muß sich nun am Ende die Frage aufwerfen: was will die Aristokratie in Amerika? Herr Grund sagt: „Ist es nicht sonderbar, daß in einem Lande, welches mehr als jedes andere von der Eitelkeit menschlicher Bestrebungen den augenscheinlichsten Beweis liefert, und in welchem Reichthum, Ehre und Auszeichnung nur als Seifenblasen auf der Oberfläche der Gesellschaft schwimmen, die Menschen dennoch gieriger nach aristokratischen Distinktionen streben, als dort, wo diese eine historische Basis gefunden, und in den Sitten und Gebräuchen der Völker tiefe Wurzel gefaßt haben. — Hierin aber besteht die Ironie des Schicksals, der die Völker eben so wenig entgehen können, als die einzelnen Individuen." An einem andern Orte aber gibt der Verf. zu verstehen, daß die Demokratie wirklich viel Drückendes für diejenigen habe, die durch Reichthümer in den Stand gesetzt sind, etwas mehr Freiheit für ihren Geschmack zu wünschen. „Unsere Demokratie, äußerte sich ein Aristokrat, ist die Fürchterlichste von Allen; sie strebt nicht nach Gleichheit, sondern nach Suprematie. Sie ist zu gleicher Zeit unser Geschwornengericht, unser Richter, unser Gesetzgeber und unser Gouverneur. Kein Mensch ist Herr in seinem eigenen Hause; kein Mensch darf seine Kinder auferziehen lassen, wie er will, kein Mensch darf einen von der Masse verschiedenen Wunsch äußern, ohne befürchten zu müssen, an den Pranger gestellt zu werden, und seinen Namen in allen Zeitungen zu sehen. Jeder Mann in dieser Stadt ist der

Spion seines Nachbars, — ein freiwilliger, unbezahlter Polizei-Agent der Canaille, der allen ihren Handlungen und Motiven nachspürt, und beständig bereit ist, sie den schlechtesten Absichten zuzuschreiben. Und doch sprechen wir hier von persönlicher Freiheit, als ob ein dergleichen Ding in einer Republik denkbar wäre!" Dennoch befindet sich die Aristokratie in einer gewissen Defensive und hofft zunächst aus einem gewissen Zwange herauszukommen, und erst in zweiter Instanz, selbst zu herrschen. „Unsere Conservativen besitzen keine ausschließlichen Rechte, keine Privilegien, welche nicht die niedrigsten Klassen mit ihnen theilen; ihre Namen gehören nicht der Geschichte an; ihre Ahnen, wenn man sie kannte, hatten mit der Einsetzung unserer Regierung nichts zu thun — denn die aristokratische Manie ist noch ärger unter unsern Parvenüs, als unter den von den Helden der Revolution abstammenden Familien; sie besitzen kein Vermögen, das die erste commerzielle Krise nicht vernichten könnte, und sind überhaupt in ihrer Stellung ganz das Gegentheil der Conservativen in England. Sie wollen nicht verwahren was sie besitzen, sondern erwerben; ihre Existenz ist nicht an die Vergangenheit geknüpft; aber sie sind voll Hoffnungen auf die Zukunft; sie stehen nicht auf der breiten Grundlage der Geschichte ihres Vaterlandes, sondern suchen sich ein Formular aus der Geschichte Europas.

Begreiflicherweise aber erinnert sie der Verfasser an die Gewaltmittel der Demokratie, welcher die Geldaristokratie nichts entgegenzusetzen haben wird. „Thoren, die Ihr waret, Euch nach erblichen Klassenunterschieden zu sehnen! Wißt denn, daß der Ursprung aller Aristokratie das Schwert und nicht die Börse ist; denn sonst müßten die Juden schon im Mittelalter die Herren der Welt geworden seyn. Ihr habt Euch die Börse erkoren, und jetzt soll das Schwert sie Euch nehmen."

Bei alledem sind diese improvisirten und unzulänglichen Bestrebungen der nordamerikanischen Aristokratie eine merkwürdige Erscheinung, ein welthistorisches Symptom. Herr Grund macht auf das seltsame Gesetz der Wahlverwandtschaft aufmerksam, welches in Europa eine Sehnsucht nach amerikanischer Freiheit und in Amerika eine Sehnsucht nach europäischer Aristokratie erzeugt. „Die Verachtung unserer fashionablen Amerikaner für die Institutionen ihres Vaterlandes, ist in Europa so allgemein bekannt, daß sie fast die einzigen Reisenden sind, denen man in Frankreich und Italien nie Hindernisse in den Weg legt. In der That kann ihre Anwesenheit nur dazu dienen, den Enthusiasmus der Exaltirten herabzustimmen, so wie ich für einen Demagogen keine bessere und zweckmäßigere Strafe wüßte, als ihn auf ein Jahr oder zwei nach den Vereinigten Staaten zu verbannen. Unsere erste Gesellschaft kann den wahnsinnigsten Republikaner von seiner Narrheit kuriren, nur muß man ihm recht viele Empfehlungsbriefe an unsere Geldmänner mitgeben, und ich bin überzeugt, er wird als ein besserer Unterthan heimkehren, als mancher, im Sonnenschein königlicher Gunst auferzogene Hofmann. — Und auf der anderen Seite sind es die europäischen Emigranten, welche uns zu unserer Pöbel-Regierung verhalfen, erwiederte der New-Yorker. Diese Lumpen — ich meine hauptsächlich die armen Irländer und Deutschen — kommen hierher mit den lächerlichsten Begriffen von Freiheit und Gleichheit. Da sie ihre ganze Lebenszeit Sklaven waren, so setzen sie einen übermäßigen Preis auf abstrakte Freiheit, ohne den Werth des Eigenthums zu kennen ꝛc."

Aus solchen Symptomen kann der Geschichtsforscher und denkende Politiker einen interessanten Schluß ziehen. Wie sehr Unrecht die amerikanische Aristokratie auch haben mag, so hat sie doch gewiß darin Recht, daß die Amerikaner noch ein junges Volk sind, und daß ihre Republik nicht wie das tausendjährige Reich, der Idealzustand und das Ende der Dinge, sondern etwa wie die römische nur der Anfang ihrer Geschichte ist.

Volkssagen.

Klänge und Bilder aus Ungarn. Von Joh. Nep. Vogl. Wien, Tendler und Schäfer, 1839.

Volkssagen und Landschaftsbilder aus Ungarn, im einfachen Romanzenton anspruchslos vorgetragen, meist sinnig und poetisch. Unter den Sagen bemerken wir die vom Säckel des h. Benedikt (dasselbe was der Säckel des Fortunat, nur für einen heiligeren Zweck); die schöne Sage vom Zongor, der für die Mißhandlung seiner Leibeignen bestraft wird. Der Herr befiehlt dem Knecht:

Nach Preßburg mit diesem Schreiben
Hast du alsogleich zu eilen,
Mir die Antwort drauf zu bringen,
Die der Herr dir wird ertheilen.

Aber merk' dirs, in drei Stunden
Muß das Schreiben seyn zur Stelle;
Vier darauf erwart' ich wieder
Dich an dieses Schlosses Schwelle.

Säumst du läng're Frist, so laß ich
Peitschen dich von den Heiduken,
Bis die also trägen Glieder
Dir im Todeskrampfe zucken.

Herr, wie soll ich dies verrichten?
Lallt der Knecht mit bleichen Wangen,
Kaum vermag in einem Tage
An den Ort ich zu gelangen.

Allein er muß gehorchen:

Sieh' da kommt ein Wagen plötzlich
Hergebraust in tollem Jagen,
D'ran gespannt drei schwarze Rappen,
Die voll Wuth die Zäume nagen.

Auf dem Wagen aber sitzet
Einer, der die Geißel führet,
Und mit wilden grimmen Schlägen
Die unbänd'gen Thiere kirret.

Nur ein schwarzer Kittel flattert
Um des Fuhrmanns nerv'ge Glieder,
Und sein Haar, von gleicher Farbe,
Hängt um Brust und Schulter nieder.

Frisch herauf, da gilt kein Säumen,
Herrschet dieser zu dem Armen,
Und schon sitzet der im Wagen,
Gott, du magst dich mein erbarmen.

Horch, schon gellt der Knall der Geißel
Ihm betäubend um die Ohren,
Und der Knecht in Todesbangen
Wähnet Leib und Seel' verloren.

Denn an ihm vorüber fliegen,
Blitzesschnelle Feld und Hügel,
Bäume, Kirchen, Wälder, Wiesen,
Thurm und Berge haben Flügel.

Er bestellt den Brief und kommt zeitig genug zurück. Unterwegs sagt ihm der schwarze Wagenführer:

Weiß die Rosse wohl zu bänd'gen,
Daß sie thun nach meinem Willen,
Mögen sie voll Grimm und Schmerzen
Auch am Zügel kau'n im Stillen.

Heute aber kommt der Vierte
Zum Gespann, das hier zu sehen,
Hei, dann soll's erst schnell und lustig
Durch die Welt im Fluge gehen.

Staunend sieht Zongor den Knecht mit der Antwort eintreten und hört dessen Bericht:

Aber Zongor's Antlitz bleichet
Mehr und mehr bei jedem Worte,
Und schon sieht sein rollend Auge
Aufgethan die Höllenpforte.

Sieh, da blinken durch das Fenster
Purpurroth des Abends Flammen,
Und als wären's blut'ge Pfeile,
Stürzet Zongor todt zusammen.

Da wie Peitschenknallen hallt es
Wieder von des Schlosses Zinnen,
Und vier schwarze Rosse händ'gend
Braust der Fuhrmann d'rauf von hinnen. —

Artig ist die Sage von dem schönen Ungarweib, die gottvertrauend über ein tiefes Moor floh, in welchem der sie verfolgende, schwerbepanzerte Bojar versank. An die Sagen reihen sich auch geschichtliche Erinnerungen, z. B. an Huniad, an Tököli.

Zahlreich und besonders charakteristisch sind die poetischen Genrebilder. Eins der Besten ist das Lied von dem gefangenen Zigeunerweibe, das von ihrem Kinde getrennt, bitterlich und in wahren Naturtönen klagt. Man macht so oft von den Zigeunern einen romantischen Mißbrauch, indem man sie überall in Romanen anbringt, wo sie nicht hingehören und in unnatürlichen Situationen. Hier ist dagegen wahre einfache Natur. Von derselben einfachen Wahrheit sind auch die übrigen hier mitgetheilten Genrebilder, auf denen wir das Leben und Treiben der Husaren, der Cordonisten, der Csikos, Wallachen, Panduren ꝛc. dargestellt sehen. Hier zur Probe das muntere und rasche Lied vom Csikos:

Ohne Sattel, ohne Bügel,
Ha, wie fort der Csikos braust,
Rößlein, Rößlein, hast du Flügel,
Daß du so von hinnen saus't?

Peitschenknall durchgellt die Weite,
Schaut, der Wolf entflieht mit Hast,
Läßt in Frieden seine Beute,
Denn er wittert schlimmern Gast.

Wolken hoch am Himmel jagen,
Schnell wie sie mein Rößlein fliegt!
Doch wer ist so kühn zu sagen
Welches da von beiden siegt?

Und so geht's dem Wind zur Wette,
Haar und Hemd im Fluge weht,
Und das Rößlein weiß die Stätte,
Wo es schnaubend stille steht.

Tief im Wald ist eine Schenke,
Rauch und Zitherspiel darin,
Und an die mit Lust ich denke,
Schaffet dort als Kellnerin.

Mehrere Gedichte sind ausschließlich Landschaftsbilder, die uns die Heide malen und auf ihr die Luftspiegelung

Deli Baba (die ungarische Fata Morgana) und die Ufer des Plattensees.

Neuere Geschichte.

Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Fr. Bülau, Prof. zu Leipzig. Dritter Theil bis auf die neueste Zeit. Leipzig, Göschen, 1839.

Durchgängiger Moderantismus und Nüchternheit der politischen Ansicht zeichnen dieses Werk vor vielen ähnlichen aus. Politische Leidenschaften finden dabei ihre Rechnung nicht und eben so wenig jener romantische Enthusiasmus, dem man sich gern bei der Betrachtung großer Begebenheiten hingibt. Die französische Revolution z. B. ist kaum je mit größerer Kälte geschildert worden, als hier. Indeß ist diese Abwesenheit der Gemüthsthätigkeiten der Verstandesthätigkeit günstig und das Urtheil gewinnt an Klarheit, je weniger Rauch ihm vorgemacht wird durch die Hitze der Leidenschaften.

Nur in Bezug auf Sachsen geräth der Verf. in eine ihm sonst ungewöhnliche Wärme. Indem er die Theilung dieses Landes schildert (1815), macht er dem sächsischen Herzen Luft und bestreitet insbesondere die Ansicht, die es für ersprießlich gehalten haben würde, wenn ganz Sachsen mit Preußen vereinigt worden wäre.

Im Uebrigen beurtheilt der gelehrte Verfasser alles mit größter Ruhe und ist sparsam im Tadel, weil er es auch im Lobe ist. Ohne Enthusiasmus für die französische Revolution und Napoleon, hegt er auch keinen für die Restauration. Ohne alles unbedingt zu billigen, was von Seiten der Regierungen geschehen ist, rechtfertigt er sie doch, daß sie nicht gethan haben, was der Liberalismus verlangt hat. Gelegentlich drückt er den Wunsch aus, es wäre für Deutschland heilsamer, wenn der deutsche Liberalismus eine weniger französische Färbung hätte (Seite 576); doch in seinem politischen Hauptdogma finden die Nationalinteressen eigentlich keinen Platz, denn er kennt (S. 612) nur Staaten, größere und kleinere Staaten, die sich bis jetzt in s. g. europäischen Gleichgewichtssystemen geschaukelt haben, indem der Schwächere sich je mit dem Feind des Stärkern verband und so immer eine Hauptmacht die andere durch Allianzen im Schach hielt, ganz abgesehen von den Nationalinteressen. Dasselbe Interesse kleiner und großer Staaten, ganz abgesehen von Nationalinteressen, bestehe nun auch heute noch, allein es müsse andere Mittel, ein anderes System zu seiner Befriedigung suchen. Dieses neue, dem älteren gerade entgegengesetzte System soll seyn: Anschluß des schwächeren Staats gerade an den stärkeren, den es bisher als seinen gefährlichsten Feind ansah und ansehen mußte; natürlich wieder ganz abgesehen von Nationalinteressen. Der Verfasser motivirt seine Ansicht durch den allerdings schlagenden Erfahrungssatz, daß die kleinern Staaten, indem sie sich an den „Feind des Feindes" oder an den „Nachbar des Nachbars" anschlossen, doch im Ganzen nichts gewonnen, sondern immer nur verloren haben, bei den Friedensschlüssen aufgeopfert und zur Entschädigungsmasse geschlagen worden sind. Dies meint der Verfasser, würde auch künftig immer wieder der Fall seyn. Dagegen hätten sich die kleinen Staaten mehr Schonung zu versprechen, wenn sie sich geradezu dem gefährlichsten Nachbar zum Freund anböten und ihm freiwillig dienten. Alsdann nämlich würden sie durch ein geringeres freiwilliges Opfer sich das größere gezwungene ersparen, „dem gefährlichen Staate Rücksichten aufnöthigen und ihre Unterjochung unnöthig machen."

Als wir diese Erörterungen lasen, fiel uns eine kleine Fabel von Pestalozzi ein. Ein Zwerg, der sich bisher gegen einen Riesen nur durch eine kluge Allianz mit einem dem Riesen feindlichen Volke geschützt hatte, ließ sich endlich zu einer veränderten Politik bewegen, schloß einen Bund mit dem Riesen und bekam von demselben die feierlichste Versicherung der Treue. Auch hielt der Riese sein Wort und that seinem neuen Bundesgenossen, dem Zwerge, nichts zu Leide. Beide kämpften gemeinschaftlich mit dem fremden Volke. Der Riese lobte die Tapferkeit des Zwerges außerordentlich und dieser kleine Mann glaubte nicht genug Heldenthaten verrichten zu können. Sie siegten, aber der Zwerg verlor ein Auge und bekam von der Beute nichts. Sie siegten noch einmal. Der Zwerg verlor einen Arm und bekam von der Beute nichts. Sie siegten zum dritten Mal. Der Zwerg verlor ein Bein und bekam von der Beute nichts. Da fing ihn seine Politik zu reuen an, allein es war zu spät.

Diese Fabel paßt freilich nur für Kriegszeiten. In unserm diplomatischen Jahrhundert hält der Verf. die Eroberungslust der Staaten nicht mehr für gefährlich, vielleicht für etwas, das aus der Mode gekommen sey. Es genüge jetzt, wenn der kleinere Staat den Wünschen des größeren nachgebe, und es bedürfe, um dieses Nachgeben zu erzielen, keineswegs mehr einer Besitznahme des kleinen Staats durch den großen.

Darin liegt viel Wahres, obgleich wir das neue Dogma nicht durchaus anerkennen, noch glauben möchten, daß es der politischen Praxis überall werde zu Grunde gelegt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. April 1840.

Neue Reisen.

Darstellung aus einer Reise durch Schweden und Dänemark im Sommer des Jahrs 1839. Von Friedrich Karl von Strombeck. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1840.

Herr von Strombeck, ausgezeichneter Staatsdiener im Herzogthum Braunschweig (und ehemals im Königreich Westphalen), berühmt als rechtsgelehrter Schriftsteller, auch Mitglied des Bundes-Schiedsgerichts, macht in seinem vorgerückten Alter (er ist nahe an den Siebenzig) noch ein Jahr ums andere eine Vergnügungsreise und beschreibt sie mit der ihm eignen Lebendigkeit und glücklichen Laune. So beschrieb er 1838 eine Reise nach Holland, 1839 eine nach Wien, und jetzt theilt er uns mit, was er in Schweden und Dänemark, wo er zuletzt war, gesehen und erlebt hat. Es ist erfreulich, einen Mann, der schon so viel hinter sich liegen hat, noch in dieser körperlichen und geistigen Rüstigkeit zu sehen und man begleitet ihn gern. Ueberdies hat er sich als einen feinen Beobachter seiner Zeit schon in seinen früher erschienenen Denkwürdigkeiten bewährt und auch in seinen Reiseschilderungen begegnet uns häufig wieder sein Talent, über die politischen Verhältnisse zu urtheilen, ein Talent, wobei ihn sein Stand und seine Kenntniß der Personen unterstützt.

Der Verfasser reiste von Braunschweig über Hamburg, Lübeck, Ystadt und Calmar nach Stockholm. Er wirft unterwegs manchen belehrenden Blick in die Hansestädte. Wir wollen ihm aber rasch nach Schweden selbst folgen. Er sah die schöne Hauptstadt dieses Landes „das nordische Neapel," er machte einen Ausflug auf die benachbarten großen Seen und nach Upsala, und er kehrte auf dem weltberühmten Göthakanal über Gothenburg zurück. Natürlicherweise nahm ihn vorzugsweise die Hauptstadt in Anspruch. Er stimmt mit den früheren Reisenden (der letzte war Herr von Gall, dessen Reise in unsern Blättern von 1839, Nr. 49 angezeigt ist) vollkommen überein, indem er die herrliche Lage Stockholms bewundert. Er beschreibt die Merkwürdigkeiten dieser Stadt, namentlich auch die historischen Erinnerungen derselben, die Denkmäler, Statuen der Könige ꝛc., die Lebensweise der Stadt, den Charakter der Einwohner.

Vorzügliches Interesse erregt die ausführliche Beschreibung einer Audienz, die er beim König hatte. „Der König, von schönem majestätischen Aeußern, hat das Ansehen eines rüstigen Fünfziger, obwohl er bekanntlich in den siebenziger Jahren steht. In seinem Blicke lag zugleich Ernst und Vertrauen einflößendes Wohlwollen. Er war in Uniform, mit dem Seraphinen-Orden geschmückt, und stand nicht fern vom Eingange des Zimmers. Nachdem er mir einige äußerst gütige Worte gesagt, setzte er sich, und wies mir zu seiner Rechten, dicht neben sich, den Platz im Sopha an. Bald wurde mir klar, daß ich mich in der Gegenwart nicht allein eines ruhmwürdigen Königs und sieggekrönten Feldherrn, sondern auch eines scharfsinnigen Gelehrten befände. — Es waren dem Könige meine kriminalrechtlichen Bestrebungen und namentlich mein „Entwurf eines Strafgesetzbuches" nicht unbekannt geblieben. Da nun eben jetzt, sowohl in Schweden als Norwegen, Berathungen über eine verbesserte Kriminalgesetzgebung stattfinden, so gaben beide Umstände Seiner Majestät die Veranlassung zu einer Unterredung über die bei der Abfassung von Strafgesetzen hauptsächlich zu beachtenden Grundsätze. Keine der in dieser Beziehung aufgestellten Theorien war dem Könige unbekannt; er entwickelte sie eine nach der andern mit einer logischen Schärfe und in einer so vortrefflichen Sprache, wie ich mich nicht erinnere, sie in einem französischen Werke — der König sprach französisch — vorgetragen gefunden zu haben. Indem ich aber die Gelehrsamkeit und den großen Scharfsinn des Monarchen bewundern mußte, fühlte ich mich zu ihm durch die Menschenfreundlichkeit und Milde, welche aus jedem

Satze hervorging, hingezogen. — Als ich in der weitern Folge des Gesprächs dem Könige meine Ansichten über die unvollständige Besetzung der Juristen-Fakultät zu Upsala, oder wenigstens das Unzureichende der im Catalog angekündigten juridischen Vorlesungen für die gründliche Ausbildung eines praktischen Rechtsgelehrten, möge er Richter oder Advokat seyn, mitzutheilen mir die Erlaubniß nahm, so setzte mir seine Majestät auf das Gütigste auseinander, daß es nicht auffallen müsse, in Schweden nicht so zahlreich und vollständig besetzte juristische Fakultäten, als in Deutschland der Fall zu seyn pflege, vorzufinden. — Hier gelte weder das römische, noch das canonische Recht, auch nicht einmal als subsidiare Gesetzgebung; der Prozeß sey hier nicht so verwickelt, als in den meisten anderen europäischen Staaten; bei dem Wegfallen feudaler Institutionen seyen die Verhältnisse der Staatsbürger unter einander einfacher; das Naturrecht, das allgemeine Völkerrecht, und selbst das Staatsrecht, würden aber von Professoren der philosophischen Fakultät gelesen. — Der Nutzen eines gründlichen Studiums des römischen Rechtes, dessen Werth der König sehr zu schätzen schien, erkannte derselbe aber vollkommen an, und irre ich mich nicht, so gab Se. Maj. mir auch hinsichtlich meiner Bemerkung, daß mehr juristische Collegia, als der Fall zu seyn scheint, in Upsala gelesen werden müßten, nicht Unrecht; ja ich habe sogar späterhin vernommen, daß vielleicht meine Bemerkungen nicht ganz ohne Berücksichtigung bleiben könnten." Wenn der liebenswürdige Verfasser da nur nicht ein kleines Unheil gestiftet hat. Wie es uns scheint, mag der hohe Norden auch wohl ferner auskommen können, ohne die römische und canonische Rechtsweisheit. — Sodann ergeht sich der Verfasser in einer umständlichen Erörterung der Verdienste, welche König Karl Johann um Schweden sich erworben habe. „Die unermeßlichen Dienste, welche der König Karl XIV. Johann der schwedischen Nation geleistet hat, seit ihn diese durch die einstimmige Wahl ihrer Stände am 21. August 1810 zur Nachfolge auf den Thron berief, welchen derselbe nach dem Tode des Königs Karl XIII., der ihn als Sohn adoptirt hatte, am 5. Februar 1818, bestieg, sind auf eine völlig authentische Art aus einer Sammlung zu ersehen, die den Titel führt: „Recueil des lettres, proclamations et discours de Charles Jean, Prince royal et ensuite Roi de Suède et de Norwège." Zwar sind diese Documente vom Könige selbst ausgegangen, ja unstreitig von ihm selbst abgefaßt worden, und insofern könnte man freilich sagen, sie seyen in eigener Sache abgelegte Zeugnisse: aber sie beruhen sämmtlich auf namentlich angeführten notorischen Thatsachen, beziehen sich auf Ereignisse, die ganz Schweden, ja zum Theil der ganzen gebildeten Welt bekannt sind, sie wurden (mit wenigen Ausnahmen) zur Zeit, als sie erlassen, allgemein verbreitet, und sind, hinsichtlich der Behauptungen, die sie enthalten, niemals widersprochen worden. Als Karl Johann Schweden betrat, war dieses in einem höchst betrübenden Zustande; das ihm so wichtige Finnland war, in Folge einer wahnsinnigen Politik, verloren gegangen, seine Vertheidigungsmittel waren fast vernichtet, sein Papiergeld werthlos, seine Finanzen in dem bedenklichsten Zustande, sein Handel lag darnieder, die Hauptquellen des Nationalerwerbes waren verstopft, eine trübe Zukunft zeigte sich dem bekümmerten Patrioten; auf diese Weise brauchte es nur eine kurze Zeit noch fortzugehen, und Schweden wurde — wie mit so vielen seiner Provinzen seit einem Jahrhundert geschehen — Dependenz eines fremden Reiches. — In welchem Zustande der Blüthe, der Sicherheit, des äußern Ansehens, zeigt sich aber jetzt, nachdem noch nicht völlig dreißig Jahre verflossen sind, das schwedische Reich! — Seine Grenzen sind gesichert, selbst im Innern erheben sich von der Kriegskunst als nothwendig erkannte Festungswerke (die mächtige Centralfestung Carlsborg am Wettersee); das Heer ist in dem vortrefflichsten Zustande, zum größten und wichtigsten Theil auf eine ganz eigenthümliche nationale Weise organisirt; mit großer Leichtigkeit kann es, im Nothfalle, auf eine fast unermeßliche Weise vergrößert werden; die Flotte ist in einem Achtung einflößenden Zustande; der öffentliche Kredit ist völlig hergestellt; die Nationalschuld ist getilgt, und die öffentlichen Abgaben sind bedeutend vermindert; das Papiergeld steht in vollkommen gleichem Werthe mit dem Metallgelde, und wird im täglichen Verkehre lieber als dieses genommen, wie es denn zu jeder Zeit in dieses bei der Bank umgetauscht werden kann; der Ackerbau hat sich so sehr gehoben, daß Schweden, welches sonst jährliche Zufuhren an Getreide nicht entbehren konnte, jetzt selbst öfter bedeutende Getreidemassen ausführt; die Verarbeitung roher Stoffe schreitet fort, und macht das Land mehr und mehr unabhängig vom Auslande; durch gesicherten Absatz blühen die Bergwerke; durch zweckmäßig abgeschlossene Verträge haben sich Handel und Schifffahrt sehr gehoben; und werden, wenn auch Verhältnisse, die über Europa und Amerika zugleich ihre Wirksamkeit erstreckten, Schwankungen in denselben veranlaßten, sich noch mehr heben; schon werden schwedische Schiffe in Weltgegenden gesehen, wo man sie früher niemals sah; eine Wasserverbindung im Innern ist zu Stande gekommen, und wird noch immer mehr vervollkommnet, wie auf der ganzen Erde nicht ihres Gleichen, ja kaum etwas Aehnliches vorhanden ist. Dazu blühen Wissenschaften und Künste; ihre Institute werden unterstützt; die Gelehrten werden geehrt von einem Könige, der einen Ruhm darin findet, nicht allein ein großer Feldherr und Regent, sondern auch ein Gelehrter zu

seyn; Denkmale, die in dem kunstreichen Italien bewundernswerth seyn würden, erheben sich; was am deutlichsten aber zeugt, eine weise Regierung wache über das Ganze: es werden Provinzen im Innern erobert, welche an Seelenzahl schon einen bedeutenden Theil dessen ersetzt haben, was das Reich seit Karl XII. an Umfange verloren hat. — Was ihm Karl Johann seit fast dreißig Jahren gewesen, erkennet das schwedische Volk an. — Unzählige Male habe ich in dieser Beziehung während meines Aufenthaltes in Schweden die bestimmtesten Aeußerungen vernommen."

Als guten Patrioten gibt sich der Verfasser zu erkennen, indem er den germanischen Grundton im Charakter der Schweden hervorhebt und (abgesehen von der Nationalität des französisch gebornen Regenten) auf den großen Gegensatz der Schweden gegen die Franzosen (wie gegen die Russen) und auf ihre nahe Verwandtschaft mit den Deutschen aufmerksam macht. „Mögen die Verfassungen Schwedens, Norwegens und Dänemarks eben so sehr unter einander, als von den verschiedenartigen deutschen Verfassungen, constitutionellen und sogenannten absoluten, sich unterscheiden, im Ganzen erblickt man doch dieselben Regierungsgrundsätze in Schweden, Norwegen und Dänemark, als z. B. in Preußen, Baden und Würtemberg; und gewiß ist zwischen diesen Ländern und dem ihnen so nahen Frankreich, dem Vaterlande, der jede wahre Freiheit des Volks vernichtenden Bureaukratie, eine weit größere Verschiedenheit im Geiste der Regierung zu finden, als zwischen Baden und Schweden. — Alles dieses scheint mir uns Deutsche aufzufordern, die Skandinavier, mit Einschluß der Dänen, als Brüder zu betrachten, wie sie auch mit uns in politischer Hinsicht dasselbe Interesse haben; nämlich das: nicht-germanischer Herrschaft, als die Nationalität zerstörend, zu jeder Zeit kräftig entgegen zu treten."

Uebrigens rühmt der Verfasser manches an den Sitten der Schweden und zumal den Schwedinnen, was er auch seinen deutschen Landsleuten wünschen möchte. Er spricht die Ueberzeugung aus, „daß, wenn dem Schwedenlande auch unser deutsches Vaterland, besonders sein heiterer Süden, hinsichtlich der Schönheit der Frauen nicht nachsteht, doch — im Allgemeinen — die Schwedinnen eine Grazie in ihren Bewegungen zeigen, deren sich deutsche Frauen nur ausnahmsweise werden rühmen können. — Man vergleiche die vornehm seyn sollende Art von Grimasse, womit die Mehrheit unserer Damen jetzt einen empfangenen Gruß erwiedert, und die Jedem, dem nur etwas Schönheitssinn zu Theil wurde, so widerlich erscheinen und vom Grüßen abhalten muß, mit der eleganten Verbeugung, womit eine Schwedin — auch selbst die Bäuerin und das Bettlermädchen — grüßet oder den empfangenen Gruß oder die Gabe erwiedert, und man wird einräumen müssen, daß unsere Schönen in Schweden schon Manches würden, zu ihrem großen Vortheile (denn am Ende wollen sie doch alle gern den Männern gefallen), lernen können. Sonderbar, daß sich die Extreme so berühren! — Die Schönheit der reizenden Töchter von Albano und Tivoli, obwohl in Schweden mehr in der Art einer Venus und Ceres als einer Juno, die Grazie der Pariserinnen findet man hier im hohen Norden wieder! Wenn ich an der Table d'hote des Suitiod, die graziöse Verbeugung und freundliche Mine der oft zu spät zu Tisch kommenden Baronin *** erblickte, mit welchen sie die gegen ihr über sitzenden Männer zuerst begrüßte, dann lehrte mich schon dieser einzige Umstand, daß ich nicht mehr in unserm prosaischen Niedersachsen sey, wo ein steifes britisches Wesen aus den Manieren der Schönen jede Grazie zu verscheuchen drohet. Das Uebelste aber ist, daß der Menschenkenner, oder wer es zu seyn glaubt, dem prüden, steifen Betragen eines Mädchens Mangel an Unbefangenheit und Unschuld nicht selten zum Grunde legt, obgleich oft allein die angeborne Grazie mangelt, die nur schwer und unvollkommen durch Unterricht ersetzt werden kann."

Auch über Dänemark sagt der Verf. viel Interessantes. Er kehrte von Schweden aus über dieses Land zurück und überstand unterwegs auf dem unruhigen Kattegat einen Sturm, der ihm ziemlich fatal vorkam. Er schildert Kopenhagen ausführlich, wie Stockholm. Diese nach vielen Bränden größtentheils neu erbaute Stadt macht einen ganz andern Eindruck, als ihre nordische Schwester. Auch über die Verhältnisse des Landes verbreitet sich der Verf. und äußert insbesondere sein staatskluges Bedenken über die großen Kosten, welche Dänemark unnütz auf seine Marine verwende. Er meint, Dänemark könne daran jährlich wohl zwei Millionen ersparen; was nutze ihm eine Flotte, die doch nicht stark genug sey, die größeren Seemächte zu bekämpfen, und die nur als eine lockende Beute die Begierde derselben reizen werde. Herr von Strombeck wurde auch hier dem König vorgestellt, drei Monat vorher, ehe der König starb, dessen Tod damals noch Niemand so nahe bevorstehend glaubte. „Im Salon de Service fand ich, außer mehreren mir unbekannten Personen, auch den berühmten Thorwaldsen, dessen Bekanntschaft ich zu Rom zu machen verfehlte, aber den ich hier schon zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Er führt den Titel eines königlichen Conferenz-Rathes und war mit einer Menge glänzender Ordenszeichen geschmückt, zum deutlichen Beweise, daß in unserer Zeit der große Künstler nicht unbelohnt bleibt. Ich hatte nur kurze Zeit gewartet, als mich einer der Adjutanten des Königs bis an die Thüre des königlichen Cabinets führte, und nun aufforderte, hineinzugehen. Eine

eigentliche Präsentation fand also nicht Statt, denn Niemand trat mit mir hinein, und nannte dem Könige meinen Namen. Ich fand Se. Majestät in Uniform und mit dem Elephanten-Orden geschmückt an einem mit grünem Tuche bedeckten runden Tische stehend. Der König redete mich sofort in deutscher Sprache auf das gütigste an, und nur wenige Minuten waren verflossen, als sich schon zwischen Sr. Maj. und mir ein Gespräch über den jetzigen Zustand der Kriminalrechtswissenschaft, und besonders der Legislationen in diesem Fache, in Deutschland und andern europäischen Ländern gebildet hatte, in welcher Materie der Monarch auf das Vollständigste zu Hause war. Auch meine in dieser Angelegenheit durch den Druck veröffentlichten Ansichten schienen dem Könige nicht unbekannt geblieben zu seyn ꝛc. Einige Tage nach meiner Audienz bei dem Könige hatte ich die Ehre, daß mich auch Se. königl. Hoheit, der Thronfolger Prinz Christian Friedrich von Dänemark, in seinem Palast auf der Amalienburg eine solche gewährte. — Der Prinz, welcher sich, außer den Staatsgeschäften, denen er mit dem anhaltendsten und erfolgreichsten Eifer sich widmet, auf das ernstlichste mit den Wissenschaften beschäftigt, und zugleich ein großer Beschützer der Künstler und Kenner ihrer Leistungen ist, unterhielt sich mit mir vorzüglich über Italien." Auch den wissenschaftlichen Anstalten, den Alterthümern ꝛc. widmete der Verf. in Kopenhagen seine nie ermüdende Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Das Werk hat einige interessante Beilagen, eine Uebersetzung aus dem oben erwähnten recueil, die Wirksamkeit Karl Johanns in den Jahren 1813 und 1814 betreffend, und ein Gespräch, welches derselbe damals mit Moreau hatte; ferner eine Uebersicht der Verbesserungen im schwedischen Postwesen und Kataloge der Lektionen an den Universitäten Upsala und Kopenhagen.

Die beiden ersten Beilagen sind besonders merkwürdig. Die Schrift, die Karl Johann selbst hat ausgehen lassen, rechtfertigt unter andern die Zögerungen und den frühen Rückzug des Kronprinzen von Schweden im Jahr 1813 und 1814 mit der Bemerkung: „es lag im Interesse Schwedens, daß Frankreich seine natürlichen Grenzen beibehielt" und darunter wird die Rheingrenze verstanden. Herr von Strombeck legt hier eine Protestation ein, doch, wie es uns dünkt, nicht kräftig genug. Auch wird der für uns Deutsche so bedauerlichen Politik des damaligen Kronprinzen von Schweden in Bezug auf Hamburg gar keine Erwähnung gethan. Karl Johann war es, der während des Waffenstillstandes Hamburg leicht hätte retten können, aber nicht retten wollte, weil er mit Rußland bereits stipulirt hatte, den Dänen Norwegen abzudringen, wofür Dänemark die Hansestädte als Aequivalent erhalten sollte. Dänemark war geneigt, unter dieser Bedingung Norwegen, dessen Verlust es ohnehin kaum mehr hindern konnte, aufzuopfern. Tettenborn, der Hamburg mit einem russischen Corps besetzt hatte, lieferte diese Stadt den Dänen aus und Karl Johann, der in der Nähe war, rückte nicht nach Hamburg vor. Nun wollte aber England von dieser russischen Intrigue nichts wissen und um keinen Preis eine Verstärkung der dänischen Seemacht durch die Hansestädte zugeben. Da sah sich Dänemark verlassen und konnte nichts anderes mehr thun, als bei Napoleon auszuhalten. Unter diesen Umständen lieferten die Dänen das schon von ihnen besetzte Hamburg den Franzosen aus. Das ging alles sehr natürlich zu. Allein es frägt sich nur, ob wir Deutschen einem Manne, der unsere Hansestädte an Dänemark verkaufen wollte, irgend eine zärtliche Sympathie schuldig sind? Wir haben oben unparteiisch erwähnt, was Herr von Strombeck zum Lobe Karl Johanns gesagt hat, fühlen uns aber nicht in gleichem Grade zu ihm hingezogen.

Geographie.

Lehrbuch der Geographie für die obern Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Prof. Meinicke. Prenzlau, Kalbersberg, 1839.

Unter den vielen, nur allzu vielen geographischen Handbüchern, die in jüngster Zeit erschienen sind, glauben wir das vorliegende als eine musterhafte Arbeit auszeichnen zu müssen. Es ist nämlich nach Karl Ritters Grundsätzen in strenger Consequenz, klarer Uebersicht und zweckmäßiger Abkürzung entworfen. Der Text hat es lediglich mit einem großartigen und scharfen Umriß der physischen Geographie, mit Einschluß der Völkerverbreitung und Völkercharakteristik zu thun und nur in kurzen Anmerkungen für den Lehrer wird angedeutet, welcher näheren mündlichen Ausführungen es bei jedem Paragraphen bedarf. Das topographische Detail, die Einwohnerzahlen und dergleichen ist, als gänzlich unzweckmäßig für Schulen, weggelassen. Mit vollem Recht. Man muß den jugendlichen Geist orientiren, ihn auf Höhenpunkte führen, von wo aus er die Welt im Großen überblicken lernt, nicht aber seinen Blick verengen und verwirren, und seinen Geist unter geistlosen Aufzählereien verkrüppeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. April 1840.

Bilderwerke.

1) Geschichte Friedrichs des Großen. Geschrieben von Franz Kugler. Gezeichnet von Adolph Menzel. Leipzig, J. J. Weber, 1840. gr. 8. Erste Lieferung.

Da im laufenden Jahre das Jubiläum des Regierungsantritts Friedrichs II. begangen wird, nimmt natürlicherweise auch Literatur und Kunst ihren Antheil an der Feier. Das vorliegende Werk ist zu diesem Zweck äußerst glücklich angelegt. Kugler schildert das Leben (hier zunächst die Jugend) des großen Königs populär, warm, gemüthlich, und die Illustrationen von A. Menzel gewinnen das Auge und die Phantasie. Die Person und das Zeitalter des alten Fritz tritt uns lebendig nahe. Jeder Seite des Textes ist wenigstens ein Bild eingedruckt und auch die Initialen sind zu geistvollen Vignetten benutzt. Gleichen diese Illustrationen im Allgemeinen denen, die in neuerer Zeit in Frankreich so sehr Mode geworden sind, so haben sie doch den Vorzug, daß sie weniger unentschiedene Formen und weniger verworrene und unruhige Bewegung zeigen. Sie sind gehaltener und charakteristischer, Herr Adolph Menzel erinnert auf eine oft überraschende Weise an Chodowiecki und wird durch seine nicht weniger naturtreuen und doch geschmackvolleren Zeichnungen wahrscheinlich eben so popular werden, wie dieser sein berühmter Vorgänger.

Wir sehen der Fortsetzung dieses dem Zweck vollkommen entsprechenden, höchst würdig ausgestatteten und in Wort und Bild gleich anziehenden Werkes mit Vergnügen entgegen und wollen es allen unsern Lesern aufs freundlichste empfohlen haben.

2) Die große Chronik oder Geschichte des Weltkampfes in den Jahren 1813—1815 von Johann Sporschil. Mit vielen Stahlstichen und Plänen. Braunschweig, Westermann, 1840. Groß 8. 1—23ste Lieferung.

Auch dieses Werk ist wegen seiner patriotischen Tendenz und fleißigen Ausführung empfehlenswerth. Mit Recht erinnert es wieder einmal an die großen Leiden und Thaten der Deutschen, die man seit der Julirevolution vergessen zu haben affektirt. Mit Recht mahnt es uns an die eigne Ehre, und sucht ein Nationalgefühl zu wecken, das in der deutschen Literatur leider fast fremd geworden ist. Die zahlreichen Stahlstiche, die dem Werke beigegeben sind, gleichen sich in ihrem Werthe nicht. Einige sind sehr schön, an andern hätten die Kosten erspart werden können.

3) Neues Heldenbuch für die deutsche Jugend, enthaltend die Großthaten der Deutschen in den Befreiungskriegen von 1813—1815. In drei Bänden. Erster und zweiter Band. Von demselben, daselbst. Mit denselben Stahlstichen. gr. 8.

Diese Bearbeitung ist ganz auf die Jugend berechnet und enthält in größerer Kürze eine sehr lebendige, belehrende und begeisternde Darstellung der Feldzüge. Solche Bücher sollte man der deutschen Jugend, statt gar manchen andern, in die Hand geben.

Länder- und Völkerkunde.

1) Geographie des Menschen, ethnographisch, statistisch und historisch. Von Friedrich von Rougemont. Aus dem Französischen von Hugendubel. Zweiter Band. Bern, Chur und Leipzig, Dalp, 1839.

Dieser zweite Band handelt von den germanischen Stämmen (Deutschen, Engländern, Skandinaviern),

ferner von den Slaven und geht dann von Europa nach Amerika und Australien über. Der Verfasser, obgleich Franzose, mißkennt die große Ueberlegenheit der germanischen Stämme über die romanischen keineswegs und spricht sich darüber mit einer lobenswürdigen Bescheidenheit, wenn auch immer noch mit der Naivetät aus, die den Franzosen eigen zu seyn pflegt, wenn sie von Deutschland reden, indem sie uns doch irgendwo und irgendwie nicht ganz verstehen und etwas an uns lächerlich finden, was eigentlich nicht lächerlich ist, oder etwas an uns loben, was eigentlich nicht zu loben ist. Die nachfolgende Charakteristik ist im Ganzen durch ihre Billigkeit merkwürdig:

„Der Deutsche ist langsam von Körper, Geist und Entschluß, linkisch in seinem Benehmen, schwerfällig in der Unterhaltung, unschlüssig, wann er handeln soll; er liebt seine Bequemlichkeiten, den Tisch (trinken wie ein Deutscher), die Pfeife, den warmen Ofen, das Stubenleben; seine Gedanken verlieren sich in einer eingebildeten Welt; er ist so gutmüthig, daß er leicht zum Besten gehalten wird; seine Bescheidenheit ermangelt der Würde, und seine Empfindlichkeit macht ihn lächerlich. Was man beim ersten Blick an ihm bemerkt, was den Fremden am meisten auffällt, ist gerade das Schlechteste an ihm; alle seine schönen Eigenschaften liegen in der Tiefe seiner Seele; und die Nachbarvölker schätzen ihn, obgleich sie über ihn lachen.

Der Deutsche wird geboren, um in der Welt der Seele zu leben; sein Leben ist ganz innerlich, Herz und Verstand sind thätiger als die Sinne (Beschaulichkeit); seine größten Genüsse sind die der Empfindung und des Gedankens. Sein Glück entspringt nicht aus den materiellen Dingen; er wird durch das, was außer ihm vorgeht, wenig beunruhigt; was kümmert ihn die Erde mit ihren Stürmen, wenn die Sonne seine hohe Einsamkeit bescheint! Seine Freiheit besteht nicht in politischen Einrichtungen, sondern weit mehr darin, daß er ungestört seinen Ideen nachhängen kann.

Der Deutsche bedarf der Stille und Ruhe; er zieht das Lesen der Unterhaltung, das Nachdenken der mündlichen Erörterung, einen kleinen Kreis von Freunden zahlreichen Gesellschaften, Zufriedenheit des Herzens dem Vergnügen zu glänzen und das friedliche Familienleben (Häuslichkeit) der großen Welt vor. Er ist, wie sein Vaterland, heiter und ernst. In den Thälern des Neckars und Mains, an den Rheinufern, in den Gebirgen Thüringens ist die Natur lieblich und mild, grün, frisch, malerisch; aber die Farben sind blaß, und lange, strenge Winter folgen bald auf die schönen Sommertage. Der Deutsche besitzt daher nicht die lärmende und leichtfertige Fröhlichkeit des Franzosen, auch nicht das ernste, gesetzte Wesen der Engländer; im Innern seiner Seele wohnt eine unbefangene, ruhige Freude, welche das ganze Leben erheitert, ohne es zu zerstreuen, durch eine jugendliche, frische Einbildungskraft erhöht wird, und sich nicht in Witzworten, sinnreichen Einfällen oder Ausbrüchen des Lachens, wie sie durch italienische Possen erregt werden, sondern in jenen ernsten Scherzen, in jener nicht bösgemeinten Ironie, in jener launigen, seltsamen Fröhlichkeit gefällt, welche man mit dem Worte Humor bezeichnet. Der Deutsche hat viel Gemüthlichkeit, seine Neigungen sind zärtlich, tief und machen ihm die größten Aufopferungen leicht; aber er ist zur Ueberspannung geneigt; er verfällt in Schwärmerei, und seine Gefühle werden durch Uebertreibung falsch und lächerlich. Es gibt keine Nation, welche ihren Fürsten so von Herzen zugethan ist, wie die deutsche, und welcher das Gehorchen weniger schwer ankommt; auch ist sie die einzige, welche nie den Thron ihrer Herrscher durch Meuchelmorde oder gerichtliche Morde mit Blut besudelt hat. Der Deutsche hat einen überaus gutmüthigen und sanften Charakter; er geräth selten in Zorn; unter seinen zahlreichen Schriftstellern findet sich kein einziger ausgezeichneter Satiriker. Er ist beständig in Liebe und Freundschaft, beharrlich in seinen Unternehmungen, welche er immer mit Ueberlegung beginnt, unermüdlich in seinen Arbeiten. Er ist geduldig; er kann den Augenblick erwarten, wo der blühende Baum seine Früchte bringt, und eine Zeit lang eines Gutes entbehren, welches ihm einst werden muß, und dessen er sich schon jetzt durch eine willkührliche Handlung bemächtigen könnte; er erträgt großes Mißgeschick, ohne niedergeschlagen zu werden, große Ungerechtigkeiten, ohne sich der Rache hinzugeben, er weiß die Sache Gott anheim zu stellen; aber dieses Vertrauen artet in Fatalismus, und die Geduld in Mangel an Thatkraft aus. Die Treue und Redlichkeit der Deutschen haben in mehreren Gegenden alle Künsteleien der Civilisation überlebt und unterscheiden dieses Volk noch jetzt von seinen südlichen und westlichen Nachbarn, welche sein biederes, schlichtes Wesen oft mißbraucht haben. Der Deutsche läßt sich nicht blindlings durch die Leidenschaft fortreißen; sein Gewissen ist wachsam und spricht laut zu ihm. — Es gibt kein civilisirtes Volk, welches sittlicher als das seinige, keines, bei dem die mittlere Lebensdauer so lang ist.

Die Deutschen lieben die Beschäftigungen des Geistes; der Unterricht ist bei ihnen allgemeiner verbreitet und gründlicher als bei irgend einem andern Volke; sie zählen eine ungeheure Menge Schriftsteller, und Deutschland ist der klassische Boden des Gedankens und der Wissenschaft. Die Menge Hauptstädte, welche dieses Land enthält, trägt mächtig dazu bei, die Wohlthaten der Gesittung nach allen Gegenden zu verbreiten, verschafft den Wissenschaften und Künsten viele Unterstützungen

und begünstigt die Entwicklung der verschiedensten Bestrebungen.

Die Deutschen haben ein zu innerliches Leben, um die Raschheit im Handeln, wie sie sich bei den Italienern findet, die Liebenswürdigkeit der Franzosen, das politische Leben der Engländer zu besitzen, oder in den gewerblichen Künsten und im Handel sich auszuzeichnen. Wenn sie in die Wirklichkeit des praktischen Lebens eintreten, finden sie sogar alles schwierig, unmöglich; sie schieben auf und überlegen noch, wann der Augenblick zum Handeln schon vorüber ist. Sie bekümmern sich im Allgemeinen wenig um diese äußere Welt, in welcher sie nicht zu leben wissen, bleiben gleichgültig für die Ereignisse der Zeitgeschichte (siehe unter andern Goethe), für die politischen Angelegenheiten ihres eigenen Vaterlandes, für die Art, auf welche sie regiert werden. Mit ihren Gedanken auf den engen Horizont beschränkt, der sie umgibt, können sie sich in einem kleinen Ideenkreise bewegen, ohne vom Universum mehr als die Stadt zu kennen, wo sie geboren sind. Aber die Geschichte zeigt uns, daß die Deutschen auf dem Schlachtfelde an Kraft und Muth keiner andern Nation nachstehen, und daß sie eine große Zahl durch Geistesgaben ausgezeichneter Herrscher und Staatsmänner gehabt haben; daß in der Industrie mehrere sehr wichtige Erfindungen (Uhren, Porzellan, Lithographie) von ihnen ausgingen und auch das Schießpulver und die Buchdruckerkunst deutschen Ursprunges sind. Wenn gleich die deutschen Handwerker gegen andere in mancher Rücksicht zurückstehen, so bewahren sie wenigstens unter ihren Handarbeiten eine gewisse Geistesfreiheit; sie haben mehrere Jahre auf Reisen im Auslande zugebracht, oder sind den Tag über Ackerbauer und arbeiten des Abends munter im Familienkreise an ihrem Webestuhle; auch trifft man nicht selten unter den Gliedern dieser Gewerbsklasse, welche in den andern Ländern sehr verderbt ist, eine große Frömmigkeit.

Der Franzose ist geschickt zu allem, aber ermangelt der Tiefe, vermag die Grundsätze, welche den seinigen widerstreiten, nicht zu fassen und möchte die andern Völker nach seinem Ebenbilde formen. Der Deutsche hat einen weniger ausgedehnten Kreis für seine Thätigkeit, aber er erfaßt einen Gegenstand von allen Seiten, läßt allen Meinungen Gerechtigkeit widerfahren, und findet sich in alles. Er durchwandert jedes Land, jedes Jahrhundert, um das Schöne, Wahre und Gute bei den fremden Nationen zu sammeln. Diese Leichtigkeit alles zu erfassen artet in eine Gewohnheit alles zu bewundern, alles nachzuahmen, in eine falsche Bescheidenheit aus, welche die eignen Schätze übersieht; das Selbst- und Nationalgefühl wird endlich schwächer und verliert sich. In diese Irrthümer gerieth der Deutsche auch wirklich in den Zeiten seines Verfalles; aber der Geist eines Menschen kann alle Gedanken der andern begreifen, und doch seine Selbstständigkeit bewahren. Während die Bewohner der übrigen Länder ihre Ehre darin finden, Franzosen, Engländer, Spanier ꝛc. zu seyn und gegen die Fremden ungerecht sind, umfaßt der Deutsche in seiner unparteiischen Liebe die ganze Menschheit, und muß seinen Stolz darein setzen, mehr Mensch als Deutscher zu seyn. Daher hat diese Nation, deren Charakter sich in ein einziges Wort, das Wort Liebe, zusammenfassen ließe, die Mitte Europas inne, ist rings von civilisirten Völkern umgeben, war der Mittelpunkt der Christenheit und scheint das Herz und das höhere Erkenntnißvermögen der Menschheit zu seyn."

2) China oder allgemeine Beschreibung der Sitten, Verfassung, Religion, Natur, Künste ꝛc. der Chinesen von J. F. Davis, ehemaligen Präsidenten der engl.-ostindischen Compagnie in China. Deutsch von F. Wesenfeld, Zwei Theile, illustrirt mit 55 Holzschnitten. Magdeburg, Creutz, 1839. gr. 8.

Eine reichhaltige Darstellung des ersten Verkehrs mit den Chinesen, der gegenwärtigen Handelsverhältnisse zwischen England und China, der Geographie, der Geschichte, der Sitten Chinas, Beschreibung der vorzüglichen Städte, Uebersicht der Religionen, der Literatur, Kunst und Wissenschaft; Naturgeschichte, Ackerbau und Handel Chinas. Der Verf. war seinem Stoff vollkommen gewachsen, da er zwanzig Jahr in China lebte, und das Buch ist nicht nur lehrreich, sondern auch gut geschrieben. Die illustrirenden Holzschnitte sind eine willkommene Zugabe. Die Geschichte Chinas konnte in einem beschreibenden Werke dieser Art natürlich nur verhältnißmäßig kurz behandelt werden. Wer sie ausführlicher kennen lernen will, lese das vor etwa zehn Jahren erschienene treffliche Werk von Plathe: die Mandschurei. — Zur Unterhaltung unsrer Leser geben wir hier eine von Davis mitgetheilte Geschichte zum Besten, die ein bekanntes milesisches Mährchen sehr artig variirt:

„Der weise Tschuang-tseu kam einmal in die Nähe eines erst neuerdings gemachten Grabes. Die kleine Erhöhung, welche man von fest geschlagener Erde gemacht hatte, war noch nicht völlig trocken. Ganz nahe dabei, jedoch etwas seitwärts vom Grabe saß eine junge Dame in großer Trauer, die einen weißen Fächer in der Hand hielt, den sie unaufhörlich über dem oberen Ende des Grabes bewegte. Tschuang-tseu, der über diese Begebenheit verwundert war, sagte zu ihr: Dürfte ich wohl fragen, wem dies Grab gehört, und warum Sie sich so viel Mühe geben, zu fächeln? Ohne Zweifel liegt hier irgend ein Geheimniß zum Grunde, das mir unbekannt ist? Die junge Dame sprach, ohne aufzusehen und ohne sich in ihrer Beschäftigung mit dem Fächer stören zu lassen,

einige Worte zwischen den Zähnen und weinte, woraus sich ersehen ließ, daß die Scham viel mehr, als ihre natürliche Schüchternheit sie hinderte, sich zu erklären. Endlich aber gab sie folgende Antwort: Sie sehen eine Wittwe am Grabe ihres Mannes, den der Tod mir unglücklicherweise hinweggenommen hat. Der, dessen Gebeine unter diesem Erdhügel ruhen, ist mir während seines Lebens sehr werth gewesen; er liebte mich stets mit gleicher Zärtlichkeit und selbst als er seinen Geist aufgab, wurde es ihm schwer, mich zu verlassen. Zuletzt sagte er noch folgende Worte zu mir: Meine geliebte Frau, in der Folge wirst du an eine andere Verheirathung denken, ich beschwöre dich aber, so lange zu warten, bis die äußere Decke meines Grabes völlig abgetrocknet ist; dann erlaube ich dir, dich wieder zu verheirathen. Nun habe ich aber die Bemerkung gemacht, daß die Oberfläche dieser neu aufgehäuften Erde nicht leicht trocken wird, deßhalb sehen Sie mich hier beschäftigt, fortwährend zu fächeln, damit die Feuchtigkeit sich verliere. — Auf ein so naives Geständniß hatte der Philosoph Mühe sich das Lachen zu enthalten; er blieb jedoch Herr seiner selbst, sagte sich aber: Diese Frau ist in der That sehr pressirt! wie darf sie sich rühmen, ihren Mann geliebt zu haben, und von ihm geliebt worden zu seyn? Was würde sie denn gethan haben, wenn sie sich gehaßt hätten? Dann richtete er folgende Worte an sie: Sie wünschen also, daß die Oberfläche dieses Grabes recht bald trocken sey? Aber da Sie so schwächlich sind, werden Sie bald müde werden und die Kräfte Ihnen fehlen, erlauben Sie daher, daß ich Ihnen helfe. Alsobald erhob sich die junge Dame, machte eine tiefe Verbeugung, genehmigte dies Anerbieten, und überreichte ihm einen Fächer, der dem ihrigen ganz ähnlich war. — Tschuang-tseu, der die Kunst verstand, die Geister heraufzurufen, rief sie nun zu seiner Hülfe herbei; und nachdem er mit dem Fächer einige Schläge auf das Grab gethan hatte, verschwand die Feuchtigkeit alsobald. Die Dame dankte ihrem Wohlthäter mit einem heitern, lachenden Gesichte, zog aus ihren Haaren eine silberne Kopfnadel hervor, und überreichte sie ihm mit dem Fächer, dessen sie sich bedient hatte, indem sie ihn bat, dieses kleine Geschenk als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. — Tschuang-tseu verweigerte die Annahme der Kopfnadel, behielt aber den Fächer, worauf die Dame sehr zufrieden sich entfernte, und ihre Freude aus ihrer ganzen Haltung und ihrem Gange leuchten ließ. — Was unsern Philosophen betrifft, so war er ganz bestürzt, und kehrte nach seiner Wohnung zurück, indem er sich den Betrachtungen überließ, die aus einer solchen Begebenheit entspringen mußten. Als er nun in seiner Stube saß, betrachtete er einige Zeit den Fächer, seufzte tief auf und sprach dann folgende Verse:

Sollte man nicht sagen, daß nur der Ueberrest des Hasses zwei Personen verbindet, den sie aus dem vorhergehenden Leben sich aufbewahrt haben;
Und daß sie sich zu verbinden suchen, um sich zu mißhandeln, so lange sie nur können? — Tian-schi stand hinter ihrem Manne, ohne bemerkt zu werden, und als sie das gehört hatte, was er so eben sagte, trat sie weiter vor, um sich sehen zu lassen und sagte zu ihm: Darf man wissen, was dich zu seufzen veranlaßt; und woher kommt dieser Fächer, den du in der Hand hältst? Tschuang-tseu erzählte ihr die Geschichte der jungen Wittwe und Alles, was sich am Grabe ihres Mannes, wo er sie gefunden, zugetragen hatte. — Kaum hatte er seine Erzählung beendigt, als Tian-schi, aus deren Gesichte der größte Unwille und Zorn leuchtete, diese junge Wittwe mit tausend Verwünschungen überhäufte, sie den Schimpf des menschlichen und die Schande ihres Geschlechts nannte, und, Tschuang-tseu ansehend, also fortfuhr: Ich habe es gesagt, es ist wahr, sie ist ein Ungeheuer von Unempfindlichkeit; kann sich irgendwo ein so böses Herz wieder finden!" Kurz, die schöne Tian-schi reißt ihrem weisen Gemahl den verhängnißvollen Fächer aus der Hand und in tausend Stücke.

Bald darauf stirbt der Weise. Tian-schi ist untröstlich und in der tiefsten Trauer. Da erscheint ein junger schöner Prinz, der Tschuang-tseus Schüler hatte werden wollen, bedauert sehr, ihn nicht mehr am Leben zu finden, will aber die 100 Trauertage mitfeiern, nach welchen jener feierlich begraben werden soll. Die Wittwe findet diesen vornehmen Besuch äußerst schmeichelhaft, der Jüngling hat schöne Augen, man begegnet sich, man versteht sich, und noch lange sind die 100 Tage nicht verflossen, so feiert das junge Paar vergnügt seine Hochzeit. Die Leiche des Weisen wird einstweilen in einem entlegnen Schuppen untergebracht. In der Hochzeitsnacht bekommt der junge Bräutigam Verzuckungen und ist am Tode. Es ist ein altes Uebel, das wiederkehrt. Kein Mittel kann helfen, als Menschenhirn. Aber wo hernehmen? In seiner Heimath ließ der Vater des Prinzen gewöhnlich bei jedem Anfall dieser Krankheit einen Gefangenen tödten und das Hirn von ihm nehmen. Aber was hier anfangen? Ei, sagt die Frau, da liegt ja mein voriger Mann noch hinten in einem Winkel, er ist erst zwanzig Tage todt, und sein Hirn wird gut genug seyn. Gesagt gethan. Sie selbst eilt mit einem Beile bewaffnet zu dem Sarge, schlägt mit einem gewaltigen Streiche den Deckel auf und — sieht ihren ersten Gemahl, den weisen Tschuang-tseu lebendig und wohlbehalten darin sich aufrichten. Das Ende ist, daß sie sich aus Scham und Verzweiflung aufhängt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. April 1840.

Romane und Novellen.

41) Leben und Abenteuer des Nicolaus Nickelby. Herausgegeben von Boz (Dickens). Aus d. Engl. von K. H. Hermes, fortgesetzt von Dr. Diezmann. 3—7ter (letzter) Theil. Braunschweig, Westermann, 1839. Mit Federzeichnungen.

42) Dasselbe Werk, übers. von Roberts. Leipzig, J. J. Weber, 1839. Mit Federzeichnungen.

Die ersten Theile dieses Werks haben wir in unsern Blättern vom vorigen Jahre (Nr. 13, 14) angezeigt. Nickelby ist einer der besten Romane von Dickens und verbindet sehr glücklich das komische Element der Pickwickier mit dem tragischen Oliver Twists. Mit Bezugnahme auf unsere frühere Anzeige skizziren wir hier die weitere Entwicklung des Romans bis zum Schluß.

Nicolaus Nickelby, der verwaiste, von seinem reichen Oheim, dem Wucherer Ralph, gehaßte und verfolgte Jüngling ist mit dem Knaben Smike aus der Schule des Herrn Squeers entflohen, des gräßlichen Schulmeisters, der verlassene Waisen, uneheliche und verstoßne Kinder, junge Erben, die man auf die Seite schaffen will ꝛc. auf Speculation annimmt und systematisch zu Grunde richtet. Die jungen Flüchtlinge sind unter eine herumziehende Schauspielerbande gerathen, und Nicolaus macht durch seine anziehende Persönlichkeit, wie durch sein Talent, nicht wenig Glück, sonderlich bei den Damen. Die Schilderung der Schauspieler, ihres glänzenden Elends, ihrer Intriguen und ihres troz aller Noth und aller Schlechtigkeiten immer leichten und fröhlichen Muthes ist vortrefflich. Inzwischen wird Nickelbys Schwester, das arme und bildschöne Käthchen, von zwei vornehmen Wüstlingen Londons verfolgt, denen ihr schändlicher Oheim Ralph Beistand leistet. Die schwache Mutter Käthchens wird überredet, ihre Tochter solle einen Lord heirathen und begünstigt also das Complott aus Unwissenheit. Aber Nicolaus wird durch Newmann Noggs, Ralphs ehrlichen Diener, von der Gefahr seiner Schwester unterrichtet, verläßt augenblicklich die Comödianten, zum großen Leidwesen des weiblichen Theaterpersonals, und eilt nach London. Es kommt zwischen ihm und Sir Mulberry, dem Wüstling, dem seine Schwester geopfert werden soll, zu einer Scene, aus der Nicolaus siegreich hervorgeht. Dem Onkel Ralph wird mit hoher Entrüstung die Wahrheit gesagt, die schwache Mutter wird belehrt und Beide, Mutter und Tochter, befinden sich seitdem bei einer freundlichen und munteren alten Jungfer, einer Französin und einer Malerin, La Creevy, unmittelbar unter dem Schutz des jungen Nicolaus. Dieser aber ist nichts und hat nichts, sieht sich also um eine ehrliche Beschäftigung um. Da führt ihn das Glück mit einem trefflichen alten Herrn zusammen, der eben einen jungen Mann in sein Comptoir braucht. Der alte Herr hat noch einen Bruder und beide bilden die Firma Gebrüder Cheeryble, eine der reichsten und solidesten in London. Beide sind ein merkwürdiges Paar, einander ähnlich wie ein Ei dem andern, von Jugend auf unzertrennlich, durch die zärtlichste Liebe mit einander verbunden, Beide sehr sanft und wohlwollend gegen Jedermann. Ein alter Comptoirist, der schon über vierzig Jahre bei ihnen dient, Herr Linkinwater, will anfangs den jungen Nickelby nicht neben sich leiden, wird aber durch seine schöne Handschrift bald gewonnen. Nicolaus ist überglücklich bei diesen guten Leuten, die sich überdies auch seiner Familie annehmen und derselben ein Häuschen mit Garten einräumen.

Nun folgt im Roman eine sehr launige Episode. Wir werden wieder zu der Familie Kenwigs geführt, deren vier verzärtelte Aeffchen von Töchtern Nicolaus früher eine kurze Zeitlang unterrichtet hatte. Die Dame des Hauses liegt in den Wochen und mitten in das bei solchen Gelegenheiten übliche Weibergewäsch schlägt gleich einem Bliz im Plazregen die Nachricht ein, ein alter reicher Onkel, auf dessen Erbschaft die Familie bisher gehofft, und dem sie deßhalb auf alle Art geschmeichelt

hatte, habe sich mit einer jungen Schauspielerin verheirathet. Der Schrecken und die Verzweiflung in dieser unnoblen Familie ist mit ausgezeichneter Laune ausgemalt.

Auch der fürchterliche Schulmeister Squeers läßt sich wieder in London blicken und verkehrt mit Ralph. Zufällig begegnet ihm Smike und wird sogleich von ihm festgehalten und entführt. Dieser Knabe ist nämlich von unbekannten Eltern und der Schulmeister hofft bei der Wiederentdeckung derselben noch eine erkleckliche Summe zu erhalten, unterdeß aber den erwachsenen Knaben in seiner Schule zu allerlei Diensten zu gebrauchen. Indeß wird Smike aus seiner neuen Gefangenschaft, nachdem er Schreck und Mißhandlungen genug ausgestanden, durch einen ehrlichen Nachbar befreit und kehrt zu den Nickelbys zurück. Ein Versuch Ralphs und des Schulmeisters, ihn durch einen untergeschobenen Vater zurückzufordern, mißlingt.

Eine neue Episode beschäftigt uns, eine der artigsten im ganzen Roman. Nickelbys schwache Mutter wird von einem galanten alten Herrn, dem nächsten Gartennachbar, mit einem Heirathsantrage verfolgt und hört denselben mit Vergnügen an, obgleich ihre Kinder sie auf die offenbare Geckenhaftigkeit des alten Herrn aufmerksam machen. Das Betragen desselben stellt sich immer närrischer heraus und endlich erfährt man, er sey wirklich ein Wahnsinniger. Allein Mistreß Nickelby will es nicht glauben, sondern meint, er werde nur von treulosen Verwandten, die sein Erbe rauben wollten, für wahnsinnig ausgegeben. Als er endlich Streiche macht, die ihr keinen Zweifel mehr übrig lassen, ist sie doch noch so mildherzig, zu glauben, er sey nur aus Liebe zu ihr wahnsinnig geworden. Dieser Frauencharakter ist mit vieler Ironie gezeichnet, und um so vortrefflicher gehalten, als die Dame bei aller Verstandes- und Herzensschwäche doch nie eine gewisse Würde aufgibt, immer die mütterliche Rathgeberin und einsichtsvolle Respektsperson spielt und von ihrer Umgebung stets die größte Ehrerbietung genießt.

Ein neuer Knoten schürzt sich, indem Nicolaus selbst in ein außerordentlich schönes Mädchen sich verliebt, die einmal hülfeflehend zu den beiden alten Herren Cheeryble kommt. Er erfährt, daß sie Madeline heißt und die Tochter eines gewissen Herrn Bray ist, der in seinem Vermögen zerrüttet und auf den Tod krank gleichwohl nicht wissen darf, daß sich seine Tochter an die Cheerybles gewendet hat, weil er einen davon als ehemaligen Nebenbuhler haßt und überaus stolz ist. Nicolaus erhält den Auftrag, als ein Fremder bei der jungen Madeline Zeichnungen ꝛc. zu bestellen, um ihr dadurch eine Unterstützung zufließen zu lassen, ohne daß ihr Vater merkt, woher sie komme. Nun fällt es aber einem alten Wucherer, Herrn Gride, dem Hauptgläubiger Brays, plötzlich ein, die schöne Madeline zu heirathen. Bray, der durch dieses Mittel aus aller Geldnoth herauskommt, nimmt den schändlichen Antrag an und Madeline soll geopfert werden. Nicolaus ist in Verzweiflung und tritt dem Gride, dem Ralph wieder beisteht, zornig entgegen, doch hat er eigentlich kein Recht, sich in diese Heirathsangelegenheit einzumischen und ist in nicht geringer Noth. Da thut ihm der Zufall, der in Romanen so oft zur gelegenen Zeit kommt, den Gefallen, den alten kranken Herrn Bray am Hochzeittage vor der Trauung sterben zu lassen. Madeline ist nun frei und folgt den Nickelbys; allein sie ist noch arm, und der Dichter scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, daß Nickelby eine reiche Frau haben müsse. Eine, nach unsrer Ansicht, unnöthige Zumuthung, welche dem Roman vieles von seiner anspruchslosen Natürlichkeit nimmt. Also die schöne Madeline soll und muß reich seyn. Da wird ein Testament, welches sie reich machen soll, und welches der Wucherer Gride zurückgehalten hat, entdeckt. Eine Haushälterin des Wucherers stiehlt es; Ralph schickt den Schulmeister Squeers ab, es wieder habhaft zu werden, diesem aber wird es durch den alten Noggs entrissen und in die rechten Hände gebracht.

Nun vermählt sich Nicolaus mit Madelinen und seine Schwester Käthchen mit dem Neffen und einzigen Erben der Brüder Cheeryble, dessen Charakterbild der Dichter vielleicht noch mehr hätte hervorheben sollen, da wir uns einmal für seine Braut so lange interessirt haben. Herr Linkinwater heirathet die kleine La Creevy, was die alte Madame Nickelby sehr mißbilligt, da Personen dieses Alters doch eigentlich nicht mehr heirathen sollten.

Smike stirbt an der Schwindsucht in Folge der Mißhandlungen, die er in seiner Jugend ausgestanden, und in Folge einer unglücklichen Liebe zu dem schönen Käthchen. Erst nach seinem Tode macht man die Entdeckung, er sey unsres Nicolaus und Käthchens Vetter, der frühe verstoßne Sohn des bösen Ralph. Dieser selbst, da er alle seine Schurkereien entdeckt sieht, erhenkt sich. Der Schulmeister Squeers wird deportirt. Bei dieser Nachricht revoltiren die unglücklichen Knaben seiner Schule, rächen sich an seiner Familie durch Wiedervergeltung der gröbsten Mißhandlungen und gehen auseinander. Sir Mulberry, Käthchens vornehmer Anbeter, tödtet seinen Freund, den Lord, der auch eine Zeitlang auf Käthchen speculirt, im Duell, flieht und stirbt im Elend. Die Kinwigs werden wieder getröstet, da der alte Herr Lillywick sie noch zu Erben einsetzt, nachdem seine Schauspielerin davongelaufen. Noggs findet ein ehrenvolles Ruheplätzchen bei denen, die er durch seine Treue und Klugheit von so vielen Listen seines ehemaligen Herrn geschützt hat.

Dickens besitzt im hohen Grade die Gabe, den Leser zu spannen, und für die Personen, die er schildert, zu interessiren. Er idealisirt nicht, man darf eher sagen, er karrikirt mehr, als es nöthig wäre; allein gerade das

finstere Colorit, das er dem Verbrechen zu geben weiß, indem er es in nackter Wahrheit darstellt, und der Humor, mit dem er die lächerliche Seite der Menschen und der Gesellschaft auffaßt, geben den wenigen sentimentalen Stellen seiner Romane nur noch mehr Folie, die nie den Zweck inniger Rührung verfehlen. In der Charakteristik ist er Meister. Er kennt die Menschen in einer Mannichfaltigkeit ihres Vorkommens und in einer Tiefe ihrer Eigenthümlichkeit, die gewiß selten und außerordentlich ist. Wenn man sieht, wie er mit den Menschenfiguren spielt, wie ihm deren eine unerschöpfliche Fülle zu Gebote steht, wie er sie keck und sicher hinmalt, jeden so wahr, als ob er lebte, muß man nur eines bedauern, das nämlich, daß er nicht mit gleicher Sicherheit und Genialität das Schicksal, die Intrigue, die Verwicklungen eines Romans behandelt. Hierin ist er etwas willführlich und leichtsinnig und so wahrscheinlich alle seine Charaktere sind, so sind doch seine Situationen zuweilen sehr unwahrscheinlich. Er nimmt zu oft den Zufall und den deus ex machina zu Hülfe. Wenn dies Dichtern in einer geringern Kategorie verstattet bleiben muß, so sollte sich doch ein Dichter von höherm Beruf davor mehr in Acht nehmen.

43) Humoristische Genrebilder aus dem Alltagsleben von Boz. Nach dem Engl. von Dr. Diezmann. 2ter Theil. Mit einer Federzeichnung nach Cruikshank. Braunschweig, Westermann, 1839.

Auch diese Erzählungen sind sehr unterhaltend und bewundernswürdig treue Spiegelbilder des Lebens. Der Verf. besitzt eine seltne Menschenkenntniß und eine außerordentliche Gabe zu portraitiren. Das erste Bild ist eine Satire auf die gelehrten Gesellschaften, deren Mitglieder zusammenkommen, um sich Complimente zu sagen, um gut zu essen und zu trinken und um sich ihre kleinen Steckenpferde vorzureiten, weil hier in der Regel nur Minutiositäten ausgekramt, nie aber wichtige Fragen entschieden werden. Natürlich ist nur von englischen Gesellschaften dieser Art die Rede und wird Niemand so unhöflich seyn, gewisse Aehnlichkeiten mit den deutschen Naturforscherversammlungen aufzufinden. — Das zweite Bild, „der Jahrmarkt in Greenwich," bringt uns ein äußerst lebendiges Volksgewühl zur Anschauung und zeigt uns das Londner Volk in toller Lustigkeit — Das dritte ist wieder eine Satire und zwar auf die Frauenvereine, die als eine Concurrenz weiblicher Eitelkeit dargestellt werden. Der eine Verein zum Besten armer Kinder mißbraucht diese Kinder zu Paraden und quält sie mehr, als er ihnen nützt. Der andre kokettirt mit der Religion und trägt unter dem Mantel christlicher Liebe wüthende Eifersucht. Alte Mädchen und töchterreiche Mütter speculiren dabei auf junge Männer ꝛc.

Die vierte Erzählung „das Hotel garni" ist die beste in dieser Sammlung, ein wirklich ausgezeichnetes Genrebild aus dem gemeinen Leben mit trefflicher Charakteristik der Personen. Madame Tibbs, eine Dame von viel Industrie, eröffnet ein Hotel garni. Herr Tibbs, ihr Gemahl, übernimmt die Rolle des Strohmanns am Tisch und außerdem des Bedienten, Stiefelputzers und Ausläufers. Er darf, wie man zu sagen pflegt, nicht mucksen. Mehrere ledige Herren beziehen das Haus, von jedem Einzelnen erhalten wir ein vollkommen deutliches Portrait. Noch ist Platz da und eine nicht uninteressante Dame mit zwei noch interessanteren Töchtern nehmen ihn ein. Ihre Erscheinung macht den verschiedenartigsten Eindruck auf die ledigen Hausbewohner, wie auf die Wirthin. Diese kluge Dame berechnet sogleich, wenn die Herren etwa Feuer fingen, wenn es eine Hochzeit gäbe, würde ihr Haus um einige Miethsleute ärmer werden. Sie sucht daher die Anknüpfung zärtlicher Verhältnisse listig zu hintertreiben. Inzwischen verliebt sich in aller Stille nicht ein Paar, sondern verlieben sich alle Paare des Hauses; die Mutter sammt den Töchtern findet ihren Anbeter, aber keine sagt der andern etwas und es werden heimlich drei Hochzeiten verabredet, ohne daß das eine Paar die Absicht des andern und ohne daß Madame Tibbs, die sonst ihre Augen überall hat, überhaupt irgend etwas erfährt. Dagegen ist ihr dummer Mann, Herr Tibbs, so glücklich, in das Vertrauen aller drei Paare gezogen zu werden und bei jedem die unentbehrliche Person des Brautvaters oder des repräsentirenden Verwandten vorzustellen. Natürlich endet diese komische Verwicklung, die sich vortrefflich für ein Lustspiel eignen würde, mit der Entdeckung; sämmtliche Paare ziehen aus dem Hause und Madame Tibbs beißt sich in die Lippen. Damit ist aber diese scherzhafte Erzählung noch nicht zu Ende. Madame Tibbs sucht und findet neue Miethsleute. Herr Tibbs wird zur Strafe gar nicht mehr an den Tisch gelassen, sondern in die Küche zu den Mägden verwiesen. Wieder eine intrigante Mutter und heirathslustige Töchter ins Haus zu nehmen, ist Mad. Tibbs weit entfernt; dagegen scheint ihr die Aufnahme einer schon alternden, dicken Wittwe, die sich für sehr krank hält und die nur eine Magd bei sich hat, nicht bedenklich. Gleichwohl spinnen sich neue Intriguen an und sie selbst wird wider ihren Willen darein verwickelt. Einer der Herren macht sie aufmerksam, daß nächtliche Zusammenkünfte statt fänden und erbietet sich, mit ihr wach zu bleiben und die heimlichen Verschwornen zu überfallen. Sie lauern, beide ohne Schuhe in bloßen Strümpfen. Da erscheint ein zweites Paar, Herr Tibbs und das Mädchen der dicken Frau, endlich ein drittes Paar, die dicke Frau selbst und ein alter Herr, der sich ebenfalls für sterbenskrank hält, deßhalb eine ungemeine Sympathie für die dicke Frau fühlt und mit derselben heimlich eine Heirath verabredet. Mad. Tibbs und ihr Gefährte, der Denunciant, werden nun selbst entdeckt und für ein

schuldiges Paar gehalten. Man kann sich die Verwirrung der Schlußscene denken. Inzwischen ist dieses Motiv nicht neu, es kommt schon in alten Comödien vor, und hätte deßfalls die Erzählung mit dem Auszug der ersten Miethsleute schließen können. — Am Schluß eine Beschreibung der Gefängnisse in Newgate, schauerlich genug, aber ein Bild voll schrecklicher Wahrheit. Man höre die meisterhafte Schilderung der Gefängnißkirche: „Die Gefängnißkapelle befindet sich hinter der Wohnung des Vorstehers. Ob die Gedanken, die der Ort erweckt, — die Ueberzeugung, daß hier gewissermaßen Leichenreden, bei schrecklichen Gelegenheiten, nicht über Todte, sondern über Lebende gehalten werden, — der Kirche ein noch düstereres Aussehen geben, als sie durch die Kunst erhalten hat, wissen wir nicht, aber sie macht einen sehr auffallenden Eindruck. Es liegt in einem stillen und leeren Gotteshause stets etwas Feierliches und Schauerliches, und vielleicht erhöhet schon die Verschiedenheit dieses einen von allen anderen, die wir kennen, den Eindruck. Die ärmliche Ausstattung, — die kahle Kanzel mit den einfach angestrichenen Säulen zu beiden Seiten, — die Frauengalerie mit ihrem schweren Vorhange, die der Männer mit den nackten Bänken und der schmutzigen Lehne, — das lahme Tischchen am Altare, über welchem an der Wand die zehn Gebote angeschrieben stehen, die aber in Folge von Rauch und Feuchtigkeit fast unleserlich geworden sind, — alles so ungleich dem Sammet, der reichen Vergoldung, dem stattlichen Marmor und dem polirten Holze in einer modernen Kirche, — fallen des gewaltigen Contrastes wegen nur um so mehr auf. Nichts ist da, was die Aufmerksamkeit fesselt und das Auge anzieht. Unmittelbar unter dem Lesepulte unten in der Kapelle und am sichtbarsten daselbst befindet sich der Stuhl für die Verurtheilten, — ein großer schwarzer Käfig, in welchen die Elenden, die zum Tode ausersehen sind, am Sonntage vor ihrer Hinrichtung gebracht werden, so daß alle ihre Mitgefangenen sie sehen können, von denen sie vielleicht erst seit einer Woche getrennt wurden. Hier sollen sie die Gebete für ihre eigene Seele mit anhören, ihrer Leichenrede beiwohnen und eine Anrede vernehmen, welche ihre früheren Gefährten auffordert, sich ihr Beispiel zu Herzen zu nehmen und in sich zu gehen, so lange es noch Zeit ist. Man denke sich die Gefühle der Männer, welche in diesem fürchterlichen Kirchenstuhle eingeschlossen gewesen sind und von denen nichts Sterbliches mehr übrig ist; man denke sich das hoffnungslose Anklammern an das Leben bis zum letzten Augenblicke, und die entsetzliche Verzweiflung, welche an Pein den Tod selbst überbietet, während der Geistliche von den Strafen in jener Welt predigt und ihnen alle ihre Verbrechen vorhält! Einmal — und es ist noch nicht lange her — wurden die Särge derer, welche hingerichtet werden sollten, in diesen Kirchenstuhl die ganze Dauer des Gottesdienstes über neben sie gestellt. Es sieht unglaublich aus, ist aber buchstäblich wahr."

44) Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterloo-Erzählungen ꝛc. A. d. Engl. von Roberts. 2ter Theil. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. Leipzig, J. J. Weber, 1839.

Zwei Erzählungen von Dickens, deren wir oben gedacht haben, das Hotel garni (hier besser das Boarding-Haus genannt) und der satirische Bericht über die Versammlung der Naturforscher, finden sich auch hier wieder. Ferner noch von Dickens das Portrait eines „Löwen," wie man in London die Gecken nennt, die sich in allen Gesellschaften vordrängen. Hier ist insbesondere von einem literarischen Löwen die Rede, der sich in die Salons hineinflegelt, um sich zugleich selber als leeres Stroh zu dreschen. Endlich enthält diese Sammlung noch ein längeres sehr unterhaltendes Genrebild von Dickens, „Mr. Watkins Tottle," ein Seitenstück zu dem Boarding-Haus. Er portraitirt darin einen alten Herrn auf Freiersfüßen mit der ihm eignen humoristischen Anmuth.

Die übrigen Erzählungen von andern Verfassern sind ebenfalls heitern Inhalts, doch nicht so fein und geistreich, mit Ausnahme einer sehr guten Darstellung weiblicher Klatscherei in einer Theegesellschaft, die sich so angenehm lesen läßt, als ob sie von Dickens selbst wäre. Dagegen haben wir den unbedeutenden Theateranekdoten von Grimaldi, so wie dem Offizier in Portugal, der seiner Dame gestohlne Hühner und Lammskeulen mitbringt und dem alle Hunde auf der Gasse nachlaufen; dem andern Offizier, dem alle seine Unaussprechlichen nächtlicherweile gestohlen werden, und dem Tabakraucher, der zuletzt selbst geraucht wird, indem sich die diabolische Pfeife in einen Raucher und ihn in eine Pfeife verwandelt, — nicht eben viel Geschmack abgewinnen können. Besser ist das Elfenmährchen vom Schmiede, der durch Wegwälzung eines Steins einen Elfen in seiner Ruhe stört, von diesem aber scheinbar Verzeihung und eine Flasche erhält, die nie leer wird, deren Wein aber, als er zum ersten Mal bei einem großen Gelage von des Schmiedes Freunden und Verwandten getrunken wird, alle streitsüchtig und wüthend macht und eine allgemeine Schlägerei, Mord und Brand verursacht. Gar lustig, doch zu frivol, ist die Erzählung von dem Mann und der Frau, die Beide, ohne daß eins vom andern weiß, in einer bestimmten Nacht auf den Kirchhof gehen, um die Todten des nächsten Jahres vorübergehen zu sehen (zufolge eines alten Aberglaubens). Er sieht nur sie und sie ihn, und Beide — hoffen, der andere Theil werde bald sterben, Beide warten darauf, spielen zuweilen darauf an und merken endlich, daß sie angeführt sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. April 1840.

Dichtkunst.

Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung von Gustav Pfizer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840.

Der rühmlichst bekannte Dichter bietet hier eine Reihe von sehr ansprechenden romantischen Gemälden dar, in denen, wie es das Charakteristische dieses Dichters ist, der malerischen Wirkung der Phantasie immer ein sinniger Gedanke und dem sinnigen Gedanken ein tiefes, ernstes Gefühl sich beigesellt.

In dem ersten Cyclus von Gedichten versetzt uns der Verf. in den Orient und in der Mährchen mondbeglänzte Zaubernacht, indem er uns „Salomos Nächte" mit zartem Licht auf dunklen Grund hinmalt.

In dem stillen Garten harret Alles auf den hohen Herrn;
Ueber seinen Lustbezirken weilt auf seiner Bahn der Stern,
Schaute gern mit seiner hellen Strahlen blau- und goldnem Schein
In die dunkelgrünen Lauben, in der Blumen Kelch hinein.

Dieser Bäume Grün zu trinken wird das Auge niemals satt;
Innrer Glut geheimes Leben zucket hier in jedem Blatt;
In den Blumen eingeschlossen lodert ein verborgnes Licht,
Das in bunten, satten Farben durch den Blätterschleier bricht.

Große blaue Vögel stürzen in das dichte Laub sich schwer;
Kleine schlüpfen durch die Zweige rasch, wie zitternd Gold, umher;
In dem hohen Grase schlummern grüne Schlangen ohne Gift,
Und von ihren blanken Schuppen schimmert räthselhafte Schrift.

Nicht vertraut ist Menschenhänden dieses seltnen Gartens Hut:
Geister pflegen Baum und Blüte, wachen ob der zarten Brut;
Geister wehren ab die Wolken, daß der Himmel immer blau;
Geister sprengen in den schwülen Sommernächten aus den Thau.

Geister lehren alle Vögel nie vernommenen Gesang,
Immer neue Lieder singen sie die Frühlingsnächte lang ꝛc.

Das ist der Zaubergarten Salomos nach der muhamedanischen Sage. In dieser schönen Oertlichkeit spielen nun die bunten Scenen des Mährchens sich ab, unter denen die Erscheinung der Königin von Saba vorzugsweise reizend, so wie ihr Wettstreit mit Salomon sinnreich ist. Ihr Abschied bietet ein sehr schönes Bild.

Seiner Herrin am Palaste harrend steht der lange Zug;
Salomo's Geschenke lasten schwer auf der Kamele Bug;
Kam die Fürstin, doch vom Schleier ist ihr Angesicht verhüllt,
Weil mit schweren, hellen Perlen sich ihr dunkles Auge füllt.

Stumm geleitet sie der König; schweigend steht der ganze Troß,
Und den schönen Kopf zur Erde senkt ihr edles, weißes Roß;
Bunte Fahnen, Federbüsche, die so freudig jüngst genickt,
Hängen jetzt herab wie Tulpen, die ein böser Frost geknickt.

Aber als die Karawane vom Palast begann zu ziehn,
Rief ein Greis mit treuer Warnung: „Warum läßt man diese fliehn?
Fleckenlose, weiße Taube, unsers Königs letzter Hort!
Weh, sie nimmt den Trost, die Hoffnung unsrer Herzen mit sich fort!"

Bald die Rosse, die Kamele eine Wolke Staubs verschlingt,
Einmal noch, des Abschieds Stimme, trauernde Musik erklingt;
Aber allgemach verhallte der geliebte Ton dem Ohr,
Als in duftig blauen Bergen sich der Gäste Spur verlor.

Ob der Königin im Grame ihrer Jugend Blume schwand?
Ob am Borne des Vergessens sie des Friedens Kleinod fand?
Ob in magdlich strenger Reinheit sie bewahrt ihr Priesterthum?
Keine Botschaft hat's gemeldet und der Sage Mund blieb stumm.

Aber mit zerrißnem Herzen, das der Stolz nur schlecht verhehlt,
Will sich's Salomo verläugnen, daß sein holder Gast ihm fehlt;
Seines Geistes traur'ge Oede füllen nicht Gedanken aus,
Und mit wildem Auge starrt er in die leere Luft hinaus.

Wenn die beinah an Goethe's Faust erinnernde Tendenz ins Endlose, die ewig unbefriedigte Sehnsucht, die den weisen König hier beunruhigt, nicht ganz der

Vorstellung von Ruhe und innerster Befriedigung entspricht, die wir gewöhnlich mit dem Namen der Salomonischen Weisheit verbinden, so rechtfertigt sie sich doch durch die poetische Freiheit, mit der schon die altmuhamedanische Mythe die Weisheit des Königs in Versuchung geführt hat.

Im zweiten Cyclus, „Magie und Liebe," wird ein poetisches Mysterium der Liebe offenbart, nämlich die der Liebe inwohnende Macht, die, auf welchem dunkeln und unreinen Wege sie auch geboren seyn mag, in sich selbst eine reizende und heiligende Kraft besitzt. Selith zwingt einen schönen jungen Priester durch Zaubermittel, zu ihr zu kommen.

Er kann nicht länger widerstehn,
Er kann den Wahnsinn nicht bekämpfen,
Des Geistes Aufruhr nicht mehr dämpfen,
Ihn zwingt ihr Blut — er muß sie sehn!

Er schmückt sich prächtig mit dem Kleide
Von heller, flammenrother Seide,
Drin er der Gottheit Opfer bringt;
Ein Gürtel mit der Sonne Zeichen
Von Gold, und dem des Monds, des bleichen,
Von Silber, seinen Leib umschlingt.

Was ist's, das seine Hand ergriffen?
Was hellt die Nacht? ha! scharfgeschliffen
Ein Dolch, im Priesteramt gebraucht,
Den oft schon schäumend Blut umflossen,
Wenn in die Brust den Sonnenrossen,
Den schimmernden, er ihn getaucht.

So stürmt er her, verwirrt, verblendet,
In ihre Brust, so zärtlich, sendet
Er bittern Tod mit kaltem Stahl.
Er sieht nicht ihres Auges Bitten —
Sie hat das Bittre schon erlitten —
Roth quillt das Blut im Mondesstrahl.

Sie sinkt, mit Lächeln ihm verzeihend,
Zum Opfer ihm sich willig weihend,
Und nur betrübt durch seinen Wahn;
Doch kaum begann ihr Blut zu fließen,
Als frei ihn die Dämonen ließen,
Und seine Augen wieder sahn.

Die Macht, die nicht durch Zauberworte
Sich einschleicht in der Seele Pforte,
Die, elternlos, sich selbst erzeugt:
Hat jetzt sich ihm in's Herz gegeben,
Daß er vor dem geknickten Leben
Sich wie vor seiner Gottheit beugt.

Sahst, o Nachtwandler Mond, du je ein Paar,
Das so unselig und so selig war?

Vernahmst du, Nacht, in höchstem Wonnerausch
Je solchen Liebesreden Wechseltausch?

Und säumtest du, o Morgen, je so lang,
Wenn Anblick, der dein Aug' erwartet, bang?

O Selith, wenn dein Blut wie Sand verlauft,
Dünkt dich dies Glück zu theuer drum erkauft?

Du, der dein Aug' auf Sonnen sonst gelenkt,
Hat je so reine Lichtfluth dich getränkt?

Wär' nicht ein Mörder jeder Augenblick:
Ihr neidetet nicht eines Gotts Geschick?

Doch beut den süßen Kelch euch Eine Nacht,
Den siebzig Jahre Andern nicht gebracht.

Ihr habt, was Andern stets verschlossen ist,
Ein Paradies durcheilt in Stundenfrist.

Dann folgen einige kleinere Gedichte, unter denen „der gefangne Räuber" ein berühmtes Gemälde in einfachen Versen sehr anschaulich wiedergibt. Unter der Ueberschrift Fragmente aus Italien finden wir zunächst ein Gedicht „Pompeji," das voll Zartheit und zugleich voll Kraft das gewöhnliche elegische Gewimmer weit hinter sich läßt.

Auch ich hab' meine Hand gefüllt mit Staub
Und meine Seele mit Erinnerung;
Mir rauschte herbstlich unter'm Fuß das Laub,
Und dieses Herz, so rüstig noch und jung,
Hat hier, wo sie die Leichen aufgewühlt,
Nur sterblicher sich noch als sonst gefühlt.

Schlaftrunkne Stadt, die, unter'm Boden tief,
Gesichert vor der Rosse schwerem Huf,
Die brausenden Jahrhunderte verschlief,
Und überhört der Völker Schlachtenruf —
Du bist aus deinem Zauberschlaf geweckt,
Der Schlei'r von Staub und Moder aufgedeckt!

Vom fast unwandelbaren Himmelblau
Begrüßt dich neu die Sonne, goldenklar,
Die hinter Wolken, trüb und neblig grau,
Einst Zeugin deines Unterganges war,
Und die, nach bald zweitausendjähr'ger Frist,
Wie damals, die gewölbte Bahn durchmißt.

* * *

Aus Asche stiegst, Pompeji, du! nicht gleich
Dem Vogel, der aus der balsamschen Nacht
Des Tods ersteht, an frischer Schönheit reich,
Zu neuer Jugend wonnevoll erwacht;
Ein kraftberaubtes, zitterndes Skelett
Verließest du dein feuchtes Moderbett.

Von einer alten Welt, die längst die Zeit
Als ein verschlingend Meer hat überschwemmt,
Ragst du als Insel der Vergangenheit,
Der heut'gen Welt und ihren Kindern fremd,
Ein Zwitterding von Ehmals und von Jetzt,
Vor welchem schwindelnd sich der Sinn entsetzt.

Das tragische Theater hier — und dort
Das komische! Das öde Rund durchhallt
Schon seit Jahrhunderten kein Mimenwort,
Nicht Beifallsdonner, Händeklatschen schallt;
Eidechsen schlüpfen, wo der Chor einst schritt,
Cikaden zirpen, wo der Halbgott litt.

° ° °

Im tiefen Keller lehnet Krug an Krug,
Nicht fehlt's am Mischgefäß und am Pokal;
Schaut an der Wand gemalt den lust'gen Zug,
Das taumelnde, berauschte Bacchanal —
Schenkt ein! schenkt ein! Doch ob — der Krug ist leer!
Ihn macht der Staub, der feuchte, nur so schwer.

Trug das Geschlecht, auf das ein Leichentuch
Herunter plötzlich aus den Lüften sank,
Die Ahnung schon im Herzen von dem Fluch?
Und waren längst vor Angst die Seelen krank?
O nein! sie freuten sich an munterm Spiel,
Als stock'ger Tod auf sie herunter fiel!

Sie hatten Haus und Hallen und Palast
Mit hellen Bildern freundlich ausgeschmückt,
Sorglosen gleich, die keiner Ahnung Last,
Nicht nahen Unglücks schwüler Dunstkreis drückt;
Duftreiche Blumen, Früchte zum Genuß
Ergoß aus goldnem Horn der Ueberfluß.

Verschwenderisch hat überall die Kunst
Ihr Zeichen diesen Räumen aufgedrückt,
Wie eine Mutter, die, zur letzten Gunst,
Ihr welkend Kind mit tausend Zierden schmückt,
Vergoldend seines Lebens karge Frist,
Und hehlend ihren Schmerz in frommer List.

Noch spielt ein Lächeln um des Wandrers Mund,
Ob tiefer Schmerz auch seinen Geist beengt,
Wenn er Gestalten sieht, so frisch und bunt,
Aus Wirklichkeit und Traum so keck gemengt —
Den Satyr, der nach tausendjähr'ger Nacht
Noch immer lüstern und begierlich lacht.

Schaut die Bacchantin, die im Sinnenrausch
Der Grazie süßen Adel nicht verlor!
Göttern verwandt durch des Bewußtseyns Tausch,
Fliegt sie im Tanz, fast körperlos, empor;
Kein Gift dem Geist ist hier der Traube Saft —
Ist Feuer, Freiheit, Seligkeit und Kraft!

Der Raum erlaubt uns nicht, aus dem Gedicht mehr als diese Stellen hervorzuheben, die inzwischen einen Begriff von seinen Schönheiten geben werden. Daran schließt sich eine poetische Beschreibung des Meeres. Das nächste Gedicht „der Tod Ferdinands VII." ist voll ernster Mahnungen:

In die innersten Gemächer
Einzuschleichen — ist's erlaubt?
Wo der Tod, als grauser Rächer! —
Zerrt an einem Fürstenhaupt;
Wo auf weichem Flaumenbette
Lastet eines Fluchs Gewicht,
Spaniens kalte Etikette
Kältre Todesangst zerbricht!

Priester, der du Beichte hören
Willst von deines Königs Mund —
Laß, o laß ihn nicht beschwören:
Alle Schuld zu geben kund!
Wollt' er seine Sünden nennen,
Drob so bang das Herz ihm pocht:
Ein Jahrhundert müßte brennen
Noch sein matter Lebensdocht!

Erhaben faßt der Dichter den Fluch auf, den dieser König seinem Kinde und seinem Lande noch im Tode hinterlassen:

Diesem Kinde, das er zeugte
Als sein Haupt der Jahre Reif
Und der Sünden Wucht schon beugte,
Denkt er zu den goldnen Reif,
Dem das Blut, der Koth, die Zähren
Ausgelöscht längst allen Glanz —
Welcher Rest noch blieb von Ehren
An der Krone Ferdinands?

Bleiche Mutter! mit dem Kinde
Tritt nicht näher Spaniens Herrn!
Halt es von dem Hauch der Sünde,
Halt's von Vatersegen fern!
Daß sein Athem nicht verderbe,
Was am Säugling noch ist gut!
Daß sein Geist sich nicht vererbe,
Weil zu viel schon ist sein Blut?

° ° °

Wie er kaum zur Ruh gebettet,
Schwingt der Krieg den Feuerbrand,
Und die Zwietracht tobt entkettet
Durch das tief zerrißne Land.
Meineid, Undank — sein Gedächtniß!
Haß und Hohn — sein Leichentuch!
Bürgerkrieg noch sein Vermächtniß!
Und sein schuldlos Kind — ein Fluch! — —

Bis dies Kind zur Jungfrau worden —
Wird der Zwietracht Brand verglühn?
Auf den Feldern, feucht vom Morden,
Blumen zwischen Ernten blühn?
Wird vom Pulverdampf, vom Tone
Wilder Wuth der Aether rein,
Wird die schmachbefleckte Krone
Auch jungfräulich wieder seyn?

Zum Schluß zwei große Romanzen-Cyclen, Ezzelin, Tyrann von Padua, und die Tartarenschlacht bei Wahlstatt. Der Gegenstand ist bekannt, die Auffassung so edel und geistvoll, wie von diesem Dichter zu erwarten war.

Geschichte.

Lehrbuch der Weltgeschichte. Für gelehrte Schulen herausgegeben von Georg Wolfgang Karl Lochner, Prof. am K. B. Gymnasium zu Nürnberg. Erste und zweite Abtheilung. Alte Geschichte und Mittelalter. Kempten, Dannheimer, 1839.

Dieses Geschichtslehrbuch hat zwar die specielle Bestimmung, für die protestantischen Gymnasien Bayerns das zu werden, was für die katholischen Cammerers, in demselben Verlage erschienene Lehrbuch ist, aber troß dem, oder vielmehr eben deßwegen hat es in gegenwärtiger Zeit, wo von vielen Seiten Anstalten getroffen werden, auch die Geschichte durch die Brille der besonderen Confession zu sehen und wo möglich nach dieser zu modeln, eine allgemeinere Bedeutung. Welche Partei hat der Verf. ergriffen? Die, welche ein Mann, der vielfache, glückliche und umfassende historische Studien, wie seine Geschichte des Mittelalters beweist, gemacht hat, allein ergreifen kann, — die Partei der geschichtlichen Wahrheit. Er erkennt die historische Bedeutung des Christenthums und innerhalb desselben die Reformation als eine wichtige, mit historischer Nothwendigkeit eintretende weltgeschichtliche Thatsache vollkommen an; er verläugnet, wie ganz in der Ordnung und Recht ist, keinen Augenblick, daß er aus persönlicher Ueberzeugung und Neigung auf der Seite des Christenthums gegen Judenthum und Heidenthum, und eben deßwegen auf Seiten der Reformation gegen das Papstthum und Pfaffenthum steht; aber er verliert darüber nicht das historische Bewußtseyn, verletzt deßwegen nicht die historische Gewissenhaftigkeit. Das Gute oder Schlechte, wo er es findet, nennt er bei seinem Namen; das klassische Alterthum erkennt er in seinem vollen Werth an, aber er malt es der Jugend nicht zu einem Ideal aus, das nirgends existirt hat und nie existiren wird; die regenerirende Kraft des Christenthums wird hervorgehoben, seine mannichfaltige Ausartung, ohne welche eine Reformation nie erfolgt wäre, oder eine andere Wendung hätte nehmen müssen, wird dagegen entschieden, jedoch mit Ruhe und Würde bezeichnet. Aber beschreiben wir nicht Eigenschaften, die sich für ein historisches Werk von selbst verstehen? Leider verstehen sie sich nicht mehr von selbst. Der eine will sein politisches, der andere sein kirchliches oder subjektivreligiöses Credo damit beweisen, rechtfertigen, zur allgemeineren Anerkennung bringen; aber desto mehr Achtung jedem, welcher sein Haupt über den trübbewegten Fluthen hält. — Näher auf die Einrichtung dieses Lehrbuches zu kommen, so bekennt der Ref., daß er manche, für die Entwicklung des gesammten menschlichen Geschlechtes weniger bedeutende Völkerschaften noch weniger ausführlich behandelt haben würde, um für die eigentlich bedeutenden mehr Raum zu gewinnen; und dasselbe Princip hätte er auch bei den weniger bedeutenden Ereignissen zu Gunsten der bedeutenderen mehr angewendet. Doch hängt dergleichen zu sehr von subjektiven Ansichten ab, als daß man es darüber zu allgemeinem Einverständniß bringen könnte und nicht vielmehr jedem seine Weise gestatten müßte. — Gibt man dem Verf. einmal sein Princip der Auswahl und der Gruppirung zu, so wird man nicht leugnen können, daß beide mit Umsicht und Glück unternommen sind. Abweichend von der bisher vorherrschenden Periodeneintheilung der alten Geschichte ist, daß er die dritte Periode von Alexanders bis Augustus Tode, und die letzte nur bis zur Völkerwanderung führt. Letzteres hat unstreitig viel für sich, da mit der Völkerwanderung der eigentliche Sturm und Drang, aus welchem das Mittelalter sich geboren, beginnt und im Grunde erst mit Karl d. Gr. sich völlig beruhiget. Eine weitere zweckmäßigere Einrichtung ist die, daß die einzelnen Zeiträume nach ihrem Hauptinhalt charakterisirt und außerdem deren geistige Zustände und Thätigkeiten in ein Gesammtbild vorgeführt werden. Der Verf. hat jenen immer vorangestellt und diese erst am Ende der Zeiträume folgen lassen; wir würden sowohl den Hauptinhalt, als auch die Schilderung des geistigen Lebens ans Ende gestellt haben. Chronologische Tafeln fehlen, werden aber wohl mit Beendigung des Ganzen erscheinen. Die Form der Darstellung ist sehr gedrängt, die Perioden sind, im Streben, möglichst viel zusammenzufassen, öfters zu weitschichtig ausgefallen; der Ausdruck zeugt von eigenthümlicher Auffassung und ist, wenn er nicht überall leicht und glatt fließt, desto prägnanter. Ref. betrachtet diese Eigenschaften als eben so viele Tugenden eines Lehrbuchs.

W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 29. April 1840.

Altfranzösische Literatur.

Meister Franz Rabelais, der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht mit Einleitung und Anmerkungen, Varianten, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch Gottlob Regis. Zweiter Theil. Anmerkungen. Erste Abtheilung. Leipzig, J. A. Barth, 1839. 8. S. 960.

Der erste Theil dieses äußerst interessanten und mit seltnem Fleiß ausgeführten Werkes erschien 1832. Er enthielt die Uebersetzung des Textes, und wir haben uns über die Vorzüge desselben bereits in Nr. 1—3 des Literaturblatts von 1833 ausführlich verbreitet. Der zweite Theil, der jetzt erst erscheint, enthält die Einleitung und die erste Abtheilung der Anmerkungen.

Die Verzögerung des Drucks war natürlich, denn man kann sich kaum einen Begriff machen von den Schwierigkeiten, welche die Commentation des Rabelais darbietet, und Herr Regis hat sich dem Geschäft mit einem Eifer, einer Ausdauer und Gewissenhaftigkeit unterzogen, die wohl nirgends in der Welt gefunden werden kann, als in Deutschland. Er konnte allerdings einige französische Ausleger benutzen, allein sie ließen ihn nur zu oft im Stich und er hat sie nicht nur mit einem überschwenglichen Reichthum von Notizen ergänzt, sondern auch ihre irrigen Auffassungen öfters berichtigt.

Die sehr ausführliche Einleitung gibt 1) eine Biographie des Rabelais. Sie ist im Wesentlichen bekannt und selbst in einem größern Kreise durch die Anekdoten bekannt worden, die sie darbietet. Wer kennt nicht den berühmten Witz des Rabelais, den er in Rom machte, als er den französischen Gesandten zum päpstlichen Pantoffelkuß begleitete? Mehrere dieser Witze werden übrigens hier als fabelhaft widerlegt. Man dichtete dem berühmten Humoristen allerlei an, was aber eben beweist, wie groß sein Ruhm war. Rabelais war Mönch, Arzt Satiriker, Humorist. Als Zeitgenosse Luthers richtete er die Pfeile seines Witzes eben dahin, wohin Luther seine Donnerkeile schleuderte, und es charakterisirt einigermaßen die beiden Nationen, daß hier mit heiligem Ernst und unbezwinglicher Gemüthskraft gekämpft und eine große Reformation durchgesetzt wurde, während dort nur witzig gespottet, im Ganzen aber nichts gebessert wurde. Doch Ehre dem alten Rabelais, der das Gute wollte und mit den Waffen seines höchst originellen Geistes die Mißbräuche der Hierarchie, die Entsittlichung der Pfaffen, den Unsinn der Scholastik ꝛc. redlich bekämpfte, und der wohl verdient hätte, daß ihm, der nur scherzen konnte, ein Kämpe voll Ernst an der Seite gestanden wäre. Frankreich hatte einen Erasmus, der in mancher Beziehung noch geistreicher war, als der unsere, aber es hatte keinen Luther, keinen Melanchthon.

2) Ein sehr fleißiges Verzeichniß aller Ausgaben und Uebersetzungen des Rabelais. Der Verfasser zählt 94 Ausgaben auf von 1532 (als in welchem Jahr wahrscheinlich die erste Ausgabe erschienen ist) bis 1836, und eine Menge Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen, worunter die älteste und merkwürdigste immer die unsres deutschen Fischart bleibt, dem auch Herr Regis oft und mit Recht gefolgt ist, da der selbst alterthümliche Rabelais vorzüglich diese alterthümliche Färbung verträgt und verlangt.

3) Genaue Nachrichten über die Quellen des Rabelais, namentlich über die altfranzösische Sage vom Riesen Gargantua, die noch aus den gallischen Zeiten herstammt.

4) Eine Zeittafel, auf der alle irgend berühmten Zeitgenossen des Rabelais mit ihrem Todesjahr verzeichnet sind, sehr brauchbar zur Orientirung, und zum Verständniß vieler Anspielungen.

Dann folgen die Anmerkungen, ein unermeßlicher Strom von Notizen, durch welche die unzähligen

Schwierigkeiten, die jedem Leser bei der Lektüre des Rabelais aufstoßen, befriedigend gelöst, das Unverständliche erklärt, das Fremde nahe gebracht, der versteckte Witz hervorgezogen, und eine Menge Beziehungen entdeckt werden, an deren Reichthum man Anfangs kaum denkt. Rabelais besitzt im hohen Grade das, was man Geist nennt, den Geist nämlich, der nicht bloß im Ganzen, sondern in jeder Zeile lebt. Jede Zeile will daher auch aufmerksam bei ihm erwogen und verstanden seyn. Da er nun aber so reich an Anspielungen aller Art ist und seine Zeit so weit hinter uns liegt, hatte sein Erklärer eine schwere Aufgabe. Er bedurfte einer erstaunlichen Belesenheit in der altfranzösischen Literatur, und einer Umsicht in der Geschichte und namentlich Sittengeschichte der Zeit, wie sie gewiß heutzutage selten sind. Der Universalismus, wozu die deutsche Natur tendirt, und die großen Vorkenntnisse, welche jeder Deutsche in der Regel vor Fremden voraus hat, leisteten ihm nicht geringe Dienste, besonders die Kenntniß des klassischen Alterthums, auf welches Rabelais sich so oft bezieht.

Mit Recht hat Herr Regis die wichtigeren Erklärungen ausgedehnt und in dieselben Citate, öfters ziemlich lange, eingeschlossen. Wer kann sich, wenn er nur durch die Angabe der Seitenzahl auf ein Buch hingewiesen wird, gleich dasselbe verschaffen, zumal, wo es sich von einem so fremdartigen Gebiete handelt? Hier ist es Recht und Pflicht des Commentators, ganze Stellen aus jenen Büchern abdrucken zu lassen. Herr Regis hat dadurch sein Buch mit einem wahren Schatz von Beiträgen zur Sittengeschichte und von charakteristischen Anekdoten angefüllt, die den Werth dieses schönen Commentars wesentlich erhöhen.

Unter den vielen sittengeschichtlichen Erörterungen erwähnen wir nur die über die Weinkultur und Trinkweise zu Rabelais Zeit S. 31 ff., über die Volks- und Kinderspiele (bekanntlich eines der merkwürdigsten Kapitel der Fischart'schen Uebersetzung, weil Fischart das Verzeichniß der Spiele noch sehr bereichert hat) S. 98 ff., über die Tonkunst zu jener Zeit, namentlich mit Beziehung auf das schöne Werk von Kiesewetter S. 554 ff., über die alten Tänze S. 848. Ungerechnet die unzähligen kleinern Erörterungen aller möglichen Sitten, Gebräuche 2c. der damaligen Zeit. Es wäre sehr zu wünschen, Herr Regis gäbe am Schluß seines Werkes ein Sachregister, wodurch es möglich würde, das kulturgeschichtlich Interessante, das überall im breiten Strom der Anmerkungen zerstreut ist, alphabetisch geordnet überblicken und jedes Einzelne leicht aufsuchen zu können.

Der Reichthum der Commentation ist so groß, daß, was hie und da noch zu ergänzen wäre, doch nur Scherflein sind. Inzwischen wollen wir einige herbeitragen. S. 16 hätte sub voce Blaustrumpf auch wohl der sprüchwörtlichen Bedeutung gedacht werden können, welche dieses Wort in England hat, wo es nämlich allgemein eine gelehrte Frau bezeichnet. S. 31 wird der berühmte italienische Wein, der den Namen lacrymae Christi führt, irrthümlich nach Monte Fiascone versetzt, da es vielmehr ausschließlich der Wein ist, welcher am Vesuv wächst. S. 148 wären zur Nasenliteratur noch hinzuzufügen: les yeux, le nez et les tetons. Amsterd. 1735. 8. und Haugs bekannte 200 Hyperbeln auf Wahls große Nase. S. 196 hätte der Ursprung der Schnabelschuhe weiter zurückdatirt werden sollen. Der erste, der sie einführte, war Fulco von Anjou, König von Jerusalem, der darunter seine ungewöhnlich langen Füße verbergen wollte, schon im Anfang des 12ten Jahrhunderts. Zu S. 272 gehört ein Citat aus einem alten Spottgedicht „vom Abgott zu Meißen, 1539"

Den schwarzen Herrgott, dem allda
Die alten Weiber gar gemo
Die Füß vor lauter Innigkeit
Abfreßen han.

Erwähnt bei Flögel III. 233. Zu S. 897 wäre zu bemerken, daß auch die Muttergottes öfters auf einem Monde stehend abgebildet worden ist, wohl weniger in der altsymbolischen Beziehung des Mondes auf das weibliche Urprincip, als vielmehr im Sinn der marianischen Ritter, die gegen den türkischen Halbmond fochten.

Badeschriften.

1) Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von C. von Gräfe und Dr. Kalisch. Vierter Jahrgang in drei Abtheilungen. Berlin, Klemann, 1839.

Fortsetzung des schon früher mehrmals in unsern Blättern besprochenen sehr schätzbaren Unternehmens. Die Herausgeber fassen viele Bäder unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt, meist nach der geographischen Eintheilung, zusammen und gewähren eine vergleichende Uebersicht, überall nach offiziellen Berichten, und nach den Mittheilungen sachkundiger Männer je aus den betreffenden Provinzen. So erfährt man, welche Bäder und Heilquellen neu entdeckt oder benutzt, welche in bessern Flor gebracht, mit bequemeren Anstalten bereichert worden sind, welche am meisten und von welcher Art von Patienten besucht werden, welche Heilarten und welche Heilorte sich der meisten Autorität erfreuen.

Die erste Abtheilung des vorliegenden Jahrgangs umfaßt die Bäder in Bayern und Böhmen; die zweite

die Bäder von Würtemberg, Baden und Nassau; die dritte einige Preußische, namentlich schlesische und einige Seebäder. Von allen diesen Bädern werden Notizen gegeben, die für die badelustigen Patienten selbst so wie für die sie daheim berathenden Aerzte von Wichtigkeit sind, indem immer die neuesten Veränderungen in diese balneographischen Jahrbücher eingetragen werden. In das Einzelne können wir hier freilich nicht eingehen. Nur bemerken wir, daß überall in diesen Berichterstattungen das ärztliche Moment vorwaltet, als das Wesentliche. Mit großem Vergnügen haben wir unter anderm eine Vergleichung der Bäder Wiesbaden und Gastein in Bezug auf Kranke einer Kategorie gelesen. Solche, von einem alten und vielerfahrnen Arzt herrührende Vergleichungen sollten öfter angestellt werden. Sie würden den Kranken wie den Arzt in gar vielen Fällen besser orientiren, und wird eine solche Orientirung nicht immer nothwendiger, je mehr die Zahl der Bäder zunimmt? Allerdings mischt sich ein Interesse ein. Kein Bad will zum Vortheil eines andern herabgesetzt werden; allein Erfahrung und ruhige Besinnung führen am Ende zu dem Resultate, daß ein Bad für einen schwächeren Grad der Krankheit, oder für eine andere Constitution, oder in einer andern Jahrszeit, bei einem nassen oder trocknen Jahrgang empfehlenswerther sey, als das andere, und daß der Rangstreit insofern überflüssig war. Eine gewissenhafte und erfahrungsmäßige Vergleichung concurrirender Bäder scheint mithin, den Interessen zum Trotz, recht gut möglich zu seyn.

2) Das Seebad zu Dubbeln. Dargestellt von Dr. W. Sodoffsky. Riga und Mitau, Götschel, 1839.

Dubbeln ist ein neues Seebad an der Ostsee, gelegen zwischen Riga und Mitau. Der Verfasser ist dort Badarzt und beschreibt die erst kurz entstandenen Einrichtungen daselbst, die Eigenschaften des Meerwassers, die Krankheiten, für welche sich das Bad besonders eignet, und das dabei zu beobachtende Verfahren. Auch sieht er sich genöthigt, vertheidigungsweise gegen die Anpreiser der Nordseebäder zu Werke zu gehn, als welche den Ostseebädern, wegen des geringeren Salzgehaltes der Ostsee, keine große Wirkung zugestehen wollen. Er sucht darzuthun, daß der schwächere Salzgehalt gerade für gewisse Patienten passender sey, als der stärkere, daß ferner der kräftige Wellenschlag der Ostsee eine der schätzbarsten und seltensten Eigenschaften seines Bades sey, und daß endlich der Badeplatz in Dubbeln in Bezug auf Sicherheit, Reinlichkeit und Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse.

Als allgemein interessant heben wir hervor, was der Verfasser über den Dunstkreis in jenen Gegenden sagt: „Daß man in der Nähe von Meeren überall eine eigenthümliche, scharf riechende Ausdünstung wahrnimmt, die Luft und Zimmer durchzieht, ist bekannt, eben so, daß diese aus den gasförmig entweichenden Bestandtheilen des Meerwassers gebildet wird. Wenn aber an allen jenen Orten die Chemie in diesen riechbaren Stoffen nur Salzsäure, Jodine und ammoniakalische Atome (letztere durch die am Ufer verwesenden animalischen Substanzen erzeugt) gefunden hat, so ist die Atmosphäre unseres Orts noch um einen Stoff reicher, der wahrscheinlich Kreosot ist, wenigstens sich deutlich als solches dem Geruchsinn darbietet. Dieser Kreosotgeruch wird in manchen Jahren noch bedeutend durch eine andere Erscheinung verstärkt. Es bilden sich nämlich an heißen trockenen Tagen oft Dünste in solcher Masse, daß sie sich zur Nebelform verdichten. Man nennt sie Heerrauch. Das Sonnenlicht erscheint dann dermaßen geschwächt, daß man die Scheibe ungestraft mit bloßem Auge ansehen kann. Dieser Heerrauch nun trifft allerdings häufig mit ausgedehnten Waldbränden zusammen, die bei uns leider nicht zu den Seltenheiten gehören, da unseres Letten Trägheit oft die nächtlichen Wachtfeuer bei den weidenden Heerden auszulöschen unterläßt, oder unsere befugten und unbefugten Jäger zu wähnen scheinen, ein angezündeter Hedepfropf sey ja noch kein Feuerbrand. Doch auch dann erscheint bisweilen der Heerrauch, wenn meilenweit herum kein Wald brennt. Aus dem alleinigen Einwirken der Sonnenstrahlen auf den Moorboden kann er nicht füglich erklärt werden, da dieser Proceß oft Wochen lang Statt hat, ohne ihn hervorzubringen. Es muß also sein Entstehen noch außerdem von anderen, vielleicht elektrischen Bedingungen abhängen. — Daß aber sowohl der Heerrauch wie der Kreosotgeruch in Dubbeln irgend einen nachtheiligen Einfluß auf den Organismus geäußert habe, ist gegen meine Erfahrung. Im Gegentheil bin ich geneigt anzunehmen, daß gerade der Antheil von Kreosot, den ich in der Luft vermuthe, wesentlich zu dem Wohlbefinden mit beitrage und den Hauptgrund abgebe, warum sich Brustschwache, ja sogar Auszehrungs-Candidaten, verhältnißmäßig so außerordentlich leicht in Dubbeln fühlen. — Zu deutlich sprechend in den Wirkungen, zu bestimmt wahrnehmbar durch den Geruchsinn sind diese Ausdünstungen des Meeres, um, wie viele Autoren gethan haben, annehmen zu dürfen, das Meer selbst dünste nur Wassertheile, nicht auch gleichzeitig mit diesen seine charakterisirenden Bestandtheile aus. Die ganze Umgegend des Strandes ist mit diesen Ausdünstungen imprägnirt, alle Niederschläge aus der Luft schmecken salinisch, die Quellen, die Brunnen haben durchweg einen salzigen Beigeschmack und sogar dem naheliegenden

Fluß fehlt dieser nicht, wenn vorangegangene Stürme diese Ausdünstungen in größerer Masse über das Land hinweggeführt haben. Ich trete freilich mit dieser Ansicht allen denen entgegen, welche annehmen, die See dünste nur ihre feineren, leichteren Bestandtheile, nicht aber die schwereren, salzhaltigen aus. Doch immerhin! Noch sind die Akten über diesen Gegenstand nicht geschlossen."

3) Das Mineralbad zu Neumarkt in der Oberpfalz. Beschrieben von Dr. Schraudt. Nürnberg, Stein, 1840. 8. S. 197.

Ausführliche Beschreibung und Empfehlung dieses Badeorts, dessen Thal der Donau-Mainkanal durchschneidet. Er besitzt drei eisenhaltige und zwei kalte Schwefelquellen, gehört nicht zu den Badeorten ersten Ranges, soll aber, nach des Herausgebers Versicherung, größerer Beachtung werth seyn, da nicht immer die Stärke allein, sondern auch die eigenthümliche Composition des Wassers zu berücksichtigen sey.

Biographie.

Maria Stuart, Königin von Schottland. Treu nach historischen Quellen geschildert von Wilhelm von Schütz. Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann, 1839.

Eine Vertheidigung der unglücklichen Maria Stuart gegen Friedrich von Raumer. Der Verfasser bringt die Briefe und Gedichte der Königin in eine andere chronologische Ordnung und interpretirt sie milder, streift das Intrigante mehr ab und läßt nur die natürliche Schwäche des Weibes sehen, des katholischen Weibes, das sich selbst für nichts anderes als für eine arme Sünderin ausgegeben habe, während ihre Feindin Elisabeth mit einer Tugend, die sie nicht besaß, geprahlt habe. Faßt man die Personen ins Auge, so erscheint freilich die schöne Sünderin anziehender, als die grausame Prude. Allein der Verf. selbst fühlte, daß man die beiden merkwürdigen Königinnen aus einem allgemeineren Gesichtspunkt auffassen muß, sofern sie die großen Parteien ihrer Zeit, die katholische und reformirte repräsentirten, oder, wenn man lieber will, die des Mittelalters und die moderne. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt nun offenbar das Charakterbild der Königin Elisabeth, und das der schönen Sünderin fällt sehr in den Schatten. Bei aller persönlichen Härte und Unliebenswürdigkeit war Elisabeth in ihrer welthistorischen Stellung, als Haupt der englischen Nation und Reformation in der That jene Minerva mit Helm und Speer, die Ehrfurcht und Bewunderung erwecken mußte, während Maria Stuart nichts war, als ein schwaches und prostituirtes Weib. Elisabeth erhob England auf den höchsten Gipfel der Macht, hielt die Reformation auf dem Continent aufrecht, beherrschte den Ocean, gründete Colonien in der andern Welt. Was aber that Maria? Sie machte sich nur durch Liebschaften und sehr zweideutige Heirathswechsel und durch einige Mordthaten berühmt, die in ihrer Nähe und um ihretwillen vorfielen. War sie auch mehr das Werkzeug fremder Intriguen als selbst intrigant, so war sie doch nur das Opfer ihrer eignen Schwäche. Sie wurde vom eignen Volk verjagt, von dem sie angebetet worden wäre, wenn sie ihr Benehmen nicht aller Würde selbst entkleidet hätte. Also repräsentirte sie die katholische Partei gewiß schlecht.

Bei allem Interesse nun für diese schöne, schwache, unglückliche Frau möchten wir sie am allerwenigsten um des politisch-kirchlich-welthistorischen Principes willen vertheidigen, wie Herr von Schütz gethan hat. Wir würden uns begnügt haben, nur für ihre Person, nur für das Weib in ihr jene Sympathie zu erwecken, in der Galanterie und Mitleid sich so gern vermischen, die daher keiner männlichen Brust fremd bleibt.

Gelegentlich zieht der Verf. auch Shakspeare zur katholischen Partei herüber. Dies scheint so wenig passend, als wenn man ihn umgekehrt zum Repräsentanten des Protestantismus macht. Shakspeare hat nichts, weder mit dem Tridentiner noch mit dem Dordrechter Concil zu schaffen.

Erklärung.

Der Roman des Herrn Dr. Elias: Die Söhne und die Töchter der Zeit, wurde mir von einem, die größte Achtung genießenden Geistlichen als ein klassisches Werk dringend zum Verlag empfohlen, daneben aber von ihm besonders darauf hingedeutet, daß der Hr. Verf. durch Verkauf des Manuscripts einer grenzenlos traurigen Situation entrissen würde. Auf jene Empfehlung bauend, und durch die ungünstige Lage des Hr. Verf. bewogen, übernahm ich das Manuscript, ohne es zu lesen. Durch die Beurtheilung dieses Werks in Nr. 31 des Literaturblattes vom Morgenblatt auf den Inhalt aufmerksam gemacht, dringt sich mir die Vermuthung auf, daß jener Geistliche das Manuscript ebenfalls gar nicht gelesen habe; sie veranlaßt mich aber auch zu der Erklärung, daß ich von heute an kein Exemplar dieses Buchs mehr ausgeben, und den ganzen Vorrath vernichten werde, da ich, wissentlich, nie Verbreiter eines Buchs seyn mag, dessen Inhalt unbedingt eine unsittliche Wirkung haben muß.

Halle, am 14. April 1840.

Eduard Anton.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. Mai 1840.

Sternkunde.

Kurzgefaßte Beschreibung des Mondes. Von Dr. J. H. Mädler, Astronomen und königl. Prof. Berlin, Schropp, 1839. gr. 8.

Ich eröffne meine Anzeige der vorliegenden Schrift mit der zuversichtlichen Versicherung, daß die gesammt-astronomische Literatur noch keine planetarische Monographie besitzt (von der bekannten großen, doch eigentlich nur für Männer von Fach bestimmten Selenographie desselben Verfassers wird hierbei natürlich abgesehen), welche an Gründlichkeit, bei Gemeinfaßlichkeit und Gedrängtheit, an allgemeinen Interessen und namentlich an Neuheit des vielfachsten Details, mit dieser Mädler'schen Mondbeschreibung verglichen werden könnte. Und da das beschriebene Gestirn für uns Erdbewohner nun auch noch außerdem, nächst der Sonne das wichtigste, gleichwie durch seine Nähe das einzige ist, welches eine bestimmtere Einsicht in die wahre Natur der physischen Constitution eines andern Himmelskörpers gestattet; so erscheint eine ausführlichere Darstellung des Inhaltes einerseits nur als eine Gerechtigkeit gegen das Werk selbst, und anderseits als ein, allen durch den Gegenstand angezogenen Lesern gewiß willkommener Dienst.

Unsere populäre Mondbeschreibung beginnt mit einer Einleitung, welche die zur Verständlichkeit unumgänglich erforderlichen astronomischen Vorbegriffe erklärt. Ausführliche Folgerungen und Beweise sollten und konnten hier nicht gegeben werden; diese sind in vollständigen Hand- und Lehrbüchern der gesammten Sternkunde * zu suchen. Nur das Nöthigste war anzuführen, und eben deßhalb sind auch die Figuren auf die möglichst geringe Zahl beschränkt. Ueberhaupt ist der Verf. hinsichtlich der letzteren der Meinung, und wir stimmen ihm darin vollkommen bei, „daß für diejenigen, denen die Kenntniß der mathematischen Perspektive abgeht (und das sind doch wohl die meisten), ebene Figuren wenig geeignet sind, diejenigen Verhältnisse zu versinnlichen, bei welchen es nothwendig ist, sich alle drei Dimensionen des Raumes vorzustellen, und daß Modelle und künstliche Globen in solchen Fällen weit mehr leisten.

In dem, auf diese Einleitung folgenden ersten Abschnitte, worin der Mond als Glied des Erd- und Sonnensystems betrachtet wird, findet sich Alles zusammengestellt, was den Lauf dieses Himmelskörpers und die dadurch verursachten Erscheinungen, seine Gestalt, Größe, Dichtigkeit und Masse, endlich seine allgemeine Natur-Oekonomie in Beziehung auf Tages- und Jahreszeiten u. s. w. betrifft. Man wird in diesem reichhaltigen Kapitel nichts als die Störungen des Mondlaufes durch die Mitwirkung der Sonnenanziehung vermissen, „deren Darstellung unter den hier gebotenen äußeren und inneren Beschränkungen sich unmöglich auch nur einigermaßen befriedigend hätte geben lassen. *

Der zweite Abschnitt hiernächst beschäftigt sich mit den Messungen auf der Mondoberfläche, wodurch die zu unterscheidenden Punkte nach ihrer graphischen Breite und Länge (ihren Abständen vom Mondsäquator und einem, als erstem angenommnem Mondmeridiane), die Distanzen, Größen und Gestalten der einzelnen Objekte, die Höhen der Berge, Tiefen der Crater u. s. w. bestimmt worden sind. Wir werden auf mehrere der dabei angewendeten, sinnreichen Methoden im Verlaufe unserer Anzeige zurückkommen. Dieser Abschnitt ist mit richtigem Takte ganz kurz gehalten; dagegen ist der Verf. im nun folgenden dritten Abschnitte, worin sich die allgemeine physische

* Der Verf. empfiehlt darunter Littrows bekanntes Werk: „Der Himmel, seine Welten, seine Wunder" — als vortrefflich. M.

* Sollte es wirklich ganz unmöglich seyn, das Allgemeinste von den Störungen des Mondlaufes kurz und doch gemeinfaßlich vorzutragen? — Ich glaube nicht an diese Unmöglichkeit. M.

Beschaffenheit der Mondoberfläche beschrieben findet, so ausführlich gewesen, als es der Raum nur irgend gestattete. Denn in der That sind es diese physischen Verhältnisse recht eigentlich, welche den Gegenstand allgemeiner Wißbegier ausmachen; und bei denen eine naturgetreue Darstellung im vollsten Sinne des Wortes populär werden kann. Hier hat sich der Verf. auch auf eine erschöpfende Entwicklung der Gründe für diese oder jene Ansicht einlassen zu müssen geglaubt, indem gerade auf diesem Felde von Kennern und Nichtkennern die verschiedenartigsten Behauptungen ausgestellt worden sind. Zugleich bot sich hier eine vortreffliche Gelegenheit dar, die, von der Natur selbst gesteckten Grenzen des Entdeckbaren in der planetarischen Topographie zu bezeichnen, und gewissen kühnen Erwartungen, welche „nie" * befriediget werden können, ein Ende zu machen, dagegen aber die Aufmerksamkeit desto entschiedener auf andere, häufig übersehene Punkte zu richten, in Bezug auf welche bereits die interessantesten Resultate vorliegen und von der Zukunft mit Gewißheit noch weit mehrere und richtigere erwartet werden dürfen.

Der vierte Abschnitt endlich beschäftiget sich mit den einzelnen Lokalitäten der Mondoberfläche, und soll eine Topographie desselben, wenigstens in den allgemeinsten Umrissen, enthalten. Gewissermaßen bildet dieser Abschnitt also nur eine weitere Ausführung des vorangehenden dritten. Es ist darin keiner derjenigen Gegenstände übergangen, welche sich in der, vom Verfasser fast gleichzeitig herausgegebenen kleineren Mondkarte ** hervorgehoben finden; und wer ein mäßiges Fernrohr besitzt, wird mit Hülfe dieser Anweisung und der Karte, auf welche sie überall Bezug nimmt, eine vorläufige Ocular-Inspektion, oder, wie sich der Verf. kernig ausdrückt, „Orientirungs-Reise" auf dem Monde selbst anstellen und sich, wie schwierig dies auch scheinen mag, überall auf demselben zurecht finden können. Gerade dies ist aber, bei der jetzigen großen Verbreitung guter Instrumente, ein Hauptwunsch vieler Liebhaber der Astronomie, und das Werk kann denselben also, unter diesem Gesichtspunkte, noch ganz besonders empfohlen werden.

* „Nie"? — dies „nie" soll doch gewiß nur mit der Einschränkung: „bei dem heutigen Zustande der Wissenschaft und der Ausbildung unserer Instrumente" — gelten! N.

** Generalkarte der sichtbaren Seite der Mondoberfläche, zugleich als Uebersichtsblatt der größeren Mondkarte. 1 Fuß Durchmesser. Berlin, Schropp. ⅔ Rthlr. (Sehr empfehlenswerth). Jene größere Mondkarte (Mappa Selenographica) ibid. hat 3 Fuß Durchmesser, besteht aus 4 Blatt und kostet 5 Rthlr.; sie bildet eine schöne Wandverzierung. — Das große Mondwerk des Verf. endlich: „Allgemeine vergleichende Selenographie," gr. 4. auch im nämlichen Verlage, kostet 7 Rthlr. N.

Dies ist eine systematische Uebersicht des ganzen Werkes, an welche wir nunmehr, in aphoristischer Form, einige der anziehendsten Particularitäten anreihen wollen.

Es ist am einfachsten und natürlichsten, dem Monde ein ähnliches graphisches Gradnetz wie der Erdkugel zuzutheilen; hiernach werden also sein Aequator, seine Pole, Meridiane und Parallelkreise dieselbe Bedeutung wie auf der Erde haben; die Wende- und Polarkreise, welche die Zonen abtheilen, werden sich auf dem Monde wie bei uns durch die Neigung des Mondäquators gegen die, auf die Sonne bezogene Bahn * des Mondes ergeben, und durch diese Neigung wird also die dortige Schiefe der Ekliptik gebildet werden. Nun beträgt letztere nur 1° 30′ (auf der Erde bekanntlich 23½°, also ziemlich 16 Mal mehr); die Wendekreise stehen demnach auch nur um 1° 30′ vom Aequator, und die Polarkreise nur um eben so viel von den resp. Polen ab. Theilt und benennt man die Mondzonen daher ähnlich denen der Erde ab, so bleiben für die heiße 3° (etwa 12 Meilen) Breite, und dieselbe nimmt danach $1/38$ der Oberfläche ** ein; auf die beiden kalten zusammengenommen kommt gar nur $1/2900$ der Oberfläche, dergestalt, daß fast die ganze Mondoberfläche den beiden gemäßigten Zonen angehört. Schon hieraus aber folgt eine sehr bedeutende Verschiedenheit zwischen Mond und Erde. Eine Verschiedenheit anderer Art, welche der Verf. ebenfalls gleich Eingangs hervorhebt, und welche merkwürdig genug erscheint, bezieht sich auf den Vorzug, den der beobachtende Astronom auf dem Monde von der irdischen voraus hat. Die scheinbare Bewegung sämmtlicher Himmelskörper nämlich ist, wegen der so viel langsameren Rotationsbewegung des Mondes, für den ersteren 27 Mal langsamer als für den letzteren (in Betreff der Sonne gar 30 Mal). Auf der diesseitigen Halbkugel, wo man in allen Nächten den hellen Erdschein hat, ist freilich nicht zu erwarten, daß man die feineren und lichtschwachen Objekte des Himmels werde unterscheiden können; desto besser aber wird dies der Fall auf der jenseitigen seyn, wo alle Nächte gleiche Dunkelheit haben,

*) Um einem Mißverständnisse, welches, wie ich weiß, hierbei öfter eintritt, zuvorzukommen, bemerke ich, daß der Mondäquator zwar gegen die Mondbahn um die Erde um 6¾°, letztere aber gegen die Ekliptik um 5¼° geneigt ist, und die Ekliptik zwischen jene beide fällt, daher obige 1½° für die Schiefe auf dem Monde übrig bleiben. N.

**) Die Gesammtoberfläche der ganzen Mondkugel faßt 689240 Quadratmeilen (etwa so viel als Amerika), wonach die obigen Angaben leicht auf solche Meilen gebracht werden können. N.

und die Dauer der Nacht selbst durch Dämmerung wenig oder gar nicht verkürzt wird. „Ueberhaupt, setzt der Verf. hinzu, vereinigen sich viele Ursachen, welche bewirken, daß der Mond-Astronom bei der Himmelsbeobachtung außerordentliche Vorzüge vor dem irdischen Astronomen genießt, sowohl was das ungestörte, bequeme und deutliche Wahrnehmen der Objekte, als auch die größere Genauigkeit der Resultate betrifft." Meine Leser, welche gewohnt sind, den Mond nur als Satelliten ihrer Erde zu betrachten, werden sich dadurch vielleicht zu einer größeren Bescheidenheit des Urtheiles über diesen merkwürdigen Himmelskörper bestimmen lassen.

Was aber die allgemeine physische Beschaffenheit der Mondoberfläche, als den, wie gesagt, gewiß anziehendsten Gegenstand für die allermeisten Leser betrifft, so wird eine bloß flüchtige Betrachtung freilich auf dieser Oberfläche keine ausgezeichneten Verschiedenheiten entdecken; und deßhalb haben selbst manche astronomische Dilettanten noch in unsern Tagen im Monde nichts als einen Felsklumpen, einen verkalkten oder verglasten Körper, eine Eis- und Schneewüste, kurz eine starre, todte, einförmige Masse finden zu können geglaubt. „Eine aufmerksamere, in das Einzelne eingehende Beobachtung lehrt uns jedoch, daß die Mannichfaltigkeit der Naturformen auf jenem Himmelskörper nicht geringer als auf unserer Erde ist, und daß uns weder die bedeutende Entfernung noch andere Schwierigkeiten hindern, jenen großen Reichthum an Bildungen mit ihren mannichfachsten Uebergängen wahrzunehmen, und troß des räthselhaften Gepräges, welches sie für uns zeigen, auch diese Hieroglyphe der Natur, wie die von uns bewohnte, immer mehr und mehr, obwohl vielleicht nie ganz verstehen zu lernen."

Wenn wir aber für diese Formen Benennungen suchen, so müssen diese nothwendig von irdischen Gegenständen hergenommen seyn (denn wo sollten wir sie sonst hernehmen?); indem sie aber an diese erinnern, ist klar, daß durch eine solche Wahl der Bezeichnung doch noch nichts über die innere Natur der also bezeichneten Gegenstände festgestellt werden kann, sondern lediglich die äußere, mitunter auch nur ziemlich entfernte Aehnlichkeit. Man denke also z. B. bei dem Ausdrucke „Mondmeer" nicht unbedingt an eine mit Wasser, in unserem Sinne, bedeckte Oberfläche; bei „Berg und Gebirge" nicht durchaus an die den Erdgebirgen eigenthümliche geognostische Formation u. s. w. Ob und wie viele Merkmale diese, wenn auch gleichbenannten Gegenstände wirklich mit einander gemein haben, können wir meistens nur zum Theile und dann nur durch die aufmerksamste Beobachtung, oft aber troß dieser gar nicht ergründen. Die Natur ist angedeutetermaßen viel zu reich, um sich durch die irdischen Bildungen dergestalt erschöpft zu haben, daß nicht auf andern Weltkörpern auch ganz andere, vom irdischen Standpunkte aus ganz ungewohnte, ja wohl gar ganz unahnbare Schöpfungen bestehen könnten, so daß also ein unbedingter Schluß von den ersteren auf die letzteren als unzuläßig und anmaßend erscheint. — Diese Erinnerung ist sehr wichtig, und muß als allgemeine Maaßnahme für das Folgende durchaus im Auge behalten werden.

Denn um namentlich sogleich wieder auf die mit dieser Einschränkung eben hervorgehobenen „Mondmeere" zurückzukommen, so bemerkt man allerdings schon mit bloßen Augen, am deutlichsten im Vollmonde, größere und kleinere graue, theils scharf getrennte, theils allmählig in das hellere übergehende Flecke, denen man auf Grund einer solchen Aehnlichkeit des Anblickes jene Namen der Mondmeere" (Maren) gegeben hat; allein bei aufmerksamerer Beobachtung zeigt sich bald, daß eine allgemeinere Wasserbedeckung hier nicht stattfindet. Auf ihrem Grunde sieht man Unebenheiten der mannichfaltigsten Art hinziehen; ihre Farbe erscheint ferner, bei genauerer Beobachtung, höchst verschieden (besonders sehen einige solche Stellen auffallend grünlich aus); und man bemerkt in ihnen selbst leer stehende Tiefen, welches schon allein den Begriff von Meeren im irdischen Sinne ausschließen würde. Dies reicht nun zwar noch nicht hin, um dem Monde sofort auch alles Wasser (oder doch eine Wasser-ähnliche Flüssigkeit) und also Meere u. s. w. abzusprechen; allein es geht doch im Sinne unserer Erinnerung daraus hervor, daß man bei der gewählten Benennung „Mondmeer," „Mare," nicht unbedingt an ein Meer im irdischen Sinne, sondern zunächst nur an eine große, graue oder grünliche, gegen ihre hellere Umgebung mehr oder weniger vertiefte und, verhältnißmäßig, ebene Fläche zu denken hat. — Den angeführten „grünlichen" Schimmer, welcher mir immer besonders merkwürdig vorgekommen ist, bemerkt man am auffallendsten im sogenannten Mare Crisium, Mare Serenitatis und Mare Humorum; diese drei „Mondmeere" sind auch ringsumher am besten begrenzt, wiewohl keins vollständig. Für kleinere solche graue Flächen, so wie für Nebentheile der größeren, die meist auch etwas heller und mehr mit Bergformen aller Art angefüllt sind, hat man die Namen Palus (Sumpf), Lacus (See), Sinus (Busen) gewählt, ohne damit, wie gesagt, eine vollkommne Aehnlichkeit zwischen diesen Mondobjekten und den, durch die nämlichen Ausdrücke bezeichneten irdischen Dingen andeuten zu können oder selbst nur zu wollen.

Die helleren Landschaften des Mondes zeigen sich dagegen fast unausnamentlich gebirgig, und diese Gebirge

übertreffen die der Erde sowohl an Höhe als an Steilheit. Zuweilen, doch seltener als auf der Erde, sind diese Gebirge in Form längerer Bergketten mit einzelnen Gipfeln und kürzeren Ausläufen angeordnet; gewöhnlicher zeigen sie sich aber in neben einander gelagerten breiten Massen, mit tief einschneidenden oder auch hindurch gehenden Querthälern, als Massengebirge. Oder es hebt sich auch ein bedeutendes Stück der Oberfläche über die dunkleren, gleichwie selbst über die helleren Theile als Hochland empor, und trägt auf seinem Plateau eine Menge der allerverschiedenartigsten Bergformen, zur Seite aber meistens ein hohes Gebirge, welches sich mit gewaltigen Abstürzen zu irgend einer der grauen Ebenen herabsenkt. — Zu den bedeutendsten dieser Mondgebirge oder Mondhochländer gehört das mit dem Namen Apennin belegte, dessen zahlreiche, weit in die Nachtseite hinein sichtbare Gipfel selbst vom unbewaffneten Auge wahrgenommen werden können.

Eine der merkwürdigsten, dem Monde eigenthümliche Gebirgsform aber sind die, vom Verf. sogenannten Crater, deren allgemeiner Typus so bezeichnet werden kann: Ein hoher, kreisförmiger, nach außen sanft und fast geradlinig, nach innen steil und concav geböschter Wall umgibt eine sphärodische Vertiefung, deren Boden fast immer unter dem Niveau der äußern Ebene steht, und in deren Innerm sich zuweilen Berge erheben, welche aber, wenn auch steil und relativ hoch, doch die Höhe des umringenden Walles nicht erreichen, auch nicht mit diesem zusammenhangen. — Man hat diese allgemeine Form jetzt, mit Beziehung auf kleine Unterschiede, in mehrere Unterabtheilungen gebracht; sonst legte man ihr überhaupt den Namen der Ringgebirge bey, unter welchem sich die Leser derselben als eines dem Monde, wie gesagt, eigenthümlichen, auf der Erde nicht vorkommenden Gebildes, aus unsern früheren Unterhaltungen, erinnern. Die Mittheilungen unseres wackern Verfassers über diese Ringgebirge gehören zu den interessantesten und lehrreichsten Partien des ganzen Werkes. Wir zeichnen deren zuvörderst aus, daß sich der vorherrschende Grundtypus aller Mondformen, welches bekanntlich der Kreis ist, bei diesen Ringgebirgen ganz besonders bemerklich macht; in manchen Gegenden jedoch, zumal der südlichen Mondhalbkugel, wo diese sonderbare Gebirgsart am häufigsten und grandiosesten auftritt, stehen sich die Ringgebirge oft so nahe, daß die Kreisform nothgedrungen in die polygonale übergegangen ist.

Bei vielen Ringgebirgen ferner zeigt sich, am häufigsten auf der Nord-, am seltensten auf der Westseite, eine Art von Schlucht, doch gewöhnlich nicht bis zur Sohle hinabgehend. Letzteres findet eher bei solchen Ringgebirgen statt, wo der Fuß der inneren und äußeren Fläche des umschließenden Walles im nämlichen Niveau liegen; und die Schluchten nehmen dann oft das Ansehen „breiter Pforten" an, (bloße Werke der Natur oder einer nachhelfenden Hand?)

Ist nun aber schon die Menge dieser Ringgebirge äußerst beträchtlich, so sind doch die kleineren, grubenähnlichen, kreisförmigen Mondgebilde noch viel zahlreicher. Oft liegen sie in Reihen, zuweilen auch in dichten Haufen; zwischen den Ringgebirgen Copernikus und Eratosthenes zeigt sich eine so zahllose Menge reihenweis geordneter solcher zauberähnlicher Gebilde, daß ihre, einzeln unmerklichen Schatten, vereiniget, eine dunklere Färbung dieser ganzen Gegend hervorbringen.

Die merkwürdigen Mondgebilde dagegen, welche man mit dem Namen Rillen belegt hat, bezeichnet der Verfasser in diesem neuen Werke als „wirkliche Spalten," welche zwischen zwei steilen, parallelen Wällen hinziehen, und einen engen, oft schnurgeraden, meistens aber schwachgebogenen Lauf nehmen. — Diese „Rillen" haben bekanntlich vielfache Erklärungsversuche veranlaßt, man hat sie für Mondströme, besonders auch für Straßenzüge u. s. w. gehalten. Der Verf. verwirft alle diese zu weit getriebenen Analogien. „Die Mannichfaltigkeit der Natur, sagt er, ist so groß, und schon die wenigen besondern Merkmale, welche wir an den verschiedenen Körpern unseres Systems wahrnehmen, zeigen uns so sehr das Eigenthümliche eines jeden derselben, daß schwerlich ein Gestirn angenommen werden darf, welches nichts als die genaue Reproduktion eines andern wäre. Man vergesse nur nie, daß es eine Menge von Dingen gibt, welche sich für uns gleichsam von selbst verstehen, und die wir uns, ihre Nothwendigkeit von Jugend auf fühlend, nur schwer hinwegzudenken vermögen, die aber, genauer geprüft, dennoch nur durch die speciellen Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten unseres Erdkörpers bedingt sind. Wir bauen z. B. — um gerade bei dem obigem Falle stehen zu bleiben — Straßen, weil bei dem Gravitationsverhältnisse unserer Erde, die Fortschaffung von Massen ohne solche Straßen, zu beschwerlich seyn würde;" auf dem Monde dagegen, wo die Gravitation kaum ⅙ der irdischen beträgt, indem der fallende Körper dort, statt bei uns 15 Fuß in der ersten Secunde, nur etwa 2 Fuß durchläuft, und wo also, caeteris paribus, mit gleichen mechanischen Kräften weit mehr Masse bewältiget werden kann, erscheint die Mühe der Straßen-Anlegung so wenig belohnend, daß die Hypothese, welche die Rillen für große Mondstraßenzüge ansieht, schon deßhalb sehr viel von ihrer Wahrscheinlichkeit verliert.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. Mai 1840.

Sternkunde.

Kurzgefaßte Beschreibung des Mondes. Von Dr. J. H. Mädler, Astronomen und königl. Prof. Berlin, Schropp, 1839. gr. 8.

(Schluß.)

Der Verf. reihet hieran eine Untersuchung der oft aufgeworfenen Frage: ob der Mond eine Atmosphäre (näher oder entfernter im irdischen Sinne des Wortes) habe? — glaubt diese Frage verneinend beantworten zu müssen, und schließt mit den merkwürdigen Worten: „Also der Mond ist keine Copie der Erde, und die gänzliche Verschiedenheit der dortigen Naturverhältnisse macht eine nicht minder große Verschiedenheit der Lebensformen auf beiden Weltkörpern unabweisbar. Menschen also wie wir befinden sich nicht auf dem Monde; damit sind aber keineswegs Geschöpfe überhaupt, noch auch vernünftige Geschöpfe insbesondere ausgeschlossen: ihr Daseyn ist vielmehr höchst wahrscheinlich."

Da die Frage nach der Bewohntheit der übrigen Weltkörper durch vernünftige und genießende Wesen zu den wichtigsten und interessantesten für uns gehört, ja, in einer gewissen Beziehung, Lebensfrage ist; so wird es mir erlaubt seyn, noch einige Worte darüber hinzuzufügen. Wenn der Naturphilosoph die Existenz von Bewohnern nicht allein auf dem Monde, sondern auf allen Weltkörpern überhaupt annimmt, so hat er dazu gewiß einen sehr wichtigen Grund, nämlich die Ueberzeugung des denkenden Geistes von der möglichhöchsten Zweckmäßigkeit alles Erschaffnen. Sie ist es, welche uns unabweisbar nöthiget, überall, wo wir die Möglichkeit eines empfindenden Daseyns anerkennen, auch ein solches anzunehmen: denn das Lebendige erfüllt höhere Zwecke als das Leblose. * Selbst die großen Verschiedenheiten zwischen den mehrfachen Weltkörpern, auf welche uns schon die unmittelbare Beobachtung aufmerksam macht, weit entfernt jene Annahme zu beeinträchtigen, unterstützt dieselbe vielmehr, indem sie die etwaige Furcht einer Monotonie der eben so verschiedenen Leben beseitiget, und uns für die Existenz aller Orten neue Formen und neue Genüsse erwarten läßt. — Selbst das doch so sehr nüchtern erscheinende, überall nur auf die gewissenhafteste Beobachtung begründete Raisonnement unseres Verfassers läuft nur darauf hinaus; und wenn in seinem Werke die Unmöglichkeit der Existenz von Erdmenschen auf dem Monde wiederholentlich behauptet wird, so will er damit eben nur sagen, daß sich die Mondmenschen dagegen in anderen Lebensformen als den irdischen bewegen und also auch davon abhängiger ganz anderer Genüsse theilhaftig

---

* Kant (Naturgeschichte und Theorie des Himmels. 4te Auflage. S. 125) drückt sich in demselben Sinne, wenn auch mit einer bescheidenen Einschränkung aus. „Ich bin der Meinung, sagt er, daß es zwar nicht unumgänglich nothwendig sey, die Bewohntheit aller Planeten ohne Ausnahme anzunehmen, daß man sich aber einer Ungereimtheit schuldig mache, dieselbe in Ansehung aller oder auch nur der meisten zu leugnen. Bei dem Reichthume der Natur, da Welten und Systeme, verglichen mit dem Ganzen der Schöpfung, nur Sonnenstäubchen sind, könnte es ja auch wohl öde und unbewohnte Gestirne geben, die nicht eben zum höchsten Zwecke der Gottheit, nämlich als Aufenthalt betrachtender, vernünftiger Wesen genützt würden. Dies wäre, als wenn man aus dem Grunde Bedenken gegen die Weisheit der Vorsehung erheben wollte, daß unbewohnte und unbewohnbare Wüsteneien große Strecken des Erdbodens einnehmen, und daß sich Inseln im Weltmeere gefunden haben, auf welchen kein Mensch existirte. Ein Planet ist aber, in Betracht zum Ganzen der Schöpfung, unendlich viel weniger als eine Wüste oder Insel in Ansehung der Erde."

Diese Bemerkung von Kant würde mir noch schlagender erscheinen, wenn die Nichtbewohntheit solcher Inseln durch Menschen, die Bewohntheit überhaupt ausschlösse, da nicht entschieden werden kann, welche Zwecke die Gottheit mit dieser Begünstigung ihrer andern Geschöpfe verknüpft hat. N.

werden. — Zur Vervollständigung eines allgemeinen Bildes der Mondoberfläche gehört noch die verschiedene Färbung derselben. Daß es dunklere und hellere Stellen auf dem Monde gibt, zeigt einem Jeden der bloße Augenschein; und daß diese dunkleren Stellen keine bloße Schatten seyn können, erhellt hinreichend daraus, daß sie gerade dann am deutlichsten erscheinen, wenn uns der Mond, nach seiner eben stattfindenden Lage gegen Sonne und Erde, keine Schatten zeigen kann. Es deutet dieser verschiedene Farbenton vielmehr auf eine eben so verschiedene Reflexionsfähigkeit des Mondbodens, gleichwie der Erdboden, nach Maßgabe seiner verschiedenen Beschaffenheit, das Licht auch verschiedenartig reflektirt; der Gegensatz der Continente und Oceane, der Sandwüsten und Waldstrecken, der Schneefelder und schwarzen Ackerflächen u. s. w. auf der Erde, mag einem entfernten Beobachter in diesem Bezuge wohl eben so auffallen, womit jedoch die Anwesenheit gerade derselben, (obwohl vielleicht mehr oder weniger ähnlichen) Dinge auf dem Monde wiederum keineswegs behauptet seyn soll. Diese Verschiedenheiten in der Lichtreflexionsfähigkeit der mehrfachen Theile der Mondoberfläche zeigen sich auch nicht bloß in Bezug auf das Sonnenlicht: denn besonders im Neumonde, wo dieses Gestirn für uns doch nur im Erdlichte sichtbar ist, nimmt man die helleren und dunkleren Partien ganz in demselben Verhältnisse wie im Vollmonde wahr; und selbst bei Mondfinsternissen ändert sich Nichts in der Erscheinung. Etwas Bestimmteres über die eigentlichen Gründe derselben läßt sich aber immer noch nicht sagen; diese Aufklärung bleibt Sache fortgesetzter immer beharrlicher Beobachtungen.

Der Verf. kommt hiernächst zu den merkwürdigsten und unerklärlichsten aller Erscheinungen, die der Mond darbietet, den Strahlensystemen, worunter man bekanntlich Lichtstreifen versteht, welche mehrere Ringgebirge umgeben und sich vom Fuße derselben ab radienartig verbreiten. Das ausgebreiteste dieser Strahlensysteme umgibt das große Ringgebirge Tycho; man erkennt es im Vollmonde mit bloßen Augen. Mehr als hundert unterscheidbare, meistens Meilen-breite, höchst glänzende Streifen bilden dasselbe, und ziehen, Thäler durchlaufend, über Berge weggehend, kurz kein Hinderniß kennend, über große Theile der ganzen, uns sichtbaren Mondfläche dahin. Mehrere Astronomen haben diese Lichtstreifen durch die Annahme erklären wollen, daß es Lavaströme seyen. Wider diese Erklärung ist nur einzuwenden, daß Lavaströme nicht über steile Hochgebirge hinziehen, daß sie, auf Vertiefungen stoßend, diese erst ausfüllen u. s. w., wogegen nach dem Angeführten der Lichtstreifen vielmehr die Terrainbildung ganz indifferent zu seyn scheint. Was sind diese so herrlich erscheinenden Mondstrahlensysteme also? Wir wissen es nicht; und können es nicht wissen, da unsere Erde gar nichts Analoges aufzuweisen hat.

Man hat häufig auch die allgemeinere Frage aufgeworfen: ob auf der Mondfläche wirkliche (physische) Veränderungen vorgehen? ob der Mond ein werdender, ein bereits ausgebildeter, oder wohl gar ein schon ausgestorbener Körper sey? u. s. w. Die erste dieser Fragen, auf welche wir uns hier beschränken, da ihre Beantwortung die andern gewissermaßen mit erlediget, müßte eigentlich so ausgedrückt werden: ob die auf der Mondfläche vorgehenden Veränderungen für uns wahrnehmbar sind, oder nicht? — Nun läßt sich aber beweisen, daß die allermeisten, umgekehrt auf der Erde vorgehenden Veränderungen vom Monde aus, mit unseren Instrumenten nicht würden wahrgenommen werden können; unsere Gebäude, Straßen, Kanäle, Pflanzungen u. s. w. sind für die Entfernung von 50000 Meilen, um welche der Mond bekanntlich von der Erde absteht, viel zu klein. Zugegeben aber wirklich einmal, daß, einer Berechnung zufolge, z. B. die allergrößesten unserer Städte vom Monde aus, mit einer 200- bis 300maligen Vergrößerung, als welche, wenn nicht alle Deutlichkeit verloren gehen soll, die äußerste hierbei anzuwendende bleibt, noch als Pünktchen wahrgenommen werden könnten, was wäre denn dabei gewonnen, als höchstens Kenntniß der Ortlage? Damit der Mondbewohner wüßte, was er denn in einem solchen Pünktchen nun wirklich vor sich sähe, müßte er doch durchaus Detail unterscheiden können; — und alles dies gilt natürlich hinwiederum von irdischen Mondbeobachtungen, vorausgesetzt, daß der Mond etwa Städte oder dergleichen von der Größe der unsrigen besäße. — Dagegen räumt der Verf. ein, daß etwa der Farbenwechsel großer Landschaften auf der Erde, z. B. vor und nach der Ernte u. s. w. vom Monde aus wahrzunehmen seyn dürfte; „aber, setzt er hinzu, um umgekehrt ähnliche Veränderungen auf dem Monde von der Erde aus zu erkennen, würde, Seitens des irdischen Astronomen, eine höchst genaue Bekanntschaft mit dem feinsten Detail der Mondoberfläche unerläßliche Bedingung seyn." Man sieht also, daß die Möglichkeit einer einstigen Entscheidung der Frage: ob auf der Mondoberfläche derlei Veränderungen eintreten? zwar allerdings vorhanden ist; daß es aber einer ganz außerordentlichen Aufmerksamkeit zur wirklichen Wahrnehmung derselben bedürfen wird. Denn der Verf., an dessen Genauigkeit und Beharrlichkeit doch wahrlich nicht gezweifelt werden darf, versichert, in den sieben Jahren, während welcher er den Mond, Behufs der Entwerfung seiner Karte, beobachtet hat, nie Etwas wahrgenommen zu haben, was ihn genöthiget hätte, eine wirkliche physische, auf der Mondoberfläche vorgekommene Veränderung als Erklärungsgrund anzunehmen. Da nun aber mehrere

andere, viel entferntere Körper unseres Systems: die Sonne, Mars, Jupiter, dergleichen Veränderungen, wenigstens atmosphärische, ganz unverkennbar zeigen, so muß man schließen, daß die dagegen auf dem Monde vorgehenden Veränderungen entweder sehr unbedeutend oder aber, aus andern, uns unbekannten Gründen sehr schwer zu beobachten sind.

Der im Werke nun folgende lange Abschnitt: „Topographie der Oberfläche der uns zugewendeten Mondhalbkugel" * ist eines Auszuges durchaus nicht fähig; er liest sich etwa wie eine Reisebeschreibung, die aber nur lauter gleich merkwürdige und beachtenswerthe Gegenstände beschreibt, so, daß man verlegen seyn würde, was man eben auszeichnen sollte. Wir beschließen unsere Anzeige daher lieber mit noch einigen allgemeinen Bemerkungen, welche sich auf den, für uns so unendlich wichtigen Wechselrapport zwischen der Erde und ihrem Trabanten beziehen.

Wir kennen mit vollkommner Sicherheit nur drei verschiedene Arten von Wirkung eines Weltkörpers auf den andern: Anziehung, Erleuchtung, Erwärmung (wiewohl letztere, erfahrungsgemäß, ganz fest nur für die Sonne steht). Die anderen, durch jenen Rapport bewirkten, von den genannten drei Einflüssen scheinbar unabhängigen Wirkungen lassen sich, direkter oder indirekter, doch wohl meistens darauf zurück führen. Ein sehr bekanntes Beispiel unter vielen ähnlichen möge dies verdeutlichen. Man hat bemerkt, daß die Krebse bei zunehmendem- und im vollen Monde fetter sind als im Neumonde, und hat dies von einer ganz eigenthümlichen Mondeinwirkung abhängig machen wollen; allein es ist nur Folge der Erhellung, da die Krebse, welche ihrer Nahrung Nachts nachgehen, dieselbe natürlich in mondhellen Nächten besser als in dunklen finden.

Eben so läßt sich der Witterungs-Einfluß des Mondes, welcher, wie groß oder gering er auch sey, ganz doch nimmermehr weggeläugnet werden kann, zunächst wohl auch auf eine oder die andere der obigen Ursachen beziehen.

Eine erwärmende Kraft der Mondstrahlen hat indeß noch nicht dargethan werden können; neuere, äußerst sorgfältige Versuche von dem berühmten Chemiker Mitscherlich, machen dieselbe sehr zweifelhaft.

Wohl aber äußert das Mondlicht einen chemischen Einfluß: Arago und Daguerre sind dahin gelangt, durch Einwirkung des Mondlichtes auf Chlorsilber, einen bleibenden weißen Fleck von der Gestalt und Größe des Mondes zu erzeugen.

Aber ein bisher ganz unbekannt gebliebener, nicht einmal geahnter, wiewohl bei der unzweifelhaften Verwandtschaft zwischen Magnetismus und Licht, auch auf die Erleuchtung zurückführbarer Einfluß ist derjenige, den der Mond auf die Magnetnadel äußert. Ein deutscher Naturforscher, mit Namen Kreyl, hat durch 3jährige, täglich 7 Mal wiederholte, äußerst sorgfältige Beobachtungen gefunden, daß die nach Norden zeigende Spitze der Magnetnadel ein beständiges Streben äußert, sich von derjenigen Seite des Meridians, wo eben der Mond steht, wegzuwenden, und daß die Schwingungen der Magnetnadel eine längere Zeit erfordern, wenn der Mond in der Erdferne als in der Erdnähe steht, woraus man gefolgert hat, „daß der Mond ein der magnetischen Kraft unterworfener Körper sey, und daß auf seiner, der Erde zugewendeten Halbkugel derjenige Magnetismus vorherrsche, welcher die magnetische Kraft der Erde verstärkt, und die nach Süden gerichtete Spitze unserer Nadeln anzieht (wovon, wie man gleich übersieht, die oben angegebenen Wirkungen die Folge seyn müßten). So vereiniget sich Alles dahin, daß es zwar sehr mannichfache Wechselbeziehungen zwischen Mond und Erde gibt, daß sie aber doch wohl meistens auf die angegebenen drei allgemeinen Ursachen zurückgeführt werden können; und mit dieser Bemerkung des Verfassers, welche freilich auf manchen Widerspruch stoßen dürfte, beschließen wir die Anzeige dieses interessanten Mondwerkes.

Dr. Nürnberger.

* Die Leser erinnern sich daran, daß uns der Mond immer nur dieselbe Hälfte zuwendet und seine andere Hälfte stets von der Erde abgekehrt hält. Nur gewisse „Schwankungen" der Mondkugel bewirken, daß uns periodisch kleine Grenzstücke jener jenseitigen Halbkugel zu Gesicht kommen.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von E. von Stein. Dresden und Leipzig, Arnold, 1839.

Der Dichter verräth ein sehr zartes und edles Gefühl und seine Sprache ist wohlklingend und weich. Eine sanfte Klage zeigt sich durch sein poetisches Leben hindurch. In der Entfaltung des aus seiner Seele brechenden Lichts herrschen die Wärmestrahlen über die Farbenstrahlen vor; obwohl es ihm gelegentlich nicht an schönen Bildern fehlt, so ist doch die Phantasie bei ihm weniger thätig, als das Gemüth in tiefen Empfindungen der Sehnsucht, Liebe ꝛc. Hier ein kleines Gedicht als Probe:

Eine Nachtigall saß auf schwankendem Zweig
Im Abendsonnenglanz,
Eine Rose verwelkte am Boden so bleich
Entfallen frischem Kranz.

So frühe verblichen, du schöne Gestalt,
Du holdes Frühlingskind?!
Noch ehe der Nachtigall Stimme verhallt
Im kühlen Abendwind!

So fülle mein schmerzlicher Klagegesang
Die laue Sternennacht
Und schwebe den schweigenden Wald entlang,
Wo nur die Schwermuth wacht.

Nur die nächtliche Stille, ein liebendes Herz
Vernehme meinen Laut,
Und es ruhe die Klage, es schweige der Schmerz,
Wenn früh der Morgen graut.

Denn die Sonne durchströmet mit Leben und Glanz
Die aufgewachte Welt,
Sie genießen und streben, sie fühlen nie ganz,
Was mir die Seele schwellt.

Kein neues Bild, kein neuer Gedanke, aber warme Empfindung und sehr schöne Sprache. Viele Lieder sind von fast weiblicher Zartheit und lassen uns in ein gewiß sehr sanftes Herz blicken:

Ein schön Bedürfniß ist ihm die Versöhnung,
Von schmerzlicher Entfremdung kehrt's zurück,
Denn für die süße Liebesangewöhnung
Entschädiget kein neu erblühend Glück!
Den Spott der Welt, das Schelten der Verständ'gen,
Den Hohn der Menge trägt es mit Geduld,
Ihm ist es süß, gekränkten Stolz zu bänd'gen,
Unschuldig, zeiht es selber sich der Schuld;
Ihm mag, wer will, sonst theure Schätze rauben,
Nur seine Liebe nicht und seinen Glauben.

Zur höchsten Würde ist das Herz erhoben,
Das fromm vergessen und vergeben kann,
Denn Liebe kommt, Vergebung kommt von oben,
Der Haß ist nur ein irdisch trüber Wahn.
Je schwerer war's, die Kränkung zu verwinden,
Je schöner ist und göttlicher der Sieg,
Je größer wird das Herz sich wiederfinden,
Das solcher Höhe Herrlichkeit erstieg,
Und Zeugniß wird es für die Menschheit geben
Vom tiefsten Leiden, allerreinsten Streben.

In vielen Liedern spricht sich eine unruhvolle, doch nicht stürmische, immer nur sanfte und klagende Sehnsucht aus:

Wenn ich, tief im Herzen Kummer,
In des Winters Oede steh',
Wünsch' ich mir den tiefen Schlummer,
Den sie schlafen, Flur und See.

Denn sie träumen vom Erwachen
Blütenvoller Herrlichkeit,
Von des Fischers leichtem Nachen,
Der Gesänge Herrlichkeit.

Mich bewegt es auch in Träumen,
Und ich stöhne unruhvoll,
Und ich weine noch in Träumen
Dunkle Blütenkelche voll.

Ach, wie ist der Morgen trübe
Nach durchweinter Schmerzensnacht!
Wenn die Sonne außen bliebe,
Da der Tag mir Kummer macht!

Denn aus ihren bleichen Strahlen
Strömet Lebenswärme nicht,
Und sie ruft nur meine Qualen
Aus der Heimlichkeit ans Licht.

Hin und wieder malt der Verfasser auch gute Landschaftsbilder, doch immer nur in Beziehung auf seine, dem Charakter der Landschaft entsprechende Stimmung:

Klares Mondlicht lieget stille
Ueber Berg und Thal,
Knisternd glänzt der Schnee,
Unter'm Eise gleiten stumme Wellen.

Weiß belaster sind der Fichten Aeste,
Geisterähnlich starrt die hohe Föhre,
Bleiche Schatten wirft ihr dunkles Grün
Auf die schneebedeckte Fläche hin.

Zauberhafte Licht- und Schattenspiele
Streifen an des Waldes hell'rem Rand,
Doch der Aeste vielverschlung'nes Band
Zieht zu stets geheimnißvoller'n Kreisen
Hin den Wand'rer in die dunkle Pracht,
In die endlos grauenvolle Nacht.

Da empfängt mit unheimlichen Weisen
Ihn der Wüste schauerlicher Schooß.
Zweige rauschen, Bäume stöhnen,
Klagend seufzen Eulen,
Blut'ge Wölfe heulen,
Und des Eichhorns Pfeifen,
Scheuer Füchse Bellen
Hallen und verhallen,
Wie unendliches Verhöhnen.

Es sey an diesen Beispielen genug, die poetische Eigenthümlichkeit unseres Dichters zu bezeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. Mai 1840.

Kirchensache.

1) Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunkt der würtembergischen Verhältnisse aus. Eine kirchenrechtliche Abhandlung von Karl Wolff, Pfarrer in Beinstein. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1840. 8. S. 382.

Eine der werthvollsten Schriften, die über die äußere Stellung und innere Verfassung der protestantischen Kirche erschienen sind. Ihr Werth besteht nicht bloß in einer scharfen und klaren Beleuchtung aller deßfalls am meisten dem Streit unterworfenen Fragen, sondern auch hauptsächlich in der steten Zurückbeziehung der äußeren Kircheneinrichtungen auf den christlichen Geist, auf die ursprünglich und ewig dieselbe bleibende Bestimmung des christlichen Gemeinwesens.

Die feste Behauptung, daß diese Bestimmung eine ganz andere sey, als die des politischen Gemeinwesens scheidet von vorn herein das Gebiet der Kirche von dem des Staats. Indem der Verfasser die Uebergriffe des einen in den andern bedauert, erklärt er sie zugleich als bloße Mißverständnisse und sucht darzuthun, daß wenn sich Staat und Kirche, jedes in seinem Wesen nur recht begreifen, beide einander auch nicht mehr aufreiben und zerstören, sondern nur wechselseitig heben und tragen werden. Er sieht es in dieser Beziehung als einen Fortschritt der Zeiten an, daß gegenwärtig beide Gebiete je mehr und mehr sich lösen, daß eine hierarchische Gewalt im Staate unmöglich geworden ist, und daß umgekehrt die Eingriffe der Staatsgewalt in die Kirche auch wieder nur auf Mißbilligung, wenn nicht auf offnen Widerstand stoßen. „Hätten jene österreichischen Kaiser, statt blindlings ihrer katholischen Einseitigkeit zu folgen, den Grundsätzen einer gesunden deutschen Politik gehuldigt, und der neuen Kirche nur wenigstens friedlichen Bestand neben der alten zugesichert: nie wäre Deutschland so um Macht und Ehre gekommen, als es seitdem geschehen ist. Ebenso wäre in neuerer Zeit Irlands Verhältniß zu England gewiß nicht so unheilbar schwierig geworden, ohne die unglückselige Einmischung der Interessen einer herrschenden Kirche in den Gang der Politik. Und so liefert jedes neue Beispiel einen neuen Beweis. Je mehr sich die Politik in unserer Zeit aus ihrer einstigen Kleinlichkeit, Häuslichkeit und Persönlichkeit auf den Standpunkt allgemeiner Verhältnisse erhebt: um so gewisser muß es als der Vorbote von dem Zurückbleiben eines Staates angesehen werden, wenn er irgend eine kirchliche Partei ergreift, besondere religiöse Zwecke verfolgt. Der Staat soll keine andere Rücksicht auf das Kirchliche nehmen, als nur um der sich daran knüpfenden politischen Interessen, der daraus hervorgehenden Veränderungen in der Sitte und Gesinnung des Volks, kurz nur um dessen willen, was in den Kreis politischer Auffassung fällt, und wofür die Staatsbehörden als solche allein auch das richtige, unmittelbare Verständniß haben. Bei jedem Schritt über diese Grenzen hinaus wird der durch die wahre Politik vorgezeichnete Weg verkannt, und geschieht dem gemeinen Besten einseitiger Eintrag. Auch wer dieser Ansicht nicht beistimmt, wird doch kaum läugnen können, daß die Entwicklung der Geschichte in den letzten Jahrhunderten eine solche Richtung eingeschlagen hat, bei welcher sich nur so viel voraussehen läßt, daß sich das Politische und das Kirchliche, je länger je mehr, eher scheiden als enger vereinigen werden. Es ist gewiß noch weniger Aussicht da, christliche Staaten zu bekommen, in dem Sinn, daß alle Theile des Staatslebens von christlichem Geiste durchdrungen wären, als vielmehr Aussicht auf solche, wo die Politik sich immer mehr löst von dem Religiösen und Kirchlichen, und wo die Einmischung des Staats in religiöse und kirchliche Dinge sich immer mehr als ein Eingriff in die politische Freiheit, als eine Verkennung des Grundsatzes, daß vor dem Gesetz Alle gleiche Rechte haben, darstellen wird. Ja schon in der

Sprache kündigt sich diese Veränderung an. Die Einfalt jener alten Worte, welche Häusliches und Bürgerliches, Religiöses und Politisches vermengen, rührt uns zwar noch, wo sie ungesucht vorkommt, als ein Zeugniß einer dahin gegangenen, in mancher Beziehung großen Zeit. Aber zu unsern Verhältnissen, das empfindet doch Jedermann, taugen jene Ausdrücke nicht mehr. Vielmehr, wenn in einem Lande ungewöhnlich viel und oft von dem göttlichen Recht der Könige, von ihrem landesväterlichen Herzen, von den Christenpflichten der Unterthanen die Rede wird, erregt es immer eine Art Mißtrauen, ob nicht das wahre gute Verhältniß bereits gestört, das gesunde politische Leben in wesentlichen Theilen gehemmt sey."

Mit Recht sieht der Verfasser — abgesehen von den neuern Eingriffen der Hierarchie in die bürgerliche Ordnung — die wahre Uebermacht in neuerer Zeit auf der Seite des Staats und besorgt in letzter Instanz weniger von einer Aufreibung des Staats durch die Kirche, als von einer Corruption der Kirche durch den Staat. Sehr scharf bezeichnet er die Grenzen zwischen beiden so wesentlich verschiedenen Gemeinschaften: „Der Staat, so lang er der allgemeinen Zustimmung gewiß ist, braucht sich nicht um die des Einzelnen zu bekümmern, sondern ergänzt sie im Nothfall durch Zwang; für die Kirche dagegen hat auch das Einzelste nur Werth, sofern es aus der freien christlichen Zustimmung hervorgeht. Erst mit dieser Bemerkung begreift man den ganzen Umfang des leidigen Mißverständnisses, worunter unsere Kirche derzeit leidet. Das, was die Staatsmänner so gar eifrig macht, die Kirche unter die Obhut und Leitung des Staats zu nehmen, das ist in Betreff der dem Staat so sichtbar aus dem lebendigen Christenthum zufließenden günstigen Erfolge hauptsächlich die dem natürlichen Menschen durchaus unbegreifliche Grundvoraussetzung der Kirche, daß zwanglos und ohne die feste Ordnung des weltlichen Gesetzes, frei durch den Geist, all dieses Gute doch geschehen und bestehen könne. Der Staat erkennt die Vortheile, die ihm das Christenthum verschafft; aber das Ungleichförmige, das fast Zufällige dabei, wo sich auf nichts mit Zuversicht und Gewißheit rechnen läßt, wo nichts etatmäßig vorausbestimmt werden kann, das gibt ihm Anstoß. Damit es nun seiner Ansicht nach in dieser letzteren Beziehung besser mit uns werde, soll die Kirche dem Staat untergeben seyn, soll Theil nehmen an der schönen Ordnung und Organisation des Staats; aber eben hierin liegt der Grundirrthum, so Fremdartiges kann sich nie vermischen. — Hiezu kommt noch ein weiterer Punkt. Der Staat glaubt, er könne auch mehr Thätigkeit hoffen von einer dienstbaren als von der freien Kirche. Allein was überhaupt im Christenthum geschehen kann, das geschieht nach dem vorhandenen Maaß von Geist und Kraft von selbst, ohne weiteren Antrieb von außen her. Also auch in dieser Hinsicht, was rechtmäßiger Weise die Kirche thun kann, das thut sie nicht sowohl für den Staat als für sich selbst, es ist ihr eigenes Interesse, es auch wirklich zu thun; somit bedarf es dazu weder einer Mahnung noch einer Aufsicht, am wenigsten einer Bevormundung von Seiten des Staats. Der Staat verlasse sich auf die freien Ergebnisse des christlichen Geistes. Es bedarf keiner so ängstlichen Controle eines Dritten bei Angelegenheiten, die uns selbst als die theuersten und wichtigsten am Herzen liegen. Bemerkt der Staat, daß unsere kirchliche Thätigkeit auf einzelnen Gebieten, die auch ihn besonders interessiren, seiner Absicht nicht völlig zusage: so kann er ja die kirchlichen Anstalten mit seinen eigenen ergänzen, entweder aus eigenen Mitteln, und mit besonderen Leuten, oder wo sich gerade Einer, der im Dienst der Kirche lebt, auch hiezu eignet und Lust und innern Beruf dazu fühlt, durch besondere Verpflichtung eines solchen. Wo dagegen das von der Kirche Begonnene, dem Staat mangelhaft erscheint und gar zu einseitig: da beginne es der Staat ganz neu und auf allseitigerer Grundlage, wie er es als etwas Nothwendiges auch in dem Fall halten würde, wenn gar keine kirchlichen Anstalten vorhanden wären. Umgekehrt, wenn der Kirche das nicht genügt, was der Staat in diesen Beziehungen thut, so ist es ihre Pflicht, und sollte ihr nicht als Anmaßung verunglimpft werden, dann von ihrer Seite aus ergänzend einzuschreiten. Verhältnisse der Art können beispielsweise beim Schulwesen, bei der Armenpflege, bei der Volksbildung vorkommen. Der Staat überlasse dies, wie so manches Andere, insolang und insoweit der freiwilligen Thätigkeit der Einzelnen, und also hier der Kirche, als es seinen Bedürfnissen entspricht; so wie dies nicht mehr der Fall ist, trete er mit dem Seinigen ergänzend ein. — In diese Grenzen scheint nun aber auch Alles eingeschlossen, was billiger- und zweckmäßigerweise geschehen kann. Denn, wenn z. B. eine Regierung an die Kirche die Forderung machte: ihr müßt eure Anstalten in der oder jener Beziehung ändern, eure Zwecke ausdehnen, eure Mittel anders wählen, so daß sie mehr zu unsern besondern politischen Absichten passen u. s. f., wenn also der Staat, statt, wo es fehlt, von dem Seinigen hinzuzuthun, von der Kirche verlangen wollte, sie solle das Ihrige, nach seinem Willen, nach seiner Ansicht umgestalten: so wird offenbar, wenn die Kirche hierin gehorchen muß, der eigenthümliche Zweck der Kirche einem fremdartigen, dem des Staats nachgesetzt. Die Anstalten, die Mittel, die Personen der Kirche verlieren ihren wahren und ursprünglichen Charakter; und von diesem Augenblicke an treten Mißverhältnisse ein, welche für das Wohl und wahre

Wesen der Kirche nothwendig nachtheilig werden müssen. Wenn hiezu vollends die weltliche Obrigkeit, als ob auch die im engsten Sinn kirchlichen Dinge von ihrer Befugniß wären, nun im Ganzen die Leitung der Kirche an sich zieht, und die fremdartige Kunst und Ordnung des Staats auf die Gemeinschaft der Christen überhaupt überträgt: so erhellt ohne weiteren Beweis, der übrigens mit der Erfahrung leider leicht zu führen wäre, daß eine Kirche unter solchen Verhältnissen mehr und mehr verlieren und verkümmern muß. Aus einer Freien ist sie eine Sklavin geworden, und dient fremden Absichten, nicht mehr der eingebornen, eigenen Bestimmung."

Daß wirklich die zu ängstliche Aufsicht des Staats die Seelsorger in ihrem christlichen Wirken mehr hemme als fördere, wird nun im Einzelnen dargethan und wird die neuere Stellung des protestantischen Pfarrers nicht als eine natürliche und erfreuliche bezeichnet.

Mit den Versuchen, die Kirchenverfassung nach dem Beispiel der Staatsverfassungen liberaler zu machen, ist der Verfasser nicht durchaus einverstanden. „Vorausgesetzt auch, daß sich die constitutionelle Regierungsform für unsere Zeitverhältnisse und Bildungsstufe erproben wird, so ist es noch immer eine ganz andere Frage, ob mit einer analogen Form auch der Kirche gedient sey. Die Kirche ist weder ein Idealstaat, noch eine Nachahmung des Staats, sondern sie ist etwas ganz Anderes als der Staat; darum sind auch alle Verhältnisse anders zu beurtheilen, und unmittelbar läßt sich gar nichts vom politischen Boden auf den kirchlichen herüber verpflanzen. — Freilich kann man sich für diesen Vorschlag weiter darauf berufen, Synoden seyen eine uralte kirchliche Einrichtung, und reichen bis in die Zeit der Apostel hinein. Allerdings; nur ist nicht zu übersehen, daß, was das Wesen einer jetzigen Synode ausmachen würde, freigewählte kirchliche Vertreter und Entscheidung nach Stimmenmehrheit, jenen Synoden des Alterthums eben so fremd war als die ebenfalls vorgeschlagene Theilnahme der Laien daran. Immerhin jedoch bieten jene Synoden der ersten Kirche, die sich in den allgemeinen Concilien der darauf folgenden Periode, und in den großen Kirchenversammlungen des Mittelalters, obwohl schon in veränderter Gestalt, wiederholten, einen Anknüpfungspunkt für den Wunsch, auch in unserer Zeit in den einzelnen Landeskirchen Synoden wieder eingeführt zu sehen. Freilich beweisen alle Zeitalter der Kirche, daß auch auf Synoden das Beste nicht von der äußerlichen Form, sondern von dem Geiste, der sich darin kund gab, zu erwarten war; im Ganzen aber kann man wohl einräumen, daß Synoden die schönste Darstellung der Einigkeit einer großen Kirche werden können, und daß daraus für Einzelne sowohl als für das Ganze sehr leicht und sehr natürlich ein reicher Segen hervorgehen kann. Daher nicht zu verwundern ist, daß bei wiedererwachtem, kirchlichem Leben der Wunsch nach Synoden von so vielen eifrigen Kirchengenossen mit Lebhaftigkeit ausgesprochen, und bei manchen bereits bis zu dem Gedanken einer allgemeinen deutschen Kirchen-Versammlung erweitert wurde. — Die Gründe, welche man gewöhnlich für die Einführung von Synoden geltend macht, kommen auf Folgendes zurück. Man hofft, die durch den Geist der Zeit erforderte Beiziehung der Laien zu den Wahlen, und die hiedurch für jedes Kirchenglied eröffnete Aussicht, eben mittelst der Wahlen wenigstens einigen persönlichen Antheil an den Verhandlungen der Kreis- oder Landes-Synoden zu nehmen, so wie hinwiederum die Oeffentlichkeit der Verhandlungen selbst, und das theoretische und praktische Interesse der dabei vorkommenden Gegenstände werde dem kirchlichen Leben einen allgemeinen, einen neuen Aufschwung geben. Namentlich erwartet man von den Geistlichen, daß jeder an seinem Theil sich wetteifernd bemühen müßte, den bei größerer Oeffentlichkeit und allgemeinerer Theilnahme an sie und ihren Beruf entstehenden gesteigerten Anforderungen auf eine würdige Weise zu entsprechen; die gleichgültigen Kirchengenossen würden sich durch die Lebhaftigkeit, womit sich Andere der Sache annehmen würden, selbst auch zu größerer Theilnahme genöthigt sehen; die Glieder der kleineren Parteien und der separatistisch Gesinnte könnten sich gerne wieder an die Mutterkirche anschließen, sobald sie wahrhaftiges Leben darin erblicken würden; alle Kirchengenossen endlich von den verschiedensten Lehrgrundsätzen und Richtungen hätten hier ebenso Gelegenheit wie Veranlassung, sich gegen einander auszusprechen, ihre Eigenthümlichkeiten friedlich zu vergleichen, sich an einander zu erbauen und zu stärken. Das auf diese Weise unter allen Gliedern neubelebte Interesse an der kirchlichen Gemeinschaft müßte aber, hofft man ferner, noch um ein Bedeutendes erhöht werden durch das würdige Verhältniß, in welches die Landes-Synode, die belebteste Anschauung des Oertlichen und Einzelnen aus allen Bezirken in sich vereinigend, sich zu dem Consistorium, als der das Allgemeine und Gemeinsamkirchliche vertretenden Behörde, stellen könnte; wo dann erst durch Beider Zusammenwirken, die kirchliche Gesetzgebung ihre wahre Richtung erhalten würde. Und endlich wäre auch dem Staat gegenüber eine solche freigewählte, von allen Kirchengenossen der verschiedensten Ansichten unterstützte Synode allein im Stand, die Rechte der Kirche nach allen Beziehungen auf eine würdige Weise und mit Nachdruck zu wahren."

Allein alle diese schönen Erwartungen täuschen nur. Die Versuche, die man bereits gemacht hat, haben zu keinem genügenden Resultat geführt; man hat sich auf den Synoden nur erbittert und erfolglos gezankt; das

Volk hat gar keine Theilnahme gezeigt. Man ersieht daraus, daß es nicht auf die Form, sondern auf den Geist ankommt. Nicht wo in freien constitutionellen Formen alle kirchlichen Meinungen repräsentirt sind und sich aussprechen können, ist der Segen, sondern nur, wo die christliche Liebe lebendig ist, da ist der Segen.

Ein Kriterium ist in dieser Beziehung die Kirchenzucht. Warum ist sie so sehr gesunken oder geschwächt? Warum ist eine Erneuerung derselben durch Synoden und Kirchenconvente unmöglich? Weil die Liebe fehlt. „Ohne dieses Band heiliger Liebe, die ebenso demüthig sagt, als sich sagen läßt, ebenso eifrig Zucht austheilt als annimmt, ist keine Kirchenzucht möglich. Weder der weiseste Gebrauch der Strafgewalt, noch die verständigste Auseinandersetzung mit Gründen, noch die zweckmäßigste Einrichtung des ganzen Verfahrens können den Mangel der Liebe ersetzen; jeder Versuch einer Kirchenzucht müßte nur Widerwillen, Spannung, Widerstand und zuletzt Spaltung nach sich ziehen. Die Kirchenzucht kann nur solche Glieder mit Erfolg treffen, die eigentlich Hülfe suchen in ihrer Schwachheit, und sich mit freiwilligem Vertrauen und in Liebe der Zucht unterwerfen, und kann nur von solchen ausgehen, welche durch geistliche Ueberlegenheit und Stärke ein solches Vertrauen bei ihren Brüdern wirklich auch verdienen."

Da nun die äußere Kirchenverfassung so wenig die lebendige Liebe zu ersetzen vermag, so meint der Verfasser, sollten sowohl die Kirchenbehörden insbesondere, als der Staat überhaupt alles das, was in den Gemeinden freiwillig zur Fortpflanzung oder Wiederbelebung jener christlichen Liebe geschieht, gern sehen, nicht stören, sondern gewähren lassen. „Als das wesentlich Verkehrte unsers jetzigen kirchlichen Zustandes muß immer das bezeichnet werden, daß die wechselseitige geistliche Mittheilung der Christen untereinander sich ganz verloren hat, und nur noch der Geistliche mittheilt, die Gemeinde aber bloß empfängt. Muß es nun schon in der Absicht jedes Geistlichen liegen, selbstthätiges, christliches Leben zu erwecken, so kann es der Kirche nur willkommen seyn, dasselbe Streben in den Gemeinschaften und durch sie weiter verbreitet zu finden. Ihre ganze Lage bringt es mit sich, daß sie unter sich alle Gaben ihrer Mitglieder sorgfältig benützen, zunächst freilich die Gabe der Schrifterforschung und Auslegung mit der lebendigen Aneignung davon, nicht minder aber auch die übrigen Geistesgaben. In der erstgenannten Beziehung ist es bei näherer Bekanntschaft mit den Gemeinschaften wirklich überraschend, welches Schriftverständniß, welche scharfe und tiefgehende Erforschung und Anwendung des göttlichen Worts, welche Gabe und Gewohnheit, dies einfach und richtig auszusprechen, sich nicht selten in ihrer Mitte findet. Muß man sehen, wie oft die Gebildeten kaum oberflächlich einige Punkte unsers seligmachenden Glaubens zu berühren wissen und dies alsdann ihr Christenthum nennen, oder wie sie, unbekannt mit den eigentlichen Bedürfnissen ihres innern Menschen, um nur so viel, als sie haben, für ihren Geschmack genießbar zu machen, erst noch allen Prunk und Flitter weltlicher Bilder und Reime zu Hülfe nehmen müssen: so findet man hier dagegen bei sehr vielen Christen ein einfältiges, offenes Auge für die Geheimnisse des Rathschlusses Gottes und jenes Wissen darum, wie es von den Kindern, gegenüber den Knechten, heißt, daß sie wissen, was der Vater thut. Nimmt man hiezu, wie ihre vielfältigen Berührungen unter einander, die gegenseitige Vertraulichkeit, die sich doch immer wenigstens zwischen Einzelnen bildet, ihnen so reiche, lebendige Erfahrungen von der Gewalt der Sünde und von dem Wachsthum der Gnade gibt, und sie stets auf's Neue antreibt zu prüfen, was Gott wohlgefällig, was der vollkommene Gotteswille sey, sich untereinander zu erbauen, zu züchtigen, zu trösten, aufzurichten und zu heiligen, und daß somit der Einfluß, welchen die Gemeinschaft im Geistlichen und Leiblichen auf die Lebensordnung ihrer Mitglieder ausübt, weder grundlos und willkührlich, noch ein bloß äußerlicher ist, sondern in dem Geist Christi seinen Grund und seine Stärke hat: so sieht man aus dem Allem, daß mit unsern Gemeinschaften in jede Gemeinde fruchtbare Keime gelegt sind, die dem Geistlichen selbst sein Amt erst recht erquicklich machen. Denn ein Missionär, wenigstens ausschließlich, soll doch gewiß der Pfarrer in seiner Gemeinde nicht seyn, daß er Glauben, Hoffnung und Liebe erst erwecken müßte, sondern unser eigentliches Amt ist ja das, das vorhandene christliche Leben vermittelnd zusammenzufassen, und in der Macht des Geistes so zu leiten, daß es dem gemeinen Nutzen Aller diene. Die Gemeinschaften sind demnach auch in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit, indem sie zum lebendigen Beweis werden, daß das Christenthum etwas Anderes ist als ein Kirchenbesuchen oder ein bloßes Wissen um die Lehre, vielmehr eine durch den Geist Christi geheiligte Lebensgemeinschaft. — Was aber die Gefahr betrifft, es könnten in diesen kleinen Kreisen leicht Irrlehren oder Glaubens-Mengerei einreißen: so kann diese Besorgniß in jener Zeit, wo sich bei dem unruhigen Treiben einer neuen Sache noch keine Uebersicht und Erfahrung gewinnen ließ, vollkommen entschuldigt werden; heutzutag aber sollten diejenigen, welche dies nachsprechen möchten, zuvor wohl noch ein wenig genauer zusehen."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. Mai 1840.

Kirchensache.

1) Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunkt der würtembergischen Verhältnisse aus. Eine kirchenrechtliche Abhandlung von Karl Wolff, Pfarrer in Beinstein. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1840. 8. S. 382.

(Schluß.)

„Einzelnes Irrthümliche kann zwar überall auch zum Vorschein kommen und sich eine Zeit lang ausbreiten; im Ganzen aber muß man nur wissen, einmal in welcher Menge die alten, gediegenen Erbauungsbücher unter dem Volk vorhanden sind, und wie bekannt das Volk mit denselben ist, sodann weiter mit welch treuer Liebe Alles an diesen theuern Erbstücken hält, und wie tief die protestantischen Grundbegriffe in die Herzen eingegraben sind, um jener Besorgniß wegen vollkommen außer Angst zu seyn. Die protestantische Kirche hat keinen sicherern Grund als in dem Herzen des Volks. Und gewiß finden sich bei uns fast in jeder Gemeinde Solche, die vollkommen bereit sind zur Verantwortung gegen Jedermann, der Grund fordert von der Hoffnung, die in ihnen ist. Aus diesen Bemerkungen ergibt sich, daß die Haupteinwendungen des General-Rescripts mehr eine Ausartung und den befürchteten Mißbrauch des Gemeinschaftwesens als dieses selbst in seiner wahren Gestalt und in seiner geschichtlichen Entwicklung treffen. Zugleich bestätigt sich, was früher schon auf anderem Wege dargethan wurde, daß die Gemeinschaften nicht ein Auswuchs, sondern ein Theil des kirchlichen Lebens sind, derjenige Theil, wo beim gesunden Verlauf das freie, formlose christliche Leben des Einzelnen, mit genügender Sicherheit jeder Eigenthümlichkeit, bereits auch seinen Uebergang nimmt in die gebundenern, festern Formen des gemeinsamen kirchlichen Lebens."

Jeder, der den Protestantismus **nicht** als einen bloßen Uebergang zu irgend einer künftigen philosophischen Weltreligion, Theismus, Pantheismus, Hegelschem Anthropotheismus ꝛc., **nicht** als eine bloße Negation des Katholicismus und fortwährende Polemik gegen denselben, **nicht** als eine politische Kirche, als ein bloßes Werkzeug des Staats, als eine Polizeianstalt mit schwarz uniformirter Gensd'armerie, **sondern** als die Form christlichen Gemeindelebens ansieht, in welcher der echt christliche Geist am lautersten sich aussprechen, und am sichersten (weil am bescheidensten) sich fortpflanzen kann, der wird das vorliegende Buch mit großer Befriedigung und Freude lesen. Wir machen ausdrücklich auf jenen Zug von Bescheidenheit aufmerksam, denn wenn die Hoffnungen und Wünsche, die der Verfasser ausgesprochen hat, zunächst nicht in Erfüllung gehen, so bleibt es doch immer erfreulich und dankenswerth, daß er gezeigt hat, wie viel Tröstliches in der protestantischen Kirche überall noch zu finden ist, wo man es selten bemerkt und noch seltner anerkennen will.

2) Ueber die Herstellung einer allgemeinen christlichen Kirche und ihre Organisirung. Ein Versuch zur Beendigung der kirchlichen Wirren von Michael Aschenbrenner, königl. bayer. Professor. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1840.

Wer sollte nicht den Versuchen, die streitenden Kirchen zu versöhnen, von Herzen zustimmen? Sind wir nicht alle Gottes Kinder, warum streiten wir uns um den Vater? Sind wir nicht alle Christen, warum verletzen wir das erste Gebot Christi, daß wir uns unter einander lieben sollen? Und abgesehen davon, wenn man auch nur vom weltlichsten Standpunkt ausgeht, wie schädlich hat nicht der Kirchenstreit auf unsere Nationalinteressen eingewirkt! Wie lähmt er noch bis auf diesen Augenblick die Kraft Deutschlands!

Also mag man wohl die Herstellung einer allgemeinen christlichen Kirche wünschen. Allein es ist kaum zu erwarten, daß sie auf dem von Hrn. Aschenbrenner vorgeschlagnen Wege erreicht werden wird. Beim besten Willen scheint er sich über die Zweckmäßigkeit der Mittel zu täuschen. Anstatt nämlich jene höhere Einheit zu suchen, in welcher die Bedürfnisse der katholischen und protestantischen Confessionen gleicherweise befriedigt würden, in einer Fülle, die den Reichthum beider Confessionen noch überträfe, macht er sich die Sache leichter, leugnet die Bedürfnisse hier, die Bedürfnisse dort, scheidet sie von beiden Confessionen ab und macht diese endlich in ihrer Armuth einander so gleich, wie einen blonden und schwarzhaarigen Menschen, nachdem sie kahl geschoren sind. So glichen sich im alten Rom die Triumvirn aus, indem sie einander wechselseitig ihre Freunde aufopferten. Das ist aber gewiß nicht das Ideal einer Versöhnung. Herr Aschenbrenner geht sogar noch weiter und will Dogmen verworfen wissen, die sowohl von Protestanten als Katholiken angenommen sind, die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi. Die Sakramente reduzirt er auf zwei, der Bibel bestreitet er nicht ihre großen Vorzüge, doch die Autorität als Offenbarung und will nicht, daß sie ein „Ruhepolster der menschlichen Vernunft" sey; sondern durch die Vernunft, die immer weiter dringt, soll die Perfektibilität des Christenthums eine Wahrheit werden. Somit sagt uns Herr Aschenbrenner eigentlich nichts Neues. Das ist das alte Lied der Rationalisten.

Neugriechische Dichtkunst.

ΤΡΑΓΟΥΔΙΑ ΡΩΜΑΙΚΑ. Neugriechische Volksgesänge. Original und Uebersetzung. In Zusammenstellung mit den uns aufbewahrten altgriechischen Volksliedern von Dr. J. M. Firmenich. Berlin, Heymann, 1840. S. 164. 8.

Ein gar nettes Buch, voll der lebendigsten und zartesten Poesie. Der Herausgeber theilt darin die schönsten Volkslieder der Neugriechen im Original mit, übersetzt den größten Theil derselben in fließenden deutschen Versen und erklärt sie. Wir wollen einige der am meisten charakteristischen herausheben. Zuerst Klephtenlieder, Gesänge der griechischen Räuber, deren Räuberei aber von nobler Art ist, sofern sie durch die Tyrannei der Türken zu dieser romantischen Lebensweise gezwungen wurden.

Wenn auch die Pässe türkisch sind, sie Albaneser nahmen,
Es lebet Stergios ja noch, der fürchtet nicht die Pascha's.
So lang noch Schnee die Berge deckt, so huld'gen wir nicht Türken.
Wir geh'n und lagern uns allda, wo Wölfe lauernd nisten.
Bei Türken wohnen Sklaven nur, in Städten und auf Eb'nen,
Der Pallikaren Städte sind die Schluchten und die Wüsten.
O besser, daß mit Bestien wir, als mit den Türken leben!

In den meisten dieser Lieder ist dem Heldenmuth eine gewisse eigenthümliche Wehmuth beigesellt, die sich aus dem traurigen Geschick des Volkes hinlänglich erklärt, die sich übrigens aber in allen alten Volksliedern slavischer Stämme, bei Böhmen, Polen, Serviern und Russen, auf gleiche Weise findet. Hier einige der schönsten Lieder. Das Grab des Räubers:

Die Sonne sank in's Meer hinab, und es gebietet Dimos:
„Geht, holet Wasser, Kinder mein, daß Abendbrod ihr esset!
Und du, Lampratis, Neffe mein, sey' hier dich mir zur Seite.
Da! trage meine Waffen du, sey du hinführo Hauptmann!
Ihr, meine Kinder, nehmt mein Schwert, das arme und verlaß'ne,
Und haut mir grüne Zweige ab, und breitet sie zum Lager,
Und holet mir den Geistlichen, auf daß er Beicht mich höre,
Daß ich die Sünden sage ihm, so ich begangen habe.
War Armatole dreißig Jahr, und zwanzig bin ich Klephte.
Doch jetzo naht sich mir der Tod, und jetzo will ich sterben,
Macht mir mein Grab zurecht, doch schaut, daß breit und hoch es werde,
Damit ich steh'n und kämpfen kann, und auch queräber laden.
Und an der rechten Seite laßt ein Fensterlein mir offen,
Auf daß die Schwalben kommen dort, und mir den Frühling bringen,
Und mir den wonnevollen Mai die Nachtigallen künden!"

Ein anderes Lied vom Grabe:

Am Varbari, am Varbari,
Auf der Eb'ne am Varbari
Lieget Vevros ausgestrecket,
Und es spricht zu ihm sein Rappe:
„Auf, Gebieter, laß uns weiter,
Unsre Schaar ja zieht von hinnen!" —
„„Rappe, ach, ich kann nicht weiter,
Hier, mein Rappe, werd' ich sterben.
Komm und grabe mit den Hufen,
Mit den Eisen dein von Silber,
Nimm mich auf mit deinen Zähnen,
Lege dann mich in die Erde.
Nimm auch, Rappe, meine Waffen,
Geh' und trage sie den Mein'gen,
Nimm auch dieses Tuch, mein Rappe,

Digitized by Google

Geh' und trag' es meinem Liebchen,
Ach, damit sie mich beweine,
Wenn die schöne Maid es blicket!""

„Ein drittes, sehr schönes:

Der Olympos und Kissavos, im Streit sind die zwei Berge.
Stolz wendend sich zum Kissavos spricht Olympos dros also:
Nicht streite, Kissavos, mit mir, Betret'ner du von Heiden!
Ich bin der alte Olympos, in aller Welt berühmet,
Hab' zwei und vierzig Gipfel gar, und zwei und sechzig Quellen,
Und so viel Quellen Fähnlein auch, und so viel Zweige Klephten.
Hoch oben auf dem Gipfel mein, da sitzt, schau, ein Adler,
Und in den Krallen sein da hält er's Haupt von einem Braven.
„Sprich, armes Haupt, was thats du doch, was hast du denn verbrochen?" —
„„Friß, Vogel, nur die Jugend mein, auch meine Mannskraft friß sie,
Daß ellenlang dein Flügel wird, und spannenbreit die Kralle!
Im Luros und Xeromeros, dort war ich Armatole,
Im Chasia, auf dem Olympos wohl zwölf der Jahre Klephte;
Der Aga's sechzig traf mein Schwert, auch brannt' ich ihre Dörfer.
Wie Viel' ich auf dem Kampfsplatz ließ an Türken, Albanesern.
Gar Viele sind's, o Vogel mein, und schwerlich wohl zu zählen.
Doch kam die Reihe auch an mich, daß ich im Kampfe fiele.""

Die Lieder sind meist historisch und beziehen sich auf wirkliche Begebenheiten. So das von der Suliotin Despo und ihrer heldenmüthigen Aufopferung.

Horch, horch, wie's lärmt und tos't so dumpf, es fallen viele Schüsse!
Ob man zu einer Hochzeit schießt, ob wohl zu einem Feste!
Nicht schießt zu einer Hochzeit man, noch auch zu einem Feste.
Die Despo führet dort den Kampf sammt Kindern, Schwiegertöchtern,
Im Thurm Dimoulas überfiel der Albaneser Schaar sie. —
„Die Waffen her, Georgis' Weib! nicht bist du hier in Suli!
„Des Pascha's Sklavin bist du hier, der Albaneser Sklavin!" —
„„Wenn Suli ihm auch huldigte, und türkisch ward Kiapha,
Zu Herren machte Despo nie, noch macht sie je die Türken!""
Nach einem Brande greift die Hand, sie ruft zu ihren Töchtern:
„Auf, Kinder, folgt! nie leben wir als Sklavinnen der Türken!"
Und die Patronen steckt sie an, im Feuer sterben Alle.

Der Herausgeber, dem wir für die Mittheilung dieser schönen Lieder dankbar seyn müssen, sucht mit besonderer Vorliebe in denselben Spuren von altgriechischer Poesie wiederzufinden. Daß sich Uebereinstimmendes findet, kann nicht auffallen, z. B. in Liedern von Rhigas, der die alten Griechen studirt hatte († 1797), und in Volksliedern, welche Situationen und Bilder aus der Natur auffassen, wie man sie in der Poesie jedes Volkes, wie bei Homer und Theokrit, findet. Doch weist der Herausgeber nach, daß sich wirklich poetische Traditionen aus der altgriechischen Zeit im Volk erhalten haben, z. B. die Sage vom Charos, dem alten bösen Todtenführer, der offenbar der alte Charon ist. Desgleichen haben sich in einer allegorischen Vorstellung von der Pest die alten Parzen erhalten. In Bergsagen leben ziegenfüßige Mädchen fort, im Aberglauben die Verwandlung des Mondes in eine Kuh ꝛc. Die Echtheit dieser Traditionen erleidet keinen Zweifel; doch berechtigt sie den Herausgeber noch nicht zu der Behauptung, daß die Bevölkerung, in welcher sich solche Sagen erhalten haben, noch das althelleniſche Blut in sich tragen. Antike Göttersagen haben sich selbst in Deutschland an Orten erhalten, wo einst Römer waren, desgleichen slavische Sagen in ganz deutschen Ländern. Es ist eine in der Geschichte der Mythologie allgemein bekannte und bewährte Thatsache, daß die an Lokalitäten geknüpften Sagen den Wechsel der Bevölkerung überdauern und von einer Nation auf die andere mit dem Besitz des Landes selbst und oft auch wenigstens zum Theil mit der Sprache übergehen. Die wenigen Traditionen, die im neugriechischen Volke noch an das altgriechische erinnern, z. B. die von Charos beweisen so wenig für die echthelleniſche Abkunft von heutigen Griechen, als die slavische, vielleicht noch ältere vorslavische Sage vom Rübezahl im schlesischen Riesengebirge die deutsche Abkunft der heutigen Bewohner dieses Gebirges widerlegt. So werden sich in Amerika indianische Sagen erhalten, wenn längst alle Rothhäute werden ausgerottet seyn. Doch in allen solchen Fragen entscheiden nur historisch gewisse Data, und die, welche Fallmerayer gesammelt hat, sind vollgültig und unumstößlich. Wenn gleichwohl auf die Volkssagen und Volkslieder bei der Entscheidung der Abstammungsfrage ein Gewicht gelegt werden wollte, so würden auch sie nur beweisen, was Fallmerayer bewiesen hat, denn wenn die neugriechischen Volkslieder nur wenige schwache Vergleichungen mit der altgriechischen Poesie erlauben, sind sie im Gegentheil die brüderlichsten Ebenbilder der serbischen und altpolnischen Volkslieder, denselben wie aus den Augen geschnitten, eines Vaters und einer Mutter Kinder.

Neben den Klephtenliedern τραγούδια κλέφτικα finden sich eine Menge vermischte Lieder zärtlichen, abergläubigen Inhalts, kleine Genrebildchen gewährend, auf das Privatleben bezüglich ꝛc. τραγούδια πλαστά. Einige sind

förmliche Romanzen, z. B. folgende, die auffallend an Bürgers Leonore erinnert:

O Mutter, du, mit Söhnen neun, und mit der einen Tochter!
Im Dunkeln badetest du sie, flochtst ihr bei Licht die Haare,
Und schnürtest ihren schlanken Leib im Mondenscheine draußen. —
Gib sie, gib Aretula mir, ich sandte ja die Werbung
Von Vavyloni dir schon zu, gib mir sie in die Fremde,
Daß Trost ich habe auf dem Weg, den ich nach Hause ziehe!" —
„„Verständig bist du, Konstantin, jetzt aber sprachst du thöricht.
Wenn Freude oder Leid sie trifft, wer wird sie heim mir bringen?"" —
Er stellte Gott zum Bürgen ihr und alle heil'gen Märt'rer
Er brächte selbst die Tochter ihr, so Freude, Leid sie träfe.
Es kam das zweite Jahr heran, und alle Söhne starben,
Und auch am Grabe Konstantins rauft' aus sie sich die Haare:
„Steh' auf, mein Konstantin, ich will, will meine Aretula!
Du stelltest Gott zum Bürgen mir und alle heil'gen Märt'rer:
Du brächtest selbst die Tochter mir, so Freude, Leid sie träfe!" —
Um Mitternacht verläßt er's Grab, um Jene ihr zu bringen;
Er trifft sie kämmend sich die Haar im Mondenscheine draußen:
„Auf! theure Aretula, komm: es heischt dich unsre Herrin!" —
„„Weh, weh, lieb Herzchen mein, sag' an! was willst du diese Stunde?
Ist Freud daheim in unserm Haus, daß ich mich golden schmücke,
Sprich, oder Leid, lieb Herzchen mein, daß, wie ich bin, ich gehe?"" —
„Komm, weder Leid noch Freude ist daheim in deinem Hause.
Auf, theure Aretula mein, wie du da bist, so komme! —
Wohl auf dem Wege, den sie zieh'n, und Wege, den sie wandern,
Da hören Vögel singen sie, und Vögel also sagen:
„Sieh da, das schöne Mägdlein! schau, sie führet einen Todten!" —
„„Horch auf, mein theurer Konstantin, horch, was die Vögel sagen!"" —
„Es sind ja Vöglein, Liebchen traut, o laß die Vöglein singen!
Es sind ja Vöglein, Liebchen traut, o laß die Vöglein sprechen!" —
„„Ich fürchte dich, mein Brüderlein, du riechst so sehr nach Weihrauch."" —
„Ja, gestern Abend gingen wir hinaus nach Sankt Johannes,
Dort hat der Priester uns gar sehr beräuchert mit dem Weihrauch."
„Auf, Mutter, schließ die Thüre auf, sieh deine Aretula!" —
„„Bist du ein guter Geist, dann zieh! Fort, fort, so du ein Guter!
Denn weit, weit in der Fremde weilt die arme Aretula."" —
„Auf, Mutter, schließ die Thüre auf, schließ auf, ich bin dein Kostas!
Ich stellte Gott zum Bürgen dir, und alle heil'gen Märt'rer:
Ich brächte selbst die Tochter dir, so Freude, Leid sie träfe!" —
Und als das Thor sie öffnete, entfloh der Mutter Seele.

Sehr artig und gemüthlich ist folgendes Liedchen:

Ein Judenmädchen mähte Korn, hoch war das Mädchen schwanger,
Zu Zeiten, Zeiten mäht sie ab, zu Zeiten aber kreißt sie.
Auf eine Garbe lehnt sie sich, gebiert ein goldnes Knäblein,
Birgt in der Schürze es, und geht, im Meer es zu ertränken.
Ein Rebhuhn kommt entgegen ihr, es spricht zu ihr das Rebhuhn:
„Unsinn'ge Hündin, Frevlerin, unreines Judenmädchen,
Ich habe achtzehn Vögelein, und suche sie zu nähren,
Und du hast einen goldnen Sohn, und den willst du ertränken!"

Ein Volksliedchen der echtesten Art ist das kleine Lied vom heimlichen Kuß:

Als wir uns küßten, Mädchen mein,
Da war es Nacht, wer sah uns?
Es sah uns nur die Nacht, der Stern,
Der Mond, die Morgenröthe!
Doch strahlend schoß der Stern herab,
Und sagte es dem Meere,
Dem Ruder sagt' es dann das Meer,
Das Ruder drob dem Schiffer,
Der Schiffer sang es laut zuletzt
Vor seines Liebchens Thüre.

Antiker Form sich nähernd:

Du liebe, traute Schwalbe,
Du kehrest jährlich wieder,
Und baust dein Nest im Sommer,
Im Winter aber schwindst du
Dem Nil zu oder Memphis.
Doch Eros bauet immer
Sein Nest in meinem Herzen.
Er fiedert sich zur Sehnsucht,
Ein Ei ist sie noch eben,
Stracks halb schon aus den Schalen;
Und immer schrei'n die Jungen
Mit aufgesperrtem Schnabel;
Die Größeren, sie füttern
Die kleinen Erotiden,
Doch wie sie groß gefüttert,
Gleich hecken selbst sie andre.
Welch Mittel mag's nun geben?
Denn nicht vermag so viele
Eroten ich zu scheuchen.

Genug, man sieht aus diesen Proben, wie schön die Lieder sind. Herr Firmenich verspricht noch eine größere Arbeit dieser Art, der wir mit Vergnügen entgegen sehen. Am Schluß macht er auch auf die wallachische Poesie aufmerksam.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 13. Mai 1840.

Biographie.

Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso. Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig. Zwei Bände. Auch unter dem Titel: Adelbert von Chamisso's Werke. Fünfter und sechster Band. Leipzig, Weidmann, 1839. 8.

Chamisso, wiewohl erst in den gereifteren Mannesjahren als Dichter fruchtbar und einem weiteren Kreise bekannt geworden, ist doch in diesem kurzen Zeitraum zu solcher Anerkennung gelangt, daß man, wo es sich von den trefflichsten handelt, neben Uhland und Rückert auch seinem Namen zu begegnen pflegt. Es wäre bei dem glänzenden Rufe, den seine Dichtungen genießen, unbillig gewesen, den Verehrern des Mannes eine nähere Auskunft über sein Leben und Geschick vorzuenthalten. Durch das vorliegende Buch, von Freundes- und Meisterhand geschrieben, ist einem gewiß allgemeinen Bedürfniß entgegengekommen.

In dieser Biographie wird uns aber das Bild eines Lebens vorgeführt, welches schon an sich, und wenn es auch nicht einem so berühmten und geliebten Dichter angehörte, das Interesse in hohem Grade spannen muß. Ein Leben, welches in seinem inneren Bildungsgange wie nach seinen äußeren Lagen, Wechseln und Thätigkeiten gleichsehr anzieht, vornämlich aber durch die gegenseitigen Beziehungen des Gemüthes und der Schicksale den Mann, der es führte, auszeichnet.

Chamisso, der Heimath nach Franzose, geboren auf dem väterlichen Schlosse zu Boncourt in der Champagne im Januar 1781, war neun Jahre alt, als er mit seinen alles ihres Vermögens beraubten Aeltern und seinen Geschwistern Frankreich verließ, aus den Niederlanden zuerst nach Würzburg, dann nach Bayreuth und zuletzt nach Berlin kam, wo er, unter die Zahl der Pagen der Königin aufgenommen, unter der besondern Fürsorge dieser fürstlichen Dame theils Privatunterricht, theils die Erlaubniß, an dem öffentlichen in dem französischen Gymnasium zu Berlin theilzunehmen, erhielt, und mit siebenzehen Jahren bei dem Infanterie-Regiment Götze, welches damals in Berlin stand, in den preußischen Kriegsdienst eintrat. Hier war es, wo er eine Reihe von Jahren hindurch ernstlichen Studien oblag und sich einem Freundschaftsbunde anschloß, dem auch Hitzig, Theremin, Varnhagen und Neumann angehörten. Die gemeinschaftliche Herausgabe eines poetischen Taschenbuches war der vorzugsweise Angel ihrer Zusammenkünfte und ihres späteren Briefwechsels, nachdem sich die Freunde zerstreut hatten nach Osten und Westen, und während nur noch der Lieutenant von Chamisso in Berlin zurückgeblieben war. Aber die Freundschaft war der Puls seines Lebens geworden, und sein, wie der Anderen Denkspruch, stand unter jedem Brief: τὸ τοῦ πόλου ἄστρον. Er warf sich dabei zu Haus und auf der Wachstube in die angestrengteste Arbeit; wofür unter vielen Stellen seiner Briefe hier nur eine vom 17. Juli 1805 zeugen mag:

„In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgelesen haben (und das gut) — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabasis des Xenophon, den Anakreon, und zwei der größeren Dialogen des Lukian, auch die erste Philippika des Demosthenes. Nur muß ich noch zu der Grammatik ernst zurückkehren. Alle Stunden, die mir nicht der καρτοφλοφαγων δολιχος ποδας Dienst raubet, sind dem Einzigen geweiht, nur wenige Tage in der Woche widme ich wenige Stunden der Gesellschaft, täglich aber sechs und acht und zehen Stunden dem Griechischen."

Derselbe strenge Ernst, welchen er, der Schule längst entlassen, der Beschäftigung mit klassischer Sprache und Literatur widmete, zeigt sich auch in der Beurtheilung seiner jugendlichen Dichtungen und derjenigen seiner Freunde, die sie zur gemeinschaftlichen Veröffentlichung im Almanach sammelten. „Gedichte von uns an uns

mögen immerhin angenommen werden, ich habe nichts dawider. Nur aber, und darauf dring ich, müssen solche Schmeichelbälge der strengsten ästhetischen Censur unterworfen werden. — Mein Sonett an Neumann z. B., dieses mein Sonett ist ein schlechtes Machwerk. Theremins Sonett an Dich (Varnhagen) ist gut; Deine Ode, nebst ihren nicht zu verachtenden Metrumshäkchen, kann ein ehrender Versuch seyn, so auch andere Dinge; aber ich wiederhole es und überkomme mit Machtspruch: Du wirst nichts aufnehmen, was aus irgend einem Grunde könnte billig verschmissen werden." — „Ich bitte Euch, Kinder, eigenen Heiles wegen, wenn ich Euch Raritäten aus meiner Gedichtefabrik zusende, sie mir ja noch möglichst zu durchpeitschen, und, so unerfreulich es Euch auch manchmal bedünken muß, ihrer mit mir zu sprechen. Ich bin blind für sie, und kann, was wahrlich immer das Beste bleibt, mit Niemanden mich mündlich besprechen."

Im Jahr 1805 führte ihn ein militärischer Marsch zuerst nach Franken, dann ins Hannöverische. Varnhagen und Neumann besuchten ihn zu Hameln. Er entwarf den Plan, mit ihnen und Neander in Halle zu studiren. Bei aller Bedrängniß seiner Mittel hatte er für sich guten Muth. „Ich habe erprobt, daß Stroh ein gutes Lager ist, und daß Brod nähret, dieses macht mir keinen Kummer," schreibt er an Varnhagen, — „aber ich habe euch des Luxus beflissen gesehen, und zu Zeiten selbst der Verschwendung, — und das macht mir Kummer, zumal wenn wir, wie ich denke, Dach und Fach theilten, und ich mit leeren Händen in den gemeinschaftlichen Schatz schüttete. — Dieses Alles bedenket wohl." Indessen kam das Vorhaben nicht zur Ausführung. Bei der schändlichen Uebergabe Hamelns an die Franzosen war Chamisso einer der hochherzigen Offiziere, die zum Widerstand entschlossen keinen Theil hatten an dem Verrathe des preußischen Commandanten. Aus den Untersuchungen des Kriegsgerichtes ging er mit glänzender Rechtfertigung hervor. Aber sein Gemüth entzog sich einem Berufe, dem er zwar ehrenvoll gedient, worin er jedoch seine wahre Bestimmung zu erreichen keine Hoffnung hatte. Nach einem kurzen Ausfluge zu den Seinigen in Frankreich wieder zu Berlin eingetroffen, nahm er seine Entlassung aus dem Militär. Die Aussicht auf eine Professur führte ihn in sein Vaterland zurück, ging aber nicht in Erfüllung. Er hielt sich dann zu Napoleon bei Prosper Barante auf, welcher dort als Präfekt stand und dem er zur Einführung in die deutsche Literatur dienen sollte. Später zur Frau von Staël eingeladen, schloß er sich, doch mit dem Gefühl, hier nicht heimisch zu seyn, und mehr aus der gegen Schlegel übernommenen Verbindlichkeit, sein Werk über die dramatische Literatur ins Französische zu übersetzen, jenem Kreise an. In Coppet entschied sich seine Neigung für die Naturwissenschaften, insbesondere die Botanik. Im Herbste 1812 wieder nach Berlin zurückgekehrt, fing er erst jetzt eigentlich das akademische Studium an. Bei dem Ausbruch aber des französischen Feldzuges, der Alles in Preußen zu den Waffen rief, sank er in eine schwermüthige Stimmung, wobei er den Schmerz, Deutscher und Franzose zugleich zu seyn, kaum verwinden konnte. Die Theilnahme an Hitzigs, mit dem er zusammenlebte, häuslichen Leiden drückte ihn gleichfalls nieder. Da war es aber dieser Freund, welcher ihm, dem die Unthätigkeit ein Vorwurf und die Wissenschaft unter solchen Umständen keine Erquickung war, in einen schönen Beruf die Bahn öffnete, indem er die Einleitung dazu traf, daß Chamisso als Naturforscher des Rurik den russischen Capitän Kotzebue auf der Weltumsegelung begleite. Diese Reise hat er selbst in einem Buche beschrieben, welches den ersten Band seiner Werke füllt; sie breitet sich aber nicht minder ansprechend vor dem Leser in den Briefen aus, die während der drei Jahre, die sie umfaßt, aus allen Weltgegenden an Hitzig abgegangen sind und jedes Bild, jeden Zustand, jede Stimmung aus unmittelbarster Anschauung und Erfahrung mittheilen. In Folge dieser Reise wurde er bei dem botanischen Garten in Berlin als Custos der Sammlungen angestellt. Zu gleicher Zeit — 1819 — hatte die Akademie der Wissenschaften daselbst ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen. Auch war es derselbe Zeitpunkt, an welchem er die längstersehnte eigene Häuslichkeit in der Verbindung mit Hitzigs Pflegetochter fand. Obschon durch seine Wanderung unter allen Zonen vor Vielen zum Weltbürger geworden, hatte er doch mitten auf der Reise nicht aufgehört deutsch zu denken und zu dichten; aber erst nun am eigenen trauten Heerd, auf dem guten Grunde wissenschaftlicher Thätigkeit und eines ungehemmten geselligen Verkehrs fing sein poetisches Leben aus unerschöpflicher Quelle zu fließen an. Dieser schöne Zeitpunkt neigte sich unter einem schweren körperlichen Leiden, das den kräftigen Mann im Gefolge der Grippe ergriffen hatte, schon vor dem Tode seiner theuern Gattin, die ihm noch voranging, zu Ende, und erlosch mit des Dichters Odem am 21. August 1838.

So in der Kindheit vom heimathlichen Boden verscheucht, bei allem noch so treuen Streben und bescheidenen Hoffen ohne Befriedigung hin- und hergeworfen, und erst spät in den stillen Hafen eines äußerlich beschränkten Glücks eingelaufen, hat er um so entschiedener seine geistige Eigenthümlichkeit als Dichter und als Mensch durchgebildet und gereift. Mit der äußeren Mischung eines doppelten Angehörens diesseits und jenseits des Rheins hat sich in ihm eine merkwürdige Vereinbarung der Nationalitäten, doch mit vorwiegender

Digitized by Google

Hinneigung zu dem Vaterlande seiner Bildung, entfaltet. In seinen Briefen noch mehr als im persönlichen Umgange, dessen kurzer Genuß auch dem Berichterstatter unvergeßlich ist, zeigt sich die Beweglichkeit des französischen Naturells; es ist nicht die gewöhnliche Unbefangenheit, womit in solchen brieflichen Mittheilungen bisweilen und auch andere ausgezeichnete Talente Heterogenes zusammenknüpfen oder aneinanderreihen; es ist jene zum Habitus werdende Rastlosigkeit der Bewegung, die an tausend Dingen in Einer Wendung vorüberzieht. Aber nicht nur, daß damit sich von Anfang der deutsche Ernst verbindet, der sich nach innen concentrirt, der zu prüfen und das Gute zu behalten weiß; sondern es bricht sich dieser Ernst und Wille auch in seiner Arbeit und in seinem Ausdrucke Bahn, und weiß die kurzen Blitze, die sich in seiner Schreibart einander folgen, durch ein anhaltenderes Leuchten und Erwärmen in der Kundgebung einzelner Materien, die ihm tiefer einwohnen und die ihn, ehe er sie äußerte, langeher schon beschäftigt hatten, zu unterbrechen. Auf der andern Seite ist es die französische Munterkeit und Laune, womit er das Leben ansieht und worin ihm ein überaus köstlicher Witz bei jeder Beobachtung und in jedem Urtheil zu Gebote steht. Aber auch hierneben lebt sich eine tiefere Weltanschauung und ein innigeres Gefühl in ihn hinein und aus ihm hervor, was auf dem Grunde deutscher Freundschaft, Sinnesart und Sitte ihn im edelsten Sinne zu unserem Landsmanne gebildet hat. Diese echte Gemüthlichkeit hat ihn noch mehr als die Schönheit seiner Bilder und Terzinen zum Lieblinge des gebildeten Deutschlands gemacht, und hat ihn seinen alten und jungen Freunden, ganz abgesehen von der Trefflichkeit seiner Poesie, so ungemein werth erhalten. „Ein Mann voll Unschuld, voll rastloser Thätigkeit, die bei ihm nie auf äußern Vortheil, immer nur auf Hervorbringung von Edlem und Schönem um seiner selbst willen gerichtet war, ein kerngesunder Mensch von nobelster Gesinnung, war Adelbert von Chamisso, und fügen wir hinzu, was unsre Leser nun schon aus seinen Briefen ersehen haben, ein Freund ohne Gleichen, so haben wir das Bild einer Persönlichkeit, die unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen würde, hätte der Mann, der all jene seltenen Eigenschaften in sich vereinigte, auch nie eine Zeile in Prosa geschrieben, nie einen Vers gedichtet." (II. S. 187.)

In einer Zeit übrigens, wo talentvolle Dichter zwar mit ihrer Verzweiflung und ihren Zweifeln in einer nicht halb so schwierigen Lebenslage kokettiren: in einer Zeit, wo es zum guten Tone gehört, einen persönlichen Gott, einen sündlosen Christus und eine persönliche Unsterblichkeit zu läugnen: in einer solchen Zeit thut es besonders wohl, einen so klaren, freisinnigen und kräftigen Geist wie Chamisso war, der sich in dem Gegensatze katholischer Geburt und protestantischer Bildung nicht ohne einen inneren Kampf befand und nur selten, nie aber ohne eine ehrerbietige Scheu sich aussprach, in einem seiner letzten Briefe an la Foye in Caen neben dem Geständniß „ich habe Jahre lang über dem neuen Testament gebrütet, eine Dogmatik mir zurechte zu legen bin ich unvermögend gewesen," und neben der hierauf folgenden Frage: „Wird denn eine von uns gefordert werden?" das offene Zeugniß ablegt: „Worin soll denn das Christenthum bestehen? Jeder antwortet anders und zieht willkührlich seinen Kreis, sprechend huc usque. Ist Christus nur ein ehrlicher Mann gewesen (Rationalisten); der war auch Epiktet und am Ende auch Rabelais, deren Werke dem oder jenem besser munden mögen als das Evangelium. Gibt es keine Fortdauer des Ichs nach dem Tode (Schleiermacher, wenigstens in früherer Zeit), wozu dann all das Wesen? — Christ möchte ich (mein eigengezogener Kreis) nur den nennen, der an die göttliche Sendung, an die Gottheit oder Göttlichkeit Christi und an die Fortdauer des Ichs glaubt. Bin ich selber ein Christ? — Ich weiß es nicht." Ob ers praktisch gewesen, beantwortete sich täglich in seinem wohlwollenden, geraden und aufrichtigen Thun und Reden, beantwortet sich unzählige Male aus seinen Briefen, wo er im unruhigen und bisweilen bittern Gefühl der Verlassenheit und des Fehlschlagens seiner anspruchslosen Hoffnungen und Wünsche sich selbst und den Freunden Geduld gebietet und mit einem „es ist schon gut" sich zum Genügenlassen und Zuwarten anschickt.

Es ist von nicht geringem Interesse, das Bild Chamisso's aus einem Kranze von Männern sich hervorheben zu sehen, deren Namen auf dem Gebiete deutscher Literatur jeder seinen eigenen guten Klang haben. Die Mittheilung mehrerer Briefe von Werner und Neander an Chamisso ist gewiß Vielen willkommen. Besonders anziehend ist aber das Verhältniß des Dichters zu seinem Biographen. Wie sehr auch der Letztere bemüht gewesen ist, seinen Gegenstand selbst handeln und sprechen zu lassen, und wie schön es mit gewohnter Kunst ihm gelungen ist, in einer reichen Auswahl von Briefen des Verstorbenen das Material mit solcher Mannichfaltigkeit, Klarheit und Ordnung darzureichen, daß der Leser selbst ohne Mühe unmittelbar sich die bedeutsamen Züge des Bildes zusammenzusetzen vermag; so gehört es gewiß zu den vorzüglichsten Genüssen seiner Schrift, ihn selbst, den innigsten Freund und in so manchen Beziehungen den Vater und Führer des Dichters, in seiner ebenso sichern und segensreichen als stillen und anspruchslosen Wirksamkeit, in seinem liebenswürdigen Familienkreise bei Freud und Leid, und in dem höchst wichtigen Einflusse wahrzunehmen, welchen er auf die geistige Gemeinschaft und Entwickelung

einer namhaften Zahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller von lange her ausgeübt hat, wie seine Thätigkeit in neuester Zeit auch zugleich auf die Schicksale der Presse und des Buchhandels in den verschiedenen Gebieten und Gesetzgebungen Deutschlands, vornämlich aber in Preußen, einwirkt. Er hat zugleich, wie Chamisso, zu aller Zeit im Gegensatze mit der lächerlichen Eifersüchtelei, womit Andere um ihn her sich dem poetischen Streben des deutschen Südens gegenüber stellten, alles Tüchtige gern erkannt und freundlich begrüßt, und durch die gütigste persönliche Wirksamkeit eine Gemeinschaft gepflegt, welche später in dem Musenalmanach von Chamisso und Schwab auch ein öffentliches Band erhalten sollte. Möchte es ihm gefallen, in der freundlichen Muße des Alters, mit der ihm eigenthümlichen Auffassungsgabe und bei seiner ebenso zarten als freimüthigen Wahrheitsliebe ein umfassenderes Bild des geistigen Lebens, in welchem er selbst seine Bahn durchlaufen hat, und der merkwürdigen Persönlichkeiten, deren auch außer Chamisso, Hoffmann und Werner so Viele mit ihm in einen innigeren Verkehr und Austausch getreten waren, zu entwerfen, so würden wir einen der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst und des öffentlichen Lebens unserer Zeit erhalten.

Epische Dichtkunst.

Ehrengedächtniß Gustav Adolphs. Eine historische Dichtung mit erläuterndem Anhang und vier Abbildungen von J. D. Börckel. Leipzig, Serig, 1839.

Dieses Gedicht unterscheidet sich von den gewöhnlich sehr lang ausgedehnten und bombastischen Gedichten der historischen Gattung durch verhältnißmäßige Kürze und volksthümlichen Vortrag. Die Verse sind leicht.

Im letzten Flockensturm war schon
Des langen Winters Nacht entflohn,
Und, ledig von den Banden
Des eis'gen Zwingherrn, schmückte sich
Mit ihrem Brautschmuck wonniglich
Die Erde. Sanft umwanden
Sie Blumenketten ohne Zahl
Und duft'ge Blüthenkränze,
Geschlungen ihr mit zarter Wahl
Vom jugendlichen Lenze.

Wohl strömten nun aus mancher Stadt,
Der Haft im engen Raume satt,
Heraus der Menschen Scharen rc.

Nur Magdeburgs Bürger, heißt es weiter, konnten sich des Lenzes nicht freuen und ihre Thore nicht verlassen, denn sie wurden eng umlagert von Tilly. Eine gewiß glückliche Introduktion in die Beschreibung der Magdeburgischen Zerstörung. Zu den poetischen Zügen dieses Gedichts gehört auch Tillys Kriegsrath vor der Schlacht bei Leipzig.

In einem Todtengräbershaus,
Von Trümmern rings umschlossen,
War hier schon fest der blut'ge Strauß
Im Führerrath beschlossen.

Da sah von unbekannter Hand
Bemalt mit Schädeln er die Wand
Und nackten Todtenbeinen.
Und mit erschütternder Gewalt
Ergriff's den Frevler eisig kalt;
Und bald wollt es ihm scheinen,
Als regten von Gerippen sich
Und Schädeln hier ohn' Ende
Auf allen Seiten schauerlich
Die blutbefleckten Wände.

Vor seinen Blicken, stier und wild,
Ließ Gott herauf das Jammerbild
Von Magdeburg jetzt tauchen;
Und rasselnd nun und heulend sahn
Die Todtenköpf' ihn grinsend an
Aus tausend hohlen Augen,
Und ließen endlich zitternd ihn
Den grauenvollen Mauern,
Als jagten Teufel ihn, entfliehn
Mit kalten Todesschauern.

Hiebei ist zu bemerken, daß Tilly wirklich in einem Häuschen Rath hielt, ohne zu wissen, daß es eines Todtengräbers Wohnung sey, und daß er diesen Umstand, als er ihn entdeckte, für ein sehr böses Omen nahm. Die Anekdote ist streng historisch.

Das Gedicht selbst nimmt nur die Hälfte des Bandes ein. Die andere Hälfte enthält historische Anmerkungen und Auszüge aus dem großen Epos in lateinischen Herametern, welches der Franzose Jollivet zu Ehren Gustav Adolphs gedichtet hat (hier in deutscher Uebersetzung), ferner die Gedichte Weckherlins, die sich auf Gustav und den dreißigjährigen Krieg beziehen, und endlich eine ausführliche Beschreibung der zweiten Säcularfeier des Todes Gustav Adolphs auf dem Schlachtfeld von Lützen. Hierbei eine Abbildung des ihm daselbst errichteten Denkmals.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. Mai 1840.

Geschichte.

1) Kur-Mainz in der Epoche von 1672. Von Dr. G. E. Guhrauer. Zwei Theile. Hamburg, Fr. Perthes, 1839. gr. 8.

Die Kämpfe Deutschlands gegen Ludwig XIV. gehören zu den Schattenpartien der deutschen Geschichte, und zwar in jeder Beziehung, erstens weil sie uns verzweifelt wenig Ehre machen und zweitens, weil man sich (vielleicht eben deßhalb) nicht sehr beeilt hat, sie in das scharfe und klare Licht der jüngsten kritischen Geschichtsforschung zu stellen, was doch mit fast allen andern Epochen unsrer und aller möglichen Geschichten geschehen ist. Welcher ägyptische oder assyrische König, welcher griechische Held und Staatsmann, vor mehr als zwei Jahrtausenden schon vermodert, wäre der deutschen Schuljugend und Lesewelt unbekannt geblieben? Aber wir wetten, daß unter hunderttausend jetzt lebenden Deutschen kaum Einer ist, der einen Boineburg kennt (den Diplomaten, in dessen Hand ein Jahrzehend hindurch das Schicksal Deutschlands lag), oder einen Thüngen (einen unsrer ehrwürdigsten Nationalhelden), die vor noch nicht zweihundert Jahren mitten in Deutschland lebten und wirkten. In allen unsern Nationalgeschichten sind hier Lücken und die Unkenntniß ist so erstaunlich, daß es wahrhaftig Zeit wird, ihr abzuhelfen.

Das vorliegende Werk ist ein höchst interessanter und dankenswerther Beitrag dazu. Das, was darin gewissermaßen als Hauptsache behandelt wird, das Projekt des großen Philosophen Leibnitz, Aegypten zu erobern, ist freilich nur eine sehr unbedeutende Nebensache; aber der übrige Inhalt des Buchs, der die diplomatischen Intriguen des sogenannten großen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, aufdeckt, ist für die Geschichte der damaligen Zeit von höchster Wichtigkeit.

Was jenes Leibnitzische Projekt betrifft, so wurde dasselbe im Einverständniß mit dem Mainzer Kurfürsten zu einer Zeit entworfen, in welcher der letztere (sonst durchgängig Frankreichs Sklave und Agent) einmal das deutsche Reich auf eine feine Weise wollte retten helfen. Leibnitz selbst war aus Ueberzeugung patriotisch und sein Projekt war gut gemeint, wenn auch lächerlich. Um nämlich Deutschland und zunächst Holland von den Angriffen Frankreichs zu befreien, suchte er die Streitkräfte Ludwigs XIV. auf einen andern Punkt hinzulenken, nämlich nach Aegypten, und dies schien um so zweckmäßiger, als man dadurch Franzosen und Türken, beide bisher so furchtbare Erbfeinde des Reichs, gegen einander hetzte. Allein man hätte voraus wissen können, wie Ludwig XIV. die Sache ansehen würde. Er dankte für den guten Rath, griff aber nicht Aegypten, sondern Holland an und machte den fortgesetzten Zumuthungen damit ein Ende, daß er lakonisch sagte: die Kreuzzüge seyen aus der Mode. Der Herausgeber hat ausführlich die Frage erörtert, welchen Antheil Leibnitz an dem Entwurf gehabt, und in wie weit jenes alte Projekt sogar auf die spätere Expedition nach Aegypten unter Bonaparte Einfluß geübt hat. Das Alles ist recht interessant, aber welthistorisch nicht wichtig.

Dies sind dagegen die diplomatischen Intriguen des Kurfürsten. Aus ihnen kann man sich vollkommen alle Schande und alles Unglück, welches das deutsche Reich damals erlebte, erklären. Johann Philipp, den der Herausgeber seltsamer Weise lobt, während die mitgetheilten Aktenstücke selbst ihn verdammen, besaß alle Charakterschwäche und alle Eitelkeit, die damals so viele kleine Herren charakterisirte, in besonders hohem Grade. Von einer Nationalehre, von einem Pflichtgefühl als Reichserzkanzler, von einem edlen Muthe keine Spur, nichts als Pfiffigkeit, Schweifwedeln gegen den Mächtigen, Tragen auf beiden Achseln, und die Sucht, sich dabei wichtig machen und den Vermittler spielen zu wollen. Inzwischen übernahm er wirklich eine wichtige Rolle, da er nach dem Tode Ferdinands III. als

Reichserzkanzler die Kaiserwahl zu leiten und an dem Minister von Boineburg einen äußerst talentvollen Mann an der Seite hatte. Zwei mächtige Bewerber um die deutsche Krone hielten sich die Waage, hier Leopold von Oesterreich, dort Ludwig von Frankreich. Der letztere war seit der Zerrüttung des deutschen Reichs im 30jährigen Kriege übermächtig, allein es war ihm doch so wenig, wie irgend einem früheren französischen Bewerber möglich, die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Boineburg, von allen Parteien bestochen und reichlich bezahlt, lenkte die Wahl auf Leopold, war aber doch auch zugleich geschickt und ruchlos genug, auch Ludwig XIV. zu befriedigen und dessen Zorn von sich abzuwenden, indem er ihn durch das Protektorat des Rheinischen Bundes entschädigte, der bald nach Leopolds Krönung aus fast allen westdeutschen Fürsten im antikaiserlichen Sinne gestiftet wurde, ein würdiges Vorbild des Rheinbundes unter Napoleon. Ludwig XIV. war höchst zufrieden mit dieser Entschädigung und bediente sich des Rheinischen Bundes sehr geschickt gegen den Kaiser, mißtraute aber doch dem, dem er deßfalls am meisten verdankte, und war bereits mächtig genug, um zu verlangen, daß man unbedingt sein Freund oder sein Feind sey. Daß Boineburg immer noch auf beiden Achseln trug und es mit dem Kaiser nicht ganz verderben wollte, war ihm zuwider und mithin erließ er von Paris aus an den deutschen Reichserzkanzler den Befehl, derselbe solle seinen Minister absetzen und ins Gefängniß werfen. Johann Philipp gehorchte ohne Widerrede. So weit war es bereits mit Deutschland gekommen, daß ein französischer Befehl hinreichte, einen hohen Beamten des deutschen Reichs vom Reichstagstisch in Regensburg wegzureißen und in den Kerker zu stürzen, weil er einen Augenblick mehr deutsch als französisch gesinnt schien.

Uebrigens wurde Boineburg binnen Jahresfrist wieder frei und der Kurfürst kam selbst eine Zeitlang mit dem allzuübermüthigen Franzosenkönig in Spannung; allein die Furcht, seine Länder durch die Franzosen verwüstet zu sehen, und die Sucht, zu intriguiren, warf ihn bald wieder in Frankreichs Arme. Während sich Ludwig XIV. bis an die Zähne rüstete, um zuerst Holland und dann die deutschen Rheinlande zu erobern, verharrte ein Theil der Deutschen in träger Ruhe, und der andere, worunter der Mainzer voraus zu nennen ist, boten sich Frankreich zum Werkzeug dar. Leibnitz schrieb damals. „Es hat nie so schlecht gestanden und hanget gewißlich das Corpus Imperii anjetzo kaum mit einem seidenen Faden zusammen, also daß wir uns ein wenig bewegen dürfen, ihn vollends zu zerreißen. . . . Es ist ja gewißlich bei Vielen alle Hoffnung gefallen. Andere Mächtige, ja wohl selbst Reichsglieder, freuen sich, daß kein Flicken an der Form unsrer Republik geholfen, und hoffen vom einfallenden Haus gute Stücken zu erwischen, etwas Neues damit zu bauen, und warten daher auf Gelegenheit, noch einen guten Stoß, doch also, daß man ihnen die Schuld nicht geben könne, daran zu thun." Und an einer andern Stelle (I, 6): „Was unsre Republik auf einmal stürzen kann, ist ein innerlicher oder äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, schläferig, bloß, offen, zertheilt, unbewehrt, und nothwendig entweder des Feindes, oder, weil wir bei jetziger Anstalt solchem selbst nicht gewachsen, des Beschützers Raub seyn." — Oder: (I, 20) „Welches sonderlich zu bedauern: nicht wenig Stände in trübem Wasser fischen, des Reichs Zerrüttung gerne sehen, eine richtige Justiz, eine prompte Execution, wie das Feuer scheuen; hingegen gegenwärtige Confusion lieben, darin jeder Faktiones machen, seinen Gegentheil aufhalten, Urtheil und Recht eludiren, an Fremde sich hängen, und ohne Verantwortung leben kann, wie er will."

Oesterreich selbst schlief damals. Der träge Kaiser ließ seine Räthe walten und der Minister Lobkowitz, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete, war von Frankreich bestochen, der Mainzer Kurfürst sein Unterhändler. Ausdrücklich versicherte Lobkowitz den König von Frankreich durch den Mund des Kurfürsten von Mainz, man werde zwar rüsten, aber nur zum Schein, man werde zwar zu Felde ziehen, aber nicht um den gegen Frankreich stürmisch vorschreitenden großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, zu unterstützen, sondern um ihn aufzuhalten. Darum sagte damals der österreichische Feldherr Montecuculi, den man gegen seinen Willen zu dieser Rolle des Aufhaltens verdammte: man solle ihm doch, da er am Rheine stehe, lieber gleich die Befehle aus Paris schicken, als auf dem langen Umwege über Wien. Umsonst beschwor der Brandenburger den Mainzer, die französischen Fahnen zu verlassen, die deutsche Sache zu vertheidigen und Holland retten zu helfen. Johann Philipp bot vielmehr Alles auf, dem Brandenburger Feinde zu wecken und namentlich auch die Sachsen von ihm abzuwenden. Alle kleine Reichsfürsten, durch deren Ländchen brandenburgische Truppen zogen, um den Reichsfeind zu bekämpfen, mußten Beschwerden darüber erheben und Protestationen einlegen. Da erreichte denn Ludwig XIV. seinen Zweck und brachte das Unglück über Holland, von dem sich das noch jetzt übliche Sprüchwort herschreibt: Holland ist in Noth! Dann folgte bald darauf die berüchtigte Verwüstung der Pfalz und ohne das Genie des Prinzen Eugen, der endlich den Eroberungen der Franzosen eine Grenze setzte, wäre ganz Deutschland nach und nach ausgeplündert und von den Franzosen in Besitz genommen worden.

Die genauere Geschichte jener Zeit ist äußerst

lehrreich, wenn auch tief betrübend. Man ersieht daraus, in welche Hände das Schicksal einer großen und edeln Nation kommen kann, wenn sie durch religiöse Zwietracht zerrüttet und geschwächt ist, wie die deutsche Nation es damals war. Wer hätte geglaubt, daß das zahlreiche und stolze Volk der Deutschen je einmal von ein paar Jesuiten und französischen Spionen regiert und an allen Gliedern geknebelt werden würde? Und doch geschah es so. Der Deutsche galt nichts mehr in Deutschland. Wer nicht die französische Livree trug oder päpstelnd auf gut spanisch das Maul hing, war geächtet. Und dennoch gibt es heute wieder Leute, die unser deutsches Vaterland wo möglich auf diesen Standpunkt zurückbringen möchten, und es ist nicht zu läugnen, wenn es ihnen gelänge, den Religionskrieg zu erneuern, so würde auch wieder nichts besseres folgen, als abermals eine Zerrüttung und Erschöpfung, wie damals, und abermals eine Herrschaft der Franzosen in Deutschland.

2) Kurze Geschichte des ehemaligen Klosters und Reichsstifts Neresheim. Von Anselm Lang. Mit Ansichten. Nördlingen, Beck, 1839.

Neresheim wurde über der Familiengruft der alten Grafen von Dillingen gebaut und Benediktinern übergeben. Durch jene Grafen reich gemacht, wuchs das Kloster an Macht und Ansehen bis zur Reformation. Im Jahr 1552 überfiel es der protestantische Nachbar, Graf Ludwig von Oettingen, und nahm es in Besitz, verlor es aber wieder. Im 30jährigen Kriege ward es eingezogen und dem schwedischen General Hoffirch als Lehn gegeben, allein auch dieser verlor es wieder. Das Kloster wurde geplündert, die Mönche flohen, fast alle Einwohner wurden durch Krieg und Pest aufgerieben. Zuletzt floh auch der Abt Meinrad, nachdem er von den Franzosen bis aufs Hemd ausgezogen und verwundet war. Dieser Herr bettelte nun ein Jahr lang herum und als er mit einigen Mönchen 1649 wieder nach Neresheim kam, fand er Alles ausgestorben und mußte mit seinen Gefährten vom Aase todter Thiere essen, um nicht Hungers zu sterben. Allein nach dem Frieden sammelten sich wieder Menschen in den verödeten Dörfern und der Landbesitz des Klosters war so groß, daß es hundert Jahre später bei vollzähliger Bevölkerung wieder in voller Blüthe stand und zum Reichsstift erhoben wurde. Zugleich wurde mit großen Kosten der neue imposante Klosterbau aufgeführt. Allein im Jahr 1802 kamen die Reichsstifter bekanntlich in die große Entschädigungsmasse und Neresheim wurde dem Fürsten von Thurn und Taxis als Aequivalent für seine, in den an Frankreich abgetretenen Provinzen des linken Rheinufers verlornen Reichsposten zugetheilt. Habent sua fata monasteria.

Der Verfasser, ein ehemaliger Benediktiner des Stifts, hängt mit großer Liebe an demselben. Deshalb wollen wir auch nicht mit ihm rechten, daß er die große, aber im Renaissance- und Jesuitenstyl gebaute Kirche zu Neresheim für einen Triumph des guten Geschmacks hält. Ausgezeichnet sind in dieser Kirche die Fresken von Martin Knoller.

Französische Literatur.

Cours de littérature française, par A. Peschier, docteur et prof. à l'université de Tubingue. Stouttgart et Tubingue, J. G. Cotta, 1839.

Herr Peschier gibt einen guten Ueberblick über die französische Literatur, von den ältesten Zeiten bis auf die neueste. Natürlich hält er sich, indem er alles in einem Bande zusammenfaßt, nur an die bedeutenderen Erscheinungen und Namen der Literatur. Was sollte auch ein trockner Catalog vieler Bücher, ein Meuselsches Schriftstellerlexikon nützen? Der Verfasser wollte seine Leser, zunächst seine Zuhörer, im Gebiet der französischen Literatur orientiren und legt daher mit Recht größern Werth auf scharfe und richtige Charakteristik der Hauptsachen, als auf vollständige Detaillirung der Nebensachen.

Indem er überall den Einfluß der Zeit auf die Literatur in Erwägung zieht, erklärt und beurtheilt er die Erscheinungen in derselben äußerst richtig und billig. Jene einseitige Vergötterung eines Talentes vom bornirtesten Standpunkt persönlicher Vorliebe aus, ohne eine Ahnung des großen welthistorischen Zusammenhanges, aus dem der Einzelne zu beurtheilen ist, jene Parteinahme, die sich so häufig bei Literarhistorikern findet, ist Herr Peschier nicht vorzuwerfen. Er hat sich sehr glücklich davon fern gehalten. Auch gibt er, ohne je den Geist, wo er sich findet, zu mißkennen, doch die einseitigen Style Preis, sowohl die klassischen, als die romantischen, und dies ist seinem Werke ganz besonders als ein Vorzug anzurechnen. Er lobt, was in den verschiedensten Stylen irgend Großes oder Geistvolles geschrieben worden ist, aber er tadelt auch die Affektation und Unnatur, die überall in der Verfolgung und Uebertreibung eines Styles zum Vorschein gekommen sind.

Einigemal hätte der Verfasser mit seinem Urtheil noch schärfer und tiefer schneiden sollen, oder vielmehr,

er hätte tiefer in die Abgründe des französischen Charakters blicken sollen, sofern sich dieselben wirklich in der Literatur geöffnet haben. Mit der Bemerkung z. B., daß Voltaire, wie Lucian, sich des Spottes über das Heilige, an das man nicht mehr glaubte und das doch noch alle seine alten Ansprüche machte, nicht habe enthalten können, — mit dieser Bemerkung ist die Pucelle und so manches andere Geistesprodukt von Voltaire, und ist die ganze irreligiöse Literatur Frankreichs nach Voltaire nicht genügend erklärt. Lucian spottete über die heidnischen Götter. So spottete Rabelais über die Mißbräuche der Hierarchie und Scholastik. Sie beide kann man mit einander vergleichen. Sie verspotteten nicht das Heilige, sondern nur den Mißbrauch des Heiligen. Ganz anders verhält es sich mit Voltaire. Er verspottete das Heilige selbst. Alle seine Angriffe waren nicht etwa gegen die Jesuiten oder gegen den entarteten Clerus des damaligen Frankreich, sondern gegen das Christenthum selbst gerichtet. Auch stand Lucian allein. Sein Spott fand in keiner Nation allgemeinen Anklang. Die Heiden wurden Christen, aber man spottete nicht über das Heidenthum, sondern man vergaß es oder behielt nur im Volksaberglauben noch eine dunkle Furcht vor demselben. Voltaire dagegen fand unermeßlichen Beifall bei seiner Nation und wurde der geistige Heros seines Jahrhunderts. Tausende von Werken sprachen die unbedingteste Bewunderung für ihn aus, ahmten ihn nach, verbreiteten seine Ideen. Und diese unermeßliche Popularität erwarb ihm nicht sein großes Dichtertalent, nicht seine meisterhafte Sprache, wodurch er immer nur Mann des Hofes und der Gesellschaft, aber nie Mann des Volks geworden wäre — sondern nur sein Spott über das Christenthum. Nur damit hat er die Franzosen elektrisirt. Wenn er nicht gerufen hätte écrasez l'infame (sc. le christianisme), so würde er nie der Abgott der Revolution und der Name geworden seyn, bei dem man zu schwören anfing, als man bei Christus zu schwören aufhörte. Wie Cromwells Soldaten eine Bibel in ihren weiten Degengefäßen, so trugen die Soldaten der französischen Republik und Napoleons Duodezausgaben der Pucelle in ihren Tornistern mit herum. Erwägt man nun den Zusammenhang Voltaires mit den Ausschweifungen der Revolution und mit der wie ein periodisch ruhender Vulkan heimlich noch immer fortglühenden, destruktiven Leidenschaft, so darf man, um Voltaire zu erklären, nicht bei einer Erinnerung an Lucian stehen bleiben; man muß vielmehr sagen, er hat ausgesprochen, was in seiner Zeit und zumal, was im französischen Nationalcharakter lag, einen Haß, eine Begierde des Zerstörens von dämonischer Natur.

Aus dem nämlichen Grunde hätte Herr Peschier vielleicht auch die Romane von Sand mehr im Zusammenhange mit den destruktiven Tendenzen der Zeit beurtheilen sollen. Er gibt der Madame Dudevant eine sehr unschuldige, eine bloß defensive Stellung. Er bezeichnet sie als die warme Vertheidigerin der echten Liebe und der echten Ehe gegen die lieblosen Conventionsheirathen, gegen die prostitution legitime. Das kann man von unserm gutmüthigen August Lafontaine sagen, aber nicht von Madame Dudevant, deren ganze Erscheinung in der französischen Literatur doch nur ein großer Fleck ist, und deren Tendenz man als eine nicht defensive, sondern als eine offensiv gegen das Heilige gerichtete, als eine wesentlich destruktive bezeichnen muß. Ueberhaupt aber sollte man die zahlreichen französischen Schriftsteller, die sich gegen Religion und Sitte verschworen haben, und die gerade zu den größten Geistern Frankreichs gehören, alle unter einen Gesichtspunkt zusammenfassen.

Von Victor Hugo spricht Herr Peschier sehr schön. Er bemerkt namentlich, daß dieser prahlerische Reformator der französischen Bühne unwillkührlich in alle Unarten des klassischen Geschmacks, den er durch den romantischen hat verdrängen wollen, zurückgefallen sey. Denn was ist wohl unnatürlicher und pretiöser, de plier timidement peu génie à l'étiquette du demi-dieu, qu'on adorait à Versailles, wie Racine, oder de ne voir dans l'art dramatique que des contrastes, des antithèses, la grandeur morale au sein de l'humiliation, en ne cherchant dans le style qu'un cliquetis de phrases à effet, de rapprochemens imprévus, en s'addressant toujours aux sens, au lieu de parler au coeur et à l'esprit, wie Victor Hugo? Das sind Wahrheiten, die man endlich allgemein anerkennen sollte. Herr Peschier sagt nicht zu viel, wenn er hinzufügt: une tendance aussi matérialiste est la mort de l'art.

Sehr zu schätzen ist auch die Unbefangenheit, mit der sich der Verfasser über andere der neuesten Berühmtheiten Frankreichs ausspricht, indem er auf den großen Unterschied zwischen dem Tagesruhm, den Mode und Coterielob gewähren, und der nur durch wahres Verdienst zu erringenden Unsterblichkeit aufmerksam macht. So bemerkt er zu dem vielgepriesenen Alexander Dumas: son nom appartient à la catégorie de ces célébrités du jour, dont quelques-unes ont eu la vogue, mais n'obtiendront pas la gloire de l'immortalité.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. Mai 1840.

Neueste Werke über Italien.

1) Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1840.

Der unermüdlich thätige Verfasser beschenkt hier die Welt abermals mit einigen Bänden über Italien, die sehr viel Interessantes enthalten. Nur an der Form mag man vielleicht aussetzen, daß sie ein zu seltsames Conglomerat von tabellarischer Statistik, aphoristischer Aesthetik und Familiarität darbietet. Dem Hauptinhalte nach ist dieses Werk eigentlich eine Statistik der neuern italienischen Staaten und als solche sehr reichhaltig und belehrend. Aber diese Belehrungen, die in ein Handbuch gehören, sind hier, abwechselnd mit sogenannten „unverständigen Kunstbetrachtungen," familiären Briefen einverleibt, die an Freunde geschrieben zugleich von den persönlichsten Beziehungen des Verfassers, seinem körperlichen Befinden ꝛc. handeln. Da springt die Windfahne des Interesses gar oft und plötzlich um.

Die Statistik ist sehr belehrend, weil sie sich auf neue, authentische, vom Verfasser fleißig gesammelte, ihm zum großen Theil von den zuständigen Behörden selbst mitgetheilte Angaben stützt, und über manche Verhältnisse Italiens einen klaren Aufschluß gibt. Sie beginnt mit einer besonders für die Handelswelt interessante Vergleichung der Plätze Triest und Venedig. Dann detaillirt sie die Verwaltung, Rechtspflege, das Gemeindewesen, die Finanzen, das Schulwesen der Lombardei, alles belegend mit tabellarischen Uebersichten, die allein einen großen Theil des Werkes ausfüllen. Die besten Nachrichten erhielt Herr von Raumer durch Herrn Czörnig in Mailand, der sich schon viel Verdienst um die Kunde der Lombardei erworben hat und von dem eine umfassende Statistik derselben nächstens erscheinen soll. An den sardinischen Staaten lobt der Verfasser nur sehr mäßige Fortschritte und wirft auf Turin folgendes Schlaglicht: „Gestern waren mehrere Häuser, besonders vornehmer Beamten erleuchtet. Auf meine Frage weshalb? erhielt ich die Antwort: es sey der Vorabend des Namens-Findungs- oder Festtages des heiligen Schweißtuches. Auch ist die Polizei umhergegangen und hat empfohlen heute keinen Laden zu öffnen, weil man diese Frömmigkeit sehr gut aufnehmen werde. Uebrigens streitet sich Turin mit, ich weiß nicht welcher anderen Stadt, wo sich unter zweien vorhandenen Schweißtüchern, das echte befindet. — Man ist, sagte mir Jemand, hier der Meinung: das Volk lasse sich ohne Aberglauben nicht regieren. — Ich kann Sie (bemerkte ein vornehmer Beamter) morgen und übermorgen nicht zu mir einladen, denn ich muß fasten. Man gibt genau Acht ob dies geschehe, und es hat Einfluß auf Gunst und Ungunst, Zurücksetzung und Beförderung. — Ich sollte Einzelnheiten solcher Art vielleicht nicht niederschreiben, weil man leicht verführt wird, zu schnell ein allgemeines Urtheil darauf zu gründen: doch bleibt es oft wahr: ex ungue leonem. — Es kam zur Sprache: ob ich mich dem Könige solle vorstellen lassen? Weil man jedoch erklärte, dies sey unmöglich, sofern ich nicht in voller kostbarer Hoftracht erscheine, welche ich nicht besitze, habe ich der Hoffnung entsagen müssen. Daß bei feierlichen Gelegenheiten die äußere Form streng vorgeschrieben und beobachtet werde, kann ich nicht tadeln; für andere Fälle den Schneider zum Hauptmann der Leibwache zu machen, halte ich hingegen für unpassend. Solche Schneiderclausur versperrt den Königen manche nützliche Aussicht." Doch bemerkt der Verf., daß es deßhalb in Sardinien nicht an „wahren und großen" Fortschritten fehle. Das Heerwesen ist verbessert, die Criminaljustiz gemildert, in das Ministerium des Innern sind Ideen eingedrungen ꝛc.

Von Toscana erhalten wir ein im Ganzen freundliches Bild. Leopolds Verwaltung dieses Landes ist längst allgemein bekannt und berühmt und auch hier wird ihr das gebührende Lob gezollt. Herr von Raumer wurde vom Großherzog, wie früher in Mailand vom Erzherzog Rainer sehr gnädig empfangen. Vom Kirchenstaat konnte der Verf. nicht viel rühmen. „Wenn es unmöglich ist, Venedig durch künstliche Mittel zu seiner ehemaligen Größe zu erheben, so geht dies noch weit mehr bei Rom über menschliche Kräfte hinaus, und darf nicht kurzweg der Regierung zur Last gelegt werden. Vielmehr hat fast jeder Papst seine Pflicht und seine Ehre darin gesetzt, für Herstellung und Verschönerung Roms etwas Erhebliches zu thun. Noch unbezwinglicher als die Stadt, zeigt sich die Umgebung, die Campagna; und während Einzelne über die Schönheiten und die Poesie dieser Wüste jubeln, sehe ich fast nur die unerbittliche Nemesis und das Weltgericht, welches die Eroberer, die Herrn der Sklaven und Latifundia, die Genußsüchtigen strafte, weiter als bis ins vierte Glied, in perpetuam rei memoriam! Abwesenheit der Eigenthümer, Eigennutz der Pächter und Aufseher, Armuth und Krankheit der Bearbeiter; kein geselliges, sittliches Band, keine Gemeinschaft, keine Ansiedelung, keine Anhänglichkeit an den Boden, keine Theilnahme am Glück, keine Hülfe im Unglück: — wie Unzähliges müßte ganz anders werden, bevor eine Auferstehung dieses Grabes möglich erscheint. Die Campagna ist aber, gottlob, nicht der ganze Kirchenstaat, sondern nur ein kleiner Theil desselben. Wenn derselbe im Jahr 1800, 2,400,000 Einwohner zählte, 1829, 2,679,000, und 1833, 2,728,000, so zeigt sich auch hier wenigstens ein äußerlicher Fortschritt. Die Bevölkerung Roms, welche 1795 an 164,000 Menschen zählte, und 1813 auf 117,000 Menschen hinabgesunken war, ist jetzt auf 153,000 gestiegen. Darunter befinden sich 5273 Geistliche, Mönche, Nonnen und Seminaristen; oder es kommen auf etwa 29 Personen ein Geistlicher, oder im gewöhnlichen Sinne nicht producirender Mensch. Man behauptet: es beständen im Kirchenstaat 1824 Mönchs- und 612 Nonnenklöster. Binnen fünf Jahren, von 1829 — 1833 wurden 3840 Kinder in Rom ausgesetzt, von denen (so höre ich) 2941, oder 72 Procent starben! Sie sollen eine jährliche Ausgabe von 50,000 Scudi, oder etwa 75,000 Thaler verursachen. Für die Schulen gibt (zu den eigenen Einnahmen von 3800 Scudi) die Regierung 4400 Scudi. An milden Stiftungen ist Rom überreich: für Alte, Kranke, Wittwen, Waisen, Bettler, Gefangene, Hausarme u. s. w. Der Papst gibt jährlich an 22,000 Scudi Almosen; allein am Krönungstage desselben werden 2400 Scudi vertheilt. Von 1400 Mädchen, die jährlich in Rom heirathen, werden an 1100 ausgestattet, was früher 60,000, jetzt 32,000 Scudi kostet. Hiezu gibt das Lotto 5300 Scudi! Alle diese Anstalten haben Armuth und Bettelei eher vermehrt, als vertilgt, und Morichini hat die Gründe dieser Erscheinungen einleuchtend auseinandergesetzt."

Bei diesem Anlaß eifert Herr von Raumer gegen die Kunstenthusiasten: „Ich habe, wie vor 22 Jahren, das Gerede über die unendliche, Jegliches in sich schließende Schönheit der Campagna di Roma wieder mit anhören müssen. Dieser Aberglaube erhält sich (wie so mancher andere) in Rom stereotyp und unverletzt, und erst derjenige meint à la hauteur zu seyn, welcher ihn sich angekünstelt und angedrechselt hat. Die Villa Borghese, die Villa Albani u. dgl. gehören so wenig zur Campagna, wie Albano und Tivoli. Was jetzt eine nach allen Seiten sich hinstreckende Wüste, eine zona deserta ist, war zuerst reich bewachsenes Waldland, dann trefflich bebauter Acker- und Wiesengrund, hierauf der Inbegriff von Dörfern, Landhäusern, Villen und Prachtgärten. Ist nun der jetzige Anblick der unübertrefflich schönste; so waren die so eben bezeichneten Zustände die häßlicheren, was in Wahrheit eine Absurdität in sich schließt. Kann die Negation dergestalt die Position überbieten, so ist eine Frau auch dann am schönsten, wenn sie es nicht mehr ist. Irre ich nicht, so steht schon im Strabo eine Stelle über die Lage Roms, welche weit besser mit meinen Behauptungen stimmt, als mit denen jener zu leicht begeisterten Kunstjünger. Sie könnten entgegnen: bei mir herrsche der kameralistische Standpunkt vor, welcher von Schönheit nichts wisse und verstehe. Setzen wir aber überall bei Seite, was sich hinzudenken läßt, bleiben wir bei dem stehen, was man sieht; so fehlen, Bäume, Sträucher, Gebäude, Menschen, Wasser u. s. w.; — es ist und bleibt eben die (negative) Schönheit der Wüste. In solcher Weise bedrängt, legen die Gegner den Hauptnachdruck auf die Berglinien jenseit, und die einzelnen Ruinen innerhalb der Campagna. Allein jene Berge gehören eben nicht zu der Campagna, und die Schönheit eines Hintergrundes läßt sich sehr wohl von der Unschönheit des Vordergrundes trennen."

Sehr interessant sind schließlich die statistischen Notizen über Neapel. Murats Verwaltung, die manches Gute, aber zu gewaltsam einführte, eine Menge Interessen verletzte, und den Staat im Ganzen erschöpfte, so wie die Restaurations- und Revolutionsperiode werden kurz und klar charakterisirt. Die statistischen Tabellen der jüngsten Zeit beweisen, daß das Königreich Neapel eine unverhältnißmäßig große Zahl von Geistlichen, unverheiratheten Weibern und Hirten, und eine unverhältnißmäßig kleine von Gewerbtreibenden aufzuweisen hat. Den Schluß kann jeder selbst ziehen. Besonders tadelnswerth findet der Verf. das veraltete Handelssystem, das

vernunftlose Monopolisiren ꝛc. Besonders anziehend und für die Tagesgeschichte wichtig sind seine Mittheilungen über Sicilien. Dieses Land ist noch weit mehr vernachläßigt, als Neapel selbst. „Kein Mensch von Verstande und natürlichem, unbefangenem Gefühle, kann ohne innige Theilnahme die Klagen der Irländer darüber anhören, was ihr geliebtes, grünes Vaterland seyn könnte, und was es ist. Der Schmerz der Sicilianer und ihrer Freunde muß aber, wo möglich noch größer seyn: denn auf dem tragischen Hintergrunde der abgebildeten Gegenwart, sehen wir zugleich was Sicilien einst war, wie vollendet der Anbau des Landes, wie vielseitig die geistige Entwicklung, wie rastlos die Thätigkeit. Und wollten Menschen in stumpfer Gleichgültigkeit darüber schweigen, so reden in ihrer Riesenschrift die Steine: te saxa loquuntur! — Einige läugnen alle Uebel in Sicilien und nennen alle Klagen unbegründet, weil einzelne Besserungen (z. B. an Straßen und Häfen) stattfanden, oder die Bevölkerung hie und da zunahm. Andere läugnen alle Fortschritte, weil dieselben nach Abzug der Rückschritte nicht bloß verschwänden, sondern die allgemeine Verschlechterung offenbar werde. Ohne in diese Bruchrechnungen von Plus und Minus einzugehen, genügt es in dieser Einleitung meiner Mittheilungen die Wahrheit auszusprechen, daß die Zustände in Sicilien und die Verhältnisse des Landes zu Neapel ohne Zweifel äußerst mangelhaft sind, weil eben das Gefühl, die Ueberzeugung von dieser Mangelhaftigkeit in Sicilien so lebhaft als allgemein ist, und weil zwischen beiden Haupttheilen des Reiches sich eine Abneigung, ein Haß, eine Verachtung offenbart, welche (wenn keine rasche und wesentliche Hülfe und Besserung eintritt) auch den gesundesten Staat auflösen und zu Grabe führen müßten. Wer trägt die Schuld? Ein Theil weiset sie dem anderen zu: die Neapolitaner den Sicilianern, die Sicilianer den Neapolitanern, die Regierung dem Volke, das Volk den Königen und Ministern. A priori kann der Philosoph, durch unzählige Erfahrungen kann der Historiker im Voraus wissen, daß Alle an der Schuld Theil haben; aber in welchem größeren, oder geringeren Maaße, ergibt sich erst bei Prüfung des Einzelnen." In dieses Einzelne geht nun der Verfasser so tief als möglich ein und entwickelt uns ein System von Unvernunft, das seines Gleichen nicht hat und dessen Gefährte denn auch immer das Unglück war. Der Gipfel jener Unvernunft ist der von der Regierung im Jahr 1838 mit dem Hause Taix und Aycard abgeschlossene Vertrag über das berüchtigte Schwefelmonopol. „Als vor einigen Jahren der Preis des Schwefels, des wichtigsten Ausfuhrartikels von Sicilien, aus mancherlei natürlichen Gründen sank, klagten (wie gewöhnlich) alle Verkäufer, und manche drangen darauf: die Regierung solle etwas thun, damit Preis und Gewinn sich erhöhe. Diesen Irrthum, als könne irgend eine Regierung, die Einkaufs- und Verkaufspreise der Waaren nach Belieben regeln, benutzten Eigennützige und ein Hr. Taix übergab einen großen Plan, wie jenen Verkäufern zu helfen sey. Er lief im Wesentlichen auf das hinaus, was wir sogleich werden kennen lernen. Ungeschreckt dadurch, daß sicilische Beauftragte diesen Plan aus sehr guten Gründen verwarfen, trat Hr. Aycard mit einem zweiten und endlich mit einem dritten hervor, worin es hieß: es sey thöricht den Eigenthümern der Schwefelminen zu verstatten, dieselben durch übermäßigen Anbau zu erschöpfen; der Staat müsse ordnend dazwischen treten, den Eigennutz bändigen und den leeren Traum von freiem Handel verscheuchen. Er müsse das Monopol des Schwefelhandels, welches die Natur der Insel gegeben, wider das Ausland sichern und festhalten. Es sey ein Glück, wenn Sicilien wenig Schwefel erzeuge, und für dies Wenige viel Geld erhalte. Eine geschlossene Handelsgesellschaft könne allein zu so herrlichem Ziele führen, und die Herren Taix, Aycard und Compagnie, wollten aus bloßer Großmuth ein so gefährliches Geschäft übernehmen, und obenein Straßen bauen, Almosen geben, Eigenthümer entschädigen und ein mineralogisches Cabinet in Palermo gründen! Redensarten und Lockvögel solcher Art gewannen manchen Unverständigen, Mittel anderer Art wurden an anderen Stellen angewandt, eine Prüfung in vollem Staatsrathe aber vermieden und die Führung der Sache meist einem Minister anvertraut." Dieser brachte die Sache zu Stande. Der Vertrag lautet: 1) Da die große Produktion des Schwefels alles Unglück in Sicilien erzeugt, soll dieselbe von jährlich 900,000 Zentnern auf 600,000 hinabgebracht, also um ein Drittheil vermindert werden. 2) Der Durchschnittsvertrag von 183¹/₇ bestimmt das Maaß der zwei Drittheile, über welche hinaus man künftig keinen Schwefel zu Tage fördern darf. 3) Der Preis zu welchem die Gesellschaft einkauft und zu welchem sie verkauft, wird amtlich bestimmt. 4) Sie bezahlt dem Könige jährlich 400,000 neapolitanische Dukaten. 5) Die Eigenthümer haben volle und unbeschränkte Freiheit ihren Schwefel zu verkaufen an wen sie wollen, und zu verschicken wohin sie wollen, sofern sie nicht geneigt sind ihn der Gesellschaft zu überlassen. — So der Freiheit günstig, lautet diese Vorschrift in der Verfügung vom 27. Junius 1838; in dem von S. Angelo am 8. August mit Taix abgeschlossenen Vertrage, ist jedoch nach dem Worte überlassen, eine einzige kleine Zeile hinzugefügt worden: „vorausgesetzt daß die Eigenthümer, 20 Karlinen für den Zentner an die Gesellschaft zahlen." So das Wesentliche eines Vertrages, der (ich

wiederhole es) schwerlich seines Gleichen in der Finanzgeschichte hat."

Neben diesen lehrreichen Betrachtungen über die italienische Verwaltung theilt der Verfasser gelegentliche Kunstbetrachtungen mit. Auch in ihnen kann man den scharfsinnigen Beobachter und unbefangenen Beurtheiler nicht verkennen, obgleich einige Bemerkungen zu flüchtig hingeworfen scheinen. Die Betrachtung über die „Gefahr der Schönheit" im zweiten Bande S. 136 ist übrigens die einzige, die uns zu der Vermuthung berechtigt, die Jahre haben den Verfasser mystificirt. Im Ernst wird sich nie ein Weib über ihre Schönheit beklagen und am wenigsten deßhalb, weil ihr dies die Belagerung junger Gecken zuzieht. Hier scheint Herr von Raumer einen italienischen Seufzer doch ein wenig mißverstanden zu haben.

Was die persönlichen Verhältnisse des Reisenden betrifft, so erklärt derselbe, sich von aller Politik fern gehalten zu haben. Der kirchliche Streit zwischen Preußen und Rom hatte für ihn nur die unangenehme Folge, daß ihm das vaticanische Archiv für diesmal verschlossen blieb, trotz einer sehr erlauchten Empfehlung von Wien her. „In Rom ruft man mir entgegen: du Ketzer; in Berlin: du Kryptokatholik! Kein Wunder, wenn ich die Tramontane verlöre und nicht mehr wüßte, wo mir der Kopf steht. Nehmt also nachsichtig auf, was ich (schwachen Kopfes) heute noch weiter schreibe, da ich einmal auf diese Fährte hingedrängt bin. Ihr kennt meine Ansichten über den Streit zwischen Preußen und Rom; deshalb will ich alles Einzelne bei Seite setzen und mich vielmehr zum Allgemeinen wenden. — Betrachte ich die Geschichte, so findet sich Tyrannei zu Zeiten wo Staat und Kirche einig und wo sie uneinig waren; es findet sich Tyrannei auf katholischer und protestantischer Seite. Darum sollte kein Theil von vorn herein Recht, Freiheit und Weisheit allein für sich in Anspruch nehmen. Im Chalifate, das die weltliche und geistliche Herrschaft ganz in eine Hand legte, kann ich so wenig ein Musterbild für christliche Einrichtungen entdecken, als wenn Staat oder Kirche über ihre natürlichen Kreise hinausgreifen. Deren Grenze ist kein unbedingt für alle Zeiten und Völker Feststehendes; sie ist beweglich gewesen, und wird so bleiben. Aber nicht eine Partei allein kann die Grenzbestimmungen vornehmen, oder das Bestimmte willkührlich verrücken. — Allerdings sind die Ansprüche der Hierarchie unbeschränkt, und nur durch Klugheit und die Macht der Verhältnisse bedingt. Daher erscheint nicht bloß stete Aufmerksamkeit, sondern oft ernster Widerstand von Nöthen, um nicht von dem wohlgeordneten, immer schlagfertigen Heere besiegt zu werden. Ists aber nicht natürlich: nach so vielen verunglückten, oder willkührlich zerschlagenen staatsrechtlichen Formen, einmal Hülfe bei den kirchlichen Formen zu suchen? Und wie kann man den alten, folgerechten, tiefsinnigen Absolutismus des Papstes jemals mit Erfolg bekämpfen; wenn man daneben den willkührlichen und oberflächlichen weltlicher Herrscher, des — und — hätschelt und beschützt? Will man also die Dinge, von einem Streite der zu Nichts führt, auf einen höheren Standpunkt erheben und für größere Zwecke wirken; so muß das Unternehmen aus einem Stücke seyn, und nicht eine Richtung der anderen schnurstracks widersprechen. Jeder absolutistische, büreaukratische, unduldsame Protestantismus ist inconsequent. — Andererseits irrt man sehr in Rom, wenn man meint: wer das Verfahren des preußischen Hofes nicht in allen Theilen billige, sey deshalb ein Katholik, oder gar ein Vertheidiger der unduldsamen Grundsätze gewisser Eiferer. Es ist recht Schade, sagte mir ein Römer, daß die katholische Kirche nothwendig unduldsam seyn muß. Gewiß ein arger, verdammlicher Irrthum. Der letzte Zweck des Katholicismus (behaupten Viele) ist, den Protestantismus, und des Protestantismus, den Katholicismus zu vertilgen. Ließe sich nicht eben so gut sagen: der Zweck des Einathmens ist, das Ausathmen zu vertilgen, und umgekehrt? Beruht nicht Leben und Entwickeln auf dieser doppelten Bewegung, und müßte man nicht, wenn eines ganz verschwinden wollte, es gereinigt und verklärt herstellen, wie his Majestys opposition? — Nicht in äußerem gewaltsamen Wege läßt sich auf die Dauer etwas wider den Katholicismus oder Protestantismus ausrichten; die Mittel, die Zwecke müssen geistig, müssen christlich im höchsten Sinne seyn. Werden aber nicht in unsern Tagen manche hartherzige Tyrannen des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu Helden umgeprägt? Wird nicht geläugnet, daß Jesuiten, oder Puritaner Unrecht thaten, weil die Nemesis des Unrechtleidens auch über sie kam? Traurig ist die erneute Erfahrung, daß religiöser Fanatismus unter so leichter, dünner Decke verborgen liegt wie politischer Fanatismus und die Kraft des Fieberkranken dann für größer und edler gilt, als die des Gesunden. Wehe den protestantischen, oder katholischen Eiferern, welche die weitere Entwicklung nicht auf dem Boden des Geistes mit Liebe und Mäßigung fördern; sondern den Kampf mit den Mitteln führen und erneuen wollen, welche Deutschland dreißig Jahre lang zerrütteten, und es habsüchtigen Fremden als leichte Beute preisgaben."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. Mai 1840.

Schriften über die Branntweinpest.

1) Der Mißbrauch geistiger Getränke in pathol. therap. medicinisch-polizeilicher und gerichtlicher Hinsicht untersucht von Dr. K. Rösch. Tübingen, Laupp, 1839.

Den schon früher erschienenen und in diesen Blättern beurtheilten Werken über die Branntweinpest reihen wir einige neu erschienene an. Es ist erfreulich wahrzunehmen, daß diese Angelegenheit immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit erregt.

Herr Doctor Rösch, Amtsarzt in Schwenningen, faßt seinen Gegenstand sehr vielseitig und sehr gründlich auf. Zuerst handelt er von den Verschiedenheiten in der Wirkung verschiedener geistiger Getränke und stellt insbesondere eine praktische Vergleichung zwischen Bier, Wein und Branntwein an. Das Resultat fällt entschieden zum Nachtheil des letztern aus. In Bezug auf das Bier und den Wein warnt der Verfasser allerdings, wie überhaupt vor Uebermaaß und vor schlechtem und schädlichem Gebräu, so insbesondere auch davor, daß Leute von mehr arterieller Constitution, denen offenbar das Bier besser zusagt, sich dem Weintrinken, und umgekehrt Leute von venöser Constitution, denen Wein räthlicher ist, sich dem Biertrinken ergeben. Im Allgemeinen zieht er indeß den natürlichen Trank dem künstlichen, also Wein und auch Obstmost dem Biere vor. Vom Wein überhaupt bemerkt er: „In diätetischer Beziehung hat man die edleren Weine eingetheilt in a) Vina generosa, edle weiße Weine, b) Vina subaspera, herbe rothe Weine, c) Vina subacida, säuerliche Weine, d) Vina dulcia, amara dulcia. Den edlen weißen Weinen, zu welchen die weißen französischen Weine, die Frankenweine und auch die besseren weißen Weine in Würtemberg gehören, kommt die belebende, excitirende Wirkung des Weins und der geistigen Getränke im Allgemeinen im höchsten Grade zu. Uebrigens müssen diese Weine einige Jahre gelegen seyn, wenn sie nicht zu sehr erhitzen, oder, wie man sagt, ins Blut übergehen sollen. Die säuerlichen Weine, deren Repräsentant der Rheinwein ist, zu denen aber auch die edleren österreichischen und die besseren der sogenannten Seeweine in Oberschwaben und der Schweiz gehören, erhitzen wenig, sind besonders denen zuträglich, die an fehlerhafter Gallensecretion leiden, schaden aber bei Säure in den ersten Wegen, bei Gries, Gicht, Podagra, wenn sie in größerer Menge genossen werden. In geringerer Menge genossen und bei leichteren Beschwerden der letzteren Art können sie jedoch in so fern auch nützlich werden, als sie durch einen größeren Gehalt an Weinsteinsäure und weinsteinsaurem Kali ziemlich beträchtlich auf den Urin treiben. Die rothen adstringirenden Weine, an deren Spitze der Burgunder steht, bringen das Blut in größere Aufregung und Wallung und veranlassen leicht Congestionen gegen Kopf und Brust, taugen daher am allerwenigsten für junge, plethorische Menschen. Hingegen macht sie ihre tonisirende Wirkung zu einem vortrefflichen diätetischen Mittel in der Reconvalescenz von schweren Krankheiten nicht phlogistischer Art, welche eine ungewöhnliche Erschlaffung und Trägheit der Lebensfunktionen zurücklassen. Die süßen Weine, welche so viel Zucker enthalten, daß bei der Gährung nicht aller in Alkohol verwandelt wird, so daß ein Theil desselben noch in letzterem aufgelöst bleibt, wie die griechischen, ungarischen, spanischen Weine, excitiren außerordentlich, fallen aber leicht der Verdauung beschwerlich und machen Säure wegen des überschüssigen Zuckergehalts. Der Champagner verdankt das Charakteristische seiner Wirkung auf den Organismus hauptsächlich der Menge von Kohlensäure, welche er enthält in Folge der bei seiner Bereitung künstlich aufgehaltenen Gährung. Der Champagner excitirt sehr, berauscht schnell und heftig, veranlaßt mehr als alle anderen geistigen Getränke Congestionen gegen den Kopf, besonders bei Individuen mit cholerischem und atrabilarischem Temperament, überhaupt bei vorherrschender

Venosität. Sein übermäßiger Genuß hat in dieser Beziehung sehr bedeutende Nachwehen, welche in Uebelheiten, Erbrechen und heftigem klopfendem Kopfschmerz bestehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses heutige Lieblingsgetränk der Ueppigkeit aus der Diät durchaus verbannt und den Kranken überlassen würde, denen es unter gewissen Umständen, und in gemessenen Dosen gereicht, bekanntlich oft ausgezeichnete Dienste leistet."

Vom Biere hält der Verfasser im Allgemeinen weniger, doch wenn es von guter Qualität ist und nicht im Uebermaaß genossen wird, empfiehlt er es als ein sehr wesentliches Mittel, den absolut schädlichen Branntwein zu verdrängen.

Diesen Branntwein selbst schildert er als ein den Menschen an Leib und Seele zerrüttendes Gift, das nur zu reizen und zu stärken scheint, um desto gewisser abzustumpfen, zu schwächen und vor der Zeit zu tödten. Neben den schrecklichen Wirkungen des Branntweins auf den Körper sind die entsittlichenden Eigenschaften desselben hauptsächlich zu beachten. Er erzeugt den gröbsten Egoismus, die roheste Brutalität im Familienleben, tödtet die Liebe zu den Angehörigen, jedes Pflichtgefühl, jede Arbeitslust und ihm verdankt Europa und Amerika die stets wachsende Zahl seiner Bettler und Verbrecher.

In welch ungeheurem Maaße das Branntweintrinken seit den letzten Kriegen überhand genommen hat, zeigt der Verf. durch eine vergleichende Zusammenstellung glaubwürdiger und übereinstimmender Berichte. In Nordamerika rechnete man 1826 die Zahl der jährlichen Opfer der Trunksucht zu 30,000. In New-York allein starb 1820 je der 70ste Mensch an der Trunksucht. In demselben Jahr betrug die Gesammtconsumtion an gebrannten Wassern in England, Schottland und Irland 160 Millionen Quart. In Schweden rechnet man jährlich 60 Quart Branntwein auf jeden Einwohner. In Berlin befanden sich im Jahr 1822 schon 1525 Branntweinschenken. In ganz Preußen wurden im Jahr 1834 225 Millionen Quart Branntwein um 37½ Mill. Thlr. verkauft. In Paris zählte man 1809 eine Consumtion von 20,000 Hektoliters Branntwein, im Jahr 1817 schon eine von 80,000. In den slavischen Ländern grassirt das Uebel besonders heftig. Wie das romanische Hauptvolk in Europa durch den Wein und das germanische durch das Bier, so wird das slavische durch den Schnapps unterschieden. In einem Städtchen in Preußisch-Polen, das nur 1200 Einwohner hat, wurden im Jahr 1836 nicht weniger als 23,000 Quart Branntwein getrunken. Aber auch in den südlichen Weingegenden — sollte man es glauben? — hat sich das Branntweintrinken verbreitet. Nicht zufrieden mit der Gottesgabe, welche die Rebhügel darbieten, greift man zu dem höllischen Feuer, um die Nerven gewaltsamer zu reizen. So wird die Ueberhandnahme des Branntweintrinkens in Oberhessen, in Oberschwaben und in der Schweiz beklagt. Bereits hat Freiburg im Uechtland einen Mäßigkeitsverein, um diesem Uebel zu steuern.

Woher diese Wuth, Branntwein zu trinken, die in frühern Zeiten ganz unbekannt war? Der Verf. leitet sie sehr richtig theils vom bösen Beispiele der Soldaten in den letzten großen Kriegen her, wodurch das Schnappstrinken zuerst allgemein verbreitet worden ist; sodann von der außerordentlichen Wohlfeilheit des Giftes, das dem Armen und Unzufriedenen um wenige Kreuzer einen Wonnerausch gewährt; und endlich von einer gewissen Ueberreiztheit des Zeitalters überhaupt. In letzterer Beziehung ist die Schrift von Prof. Duttenhofer, die wir unlängst (Nr. 16, 17) angezeigt haben, besonders lehrreich und beherzigenswerth.

Der Verf. geht sofort ins Einzelne der Wirkungen ein, und beschreibt uns den Zustand der Trunkenheit, die Krankheiten, die dadurch erzeugt werden und endlich die Leichen der Säufer mit einer schauervollen Genauigkeit. Sodann auch die Demoralisation des Volks, wo der Branntwein vorherrscht. „Wenn der Vater oder die Mutter oder Dienstboten Kindern, die vielleicht so eben erst gehen gelernt haben, zu Hause oder in der Kneipe oder auf dem Felde das Schnappsglas reichen, und diese es auf Zusprechen austrinken, so wird darüber als über einen Geniestreich herzlich gelacht. Eben so lächerlich findet man es, wenn die armen Kleinen betrunken taumeln und die von den Alten erlernten Schelmliedlein singen. Branntwein ist das summum bonum der Alten, darum wollen sie ihn auch nicht ihren Kindern vorenthalten. Ich sah kürzlich in einem Wirthshause auf dem Dorfe, wie ein mit dem Wirth verwandter Bauer dessen zweijährigem Töchterchen Wein aus dem Glase zu trinken gab. Da es wenig trank und dazu ein saures Gesicht machte, lachte er herzlich und sagte: gelt, du hast geglaubt, es sey Branntwein, diesmal habe ich dich angeführt." — In England werden vier Fünftel aller Verbrechen dem übermäßigen Genusse spirituöser Getränke zugeschrieben. Von 90,000 Prozessen, welche in England und Wales im Jahr 1830 vor den Gerichten verhandelt wurden, konnten 76,000 von der Unmäßigkeit im Trinken und vom Branntwein hergeleitet werden. In Nordamerika war eine verhältnißmäßig viel größere Zahl der in Strafanstalten befindlichen Verbrecher dem Branntwein ergeben und ohne Zweifel durch letzteren zu ihren Verbrechen hingerissen worden. Dieselben Klagen hört man aller Orten in Deutschland. Weib und Kinder der Säufer, wenn sie auch nicht, wie gewöhnlich, selbst sittlich zu Grunde gehen, verarmen durch den Müssiggang ihres Ernährers und kommen an den Bettelstab. Wie viele unglückliche Familien dieser Art finden sich in jeder Stadt, in jedem

Dorfe und Dörflein! In England sollen nach amtlicher Ermittelung drei Viertel aller Armen, die dem Staate zur Last fallen, durch den Genuß des Branntweins verarmt seyn. In Nordamerika fanden sich in manchen Armenhäusern, in ganzen Distrikten wenig andere Arme, die nicht durch das Branntweintrinken so herabgekommen waren. Baird, Geschichte der Mäßigkeitsgesellschaft u. s. w. S. 80 f. und an vielen andern Stellen. Könnten die Regierungen der Staaten hiebei gleichgültig bleiben? Preußen nimmt nach Liebetrut (a. a. O.) über 51 Mill. Thlr. Steuern von der Fabrikation des Branntweins ein. Was hälfe diese Einnahme, wenn diese Summe, oder, wie es wahrscheinlich, eine weit größere zur Unterhaltung der durch den Branntwein verarmten Familien wieder ausgegeben werden müßte? Die Ausgabe zur Unterhaltung der Armen ist bereits jetzt an vielen Orten ungeheuer. Man denke an das arme, unglückliche, Branntwein trinkende Irland. Ob die Unterstützung der Armen unmittelbar aus der Staatskasse oder aus Corporationskassen oder aus dem Beutel der Privaten fließt, ist im Grunde einerlei. Der Einfluß der Abnahme des Nationalvermögens auf die Einnahme der Staatskasse kann in keinem Falle ausbleiben. Zu der unmittelbaren Unterstützung der verarmten Familien kommt aber der wahrscheinlich größere Ausfall in dem Ertrage anderer Steuern. Ein Müssiggänger, ein in physischer und moralischer Hinsicht gleich weit heruntergekommener Säufer, ein Individuum, das mehr consumirt als es erwirbt, kann keine Steuer bezahlen. Diese Individuen verursachen dem Staate vielmehr einen sehr bedeutenden Aufwand für Beaufsichtigung, Bewahrung und Erhaltung der Vagabunden und Verbrecher in den Strafanstalten. Und wer bereichert sich durch die Verarmung und das Elend so vieler Staatsbürger? Einzelne große Oekonomen vielleicht, Bierbrauer und Branntweinbrenner, am meisten aber die Händler und Schenkwirthe, die gar häufig den Profit selbst vertrinken oder auf eine andere Art vergeuden. Um diesen Preis also soll eine Menge sonst rechtschaffener, durch die Gelegenheit zum Trunke verführter Staatsbürger sammt ihren Familien der Armuth und dem Elend preisgegeben, soll das Mark des Volkes vergiftet, soll der ganze Staat in jeder Beziehung ruinirt werden! Man täusche sich nicht. Wenn die Folgen jetzt noch nicht grell genug erscheinen, sie müssen eintreten."

Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß die Gesetzgebung im Alterthum in dieser Beziehung weiser gewesen sey, als es die heutige ist. Solon verurtheilte einen betrunkenen Archonten zum Tode. Pittakus bestrafte ein in der Trunkenheit begangenes Verbrechen doppelt. Das römische Recht ließ erst sehr spät die Trunkenheit als einen Milderungsgrund gelten. Muhamed verbot den Wein gänzlich; in China wurden sogar einmal alle Reben als giftige Pflanzen ausgerissen. Noch jetzt gilt daselbst das Opium (und unser Branntwein ist nichts besseres) als Gift und ist der Verkauf streng untersagt. Im deutschen Recht erscheint die Trunkenheit dagegen schon frühzeitig als etwas Entschuldbares und sogar als ein Entschuldigungsgrund. Die Deutschen waren als die größten Trinker schon vor zweitausend Jahren berüchtigt und doch dabei das heldenkräftigste und sogar tugendhafteste Volk, den nüchternen Römern an physischer und moralischer Kraft weit überlegen. Indem der Verf. das alles berücksichtigt, leitet er doch die frühere Unschädlichkeit des Trinkens von der Unschädlichkeit des Getränks her. „Man müßte sich darüber wundern, daß die Germanen durch ihr übermäßiges Trinken nicht zeitig ihre Riesennatur eingebüßt haben, wenn sich dies nicht dadurch einigermaßen erklären würde, daß sie nur Bier und zwar eine ziemlich unschuldige Gattung dieses Getränks getrunken haben, „dessen Wirkung, wie P. Frank sagt, mit der Wirkung des flüssigen Feuers, das wir jetzt wie Wasser verschlingen, um so weniger verglichen werden kann, als wir auch in den festen Nahrungsmitteln, sowohl der Menge als der Beschaffenheit nach, unsere Vorfahren unendlich übersprungen haben." Uebrigens faßte schon Karl der Große das Laster der Trunkenheit unter dem deutschen Volke scharf ins Auge, erließ Verordnungen dagegen und setzte Strafen auf die Uebertretung."

In neuern Zeiten wird die Trunkenheit allgemein als ein Milderungsgrund bei Straffällen angesehen. Der Verf. wagt nicht, deßfalls zu einer inhumanen Strenge zu rathen, sagt aber kurz und gut: „**Was der Richter nicht strafen kann, das verhindere die Polizei im Bunde mit den Freunden der Menschheit!**"

Indem er die Mäßigkeitsgesellschaften empfiehlt, sieht er ein, daß sie nicht allein helfen können, und daß man vor allen Dingen das schädliche Getränk durch ein gutes ersetzen müsse. „Ich glaube bewiesen zu haben, daß die menschliche Natur und die menschlichen Verhältnisse den mäßigen Genuß eines geistigen Getränks allerdings verlangen, und bin ganz der Meinung, die Dr. Gedicke in der Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen (1837. Nr. 21, 32) ausspricht, daß nach der allbekannten Erfahrung, daß übergroße Strenge die Lüge gebiert, eine so gänzliche Enthaltsamkeit der Mitglieder des Mäßigkeitsvereins bald mehr auf dem Papier als in der Wirklichkeit vorhanden seyn dürfte. Man muß sich nicht lächerlich machen, wenn man etwas Gemeinnütziges durchführen will. Was aber den Branntwein betrifft, so bin ich trotz dem, was ich oben anscheinend zu Gunsten des Branntweins gesagt und aus P. Franks med. Polizei

angeführt habe, für absolute Enthaltsamkeit aller Individuen von demselben und glaube, daß dessen diätetischer Gebrauch ohne Nachtheil, ja zum größten Vortheil für das Gemeinwesen sogleich bedeutend beschränkt, bald auf ein Minimum gebracht, und, sobald und wo an eine Stelle gute und wohlfeile geistige Getränke von weniger schädlicher Art getreten seyn werden, ganz entbehrt werden könne."

2) Ueber den Branntweingenuß, dessen Größe, Ursachen, Folgen und Heilung. Ein Handbuch für Mäßigkeits-Gesellschaften von Pastor Böttcher zu Imsen bei Alfeld. Hannover, Hahn, 1839.

Ein gutes Buch, das sich wesentlich an Thatsachen hält. „Der Branntwein wurde bekanntlich gegen das Jahr 1000 nach Christi Geburt in Arabien, also fern von unserm Vaterlande, erfunden; doch blieb diese Erfindung noch 200 Jahre lang völlig unbenutzt. Da erst (also um 1200) fing man an, ihn als Arznei-Mittel anzuwenden, aber natürlich nur dort, wo man ihn kannte. Erst nach abermals 200 Jahren (also gegen das Jahr 1400) ward er auch unter den hiesigen Apothekern bekannter, und es mußten erst noch einmal 200 Jahre vorüberwandeln (also um 1600), ehe er aus den Apothekern in die Schenken überging, d. h. ehe einzelne Schlemmer anfingen, ihn als „Getränk" zu genießen. Dies geschah hier zu Lande in den Zeiten des 30jährigen Kriegs, also vor etwa 200 Jahren. Bald erkannte man, daß diese Neuerung „eine mörderische sey, welche die Trinker um ihre Gesundheit, Witz, Verstand und zeitliche Wohlfahrt bringe," weßhalb in allen Ländern Branntwein-Verbote, bald gegen das Brennen, bald gegen das Trinken dieses brennenden Spiritus ergingen. Aber diese Verbote fruchteten nichts, vielmehr breitete sich die aufgekommene neue Gewohnheit immer weiter aus. Indessen bis dahin wurde das neue Getränk vorzüglich nur von reicheren Zechbrüdern und meist nur in den genußsüchtigen Städten getrunken, und hatte auf die Masse des Volks noch nicht nachtheilig eingewirkt, dieses war noch immer bei seinen althergebrachten Gewohnheiten geblieben. Jedoch auch hierin trat nunmehro eine Veränderung ein: der Branntwein verbreitete sich auch in Dorfschenken und trat so in die Mitte des Volks ein. Dies geschah um die Zeit des siebenjährigen Krieges, also vor 60—80 Jahren. Indessen man trank ihn damals nur Sonntags und bei den Festen und dann nur mäßig, denn das Bier war und blieb das gewöhnliche und stehende Getränk. Aber das Feuer war einmal entzündet, darum griff es auch unaufhaltsam um sich: der Branntwein erhielt immer mehr die Oberhand, so daß er, etwa während der letzten französischen Kriege (seit 30—40 Jahren), das Bier fast verdrängte und dagegen sich zum Haupt- und Lieblings-Getränke des Volks machte! — Welche Folgen es haben würde, daß an die Stelle eines nahrhaften und gesunden Volksgetränkes ein schwächendes und zugleich berauschendes trat, konnte man damals noch nicht übersehen." Diese Folgen werden nun geschildert. Das Bild eines versoffenen Volks ist schauderhaft und doch sind die Züge treu, und muß unverkennbar die Entsittlichung noch mehr überhand nehmen, wenn die Branntweinpest nicht verbannt wird.

Der Verfasser beschäftigt sich viel mit den Mitteln, die deßfalls anzuwenden wären. Aber wie es uns scheint, legt er zu großes Gewicht auf die Mäßigkeitsvereine. Ohne daß wir diesen Vereinen ihr großes Verdienst abstreiten wollen, glauben wir doch, es werde schwer halten, das Volk allgemein zu einer so heroischen Entsagung zu bewegen, und es liegt auch eine gewisse Härte darin. Das saure Dünnbier, das man gewöhnlich in Norddeutschland zu trinken bekommt, ist kein Ersatz für den Branntwein, macht vielmehr den Branntwein unentbehrlich, indem es zum Trinken desselben reizt. Will man den Branntwein abschaffen, so muß man ihn durch ein gutes Getränk ersetzen, durch ein gutes Bier, wie es in frühern Zeiten in Norddeutschland gebraut wurde und bekanntlich großen Ruhm erlangte, oder durch Most, Meth, den man überall haben kann, oder auch Wein, den man aus den Gegenden, wo er sehr wohlfeil ist, bei völlig freiem Verkehr und auf Eisenbahnen um einen billigeren Preis als bisher den Gegenden, wo er nicht wächst, zuführen könnte. Mäßigkeit ist eine große Tugend, aber sie stillt den Durst des Arbeiters nicht. Ein gutes Bier, wie in Bayern, oder ein wohlfeiler Wein, wie im südlichen Frankreich und in Italien, ist das beste, ja wir dürfen wohl sagen, das einzige Mittel wider die Branntweinpest. Erst lege man Brauereien an wie in München, dann wird der übertriebene Branntweingenuß bald von selbst aufhören oder wenigstens weit leichter durch Verbote, Warnungen ꝛc. zu beseitigen seyn.

3) Ernste Warnung von dem verderblichen Branntweintrinken von M. G. Schönfeld. Lemgo, Meyer, 1839.

Eine hauptsächlich geistliche Ermahnung, die das Gebot der Mäßigkeit, zumal in Bezug auf berauschende Getränke aus Gottes Wort, wie aus ärztlichen Zeugnissen und Erfahrungen ableitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. Mai 1840.

Niederländische Literatur.

Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben von Eduard Kausler, k. württemb. Archivrath zu Stuttgart. Erster Band. Reimchronik von Flandern nach einer altniederländischen Handschrift mit Anmerkungen. Tübingen, Fues, 1840. 8. S. 711.

„Die einzige, wenigstens bis jetzt bekannte Handschrift, worin die hier zum ersten Mal abgedruckte Reimchronik von Flandern enthalten ist, bildet den Schluß der sogenannten Komburger Handschrift, welche außer ihr bekanntlich noch eine Reihe älterer niederländischer Sprach- und Literaturdenkmäler enthält. Eine kurze Beschreibung dieser eben so reichhaltigen, als merkwürdigen Handschrift, haben schon früher zuerst Gräter und später Ferdinand Wechherlin, unter theilweiser Angabe ihres Inhalts und Mittheilung von Proben daraus gegeben. Ein einzelnes Stück der Handschrift, das große Bruchstück van den Voß Reineart ließ Gräter, welchem überhaupt das Verdienst gebührt, durch seine Mittheilung aus dieser Handschrift zuerst auf die Abkunft jenes berühmten Gedichts aufmerksam gemacht zu haben, abdrucken. Die Handschrift heißt die Comburger von dem Ritterstift Comburg, in dessen Bibliothek sie früher aufbewahrt wurde; auch liest man noch zwischen den Spalten der ersten Seite der Handschrift: ex Bibliotheca Combergica. Nach Aufhebung des Stifts wanderte dieselbe in die königliche öffentliche Bibliothek nach Stuttgart, wo sie sich gegenwärtig befindet und die Bibliothekbezeichnung Ms. Poet. et Phil. fol.: nr. 22. führt."

Ueber die Herkunft dieser Handschrift, (sie rührt von einem aus den Niederlanden schon frühe ausgewanderten Geistlichen her) und über ihren reichen Inhalt (sie umfaßt außer der Reimchronik noch 39 geistliche und weltliche Gedichte) breitet sich der Verf. ausführlich aus und ist zu hoffen, daß er noch mehr aus derselben wird abdrucken lassen.

Was die Reimchronik insbesondere betrifft, so ist bis jetzt keine zweite Handschrift derselben gefunden worden. Sie hat ihren Stoff zum Theil aus bekannten ältern Quellen geschöpft, zum Theil aber aus noch nicht bekannten, so daß sie die Geschichte Flanderns in mancher Beziehung ergänzt, oder wenigstens Varianten darbietet. Die Sprache ist kräftig, derb, und von jener Naivetät, für deren Ausdruck sich keine Mundart besser eignet als die niederländische. Ueber den Werth der altniederländischen Erinnerungen überhaupt sagt der Vf. in der Einleitung einige sehr schöne Worte: „Kaum ist die Geschichte irgend eines europäischen Bodens reicher, vielseitiger, in ihren Ergebnissen merkwürdiger, als die der Niederlande. Ein großartiges Geschick hat über dem Gang der Ereignisse in diesen Landen gewaltet, die wichtigsten europäischen Fragen sind durch die reichen Fähigkeiten, die tüchtigen Charaktere, denen man hier begegnet, auf diesem Boden, den seine Lage zu einem Schauplatz weltgeschichtlicher Begebenheiten bestimmt hat, mehr als einmal entschieden worden. Was für Uns der niederländischen Geschichte eine besondere Bedeutung gibt, ist, daß die Elemente des germanischen Lebens sich nirgend so frühe und in solcher Entschiedenheit geltend gemacht haben, wie hier. Hier zeigen sich zuerst germanische Verfassungen in ihrer ganzen Ursprünglichkeit, und entwickeln sich, während zugleich von diesem Punkte aus germanisches Wesen in die nahen romanischen Länder eindringt, zu der größten Reife und Bestimmtheit, in der wir sie finden können. Es ist hier von jener Periode die Rede, wo der Zusammenhang mit dem deutschen Leben noch äußerlich vermittelt war, wo die Niederlande den Namen von Flandern trugen, und in dieser Provinz gleichsam ihren Repräsentanten hatten. Dieser Theil der niederländischen Geschichte ist ein wesentlicher Theil der deutschen Geschichte, und wird Uns zu einer wichtigen

Quelle für Erklärung deutsch-mittelalterlicher Zustände. Philipp der Zweite vollendete, was sein Vater mit den Niedererblanden des Burgundisch-Habsburgischen Hauses begonnen hatte, er hob den uralten und natürlichen Verband der niederländischen Provinzen mit dem deutschen Reiche vollends auf, und eine, mit dieser Trennung gleichzeitige Katastrophe entriß diese Länder ihren früheren Beherrschern, und erhob sie zur selbstständigen europäischen Macht, mit der Herrschaft über das Weltmeer. In dieser so glanzreichen Periode, wo die Niederlande das Musterland für Europa waren, wo dieses aus der Schule der dortigen Kämpfe seine Feldherren und Staatsmänner erhielt, wo von dort für alle Zweige der Wissenschaft neue befruchtende Ideen ausgingen, wo Kunst, Handel und Gewerbthätigkeit hier in höchster Blüthe stunden, und selbst die Poesie sich von hier aus zeitgemäß regenerirte, in dieser Periode sind es die nördlichen Provinzen, denen entschieden das Uebergewicht zukommt. Mag man zum Beweise, daß auch in den südlichen, katholischen Provinzen geistiges Leben war, an die Universität Löwen, an den Jansenismus, an die Bollandisten und Anderes erinnern, zu läugnen ist nicht, daß dieses Leben mehr und mehr ermattete. Treten wir aber hinter jene große Katastrophe zurück, so sehen wir Flandern in demselben Glanze, mit derselben Bedeutung, die später Holland erlangte, aber als Bestandtheil eines größern Ganzen, im Zusammenhang mit dem deutschen Nationalleben."

„Flandern und Brabant waren der eigentliche Sitz der Künsten unter den germanischen Eroberern, des Frankenvolks, bevor sie durch den Umsturz des Römerreichs in Gallien dorthin gezogen wurden, und sich mehr und mehr romanisirten. Hier hausten sie Jahrhunderte in ihrer eigenthümlichen Nationalität, denn der Einfluß der romanisirten altbelgischen Bevölkerung war wohl nur da von Bedeutung, wo auch die Sprache sich erhalten hat. Ihrerseits drückten vielmehr die von hier aus zu immer weiteren Eroberungen fortschreitenden Frankenstämme, bald der romanischen Bevölkerung, die sie unterjochten, das Gepräge ihrer Nationalität auf. Während jedoch die von der ältern Heimath Ausgezogenen, nachdem sie Gallien erobert, Paris und andere Städte mitten im romanischen Lande zu ihren Hauptstädten gemacht hatten, mehr und mehr Römerart an sich nahmen, während sie das Christenthum allmählich ihrer heidnischen Germanensprache entsagen lehrte, blieb an dem Ausgangspunkt der Eroberung Alles beim Alten. Der Hauptsitz der fränkischen Macht war der Norden Frankreichs, und je weiter wir in der Zeit zurückgehen, desto mehr nähern wir uns der niederländischen Grenze. Bis auf die letzten Merovinger herab scheinen die Hauptgeschlechter der Franken, namentlich die major domus, hier und besonders in Brabant begütert gewesen zu seyn; als diese Letzten aber endlich selbst den Thron bestiegen, ihre Kraft sich also mehr nach dem Süden wenden mußte, als ein kräftiger Schutz des neuen Reiches gegen die noch nördlicheren deutschen Stämme, die noch nicht zu sicherem Gehorsam gebracht waren, hauptsächlich auch gegen die Einfälle der Normannen, nöthig wurde, als endlich der kecke Raugraf Balduin des Kaisers Tochter entführt hatte, und von dem Vater als Eidam anerkannt worden war, da mußte Flandern nothwendig zu einer mächtigen Grafschaft werden."

„Nehmen wir nun noch die Lage der bedeutendsten Städte des Landes hinzu, so nahe an der See, daß sie durch schiffbarer Flüsse Vermittlung an allen Vortheilen derselben Theil nehmen konnten, so tief im Innern des Landes, daß sie vor seeräuberischen Ueberfällen gesichert waren, so ist es begreiflich, daß sich gleichmäßig mit der Ausdehnung der Macht der Grafen über die angrenzenden Gebiete, unter dem Schutz ihres tapfern Arms, der Wohlstand des Landes mächtig hob, der hinwiederum den Herrschern den kräftigsten und wirksamsten Beistand an die Hand gab. Bald sieht man daher auch den flemmischen Grafen und seine Bers und Vasallen, kühner und glänzender, als irgend einen Adel der Welt auftreten, der deutsche Kaiser wünscht sich Glück, den kühnen Grafen, den er vergebens bekriegt, durch Lehen für sich zu gewinnen, Frankreichs Macht wird nicht nur einmal, lange vor dem Tage bei Courtrai, von den kühnen Flemmingen in den Staub gestreckt, und trotzig ruft der kampflustige Balduin den König von England, der ihn mit Drohung eines Kriegs schrecken will, an der Spitze von siebenhundert seiner Edlen, vor dessen eigner Hauptstadt der Normandie, zum Kampfe heraus. Kein bedeutendes Unternehmen in Europa bleibt ihnen fremd. Bei der Wahl des neuen Königs von Jerusalem steht Graf Robert von Flandern nur gegen den Niederländer Gottfried von Bouillon zurück, und als, ein Jahrhundert später, der griechische Kaiserthron den Kreuzfahrern zur Beute wird, wird der kaiserliche Purpur dem flandrischen Grafen Balduin dem Zweiten zu Theil. Die Kriegswolke, welche sich in der Schlacht bei Bovines entlud, obwohl zum Nachtheile ihres Anstifters, hatte der Graf von Flandern gegen Frankreich heraufbeschworen, und der Sieg Karls von Anjou über den letzten Hohenstaufen wurde durch den Flandrer Robert entschieden. Die innere Entwicklung des Landes blieb nicht zurück. Hier muß der Boden gewesen seyn, auf welchem die Bestimmungen, wie sie sich in den ältesten Rechtsbüchern der Franken finden, gewachsen sind. Vergleicht man dies und was die spätere Geschichte Flanderns bietet, mit einander, so bekommt Alles eine Lokalfarbe, wie denn überhaupt die alten Völkergesetze viel individueller sind, als man ihrer Fassung nach vermuthen sollte. Hier hat sich bürgerliche Freiheit,

Gemeinwesen und Städteverfassung, aus ganz eigenthümlichen, übrigens rein germanischen Grundlagen heraus, früher und bestimmter, als auf irgend einem andern Boden entwickelt, und die Höhe, welche Handel und Gewerbe in diesen Staaten erreichten, gab diesen Verfassungen noch größere Bedeutung. Es erforderte ein zu detaillirtes Eingehen, sollten die eigenthümlichen Erscheinungen des flandrischen Bürgerlebens näher erklärt werden, ihr trotziges Festhalten an dem einmal Errungenen, ihre kecken Aufstände gegen ihre nächsten Herrn, die Grafen, ihre Kämpfe mit dem Adel, ihre Aufopferung gegen die eben erwähnten Herrn, sobald es gegen eine auswärtige Macht galt. Nur das sey noch bemerkt, daß sich schon im frühesten Mittelalter in Flandern eine Blüthe des Handels und der Gewerbthätigkeit zeigt, welcher die der späteren deutschen Hansa, die mit Flandern in lebhafter Handelsverbindung war, selbst in ihrem höchsten Glanze nicht gleichkommt." Mit einem Wort, die bürgerliche Freiheit und der Aufschwung der Gewerbe und des Handels haben in Flandern ihren Ursprung genommen.

Fügt man noch hinzu, welche bedeutende Rolle Flandern und ganz Belgien auch noch später gespielt hat, wie die großen Religionskriege, die im westphälischen Frieden endeten, hier begannen, wie alle europäischen Gleichgewichtskriege sich um Belgien wie um das Hypomochlion drehten, von den Schlachten Ludwigs XIV. bis zur Schlacht bei Waterloo, wie in ganz Europa kein strategischer Punkt von größerer Wichtigkeit aufzufinden ist, so folgt aus dem Allem, daß eine größere Theilnahme deutscher Nation und deutscher Politik an den Belgiern mehr als hinlänglich motivirt seyn würde.

Es ist nun auch Manches in neuerer Zeit geschehen, was unsre Aufmerksamkeit und Sympathie diesen so lange uns entfremdeten Landsleuten und Brüdern zugewendet hat. Auch das vorliegende schöne Werk wird in seiner Weise dazu beitragen.

Dem Text der Reimchronik folgen die Erläuterungen des Verfassers, die Nachweisung der Quellen und des Verhältnisses, in welchem die Chronik zu andern ältern Annalen der flandrischen Geschichte steht, und eine reiche Masse von Anmerkungen zu den einzelnen in der Chronik angeführten Begebenheiten und Personen, in welche näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Die Chronik beginnt mit den ältesten Zeiten Flanderns und reicht bis in die ersten Jahre des 15ten Jahrhunderts. Sie folgt einfach der Profangeschichte und enthält sich aller Legenden und Abschweifungen, an denen manche andre alte Reimchronik, auch z. B. die niederländische des Velthem so reich sind. Doch schließt dies eine gewisse poetische Wirkung der Erzählung nicht aus, da der Dichter, was ihm an romantischer Wundersucht abgeht, durch Kraft und naive Treuherzigkeit ersetzt.

Bade-Literatur.

1) Die Heilquellen und Molkenkuranstalten des Königreichs Würtemberg und der hohenzollernschen Fürstenthümer von Dr. Heyfelder, Leibarzt und Medicinalrath in Sigmaringen u. s. w. Mit den Ansichten von Niedernau, Teichnach, Wildbad und dem Sulzerrain bei Canstatt. Stuttgart, 1840. 225 S. gr. 8.

In gegenwärtiger Schrift erhalten wir eine eigentliche Monographie der Mineralquellen von Würtemberg und dessen natürlichen Anhängseln, den beiden Fürstenthümern Hechingen und Sigmaringen, durch welche der Verf., um uns eines oft mißbrauchten, hier aber zur Genüge gerechtfertigten Ausdrucks zu bedienen, in Wahrheit einem sehr fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen hat, insofern mit der vor einigen Jahren erschienenen Schrift Rampolds über die würtembergischen Bäder und Kurorte keineswegs eine umfassende Monographie beabsichtigt seyn konnte, eine frühere ausführliche Beschreibung der würtembergischen Bäder aber einestheils als veraltet betrachtet werden muß, anderntheils schon zur Zeit ihres Erscheinens an den gröbsten Gebrechen litt, da der Verfasser derselben nicht im Entferntesten derjenigen Kenntnisse sich rühmen konnte, die unerläßliche Bedingung der glücklichen Lösung einer solchen Aufgabe sind. Ein ganz anderer Fall ist es mit dem vorliegenden Werke, dessen Verf. schon durch frühere balneographische Schriften sich vielfache Anerkennung erworben hat und bei seinem Unternehmen durch weit bedeutendere Vorarbeiten, namentlich die verschiedenen Berichte des aus dem Schooße des würtembergischen ärztlichen Vereins hervorgegegenen Comités für einheimische Bäder, sehr wesentlich unterstützt war. Außerdem wurde derselbe durch die Kenntniß vieler der in Frage stehenden Kurorte aus eigner Anschauung, eigene Erfahrungen über die Wirkungen der wichtigeren unter derselben so wie durch die ihm zufliessenden Beiträge vieler Badeärzte und anderer Kollegen, deren Namen in der Vorrede mit Dank erwähnt sind, in den Stand gesetzt, eine ungleich genügendere Arbeit zu liefern. Schon bei der oberflächlichsten Vergleichung der Werke von Dangelmeier und Heyfelder tritt der große Abstand des einen von dem andern in Hinsicht ihres Gehalts

hervor; zugleich gewährt eine solche Vergleichung die erfreuliche Ueberzeugung, daß ein großer Theil der fraglichen Kurorte in den letzten zwanzig Jahren eine sehr durchgreifende Ummandlung ins Bessere erfahren hat und sich fortwährend immer mehr vervollkommnete, daß die Zahl ihrer Besucher sowohl von Seiten des Inlands als des Auslands in neueren Zeiten im Allgemeinen sehr zugenommen hat, zum Beweis, daß die Heilkräfte ihrer Quellen mehr und mehr geschätzt werden. Zur Befestigung dieses günstigen Rufes wird auch die gegenwärtige Schrift beitragen, um so mehr als schon die Stellung des Verfassers in ihm einen unbefangenen Beurtheiler erwarten läßt. Ein solches Vertrauen zu ihm wird der mit dem besprochenen Gegenstande vertraute Leser im Ganzen vollkommen gerechtfertigt finden; nur in einigen wenigen Fällen dürfte das Urtheil des Verfassers mindestens nicht als gleichmäßig sich herausstellen, was wohl darin seinen Grund haben mag, daß es bei Werken dieser Art unvermeidlich ist, theilweise auf das Urtheil Anderer zu fallen, bei denen natürlicherweise ein verschiedener Maaßstab im Zuerkennen von Lob und Tadel vorauszusetzen ist.

Die hier gegebene Uebersicht der Heilquellen Würtembergs zeichnet sich durch große Vollständigkeit aus; vielleicht ließe sich selbst behaupten, daß bei derselben die Grenzen etwas zu weit gesteckt worden seyen, indem unter der nach Sigwarts Vorgang gebildeten Abtheilung von kalten chemisch-indifferenten Heilquellen Wasser aufgeführt sind, bei denen besondere Heilquellen kaum sich annehmen lassen, deren Wirksamkeit vielmehr einfach auf die Eigenschaften zurückzuführen ist, durch die überhaupt am Ende fast jedes Wasser zu Heilquellen dienlich ist. Unsers Bedünkens gesteht der Verf. diesen kalten chemisch-indifferenten Quellen eine viel zu hohe Bedeutung zu, wenn er z. B. von einer derselben sagt, man dürfe in dem Wasser selten länger als eine Viertelstunde baden. Wäre dies wirklich eine konstatirte Thatsache (vorausgesetzt natürlich, daß es sich hier um Bäder von der gewöhnlichen Badtemperatur handelt), so würde hierdurch eine sehr bedeutende Reformation in manchen herrschenden Ansichten über die Wirkungen der Mineralwasser bedingt seyn; es hätte sonach jene Behauptung eine nähere Prüfung und Erläuterung verdient. Im Uebrigen ist es bei der Einreihung kalter chemisch-indifferenter Wasser unmöglich, noch eine Grenze zwischen Heil- oder Mineralquellen und gemeinen Quellen zu ziehen.

Eine besondere Vollständigkeit macht sich auch bei den in dem Werke gegebenen literarischen Nachweisungen bemerklich; und es hat uns gewundert, daß dem Verf. von den zahllosen, im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten erschienenen Monographien, die freilich größtentheils fast keinen wissenschaftlichen Werth haben, wohl aber beachtenswerthe historische Notizen enthalten, nur sehr wenige entgangen sind; bloß bei dem Theusser- und Jordansbad, bei den Mineralquellen von Stuttgart, Neustadt und Offenau sind uns Lücken aufgestoßen.

Eine werthvolle Zugabe bilden die dem Werke angehängten allgemeinen Andeutungen über Brunnenkuren und die Bemerkungen über Winterkuren, wie sie in neuerer Zeit besonders von Peez in Wiesbaden empfohlen worden sind.

2) Ueber die Bäder in Schwalbach. Von Dr. Fenner v. Fenneberg, Herzogl. Naff. Geh. Rathe, Badearzte in Schwalbach und Schlangenbad rc. Darmstadt, 1839. 177 S. 12.

Diese Schrift eines seit 43 Jahren an den Quellen von Schwalbach thätigen Arztes gehört unstreitig zu den besten Erzeugnissen der neuern balneologischen Literatur. Es finden sich darin die Anzeigen und die Gegenanzeigen des innerlichen und äußerlichen Gebrauches des Schwalbacher Wassers so wie die je nach der Besonderheit der Krankheit zu empfehlenden Modifikationen der Gebrauchsweise auf eine sehr gründliche Weise besprochen. Ueberall offenbart sich das rühmliche Streben des Verfassers, auf den Grund seiner vieljährigen Beobachtungen genau diejenigen Fälle zu bezeichnen, in welchen auswärtige Aerzte mit gegründeter Hoffnung auf einen günstigen Erfolg Patienten nach Schwalbach senden können, und diesen diejenigen Fälle gegenüberzustellen, in welchen man versucht seyn könnte, von demselben Mittel Gebrauch zu machen, aber in Wahrheit keinen Nutzen oder offenbaren Schaden davon zu erwarten hat. Es ist dies allerdings eine Aufgabe, die sich jedem Badarzte, der eine Monographie seines Kurorts geben will, von selbst aufdrängen sollte, und die er schon im wahren Interesse der ihm anvertrauten Kuranstalt, somit mittelbar in seinem eigenen Interesse, wenn auch aus keinen edleren Motiven, stets im Auge behalten sollte; allein sie wird leider so tagtäglich ignorirt, daß es noch immer als besonders verdienstlich anzusehen ist, wenn eine Brunnenschrift in solcher Tendenz ausgeführt wird. Mögen immer mehr Brunnenärzte zum Frommen der leidenden Menschheit dem Beispiele des Verfassers folgen und das marktschreierische Anpreisen der Heilquellen immer seltener werden!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 27. Mai 1840.

Aesthetik für Schulen.

1) Klassische Dichtungen der Deutschen. Zum Schul- und Privatgebrauch erläutert von Dr. Wilhelm Ernst Weber, Director der Gelehrtenschule zu Bremen. 1r Bd. Goethe's Iphigenie und Schillers Tell enthaltend.

Lektüre und Erklärung deutscher Klassiker auf Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten sind nichts Neues mehr; davon sind Zeugniß die vielen Anthologien, mit denen, wie mit der alten Vetterlein'schen, mit der Pölitzischen, Erläuterungen verbunden sind, und mehrere Schulprogramme. Insonderheit hat aber Götzinger mit seinen „deutschen Dichtern" die Bahn gebrochen zu einer sprachlichen, historischen und ästhetischen, kurz zu einer philologischen Interpretation deutscher Gedichte auf Schulen. Herr Director Weber, der sich schon mehrfach um deutsche Kunstkritik bemüht hat, schreitet nun auf dieser Bahn weiter, und mit größter Entschiedenheit vorwärts. Ref. ist mit ihm und Götzinger einverstanden, daß in den oberen Klassen der Gymnasien, vorzüglich aber der Realgymnasien und höheren Bürgerschulen, musterwürdige deutsche Dichtungen gelesen und erläutert werden, und er hat mit Lust, Liebe und so weit man das ermessen kann, nicht ohne glücklichen Erfolg diesem Unterricht schon seit 18 Jahren obgelegen. Er fürchtet auch nicht, wie Manche besorgen, daß ein zweckmäßiges Lesen und Erklären deutscher Dichtungen den poetischen Sinn abstumpfen, den poetischen Genuß verkümmern, ein alexandrinisches Zeitalter herausführen werde. Allein das Wohlthätige und Unbesorgliche gilt doch nur von einem zweckmäßigen, von einem für die Jugend zweckmäßigen Lesen und Erklären deutscher Dichtungen. Es fragt sich daher, welches Lesen und Erklären ein Zweckmäßiges sey. Unstreitig nur ein solches, welches darauf ausgeht, den wohlthätigen Eindruck, den eine Dichtung hervorbringt, zu erhöhen, und für das jugendliche Gemüth zu einem bleibenden zu machen. Vor allen Dingen muß man daher erst jenes Eindruckes gewiß seyn, gewiß seyn, daß z. B. die Hauptpersonen eines Dramas und ihr Geschick die Theilnahme erweckt haben und die Phantasie beschäftigen. Diese Gewißheit ist nur durch wiederholtes, bloßes Lesen, durch Verweilen bei einzelnen Scenen und Stellen, durch ein freies, unverkünsteltes Gespräch über das Gelesene zu gewinnen. Hiebei muß zugleich offenbar werden, was sachlich und sprachlich einer Erörterung bedarf, und auf dieses allernothwendigste Bedürfniß müssen sich dann auch die Erläuterungen mit weiser Mäßigung beschränken. Sonst wird die dargebotene Blume der Poesie nicht mit Liebe betrachtet und gepflegt, sondern zerstückt, zerstampft und im besten Fall zu scharfduftendem, gestalt- und farblosem Spiritus destillirt. Und daß bei solchem unzweckmäßigen Verfahren, je ernster und consequenter und allgemeiner es auf Schulen betrieben wird, die Heraufführung eines alexandrinischen Zeitalters sehr begünstigt werden könnte, das müssen wir trotz dem, was Herr Director Weber in der Vorrede dagegen vorbringt, behaupten. Denn es ist zwar wahr, daß alle übrigen Lebensumstände zu einer solchen Mumificirung der Literatur zusammenzuwirken haben, daß Schulen und Unterricht allein weder im Guten, noch im Bösen Alles thun; daß sie aber sehr viel Gutes oder Böses wirken, daß sie gute und böse Tendenzen, welche sie im Leben zeigen, sehr befördern können, — das wird der Verfasser der „Leiden und Freuden eines Schulmannes" wohl nicht bestreiten. — Es fragt sich daher nur, was sich von den vorliegenden Erläuterungen zu Goethe's Iphigenie und zu Schillers Tell sagen läßt, wenn wir an dieselben den Maaßstab pädagogischer Wirkung legen; und Referent steht nicht an zu erklären: wenn die Interpretation

deutscher Klassiker auf Schulen buchstäblich so betrieben wird, wie sie hier in zwei Musterbeispielen vorliegt, die Jugend zu gelehrter und wissenschaftlicher Kritik angeleitet, nicht aber zu einem innigeren, veredelnden Genuß poetischer Kunstwerke eingeladen werden wird. Da kommt, um bei der Iphigenie stehen zu bleiben, 1) eine Abhandlung über die Heldensage des Tantalischen Hauses, 2) Antike Bearbeitungen, 3) die Taurische Iphigenie des Euripides, 4) Plan der Goethe'schen Iphigenie, 5) Geschichte der Goethe'schen Iphigenie, Alles zusammen 108 Druckseiten als Einleitung; dann erst folgt die Erklärung Akt für Akt, Scene für Scene, Vers für Vers mit reichen Citationen von Parallelstellen aus deutschen und griechischen Klassikern und Interpreten, 129 Seiten. Alles was hier gesagt, bemerkt, gedeutet ist, kann für den Kritiker und Aesthetiker von Profession, kann selbst für den Liebhaber dieser Tragödie, der sie schon lieb gewonnen hat, von Interesse seyn, und wird von solchen mit Dank aufgenommen werden. Der Lehrer würde aber irre gehen, der diesen vollständigen Commentar seinen Schülern mittheilen und ihn etwa hie und da noch vervollständigen, oder berichtigen, und mit noch scharfsinnigerer Kritik und Gelehrsamkeit prunken wollte: das hieße die Misère philologischer Sylbenstecherei nun auch über die deutschen Klassiker ausgießen und ihre Lektüre der Jugend verleiden. Nein, er benutze den Commentar nur dazu, sich selbst so vertraut wie möglich mit alle dem zu machen, was er zu mehr gelegentlicher, als zu fortlaufender, erschöpfender Erläuterung brauchen könnte. So ist von der Sage des tantalischen Geschlechts nur das Nothwendigste einzuschalten, die Vergleichung mit der Euripidischen Iphigenie wo immer möglich, überhaupt Alles zu vermeiden, wodurch der Interpret wichtiger, als die Dichtung erscheinen könnte. Eben so wenig sind Parallelstellen da einzuführen, wo eine Stelle in sich selbst das vollkommene poetische Verständniß trägt; und vor allem ist ein grammatisches oder lexikologisches Mäkeln am Ausdruck, ein Hofmeistern und Zurechtweisen des Dichters, daß er ein Wort nicht recht geschrieben und gebraucht, zu vermeiden. Einige, ohne langes Suchen ausgewählte Beispiele werden zeigen, daß unser Interpret schon des Guten zu viel gethan hat, ein Vorwurf, der übrigens auch Herrn Götzingers sonst gar verdienstliche Commentare zu den Musterstücken deutscher Dichter trifft.

So rechnet er gleich bei der ersten Scene aus, daß Iphigenie, wenn sie bei der Opferung in Aulis auch erst 15 Jahre alt gewesen wäre, zu der Zeit, da Orest sie in Tauris trifft, ihre 35 Jahre gehabt haben müßte. Da er aber gar wohl fühlt, daß die Kenntniß dieses Alters die poetische Illusion stören würde, und darum Goethe'n belobt, daß er sie nur so manches Jahr dort seyn läßt, so wäre es besser gewesen, jene Rechnung zu unterlassen, die nun die vom Dichter weise vermiedene Störung der Illusion doch herbeiführt. Bei den Versen: Ich rechte mit den Göttern nicht, allein der Frauen Schicksal ist beklagenswerth, werden zwei Stellen, die eine aus dem Jon, die andere aus der Danae des Euripides citirt, welche anklingen sollen. Solche Citationen kommen sehr häufig vor, ohne etwas Anderes zu thun, als die Belesenheit des Commentators, an welcher ohnehin Niemand zweifelt, zu beweisen. Denn abgesehen davon, daß Goethe gewiß oft an die sogenannten anklingenden Stellen während des Dichtens gar nicht gedacht hat, weil ja namentlich sententiöse Stellen sich dem, Menschen und Leben kennenden Dichter ohne Reminiscenz aufdringen; so wird damit gar Nichts für das eigentliche Verständniß gewonnen, wenn auch hundert Dichter dasselbe sagen, und was noch schlimmer ist, die Jugend wird zu dem argen Wahn verleitet, das Dichten sey am Ende nur Sache eines guten Gedächtnisses, das Werk fleißiger Lektüre. — Auch an völlig nichtssagenden Erklärungen fehlt es nicht. So heißt es z. B. zu „Jedes frommen Wunsches Fülle soll ihm werden", d. h. Alles, was er wünscht, soll reichlich in Erfüllung gehen; ferner zu: „Ihr Götter, die mit flammender Gewalt 2c., die ihr mit Donner und Blitz (dies ist die flammende Gewalt) 2c. 2c. Referent ist der Ueberzeugung, daß eine Jugend, welcher solche Ausdrücke also umschreibend erklärt werden müssen, besser auf einige Meilen weit von aller poetischen Lektüre entfernt gehalten werden sollte. — Genug, der Verfasser hat des Guten zu viel gethan; und allzuviel ist hier, wie überall, ungesund. Hierin ahme man ihm nicht nach, wenn man des Zweckes nicht ganz verfehlen will, wenn man nicht die Absicht hat, die Jugend zu Philologen und Kritikern von Profession zu bilden, statt in ihr Lust und Liebe zur klassischen deutschen Literatur zu entwickeln und den poetischen Sinn an bessere Nahrung und edleren Genuß zu gewöhnen. Trotz dieses Tadels kann das ganze Unternehmen des Verfassers doch gelobt werden. Die beiden Commentare enthalten unendlich Vieles, was zum Verständniß nothwendig ist, und selbst den poetischen Genuß zu erhöhen vermag, wenn es zu rechter Zeit und in rechter Weise vorgebracht wird. Dies ist die Arbeit des Lehrers, der dieselben zweckmäßig benutzen will, auch hat der Verfasser selbst diese Ansicht über zweckmäßige Benutzung seines Commentares in der Vorrede Seite XIV, XV angedeutet.

Digitized by Google

3) Guillaume Tell de Schiller, dont les deux premiers actes sont accompagnés de l'explication étymologique des mots du texte, et de tableaux contenant les rudiments de la grammaire; a l'usage des collèges, des pensionnats etc., par M. Edouard Dürre, Prof. de la langue allemande au collège royal de Lyon. Nouvelle édition. Paris, chez Pitois-Levrault et Comp.; Strasbourg, V. Levrault, 1839.

Unser Landsmann Dürre ist schon seit 10 Jahren in Lyon Lehrer der deutschen Sprache und als solcher bemüht, die Franzosen nicht bloß deutsch plappern, sondern deutsch verstehen zu lehren, ihnen Achtung und Liebe gegen deutsche Sprache und Literatur einzuflößen. Von diesem anerkennungswürdigen Bemühen giebt vorliegende Bearbeitung das beste Zeugniß. Die Wahl des Schiller'schen Dramas könnte Manchem befremdlich scheinen; und doch ist sie gerade im Zeichen des richtigen Tactes. Der Geist jeder Nation und Sprache ist in der Poesie, und der unserer gegenwärtigen Deutschen am entschiedensten in Schiller ausgeprägt. Schillers Tell ist bekanntlich in Bezug auf sprachliche und poetische Form, sofern man von der dramatischen Architektonik, die Manches zu wünschen übrig läßt, absieht, sein vollendetstes Werk. Der Geist des Dramas ist allerdings der Geist republikanischer, aber keineswegs jakobinischer Freiheit; denn nicht Leidenschaften aller Art und politischer Ehrgeiz sind es, die sich Bahn brechen wollen, sondern die in ihrem Lebensgrunde angegriffenen Sitten und Rechte des Volkes, die Niedertretung jedes heiligen Gefühles, der Väter gegen die Kinder, des Sohnes gegen den Vater, des Bräutigams und der Braut, — diese Interessen sind es, zu deren Rettung und Erhaltung das unvermeidlich Nothwendige geschieht. Der Schluß des Tell steht fast als Widerspruch, wenigstens als vereinzeltes Extrem im Ganzen da, und doch auch nicht als Ergebniß politischer Leidenschaft, sondern des gräßlich beleidigten Vatergefühles. So möchten selbst die im Stück gepredigten, auf sittlichem Grunde ruhenden Freiheitsideen, französischer Jugend vorgeführt, als Correctiv des durch und durch egoistischen Liberalismus wirken, welcher in Frankreich vorherrscht. Alles dieß rechtfertigt die Wahl des Stückes nicht minder, als die in der Vorrede gemachte Bemerkung, daß die poetische Sprache die der Jugend und Natur ist, daß, um den Franzosen die richtige Accentuation deutscher Längen und Kürzen beizubringen, eine rhytmische Darstellung allein sicher zum Ziele führt. Die Polemik gegen Lessings Fabeln, welche bisher in Frankreich für den ersten Sprachunterricht gebraucht wurden, theilen wir, obwohl aus andern Gründen, als der Verf. in der Vorrede ausspricht, denn sie sind nicht gegen Sitten und Religion, sondern gegen sittliche und religiöse Vorurtheile gerichtet; aber sie sind für die Jugend doppelt unverständlich, weil sie versteckte Anspielungen auf Personen und Verhältnisse enthalten, die selbst bei uns nur der Litterator von Profession kennt, und weil sie überdieß meistentheils mit zu abstract ausgedrückten Sätzen durchwebt sind. — Was nun die Methode des Sprachunterrichts anlangt, welche Herr Dürre befolgt, so ist sie zwar jener verwandt, die als Hamiltonische bei uns gepriesen und verworfen wird; allein sie unterscheidet sich doch sehr von derselben, und wir glauben sehr vortheilhaft. Erstlich gibt der Verf. keine Interlinearversion, sondern Noten unterm Text. In diesen Noten ist dann jedes Wort zuerst buchstäblich übersetzt und zuletzt kommt erst das eigenthümlich französische Wort. Aber bloß die Grundformen der Wörter werden angegeben, nicht die Casusformen der declinablen Redetheile, und nicht die Personalendungen der Verba; für diese sind Hinweisungen auf Declinations- und Conjugationstabellen gegeben, welche dem Buche angehängt sind. Wir geben ein paar Beispiele: Erster Aufzug. Hiezu steht unterm Text: Erster, premier; der Aufzug (auf, sur, enhaut; ziehen, zog, gezogen, tirer, trainer, passer; der Zug [2. ü], tir, train, trait, passage); tir enhaut, acte. Erste Scene. Ist schon ohne Note. — Hohes Felsenufer des Vierwaldstädter * Sees, Schwytz gegenüber. Hiezu: hoch, haut, élevé; der Fels (genit. en) = Felsen [1], rocher; das Ufer [1], bord; vier (tab. III), quatre; der Wald [5 ä], forêt; die Stadt [2. ä], ville; der See lac; Vierwaldstädter (adj.), des quatre villes forestières (quatre cantons); Schwytz, nom d'un canton suisse et de son chef-lieu; gegenüber (gegen, vers, contre, über, au-dessus, à travers) vis-à-vis. So wird etymologische Kenntniß der deutschen Sprache und synonymische Erklärung der französischen zugleich gegeben und zwar so, daß das Nachdenken und die Selbstthätigkeit der Schüler stets wach bleiben. Zu demselben Ende wird jedes Wort nur ein einziges Mal übersetzt, und der Schüler ist genöthigt, es seinem Gedächtniß einzuprägen, oder sich ein eigenes Wörterbuch anzulegen; die grammatikalischen Formen müssen eingeprägt und zugleich eingeübt werden: mit einem Wort,

* Sollte heißen: Vierwaldstätter See, und dann würde Stätte mit place, lieu, endroit zu übersetzen gewesen seyn.

Der Referent.

es ist das Naturgemäße der Hamiltonischen Methode, mit der wissenschaftlichen auf eine einfache Weise verbunden, und damit dem mechanischen Gedächtniß- und Regelwesen glücklich vorgebeugt. Möchte Herr Dürre seine Methode auch auf den Unterricht der deutschen Jugend im Französischen anwenden.

W. B. M.

Biographie.

Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, geb. Markgräfin von Brandenburg. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des 16ten Jahrhunderts von Dr. W. Havemann, Professor in Göttingen. Göttingen, Dieterich, 1839.

Die Lebensgeschichte einer interessanten Frau, entworfen von einer sehr kundigen Hand. Herr Havemann hat sich bereits früher großes Verdienst um die braunschweigische Geschichte erworben. — Der durch seine Ehrlichkeit und Tapferkeit berühmte Herzog Erich, derselbe, der Luthern, als er vor dem Reichstag zu Worms seine unsterbliche Rede hielt, einen guten Trunk zur Erfrischung schickte, der treueste Freund des Kaiser Maximilian, heirathete noch in seinem Alter die Markgräfin Elisabeth, die gleich sehr als treue Hausfrau und Mutter wie als eifrige Anhängerin Luthers ausgezeichnet war; als Wittwe aber den Schmerz erleben mußte, daß ihr Sohn Erich II., auf dessen lutherische Erziehung sie so vielen mütterlichen Eifer verwendet hatte, nicht nur wieder katholisch wurde, sondern auch ruhelos in der Welt abentheuerte und nicht immer der besten Sache diente, wie er denn namentlich Philipp II. gegen die Niederländer beistand. Elisabeth heirathete zum zweiten Mal den Grafen Poppo von Henneberg, bei dem sie eine Zufluchtsstätte im Alter fand. — Solche kleine Biographien sind dankenswerth, weil sie uns ferne Zeiten vertraulich nahe bringen.

Schriften über die Branntweinpest.

4) Die fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umgekommen. Eine merkwürdige Geschichte von Jeremias Gotthelf. Bern, Wagner, 1838.

Diese kleine Schrift ist von einem sehr ausgezeichneten Volksschriftsteller verfaßt, der mit seltener Virtuosität das niedere Volksleben darzustellen versteht (Vergl. Literaturblatt 1838 Nr. 101, 1839 Nr. 111), aber in der moralischen Absicht, zu warnen und zu bessern, schonungslos und mit einer das Gefühl fast verletzenden Treue menschliches Elend und Laster ausmalt. Hier läßt er uns in eine versoffene Familie blicken. Der Mann sitzt im Wirthshaus, trinkt und spielt Karte. Die Frau ist daheim betrunken eingeschlafen und verbrennt mit ihren Kindern. Die tiefste Gemeinheit des Lebens wird hier mit schauderhafter Naturwahrheit gezeichnet.

Bade-Literatur.

2) Mémoire médical abrégé sur les eaux sulfureuses de Weilbach, duché de Nassau, par MM. Fabricius, Dr. M. etc. ex Thilenius, Dr. M. etc. Meyence 1839. 59 S. 8.

Die kräftigen Schwefelquellen von Weilbach am südlichen Abhang des Taunus haben erst neuerlich die Aufmerksamkeit des heilenden und des heilbedürftigen Publikums auf sich gezogen, und es ist daselbst vor Kurzem eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Kuranstalt ins Leben getreten, durch welche die kurmäßige Benützung derselben sehr wesentlich gefördert worden ist und an welcher der zweite der auf dem Titel genannten Aerzte fungirt. Die Schrift zerfällt in vier Capitel, deren erstes die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Wassers, das zweite die topographischen Verhältnisse von Weilbach, das dritte die Wirkungen und Anwendung des Mineralwassers bespricht und das vierte verschiedene anderweitige Notizen enthält, deren Kenntniß für Kurgäste von Werth ist. Lobenswerth ist die Gedrängtheit, deren die Verfasser sich beflissen haben und von der sie ganz passend nur im dritten Kapitel abgegangen sind. In diesem begegnen wir derselben Tendenz, deren wir bei der vorigen Schrift anerkennend erwähnt haben; bloß ist zu bedauern, daß die Hautkrankheiten, bei deren Behandlung die Schwefelquellen eine so bedeutende Rolle spielen, mit einigen wenigen Linien abgefertigt worden sind und kein Versuch gemacht worden ist, diejenigen Fälle genauer zu bestimmen, für welche der Gebrauch der natürlichen Schwefelwasser überhaupt, und der in Rede stehenden Schwefelquellen insbesondere als zuträglich zu empfehlen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. Mai 1840.

Kulturgeschichte.

1) Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costüms von H. Hauff. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840.

Die unsern Lesern schon bekannten, früher im Morgenblatt erschienenen, anziehenden Artikel über das Costüme sind hier vom Verfasser zu einem Ganzen zusammengeordnet. Er faßt das Costüme und seine charakteristischen Veränderungen immer im Zusammenhange mit der Bildung und den sittlichen und politischen Richtungen der Zeiten auf und zieht daraus nicht selten überraschende Resultate, bleibt aber mit Recht durchgängig im Tone einer heitern Ironie, da der Gegenstand an sich mit der menschlichen Eitelkeit und Thorheit überhaupt so nahe verwandt ist, und da es eine besondere Eigenthümlichkeit der Deutschen ist, zwar im Leben die Tyrannei der Toilette mit allem Ernst zu üben oder zu dulden, aber in der Literatur nur philosophisch darüber zu scherzen, als über eine Sache, welche ernsthaft zu nehmen des Weisen nicht würdig ist.

Herr Hauff beginnt mit den untern Extremitäten, ohne jedoch dem Schuh und Stiefel eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit zu widmen. Durch die Bekleidung des Beines unterschieden sich schon in den ältesten Zeiten die Gallier und Germanen von den Römern und Griechen. Das Beinkleid wurde im Mittelalter mannichfachen kleinen Veränderungen unterworfen, bald ganz knapp angelegt, bald theilweise gepufft, bald zu ungeheurem Umfang ausgeschweift (die Schweizerhosen, zu denen eine unglaubliche Menge Tuch verschwendet wurde und gegen die von den Kanzeln als „gegen den Hosenteufel" gepredigt wurde). Inzwischen blieb das Beinkleid doch immer ein Ganzes von oben bis unten. Der große Reformator der Moden, Ludwig XIV., war der erste, der es zerschnitt und in das elegante haut-de-chasse oben und den Strumpf unten trennte. Die ganze Welt, auch das Militär, nahm diese Zerstücklung des alten Beinkleids an, die im österreichischen Heere bekanntlich bis zum Tode des Kaisers Franz beibehalten worden ist. Wie sich inzwischen die alte ungetrennte Form restaurirte, erzählt Herr Hauff folgendermaßen: „Das galante Beinkleid überlebte glücklich die dritte Constitution der Republik und sollte endlich, wie Alles, was mehr Bestand haben soll als jene Constitution und ihre Schwestern, nicht durch den Eigensinn des Augenblicks, sondern durch organische Entwicklung umgewandelt werden. Recht augenfällig zeigt sich hier, wie fest auch eine scheinbar willkührliche und unnatürliche Tracht mit dem ganzen Wesen eines Volkes verwachsen ist. Der Maler David, der freilich den Sansculottismus gar zu buchstäblich nahm und den Neufranken gar keine Beinkleider lassen wollte, drang mit seinen Reformen auch nicht einen Moment durch; Petion, der Maire, hieß Alles ein Affenspiel. Den Adel konnte man in einer Nacht abschaffen, aber nimmermehr in derselben Zeit das Kleid wechseln, und der Sturm, der eine tausendjährige Monarchie zerbrach, ließ vorerst den Puder auf allen Locken liegen. Schon vor dem Ausbruch der Revolution hatten durch eine jener seltsamen Launen, deren Quellen der Historiker weiter nachzuspüren hätte, die Beinkleider angefangen, über ihre bisherigen Halt- und Endpunkte an Hüfte und Knie hinauszugreifen; sie rückten unter mancherlei Oscillationen immer weiter hinauf, am Ende bis unter die Achseln, und am Schienbein immer weiter herab, bis eines Tags, um's Jahr 1796, der knappe Pantalon, der Stammvater eines zahlreichen, glücklichen Geschlechts geboren wurde. Gewiß verdiente der Pantalon nicht den sansculottischen Geruch, in dem er noch lange bei den deutschen Philistern stand, obgleich Friedrich Wilhelm III. sich im Sommer 1797 zu Pyrmont in Pantalons gezeigt und dadurch die deutsche Jugend aufgerufen hatte, die Fessel der Jarretière abzuwerfen."

Persönliche, das ewige Schwatzen von sich selbst und von der Coterie, und das geistlose Nachschreiben aller Pariser Tagesneuigkeiten in Literatur, Theater, Moden aufgekommen ist; je mehr man sich bemüht, in gutem Styl Nichts über Nichts zu schreiben und den Styl allein schon für Alles hält, um so erfreulicher ist die Wahrnehmung, daß in den größern Instituten dieser Kategorie, wofür die vorliegenden Aufsätze einen Maaßstab abgeben, die Gewandtheit und Wärme des Styls ihre Wirkung verstärkt durch das Interesse und den Werth des Gegenstandes, über den geschrieben wird. Soll sich die ganze schönwissenschaftliche Literatur nicht in Wind auflösen, so muß ihr stets im Gewicht der Objekte, von denen sie handelt, ein Schwerpunkt erhalten werden. Welchen Vorzug diese Maxime hat, kann den verehrten Lesern des Morgenblatts längst nicht entgangen seyn.

Wasserkuren.

1) Die Heilkräfte des kalten Wassers, nachgewiesen durch hundert Erfahrungssätze berühmter Aerzte. Nördlingen, Beck, 1839. 16.

Hundert Aphorismen von ältern und neuern Aerzten, alle zu Gunsten der jetzt so beliebten Wasserkuren. Die verschiedensten Aerzte in den verschiedensten Zeiten haben bei den verschiedensten Krankheiten doch übereinstimmend kaltes Wasser empfohlen; das wird hier durch die kurzen und bündigen Citate bewiesen. Ein Sachregister läßt überdies die einzelnen Krankheiten, in welchen die Aphorismen das Wasser anrathen, bequem nachschlagen. Endlich ist ein zahlreiches Verzeichniß von Werken beigefügt, in denen die Wasserkuren noch näher beschrieben und empfohlen werden.

2) Wasser thuts freilich! Miscellen zur Gräfenberger Wasserkur. Verfasser: J. H. Rausse. Zeitz, Schieferdecker, 1839.

Muntre Improvisation eines Wasserbegeisterten. Wasser soll für Alles helfen, alle Krankheiten heilen, die Race verbessern und nicht bloß in der physischen Welt, auch sogar in der moralischen Wunder wirken. Die Krankheiten selbst leitet der Verfasser weniger von der Disposition oder den Fehlern der Patienten, als vielmehr von den allopathischen Aerzten her, die erst mit ihrer Medizin den Körper vergiften. Das gesammte Wirken der bisherigen Aerzte bezeichnet er als eine große Vergiftung des Menschengeschlechts, als die „Medizinpest", von der uns nur Priesnitz, der neue Heiland der Welt, durch seine Wasserkuren erlösen könne. Von den Wundern des Wassers weiß der Verfasser nicht genug zu erzählen. Greise werden Jünglinge, entnervte Schwächlinge werden Athleten, magere, bleiche Fräulein werden von Kraft strotzende Amazonen, Kahlköpfe bringen üppige Locken heim ꝛc.

Doch nicht bloß gegen Krankheiten, auch gegen alle Uebel des Staats soll das Wasser helfen: „Für das Interesse der Regierungen in jeder Beziehung gibt es nichts Glücklicheres und Zeitgemäßeres als die Beschützung und Verbreitung der Hydropathie. In den Völkern murmelt und klaget eine Unzufriedenheit mit der Gegenwart, ein Drängen hinaus aus der Gegenwart, — wohin zielt dieser Drang? Dahin, wohin aller Menschendrang weist, zum Glück. Dabei aber ist es ein allgemeiner Menschenirrthum, die Ursachen des Mißbehagens, des Unglücks außer sich zu suchen, statt in sich; nach den Quellen der Freude außer sich zu spähen und graben, statt in der eigenen Brust. Unter diesen Unzufriedenen gibt es eine Partdei, welche das Mißbehagen der Völker aus den politischen Zuständen herleitet, und das Glück erhofft von politischen Aenderungen. Das ist ein unseliges Mißverstehen der Ursachen vom Menschenelend! — Mensch, was kann die Freiheit Dir frommen, was selbst die Krone, wenn das Siechthum durch Deine Adern kriecht, der Tod an Deinem Herzen nagt? Zuerst machet Euch gesund und Ihr werdet Wunder von Glück erleben. — Es liegt im tiefsten Interesse der Regierungen, die großen Heilwahrheiten des Vinzenz Prießnitz gewähren zu lassen, und selbst ihre Verbreitung zu unterstützen durch alle Mittel der Güte und Ueberzeugung, durch Anweisung von Jahressummen zur Gründung von Wasserheilanstalten, wie dies bereits in einigen Ländern geschehen ist. — Die europäischen Zustände, wie sie jetzt sind, können keinen Bestand haben; sie tragen in sich den Keim des Todes. Ein innerstes unabweislich wahres Gefühl wohnt in dem vergifteten Menschen, das ihm zuruft, es blühe ihm kein dauerndes Glück, ein Gefühl, das ihm die Stille und den Frieden vergellt, und ihm räth, im Galopp die Sinnenfreuden zu raffen, durch Uebertäubung zu dämpfen die innern dumpfquälenden Schmerzen. Dann tritt der Dämon mit triefendem Gluthauge zu ihm, und reicht mit stammelnder Zunge den Becher der Betäubung." Dagegen hilft keine Gewalt der Regierungen, nur allein das Wasser. Macht die Völker gesund, so wird der Dämon von ihnen weichen und es werden keine Revolutionen mehr drohen. Um sie aber gesund zu machen, laßt sie Wasser trinken.

Daß der in so vieler Hinsicht beschmutzte Mensch sich wieder mehr als bisher dem reinen und reinigenden Element anvertrauen sollte, ist klar. Doch hätte der Verf. die Macht, die jeder Wahrheit inwohnt, nicht durch die Uebertreibungen seines Witzes schwächen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. Juni 1840.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 19te Lieferung. Rußland und die Tscherkessen. Von Prof. Dr. K. F. Neumann. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840.

Da der heldenmüthige Kampf, welchen die Tscherkessen gegenwärtig mit der russischen Uebermacht kämpfen müssen, allgemeine Theilnahme erregt, glaubt der (bekanntlich in die asiatischen Verhältnisse eingeweihte) Verfasser die verschiedenen Nachrichten über Land und Volk der Tscherkessen sammeln und sichten und dadurch dem Publikum eine Orientirung gewähren zu müssen, die es bisher in dieser Vollständigkeit entbehrte. Gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen.

Nachdem der Verfasser alle Völkerstämme, die das kaukasische Gebirge bewohnen, verzeichnet, die Identität einiger derselben mit Stämmen, die schon den Alten bekannt waren, nachgewiesen, im Allgemeinen aber bemerkt hat, daß alle diese Stämme der Schriftsprache, mithin auch der Geschichtsbücher und zuverläßiger historischer Erinnerungen entbehren, faßt er insbesondere die Tscherkessen ins Auge. Diese sind einer der schönsten und kräftigsten Stämme, der in wilder Freiheit lebend ohne Kultur gleichwohl viele der ausgezeichnetsten Eigenschaften in sich vereinigt. Die Schönheit der tscherkessischen Mädchen (Circassierinnen) ist weltbekannt, eben so die Tapferkeit der Männer. Ihre Verfassung hat auffallend viel Aehnlichkeit mit der altdeutschen, wie sie Tacitus schildert. „Das ganze Volk zerfällt heutigen Tags in zehn Stämme, wobei aber die Bewohner der großen und kleinen Kabardah nicht mitgerechnet sind. Der Ursprung dieser Eintheilung und Benennung kann jetzt so wenig wie der andere Name des Volkes, Adige, nicht mehr erklärt werden; nur so viel wissen wir, daß das che, womit sämmtliche Namen der Klane endigen, die Mehrheit bezeichnet. Es ist, wie wir bereits bemerkten, unmöglich, die tscherkessischen Laute vermittelst unseres Alphabets vollkommen wiederzugeben; man bemühete sich aber, in der Schreibart der folgenden Namen der Stämme, die so viel als möglich der einheimischen Aussprache derselben zu nähern. Es sind dies die Notketch, Schapsuch, Abatsech, Pseduch, Ubich, Hatiokech, Kemkuich, Abasech, Lenelnich und Kubertech. Mehrere dieser Stämme wurden sicherlich schon den Alten und den Byzantinern, namentlich Strabo und Procopius, bekannt, wie die Abadk oder Abasech, die Henioch und Bruch, — Benennungen, welchen der griechische Plural angehängt ward und die jetzt Abadgoi, Heniochoi und Bruchoi lauteten. Alle diese Stämme sammt den Bewohnern der beiden Kabardah sprechen eine und dieselbe Stammsprache. Diese Stämme zerfallen wiederum in eine Anzahl von durch Eidschwur befestigter Gaugemeinschaften, an deren Spitze der Fürst oder die Fürstin stehen. Die Gaugemeinschaften schwören, sich gegenseitig zur Wehr und Abwehr beizustehen. Keine Ursache, kein Vorwand entschuldigt den Verräther; der wiederholt Meineidige ist, wenn er nicht entflieht, wie jeder andere Verbrecher unrettbar der Sklaverei verfallen. Zum Tode wird aber Niemand verurtheilt; Sklaverei dünkt dem freien Volke die bitterste Strafe. Die Fürsten heißen Pschi. Neben ihnen stehen die Work oder Adeligen, — eine Benennung, die höchst wahrscheinlich mit dem indogermanischen Worte vir, air zusammenhängt, von den benachbarten Völkern Usden genannt. Diese Work trennen sich, einer Nachricht zufolge, wiederum nach der Anzahl ihrer Ahnen, was bei sorgfältigen Verheirathungen sorgfältig erwogen wird, in hohen und niedern Adel. Sie sind die Ministerialen oder Lehnsleute der Fürsten, die auf deren Geheiß den Regierungsgeschäften obliegen und ihnen für die erblichen Lehengüter zur Kriegesfolge verpflichtet sind. Von Zeit zu Zeit ehren sie die Fürsten durch freiwillig dargebrachte

Geschenke, bestimmte Abgaben haben sie aber keine zu leisten. Auf sie folgen die Tschokotl, die gemeinen Freien oder Bauern, welche als eine Art Erbpächter betrachtet werden müssen. Sie sitzen auf den Gütern des Fürsten und des Adels, bauen gegen bestimmte Nutznießungen in Friedenszeiten sein Feld und ziehen mit ihm in den Krieg und auf Abenteuer aus, sobald man es befiehlt. Die Souveränität ist bei dem Volke; sie wird ausgeübt in den Versammlungen der Dorfschaften, der Gauen und der Stämme. Hier gilt kein Vorrecht; es hat jeder, der zur Theilnahme berechtigt ist, nur Eine Stimme, und die Stimmenmehrheit entscheidet unbedingt. Persönliches Ansehen, Einsicht, Charakter und vor Allem Rednertalent sind natürlich auch hier, wie bei allen öffentlichen Versammlungen, von großem Einflusse.

Höchst merkwürdig ist die Religion der Tscherkessen, ein wunderbares Gemisch von Heidenthum und Christenthum, doch einfach und edel. Die Tscherkessen, so erzählt uns Major Tausch, bekennen ein höchstes Wesen, eine Mutter Gottes, und mehrere himmlische Kräfte zweiten Ranges, welche sie Apostel nennen. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an eine jenseitige Belohnung und Bestrafung, je nach der Aufführung in diesem Leben. Dessen ungeachtet kümmern sie sich jetzt, wie die meisten andern Menschen, wenig um das zukünftige Leben und suchen sich bloß in diesem behaglich einzurichten. Die Wälder sind ihre Tempel, und ein Kreuz vor einem Baume aufgepflanzt, bildet den Altar, vor welchem sie zu opfern pflegen. Wird auf gemeinschaftliche Kosten der Gemeinde ein Opfer dargebracht — und jeder, der Aermste wie der Reichste, steuert hiezu sein Scherflein bei — so tritt eine der ältern, durch würdiges Benehmen ausgezeichneten Personen hervor, entblößt sein Haupt, und verrichtet das Amt des Geistlichen; denn einen aus der Menge abgesonderten geistlichen Stand findet man jetzt nicht mehr unter diesem Volke. Das Sühnopfer besteht gewöhnlich in einem Schafe oder einer Ziege; bei großen Feierlichkeiten wird auch ein Ochs dargebracht. Der Alte nimmt die Fackel in die Hand, welche an dem Fuße des Altars brennt, der in einem von Bäumen aufgepflanzten Kreuze besteht, versengt die Haare des Thieres an mehreren Stellen, wo es geschlagen werden soll, schüttet einen gegohrnen Hirsentrank, mit einem arabischen Worte Busa genannt, auf das Haupt des Opfers, welches dann nach einem kurzen Weihegebete geschlachtet wird. Der Kopf ist der Gottheit geheiliget und wird in einer gewissen Entfernung vom Altare auf einem Pfeiler aufgepflanzt. Die Haut wird dem Opferer überlassen, welcher dagegen für die Fackel zu sorgen hat; das Fleisch wird aber während des Gottesdienstes zubereitet und alsdann von den Theilnehmern an der religiösen Versammlung verzehrt. Von Menschenopfern findet sich aber und fand sich zu keiner Zeit eine Spur bei den Tscherkessen. Reineggs ward entweder selbst hintergangen, oder er hat uns, um im russischen Interesse das Volk in Europa anzuschwärzen, geflissentlich angelogen. Mehrere Jünglinge, gewöhnlich sind es Sklaven des den Gottesdienst verrichtenden Greises, helfen ihm im Amte. Sie stehen hinter ihm, Schalen mit Busa angefüllt und Brodschnitzen in den Händen haltend. Ist das Opfer gefallen, dann nimmt der Priester in eine Hand ein Stück Brod und einen vollen Becher in die andere. Er erhebt jetzt beide Hände gen Himmel, ruft die Gottheit an, daß sie ihm und der Gemeinde gnädig seyen, segnet das Brod und den Trank und gibt dann beides dem ältesten Gliede der Gemeinde, das sie auf der Stelle verzehrt. Die Ministranten reichen ihm nochmals einen vollen Becher und frisches Brod, worauf der Priester zur Mutter Gottes betet, das Brod und den Trank unter denselben Ceremonien weiht, und beides einer andern ältern Person der religiösen Versammlung überreicht. So geht es dann der Reihe nach, und auch zu jedem der Apostel wird ein eigenes Gebet emporgerichtet. Die Mutter Gottes heißt bei ihnen Merissa oder Merime und gilt vorzugsweise als Schutzpatronin der Bienen. Andere Kultur ist ganz heidnisch. „Im Frühjahre feiert man das Fest Seozeres. Dieß war ein großer Seefahrer, sagen die Tscherkessen, und ihm wären die Winde und Wellen unterthan. Er wird vorzüglich von den Bewohnern des Gestades verehrt, und sie flehen um seinen Schutz in den Tempeln, welche längs der Ufer des Meeres aus den Bäumen der heiligen Haine errichtet wurden. Ein dürrer Birnbaum gilt als Symbol des Gottes oder Heiligen. Dieser Baum wird während des Jahres im Hofraume aufbewahrt und von Niemanden angerührt. Am dem Festtage des Heiligen wird aber der Birnbaum hervorgeholt, in das Wasser geworfen und gebadet. Auf der Spitze wird dann ein Stück Käse befestiget und der ganze Baum nach der Anzahl der Gäste, welche der Feierlichkeit beiwohnen, mit kleinen Fackeln oder Lichtern verziert. Der so geschmückte Birnbaum wird jetzt im Freien aufgerichtet, und von mehreren Personen in das Haus getragen; ein Theil der Familie wartet vor der Thüre, empfängt den Gott mit großen Ehren und freut sich über seine glückliche Ankunft. Bevor aber der Gott der Winde und der Wellen das Haus betritt, wird ein Opfer angeordnet und alle Vorbereitungen zu einem großen Feste getroffen. Das Schmausen und Zechen dauert drei Tage lang, nur hie und da von Gebeten an Seozeres unterbrochen, damit er seinen Dienern, den Winden und Wellen, befehle, auf daß sie vom Unheile ablassen möchten. Sind die drei Tage verflossen, so wird der Käs unter die Theilnehmer des Festes zertheilt. Es wird dann der Baum unter Begleitung

der ganzen Gesellschaft an den bestimmten Platz im Hofraume zurückgebracht, und dem Gotte glückliche Reise gewünscht. Man denkt jetzt nicht mehr an ihn bis zu derselben Zeit im nächsten Jahre. Seozeres, erzählen die Tscherkessen, mache sehr große Reisen; er habe noch zwei Brüder gehabt, und sey überdieß auch der Beschützer der Heerden. Die wunderlichen Ceremonien dieses Festtages erinnern an Johanni, welcher Tag in frühern Zeiten bei verschiedenen christlichen Völkern, namentlich bei den Polen, auf dieselbe Weise begangen wurde. Sollte man bei dem Namen Seozeres vielleicht an Sesostris denken dürfen? Die Tscherkessen verehren überdieß drei namenlose Göttinnen, die Schwestern gewesen und in längst verschollenen Zeiten Gerechtigkeit und Harmonie im Lande verbreitet haben sollen." Das erinnert an die drei weisen Schwestern, die an der Schwelle der böhmischen Geschichte stehen, oder an die nordischen Nonnen und an die antiken Grazien oder Parzen.

Die Sitten der Tscherkessen sind einfach, rein und weit ungezwungener als bei den übrigen Morgenländern. Das weibliche Geschlecht erfreut sich in Tscherkessien einer größern Freiheit und Ehre, als sonst irgendwo im Oriente. Frauen wie Mädchen wohnen allen öffentlichen Versammlungen und Festen bei, erheitern und verschönern sie durch ihre lebendige anmuthsvolle Weise. Glaubwürdige Reisende versichern, daß die Frauen des Kaukasus dieser Freiheit werth sind, da sie sie nicht mißbrauchen und nach ihrer Weise keusch und züchtig sich betragen. Die Gastfreundschaft wird heilig gehalten. Sonst aber ist der Raub gestattet und gewissermaßen das Nationallaster. Verbrechen werden unter andern auch dadurch gestraft, daß man sie im Volksliede verewigt.

Dieses interessante Volk nun ist seit Jahren den Angriffen Rußlands ausgesetzt und soll seinen edeln Nacken unter das Sklavenjoch beugen. Die Geschichte dieses langen und jetzt der Katastrophe sich nähernden Kampfes ist kürzlich folgende. Peter der Große, der Schöpfer des heutigen Rußlands, wollte an der Ostsee, am schwarzen und auf allen Seiten des kaspischen Meeres festen Fuß fassen, um von hier aus die Eroberungsplane gegen Europa wie gegen Asien, wenn sich hierzu eine Gelegenheit darböte, richten zu können. Peter hatte dieses großartige Vorhaben glücklich durchgeführt, und seine Nachfolger gingen mit wenigen Ausnahmen, wo das Glück auf kurze Zeit ihre Waffen nicht begünstigte, in Riesenschritten vorwärts auf der von ihrem Ahnherrn vorgezeichneten Bahn. Peter hatte bereits (1723) Dagestan, Schirwan, Gilan, Masanderan und Astrabad von Persien erobert, und unter Katharina I. wurde (1727) Mabur, der Ort, wo der Arares in den Kur fällt, als Mittelpunkt der Gränzen Rußlands, Persiens und der Türkei festgesetzt. Wenn auch Anna Iwanowna den größten Theil dieser Eroberungen, selbst Asow nicht ausgenommen, aufgeben mußte, so gewann doch Rußland einige Jahrzehnte später durch den Frieden zu Kutschuk-Kainardschi viel mehr, als es jemals in diesen Gegenden besessen hatte. Asow ward den Russen wiederum überliefert, die Krim ward dem Namen nach für unabhängig von der Pforte erklärt, das hieß, den Russen preisgegeben, die sie einige Jahre später (1783) wirklich in Besitz nahmen; auch die beiden Kabardah wurden der Kaiserin überlassen. Aber die Kabardiner sagten, die Russen suchen alle Völker zu Sklaven herabzuwürdigen, und setzten, um ihre Freiheit zu wahren, des Friedens ungeachtet, auch ferner noch ihre Kämpfe und Streifzüge fort gegen die russische Grenzlinie am Kuban. Dieser befestigte Gränzcordon am Kuban war aber den für ihre Freiheit besorgten Einwohnern der beiden Kabardah seit seinem Beginne mit der Anlegung der Feste Mosdok (1763) verhaßt. Die Fürsten dieser Länder sandten mehrmalen nach St. Petersburg, um den Hof zu bewegen, daß dieser Ort geräumt und, wie das von jeher der Fall gewesen sey, ihnen wiederum überlassen werden möchte. Denn der Tscherkessenfürst Kurkok, fügten sie hinzu, hätte kein Recht gehabt, diesen Platz abzutreten, und es sey himmelschreiend, daß die russischen Grenzbefehlshaber die Unterthanen des kabardinischen Fürsten verlockten, sie beredeten, sich zum Christenthume zu bekennen und jenseits des Kubans anzusiedeln. Man gab natürlich diesen Vorstellungen kein Gehör. Der Generalmajor Jacoby erhielt im Gegentheile (1775) den Befehl, längs des Terek und Kuban eine große Anzahl von Festungen und Schanzen zu errichten, was auch mit großer Schnelle und Pünktlichkeit ausgeführt ward. Von der andern Seite hatte man von Rußland aus längst schon mit den Osseten, den südlichen Gränznachbarn der Kabardah, Verbindungen angeknüpft, um sie wiederum zum griechischen Christenthum und vermittelst desselben unter die Botmäßigkeit Rußlands zu bringen. Aber das griechische Christenthum wollte im Kaukasus keinen festen Grund fassen, denn die Kaukasier betrachteten es als einen Vorläufer der russischen Sklaverei. Das Christenthum anderer Confessionen würde vielleicht einen leichtern Eingang gefunden haben, aber man verstand es, die Bemühungen der fremden Missionäre zu vereiteln. Daher ist Ossetien auch jetzt noch weit davon entfernt, christianisirt oder überhaupt in eine russische Provinz verwandelt zu seyn.

Im Frühling des Jahres 1781 ward ein russischer Officier mit einem Commando nach dem Kaukasus gesandt, um eine regelmäßige Verbindung zwischen Georgien und Imerethi mit Rußland herzustellen. Bald darauf erkannten auch, vermittelst eines am 24. Julius 1783 abgeschlossenen Traktates, die Könige Heraklius von Georgien und Salomo von Immerethi die Oberhoheit

des russischen Reiches. Die Könige Georgiens sollten künftig von Rußland bestätiget werden. Dafür versprach man ihnen, sie gegen alle feindlichen Angriffe zu schützen. Fürst Potemkin, der Taurier, war damals (1785) oberster Befehlshaber der Truppen am Kuban. Potemkin blieb am Hofe und seine Stelle vertrat der General Fabrician Pronitz, der sein Hauptquartier in Stawropol aufgeschlagen hatte. Es wurden mehrere Befehle erlassen, welche von einem Bestreben zeugen, sich nicht nur im Kaukasus festzusetzen, sondern auch jenseits desselben auf Kosten Persiens und der Pforte sich zu vergrößern. In Wladikawkas ward eine griechische Kirche erbaut und eine Heerstraße über den Kaukasus nach Tiflis geführt; es wurden Untersuchungen über den Metallreichthum dieser Gegenden angestellt und mehrere Schulen sowohl für die Gebirgsvölker, deren Neigung man auf alle Weise zu gewinnen suchte, als auch um Dolmetscher zu bilden, angelegt. Der Feldmarschall erhielt unumschränkte Vollmacht, alle Völker aufzunehmen, die sich Rußland unterwerfen wollten, und es wurden, höchst wahrscheinlich um Aufstände in den Grenzprovinzen zu bewirken, zu derselben Zeit (1786) geheime Emissäre nach Persien geschickt. Es ward zu Astrachan eine Schiffswerfte angelegt; die Insel Schiloi, in der Nähe von Baku, ward von russischen Truppen besetzt und daselbst ein Hafen für Kauffahrer, wie für Kriegsschiffe eingerichtet; der Chan von Baku selbst, wie der von Derbend, wurden als russische Vasallen aufgenommen. Persien war in seinem Innern zerrüttet und mußte sich alle diese Umgriffe der Russen gefallen lassen. Obgleich ihrer Schwäche sich bewußt, hielt es die Pforte doch endlich für nöthig, einen neuen Versuch zu wagen, ob sie vielleicht die Länder und Rechte, die sie im Frieden verloren hatte, im Kriege wiederum erlangen könnte. Der Versuch fiel unglücklich aus, und sie ward im Frieden zu Jassy (1792) gezwungen, alle Eingriffe Rußlands anzuerkennen. In dem bald hernach ausgebrochenen Kriege gegen Persien (1796) wurden Tarki, Derbend, Baku und andere Plätze am kaspischen Meere erobert und alsbald durch einen Befehl Pauls I. vom 5. Januar 1797 mit Rußland vereinigt. Georgien ward im Jahr 1800 als selbstständiger Staat vernichtet und bald hernach durch eine kaiserliche Ukase vom 12. September 1801 in ein russisches Gouvernement umgeschaffen. Tiflis ward als die Hauptstadt des Gouvernements Georgien oder Grusien erklärt und das Land in fünf Kreise getheilt, so daß das alte Chartli aus dreien und Kacheti aus zweien bestand. Die königlichen Familien der Bagraditen wurden nach Rußland abgeführt, wo sie eine Pension erhielten. Doch fehlte es in der Folgezeit in diesen Gegenden und längs der westlichen Küste des kaspischen Meeres niemals an Aufständen; so 1820 zu Imerethi; 1825 unter den Tschetschenzen, wodurch die Russen große Verluste erlitten; und auch in den neuesten Zeiten müssen deren mehrere in Dagestan und namentlich unter den Lesgiern ausgebrochen seyn, wie aus den Belohnungen hervorgeht, welche einzelne Offiziere erhalten, und sich im Kampfe mit diesen Völkern auszeichneten. Der zwischen Rußland und der Pforte zu Bucharest (1812) geschlossene Friede ließ die Grenzen der beiden Reiche in Asien, wie sie vor dem Kriege waren. Die Mündung des Kuban blieb auch jetzt noch auf der nordöstlichen Küste des schwarzen Meeres der südliche Punkt des russischen Reiches. Anapa und Sudschuk Kaleh, die während des Krieges wiederum in die Hände der Russen gefallen waren — der letztere Platz ward vom Herzog von Richelieu 1811 erobert — wurden zwar den Türken zurückgegeben, man dachte aber schon daran, die ganze östliche Küste des schwarzen Meeres in der nächsten Zukunft dem russischen Scepter zu unterwerfen.

Die Türken suchten bereits in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts die verschiedenen Stämme der Tscherkessen unter sich zu vereinigen, und dann sie sämmtlich zu bewegen, die Oberhoheit des Sultans anzuerkennen, damit sie sich derselben bei dem Ausbruche eines neuen Krieges gegen Rußland wider die Kosaken jenseits des Kubans bedienen könnten. Der Sandschak von Anapa war gegen das Ende des Jahrs 1824 mit dem Paschalik Trapezunt vereiniget worden. Tschitschen Oglu, der Pascha, kam jetzt (1825) selbst nach Anapa, und gab sich alle Mühe, die verschiedenen südlich des Kubans, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere wohnenden Stämme zu vermögen, daß sie den Sultan als ihren Herrn anerkennen; die Pforte würde dadurch, sagte man, ein Recht bekommen, sie nachdrücklich gegen die Unternehmungen der Russen zu schützen. Ein großer Theil der kaukasischen Klane soll sich diesem Wunsche gefügt haben; sie waren aber keineswegs der Meinung, dadurch ihre Unabhängigkeit aufzugeben, sondern sie unterwarfen sich bloß der Oberanführung der Pforte, um den Russen mit besserem Erfolge Widerstand leisten zu können. In dem Frieden zu Gulistan (1813) ward Persien gezwungen, ganz Dagestan, Schirwan, Baku, Karabag und Kalisch auf ewige Zeiten an Rußland abzutreten; es mußte überdies seinen Ansprüchen auf Georgien, Imerethien, Migrelien und Guriel entsagen, und der letzte russische Posten war zu Gomri, ungefähr zehn deutsche Meilen von Eriwan, entfernt. Die Grenzen waren aber durch keinen Fluß, durch keine Gebirgskette bestimmt worden; sie hatten keine Festung, keine Stadt zum Anhaltspunkte."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 3. Juni 1840.

Schweizer Geschichte.

1) Die Sage vom Tell, aufs Neue kritisch untersucht von Dr. Ludwig Häusser. Eine von der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg gekrönte Preisschrift. Heidelberg, Mohr, 1840. S. 110. 8.

Schon früher ist die Geschichte Wilhelm Tells bezweifelt, für eine bloße Sage ausgegeben worden und in neuerer Zeit haben besonders die Forschungen Kopps und Idelers diesen Unglauben verstärkt. Der Gegenstand ist von solchem Interesse, daß die philosophische Fakultät in Heidelberg mit Recht auf eine noch genauere Aufklärung desselben einen Werth legte.

Herr Häusser ist bei seiner Untersuchung sehr gründlich zu Werke gegangen. Er hat die Quellen und Zeugnisse älterer und späterer Zeit scharf gesondert und geprüft und sich von keinerlei Vorurtheil leiten lassen. Gewiß ist, daß bis jezt keine gleichzeitige Urkunde des Tell gedenkt, daß sein Name und seine That auch in den gleichzeitigen Chroniken (von Justinger und Johann von Winterthur) mit keiner Sylbe erwähnt ist. Die wenigen lateinischen Verse des gleichzeitigen Heinrich von Hünenberg, in denen Tell und seine That genannt sind, erscheinen aus unsicherer Quelle geschöpft und ihre Echtheit ist unerwiesen. Erst in den spätern Schweizer Chroniken vom Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts wird die Geschichte Tells mit allen Nebenumständen erzählt, und es muß auffallen, daß die Spätern mehr davon gewußt haben sollen, als die Zeitgenossen. Zwar ist bekannt, daß im Jahr 1388, also über 80 Jahre nach der That des Tell, 114 Personen gerichtlich bezeugten, ihn bei Lebzeiten gekannt zu haben; allein gerade dieses gerichtlich abgelegte Zeugniß beweist, daß schon damals im Volke selbst oder bei den Nachbaren starke Zweifel an der Wahrheit der Sache müssen obgewaltet haben. Auch widersprechen sich die spätern Berichte in Einzelheiten, in Bezug auf das Jahr, in welchem Tell den Landvogt erschoß, in Bezug auf den Namen des Landvogts und in Bezug auf einzelne Lokalitäten. Endlich ist es schon vorlängst gelehrten Forschern aufgefallen, daß die Tellnsage, wie sie in ihrer Ausführlichkeit zuerst bei Tschudi steht, in einigen Punkten bis auf die kleinsten Umstände, ja wörtlich mit der nordischen Sage von Toko übereinstimmt, und daraus schöpft Herr Häusser den Verdacht, Tschudi habe in einer bereits gedruckten Ausgabe des Saxo Grammatikus die Sage vom Toko gefunden und daraus einige poetische Züge auf Tell übergetragen.

Auf der andern Seite verkennt der Verfasser nicht, daß nothwendig zur Zeit der ersten Schweizerkriege, als die Bauern in Uri sich zum ersten Mal gegen die habsburgischen Landvögte erhoben, ein Mann gelebt haben muß, welcher Tell hieß oder den man den Tell nannte, jenachdem dieser Name allerdings ein appellativum seyn kann. Wenn ein solcher Mann nicht wirklich existirt hätte, wäre das Zeugniß der 114 Zeitgenossen schwerlich zu erklären. Eben so wenig verkennt der Verfasser, daß dieser Tell irgend etwas gethan haben mag, was zur Phantasie des Volkes sprach, was sein Andenken tief ins Gedächtniß des Volks einprägte, weil es sonst gar nicht möglich wäre, daß er je einmal hätte zum Volkshelden erklärt werden können. Man pflegt oft aus unbedeutenden Anlässen eine kunstreiche Sage zu entwickeln, unbedeutende Personen und Dinge wunderbar auszuschmücken; aber man lügt nicht etwas aus der Luft herunter, um es einer bestimmten Zeit und Oertlichkeit, wo bisher keine Spur davon zu finden war, einzuzeichnen.

Demnach vermuthet der Verfasser, Tell möge ein einfacher Bauer gewesen seyn und seine ganze Heldenthat darin bestanden haben, daß er den Hut nicht abzog. Dieser erste Beweis von Muth sey, obwohl außer allem Zusammenhange mit der eigentlichen Verschwörung der Bauern, doch nicht vergessen und immer schöner ausgeschmückt

worden, zunächst durch Volkslieder, aus denen dann die spätern Chronisten geschöpft hätten, und denen Tschudi für seinen patriotischen Zweck noch Manches zugesetzt habe. Wenn Tell wirklich bei einer Ueberschwemmung starb, indem er Andern das Leben retten wollte, so habe dieser Umstand wahrscheinlich seine frühere That lebhafter ins Gedächtniß des Volks zurückgerufen und wesentlich dazu beigetragen, ihn zu einem Liebling seiner Landsleute zu machen. Endlich habe vielleicht die Zweifelsucht der Nachbarn den Eifer der Urner, ihren Volkshelden zu vertheidigen und seinen Ruhm noch glänzender zu machen, gesteigert. Was insbesondere den Schuß betreffe, so sey dieser poetische Zug, wenn nicht erst durch Tschudi aus der nordischen Sage entlehnt, vielleicht einfach aus dem Sprichwort entstanden: „der Schütz schießt so gut, daß er seinem eigenen Kinde einen Apfel vom Kopfe schießen kann."

Bei dieser vermittelnden Ansicht des Herrn Häusser könnten sich die streitenden Parteien wohl beruhigen. Unverkennbar ist die Erzählung vom Tell in spätern Zeiten poetisch ausgeschmückt worden und kann man sie, wie sie im Tschudi steht, nicht für buchstäblich wahr annehmen. Sie aber ganz läugnen, ist eben so unstatthaft. Wie es uns scheint, hat sich Herr Häusser schon etwas zu sehr auf die skeptische Seite geneigt. Es will uns nicht ganz genügen, daß er dem echten historischen Tell so wenig Verdienst läßt. Wenn Tell gar nichts andres gethan hätte, als daß er vor der Stange den Hut nicht abnahm (was im Grunde jeder Blödsinnige oder Betrunkene auch thun konnte), so würde der Ruhm, den er erlangte, auf keine Weise genügend erklärt werden können. Der Ruhm stellte ihn über alle seine Landsleute, hob seinen Namen vor dem des Fürst, Stauffacher und Melchthal hervor. Würden dies die eifersüchtigen Nachkommen jener drei Verschwornen und ihrer nächsten Theilnehmer geduldet haben, wenn nicht Tell wirklich eines großen Ruhmes werth gewesen wäre? Würden die Enkel derer, die eigentlich den Grund der Freiheit legten, ihre Namen dem eines unbekannten einfältigen Mannes untergeordnet haben, der erweislich nichts für die Freiheit gewirkt und gelitten hätte? Demnach scheint es uns, es sey allerdings viel Poesie erst später in die Geschichte Tells eingetragen worden, aber ihr echter historischer Kern involvire doch mehr Verdienst, als Herr Häusser dem Tell zugesteht.

2) Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte. Nach dem Autographon herausgegeben auf Veranstaltung der vaterl. hist. Gesellschaft zu Zürich. Von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. Dritter Band. Frauenfeld, Beyel, 1840.

Dieser dritte Theil der berühmten Bullinger'schen Chronik (eine Hauptquelle der Schweizer Reformationsgeschichte) enthält eine ausführliche Schilderung des ersten Glaubenskrieges, der wachsenden Zerwürfniß zwischen der katholischen und reformirten Partei, der ersten blutigen Schlacht bei Cappel, in welcher Zwingli umkam, und der wiederholten Niederlagen und Verräthereien (Bern ließ Zürich im Stich), welche den Fortschritten der Reformation in der Schweiz ein Ziel setzten.

Der Verfasser war Zeitgenosse und als unmittelbarer Nachfolger Zwinglis für Alles, was er niederschrieb, selbst aufs lebhafteste interessirt. Er ist daher wohl eifrig, doch ohne die Würde des Geschichtschreibers zu verläugnen, und ohne seine eigne Partei mit gerechtem Tadel zu verschonen, wo sie ihn verdient. Wahrhaft rührend ist die in der alten naiven Mundart vorgetragene Erzählung vom Untergange Zwinglis. Man sieht diesen Reformator, wie er die Freunde anmahnt, den Feinden trotzt, die Neutralen verwirft, wie er den Krieg verlangt und nie zweifelt, für die heiligste Sache zu streiten. Der Krieg droht. Da zieht er selber die Waffenrüstung an, gleich den andern gemeinen Bürgern, um unter dem Hauptmann Lauatar (Lavater) auf den Albis Wache zu halten. Sie werden unerwartet bei Cappel am Moos von der ganzen Macht der Katholischen angegriffen, bevor die säumige Stadt ihnen Hülfe sendet. Dennoch schlagen sie drauf. Zwingli ruft den Seinen zu: „Müssen wir glych lyden, so ist die sach gut. Befälhend euch Gott. Gott walts!" Aber sie erliegen der Uebermacht. Zwingli wird schwer verwundet und nach der Schlacht noch lebend gefunden. Die Sieger schelten ihn, mahnen ihn zu beichten. Er schweigt und blickt nur über sich zum Himmel. Da gibt ihm Hauptmann Fuckinger von Unterwalden den Todesstreich. Seine Leiche wird vom Henker geviertheilt, dann verbrannt und man wirft zugleich Koth von Schweinen ins Feuer, damit auch noch seine Asche verunehrt werde.

Solcher Leidenschaften lebendiges Gemälde nun wird hier von einem Zeitgenossen den nachkommenden Geschlechtern entfaltet, damit sie dieselben meiden lernen und durch Erfahrung belehrt, weiser seyn.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen und Länderbeschreibungen. Rußland und die Tscherkessen. Von Prof. Dr. K. F. Neumann. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840.

(Schluß.)

„Zwischen den beiden Staaten blieb deßhalb ein Strich herrenlosen Landes, wo sich Turkomanen und

Kurden herumtrieben, die bald nördlich bald südlich Einfälle machten, und sowohl Persien als Rußland zu unaufhörlichen Klagen Veranlassung gaben. Persien, das seinen Verlust nicht verschmerzen konnte, wollte sich aber zu keiner genauern Bestimmung der gegenseitigen Grenzen verstehen, und so begann (1827) der Krieg von Neuem, der mit dem Frieden zu Turkmantschai (1828) für den Schah ein trauriges Ende nahm. Das ganze Chanat Eriwan diesseits und jenseits des Arares, das Chanat Nachtschewan, Edschmiadzin, der alte Sitz der armenischen Katholikos, und das Gebirge Ararat mußten abgetreten werden. Bevor noch der Friede zu Turkmantschai geschlossen war, hatten bereits die Feindseligkeiten mit der Pforte von Neuem begonnen. Am 14. April 1828 erklärte Rußland dem Sultan den Krieg, und bald hernach segelte der Vice-Admiral Greigh mit einem Geschwader von acht Linienschiffen, vier Fregatten, mehreren Corvetten und Transportschiffen von Sebastopol gegen Anapa. Die türkische Besatzung war siebentausend Mann stark und schlug sich tapfer. Die Tscherkessen standen den Türken getreulich bei und erhoben sich von allen Seiten gegen den herannahenden Feind. Bekanntlich siegte Rußland. In dem Frieden zu Adrianopel (vom 2. (14.) September 1829) behielt Rußland einen großen Theil seiner während des Krieges gemachten Eroberungen in Asien. Man hat bald nach dem Frieden die Großmuth Rußlands gepriesen und die der Türkei neuerdings abgenommenen Länder für sehr unbedeutend ausgegeben. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Wer Herr ist von Hocharmenien, dem Quellengebiete des Euphrats und des Tigris, des Araxes und des Rhion, der kann nach Belieben herabsteigen in die Ebenen Anatoliens und Mesopotamiens, Assyriens und Persiens. Alle diese Länder werden in den nächsten Jahrzehnten — dies ist der nothwendige Lauf der Natur der Dinge, den kein Gott ändern wird — die Beute werden des übermächtigen Slavenreiches. Nach Beendigung des persischen und türkischen Krieges hat Rußland Alles aufgeboten, um die Tscherkessen seiner Herrschaft zu unterwerfen. Acht Feldzüge wurden vergebens gegen sie unternommen. Von der Pforte wurden sie zwar verlassen, man hatte für ihre Bestrebungen nur fromme Wünsche; die Nation ward aber durch einzelne englische Abenteurer in ihrem Widerstande gegen Rußland befestigt, mit Waffen und Munition versehen. Gleich beim Beginne des Krieges hatten die Russen die Absicht, das ganze Land der Tscherkessen vermittelst militärischer Linien zu durchschneiden, diese Linien dann mit Schanzen zu versehen und dadurch die Stämme zu isoliren, damit sie einzeln desto leichter unterworfen werden möchten. Man suchte ihnen auch alle Zufuhr auf dem Meere, so wie jede andere Verbindung mit den auswärtigen Mächten abzuschneiden; sie sollten ihre Bedürfnisse bloß von den Russen erhalten. Es ward zu diesem Endzwecke den fremden Schiffern das Landen an der tscherkessischen Küste untersagt und allen Regierungen hievon officiell die Mittheilung gemacht. Russische Schiffe kreuzten immerdar längst der Küsten; eines bewachte die Strecke von Gelendschik bis Gagra und ein anderes die Linie von Sukum Kaleh bis an die Küste von Abchasien. Es wurden auch in der That im Laufe der letzten fünf Jahre mehrere türkische Schiffe, welche nach Tscherkessien segeln wollten, und auch ein englisches, das sich die Füchsin nannte, weggenommen. Feldmarschall Fürst Paskewitsch war der erste, welcher im Jahre 1830 sein Glück auch gegen die Tscherkessen versuchte. Man hoffte damals noch, die Tscherkessen würden sich, wenn sie sähen, daß die Macht, die vor kurzem Persien und die Pforte demüthigte, gegen sie anrücke, von Schrecken ergriffen, alsbald die Waffen strecken und sich freiwillig unterwerfen. Man täuschte sich. Der kriegerische Muth der Bergbewohner erstarkte vielmehr in der Gefahr: die Russen wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. General Emanuel und Baron Rosen, welche nach Paskewitsch die Armeen des Kaukasus befehligten, waren nicht minder unglücklich. General Wiliamnoff, früher Chef des Generalstabes unter Jermoloff, leitete in den Jahren 1834, 1835 und 1836 die Feldzüge gegen die Tscherkessen; er hatte den Auftrag, eine Militärstraße von Anapa nach Ekatherinodar quer durch das feindliche Land anzulegen. Es wurden — das einzige Resultat aller der großen Anstrengungen während dieser drei Jahre — auf dem linken Kubanufer einige Verschanzungen aufgeworfen, wie die nach der Großfürstin Olga genannte Olginski, aber nicht ohne bedeutenden Verlust von Seiten der Russen, namentlich an Offizieren. Nicht minder unglücklich ist der Feldzug im Jahr 1837 abgelaufen. Im Jahr 1838 ward General Rajeffsky der Oberbefehl. Aber die Tscherkessen leisteten den hartnäckigsten Widerstand und die zwei von ihnen erlassenen Schreiben, das eine an Rußland, worin sie ihren ganzen Abscheu vor der russischen Sklaverei ausdrücken, und das andere an England, worin sie um Hülfe mahnen, beweisen, mit welchem Feuer sie an ihrer Freiheit hängen.

Was wird nun aber, frägt Herr Neumann, das Ende seyn des vieljährigen hartnäckigen Kampfes zwischen dem großen slavischen Reiche und dem muthigen freisinnigen Völklein des Kaukasus, dessen Bruchstücke der Geschichte, dessen Verfassung, Sitten und Gebräuche wir mit Liebe betrachtet und zusammengestellt haben? Werden die Russen, wie einige wenige Engländer es uns versichern, am Ende wirklich nachgeben müssen, und die Tscherkessen innerhalb ihrer Gebirge die angestammte Selbstständigkeit zu behaupten wissen? Man lasse doch endlich diesen eiteln Wahn fahren und gebe am hellen

Tage keinen solchen thörichten Hoffnungen Raum. Rußland wird sicherlich in den nächsten Jahrzehnten des Kaukasus vollkommen Herr werden; schon aus dem einzigen Grunde, weil ihm diese Herrschaft unbedingt nöthig ist zur Befestigung und Ausdehnung seiner Macht im südlichen Asien. Der Kaiser ist fest entschlossen, — davon zeugt die große Truppenanzahl, welche im Frühlinge des Jahrs 1839 nach Tscherkessien beordert wurde, um nach andern Richtungen hin freie Hand zu bekommen, dem Kampfe mit den Gebirgsvölkern so schnell als möglich ein Ende zu machen, und sollte man auch den größten Theil der Kraft des Reiches gegen sie aufbieten müssen. Von Norden und Süden, vom Kuban und Mingrelien, rückten große Heeresmassen gegen das Hochgebirge des Kaukasus, welche, nachdem sie sich mit den Garnisonen in Anapa, Sudschuk-Kaleh und Gelendschik vereinigt haben werden, die aus dreizehntausend Mann aller Waffengattungen bestehen, die Anzahl von vierzigtausend Mann überschreiten möchten. Diese Expedition, die stärkste, welche bis jetzt gegen die Gebirgsvölker unternommen wurde — General Wiliamnoff befehligte bloß zwölf- bis dreizehntausend — soll von Osten her über Wladikawkas durch andere Truppenmassen, so wie auf dem schwarzen Meere durch eine zahlreiche, mit Landungstruppen versehene Flotte, die an verschiedene Orte der Küste sich hinbegeben und Truppen aussetzen wird, unterstützt werden. General Rajeffsky ward wiederum zum Oberbefehlshaber dieses Heeres ernannt. Nach den neuesten Nachrichten haben sich die Russen auch einiger wichtigen Punkte an der östlichen Küste des schwarzen Meeres bemächtigt; namentlich im Thale Subaschi, im Lande der Ubichen. — Wird nun aber Europa, wird namentlich England sich der Unterjochung oder Vernichtung der Tscherkessen nicht mit allen Kräften entgegensetzen? Nein, man wird nicht einmal die geringste officielle Einsprache erheben. Einige Zeitungen werden einen gewaltigen Lärm schlagen, im Parlamente werden herbe Reden fallen; vielleicht wird gar eine Versammlung zu Gunsten der Tscherkessen gehalten werden; es wird aber dies Alles nichts fruchten. Rußland wird nichtsdestoweniger Herr seyn und bleiben im Kaukasus. Europa, dies alte von der Furcht vor sich selbst, von der Furcht vor Revolutionen gelähmte Europa wird sich wohl für die Tscherkessen wappnen! Hat doch Niemand in deutschen Landen ein kräftiges Wort, dem im Nothfalle auch die That zu Hülfe eilen könnte, für die Noth der preußischen Ostseeprovinzen! Und wer erhebt sich denn für deutsche Sprache, deutsches Recht und deutsche Gesinnung, die dem Slaventhume weichen sollen unter den Liven, Kuren und Esthen!" Doch meint der Verf. zuletzt, die Eroberung des Kaukasus durch die Russen werde im Allgemeinen die Herrschaft Europas über Asien und der Civilisation über die Barbarei fördern, eine Ansicht, die wir theilen würden, wenn die russische Civilisation nicht selbst so viel alte Barbarei und moderne Corruption in sich schlösse.

Prachtwerk.

Das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Verdeutscht von Dr. Martin Luther. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1840. 4.

Als Festgabe zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde dieses Neue Testament, dem noch die Psalmen beigefügt sind, mit so viel Pracht und Geschmack gedruckt, daß in der That auf keine würdigere Weise offenbart werden kann, einerseits welche großartige Fortschritte die deutsche Typographie gemacht hat, andrerseits wie das Buch der Bücher, das zuerst vor allen andern gedruckt worden ist, immer noch den Fels bildet, auf den unsre Literatur gegründet ist.

Dieser Prachtdruck, von der Verlagshandlung angeordnet, ist aus der J. Kreuzer'schen Officin in Stuttgart hervorgegangen. Jede Seite enthält zwei Spalten, klar und aufs geschmackvollste gedruckt, die Lettern weder zu klein noch zu groß. Die einzelnen Bücher beginnen mit großen Initialen, in Goldverzierung und aus der Hand colorirt. Das Titelblatt, die Madonna von Raphael, die vom schlafenden Christuskinde den Schleier hebt, ist von Eduard Schuler mit besonders fleißiger Liebe gestochen, die Titelvignette, eine Ansicht von Nazareth von Carl Frommel. Ein schönes Widmungsblatt, die äußern Verzierungen und die Initialen sind von Dr. Fellner gezeichnet. Werthvolle Beigaben sind ferner ein Facsimile aus dem ersten Druck der Bibel, und ein anders von Luthers eigner Handschrift, beide von Gnauth. Auch wird jedem Besitzer dieses Prachtwerks willkommen seyn, daß die Vorrede Luthers zum Neuen Testament (Ausgabe von 1522) hier wörtlich wieder abdruckt ist.

Das Ganze macht einen sehr wohlthätigen Eindruck auf das Auge, indem es, obgleich reich, dennoch in solider und geschmackvoller Einfachheit allen Flitterstaat vermeidet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. Juni 1840.

Neueste Werke über Italien.

2) Jenseits der Berge. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1840.

Die Gräfin, deren vor einigen Jahren erschienene Gedichte sich durch eine seltne Wärme und Innigkeit der Empfindung vor vielen auszeichnen, berichtet hier über ihre jüngste Reise nach Italien. Auch dieses Werk kann die liebenswürdige Lebhaftigkeit und Gluth der Verfasserin nicht verläugnen. Es ist außerordentlich gut geschrieben, ganz weiblich, in kurzen, raschen Sätzen, wie man spricht, nicht in langen Perioden. Es erinnert an die geistvolle Naivetät der Frau von Sevigné und der Gräfin d'Aumoi, jener Damen, die ungleich mehr im weiblichen Charakter zu bleiben verstanden haben, als die Staël, als die Morgan ꝛc., (um an die forcirte Unnatur unserer Rahels und Bettinen gar nicht zu denken). Und in dieser muntern, natürlichen, überall herzgewinnenden Sprache spricht die Verfasserin auch ganz gesunde, oft überraschend geistvolle, zuweilen etwas kecke, doch immer natürliche Urtheile aus und trifft oft den Nagel auf den Kopf, in Fragen, über die sehr gelehrte Männer sehr lange unnütz gestritten haben.

Noch jung, in den günstigsten Verhältnissen lebend, nahm sie die beste Reiselaune mit. „Wie oft höre ich von den Menschen sagen, das Leben sey nicht viel werth, sey nur gering zu achten, aber schwer sey es, drückend schwer. Mir ist es gerade umgekehrt: unschätzbar und leicht wie ein Diamant, den man am Finger trägt. Manche auch sind ganz verblüfft und erbittert, daß sie in der Muschel des Lebens nicht die Auster gefunden haben, die sie behaglich verspeisen wollten, sondern die ungenießbare stolze Perle, mit der sie nichts anzufangen wissen, die sie in den Staub rollen lassen und obenein verläumden, weil sie weder zu kochen noch zu braten ist. Das ist Thorheit, die das Kostbare nicht erkennt, und Schwäche, die es nicht erringen mag. Brächen sie die Perlen aus den Muscheln, so würden sie einen prächtigen Schmuck besitzen. — O, ich liebe das Leben."

Sie nahm den Weg über die Schweiz und macht gute Bemerkungen über das Casernenleben der reisenden Engländer in Interlaken. Dieser liebliche Thalort ist eine Stätte der Qual für jeden Naturfreund geworden, denn die Natur wird hier nicht mehr frei, sondern fabrikmäßig genossen und das gänzlich entsittlichte Landvolk stellt eine Industrie zur Schau, vor der die Muse der Unschuld und Natur mit einem Schrei der Angst zurückbebt. Bevor unsere Reisende die Schweiz verläßt, theilt sie noch eine kleine Novelle mit, folgenden kurzen Inhalts. Eine schöne und vornehme Reisende hat sich als Schweizer Bauermädchen verkleidet, macht einen jungen Schweizer Bauer, der sie mißkennt, schrecklich verliebt und rückt ihm plötzlich, indem sie sich ihm nicht ohne Schadenfreude zu erkennen gibt, in eine unerreichbare Ferne. Der gnädige Spaß scheint uns ein klein wenig zu weit getrieben. — Der große steinerne Löwe zu Luzern gibt der Dichterin Anlaß, die Treue der alten Schweizer zu preisen, wobei sie den neuen manche herbe Wahrheit sagt:

O Land, wo einst die Freiheit so licht ihr Aug' erhob
Und aus der eignen Größe ein Diadem sich wob,
Du drückst die Narrenkappe der Göttin auf das Haupt,
Nachdem mit übrigen Händen den Kranz du ihr geraubt.

Kaum in Italien angekommen, erzählt die Verfasserin abermals eine kleine Novelle, die artige Sage von der *Casa Simonetta*, dem Landhause, das durch sein Echo berühmt ist. Der Erbauer des Hauses, der das Echo zuerst benutzte, lud seine Geliebte, die Sängerin Simonetta, zu sich ein, spiegelte ihr vor, es befände sich draußen eine zahlreiche und vornehme Gesellschaft, veranlaßte sie, zu singen, und klatschte dann draußen in die Hände, worauf das Echo wie mit tausend Händen nachklatschte. Die Sängerin fühlte sich äußerst

geschmeichelt, als sie aber den Zusammenhang erfuhr und sah, daß wirklich Niemand draußen war, gerieth sie in Zorn und stieß den galanten Narren für immer von sich; das Haus aber erhielt ihren Namen. — Ein längeres Gedicht in achtzeiligen Stanzen schildert die tragische Liebe eines Kapuziners.

Nach diesen poetischen Gaben erhalten wir längere Berichte über die Reise selbst, über die Gegenden und Städte Italiens, welche die Gräfin besucht hat, wie über Mailand, so vorzüglich über Genua, Florenz, Rom. Wie lebendig sie aufnimmt, was sie sieht, davon geben wir hier einige Proben. Sie spricht von den altflorentinischen Malern, „denen die Bilder aus dem Pinsel wie Blumen aus dem Stängel blühen. Es strahlt darin eine ganz lichte, goldene, selige Welt, ein wahrer Christbaum von innerer Freudigkeit, etwas ganz Unweltliches von Liebe und Glanz und Glück. Man muß aber sehen die Bilder von Giovanni da Fiesole und Gentile da Fabriano, um zu verstehen, was ich meine; denn heutzutage hat man gar keinen Begriff von solcher Malerei, die nichts ist als eine nach außen gekehrte Seele, schon deshalb, weil man von solchen Seelen keinen Begriff mehr hat, deren Hoffnung nie von Trostlosigkeit, deren Glaube nie von Zweifel getrübt ward. Ich muß immer lächeln, wenn ich die Bilder von Fiesole ansehe, sowie man zuweilen im Schlaf lächelt über die Herrlichkeiten des Traums. Fra Giovanni da Fiesole war ein Dominikanermönch hier im Kloster zu St.-Marc. Bei seinem Leben schon wurde er seiner engelgleichen Seele wegen genannt Angelico und nach seinem Tode Beato. Er malte immer und immer, doch nie für Geld; malen war ihm eins mit beten, denn er stellte nur heilige Geschichten dar. Er malte gewöhnlich auf Goldgrund und verzierte die Gewänder und Teppiche mit den saubersten goldenen Arabesken, die sich auf den hellen heitern Farben, die er vorzugsweise liebte, wunderfreundlich ausnehmen." Auf folgende Art beschreibt sie in Rom den belvederischen Apoll: „Wie er schreitet! als wär ihm die Erde zu schlecht, um sie mit seinem Fuß zu berühren. Wie er blickt! als wär' er gewohnt nur die Sonne freundlich zu sehen. Er wirft in den Staub nicht den Python allein, sondern Alles, was sich mit ihm messen wollte, wie die Sonne all die kleinen funkelnden, zitternden Sterne, die man auch Sonnen nennt; aber im Staube ihm huldigen zu dürfen ist noch eine Ehre." Und die Peterskirche: „Kluge Päpste erkannten die Zeit, sahen, daß die Gewalt über die Seelen von Rom gewichen sey, aber daß Mittel zur Herrschaft über den Geist ihr nicht fehlten. Die Wissenschaft wurde gepflegt und beschützt; der Kunst gehuldigt, wie nie zuvor. Jetzt wurden fast ohne Ausnahme alle Kirchen restaurirt, ausgeschmückt, neu gebaut. Andächtelei und Prunksucht grassirten als Kunst verkappt; es ist natürlich, daß solche Kunst schauerliche Mißgriffe that. Die Façaden der Kirchen, namentlich des Lateran, gleichen der Façade eines Landhauses. Die Seitenkapellen in den Kirchen, welche Cardinäle und reiche Familien anlegen ließen, sind decorirt wie üppige Speisesäle und Schlafzimmer. Das herrlichste Material zu diesem Schmuck war vorhanden, wurde aus verschütteten Tempeln und Palästen gegraben, in ruinirten altchristlichen Kirchen gesäubert, endlich nachgeahmt. Welche Säulenschätze von Verde, Giallo und Rosso Antico, von Granit, von weißem Marmor, von orientalischem Alabaster! Man stellte sie auf, Vergoldungen, Gemälde, Sculpturen dazwischen, Glanz, daß Einem die Augen übergehen, innere Einheit nirgends, unendliche kraft- und phantasielose innere Leere überall! Sie feiert im St.-Peter ihren Triumph, fast möcht' ich sagen ihre Verklärung. Dieser Bau zeigt, wie weit die Kunst es bringen kann ohne Begeisterung: Seine Größe und wahrhaft grandiösen Proportionen schützen ihn vor dem Vorwurf der Ueberladung, obgleich er reich, bunt und funkelnd ist wie der Schmuckkasten einer Königin; denn er ist so groß, daß Bernini's berühmte zu ihm führende, vierfache, bogenförmige Colonnade, daß der herrliche ägyptische Obelisk zwischen den zwei lieblichsten und einfachedelsten Fontainen, daß der ganze ungeheure Platz vor dem Auge zusammenschrumpfen, wenigstens beim ersten Anblick, und daß Alles wie in die Knie gesunken aussieht. Das verdient die unselige Villenfaçade gewiß nicht, aber die felsenähnliche Größe erzwingt es. Drinnen ist's eben so. Die Monumente der Päpste, die Statuen der Heiligen, die Hautreliefs von schwebenden Engeln — Alles in riesigen Proportionen —, die 96 antiken Säulen der Altäre, die Mosaikbilder — Copien berühmter Meister — über denselben, die Mosaiken der Kuppeln, das Gold, der Marmor, nichts, gar nichts tritt hervor, jedes bleibt in seinen Schranken, der Raum ist frei, der Gedanke durchfliegt ihn ungehemmt. Nun kenne ich aber nichts Schöneres als solchen geschmückten durch einen Gedanken geheiligten weiten Raum! Die unendliche Macht des Geistes giebt ihm etwas von der freien Ewigkeit! Das Leben ist lieblich, die Erde ist schön; doch im Schooß der Unendlichkeit schwimmen sie wie Perlen im Meer! Das fühlte, das dachte ich immer in meinen alten, erst jetzt recht geliebten, gothischen Domen. Hier aber, hier im St.-Peter, in der größten und berühmtesten Kirche der Christenheit, in diesem Weltwunder, über das alle Künste und Schatzkammern ihre Spenden ausgeströmt haben, stand ich eiskalt und sah mich um. Ich kam mir vor wie eine Art von König Midas, der vor Hunger umkam, weil unter seinen Händen Alles sich in Gold verwandelte. Gott! ich liebe ja die Pracht wie irgend Jemand, sobald sie von

Digitized by Google

einem hohen Zweck durchgeistet ist; sonst ist sie mir als Teppich unter meinen Füßen gering genug. Sie wird hier durch einen äußern Zügel gleichsam in Ordnung gehalten, durch die Größe des Gebäudes, wie ein unruhiges Volk durch eiserne Strenge; aber der Zügel kann nur seine Dienste thun, nicht adeln. Dem Adel steht die Niedrigkeit gegenüber, und baute sie sich auf wie der babylonische Thurm, dennoch bliebe sie niedrig! Für die Seele ist St.-Peter eben so klein, als er groß fürs Auge ist. Und dann weht in ihm eine widerliche Servilität: er huldigte dem Lutherthum. Die Reformation war aufgetreten, ein Panier schwingend, worauf die Worte standen: Licht über den Erdkreis! St.-Peter mit seinen hunderttausend Fenstern sieht aus, als wolle er dies Licht so recht in Strömen von allen Seiten empfangen und den Seinen mittheilen; diese knechtische Falschheit empört mich. Wollte das Papstthum ein äußerliches Palladium für den Katholicismus errichten, so mußte es, mit alter strenger Zuversicht zu demselben, im Sinne des festen, unangetasteten, unwandelbaren Dogmas seyn: kräftig, tiefsinnig, dunkel, nur durch den Glauben erleuchtet; eine christliche Kirche, kein Gebäude zur Disputation für Luther, Erasmus, Calvin, Heinrich VIII., und wie sie Alle heißen." Sehr wahr.

Auf diese sinnige Weise faßt die Verfasserin überall die Kunst auf und wir folgen gern ihrem lebhaften Gespräch, wenn es auch zuweilen zu rasch urtheilt. Dies ist z. B. in Bezug auf Michel Angelo der Fall, den unsre Gräfin zu sehr herabsetzt. Ihre Charakteristik der berühmten Portraitsammlung in Florenz gehört zum Besten, was sie geschrieben hat, abgesehen von dem Haß, den sie auf Michel Angelo geworfen. „Michel Angelo ist mir in der tiefsten Seele zuwider, sowohl in den Werken, die ich hier von ihm gesehen, als in seinem Streben, und auch als in seiner äußern Erscheinung. Ein so abstoßendes, wildes, hartes, gespanntes Gesicht habe ich selten gesehen. Die zwei Zimmer voll Malerportraits in der Galerie der Uffizien sind sehr interessant. Es ist wunderbar, welch eine Uebereinstimmung zwischen den Portraits dieser Leute und ihren Werken herrscht! Aber freilich das Antlitz trägt das Gepräge des innern Menschen, und seine Werke tragen es auch; so kann die Uebereinstimmung nicht fehlen, um so mehr, da die Portraits von Jedem eigenhändig, folglich in seiner Manier gemalt sind. Ich würde gewiß Gian Bellin, Carlin Dolce, Salvator Rosa, Perugin, Titian erkannt haben. Rafael ist zu knabenhaften, kränklichen Ansehens, als daß ich ihn schön finden könnte. Unvergleichlich schön hingegen ist Leonardo da Vinci; seine Augen sehen zwischen den andern Augen aus wie ein Mährchen zwischen Tagesgeschichten. Wie ein Zauberer blickt er mich an, tiefsinnig, wunderbar freundlich. Er hat eine edle Nase, zarte Lippen und langes weiches kastanienbraunes Haupt- und Barthaar. Ist er alt, ist er jung? Ich weiß nicht. Ich mein', er müsse wie ein Jupiter- oder Christuskopf von unvergänglicher, keinem Lebensalter unterworfener Schönheit seyn. Von meinen alten lieben Meistern existiren keine Portraits. Das von Masaccio, eine Freske, ist das älteste und ein höchst melancholisches Gesicht; er soll in jungen Jahren gestorben seyn, doch nicht zu früh für seinen Ruhm, denn die Fresken aus dem Leben Petri in Maria del Carmine sichern ihm die Unsterblichkeit. Die Sammlung wird noch immer fortgesetzt, sogar lebende Künstler sind aufgenommen, z. B. Benvenuti, der die Begräbnißkapelle der Medici in San-Lorenzo mit Deckengemälden schmückt, oder nicht schmückt — ich weiß nicht recht. Deckengemälde sind für mich unerreichbare Schätze, ich werde nervenschwach, wenn ich sie betrachte. Aber diese modernen Maler sind unaussprechlich komische Gestalten, so geziert, so preziös, daß es ein Vergnügen oder ein Jammer ist! Der Eine hat sich gemalt in voller Uniform, prächtig gesticktes Hofkleid, Orden im Knopfloch, Palette in der Hand. Ein Anderer, wahrscheinlich ein berühmter Blumenmaler, hat um einen Felsen einen mächtigen Kranz gehängt; in der Mitte hat der Fels einen Spalt, und da guckt sein Gesicht heraus. Liotard ist im türkischen Costüm. Mengs geberdet sich wie ein Feldherr und die Meisten wie Affen. Der alte schlichte Grassi ist erquickend dazwischen; der muß es verstanden haben, Portraits zu malen! Zwischen all diesen abgeschmackten Männern sehen die Frauen zu meiner Freude recht verständig aus. Madame Lebrun zeigt sehr anmuthig ihre weißen Zähne, und Angelika Kaufmann, „der ein Engel den Namen, den Pinsel und die Seele gegeben", hat ihre gute, stille Gestalt ziemlich ruhig hingesetzt."

Von den todten Künstlern geht die Verfasserin zu den lebenden und zu den heutigen Modetrachten über und macht eine anziehende Glosse über die wiederaufkommenden Bärte: „Etwas Abgeschmackteres und Widerlicheres als die jetzigen Bärte ist nie erdacht worden, dagegen sind Reifrock und Perrücke anmuthig, denn sie waren doch in Uebereinstimmung mit der übrigen bauschigen Tracht. Aber nun gehen die Männer mit Bärten einher wie die alten Patriarchen, wie Plato oder da Vinci, und haben dazu an, statt des großartigen Gewandes, statt Turban oder Sammetbarett mit imponirender Feder, ein kleines, enges, dürftiges, elend-kurzes Röckchen, einen abscheulichen Hut mit fingerbreitem Rande, ein Spazierstöckchen, dünn wie eine Stricknadel, gelbe Handschühchen, fest um die Hand zugeknöpft, und ein Ansehen, als wäre ihre ganze Seele — oder das, was bei ihnen deren Stelle vertritt, ihre Eitelkeit — auf den Bart concentrirt, ihn zu pflegen, zu schmücken,

zu präsentiren, die Beschäftigung und die Wonne ihres Lebens, und ihr ganzes Seyn nur ein Anhängsel dieses majestätischen Bartes."

Bevor der erste Theil schließt und die Reisende Rom verläßt, theilt sie noch zwei Novelletten mit. Die Heldin der ersten läßt sich entführen, hält sich aber der Liebe des Entführers nicht für würdig, wünscht ihm eine bessere und stirbt, nachdem sie auch ihren von ihr treulos verlassenen Mann um Verzeihung gebeten hat. Allerdings ein psychologisches Original, das uns aber nicht ganz auf dem Wege der Natur zu bleiben scheint. Die zweite Erzählung schildert eine tragische Verführung erst der Mutter, dann der Tochter, und hinterläßt auch keinen freundlichen Eindruck. Warum hat die Verfasserin, die in diesem Werk so viele geistvolle und liebenswürdige Sachen geschrieben hat, diese düstern unbehaglichen Bilder eingeflochten?

Der zweite Theil des Werkes verweilt anfangs noch in Rom. Unter andern heißt es da von den berühmten römischen Augen: „Römische Augen mag ich nicht, sie sind von einer beinah feindlichen Schlauheit und haben einen harten Blick; doch ihre Umkränzung ist schön, und die schwarzen Wimpern und Brauen geben den Augen etwas Bedeutsames, Dunkles, obgleich sie häufig nur grünlich oder bräunlich, nicht braun oder gar schwarz sind. Uebrigens will ich gern glauben, daß es Momente gibt, wo der harte Blick zerschmilzt, und daß sie dann bezaubern." Sehr gut ist folgende Charakteristik der italienischen Hauptstädte: „Florenz ist ein liebenswürdiger, geistreicher Mann, mit tief-ernsten Augen und einem freundlichen Lächeln, mit der die angenehmste Conversation von der Welt macht und dabei einen gediegenen, zutrauenweckenden Charakter hat. Rom ist ein Greis, der mit dem Montaigne sagt: „Mon monde a failli, je suis tout du passé!" Die Hände zittern; sie können nicht mehr recht fest halten. Die Füße wanken; sie können nicht mehr recht fest stehen. Der Kopf sogar weiß in der Gegenwart nicht mehr recht sich zu finden; aber in der Vergangenheit ist er zu Hause, und was er von der erzählt, klingt wie Ossians und Homers Gesänge doppelt wunderbar, weil blinde Augen über den beredten Munde stehen. Neapel ist ein brausender, fröhlicher, phantastischer Jüngling, der sich Einem ohne Umstände in die Arme wirft, der, lebendurchglüht, schönheitumkränzt, jubelnd den Thyrsusstab schwingt, der fortreißt, ohne zu fragen, ohne zu wollen, dem man liebend und traurig seine Seligkeit eines Tages gönnt, weil man keine Zuversicht zu ihm und zu seiner Zukunft hat, denn der phantastische Zug, der durch sein ganzes Wesen geht, verheißt ihm nichts Gutes."

Von Neapel macht die Gräfin eine so lebhafte Schilderung, wie von Rom. Sie erfreute sich hier sehr, denn sie fand hier die schönste Natur und ihr Grundsatz ist: „Die Kunst ist ein Trost, aber die Natur ist ein Glück." Auch in Sizilien war sie, das sie mit einem Kaktus Grandiflorus vergleicht, rauh, wild, abstoßend und doch zauberhaft schön. Doch faßt sie sich über alles Süditalienische viel kürzer, als über das, was sie in Mittel- und Nord-Italien beobachtet hat. Gelegentlich läßt sie sich, wie in Rom über die Bärte, so in Neapel über die neuern Sangerinnen und ihre beliebten Methoden aus. „Man verlangt jetzt sehr wenig von einer Primadonna! nächst der äußersten Elegance der Kleidung zwei gewisse Manieren, welche sie in jedem Akt einmal anbringen muß. Erste Manier: auf eine Viertelnote wird eine Fioritur von einigen Hunderttausendtheilen mit halber Stimme gesungen, dazu der Kopf auf eine Schulter gesenkt und mit den Augen geblinzelt; die Hände spielen dabei mit der Gürtelschnur oder mit nichts; dies bedeutet Grazie, Schelmerei, Zärtlichkeit, Verschämtheit. Zweite Manier: aus einigen tiefen, gehaltenen Noten, die wie Ernst und Nachdenken klingen, knattert auf einmal wie eine Rakete oder ein Rebhuhn, eine blitzschnelle schreiende Fioritur auf, die wo möglich mit einem Triller, dieser Vibration des Herzens, enden muß; dabei wird der Kopf zurück-, und der rechte Arm majestätisch in die Höhe geworfen. Dies bedeutet Heroismus, Verzweiflung, Leidenschaft. Mit diesen beiden Manieren, und drei bis vier allabendlich frischen Atlaskleidern, findet die Sängerin rauschenden Beifall, überall, in Italien, in Deutschland. In unserm Maschinenanbetenden Jahrhundert wird Alles, auch die Kunst, nach ihrer mehr oder minderen Aehnlichkeit mit der Maschinenfertigkeit geschätzt."

Auf der Heimkehr beschreibt die Verfasserin insbesondere noch Bologna und Venedig. Das letztere malt sie sehr anschaulich: „Kommt dann der Mond, webt er über Himmel und Wasser seine unirdische Silberfarbe; seh ich nirgends die alte gute wohlbekannte Erde, die immer so schwarz im Mondschein aussieht; seh ich nur Kuppeln und Thürme und wundersam geformte Gebäude, glänzend weiß von Marmor oder vom Mondenstrahl; hebt dann — täglich um Mitternacht — ein großes Glockengeläut an: so mein' ich in dem längstversunkenen Wineta, in dem fabelhaften Atlantis zu seyn, denn ihre Mährchen sind nicht lieblicher, nicht lockender, als diese Wirklichkeit."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 59.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. Juni 1840.

Kriegsgeschichte.

1) Des Markgrafen Ludwig von Baden Feldzüge wider die Türken, größtentheils nach bis jetzt unbenützten Handschriften bearbeitet von Frhr. Philipp Röder von Diersburg, großherzogl. bad. Major im Generalstab. Erster Band, mit dem Brustbild des Markgrafen, Urkunden und Charte. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1839. gr. 8.

Längst hätte der vaterländische Held, von dem hier die Rede ist, einen Geschichtschreiber verdient, wie er ihn nun gefunden hat. Der berühmte Ludwig von Baden war unser Reichsfeldherr in der schwierigsten Zeit und riß Deutschland aus den großen Gefahren, die es von Seiten der Türken wie der Franzosen bedrohten. Sein Heldenruhm beginnt mit dem verhängnißvollen Zeitpunkt, der uns hier Straßburg entriß und dort Wien einer Belagerung durch die Türken aussetzte. Im Unglück wuchsen Muth und Genie auf und gaben uns zuerst Ludwig von Baden, dann den Prinzen Eugen, die, wenn sie nicht freie Hand genug hatten, um Deutschland wieder in hohe Ehren und in die alte Fülle der Macht einzusetzen, doch wenigstens das größte Unglück verhütet haben.

Im vorliegenden Werke wird nur ein Theil der Thaten Ludwigs geschildert, nämlich die gegen die Türken, nicht auch die gegen die Franzosen, obwohl dieselben nicht weniger wichtig und interessant sind. Markgraf Ludwig wurde von einer savoyischen Mutter in Paris geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben, von dem er auch den Namen erhielt. Und doch sollte er einer der gefährlichsten Feinde dieses Königs werden. Schon wenige Monate nach seiner Geburt wurde er seiner Mutter, die das Pariser Leben nicht verlassen wollte, entführt, nach Deutschland gebracht und hier zum Krieger und Patrioten erzogen.

Die ersten Feldzüge Ludwigs unter Montecuculi und Karl von Lothringen gegen Frankreich berührt der Verf. nur mit wenig Worten, um sogleich zur Darstellung des ersten großen Feldzugs gegen die Türken im Jahr 1683 überzugehen. Auch in diesem Kampfe diente Ludwig unter dem Herzog von Lothringen. Bekanntlich drangen die Türken damals mit den unzufriedenen Ungarn (unter Tököly) verbündet bis vor Wien, wurden aber hier durch die Tapferkeit der Besatzung aufgehalten und durch das Entsatzheer des Polenkönigs Sobiesky und der deutschen Reichsfürsten geschlagen. Ludwig war mit bei dem vor den Türken fliehenden kaiserlichen Heere und später wieder bei der siegreichen Schlacht des Entsatzes, die hier sehr ausführlich beschrieben ist. Der Verf. hat aus bisher ungedruckten und unbenutzten Nachrichten neue Aufklärungen über die Schlacht bei Wien gegeben, die wir gern hier mittheilen würden, wenn sie nicht, um gehörig begriffen zu werden, zu ausführlich seyn müßten.

Ferner theilte der Markgraf den Unmuth des folgenden unglücklichen Feldzugs, in dem er sich mehrfach auszeichnete, ohne die großen Verluste von Ofen hindern zu können, im Jahr 1684. Das folgende Jahr war ergiebiger. Man nahm Neuhäusel, entsetzte Gran, und bemächtigte sich Oberungarns, nachdem Tököly von den Türken selbst gefangen gesetzt worden war. Die Intriguen der türkischen Paschas erleichterten den Christen viel. Im nächsten Jahr konnte die Belagerung Ofens aufs Neue begonnen und diese Stadt erobert werden, ohne daß der Großvezier, der zum Entsatz anrückte, großen Eifer für ihre Rettung gezeigt hätte. Die Geschichte dieser berühmten Belagerung ist eine der anziehendsten des vorliegenden Werkes. Ofen war das Bollwerk der Türken, die wahre Hauptstadt Ungarns und wurde aufs heldenmüthigste vertheidigt, wenn auch durch das Entsatzheer schlecht unterstützt. Die Christen mußten die größten Anstrengungen machen, die Stadt zu erobern, und der

Kampf nahm einen großartigen und poetischen Charakter an. Als die furchtbaren Stürme endlich gelangen, kämpfte man noch in den weitläufigen und verwickelten Räumen des alten Schlosses auf Leben und Tod und von der ganzen Einwohnerzahl und 10,000 Mann der Besatzung blieben zuletzt nur noch 3000 Individuen (Männer, Weiber und Kinder) am Leben, die sich nach einer verzweiflungsvollen Gegenwehr in einen Hofraum eingeengt ergaben.

Der Markgraf Ludwig, einer der thätigsten Generale des Belagerungsheeres verfolgte den fliehenden Großvezier und erhielt zum Lohn für seine ausgezeichneten Dienste den Feldmarschallstab in einem Alter von erst 31 Jahren. Hiermit endet dieser erste inhaltreiche Band, dessen Fortsetzung hoffentlich bald erscheinen wird.

2) Die Hessen in den Feldzügen von 1793—1795 in Flandern, Brabant, Holland und Westphalen. Von Max. von Ditfurth, kurhessischem Premier-Lieutenant à la Suite. Zwei Bände. Mit Planen. Kassel, Bohné, 1840.

Wieder einmal ein sehr interessanter Beitrag zur deutschen Kriegsgeschichte. Aus der Vorrede erfahren wir zugleich, daß ein Freund des Verfassers demnächst die Feldzüge der Hessen in Amerika beschreiben wird. Möchte es doch auch bald einem Veteranen der weiland großen Armee oder einem mit den Kriegsarchiven wohlvertrauten jüngeren Offizier in Hessen, Hannover oder Westphalen gefallen, uns die Kriegsgeschichte des königl. westphälischen Contingents unter Napoleon, namentlich die Schicksale desselben in Spanien und Rußland mitzutheilen. Leider hat das rohe Dareinfahren der weiland westphälischen Regierung die Kriegsarchive älterer Zeit verschleudert oder zerstört; die restaurirten Regierungen haben jenes schlechte französische Beispiel gewiß nicht nachgeahmt und so kann es an Aktenstücken nicht fehlen, aus denen die Geschichte jener unsrer unglücklichen Landsleute erhellen muß, die dem fremden Eroberer und Tyrannen geopfert wurden. Ihre Geschichte ist traurig, viele tausend Westphalen liegen in spanischer Erde begraben, viele tausend in Rußland. Soll man ihre Thaten und ihr Schicksal nicht aufzeichnen? Es wäre unbillig, da es tapfre Männer waren, und es wäre unklug, da die deutsche Nation aus dem Unglück dieser ihrer Söhne lernen kann, welches Unheil die Fremdherrschaft bringt.

Auch das vorliegende Werk ist sehr lehrreich und von patriotischem Interesse. Indem es zeigt, wie Coalitionskriege nicht geführt werden sollen, verfehlt es nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß unsre nächsten Kriege ohne Zweifel auch wieder Coalitionskriege seyn werden. Indem es zeigt, wie bei Coalitionen der Feldzugsplan schwankt, die Ausführung selbst durch die Eifersucht gleichberechtigter Generale, durch die verschiedenen Organisationen des einen oder andern Contingents, z. B. durch die verschiedene Stärke der Regimenter, anderes Caliber, anderes Verpflegungssystem rc. gestört wird; indem das vorliegende Werk und alles dies an dem warnenden Beispiel der Feldzüge von 1793—95 detaillirt, fügt es hinzu: „Wie unter solchen zusammengesetzten Commandoverhältnissen die Energie der oberen Befehlsleitung verlieren mußte, läßt sich denken. Alle diese Umstände trugen entschieden zu dem unglücklichen Ausgange des Krieges bei, und es ist um so mehr Pflicht jedes deutschen Patrioten, daran zu erinnern, als unser deutsches Bundesheer, wenn auch in anderer Form, doch an denselben Uebeln noch heutigen Tages kränkelt.“

Das kurhessische Corps, dessen Geschichte hier erzählt wird, diente im englischen Solde bei der Armee des Herzogs von York und zeichnete sich vor allen damaligen Truppen aus, indem es mit dem berühmten, den Hessen angebornen Soldatengeist und mit einer herkömmlich trefflichen Dressur zugleich die Erfahrung des nordamerikanischen Krieges verband. Es hatte damals das Unglück, unter dem elenden Oberbefehl des Herzogs von York Niederlagen zu erleiden und mußte sich überdies von den Engländern, von denen es Sold empfing, übermüthig behandeln lassen. Auch hier wiederholte sich, was wir bei allen deutschen Contingenten finden; diese mochten Bundesgenossen der Franzosen oder der Engländer seyn, sie wurden immer vorangeschickt, thaten das Meiste, entschieden die wichtigsten Schlachten und wurden doch verachtet, vernachlässigt, ihr Ruhm geschmälert oder künstlich escamotirt. So klagte die bayerische Kriegsgeschichte (von Völderndorf), wie sehr die Thaten der Bayern in den französischen Armeeberichten verkleinert oder verschwiegen und der Ruhm davon Franzosen zugewendet worden. So wird über denselben Uebelstand in der Geschichte der zehn würtembergischen Feldzüge geklagt. So auch wieder über die gleiche Ungerechtigkeit Wellingtons gegen die deutsche Legion in Spanien klagt Beamish, der würdige Geschichtschreiber dieser Legion. Nicht zu rechnen die vielen Memoiren und Biographien deutscher Krieger, in denen überall die gleiche Klage wiedertönt.

Die armen Hessen waren damals Augenzeugen und Opfer all der Thorheiten, welche die Coalition beging. Der österreichische Feldzugsplan bestand unglaublich altmodisch und pedantisch auf einem Cordonsystem. Anstatt in Masse gegen Paris vorzudringen, löste sich das k. k. Heer in eine langgedehnte dünne Cordonlinie auf, die jedes Dorf, ja fast jedes Haus besonders besetzte. Doch herrschte wenigstens Ordnung und Subordination im österreichischen Heere. Im englischen ging es aufs

lüderlichste her: „Der eigentliche Krebsschaden war in der Organisation und dem Geiste der brittischen Armeeabtheilung begründet, von hier streckte er seine Polypenarme auch nach den deutschen Contingenten aus und vergiftete mehr oder weniger deren gesundes Geäder. Als Grundübel darf man den in der brittischen Armee damals noch in der rohesten Form herrschenden und mit den niedrigsten Unterschleifen verbundenen Stellenkauf bezeichnen. Die höheren Offizierstellen waren fast ausschließlich mit jungen Lordssöhnen besetzt, deren Geldbeutel die Feder zur Unterzeichnung ihres Patents in Bewegung gebracht hatte; die Subalternoffiziere aber bestanden, zu einem nicht geringen Theile, aus ungerathenen Kaufmannssöhnen und Bastarden. Die gemeine Mannschaft war aus der Hefe des niedrigsten Pöbels, ja aus Verurtheilten und Missethätern zusammengesetzt. — Zwischen ihr und ihren Offizieren gab es keine Bande des Zusammenhangs, keine anderen Berührungspunkte als jene, welche die neungeschwänzte Katze darbot. Dienstverpflichtung war dem englischen Offizier ein begriffloses Wort; nur am Tage des Gefechts war er bei seiner Compagnie zu finden, die übrige Zeit glaubte er berechtigt zu seyn, nach seinem Belieben hinbringen zu können. So war es z. B. ein gewöhnliches Vorkommniß, daß die Regimenter, nur von den Adjutanten und Sergents-Majors (Feldwebeln) geführt, sich schon Stundenlang auf dem Marsche befanden, während das gesammte Offiziercorps entweder noch gar nicht aufgestanden war oder sich noch bei dem gemeinschaftlichen Frühstücke erlustigte. Nicht selten kam während des Marsches eine solche Gesellschaft, ihren Chef an der Spitze, in ausgelassener Weinlaune längs der Colonne daher gejagt 2c."

Das englische Heer hatte vor allem die Eroberung Dünkirchens im Auge, jenes Hafens, der ursprünglich deutsch so viele Jahrhundertlang der Zankapfel zwischen Frankreich und England seyn konnte, ohne daß sich das deutsche Reich dieses seines wichtigen Vorpostens irgend ernstlich angenommen hätte. Die Engländer wollten also vorerst nicht nach Paris. Die Preußen hatten ein Jahr vorher den Marsch nach Paris versucht, sich aber bei Valmy zurückcomplimentiren lassen. Die Oesterreicher waren zu langsam, zu systematisch, um weit vorwärts zu kommen. Sie eroberten einige Festungen, Condé, Valenciennes. Die Eroberung der letzteren ist in ihren näheren Details charakteristisch. Die berüchtigten österreichischen Rothmäntler, unter denen sich viel Muhamedaner befanden, stürmten die Stadt mit lautem Allahgeschrei und schnitten eine Menge Köpfe ab, die sie nachher triumphirend zur Schau trugen. Die französische Besatzung, die sich sehr brav gehalten hatte, wurde auf die unritterlichste Weise verhöhnt, indem sie vor der Lilienfahne unter dem Spiel der Marseillaise die Waffen strecken mußte 2c.

Der merkwürdigste Mißgriff war, daß man die belgischen Festungen nicht in Stand setzte. So lange Frankreich früher unter Ludwig XIV. die Niederlande bedroht hatte, waren diese Festungen vermöge des s. g. Barrieretraktats von den Holländern besetzt, aber im Verlauf der Zeit vernachläßigt worden. Kaiser Joseph II. hob den gedachten Traktat auf, und ließ die Festungen fast durchaus schleifen, weil er damals mit Frankreich alliirt, an einen künftigen Angriff Frankreichs gar nicht dachte. Jetzt aber, nachdem der Krieg ausgebrochen war, hätte man an die Wiederbefestigung denken sollen und hatte Zeit dazu. Allein es geschah nicht.

Da der Verf. bei diesem Kriege so oft unwillkührlich an künftige ähnliche Coalitionskriege denkt, so hätte er hier auch vielleicht auf die schon so lange stipulirte und doch immer noch bloß auf dem Papier vorhandene Bundesfestung am Oberrhein eine Nutzanwendung machen können. Wehe uns, wenn es einmal heißt: ihr habt ja fünf und zwanzig Jahre Zeit gehabt, warum habt ihr nichts gethan?

Sehr lehrreich ist, was der Verf. nun auch auf der andern Seite über den Zustand der französischen Heere sagt. Er widerlegt in dieser Beziehung manchen Irrthum, der sich in die Geschichtsbücher eingeschlichen hat. Anfangs war die der Coalition entgegenstehende französische Armee noch die alte Linie, von den alten Generalen befehligt, und diese verfuhren auch noch ganz im alten System und begingen dieselben Fehler, wie die Coalitionsarmeen; namentlich zerstreuten sie sich nach demselben unnützen und die Truppen durch kleine Märsche und Wachten erschöpfenden Cordonsysteme. Mit dieser alten französischen Armee hätten die Preußen, Oesterreicher und Engländer bald fertig werden können, wenn sie vereinigt, rasch und in Masse gegen Paris vorgedrungen wären. Es geschah nicht und dennoch wurden die Franzosen fast auf allen Punkten geschlagen. Nun aber ließ die Langsamkeit und Uneinigkeit der deutschen Feldherren den Franzosen Zeit, das Aufgebot in Masse ergehen zu lassen. Fast eine Million Franzosen stand auf. Das waren freilich zügellose Schaaren, nicht im mindesten kriegsgeübt und, geschlossenen Soldatenreihen gegenüber, anfangs zaghaft. Aber man ließ ihnen wieder Zeit, sich zu üben und nach und nach zu lernen, wie man den Alliirten am besten beikommen könne. Dies letztere geschah durch das neue taktische System des Tiraillirens, das zuerst die Amerikaner angewandt hatten. Dort nämlich hatten sich die Bürger und Bauern, zum ersten Mal Linientruppen gegenüberstehend, zerstreut und wie jeder Muth besaß oder Gelegenheit fand, bald vordringend, bald hinter Bäumen, Gemäuer 2c. versteckt auf

die geschlossenen Glieder des Feindes gefeuert. Das ist naturgemäß, das thaten später auch die Tyroler. Keiner lernte es vom andern; jedes Volk wehrt sich naturgemäß, wie es gerade kann, bis es dem Feind an Kriegskunst gewachsen ist. Nun muß man sich nur nicht einbilden, wie es oft gedruckt zu lesen ist, die republikanischen Heere Frankreichs hätten sich in Masse mit unüberwindlicher Tapferkeit auf den Feind geworfen. O nein, sie lösten sich vielmehr sehr vorsichtig in eine Wolke von Tirailleurs auf und lernten erst nach und nach kühner und in Masse anzugreifen. „Die Nationalgardebataillone waren jeder Linienevolution ohnehin ganz unfähig, und selbst ihre Marschkolonne artete bald in einen unordentlichen Haufen aus, der sich, je mehr er der Wirksamkeit des feindlichen Feuers bloßgestellt war, auch immer mehr und mehr auflockerte. Die Kühnsten blieben im Vorrücken, jeden Terrainvortheil zu ihrer Deckung benutzend und fortwährend feuernd; die weniger Dreisten blieben hinter einem schützenden Gegenstand halten, und folgten nach Maßgabe der erzielten Vortheile der Vorderen, immer mehr und mehr zu thätigerer Kampfestheilnahme ermuthigt; viele aber liefen gleich im Anfange davon oder erschienen nur dann, wenn ihre Gegner sich zum Rückzuge anschickten. Auf diese Weise gestaltete sich ganz naturgemäß die Fechtart in zerstreuter Ordnung. Wie wenig aber diese Gefechtsmechanik anfänglich beabsichtigt wurde, geht aus der Versicherung Gouvion St. Cyrs hervor: daß die französischen Generale lange Zeit sich vergeblich bemühten, dieser Gefechtsart Einhalt zu thun und in den vorgeschriebenen reglementarischen Formen anzugreifen. Erst nach und nach und in dem Maaße, als man wahrnahm, daß diese zerstreute Fechtart, der sterilen Gefechtsmechanik der Alliirten gegenüber, die meisten Vortheile gewährte, ward dieselbe absichtlich angewendet."

Es war also nicht der unwiderstehliche Ungestüm republikanischer Tapferkeit, sondern es war die Unfähigkeit der eignen Generale, durch welche die Coalition damals besiegt wurde. Vom Rückzug der Engländer erzählt der Verfasser noch einen abscheulichen Vorfall: „Der Besitzer eines am Zuider-See gelegenen Landgutes ließ durch seinen Sohn das Offiziercorps eines vorbei marschirenden englischen Cavallerie-Regiments zur Mittagstafel einladen. Das ganze Regiment bog hierauf von der Straße ab, quartirte sich auf jenem Gute ein und nachdem sich die Offiziere bei der Tafel völlig berauscht hatten, gaben sie durch Zertrümmerung des reichen Tischgeräthes ihren Untergebenen das Zeichen zur allgemeinen Plünderung, worauf, um das Werk zu krönen, die Gebäude des Gutes beim Abmarsche auch noch in Brand gesteckt wurden."

Neueste Werke über Italien.

2) Jenseits der Berge. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1840.

(Schluß.)

Eben so anschaulich beschreibt sie das Innere der St. Marcuskirche.. „Die wundersamste aller Kirchen die ich je gesehen ist St. Mark. Dunkel, ernsthaft, höhlenartig, wie aus einem Felsen gehauen — und dabei inwendig mit Gold bekleidet, und auswendig geschnitzt wie ein Spielwerk von Elfenbein! Das christliche Kreuz, überwölbt und sparsam beleuchtet durch fünf orientalische Kuppeln; köstliche antike Säulen, zusammen und aufeinander gestellt in byzantinischer Weise! uralt griechische Basreliefs in die Außenwände eingesetzt, und die innern überwebt mit dem alten und neuen Testament, die Apokalypse inbegriffen, aus lauter Mosaikbildern! der Fußboden — nichts als Arabesken in Marmormosaik, werth als Tischplatten zu dienen; aber gefurcht, gewellt und ausgetreten, wie er eben wird, wenn Millionen Füße darauf gegangen sind, Millionen Kniee darauf gelegen haben! Antike Altäre in Weihwasser-Kessel verwandelt, daneben Kapellen dunkel und majestätisch einsam wie die Zellen in der Thebaïs! dies alles von einem bräunlichen Duft oder Farbenton überhaucht, den der Weihrauch und der Qualm der Kerzen erzeugte — das ist St. Mark." In solchen kurzen Schilderungen ist die Verfasserin sehr glücklich.

Am Schluß noch einige Gedichte aus Venedig, Barkarolen, meist munter und zärtlich, z. B.

Meine starken Gondoliere
Vorwärts, vorwärts rudert jetzt,
Daß die Gondel sich verliere,
Wie ein Reh vom Jäger gehetzt.

Ueber Lidos öde Stellen
Grasbewachsner Gräberflur
Vorwärts, vorwärts in die Wellen,
Auf des Meeres Freiheitsspur.

Meine treuen Gondoliere,
Sänger seyd Ihr zwar nicht mehr,
Doch ob der Ruhm sich verliere,
Der des Schweigens ziert Euch sehr.

Auf der Riva der Schiavonen
Tassos Stanze nicht mehr klingt!
Doch ich will Euch mehr belohnen,
Wenn Ihr schweigt, als wenn Ihr singt.

Und ein größeres episches Gedicht „die Longobarden," die bekannte Geschichte der Königin Rosamunde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. Juni 1840.

Kunstgeschichte.

Vorlesungen über die Geschichte der Poesie, gehalten von C. Fortlage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Der Verfasser geht von einer sehr richtigen Ansicht aus, wenn er nicht sowohl ein allmähliges Fortrücken der poetischen Bildung in der Menschheit überhaupt, als vielmehr ein mannichfaches hier und dort in verschiedenen Völkern aufflammendes und wieder verschwindendes poetisches Leben annimmt. „Er ist kein chronologischer, dieser welthistorische Schönheitsstrom. Das allmählige Fortrücken der Jahrhunderte ist nicht der Maaßstab seines Fortrollens. Er fließt nicht, sondern seine Wellen springen an verschiedenen Orten aus verschiedenen Quellen plötzlich hervor, gehen eine Weile fort, sich anhäufend und verstärkend, verschwinden dann wieder in der Luft und verhallen, brechen nach vielen Jahrhunderten aufs Neue hervor, und verschmelzen endlich mit einem allgemeinen Elemente."

Die verschiedenen Quellen, die dem Schönheitsstrom Zuflüsse gegeben, charakterisirt Herr Fortlage in folgender Weise: „Aus der östlichen Region, von den hohen Himalaja-Bergen, wo die Wiege des Menschengeschlechts war, dort herunter steigt auch die Poesie. Sie zeigt sich in China und Indien im Kindergewande. Eine oberflächliche Buntheit und charakterlose Zerflossenheit herrscht hier, der Pinsel vermag noch nicht die Gestalten in wenigen charakterischen Umrissen zu markiren. Daher ist die Weitschweifigkeit und ein Spielen der Phantasie in die Breite hier heimisch, wobei das Allegorische den Platz des mangelnden Charakteristischen ausfüllt. Die Poesie ist hier noch nicht innerlich geworden. Die Phantasie spricht mehr als der Affekt, eben wie bei Kindern. Die Poesie besteht in einer Menge von Bildern, welche zauberhaft wie ein Gaukelspiel dem Auge vorüberziehen. — Solcher phantastische Zug von Gestalten und Scenen wurde von den Griechen in die strengen Regeln der Grazie und Harmonie eingeschlossen. Die griechische Poesie ist ein Spiel würdevoller und schöner Gestalten, eine in Worte übersetzte Skulptur im edelsten Styl. Dahingegen fängt in der Psalmenpoesie der Hebräer ein poetischer Quell von ganz entgegengesetzter Natur zu sprudeln an, welcher die Phantasie entweder überflügelt oder vernachlässigt, aber in die innersten Tiefen des Gemüths eindringt, die Seele erschüttert als eine in Worte übersetzte ergreifende Musik. Die griechische Poesie steht hier in der Mitte, gleichsam als eine Pforte, durch welche man aus dem indischen Zustande der Dichtung, in welchem sie bloßes reizendes Bilderspiel und sinnliche Gluth ist, in ihre gestaltlose Tiefe hinübergehen kann, wo sie unmittelbar das Herz ergreift und erschüttert, ohne Bild, ohne Gleichniß, ohne Sinnenreiz. Denn in der griechischen Statue verwandelt sich das Gebilde der Phantasie in die Innerlichkeit eines bestimmt ausgeprägten Charakters, wird zu einem individuellen Selbstleben, einer innerlichen Person. Die drei Grade der indischen, griechischen und hebräischen Schönheit, welche sich auch aussprechen lassen als phantasiereiche, charaktervolle und herzergreifende Schönheit, finden sich auch ausgebildet in den drei Hauptarten der Poesie, nämlich dem Epos, dem Drame und dem lyrischen Gedichte. Jedes Ideal begünstigt eine dieser Hauptgattungen vorzüglich. Die Poesie der Indier ist durchaus episch und schildernd, auch ihre dramatische, wie die Sakuntala. Die der Griechen ist durchaus dramatisch, auch die epische wie Homer. Die der Hebräer ist durchaus lyrisch, auch die dramatische, wie Hiob. Die dramatische Kunst hat immer etwas Plastisches an sich, sie ist ein lebendiges Gemälde, oder eine Statuengruppe, bewege sich dieselbe nun wirklich vor unsern Augen oder in unserer Phantasie. Die Lyrik hat immer etwas Musikalisches an sich und läßt immer einen gewissen Gesang mittönen, werde dieser nun wirklich vorgetragen, oder ertöne er nun in uns als eine innerliche Begleitung, ein Mittönen der Seele zum Liede.

Das Epos als eine fortfließende, ausgebreitete Historie, Mährchen, Roman, hat die Spannung seines Interesses in dem Fortgange der Begebenheiten, dessen Darstellung der Rede eigenthümlich angehört, und außer dem Bereich der übrigen Künste liegt. Die genannten drei reinen poetischen Grundtypen setzen sich dann gegen das Mittelalter hin weiter fort; die hebräische Poesie im Koran, die Würde griechischer Plastik in den Hymnen der christlichen Kirche, und die indische Zerflossenheit nebelhafter Gestalten wiederholt sich wie in einem fernen Spiegelbilde im phantastischen Ossian. Nur sind in diesen Wiederholungen die Charaktere schon einigermaßen verschmolzen. Denn im Koran zeigt sich die herzergreifende Lyrik schon mehr phantastisch geworden und zur Phantasie sprechend. Der phantastische Ossian liebt oft Form und Charakter des reinen Dramas, und hebt sich in seinen Klagen bis zu psalmähnlichen Herzerschütterungen, und in dem triumphirenden Stolz altchristlicher Kirchenpoesie herrscht als Seele die Zerknirschung der Psalmen. Dagegen tritt in der modernen Poesie eine neue Basis ein, welche den Angelpunkt bildet, um den sich alle Idealentfaltung dreht, und den Augenpunkt, aus welchem die Perspektive eines jeden Schönheitgemäldes begriffen seyn will. Dieses moderne Grundideal entspringt, wenn sich die drei Urtypen der alten Poesie ganz und untrennbar in Eins verschlingen."

Diese hier in gedrängtester Kürze vorgetragenen Grundgedanken des Werks entwickelt der Verf. nun in sehr beredten und geistreichen Charakteristiken je der einzelnen poetischen Volksliteraturen von den Chinesen und Indern an bis auf die neuern Völker. Ueberall geht er vom nationellen Typus aus, knüpft aber daran Vergleichungen des einen mit dem andern, die sich von selbst darbieten, sofern im Verlauf der Zeit der Geist und Geschmack einer Nation in der That auf die andere einwirkte. Oft geht die Reproduktion auf eine merkwürdige Weise in Contrasten vor sich. So im Trauerspiel, dessen Geschichte der Verfasser mit wahrer Meisterschaft entwickelt hat. „Die alte Tragödie entstand aus der Darstellung einzelner großer Situationen, und bei Aeschylus ist die Tragödie auch noch nicht viel mehr, als bloßes Situationsgemälde. Seine Perser enthalten die Situation des bei der Nachricht des geschlagenen Heeres wehklagenden Perserhofes; seine Danaiden enthalten die Situation des mit seinen fünfzig Töchtern aus Aegypten nach Argos geflohenen schutzflehenden Danaus. Das Schiff, welches an der Küste landet, und aus welchem ein Herold des Aegyptus ans Ufer steigt, um die Danaiden mit Gewalt wieder mit sich zu führen, dient bloß zur Verlängerung und Verstärkung der fortdauernden Situation. So auch ist in den Sieben vor Theben bloße Situation, und außer dem Entschluß des Eteokles, mit seinem Bruder zu fechten, keine Handlung. Auch im Prometheus, wo sich eine Person nur immer entfernt, um der andern Platz zu machen, und wo keine Begebenheit ist, als der von Zeus gebotene, zuerst durch Hephästos, hernach mit eigener Hand in Donner und Blitz vollzogene Strafact. So macht sich Aeschylus am meisten den rein plastischen Eindruck des Schauspiels zum Zweck." Aber in dieser Situation ist alles auf den tiefsten tragischen Eindruck berechnet und dieser wird erzielt, indem der Dichter die dunkle Gewalt des Schicksals über die Menschen hereinbrechen läßt.

„Und wenn Aeschylus ist wie ein Todesbote, wie ein furchtbarer Herold des Schicksals, so ist Sophokles wie die leise abpflückende Hand dieses Schicksals selbst, welches mit stiller und schonender Auswahl aus dem Lebensbaume die Blätter ausbricht, die ihm verfallen sind." Der Mensch erscheint hier durchgängig nicht als schuldig und von Rechtswegen bestraft, sondern als unschuldig im Kampf mit dem dämonischen Schicksal, und in seinem Charakter tritt daher auch nicht das individuell Originelle, sondern im Gegentheil das reine Unendliche hervor, das mit jener dämonischen Umstrickung nicht, wie Laokon mit der Schlange. Die Fabel des Oedipus repräsentirt darin den ächt plastischen Schönheitstypus, daß sie das gräuliche unreiner Verhältnisse, das Unsittliche der Häßlichkeit, wie es die Griechen auffaßten, darstellt. Nach rein moralischem Urtheil finden wir den Oedipus nur unglücklich, zwar in einer unsittlichen Lage befangen, aber dieß auf ganz unschuldige Weise. In der Tragödie fühlt er sich nicht als einen Unschuldigen, sondern als ein gräuliches, vernichtungswerthes Geschöpf. Er fühlte sich häßlich, in einer verwirrten Harmonie seiner Verhältnisse, dieß ist dem plastischen Schönheitsgefühl das Aeußerste. Indem er Bruder seiner Kinder, Sohn seines Weibes ist, zugleich Sohn und Gemahl, zugleich Vater und Bruder, keines von diesen rein, Alles von diesen durcheinander, so empfindet er vor sich selbst das Entsetzen, welches uns umwandelt vor jenen vielgliedrigen Ungethümen der indischen Skulptur, mit ihren vieldeutigen Gliedern, bei denen man zweifeln muß, welchem Körper dieses oder jenes Gelenk angehöre. Er empfindet sich als Repräsentanten der monstriösen Formen, gegen welche der plastische Sinn als gegen seine ärgsten Feinde gerüstet ist. Es taucht hier in den reinen Aether der Schönheit empor eine jener gräßlichen Chaosgestalten, welche wir von Zeus lange mit den hundertarmigen Riesen, dreileibigen Chimären und anderen Monstris in ewige Nacht versenkt glaubten. Es ist eine Empörung des Chaos, eine Regung des schlummernden Abgrunds. Wir möchten das Weib von der Mutter sondern, den Vater vom Bruder, den Sohn vom Gemahl sondern, aber sie sind unzertrennlich, gleich ungehörig in einander

verschränkten Leibern. Und daher, um sich selbst in Nacht zu versenken, raubt sich Oedipus die Augen, um sich selbst nicht zu schauen, um das Licht der Sonne nicht mehr zu schauen, nach der häufigen Verwechselung in der blinden Leidenschaft: als ob man ihn dann auch weniger schaue."

Diese alte so gut charakterisirte Tragödie vergleicht der Verfasser nun mit der modernen, zuerst des Shakespeare: „Das griechische Schicksal imponirt durch sein mystisches Dunkel, worein es sich hüllt, das Shakespear'sche frappirt durch seine natürliche Helligkeit; jenes ist ein dämonisches, dieses ein psychologisches Schicksal, welches nur selten zum Unerklärlichen seine Zuflucht nimmt. Denn jene macht uns, indem sie uns hinreißt, glauben, daß unsere Thaten beobachtet werden von einer unsichtbaren heiligen Vehme; diese aber zeigt uns sonnenklar, wie die auf die Brust des Nächsten gekehrte Degenspitze, richtiger angesehen, auf uns selbst zielt, und wie das Unrecht, das wir mit zaudernder Hand außer uns dulden, richtiger angesehen, eine Fäulniß ist, mit der wir unser Leben anstecken; wie also mit einem Wort in dem Fehler, den wir begehen und nicht wieder gut machen, ein verdeckter selbstmörderischer Akt enthalten ist. Wir finden, daß wie Hamlet, Macbeth, Lear ein dunkler, blutiger, aber gerechter Schicksalsgeist waltet, obgleich in einem anderen, als dem griechischen Sinn. Diese Tragödie zeigt, wie ein Charakter entweder aus Uebermuth oder Schwäche oder Leidenschaft sich sein eigenes Verderben bereitet und einer Strafe anheimfällt, welche oft im Vergleich zu seinem kleinen Vergehen kolossal zu zu nennen ist. Es ist die Tragödie der Selbstverstrickung, des Schicksalsstricks, den wir uns durch ein Vergehen unbewußt und leichtsinnig um den Hals werfen, der sich bei jedem Schritt, den wir weiter thun, enger zuzieht, bis wir am Galgen des selbstverschuldeten Verhängnisses schwebend ersticken. Wir treten auf ein Feld voll Fußangeln und Selbstschüsse; Mißmuth und Lebensekel paaren sich mit tragischem Pathos rc." Daran reiht sich eine sehr gelungene Charakteristik der modernen sogenannten klassischen Tragödie Frankreichs, die sich hauptsächlich durch psychologische Spitzfindigkeiten und äußerst gesuchte Collisionsfälle auszeichnet. Endlich wird vom neuen deutschen Trauerspiel gesagt, daß es ein altgeschichtliches Interesse und Prinzipienfragen auf die Bühne gebracht und dadurch eine ganz neue Bahn gebrochen habe. Dieses liegt in der universellen Tendenz und Unpartheilichkeit des deutschen Nationalcharakters: „Die Wagschale des Geschicks ist das Thema der deutschen Tragödie, und wir sehen diese Wagschale in den verschiedensten Stellungen, indem die Schale des Helden, auf den unser Interesse gespannt ist, entweder steigt oder fällt, indem unser Interesse entweder auf die eine, oder auf beide Parteien zugleich gespannt wird, indem die Schalen entweder steigen oder sinken oder schweben, indem wir entweder in beide Schalen blicken, oder der Dichter uns nur die eine, entweder die steigende oder sinkende, enthüllt. Schiller und Goethe dichteten mit der Absicht, in ihren Tragödien den Lauf des weltgeschichtlichen Processes darzustellen, und daher verwandelten sich ihnen die Personen des Drama in Repräsentanten weltgeschichtlicher Principien, und das Drama in eine Gegenbewegung ideeller Schicksalsmassen, welche nicht selbst im Chor auftreten, aber in ihren Repräsentanten gegeneinander handeln."

Aus dieser geistvollen Behandlung eines einzelnen Zweiges der Poesie, den wir hier beispielsweise hervorhoben, mag der geneigte Leser ermessen, wie lebendig und tief auch die übrigen Parthien des Werkes aufgefaßt sind. So z. B. auch die Liebes-Poesie, die in neuerer Zeit in einen so großen Widerspruch des Idealen und Gemeinen gefallen ist. „Man wird mir einwenden, daß die meisten dieser niederen europäischen Minnetendenzen doch vom hohen Ideale, so wenig sie es ganz ergreifen, fassen und mögen, einen gewissen Anflug und Anstand entlehnt haben. Dies ist wahr, macht die Sache aber nur noch schlimmer. Denn wenn die bescheidene Liebespoesie Chinas, Arabiens und Indiens sich innerhalb ihrer Sphäre natürlich bewegt, wer wird dann solchen süßen Tänzen nicht mit Ergötzen zuschauen? Wenn aber eine solche Poesie dem hohen Ideal ein prätentiöses Mienenspiel ablernt, so ist der Anfang gemacht zu einer Falschmünze der Empfindungen, und eine lange Sprossenleiter verfälschter Gemüthszustände eröffnet, von der kränklichen Sentimentalität an, welche durch Druck auf ihre eigenen Empfindungen dieselben über ihre natürliche Höhe treibt oder die erloschenen durch künstliche Reizmittel wieder erweckt, bis zur verbrecherischen Höhe, wo die Gemeinschaft sich ins Kleid der Heiligkeit hüllt, niedriges Verlangen die Töne himmlischer Sehnsucht nachflüstert und die Frivolität bei ihren Spieltischen die Kerzen des Altares anzündet. Durch solchen mannichfachen Ekel, welcher an unzähligen Halbidealen der europäischen Minnepoesie klebt, wird eine Polemik gegen die schwärmerische Höhe des Ideals herausgefordert, eine Polemik des Ueberdrusses und des Mißtrauens. Diese Polemik setzt sich, einmal entstanden, keine bestimmte Grenze, sondern wendet sich gegen die Höhe des neuen Ideals überhaupt. Diese Polemik ist ein fortwährender Reinigungsprozeß des hohen Ideales. Sie ist ein Scheidewasser, aus welchem nur das reine Gold desselben unangefressen hervorgeht, in welchem aber die Mischungen das Bekenntniß ihrer Unechtheit ablegen. Ein aufgedeckter Irrthum ist oft der Weg zur Findung der Wahrheit, und für den, welcher noch nicht in der Wahrheit steht, deren Vorhandenseyn von selbst den Irrthum aufdeckt, ist die

Aufdeckung des Irrthums durch andere Mittel schon ein Theil der Wahrheit selbst. Diese Polemik ist der starke schwarze Schattenwurf, welcher von der Sonne des hohen Ideals ausgeht, und wodurch sie den Uebrigen durch sie beglänzten und gefärbten Gegenständen zeigt, wie weit dieselben von ihrem glänzenden Lichte abstehen, oder vielmehr wie dasjenige, was sie verbreiten, sich zu den Ausstrahlungen der Sonne verhält, wie Schwärze zum Licht, wie Tod zum Leben." Es folgt nun in diesem Sinn eine Analyse des Werther und Faust, der Callot-Hoffmann'schen und Byron'schen Zerrissenheit ꝛc.

Neben diesem innern Widerspruch in der Poesie, faßt der Verfasser auch die bunte Vermischung aller Geschmäcke und den beständigen Wechsel der Mode sehr gut auf, obgleich er irrthümlich das, was immer nur als ein Uebergang oder kritischer Wendepunkt betrachtet werden darf, zur Bestimmung und zum Endziel aller weltgeschichtlichen Entwicklung macht. „Wenn wir uns nun an die Weltgeschichte die Aufgabe gestellt denken, sämmtliche Ideale der früheren Zeiten auf einem für sie alle empfänglichen Boden in die Verschmelzung treten zu lassen, so konnte sie keinen geeigneteren Boden hierzu finden, als den eben beschriebenen, oder richtiger gesprochen, es war der einzige Boden, auf welchem dieses geschehen konnte. So hat sich denn auch in der That das mit germanischen Elementen im Mittelalter durch und durch getränkte Europa bewunderungswürdig gelehrig erwiesen, die verschiedenartigsten Einflüsse zu empfangen. Der Europäer ist dem Indier gleich in Klosterleben und Contemplation versunken, als ob kein anderes Heil wäre; er hat dem Araber gleich in religiösen Eroberungszügen seine Bestimmung gesehen, er hat dem Griechen gleich Freistädte und Schweizerbündnisse gegründet; er hat dem Perser gleich sich im Glanze eines weltbeherrschenden römischen Kaiserthums gesonnt; er hat den Tibetanern ähnlich sich unter die Herrschaft eines geistlichen Oberhaupts begeben; er hat den Chinesen ähnlich gelehrte und wissenschaftliche Staatsordnungen entworfen. Er hat gekämpft, wie Römer, geduldet, wie Hebräer, sich die Sitten sowohl des ritterlichen Arabiens, als des pfäffischen Aegyptens und des gelehrten Chinas zu eigen gemacht, hat griechischen Geschmack, hebräischen Cultus, römische Sprache angenommen, und zuletzt noch von den Amerikanern das Tabakrauchen und von den Chinesen die Sitte des Theetrinkens empfangen. Weil nun aber, sobald das europäische Leben sich mit diesem oder jenem nach Bedürfniß von außen angenommene Princip übersättigt fühlt, es nur von dem neu angenommenen Agens an seine eigene ursprüngliche Natur, an seine angeborene Indifferenz zurück appelliren darf, damit das Zuviel durch eine Reaction verhindert werde, so entspringt hieraus die leichte und schnelle Beweglichkeit, der rasche Formwechsel des europischen Lebens, welcher oberflächlich angesehen als Entwicklung eines präformirten Keims zu einer bestimmten Blüthe hin erscheinen kann, genauer betrachtet aber nichts ist, als ein stetes sich Sättigen mit neuen Principien, welche später wieder entlassen werden, sobald dieselben assimilirt und zu einer Fertigkeit geworden sind. Der europäische Schwamm füllt sich mit immer neuer Flüssigkeit, um dieselbe, sobald er daraus Nahrungsstoff genug an sich gezogen hat, wieder fahren zu lassen. Es liegt dem Vorigen zufolge klar genug vor Augen, wie gerade in der Gemüthsart der europäischen Nationen vorzugsweise die Möglichkeit lag, die verschiedensten poetischen Ideale sich anzueignen und zu neuen Combinationen zu verarbeiten. Insofern Europas Poesie bloß in diesem Processe begriffen ist und mit entliehenen Gütern Handel treibt, ist ihr die wahrhafte Genialität abzusprechen. Denn die ursprüngliche Anlage der europäischen Völker schließt die poetische Genialität in hohem Grade aus, und zwar je verwandter sie dem ungemischten germanischen Blute sind, desto mehr, je weniger verwandt, desto weniger."

Der Verf. glaubt den germanischen Charakter in dieser Beziehung durch das Zeitwort dienen bezeichnen zu müssen.

Hierin ist nun viel Wahres, aber es wäre gewiß einseitig, vom germanischen Charakter und vom welthistorischen Ziel der Poesie keine bessere Meinung, als die hier ausgesprochene, zu hegen.

Was den germanischen Charakter betrifft, so hat der Verf. dessen stark hervortretende, und selbst in den Nachahmungen noch unverkennbare Eigenthümlichkeit auf eine merkwürdige Weise verläugnet.

Was die Bestimmung und das Endziel der Poesie betrifft, so ist damit gewiß der gegenwärtige Zustand der Poesie nicht zu verwechseln. Die Weltgeschichte ist noch jung, wir sind vom Ziele noch sehr weit entfernt. Die jetzt vorherrschende Vermischung aller Geschmäcke und die rasch wechselnde Mode sind Thatsachen, aber sie entscheiden für die welthistorische Aufgabe der Poesie so wenig, als die ganz ähnliche Vermischung der Geschmäcke und der ganz ähnliche Modewechsel im Zeitalter Hadrians dafür entschieden haben.

Wie es uns scheint, hat die so wohl durchdachte und meisterhafte Arbeit des Verf. den einzigen Fehler, daß sie am Schlusse, nachdem sie die Vergangenheit so schön entwickelt hat, der Gegenwart zu viel Gewicht beilegt und zu viel Recht auf Kosten der Zukunft einräumt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. Juni 1840.

Populäre Heilkunde.

1) Von dem rechten Gebrauche des Arztes. Für Gesunde und Kranke von Dr. S. F. Stiebel. Frankfurt a. M., Jügel, 1840. S. 131. 8.

Ein Buch ganz aus der Erfahrung geschöpft, wohl durchdacht und vortrefflich geschrieben. Der Verfasser ist selbst ein praktischer Arzt und nicht mehr jung. Er charakterisirt seine Herrn Collegen meisterhaft, warnt vor den Fehlern und zuweilen unedeln Kniffen des Einen, und entschuldigt die menschlichen Schwächen des Andern, zeigt aber auch eben so klar und bündig, wie oft das Publikum tadelt, wo der Arzt ganz recht hat, wie oft die edelsten Bemühungen der Aerzte mißkannt werden und wie die Unart und Unvernunft der Patienten nicht nur die Curen stört, sondern auch die Aerzte selbst verdirbt, wenn sie nicht charakterfest genug sind. Kurz er gibt den Laien ein Buch in die Hand, aus dem sie sehr viel lernen können. Von dem weisen oder unweisen Verhalten in Krankheiten hängt so oft das Lebensglück und das Leben selbst ab. Also sind Betrachtungen und Ermahnungen, wie die vorliegenden, sehr praktisch.

Das Buch ist mit Ruhe, mit Treue und Herzlichkeit geschrieben und schließt an den geeigneten Stellen den Humor nicht aus. Das feine und scharfe Auge des Verfassers hat gar viele Schwächen ausgespäht, bei deren Betrachtung es schwer ist satyram non scribere. Wir theilen hier zunächst einiges mit, was er über die Aerzte sagt, dann etwas von dem, was er den Patienten vorwirft. „Herr N. hat viel zu thun, folglich ist er ein guter Arzt und man muß ihn nehmen. Ob wer viel thut auch gut thut, ist die Frage. Manche kamen durch einen gewissen Zufall in Schwung, andere durch Damenempfehlung, durch Familienverbindung, noch andere man weiß nicht wie. Wir haben Aerzte gesehen, welche in den ersten Jahren ihrer Praxis täglich zweimal die Pferde wechseln mußten, deren Equipagen man vor großen Häusern, in welchen Sie Niemand behandelten, lange stehen sah, die Morgens früh und Abends spät durch die Straßen rollten, während die anerkannt viel Beschäftigten sich längst zur Ruhe begeben. Bezahlte Leute haben Kuren ausposaunt, welche nicht gemacht worden. Lohnbedienten und Portiers in den Gasthäusern ist oft in der ganzen Stadt nur ein Arzt bekannt; die andern sind entweder unwissend, oder wenn sie, einen auswärtigen Ruf besitzend, Fremden schon empfohlen, nicht zu finden. — Sie haben schon viel darüber gelacht, daß ein gewisser Arzt in Gesellschaft, im Theater und wo er ist, immer gerufen wird und nur Ruhe hat, wenn er unbeobachtet ist. Einem Accoucheur hat man nachgezählt, daß er allein in einer Woche zu mehr Entbindungen gerufen wurde, als nach dem Wochenblatte Kinder zur Welt gekommen. Manche Aerzte haben in der Hauspraxis wegen des zu großen Andranges Nummern für die Angemeldeten, und man will bemerkt haben, daß nie Jemand unter Nr. 50 erhalten hat. Fünf mit schönen Redensarten und Erzählung seiner medicinischen Thaten ausgefüllte Visiten nehmen oft mehr Zeit weg als zwanzig, in denen man sich bloß seinem Beruf widmet. Und machen nicht manche Aerzte bei gleicher Anzahl von Kranken zehnmal so viel Besuche als andere? Wo gar die Kuren nach Visiten bezahlt werden, tritt eine übermäßige Sorgfalt leicht ein, und das viele unnöthige Erscheinen gibt zugleich den Ruf einer großen Praxis."

Dann werden eine Menge Schwächen und Einseitigkeiten solcher Aerzte charakterisirt, die entweder bloß immer mit ihrer Erfahrung prahlen und alle Studien, alle neuen Fortschritte verschmähen, — oder die umgekehrt immer nur dem Neuen nachjagen und mit der Mode gehn, — oder die bei unermeßlicher Gelehrsamkeit den praktischen Fall nicht zu beurtheilen wissen, — oder die Bücher schreiben, immer rathen und nicht helfen, — oder die sich eines besondern Blickes, einer nur ihnen

persönlich eignen Genialität rühmen, — oder die geheim thun, mit einem Arcanum oder einer Methode, die sie allein kennen, oder mit übernatürlichen Mitteln, Sympathie, Magie ꝛc. — die den Patienten schmeicheln, ihnen alles zu Gefallen thun, — die sich besonders bei den Damen insinuiren und die Galanten spielen, oder die umgekehrt mit einem catonischen Schweigen und mürrischen Wesen zu imponiren suchen, — die schön reden, alles auseinandersetzen und klar machen, aber verkehrt oder trügerisch handeln, — oder die umgekehrt den Patienten zu Gunsten eines Systems malträtiren und ihm nicht einmal eine Erklärung darüber gönnen, — die ihre Collegen hämisch verläumden, oder die umgekehrt bei denselben schweifwedeln und trotz ihrer geringen Fähigkeiten dadurch ihr Glück machen, daß sie einem oder mehreren Gönnern als beständige Lobredner und sogar als Folie dienen, da man bemerkt haben will, daß ältere Regenten im Reiche des Aesculap zuweilen junge Talente, deren Rivalität sie fürchten, zurückweisen und unterdrücken, und dagegen mittelmäßige Köpfe befördern ꝛc. Wahrlich eine lange Liste von Fehlern, denen aber eine nicht minder lange von Fehlern der Patienten entgegenzusetzen ist.

Der Verfasser zeigt, wie oft gerade die unwürdigsten Aerzte vom Publikum begünstigt werden, Charlatane, Modegecken, Schmeichler der Damen, Schwätzer, Frömmler ꝛc., die nie aufkommen sollten, wenn nicht das Publikum so verblendet wäre, sich ihnen hinzugeben, deren ganzes Treiben also zunächst dem Publikum selbst zur Last gelegt werden muß. Sodann zeigt er, wie viel die echten Söhne des Hippokrates von den Unarten und vom Unverstande des Publikums leiden müssen; wie launig, treulos und undankbar man sie bei der ersten besten neuen Anreizung verläßt, wie oft man sie belügt, falsche Angaben macht, Vorschriften nicht befolgt ꝛc., wie man sie um der geringsten Kleinigkeit willen belästigt, wie unvernünftig oft die Zumuthungen sind, wie oft die schlechte Haushaltung die Bemühungen der Aerzte vereitelt. „Ich muß hier noch einiges in Bezug auf Behandlung von Kindern erwähnen, was große Beherzigung verdient. Halten Sie Ihre Kinder zur Folgsamkeit in gesunden Tagen schon darum an, weil diese in Krankheiten so sehr nöthig ist. — Ich habe wirklich Kinder an der Unart sterben sehen. Solche Unholde zu untersuchen, zu erforschen, was ihnen fehlt, ist der unermüdlichsten Sanftmuth und der härtesten Strenge unmöglich. Gelingt es endlich, dann weigern sie die Anwendung jedes Mittels. Im Allgemeinen habe ich gefunden, wenn man es mit den Kindern nicht überklug anlegt, sondern ihnen einfach sagt: Sieh Du bist krank, um gesund zu werden mußt Du Arznei nehmen; sie schmeckt zwar etwas schlecht, aber sie hilft Dir; daß es dann gewöhnlich gar keine Schwierigkeit hat. Der kindliche Verstand ist für die Wahrheit sehr empfänglich und fügt sich leicht dem Nothwendigen; die wildesten und muntersten Knaben ertragen, wenn sie nicht verzogen sind, den Schmerz mit einer rührenden Hingebung und lassen geschehen, was man ihnen als heilsam bezeichnet. Flüstert aber die Mutter nur einmal dem Arzte mit geheimnißvoller Miene zu: Wird auch das Kind die Arznei nehmen? dann ist die Sache auf eine lange Zeit verdorben; die wohlschmeckendste wird verweigert, weil nun der Kleine mit dem Worte Arznei einen fürchterlichen Begriff verbindet; denn die Mutter hat ja mit leiser Scheu gefragt. Hat man ihm gar vorgespiegelt, Medizin sey was sehr Angenehmes und er findet das Gegentheil, dann straft sich die Lüge durch den hartnäckigsten Ungehorsam. Einige gehen so weit, ihren Unzöglingen mit dem Doctor und seinen Blutigeln, wie mit dem Knecht Ruprecht, dem Butzemann, sonstigen Angstfiguren und dem ganzen Heere fabelhafter Gräuel zu drohen, und sperren dadurch den Weg der kindlichen Liebe, welche so nothwendig ist, diesen hülflosen Wesen beistehen zu können. Kinderpraxis, obgleich die schwierigste, ist dem Arzte darum die angenehmste, weil die Kleinen in der Regel in dem Verhältnisse zu ihm freundlich, schuldlos und wahr sind."

Doch es ist uns nicht möglich, den reichen Inhalt dieses schätzbaren kleinen Buches in einer kurzen Anzeige zu erschöpfen. Wir empfehlen es Allen, die selbst Patienten sind oder welche im Hause haben oder denen dergleichen Uebel bevorstehen. Es ist ein guter treuer, ein wahrhafter Freundesrath in diesem Buch enthalten.

Schließlich macht der Verfasser noch auf die Thorheit aufmerksam, die nach erfolgtem Tode eines Angehörigen gegen die Sektion sich sträubt. „In gar vielen Fällen kommen die Leichenöffnungen den lebenden Gliedern der Familie zu statten. Der Arzt wird Ihnen nicht immer sagen, wo eine erbliche Anlage den Keim des Todes vorbereitete, hat er aber deren Quelle durch die Leichenöffnung gefunden, dann wird er früh, ehe sich dieselbe entwickelt, durch zweckmäßige Anordnung den Samen des Verderbens zerstören. So hat man auch ganzen Geschlechtern die Skrophel, die Schwindsucht, den Wasserkopf ausgerottet. Aber es ist auch Pflicht gegen die Menschheit, daß die Leichenöffnungen nicht versagt werden; wo stände die Heilkunde ohne Anatomie? Der große Galen mußte sich noch mit Sektionen von Affen begnügen, und daher mag es wohl kommen, daß Menschen oft noch wie Vierhänder behandelt werden."

2) Das Buch der Gesundheit. Eine Orthobiotik von Dr. M. Schreber. Leipzig, Volckmar, 1839. 8.

Der Verfasser, praktischer Arzt in Leipzig, beschreibt zuerst den menschlichen Organismus nach allen seinen

Theilen, Eigenschaften und Thätigkeiten und entwickelt dann ausführlich die Regeln, nach welchen dieser Organismus im gesunden Zustand erhalten wird, oder noch kürzer die Lebensregeln in physischer Beziehung. Darunter ist begriffen die Lehre von dem Verhalten des menschlichen Körpers, 1) gegen die äußere Luft (Empfehlung der frischen Luft, des Reisens und Anweisung, was man dabei zu beobachten hat); 2) gegen das Licht, wohlthätige, oft wenig beobachtete Wirkung derselben; 3) Gesundheit der Wohnungen, 4) Heilsamkeit der körperlichen Bewegung, Tanzen, Turnen rc.; 5) Regeln in Bezug auf den Schlaf; 6) in Bezug auf die Speisen aus dem Pflanzen- und Thierreiche und auf die Getränke, deren Wirkungen empfohlen oder vor denen gewarnt wird; 7) Hautthätigkeit, Kleidung, Bäder; 8) Diät in geschlechtlicher Beziehung; 9) besondere Pflege je der einzelnen Sinne und der einzelnen Körpertheile; 10) Rücksicht auf Seele und Geist; 11) Erziehungsregeln. In allen diesen Beziehungen ertheilt der Verfasser praktische Rathschläge und macht auf gar Vieles aufmerksam, was man im gemeinen Leben oft vergißt, besonders in unsern Zeiten, in denen die guten alten Hausregeln immer mehr in Vergessenheit gerathen, weil die häusliche praktische Erziehung der Töchter der schulmäßigen und theoretischen Erziehung auf eine beklagenswerthe Weise hat weichen müssen.

An diese durchweg vernünftigen, überall dringenden und hier sehr übersichtlich und klar vorgetragenen Regeln für das tägliche Leben im gesunden Zustande schließen sich auch noch Rathschläge für das im kranken Zustande oder bei Unglücksfällen, in Abwesenheit des Arztes einzuhaltende Benehmen. Das empfehlenswerthe Buch ist zugleich mit einigen anatomischen Bildertafeln illustrirt.

3) Die äußerlichen Heilmittel, ihre Eigenschaften, Wirkungen und Anwendung. Von Dr. W. F. Hahn. Stuttgart, Weise und Stoppani, 1839.

Dieses Werk eines der ausgezeichnetsten Wundärzte empfiehlt sich besonders durch die bewundernswürdige Vollständigkeit und klare Anordnung des Materials. Wir lernen daraus alle Arten von äußern Heilmitteln, der ältern wie der neuern Praxis (wie auch alle s. g. Hausmittel) kennen. 1) Blutentziehende Mittel, Aderlaß, Schröpfen, Blutegel; 2) blutstillende Mittel; 3) Transfusion und Infusion; 4) zusammenklebende Mittel; 5) zusammenziehende; 6) zertheilende, auflösende; 7) fäulnißwidrige; 8) belebende; 9) Zugmittel; 10) ätzende; 11) Exutorien; 12) reizende; 13) reinigende; 14) trocknende; 15) erweichende; 16) beruhigende; 17) Niesen erregende; 18) Kaumittel; 19) Compression; 20) Erweiterungsmittel; 21) Klystire; 22) Stuhlzäpfchen; 23) Bäder; 24) Amulette. Dazu ein Anhang von Schönheitsmitteln. Ferner die Angabe der Formen der Anwendung: Form der Luft, der Dämpfe, Räucherungen, Bader, Bähungen, Verbandwasser, Waschwasser und Einreibungen, Wasser für besondere Glieder und Sinne, Einspritzungen, Tropfen, Saft, Latwerge, Teig, Pillen, Zeltchen, Pflaster, Salbe, Balsam, Pulver, Zäpfchen. — Mit größter Präcision ist von jedem Heilmittel kurz, klar und scharf der volksthümliche und der technische Name, der Ursprung, die charakteristische Eigenschaft und Wirkung, die Art der Zubereitung und Anwendung unter verschiedenen Formen (nach beigefügten Recepten, wo es nöthig ist) und je nach dem Bedarf in verschiedenen Krankheits- und Verletzungsfällen und bei verschiedenen Constitutionen, Altersstufen und Geschlechtern angegeben. So ist dieses Werk nicht bloß für praktische Wundarzte, sondern auch für Laien ein zum Nachschlagen vorzüglich empfehlenswerthes Handbuch.

4) Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege. Von Dr. v. Ammon, Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Sachsen. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmann, 1839.

Eine sehr genaue und ausführliche Belehrung für junge Mütter, mit besonderer Rücksicht auf die gebildeten Klassen der Gegenwart, auf die jetzt vorherrschenden Gewohnheiten, Schwächen, Vorurtheile, voll freundlichen und humanen Rath.s, immer hinweisend auf die heilige Natur und ihre Rechte.

5) Ueber die Bleichsucht. Eine Vorlesung für Eltern und Erzieher von Dr. Philadelphus. Tübingen, Laupp, 1839. S. 49.

Diese kleine, aber achtbare Schrift macht auf das Ueberhandnehmen der Bleichsucht aufmerksam und leitet dieselbe bei den Mädchen ziemlich von denselben Ursachen her, von welchen Lorinser unlängst so manche bedenkliche Erscheinung bei der männlichen Jugend ableitete, nämlich von dem zu vielen Sitzen und Lernen. „Wenn die zarten Geschöpfe statt Milch und Brod und Obst und Wasser — Backwerk, Fleisch, Wein, Thee und Kaffee erhalten, wenn sie, statt im Freien sich zu tummeln und ihre Muskeln zu üben, nur gemessene Spaziergänge unter Aufsicht machen dürfen, wenn sie um einer einseitigen, kümmerlichen Geistesbildung und elender Kunstfertigkeiten willen in den Schulen, am Klavier, im Zimmer der Mutter oder einer herzlosen Erzieherin mit Lesen und Schreiben oder mit Nähen, Stricken und Sticken beschäftigt ihr junges Leben vertrauren müssen,

wenn sie von der ersten Kindheit an durch allzuknappe Kleidung im Wachsthum gehindert auf der einen Seite fast nackt an den zartesten Theilen des Körpers der Witterung preisgegeben, auf der andern in Wolle und Federn gehüllt und ängstlich vor jedem Luftzug, ja selbst vor dem allbelebenden Einfluß der Sonne bewahrt werden, damit das Häutchen nicht leide, wer wollte da eine andere, als eine verkümmerte, farblose Blüthe erwarten? Wenn anderntheils die dickbauchigen Kinder der Armen und Niedrigen im Volke mit kaum bedeckter Blöße in Schmutz aufwachsen, in niedrigen, feuchten, mit Ausdünstungen aller Art angefüllten Kammern gedrängt zusammenschlafen, wenn sie außer Milch nur Kartoffeln und schweres Schwarzbrod, hie und da aber auch Speck, unreife Holzäpfel und wohl auch ein wenig Branntwein erhalten, wenn sie im Uebrigen von ihren Eltern mit wenig mehr Sorgfalt behandelt werden, als das liebe Vieh im Stalle, wenn namentlich das Gehirn fast brach liegen bleibt, dürfte da ein anderes Endresultat erwartet werden, muß nicht die Blüthe im Keime erstickt werden? Und doch, die Erfahrung lehrt es, ist die letztere Art der Erziehung der freien und gleichmäßigen Entwicklung aller Kräfte des Menschen und namentlich einer vollständigen Pubertätsentwicklung noch weniger hinderlich als die erstere. So viel vermögen Luft, Wasser und Sonne." Das Hervortreten der Bleichsucht wird bei den Mädchen im Alter der Pubertät noch mehr beschleunigt durch die Aufregung der Phantasie, woran hauptsächlich unpassende Lektüre die Schuld trägt. Unser Verfasser spricht darüber sehr beherzigenswerthe Worte.

Dichtkunst.

Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung. Mit einem geschichtlichen Ueberblicke und den nöthigen Erläuterungen begleitet von Dr. A. Baumstark, Professor in Freiburg. Zwei Bände. Karlsruhe, Groos, 1840.

Im ersten Bändchen die schönsten Episoden aus Homer, Hesiod, Apollonius Rhodius, im zweiten aus den homerischen Hymnen, Theokrit, Kallimachos rc. sämmtlich epischen Inhalts. Sie sind den besten Uebersetzungen (von Voß, Jakobs rc.) entlehnt. Das Verdienst des Herausgebers besteht hauptsächlich in der Zusammenordnung. Mit Recht bemerkt er: „Unter dem großen Publikum Derjenigen, welche sich mit erheiternder Lektüre beschäftigen, gibt es einen zahlreichen Theil von Lesern, deren gesunder Sinn und Geschmack sich zur antiken Poesie hingezogen fühlt. Ohne selbstständige Studien des Alterthums gemacht zu haben, also auch nicht im Besitze der nöthigen linguistischen Kenntnisse, müssen sich solche Freunde der Literatur und Dichtkunst auf Uebersetzungen der alten Schriftsteller beschränken. Die Zahl dieser Schriftsteller ist aber so groß, ihr Zeitalter und ihr Kunstwerth so verschieden, die Uebersetzungen selbst, welche wir besitzen, sind theils so eigenthümlich, theils so zerstreut, daß ein Werk, welches dem Dilettanten eine Uebersicht und eine unmittelbar auf die Schriftsteller selbst gegründete Orientirung über das gesammte Gebiet altklassischer Dichtkunst darbietet, dem Bedürfniß des besseren Lese-Publikums willkommen begegnen dürfte. — Wer weiß nicht, wie sehr in neuester Zeit die griechischen Studien auf den Gelehrten-Schulen Deutschlands reduzirt wurden? Wem ist es unbekannt, wie wenig unter solchen Verhältnissen für eine gewisse Ganzheit und Uebersicht der Erkenntniß gesorgt wird? Wer sollte nicht literarhistorische Vorträge über antike Poesie, namentlich über die griechische, für das unfruchtbarste Beginnen halten, wenn der jugendliche Zuhörer nicht in den Stand gesetzt ist, das Allgemeine durch das Concrete, das Abstrakte durch die unmittelbare Anschauung zu beleben? — Wer zur Verhütung solcher Mißstände und Verirrungen einen Beitrag liefert, erstrebt keinen gemeinen Zweck; ein öffentlicher Lehrer der alten Literatur darf nur seine Stellung und seine Zeit begreifen, um sich dazu nicht bloß aufgemuntert, sondern selbst aufgefordert zu fühlen." Wir müssen hierin dem Herausgeber beipflichten. Man lernt auf den Gymnasien nur einen kleinen Theil der Literatur kennen, in einem Alter, wo man noch wenig beurtheilen kann, im Gedränge des Lernens überhaupt, wo man zum Genuß keine Ruhe findet. In späteren Jahren aber denkt außer den Philologen vom Fach Niemand mehr daran, die Klassiker, die man in der Schule zu lesen angefangen, wiederzulesen und die übrigen, die man auf der Schule noch nicht lesen konnte, nachzulesen. Ist es nun gleichwohl von hohem Werthe, die Kunde des Alterthums, seines feinen Geistes und geläuterten Geschmacks im Publikum zu verbreiten, so können dazu nur Uebersetzungen helfen, und zunächst orientirende Beispielsammlungen, dergleichen die vorliegende eine ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 62.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 17. Juni 1840.

Kriegsgeschichte.

1) Napoleon im Jahr 1813, politisch-militärisch geschildert von Karl Bade, ehemal. k. preuß. Artillerie-Officier. Erster und zweiter Band. Altona, Blatt, 1840.

So viel auch schon über den großen Krieg des Jahrs 1813 geschrieben ist, liest man diese neue Darstellung doch mit Vergnügen, weil sie eine sehr klare Kritik der politischen und militärischen Momente enthält, auf die es vorzugsweise ankam.

Was die Politik betrifft, so macht der Verf. zunächst auf den wunderbaren Umsprung der europäischen Gegensätze aufmerksam, durch welchen Napoleon, das Geschöpf der Revolution, zum Symbol des Despotismus, und Rußland, die altdespotische Macht, zur Trägerin der liberalen Ideen gemacht wurde. Da französische Memoirenschreiber und ihre ehrvergessenen Uebersetzer in Deutschland noch immer nicht aufhören, der jungen Generation vorzulügen, Napoleon sey ein Heros des Liberalismus gewesen, erscheint es ganz zweckmäßig, das Gegentheil nachzuweisen. Der einsichtsvolle Verfasser stellt die verschiedenen Aeußerungen Napoleons zusammen, die seine Gesinnung auf eine unzweideutige Weise verrathen, z. B. den so oft von ihm geäußerten Haß gegen die Volksfreunde, gegen die Constitutionellen von 1789 wie gegen die Republikaner von 1793, gegen alle unabhängigen Charaktere und tugendhaften Männer, wie gegen alle politische Schwärmer und Menschheitsbeglücker, welche ganze Gattung er bekanntlich unter dem Namen der Idiologen zusammenzufassen liebte. Ferner seine Aeußerungen über die slavischen Länder, in die er 1812 eingedrungen war. Er selbst gestand, er habe die Polen als Nation gegenüber den Russen, Oesterreichern und Preußen und die russischen Leibeignen als Stand gegenüber dem Adel nicht emancipiren können, weil er dadurch dem Princip der Nationalunabhängigkeit und Volksfreiheit Concessionen gemacht haben würde, die er als Weltdespot und als Unterdrücker aller Nationalunabhängigkeiten und Volksfreiheiten nie machen durfte. Nur dadurch wurde es dem Selbstherrscher aller Reußen möglich, sich seinerseits als Befreier der Völker zu proklamiren. „Napoleon befand sich nun einmal in Folge seines Systems in einer falschen Stellung, auf deren ganzen Umfang schon der einzige Umstand hinreichendes Licht wirft, daß der Alleinherrscher aller Russen liberale Ideen und Volksanfregung zum Stützpunkte der gegen Napoleon in Bewegung gesetzten Kräfte nehmen konnte, während es für den Beherrscher Frankreichs nirgends einen solchen Stützpunkt gab. Und hierin wurde Napoleon, was nothwendig seinen Sturz früher oder später herbeiführen mußte, wider sein Erwarten von seinen Feinden mehr und mehr politisch überflügelt; wir sagen, wider sein Erwarten, denn er, der es vorzog, auf die Basis des wiederherzustellenden Polens verzichtend, seine Heere lieber der Gefahr der Vernichtung in den eisigen Wüsten Rußlands preiszugeben, als Rußland durch die Wiederherstellung Polens von Hause aus einen tödtlichen Streich zu versetzen, und sich hierdurch einen, wenn auch vielleicht langsameren, doch viel gewisseren Erfolg seines Angriffes zu sichern, weil diese große Maßregel nothwendig volksthümliche Institutionen ins Leben rufen mußte, deren ansteckendes Beispiel für die seiner Herrschaft unterworfenen Völker Napoleon fürchtete, — er, sagen wir, hätte überdies eher den Einsturz des Himmels befürchtet, als die Anregung liberaler Ideen von Seiten der Fürsten, indem er die Meinung hegte, daß sie dadurch für sie selbst heraufbeschworene Gefahr für größer, als die durch ihn ihnen drohende halten würden, da sie von jener den Verlust ihrer absoluten Herrschergewalt, von letzterer nur einigen Länderverlust befürchten dürften. Somit glaubte er, daß, durch eine Art stillschweigender Uebereinkunft, die ihn bekriegenden Fürsten den wichtigsten Hebel der

Kriegführung in neuerer Zeit, Volksaufregung und Volksbewaffnung, als hors de saison betrachten und unbenutzt lassen würden, wobei er jedoch nicht genugsam betrachtete, daß die Fürsten in dieser Hinsicht mehr einem Impuls folgten als ihn ertheilten."

Sehr passend citirt der Verfasser die Rede, in welcher Napoleon Zeter schrie über die demagogischen Umtriebe, die damals von den Höfen ausgingen. Ganz im Styl der Manifeste, die schon 1809 von Napoleon und den Rheinbundfürsten gegen Oesterreich geschleudert worden waren. Wie? hieß es, ein Fürst selbst ruft das Volk zum Aufruhr gegen Fürsten? Was sonst nur die Sansculotten gethan, thut ihr jetzt selbst? Die heilige Sache der Fürsten verrathet ihr Fürsten selbst? Kurz Napoleon haßte noch 1813 nichts so glühend, als die Unabhängigkeit und Freiheit der Völker und verfocht nichts eifriger, als die absolute Monarchie. Und nachdem er sich so wegwerfend über die Völker geäußert, nachdem er die Grundsätze der Herren von Gentz und von Haller so laut bekannt, erlaubte er sich gleichwohl 1815 das freche Possenspiel einer Constitution, eines Volksaufrufs und der schönsten liberalen Zusicherungen und auf St. Helena wollte er der Welt noch gar weis machen, er sey ein Märtyrer des Liberalismus.

Ohne die politischen Beziehungen aus dem Auge zu verlieren, verfolgt Herr Bade mit besonderm Interesse die militärischen Bewegungen und entwirft uns von jeder der Hauptschlachten, sowohl von ihren strategischen Vorbereitungen und Folgen, als von ihrem taktischen Verlaufe selbst ein ungemein klares Bild. Nach der Schlacht bei Bautzen hatte Napoleon die Wahl, entweder sich an die Ferse des alliirten Hauptheers zu fesseln, wie er wirklich gethan hat, oder eine kühne Diversion nach Polen hinein zu machen. Darüber äußert sich unser Verfasser: „Wenn Napoleon, indem er mit dem Hauptheere eine Stellung an der Oder genommen hätte, einen Theil desselben nach Polen detaschirte und die Wiederherstellung desselben proklamirte, so würde der, hierdurch hervorgerufene Enthusiasmus dieses heroischen Volkes ihm eine Hülfe geleistet haben, die den Vortheil dreier gewonnener Schlachten aufgewogen hätte. Es hätte ihm dieses Land alle Vortheile einer neuen Operationsbasis gewährt. Durch eine allgemeine Bewaffnung im Großherzogthum Warschau, und durch Aufstände in Volhynien, Podolien und Litthauen, wäre Rußland in seinem innersten Lebensmarke verwundet worden. Der Kaiser Alexander mit sammt seinem Heere, durch eine bewaffnete feindliche Nation und durch insurgirte Provinzen seines eigenen Reiches, von den entfernteren Theilen desselben, aus denen allein dann nur nach Verstärkung hätte erwartet werden können, getrennt, wurde dann, um seine Verbindung mit seinem Reiche wieder herzustellen, in die Nothwendigkeit versetzt, nach Polen zurückzukehren. Aber auf dem Wege, der dorthin führte, stand das französische Heer, und es war dann an Napoleon, Ort und Zeit der Schlacht zu bestimmen. Um aber solchen Operationsplan einschlagen zu können, hätte Napoleon der seyn müssen, der er nicht war. Er hätte der Begünstiger und Verfechter, und nicht, was er in der That war, der Unterdrücker der Freiheiten der Völker seyn müssen." Man that ihm den Antrag, aber er rief mit Ekel aus, man solle ihm keine Thorheit zumuthen, Polen könne für ihn nie Zweck werden, müsse immer nur Mittel bleiben. Als Mittel sollte es ihm dienen, sofern er Rußland den Besitz von ganz Polen sichern wollte, wenn es zur Erfurter Allianz zurückkehren würde, aber Rußland ließ sich, damals mit Preußen eng alliirt und die Allianz mit Oesterreich vorbereitend, auf keine separate Unterhandlung mit Napoleon ein.

Der Krieg brach wieder aus mit verdoppelter Wuth und auf allen Punkten zugleich. Auf diesem verwickelten Kriegsschauplatz orientirt uns nun der Verfasser auf eine Weise, die seinem Scharfblick und seiner Darstellungsgabe Ehre macht; wobei ihm denn aber auch treffliche Vorarbeiten zu Statten kamen. Den Schlüssel zum ganzen Verfahren Napoleons findet der Verfasser in Folgendem: „Das Wahre an der Sache ist, daß die wesentlichen Dispositionen von Napoleons allgemeinem Operationsplane die Armee Oudinots zur Offensive, das Hauptheer aber zur Defensive, in der sie von Zeit und Umständen die Gelegenheit zur Offensive erwarten sollte, bestimmten. Doch soll damit nicht gesagt seyn, Napoleon habe mit dieser seiner Hauptmacht sich ausschließlich auf die Defensive beschränken wollen. Operirten die Verbündeten fehlerhaft und gaben sie Napoleon Gelegenheit, über eine ihrer getrennten Armeen mit überlegener Macht herzufallen, so darf man wohl Napoleon zutrauen, daß er eine solche Gelegenheit nicht, um sich, in Erwartung der Ereignisse, ruhig in der Defensive zu halten, ungenützt gelassen haben würde." Uebrigens sollte Davoust von Hamburg und Girard von Magdeburg aus die Offensive Oudinots unterstützen, die hauptsächlich zum Zweck gehabt zu haben scheint, die altpreußischen Provinzen unter Napoleons Gewalt zu bringen, die Volksbegeisterung in der Quelle zu ersticken und eine Basis zu neuen Friedensunterhandlungen mit Rußland und Oesterreich zu erlangen, wobei auf Preußen weiter keine Rücksicht mehr würde genommen worden seyn. Dieser schöne Plan scheiterte, Dank sey es der Tapferkeit der preußischen Landwehren, dieses „Lumpengesindels," wie es von Napoleon genannt wurde. Verfolgt man die Spur dieses mißlungenen Operationsplans schärfer, so fällt auch auf die viel besprochene Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden einiges Licht. Dieser

neue Bürgerkönig hatte so eben die Hansestädte an Dänemark verkaufen wollen. Wenn der Himmel gewollt hätte, daß Napoleon eine Separatunterhandlung mit Rußland und Oesterreich ohne Preußen und auf Kosten Preußens durchgesetzt hätte, so würde wahrscheinlich der Kronprinz von Schweden bei diesen Unterhandlungen ein noch lauerer Bundesgenosse Preußens gewesen seyn, als er es auf dem Schlachtfelde bei Groß-Beeren war.

Indem der Verfasser von der Bravour der Landwehren spricht, bemerkt er: „Die preußischen Krieger, des unkräftigen Kampfes mit dem Bayonett überdrüssig, bedienten sich der Kolben ihrer Gewehre, um ihre Feinde niederzuschlagen; diese Kampfart erwies sich als so praktisch, daß ganze Bataillons der Franzosen auf solche Weise vernichtet wurden. So löseten diese unerfahrenen jungen Krieger der preußischen Linientruppen und der Landwehr, von denen die meisten hier zum ersten Male dem Feinde auf dem Schlachtfelde gegenüberstanden, sehr genügend praktisch ein Problem, das lange vergebens den Scharfsinn theoretischer Kriegskünstler beschäftigte: die Aufgabe, wie das zum Handgemenge ziemlich untaugliche Bayonett zu ersetzen seyn möchte. Sie gaben so einen nicht unwichtigen Beleg für die nur zu allgemein verkannte Wahrheit, daß der die Soldaten belebende Geist von höherer Bedeutung für die Resultate des Krieges ist, als die ihnen auf dem Exercir- und Paradeplatze beigebrachten, größtentheils nur zum Zeitvertreibe für ihre höchsten Oberen dienende Künste." Schon Heinrich von Bülow schrieb in seinem Werk „der Feldzug von 1805" Folgendes: „Vortreffliche Kriegssoldaten (die Franzosen), sobald der Krieg, wie jetzt, mit den Beinen und dem Zeigefinger geführt wird. Ein verschmitztes pfiffiges Volk, welches so klug gewesen ist, den Schein der Stoßwaffen in dem Bayonett beizubehalten, während dasselbe alles Handgemenge mit stammhaftern Völkern unmöglich macht. Diese Erfindung ist ein Meisterstück, sobald sie einsahen, daß sie im Handgemenge nicht die stärkern seyn würden. Eine noch größere List war, diese nur ihnen günstige Neuerung ihren tölpischen Nachbaren aufzubürden."

Die Schlachten an der Katzbach, bei Dresden und bei Kulm werden eben so, wie die frühern, erklärt. Auf manchen in die Geschichtsbücher eingeschlichenen Irrthum wird speziell hingewiesen. So war es z. B. nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Absicht des alliirten Hauptheers, als es über das Erzgebirge ging, Dresden anzugreifen. Es wollte vielmehr nur auf die Operationslinie Napoleons in dessen Rücken operiren, westwärts von Dresden und ihn dadurch zum Rückzug zwingen. Der Angriff auf Dresden wurde erst beschlossen, als man erfuhr, Dresden sey von Truppen fast verlassen, weil Napoleon damals nach Schlesien gegen Blücher ausgezogen war. — Nach der Dresdner Schlacht wird Napoleon besonders vorgeworfen, daß er Vandamme nicht unterstützt habe, wozu er noch Zeit gehabt hätte. Dies wird aber dadurch erklärt, daß er nach dem großen Siege bei Dresden seine Defensive einstweilen sicher geglaubt und alle seine Sorge auf die wiederholte Offensive gegen Berlin gerichtet habe, wohin er damals Ney mit verstärkten Streitkräften absandte.

Hier schließt der zweite Band. Möge die Fortsetzung bald erscheinen und dies lehrreiche und patriotische Werk viele theilnehmende Leser finden.

Geschichte.

Neuere Geschichte der Hessen, durch Christoph von Rommel. Dritter Band. Cassel, im Verlage von Fr. Perthes von Hamburg, 1839.

Wir haben schon die frühern Theile dieser musterhaften Spezialgeschichte gebührend anerkannt und solchen Lesern empfohlen, die ihren Blick nicht bloß auf der Oberfläche der Geschichte herumschweifen lassen, sondern in ihr innerstes Getriebe hineinsehen wollen.

Der vorliegende nahe an 800 Seiten starke Band umfaßt nur die Geschichte eines kleinen Landes, Hessen-Cassels, und nur in einem sehr kurzen Zeitraum, von 1593—1632, und ist dennoch sehr reichhaltig und lehrreich. Er schildert den Zustand Hessens in der ersten Zeit des dreißigjährigen Kriegs, einen Zustand, der so kläglich war, wie der des ganzen übrigen Deutschlands und insofern unser Interesse nicht besonders in Anspruch nehmen würde. Aber die Darstellung wird höchst interessant, indem sie uns das Benehmen aller Stände in jener Zeit schildert und uns in die Tiefe der menschlichen Leidenschaften blicken läßt, die großes Unglück, wie großes Glück in den Völkern weckt.

Landgraf Moriz von Hessen-Cassel war einer der eifrigsten Anhänger der Reformation und hatte sie sein Leben lang in Deutschland wie in Frankreich durch Rath und That vertreten, in Deutschland als Reichsfürst, in Frankreich als der Vertraute Heinrichs IV. Die Zerwürfnisse der Lutheraner und Calvinisten gingen ihm sehr zu Herzen, er warnte davor, er sah voraus, daß die Katholiken sie benutzen würden. Als seine Ermahnungen zur Eintracht nichts gefruchtet, als der Ultramontanismus wirklich von der Uneinigkeit seiner Gegner allen Vortheil zog und die kühne Hoffnung faßte, einen durch den andern und endlich beide zu vernichten und die ganze Papstgewalt, wie sie vor Luther bestand, wieder

herzustellen, als das Verderben drohende Ungewitter über den Alpen aufstieg und die Rosse schon schnaubten, die gezogenen Schwerter nach Blut dürsteten und keine Diplomatie mehr den Sturm beschwören konnte; als die Entscheidung allein noch von den Waffen zu hoffen war, da fachte Moriz den Muth seiner Glaubensgenossen an und bedachte sich nicht, die äußersten Mittel vorzuschlagen. Aber die Lutheraner wollten den Calvinisten, gegen den der erste ultramontane Angriff gerichtet war, nicht helfen. Man rüstete langsam und bedachte sich wieder, unterhandelte feigen Muthes und zeigte dem Feinde mehr Vertrauen als dem Freunde. Da beschloß Moriz, was auch komme, wenigstens seinerseits bis an die Zähne gerüstet zu bleiben und sein Stammland wie seinen Glauben heldenmüthig zu vertheidigen. Das gemeine Volk, bekanntlich treu und kriegerisch, dachte wie der Landgraf; aber die Prälaten und die Ritterschaft dachten nicht so. Die Prälaten waren in der Regel nur auf katholischer Seite kriegerisch, auf der protestantischen immer mehr friedlicher Natur, ein charakterischer Unterschied, der durch die ganze neuere Geschichte geht. Unversöhnlich in den theologischen Zänkereien und Colloquien wichen die protestantischen Prälaten doch gern der bewaffneten Macht aus und zeigten sich mehr geneigt, zu traktiren oder die Entscheidung dem Himmel zu überlassen. Die Ritterschaft aber war entschieden feindlich gegen den protestantischen Fürsten und das protestantische Volk gestimmt. Ludwig, der Landgraf von Darmstadt, hatte sich aus Eifersucht gegen Moriz, um demselben das strittige Marburg zu entreißen, zur strittigen katholischen Partei gewendet und übte Einfluß auch auf den Casselschen Adel. Die Furcht, beim ausbrechenden Kriege durch die gleich anfangs siegreiche katholische Partei ihre Güter verheert zu sehen, wirkte ebenfalls ein. Das Hauptmotiv der Adelspolitik war aber wohl die Voraussicht, daß der Protestantismus nach und nach dem Feudalwesen eben so gefährlich werden müsse, wie der Hierarchie, daß er Fürsten und Volk allein zu Statten komme, dem Adel in der Mitte aber nicht. Der Adel sah im Protestantismus nur eine weitere Stufe zur monarchischen Gewalt der Fürsten einerseits oder zur bürgerlichen Emancipation andrerseits, in jedem Fall zur allmähligen Einschränkung der aristokratischen Gewalt, die mit der geistlichen aufgekommen war und wieder mit ihr fallen zu müssen schien. Hundert Jahre vorher hatte der Adel in Würtemberg das Beispiel des Abfalls gegeben und sich isolirt und unter den kaiserlichen, also wesentlich katholischen Schutz gestellt, um nicht zwischen dem Fürsten und Volke in die Enge zu kommen. Der hessische Adel sagte sich zwar nicht förmlich vom Landesverbande los, suchte aber vermittelst der ständischen Vertretung die Regierungsgewalt an sich zu reißen. In der Noth der Zeit und, da die Kriegssteuern nur von den Ständen bewilligt werden konnten, mußte Moriz die Prälaten und Ritter oft einberufen und vertraute ihnen die wichtigsten Angelegenheiten, in der Erwartung, sie seyen gut reformirt gesinnt. So schienen sie auch, allein sie täuschten ihn.

Als der unglückliche Böhmenkönig vertrieben war, als die Pfalz von den Spaniern unter Spinola besetzt wurde, war auch Hessen zunächst bedroht, und die Herren von der hessischen Ritterschaft, die Moriz zur Unterhandlung mit den Spaniern nach Bingen geschickt hatte, überschritten ihre Vollmacht, handelten für sich und unterzeichneten einen unwürdigen Traktat. Moriz erklärte denselben für ungültig, allein er hatte keine Mittel, sein Ansehen geltend zu machen. Die Stände versagten ihm ihre Hülfe, der Feind brach ins Land. Moriz mußte sich voll Zorn über die treulosen Stände zurückziehen und die letztern traten sogleich mit dem Kaiser unmittelbar in Unterhandlung. Die Folge war, daß mit Ausnahme der ritterschaftlichen Güter, Hessen grausam verheert und gebrandschatzt wurde. Moriz suchte auswärts Hülfe, suchte die Protestanten in Norddeutschland zu ermuthigen, aber alle hatten den Kopf und das Herz verloren. Traurig kehrte er nach Cassel zurück, um diese Stadt gegen Tilly zu vertheidigen, der sie wirklich zu belagern anfing. In der äußersten Noth mußte sich Moriz nun zur Abtretung des Marburgischen an seinen katholischen Vetter Ludwig verstehen; dankte aber sogleich ab und überließ die Regierung seinem Sohne Wilhelm, damit dieser, an des Vaters Wort nicht gebunden, günstigere Gelegenheiten des Krieges abwarten könne, um das Verlorne wieder zu gewinnen. Sein wohlgemeinter Austritt gab indeß vorerst der Adelspartei nur noch größere Macht, und diese ließ, ohne daß es der junge Wilhelm zu hindern vermochte, den treuesten Rath seines Vaters, Wolfgang Günther, der sich immer am eifrigsten den katholischen Umtrieben der Stände widersetzt hatte, tumultuarisch anklagen und enthaupten. Moriz starb in tiefem Kummer und in Krankheit, doch mit der Hoffnung, daß die protestantische Sache nicht untergehen werde, ein halbes Jahr vor Gustav Adolfs Tod in der Schlacht bei Lützen.

Die nähere Erörterung dieses Kampfs zwischen Moriz und dem hessischen Adel ist politisch und psychologisch sehr interessant und eine sehr charakteristische Episode des dreißigjährigen Krieges.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. Juni 1840.

Neueste Werke über Italien.

3) Römische Briefe von einem Florentiner, 1837 bis 1838. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1840.

Eins der lehrreichsten Werke über Rom, die wir kennen. So viel auch schon über Rom geschrieben ist, so doch vorzüglich nur über die römischen Alterthümer und über die Neuzeit, während man sich um das mittelalterliche Rom nur wenig bekümmerte. Diese Lücke füllt nun das vorliegende Werk aus, ohne sich jedoch mit dem Studium des Mittelalters ausschließlich zu beschäftigen.

Der Verfasser schildert uns zuerst den Weg von Florenz nach Rom und verweilt bei den alten Erinnerungen der Stadt Siena. Vor Rom ankommend faßt er den Totaleindruck, den diese Königin der Städte macht, sehr gut auf. „Es ist wahr, Rom ist großentheils keineswegs schön und die Architektur hat nicht einmal den Vortheil, historischen Charakter zu besitzen, der auch das Winkliche, Düstere, Verfallene erträglich, für Manche selbst interessant macht. Dafür aber kenne ich wenig Städte, welche so großartige Massen, so malerische Gruppen darbieten wie diese. Viele ihrer Gebäude sind verfehlt und man darf die Details derselben gar nicht ansehen; aber durch Umfang und Lage machen sie mit ihrer Umgebung einen glänzenden Totaleffekt. Die Unebenheit des Bodens kommt diesem Effekt sehr zu Hülfe. Bald hebt, bald senkt er sich; nicht nur, daß die Hügel von selbst ihre Scheitel darzubieten scheinen, Kirchen und Paläste zu tragen, sie gewähren auch den Vortheil, mitten in der Stadt selbst große Theile derselben überschauen zu lassen, indem der Blick sich bald ins Thal senkt, bald, den vielfach gebrochenen Linien folgend, die von Gebäuden gekrönten Höhen ersteigt, die sich, immer wechselnd, hier im Profil, dort von vorn, in stets veränderter Gestaltung zeigen." — Das ist sehr wahr. Im Ganzen erst wird hier schön, was es im Einzelnen nicht ist. Sieht man nun aber das Einzelne näher an, so wird man oft unangenehm berührt und namentlich der enthusiastische Reisende, der großartige katholische, mittelalterliche Eindrücke erwartet hat, findet sich getäuscht. „Rom ist antik und modern. Das Mittelalter tritt zurück. Der größere und ansehnlichere Theil der neuen Stadt, so wie wir sie jetzt sehen, gehört den drei letzten Jahrhunderten an. An der Gefühlsleere, deren man sich in diesem neuen Rom nicht erwehren kann, merkt man, daß es aus Zeiten stammt, die für die Phantasie keinen Spielraum mehr haben, wo die Geschichte des Landes des höhern Interesses, die Kunst des heiligen Ernstes entbehrte, wo die schönsten Blüthen schon gebrochen waren und das allgemeine Bestreben nur dahin ging, einen brennenden Durst nach prunkendem Aufwand zu befriedigen, einem gewaltigen Drang nach hohler Aeußerlichkeit zu fröhnen. Eine Zeit lang war diese in ihrem Innersten verdorbene Richtung wenigstens mit einem gewissen Adel der Form, einer nicht zu leugnenden Großheit des Produktionsvermögens begabt: allmählig aber verloren sich beide, jener erst, dann diese, und an die Stelle trat jene gedanken- und phantasielose Nüchternheit, welche bis auf unsere Tage die oft großen materiellen Mittel kläglich mißbraucht hat. Wenn sich mir die Gelegenheit darbietet, Ihnen über die verschiedenen architektonischen Werke des neuern Rom, über Paläste und Kirchen, zu schreiben, werde ich dies weiter ausführen. Am schlimmsten ist es den Kirchen ergangen, namentlich ihren Façaden. Vergebens würden sie unter allen denen, welche seit 1550 gebaut sind, eine den Regeln der Kunst, wie den Anforderungen des guten Geschmacks entsprechende Außenseite suchen. Selbst an denen, welche man eine gewisse Wirkung nicht absprechen kann, wie es z. B. bei dem Lateran der Fall ist, muß man die Verkehrtheiten im Detail beklagen. Von jener

regelmäßigen Schönheit der alten Architektur, wo jegliches nothwendig und bedingt war, oder dem bald strengen Ernste, bald blühenden Reichthum der mittelalterlichen ist keine Spur mehr zu finden. Was Rom an Kirchen aus dieser mittelalterlichen Epoche hatte, ist durch so viele Hände sogenannter Restauratoren gegangen, daß man entweder etwas völlig Neues oder die unwürdigste Verstümmelung und ekelhafteste Replatrage findet. Es ist überhaupt die Sucht der neuen Römer (wenn ich einen großen Theil der Bewohner dieser Stadt Römer nennen darf), das Vorhandene stets nach dem momentanen Zeitgeschmacke umzumodeln, so viel Geld wie möglich für Uebertünchen und Ueberkleben wegzuwerfen ꝛc."

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der Stadt, die deren treuestes Spiegelbild ist, geht der Verfasser alle Straßen, Plätze, Paläste, Kirchen ꝛc. durch und verweilt überall bei der Schilderung bald allgemeiner Zustände und charakteristischer Formen, bald besonderer Merkwürdigkeiten und eigenthümlicher Sitten älterer wie neuerer Zeit. Auf das Mittelalter wird dabei immer besonders Rücksicht genommen. So erhalten wir Theil I. S. 98 die ausführliche Beschreibung eines Stiergefechts im Colosseum vom Jahr 1332. Auch außerhalb der Thore werden wir geführt, um jedes Thor, jede Villa und ihre Erinnerungen kennen zu lernen. In bunter Ordnung reiht der Verfasser daran Betrachtungen über das gesellschaftliche Leben, über die Kunst (besonders der neuern und neuesten Italiener), über die Krankenhäuser, über die Congregationen, über den Handel, die Finanzen, das Gerichtswesen, dann über die Kirchen und öffentlichen Denkmäler, Gräber ꝛc., über die Mönchsorden, über Literatur und Buchhandel. In allen diesen Beziehungen sind die Darstellungen des Verfassers die eines vollkommen Sachkundigen, sehr ausführlich und reich in den Einzelheiten. Besondere Aufmerksamkeit widmet er den fürstlichen Familien in Rom und ihren großen Erinnerungen, den Colonna, Orsini, Savelli, Conti, Frangipani, Caetani und den neuern Albani, Barberini, Chigi, Corsini, Doria, Odescalchi, Piombino ꝛc. ꝛc. bis auf Torlonia. Sie greifen tief in die Geschichte Mittelitaliens und des Papstthums, aus ihrer Mitte sind bis auf den heutigen Tag die meisten Päpste, Cardinäle und Monsignoren hervorgegangen, ihre Kenntniß ist also wie allgemein historisch, so insbesondere jetzt interessant, in einem Zeitpunkt, in welchem alle Blicke auf Rom und die Verhältnisse der Curie gerichtet sind.

In Betreff des weltlichen Regiments fallen alle Schilderungen ziemlich trist aus, namentlich die der Finanznoth. Der Handel wird als zwar nicht ganz darniederliegend bezeichnet, allein was könnte der an zwei Meeren liegende Kirchenstaat seyn und was ist er wirklich? Man zählte während eines Jahres im Hafen von Livorno nur 26 päpstliche Schiffe, während deren 1185 sardinische, 406 neapolitanische, 150 österreichische und 105 griechische einliefen. Nicht besser ist es mit der geistigen Bildung und Literatur bestellt. „In Rom und im Kirchenstaate, seit einigen Jahren selbst Bologna nicht ausgenommen, wird sehr wenig producirt. Sogar die bloß materielle Thätigkeit der Druckereien fehlt. Rom hat keinen einzigen Dichter von bedeutendem Rufe. In der Mark Ancona erstand Einer, dessen große Seele den Tagen Dante's und Petrarca's mehr zu gehören schien als dem gesunkenen Italien des 19ten Jahrhunderts: aber frühe trat er ab, ein Opfer des Siechthums und geschwundener Hoffnung. — Man zählt hier manche Männer, die sich Verdienste um die Literatur erworben haben, die aber außerhalb des Landes beinahe sämmtlich wenig oder gar nicht bekannt sind. Wer hat viel von Biondi, von Odescalchi, von Betti gehört? Ich will sie gerade nicht bedeutende Schriftsteller nennen: aber der Erste hat manches lyrische Gedicht, einige geschmackvolle Uebersetzung alter Dichter, einiges Dramatische (darunter eine Tragödie: „Dante in Ravenna") geliefert: von Don Pietro Odescalchi sind mir ebenfalls nur Dichtungen und Uebersetzungen bekannt; vom Prof. Betti eine Reihe von Aufsätzen über Gegenstände der Aesthetik, Kunstgeschichte u. s. w., die sich besonders durch den Styl auszeichnen. Sehe ich mich um in den Provinzen, so finde ich in Rieti den Cav. A. M. Ricci, dessen „Heil. Benedict" wahrscheinlich sehr wenige Personen gelesen haben, dessen anacreontische Dichtungen (u. A. zur Erläuterung Thorwaldsenscher Sculpturen) indeß keineswegs ohne Anmuth und metrisches Verdienst sind. Das letztere möchte so ziemlich Alles seyn, was an den Productionen des Prof. A. Mezzanotte in Perugia zu loben ist, welcher den Pindar übersetzt und einen Band bombastischer Poesien: „Fasti della Grecia" (Begebenheiten aus dem griechischen Freiheitskriege) herausgegeben hat. — Die Historiographie ist ziemlich übel dran. Zu nennen ist der Abate Coppi, gewissenhaft und fleißig, aber mehr Sammler und Ordner, denn selbstständiger Autor. Durch seine vielgebrauchte Fortsetzung von Muratoris Annalen, die „Annali d'Italia dal 1750", einfach, klar, gedrängt, hat er sich ein wesentliches Verdienst erworben. Seine übrigen Arbeiten sind minder bedeutend, aber stets von Werth für die Localgeschichte. Bei der großen Armuth an persönlichen Denkwürdigkeiten sind die Mémoiren des Cardinals Pacca über seine Nuntiatur in Lissabon, die in Köln, die Gefangenschaft in Frankreich u. s. w. immer sehr bemerkenswerthe Erscheinungen, um so mehr, da sie von einem Manne herrühren, der an den Ereignissen unter der stürmischen Regierung Pius VII. einen nicht unbedeutenden Antheil hatte. Andere historische

Werke, die den letzten Jahren angehören, sind mir nicht bekannt geworden, wenn ich eine oder die andere Localgeschichte, wie die von Ancona u. s. w. ausnehme. Sie sehen also, wie höchst kärglich die Ausbeute ist. Bei weitem reicher ist sie auf dem Felde der Archäologie: aber gerade hier finde ich das Wenigste, wovon ich Sie unterhalten könnte. Die Alterthumswissenschaft hat in Rom ihren klassischen Boden und es fehlt nicht an tüchtigen Arbeitern." Diese werden nun aufgeführt.

Im zweiten Bande fährt der Verfasser in der bunten Reihe seiner brieflichen Schilderungen fort und geht zum Erziehungs- und Unterrichtswesen über. Im Jahr 1835 zählte Rom 152,457 Seelen, darunter waren 14,099 Kinder, welche Schulen besuchten. Die ziemlich unsystematische Einrichtung des Schulwesens wird ausführlich geschildert. Dann folgt als eine äußerst interessante Episode die Geschichte der berühmten Beatrice Cenci, die von ihrem ruchlosen Vater mit frecher Begierde verfolgt, denselben umbringen ließ. Der Verfasser hat sich eine genaue Kenntniß ihres merkwürdigen Prozesses verschafft und theilt ihn hier als einen Beitrag zur Sittengeschichte des 16ten Jahrhunderts in seiner ganzen Ausführlichkeit mit.

Das lasterhafte Leben, welches Francesco Cenci, ein römischer Edelmann, jederzeit führte, hat nicht nur seinen eigenen Untergang, sondern auch das Verderben seines ganzen Hauses und vieler Fremden veranlaßt. Dieser Francesco war ein Sohn des Monsignore de' Cenci, welcher zur Zeit Pius V. das Amt des Schatzmeisters bekleidete und ein so großes Vermögen hinterließ, daß dieser einzige Sohn 80,000 Scudi freies Einkommen hatte. Er heirathete überdieß eine reiche Frau, welche starb, nachdem sie ihm sieben unglückliche Kinder geboren hatte, worauf er zu einer zweiten Ehe schritt. Keine Schändlichkeit war ihm fremd; dreimal kaufte er sich in peinlichen Processen los, was ihn 200,000 Scudi kostete; er hatte kein Gewissen und glaubte nicht an Gott, und das einzige Gute, was er in seinem Leben that, war die Erbauung einer Kirche im Hofraum seines Palastes, die er dem heil. Thomas widmete. Er that dies aber, um alle seine Kinder in derselben zu begraben; denn diese haßte er auf eine Weise, wovon kein Beispiel auf Erden vorgekommen ist, und dazu schon als sie noch im zartesten Alter waren und ihm nicht die geringste Veranlassung gegeben haben konnten. Um sich die ältesten derselben, Jacob, Christoph und Rochus, aus den Augen zu schaffen, sandte er sie nach Salamanca, um dort zu studiren: aber er ließ ihnen nichts zur Bestreitung der Kosten ihres Unterhalts zukommen, so daß die Jünglinge in ihrer Noth heimkehrten. Ihre Verzweiflung ward dadurch vermehrt, daß der Vater in seiner grausamen Härte sie weder kleiden noch nähren wollte, wodurch sie sich genöthigt sahen, zum Papste zu gehen, der ihnen einen Jahrgehalt verschaffte, worauf sie sich von ihm trennten. Es traf sich gerade, daß Francesco zu eben derselben Zeit seiner häßlichen Laster wegen zum drittenmale ins Gefängniß geführt ward. Die Brüder lagen dem Papste an: er möge ihn zum Tode verurtheilen lassen, weil er die ganze Familie in Unehre bringe. Der Papst aber ging nicht darauf ein, sondern zog sie von sich wegen ihrer unnatürlichen Gesinnungen, und Francesco kam mit einer Geldstrafe von 100,000 Scudi davon. Es war nichts weiter nöthig, seinen Haß gegen die Söhne aufs äußerste zu treiben. Die Töchter, deren er zwei hatte, waren nicht besser dran. Die älteste wußte es dahin zu bringen, daß sie mit dem Papste reden konnte und durch eine Bittschrift sich Seiner Heiligkeit empfahl, damit er sie nach seinem Gutdünken entweder verheirathe oder in ein Kloster bringen lasse. Durch die flehenden Bitten der Armen bewegt, wählte der Papst ihr nach wenigen Tagen einen Gatten. Francesco Cenci, durch diesen Schritt seiner Tochter überrascht, konnte nichts anders thun als den Befehl Seiner Heiligkeit erfüllen; um aber zu verhindern, daß seine zweite Tochter Beatrice, welche schon heranwuchs und sehr schön war, dem Beispiel ihrer Schwester folge, schloß er sie in einem Zimmer ein, dessen Schlüssel er bei sich behielt, und trug ihr eine Zeitlang selber das Essen zu. Um diese Zeit wurden zwei seiner Söhne, Rochus und Christoph, kurz nacheinander ermordet: nicht nur wollte er bei ihrer Beerdigung nicht einen Bajocco für Lichter spenden, sondern er sagte ohne Scheu heraus, er werde nicht froh seyn, bis alle seine Kinder, vom ältesten bis zum jüngsten, den Geist aufgegeben hätten, und bei der Leichenfeier des letzten werde er all sein Hab und Gut in Brand stecken. Alles dies genügte ihm nicht: er ging darauf aus, Beatricen, welche unterdessen herangewachsen war, an Leib und Seele zu verderben, und mißhandelte sie, als sie seine Nachstellungen standhaft abwies, so daß die Unglückliche sich endlich genöthigt sah es wie die Schwester zu machen, und dem Papste in ihrem Namen und dem ihrer Stiefmutter, deren Leben nicht vergnügter war, eine ausführliche und gutgesetzte Denkschrift zu überreichen. Sey es aber, daß diese Denkschrift dem heil. Vater nicht zukam, oder aus einem andern Grunde: die erwartete Wirkung traf nicht ein, und als man später, während des Processes, in der Kanzlei der Memorialen dieses Document aufsuchte, um sich dessen zu Gunsten der Angeschuldigten zu bedienen, fand man es nicht. — Als Francesco von dieser Sache erfuhr, verdoppelte er seine Grausamkeit, und so kam es, daß die unseligen Frauen, da sie sahen, daß ihnen dieser Weg versperrt war, auf andere Mittel zu ihrer Befreiung aus diesem unerträglichen Zustande sannen. Ein fleißiger Besucher

des Hauses Cenci war Monsignor Guerra, jung und lebenslustig, von nicht strengen Grundsätzen, schön und groß von Gesicht und Gestalt. Dieser war Beatricen ein sehr willkommener Gast, aber der Vater konnte ihn nicht leiden, weil er mit seinen Söhnen in Verbindung gestanden und in die entsetzlichen Geschichten des Hauses eingeweiht war. Es hielt nicht schwer, diesen in eine Verschwörung gegen den Vater hineinzuziehen. So kamen sie denn überein, dem Vater das Leben zu nehmen. Zu diesem Zwecke zogen sie zwei der Vasallen Francesco Cenci's ins Geheimniß, welche diesem sehr abgeneigt waren, Martino und Olympio. — Am Abende des 9. Septembers gaben daher Frau und Tochter dem Vater listiger Weise Opium ein und versenkten ihn dadurch in einen tiefen Schlaf; da nun dieser währte, und es schon Mitternacht war, ließ Beatrice Martino und Olympio in das Zimmer des Greises zugleich mit Lucrezien und ermunterte sie, das Vorhaben auszuführen. Da sie nun im letzten Zimmer warteten, sahen sie die Beiden bestürzt zurückkehren und auf die Frage was es gebe, erhielten sie zur Antwort: es sey eine Schande, daß zweie einen armen Alten tödteten, und Mitleid habe sie von der That zurückgehalten. Da schalt die Tochter sie in bestigem Zorne wegen ihrer Feigheit, und sagte, sie selber werde ihren Vater tödten gehen. Als die Beiden sie so erzürnt sahen und einen schlimmen Ausgang befürchteten, kehrten sie in das Gemach zurück, während die Frauen warteten; der Eine hielt einen langen Nagel auf das Auge des Schlafenden und der Andere schlug ihm diesen mit einem Hammer in den Kopf hinein; mit einem zweiten durchbohrten sie die Kehle. So wurde, wie zu vermuthen steht, diese elende Seele von den Teufeln ergriffen, während der Körper vergeblich sich sträubte. Nachdem dies geschehen war, erhielt jeder von der Signora Beatrice eine volle Börse, und Martino noch besonders einen mit goldenen Tressen besetzten Mantel, und hierauf wurden sie entlassen. Die alleingebliebenen Frauen zogen den Nagel aus der Wunde, wickelten den Leichnam in ein leinen Tuch, schleppten ihn durch die Zimmer bis zu einer Loge, welche an einen Garten stieß, und warfen ihn auf einen Hollunderbaum hinunter, damit, wenn man ihn Morgens fände, man glauben möchte, er sey im Dunkel der Nacht auf dem Gange fehl getreten und dort hinabgestürzt. Inzwischen wurde die Mordthat nach einiger Zeit durch die Blutspuren in der Wäsche verrathen, da floh Guerra. Die Flucht dieses Mannes bestärkte den Verdacht des Cenci, die Anfangs Alles leugneten. Man brachte sie in schwere Haft, wo dann die Söhne auf der Folter feige erkannten. Die Stiefmutter, Lucrezia, welche schon bejahrt und stark beleibt war, konnte nicht einmal die Wippe ertragen, und sagte aus, was sie wußte. Das Mädchen aber, standhaft und kräftig, war weder durch Ueberredung, noch durch Drohungen, noch durch die Wippe dahin zu bringen, das Geringste zu bekennen; im Gegentheil verwirrte sie durch ihre große Geistesgegenwart die Richter, so daß der Herr Ulysses Moscati, welcher die Untersuchung führte, nicht wußte, woran er war und Alles dem Papste berichtete, welcher die Proceßakten selbst durchsehen wollte. Da er argwohnte, daß Ulysses, von der Schönheit Beatricens besiegt, zu gelinde verfahre, nahm er ihm die Führnng des Processes aus der Hand und übergab sie einem Andern. Ehe dieser nun zur Tortur und zum Abschneiden des Haares schritt, ließ er die Stiefmutter und die Brüder zu ihr führen, während sie angebunden stand: Jakob und Lucrezia begannen nun in ihrer Gegenwart von dem begangenen Verbrechen zu reden, und wie es nöthig sey, Buße zu thun, um die Seele zu retten, und sich getrost der Gerechtigkeit zu überliefern, statt sich mit verstocktem Sinne martern zu lassen. So wollt ihr denn die Schande unseres Hauses und wollet sterben? antwortete das Mädchen. Wohl, ihr seyd im Irrthum befangen; weil ihr aber wollt, so seys so! Und zu den Gerichtsknechten gewandt, sagte sie: Bindet mich los! Auch sie gestand nun Alles. Nachdem der Papst den Ausgang der Untersuchung vernommen, befahl er, daß sie von Pferden geschleift werden sollten. Bei diesem harten Urtheilspruch standen eine Menge Cardinäle und Fürsten zur Vertheidigung der Angeklagten auf; der Papst aber war unerbittlich und frug, ob sie etwa dem Vater gestattet sich zu vertheidigen, als sie ihn schmachvoll und mitleidlos gemordet? Endlich gestattete er noch eine Frist von 25 Tagen. Unterdessen schrieben die berühmtesten Rechtsgelehrten Roms über die Sache, und erschienen auch vor dem Papste, und da vor allen andern der Herr Nicolas de Angelis zu reden begann, unterbrach ihn Seine Heiligkeit mit den Worten: So gibt es denn in Rom Leute, welche den Vater umbringen, und andere, welche diese vertheidigen? Alle Betheiligten wurden zum Tode verurtheilt, nur der jüngste der Söhne erhielt Begnadigung, mußte aber mit im Karren zum Richtplatz fahren. Die beiden Edelfrauen gingen zu Fuß hintendrein in großen Schleiern. Die Signora Lucrezia trug ihn schwarz und hatte schwarzsammtne niedere Schuhe mit seidenen Büscheln an, wie man sie zu tragen pflegt.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

S. 211, Sp. 2, Z. 7 v. u. statt derselben l. denselben.
„ 212, „ 1, Z. 20 v. o. st. fallen l. fußen.
„ „ „ 1, „ 29 v. o. st. Heilquellen l. Heilkräfte.
„ „ „ 1, „ 52 v. o. st. Heilquellen l. Heilzwecken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. Juni 1840.

Neueste Werke über Italien.

3) Römische Briefe von einem Florentiner, 1837 bis 1838. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1840.

(Schluß.)

Beatrice hatte überdies ein violettes Untergewand angelegt und hohe weiße Schuhe mit carmosinrothen Bändern und Büscheln. Sie hatten die Hände frei und nur die Arme an den Leib gebunden; in einer Hand trugen sie ein Crucifix und in der andern ein weißes Tuch. Die Signora Lucrezia weinte fast den ganzen Weg über; das Mädchen hingegen zeigte sich stark und beherzt und blickte um sich. Vor jeder Kirche, an welcher der Zug vorbeiging, kniete sie nieder und sagte das Adoramus te Christe her. Nachdem man beim Gerüst angelangt war, mußte dasselbe Lucrezia zuerst besteigen. Als man ihr den Schleier abnahm, und sie sich mit bloßer Brust und Schultern sah, schämte sie sich, blickte dann auf das Beil, und rief mit lauter Stimme und unter vielen Thränen: Meine Brüder, betet für meine Seele zu Gott dem Herrn! Da sie nun nicht wußte, wie sie es anzufangen habe, frug sie den Henker, was sie thun solle? Dieser zeigte es ihr, aber sowohl ihrer Beleibtheit wegen, als weil sie sich schämte, währte es lange, und sie verwundete sich schmerzlich am Busen, ehe ihr der Kopf abgeschlagen wurde, welchen der Henker ergriff und dem Volke zeigte, worauf er ihn in das schwarze Tuch hüllte und bei Seite legte. Während das Beil für das Mädchen bereitet ward, fiel ein Gerüst ein, welches zu sehr mit Menschen beschwert war, so daß viele verstümmelt wurden und viere umkamen. Nachdem das Blut abgewaschen und Alles hergerichtet worden war, begab sich der Scharfrichter hinweg, um Beatricen zu holen. Als diese das Crucifix nahen sah, frug sie mit Lebhaftigkeit: Hat die Frau Mutter gut geendet? und als man ihr mit Ja antwortete, warf sie sich vor dem Bilde des Heilands zur Erde nieder, sagte einige Gebete für das Heil ihrer Seele und ergoß sich dann, ohne den Beistand der Confortatoren, in einen solchen Strom frommer Worte, daß jeder darüber staunte. Herr mein Gott, begann sie, du bist mir zurückgekehrt, und ich komme mit gutem Willen, und verzweifle nicht an deiner Barmherzigkeit für meine schwere Sünde. Wenn du unschuldig so arg mißhandelt wurdest und unter so vielen Leiden starbest, warum sollte ich Sünderin nicht den Tod umarmen, der mir, über mein Verdienst süß, entgegen tritt und den ich erleiden gehe, mit der festen Hoffnung, heute noch bei Dir im Paradiese oder wenigstens an einem Orte der Erlösung zu seyn. So fuhr sie fort mit Psalmen, Hymnen und Gebeten, immer dem Herrn dankend und ihn preisend, als sie, den Henker vor sich sehend mit einem Strick, ihr die Hände zu binden, mit lauter Stimme sagte: O ihr süßesten Bande, ihr bindet diesen Leib an Strafe und Verwesung, und befreit die Seele, daß sie eingehe zur Unsterblichkeit und ewigen Glorie. So stand sie auf und trat betend auf den Platz, ließ ihre Fußbekleidung unten an der Treppe stehen und stieg behend auf das Gerüst. Hier angelangt, setzte sie sich sogleich rittlings auf das Brett und legte den Nacken unter das Beil, um zu vermeiden, daß man ihr nicht im Leben den Schleier abnehme und die Menge ihre entblößten Schultern erblicke. Während sie so den Streich erwartete, der erst nach einigen Augenblicken fiel, vernahm man sie immer mit hörbarer Stimme die heiligen Namen Jesus und Maria ausrufen, bis das Haupt vom Körper getrennt wurde. Dann duldete auch ihr älterer Bruder Jakob standhaft den Tod. Beatricens Leiche wurde mit Blumen bekränzt unter Begleitung von 50 Fackeln feierlich nach San Pietro in Montorio getragen. Dies ist der wahre Verlauf des berühmten Prozesses der schönen Beatrice Cenci, deren Bildniß noch jetzt alle nach Rom Reisenden zur Bewunderung hinreißt.

Der Verfasser geht nun über zu dem neuen Bau der abgebrannten Paulskirche, einer der großartigsten Unternehmungen, und führt uns alsdann durch die römischen Galerien, um von der ältern Malerei insbesondere zu reden, nachdem er im ersten Theil von der Kunst überhaupt und namentlich von der neuern gesprochen. Viele seiner Bemerkungen sind so geistreich als beherzigenswerth, wenn sie Anwendung auf die neuern Künstler finden. Hierauf läßt uns der Verfasser einen tiefen Blick in die Wirren des Mittelalters thun, in den Kampf der Ghibellinen und Guelfen und hebt besonders das edle Streben des Dante hervor, der bekanntlich ein noch wärmerer Freund der Deutschen war, als lange vor ihm Tacitus, und des abentheuerlichen Cola di Rienzi.

Eine der glänzendsten Parthien des Werks ist die Geschichte der römischen Campagna. Schon im ersten Bande erhalten wir S. 136 die reizende Schilderung, welche den jüngern Plinius von einer Villa bei Laurentum macht. Dieses Bild der untergegangenen Herrlichkeit hätte besser zu der Geschichte der Campagna gehört, die im zweiten Bande, S. 149, beginnt. In der Zeit des alten Rom war die jetzt rings um die Stadt wüst liegende Campagna zuerst wohlangebaut und mit vielen Städten bedeckt, und auch dann noch, als diese Nachbarstädte Roms zerstört wurden und vor der großen Nebenbuhlerin verschwanden, füllte sich die Campagna mit den Villen und Gärten der Kaiser und der großen Familien. Aber alle diese Pracht ging in der Völkerwanderung und in den Bürgerkriegen des Mittelalters unter. Die Campagna wurde eine Wüste, das sonst so fruchtbare Land steril, das sonst so gesunde vergiftet. Eins folgte aus dem andern. Der Boden, der nicht mehr bearbeitet und gepflegt wird, ist dem Menschen immer feindlich. Der neue Anbau ist aber bisher immer verhindert worden, theils durch die Trägheit der neuern Italiener, die das Gegentheil der altrömischen Rührigkeit ist, theils durch den Umstand, daß der Boden nicht vertheilt, sondern das Eigenthum weniger reicher Familien ist, die ihn weder selbst anbauen lassen, noch etwas davon abgeben. Was haben die Päpste, als die absoluten Beherrscher des Landes, in dieser Beziehung gethan? „Unter der Regierung Papst Alexanders VII. war eine Vermessung des Agro Romano vorgenommen worden. Gemäß derselben nahm die Stadt einen Raum ein von 844 Rubbien, die sie umgebenden Vignen 4839 Rubbien, und die Tenuten 109,054. Im J. 1782 ließ Pius VI. durch sechs Feldmesser einen neuen Kataster der Grundstücke der Campagna aufnehmen. Er wurde am 13. Januar 1783 beendigt, ist nach den Thoren und den von ihnen ausgehenden Hauptstraßen eingetheilt und ergab Rubbien 111,106 (ungefähr 945 Quadratmiglien). Diese sämmtlichen 111,106 Rubbien waren in 362 Tenuten getheilt, so daß auf die Tenute im Durchschnitt über 300 Rubbien kamen. 113 Eigenthümer besaßen 234 Tenuten zum Betrag von 69,196 Rubbien. Unter diesen der Fürst Borghese 12,038 Rubbien, der Herzog Cesarini 5638, der Marquis Patrizi 3125, der Fürst Chigi 2922 u. s. w. Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen, 64 an der Zahl, gehörten die übrigen 41,906 Rubbien, darunter dem Capitel von S. Peter 10,958, dem Spital von Sto Spirito 8321, dem Sant' Uffizio 3214, dem Capitel des Lateran 2012, dem von S. Mario Maggiore 1030 u. s. w. Durch ein Decret vom 25. Januar des nämlichen Jahres 1783 wurde nun verordnet, daß jährlich 23,140 Rubbien von diesen Ländereien angebaut werden sollten. Dieß geschah aber in den Jahren 1783—1797 im Durchschnitt mit nicht mehr denn 13,792 Rubbien. Der Nettoertrag der Ernte belief sich auf Rubbien 76,141, der Bedarf der Stadt, deren Einwohnerzahl auf 168,169 stieg, auf R. 129,735: also fehlten immer noch R. 53,591. Die großen römischen Landeigenthümer, welche sich von jeher den Verordnungen über den Feldbau widersetzt und alle Vorkehrungen der Regierung fruchtlos gemacht hatten, würden selbst diesen geringen Theil der Ländereien nicht angebaut haben, wenn sie es nicht zur Förderung der Viezucht selbst thun müßten, indem das Land unbrauchbar wird zur Weide, wenn man es mehre Jahre hindurch brach liegen läßt. Die Vorliebe dieser großen Eigenthümer und Pächter für die Viehzucht ist aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht ohne Grund. Noch unter Pius VI. reichten sie der Regierung zwei imaginäre Berechnungen ein, zu zeigen, welches der Ertrag eines Capitals von 8000 Scudi seyn werde, wenn es einmal auf die Viehzucht verwendet werde, ein andermal auf den Ackerbau. Im ersten Falle wurde damit eine Schafheerde von 2500 Stück gehalten, die ungefähr 1972 Scudi einbrachte; im andern Falle wurden 100 Rubbien Landes angebaut, die, wenn Alles gut ging, 30 Scudi reinen Ertrag gaben. Sismondi bemerkt in diesem Falle mit Recht, daß hier von einem völlig falschen Gesichtspunkte ausgegangen wird, indem es sich nämlich nicht um die Vergleichung des Ertrages des Erdreichs handelt, sondern desjenigen einer Summe Geldes; daß die Viehzucht das Zehn- bis Zwölffache des Erdreichs in Anspruch nimmt (700 Rubbien für die Winterweide, 500 für die Sommerweide im Gebirge, bei einer solchen Heerde), und diese Heerde im Winter 29 Leute erfordert, im Sommer noch weniger, also die Zahl Derer, welche von der Arbeit leben, auf das Minimum reducirt wird. Aus den Details dieser Rechnungen ersehen wir übrigens, daß der Zins für einen Rubbio Weide auf 5 Scudi angeschlagen wird, der Lohn für einen Schäfer in der Winterzeit auf 10 Scudi, daß der Unterhalt dieses Letztern

(an Brod, Oel; Salzfleisch und Salz) etwas über 45 Bajocchi in der Woche kostet, das Brod für die Wachhunde 20 Scudi, eben so viel die Wanderung nach den Bergen. Den Hauptertrag liefern die Lämmer (auf 1540, im Durchschnitt zu Sc. 1,80 berechnet), Käse, Wolle (zu 3 Pfund per Kopf, zu 25 Baj.). — Einige Modifikationen mögen seitdem hierin stattgefunden haben. — Die Widersetzlichkeit der großen Eigenthümer, sowie der Mercanti di Campagna, ist also erklärt; zugleich, wo das Grundübel steckt, dem keine Verordnungen und Motuproprii beizukommen, geschweige abzuhelfen vermögen." Unter Pius VII. erlitt der Kirchenstaat solche Erschütterungen, daß für die Campagna nichts gethan werden konnte. Seit 1816 ist eine neue Vermessung des Agro Romano vorgenommen, aber das Resultat noch nicht bekannt worden. Die Zahl der Grundbesitzer hat sich seitdem nicht vermehrt, sondern im Gegentheil noch verringert. „So wie die Campagna jetzt beschaffen ist, wäre es Thorheit, an einen Aufschwung der Agrikultur zu denken, oder ihn durch die gewöhnlichen Mittel versuchen zu wollen. Ohne Agrikultur aber werden das Elend des römischen Volkes und die Verlegenheit der Regierung stets dieselben bleiben. Um also die Campagna anbauen zu können, muß man ihr Einwohner wiedergeben. Wie aber, wird man mir einwenden, wenn die Aria cattiva diese Einwohner wegrafft? Ich bin nun zu einer der Lebensfragen des Agro Romano gelangt, die ich oben mit Fleiß nur im Vorbeigehen berührte, um jetzt, nachdem ich die Geschichte dieses Landstrichs erzählt und seinen gegenwärtigen erbarmungswürdigen Zustand dargelegt, im Zusammenhange davon reden zu können. Von vorn herein muß ich meine Ueberzeugung aussprechen: Entvölkerung und Aria cattiva stehen in der engsten Wechselwirkung. Jede ist Ursache und Folge der andern. Der Anfang der Entvölkerung der römischen Ebene schreibt sich zwar nicht von der bösen Luft her, denn das Alterthum hatte diese böse Luft großentheils besiegt: als aber die Einwohnerzahl immer dünner wurde, durch politische Verhältnisse, durch Krieg und Elend, gewann die Fieberluft wieder die Oberhand und verscheuchte dann, eine treue Bundesgenossin des bestehenden Systems des Güterbesitzes, alles Lebende. Man lasse die Campagna wieder sich füllen mit Bewohnern, man kröne die nackten Höhenzüge mit Waldungen, man verlange vom brachliegenden Boden den Tribut, den er gerne entrichtet — und das Klima wird so erträglich werden, als es vor und unter der Römerherrschaft war, und als es überhaupt möglich ist bei den lokalen und atmosphärischen Einflüssen, die sich einmal nicht wegräumen lassen. Anbau und Feuerstellen widersteht die böse Luft selten." Nun weiß aber der Verf. sehr wohl, daß bei den Italienern, die stets vom Lande in die Stadt tendiren, gar keine Neigung zur Ansiedlung auf der Campagna besteht, und daß eine großartige Maßregel in dieser Beziehung unausführbar ist. Darum kann er nur auf die vernünftige Ansicht des siebenten Pius hinweisen, der zuerst nur die nächsten Umgebungen Roms wieder besser angebaut sehen wollte. Nur von diesem Mittelpunkt aus kann sich nach und nach die Kultur wieder ausbreiten.

Ausgezeichnet ist auch die Schilderung der römischen höhern Lehranstalten, Collegien und Akademien. Ueberdies findet sich noch sehr viel Interessantes in diesem zweiten Bande, Erinnerungen an den Connetable von Bourbon, an Tasso, an die französische Verwaltung zur Zeit Napoleons.

Die Mühe, in dieser Mannichfaltigkeit von Erörterungen sich zurecht zu finden, ist dem Leser durch ein ausführliches alphabetisches Register am Schluß sehr zweckmäßig erleichtert.

Somnambulismus, Geisterwesen rc.

1) Ein Wort über animalischen Magnetismus, nebst Beschreibung des indeosomnambulen Zustandes des Fräuleins Therese von B., von Franz Graf von Sz — y. Leipzig, Brockhaus, 1840.

Viele Aussagen der hier geschilderten Seherin stimmen mit den schon bekannten anderer Seherinnen überein. Doch kommt darin auch Manches vor, was stark abweicht, namentlich ein Urtheil über Andere, womit Hr. Dr. Kerner schwerlich zufrieden seyn wird. Hier einige Fragen an das Fräulein Therese und deren Antworten: „Sind Swedenborgs Ansichten über den Himmel richtig? — Er war auch ein Seher wie ich, aber mit viel mehr Phantasie und weit weniger Wahrheit. — Sind die Ansichten des Justinus Kerner wahr? — In Allem, was des Menschen Wohl betrifft, ja! in Betreff der Geister und alles darauf Bezug Habenden täuscht er sich und wird auch getäuscht. — Gibt es also keine Gespenster? — Es gibt keine andern, als Hirngespenster?" Das Fräulein läßt gleichwohl selbst einen Geist erscheinen, eine wunderschöne Frau in schwarzem Kleide mit weißen Schuhen, eine Tochter der Sonne, die ihr als Schutzgeist beisteht. Ferner erzählt sie Dinge, die einen nicht weniger starken Glauben in Anspruch nehmen, als die Aussagen ihrer Nebenbuhlerinnen, daher sie sich vielleicht nicht so sehr über dieselben hätte erheben sollen. Unter andern erfahren wir, die irdischen Geschöpfe stehen unter dem Einfluß der Gestirne und jeder Mensch hat einen wirklich am Firmament sichtbaren Glücks- und Unglücksstern. Aus einer Aeußerung des Fräuleins (S. 158), Herschel habe zwar die Bewohner des Mondes gesehn, dieselben aber nicht richtig beobachtet, scheint hervorzugehn,

daß sie das Buch, welches ein lustiger Kopf in Herschels Namen herausgegeben, für eine echte Arbeit des letztern gehalten hat. Dem siebenten unter sieben Geschwistern werden ganz besondere Eigenschaften zugeschrieben ꝛc. Kurz es kommt des Wunderbaren viel in diesem kleinen Buche vor.

2) Das Reich der Geister. Vom Grafen ***. Dritter Theil. Leipzig, Kollmann, 1840.

Fortgesetzte Sammlung von Geistergeschichten und ähnlichen wunderbaren Dingen, compilirt aus ältern und neuern Büchern dieser Art. Die eigne Zuthat des Herausgebers ist ganz unbedeutend, aber die Sammlung selbst für solche Leser, die das Schauerliche und Geheimnißvolle lieben, ganz glücklich angelegt.

Eine Geistergeschichte ist uns darin besonders aufgefallen. Eine katholische Sünderin, deren Sünde übrigens in nicht weiter als in einmaliger Versäumniß der Messe aus Nachläßigkeit besteht, muß so lange auf Erlösung warten, bis eine Protestantin, welche katholisch geworden ist, die Erlösung vollbringt. In andern Geistergeschichten haben wir dagegen vernommen, daß die Erlösung einer noch vor der Reformation abgeschiedenen Seele nur durch einen Vers in einem weit spätern protestantischen Gesangbuch erlöst werden konnte. Wes Glaubens sind nun die Geister? Dem oben erwähnten Fräulein Therese wurde diese Frage vorgelegt, sie antwortete aber nur mit einem rationalistischen Gemeinplatz, am Glauben liege nichts, wenn man nur gut handle.

3) Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde. Zweites Heft. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1840.

Herr Dr. Justinus Kerner theilt in dieser Sammlung fortwährend (wie in den früher von ihm herausgegebenen Blättern aus Prevorst) merkwürdige Fälle, den thierischen Magnetismus, Träume, Visionen und Geistererscheinungen betreffend, der Lesewelt mit. Als ein Beispiel barbarischer Administrativjustiz, das gleichwohl sehr ergötzlich ist, wird die Geschichte des Bauer Leibfritz erzählt, der an einem s. g. Teufelsbrunnen durch frommes Gebet ein längst verstorbenes Frauenzimmer erlöste. Kaum war es ruchbar geworden, als der Oberamtmann ihn vor sich beschied und frug: Was hat Er am Teufelsbrunnen gesehen? Antwort: „ein Fräulein ꝛc.“ Fort mit Ihm in den Thurm, hieß es sogleich und der arme Bauer blieb eine Zeitlang eingesteckt. Dann ließ ihn der Oberamtmann zum zweiten Verhör rufen: Was hat Er am Teufelsbrunnen gesehen? Antwort: ein Fräulein ꝛc. Fort mit Ihm in den Thurm hieß es abermals. Endlich drittes Verhör: Was hat Er am Teufelsbrunnen gesehen? Nichts, Herr Oberamtmann. So, hieß es nun, jetzt kann Er heimgehen. Auch einige andere, weniger scherzhafte Erzählungen in dieser Sammlung sind interessant.

Landeskunde.

Das Königreich Hannover statistisch beschrieben, zunächst in Beziehung auf Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Vom Frhrn. Fr. von Reden, Dr. der Rechte und Generalsekretair des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. Zwei Abtheilungen. Hannover, Hahn, 1839.

Nachdem der Verf. Lage, Größe, physische Beschaffenheit, Klima ꝛc. von Hannover im Allgemeinen bezeichnet hat, geht er sogleich über zu einer ausführlichen Darstellung des Ackerbaues und aller seiner Produkte in den verschiedenen Theilen des Landes, der Forstwirthschaft, der Viehzucht und des Bergbaues mit seinen Unterabtheilungen. Hiebei unterstützte ihn eine genaue Kenntniß des Landes und eine Masse von statistischen Beiträgen von Sachkundigen. Daher geht er in ein außerordentliches Detail ein, sowohl was die Oertlichkeiten und ihr verschiedenes Verhältniß zur Produktion betrifft, als auch was die Arten der Produktion selbst anlangt. Diesen Darstellungen schließt sich eine Preistabelle an, auf der die Preise der hauptsächlichsten Produkte, wie sie im ganzen Lande gegenwärtig stehen, verzeichnet sind. Hierauf folgt eine eben so genaue Auseinandersetzung der industriellen Verhältnisse des Landes, eine Classifikation aller Gewerbe und ihre Leistungen; woran sich ein Verzeichniß der üblichen Maaße, Gewichte und Münzen anschließt.

Die Natur hat bekanntlich Hannover sehr verschiedentlich bedacht, indem sich hier fruchtbare Landschaften und wüste Heiden, Bergland im Innern und Marschland des Meeresufers innerhalb derselben politischen Grenzen finden. Daß diese Grenzen nicht durch Aufhebung der Zollschranken erweitert sind, ist eine oft wiederkehrende Klage des vorliegenden Werkes.

Die zweite Abtheilung setzt insbesondere die Handelsverhältnisse Hannovers auseinander und knüpft daran eine Betrachtung der Anstalten für Wissenschaft und Kunst, Schulen ꝛc.

Wer immer für Nationalökonomie, Landwirthschaft, Gewerbe und Handel oder für die Kunde des deutschen Vaterlandes und für die Hannöverschen Angelegenheiten insbesondere sich interessirt, dem wird dieses in seiner Art meisterhafte Werk eine reiche Belehrung darbieten. Der Verf. ist durch seine Mutter ein Enkel des berühmten Schriftstellers, Freiherrn von Knigge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. Juni 1840.

Dichtkunst.

Einige Dichtungen von Samuel Taylor Coleridge und von Mstrs. Landon-Maclean, übersetzt im Versmaaße der Originale von Krantz. Danzig, Gerhard, 1839.

Durch Uebertragung dieser höchst anziehenden und originellen Dichtungen hat sich Herr Krantz den Dank des deutschen Publikums verdient. In dem Talent des Sängers und der Sängerin, die er hier zusammenstellt, ist etwas Verwandtes. In beiden herrscht eine tiefe Gluth der Empfindung und etwas Phantastisches vor, das sich gern der Schwermuth zugesellt; doch ist beim Mann alles wilder, abgerißner, schroffer, bei der Frau alles mehr sanfter in einem milddämmernden Licht.

Coleridge ist reich an grauenerregenden Bildern, ein nordischer Salvator Rosa. Sein erstes Bild ist das eines alten Seemanns, dessen Auge einen eben zur Hochzeit eilenden Gast unterwegs festbannt und zwingt, obgleich die Hochzeitsmusik schon tönt, dazubleiben und seine Erzählung anzuhören. Diese malt nun alle Schrecknisse des Seemannslebens aus unter der Gluth des Aequator- und unterm eisigen Pole, im Sturm und in den noch gefährlicheren Windstillen. Der Seemann hatte einst übermüthig eine Albatroß, den heilbringenden Vogel, der sich gastfreundlich den Schiffen naht, erschossen, und sich dadurch den Fluch zugezogen. Auf dem Ozean durch eine Windstille gefesselt und schon vor Durst verschmachtend, erblickt er ein gespenstisches Schiff, auf dem ein altes dämonisches Weib sitzt (der Scheintod), die mit dem Tod um die Schiffsmannschaft würfelt und den Schiffer gewinnt. Die andern sterben alle, er irrt in einem wahnsinnigen Zustand umher, bis er des Himmels Gnade wiederfindet und Buße thut. — Das zweite Bild ist nicht minder schauerlich.

S' ist Mitternacht — sagt die Schloßuhr an,
Und die Eulen weckten den Gockelhahn,
Tu — with! — Tu — whu!
Hört noch einmal dem Gockelhahn —
Wie kräht er schläfrig! — zu.

Herr Leoline, der reiche Baron,
Hat eine Dogge, zahnlos schon;
Dort unterm Fels, aus ihrem Stall,
Antwortet sie dem Glockenschall;
Viermal bei Vierteln, und Zwölfmal bei Voll,
Heult sie, ob's regnen, ob's klar seyn soll,
Sechszehnmal, kurz, nicht überlaut. —
Ob sie den Geist der Baronin erschaut?

Herr Leolines Tochter, die schöne Christabel, wird durch dämonischen Zauber umstrickt ꝛc. — In der dritten Ballade wird eine Braut, die sich zum Scherz verkleidet, von ihrem Bräutigam, der seinen Nebenbuhler zu sehen glaubt, unwissend getödtet. — In der vierten wird ein unglücklich Liebender wahnsinnig und obgleich sich alles zu seinem Glück vereinigt und die Geliebte zärtlich seine Kniee umfaßt, findet er doch nicht eher, als unmittelbar vor seinem Tode die Vernunft wieder (dasselbe Motiv wie in Dschamis herrlichem Gedicht Medschnun und Leila). — Dann folgt eine bittere Klage über das Alter:

Sang, — ein Lufthauch durch Blumen-Gebiete,
Wo Hoffnung, die Biene, schwelgend gedieh, —
Beides war mein! Dem Leben bot Blüthe
Natur und Hoffnung und Poesie
Als ich noch jung war!
Als ich noch jung war! — Heilloses Als!
Wehe dem Wechsel von Jetzt und Damals!
Dies athmende Haus, kein Bauwerk der Hand,
Dieser Leib, der grausam mich martert und plagt, —
Wie ist er so blitzschnell durch schimmernden Sand
Und luftige Klippen dahin einst gejagt: —
Gleich dem Prachtschiff der neueren Zeit

Das wirbelnde Seen und Ströme durchsaust' —,
Nicht Beistand von Segeln und Rudern sich leiht,
Furchtlos ob Fluth ob Sturm es umbraust!
Auch mein Rumpf nach Wind und Wetter nicht frug
So lange er mich und die Jugend noch trug.

Blumen sind lieblich, gleich Blumen ist Liebe;
Freundschaft ein Baum der Obdach beut:
O wie sie strömten die wonnigen Triebe
Die Freundschaft, Freiheit und Liebe gestreut,
Ehe ich alt ward!
Ehe ich alt ward! Heilloses Ehe!
Meine Jugend, rufst du, vergehe!
Meine Jugend! ꝛc.

Mitten durch diese Schwermuth blickt ein erfreuender Humor in folgender Jagd des Amor:

Doch du, verliebter Wicht! Fort, hauch' nicht Pest hier!
Hier schatten Myrthen nicht, nicht Lauben sind dies
Wo Amor weilen darf: Trieb' den die Laun
Hieher —: an nackten Strümpfen würden bald
Die zarten Füßchen bluten, Heck' und Dorn
Die Federn zupfen, fangen ihn wohl gar
Wie einen wunden Vogel. O ihr Nymphen!
Dryaden! Keusche Oreaden ihr!
Und ihr, ihr Erden-Winde! die den Thautropf
Früh morgens zittern macht am Spinngeweb'!
Ihr flügellosen Lüfte; die ihr schleicht
Um dürres Haidkraut, angenagten Ginst,
In deren dürftigen Schatten, vor der Gluth,
Das Mutterschaf sein kohles Lager wählt, —
Die ihr das Vlies ihm kühlt mit trocknem Hauch,
Und ächzt und murmelt mit dem Lamm das grast:
Scheucht, scheucht ihn all ihr Elfen, Gnomen, Feen!
Mit Stacheln, schärfer wie sein Pfeil ist, neckt
Den kleinen Gott; durch einen Dornbusch zwingt
Auf jenes Igels Rücken ihn zu flieh'n.

Die zweite Hälfte der Sammlung bilden die Gedichte der Mistreß Landon-Maclean. Sie sind zusammengereiht in einen Romanzencyclus wie in einem Decamerone. Jede einzelne Romanze oder Ballade wird einem der am Hofe der Gräfin Clemenza versammelten Troubadours, Minstrels ꝛc. in den Mund gelegt. Es sind meist traurige Begebenheiten, von denen die Sänger melden, Geschichten unglücklicher, aber auch großmüthiger, zarter und edler Liebe. Sie rühren, sie stimmen zur Wehmuth, während die Schreckbilder von Coleridge gewaltsamer und unfreundlicher auf das Gemüth einwirken. Da ist ein Lied vom treuen Falken, der nicht ruht, bis die Leiche seines Herrn gefunden und begraben wird und sich mit ihm begräbt. Da sind mehrere rührende Rettungsgeschichten, Entsagungsgeschichten ꝛc. Am glücklichsten ist die Dichterin in der feinen Ausmalung. So schildert sie uns die Entsagung der Königin von Cypern:

Der Mond am Hochzeitstage stand! —
Verrath! Prinz Tancred, — er verschwand!
Das schöne Fest verwirrt zerrann,
Und eine Kriegsschaar rückt heran,
Des Aufruhrs Banner wallt auf's Neue, —
Das ist der Lohn der Lieb' und Treue!
Vom Haupt den Hochzeitsschleier reißt
Irene sich, bleich wie ein Geist,
Doch diese Blässe, sie nur deutet
Wie Liebe mit dem Schmerze streitet,
Und Alles staunt, wie stolzer Miene,
Und festen Schritts die Herrin schiene,
Schnell nun die Stadt gerüstet ward.

Nachdem sie die Feinde kräftig abgewehrt —

Dann zur Halle
Rief sie des Reiches Räthe alle.
Sie kömmt; erstaunet Alle stehn,
So schnell, so anders sie zu sehn:
Die Wang', die Lippen sind erblaßt,
Sie gleichen einem Denkstein fast,
Das Aug' nur spricht, das nicht erstarrt,
Wie Brechen, Sterben sein auch harrt,
Doch gleich des Todesschlafs Erbleichen,
Wenn mit dem Hauch Licht, Wärme weichen.
Fort war das silberne Gewand,
Der Schmuck, der jüngst die Braut umwand,
Ein schwarzes Nachtkleid sie bedeckt,
Doch, — trauriger Contrast! — noch steckt
In ihrer blonden Locken Glanz
Der Braut-Perl-Reihen Schnees-Kranz.
Nicht säumt sie, wallt ihr Busen auch,
Als stieg' empor ihr letzter Hauch,
Und legt' den Herrscherstab, die Krone,
Mit Taubensinn geführt, zum Throne.
Des süßen Ton's, mit dem sie sprach,
Dacht' Mancher bis zum Sterbetag.

Noch origineller ist folgendes Portrait einer am Wettstreit der Sänger theilnehmenden Sängerin:

Ein Mädchen, die im nußbraunen Haar
Mit Blättern durchflochten vom wilden Wein,
Waldnymphen Ebenbild völlig war;
Und tiefer die Stirne, die Wange ihr dunkelt,
Und reicherer, üpp'gerer Purpur dort funkelt
Als aller im schönen Ringe umher.
Lolotte, freilich, hatte oft sehr
Den Einfluß der Sonne des Windes gefühlt,

Sie liebten die Wange, um die sie gespielt,
Die sie gewählt zum Lieblingsort,
Drum ließen sie ihre Spuren auch dort.
Die klaren Augen, schiens, hätten gewonnen
Die Strahlen, welche des Sommers Sonnen,
Zu ihren Thälern, die einsam sind
Und wild, gebracht. Halb Frau, halb Kind,
Im Ueberschwang von Heiterkeit,
Und Jugend-Morgen-Seligkeit,
Kam sie auf Schloß Isaure! so frisch
Und hold wie nur der Lauben Gebüsch,
Floh hier ihr Lenz, ohne trübes Gemisch.

Je weniger rauh und schrecklich die Gegenstände sind, desto mehr scheinen sie dem zarten weiblichen Sinne und Talent der Dichterin zu entsprechen. Man höre folgende reizende Schilderung eines nächtlichen Festes:

Der Graf Gonsali hielt ein Fest heut Nacht. —
Duft quoll und Licht aus farb'ger Lampen Pracht
Um golden Schnitzwerk, und den Purpurfall
Der Teppiche; rings prangt der stolze Saal
Mit Säulenbildern, blaß, so schön, so zart
Als ob die Schönheit nur des Lebens harrt;
Und Wolken gleich wallt durch der Räume Luft
Vom Rauchfaß auf der Wohlgerüche Duft;
Aus würz'gen Wässern, aus der Blumen Brust,
Stieg Hauch empor als stürben sie mit Lust;
Und Vasen, weiß wie Alpenschnee nur glänzt,
Steh'n zarter da, weil Blumengluth sie kränzt
Den Bord umwallend, gleich der Silberfluth
Auf der das Roth der Abendsonne ruht.
Da war die Tulp' im Regenbogenkleid';
Gleich dem Gewande, reich gestickt, von Seid',
Das in der Festnacht eine Braut umflicht,
Goß funkelnder Jasmin sein Silberlicht;
Die Lilie, wie blöde Hoffnung, zagt;
Die Rose lehnt so schmachtend froh, doch sagt
Ein bräutlich Roth von ihrer zarten Schaam rc.

Nordische Geschichte.

Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Von A. M. Strinnholm. Aus dem Schwedischen von Dr. Frisch. Erster Theil. Die Wikingszüge. Hamburg, Friedrich Perthes, 1839.

Depping hat das Verdienst, in neuerer Zeit wieder die Aufmerksamkeit auf die höchst interessanten Wikingszüge, d. h. Meerfahrten, Seeräuber- und Eroberungsfahrten der alten Normannen oder Skandinavier (Dänen, Schweden und Norweger) gelenkt zu haben, und es ist erfreulich, daß nun auch im Norden selbst dieser Gegenstand weiter besprochen wird.

Mag man zunächst keinen großen welthistorischen Werth auf die Resultate ihrer Seeräubereien und Eroberungen legen, da die Normannen als Colonisten und Herren fremder Länder ihre alte Sprache und Nationalität nicht beibehielten, sondern in Rußland russisch, in der Normandie französisch und in Neapel italienisch wurden, — so sind doch ihre Meerfahrten an sich, so ist gerade das Mittel, das sie zu ihren Eroberungen anwandten, die Kultur des Seewesens, von großer welthistorischer Bedeutung. Die große Ausbildung der Schifffahrt, und daß die Seeherrschaft an die Völker germanischer Zunge gekommen und bei ihnen geblieben ist, verdanken wir zunächst jenen kühnen Wikingern. Dessen ist auch noch die Terminologie ein Zeugniß. Alle Wörter in der Sprache der Marine, alle Benennungen des Schiffs und seiner Theile und Bewegungen, der Winde rc. sind ursprünglich deutsch, zuerst von den Sachsen und Normannen gebraucht und übergegangen zu allen gebildeten Völkern. Die Engländer waren nur die Erben der Normannen, und haben die Tendenz zur Seeherrschaft noch weiter fortgepflanzt nach Nordamerika. Hier dringt jetzt die germanische Bevölkerung gegen die romanische vor, wie dies früher schon in den ostindischen Colonien der Fall war. Ueberall kam die Seeherrschaft mit den Colonien von den romanischen Völkern (Spaniern, Portugiesen und Franzosen) zuletzt an die germanischen (Holländer, Engländer und Nordamerikaner). Ist nun die Herrschaft des germanischen Stammes über das Meer eine der tiefeingreifendsten Thatsachen, wir möchten sagen, eines der wichtigsten Gesetze der Weltgeschichte, so folgt auch daraus, daß uns die Alterthümer der germanischen Marine interessant seyn müssen.

Der erste Theil des vorliegenden Werkes hat es ausschließlich mit den Wikingszügen zu thun, die Fortsetzung wird das Staatsleben und die Sitten der alten Skandinavier schildern. Jene Wikingszüge waren bekanntlich hauptsächlich nach den Nordseeküsten gerichtet. Die Normannen plünderten diese Küsten weit und breit bis tief ins Land hinein und versuchten Colonien zu gründen, da ihr nordisches Heimathland viel Menschen hervorbrachte, ohne ihm bei seinem rauhen Klima und steinigen Boden hinreichende Nahrung zu gewähren. Die Deutschen erwehrten sich der Normannen und schlugen sie, jedoch nicht ohne schwere Kämpfe, zurück. Die Franzosen waren nicht so glücklich, weil sie nicht so stark waren, und mußten den Normannen die nach

denselben benannte Normandie abtreten, von wo aus denn dieselben Normannen auch England unterwarfen. Andere normännische Abenteurer kamen nach Neapel und Sicilien und bemächtigten sich auch dieser Länder. Noch andere kamen nach Rußland und gründeten die russische Monarchie, deren erste Herrscher Normannen waren.

Alle diese Züge, Kämpfe, Eroberungen sind hier ausführlich beschrieben. Wir wollen sie nicht ins Einzelne verfolgen, nur einige der interessantesten Streitfragen, die sich daran knüpfen, hervorheben.

Schon der berühmte Geijer hat über die Abstammung der Schweizer von den Schweden und zwar von den spätern Wikingern eine Vermuthung geäußert. Bekanntlich existirt ein altes sogenanntes Ostfriesenland in Haslithal, das den Ursprung der Bevölkerung der Urkantone und sogar den Namen Schwyz von den Schweden herleitet. Man hat nun bisher, wenn man die Sage nicht für bloße Fabel hielt, an irgend eine Niederlassung aus Schweden in den Zeiten der gothischen Völkerwanderungen gedacht. In neuern Zeiten ist man aber auf die weite Ausdehnung der spätern Wikingszüge aufmerksam geworden und auf einige, freilich sparsame Andeutungen, wonach es möglich scheint, daß sich eine auf einer weiten Räuberfahrt versprengte Schaar Normannen erst im neunten Jahrhundert in jene öden hohen Thäler der Schweiz zurückgezogen haben. „Ein Schwede, welcher vor nicht langer Zeit in der Schweiz reiste und das Haßlethal besuchte, hat in einem Briefe an den Herrn Prof. Geijer darüber Folgendes mitgetheilt: „Die Leute halten es im Allgemeinen für gewiß, daß sie von den Schweden abstammen. In der Sprache, welche sie reden, und welche sich deutlich von dem Berner Dialekte unterscheidet, entdeckte ich Schwedische Wörter, wie: Hus, Strid, Frihet, Sommar, Winberg Oegeblick (Ögonblick) — Haus, Streit, Freiheit, Sommer, Weinberg, Augenblick — u. s. w. „Es wird nicht rakt finster", sagte Einer, wie wir sagen, rakt mörkt (ganz, völlig finster). Sie sprechen das Wort Svenkt wie wir aus und sagen nicht schwedisch. Die Zäune (Gärdeswir gärdar) sind ganz schwedisch, was man sonst nirgends mehr in der Schweiz findet, und viele Häuser dort sind den Bauernhäusern in Skåne ähnlich. Die Haßlethaler sind sehr geschickt in Holzarbeiten, was an die Dalkarlar erinnert. Von einem alten Weinberge, dem höchsten im Thale, sagten sie, daß er von den Schweden angelegt wäre. Der sonntägliche Kopfputz der Weiber ist dem der Barbro Stigsdotter (bekannt aus der Geschichte Gustavs I.) nach alten Porträten ähnlich. Die Haßlethaler sind froh, munter, arbeitsam und haben die Charakterfestigkeit der Schweden. Das Thal selbst ist einem Thale in Småland oder Dalarne gleich, doch wilder und pittoresker." Auf die Namen ist wohl wenig zu geben. Hus (Haus) rakt (recht) ꝛc. sind ganz gewöhnliche deutsche Ausdrücke, allen germanischen Stämmen gemeinsam, so uralt bei den südlichen Deutschen, wie bei den Skandinaviern. Bedeutsam aber ist ein Citat aus dem Sagas: „Eine altnordische Sage erzählt von Ragnar Lodbroks Söhnen, wie sie ihre Waffen in den Südländern weit umher führten und bis Vislisborg kamen, woselbst der Häuptling, dem die Burg gehörte Visill hieß, und nach ihm hatte die Burg ihren Namen. Sie nahmen die Veste ein und zerstörten sie. In Waadtland in der Schweiz liegt ein Kastell, welches noch heutiges Tages Wiflisburg heißt und in alten schweizerischen Annalen wird von derselben berichtet, daß sie um das Jahr 605 auf den Ruinen der alten Stadt Aventicum von einem Grafen Vivilus aufgeführt sey, welcher die Burg nach sich benannte. Aber nicht bloß ist diese Uebereinstimmung zwischen den nordischen und schweizerischen alten Annalen merkwürdig, was in der schweizerischen Sage von der Hungersnoth erzählt wird, welche, da die Volksmenge größer war, als das Land ernähren konnte, die große Auswanderung aus dem Norden nach geschehener Loosung veranlaßte, dasselbe findet man auch wieder in den Erzählungen der französischen und angelsächsischen Chroniken von dem großen Heerzuge von dem skandinavischen Norden aus um die Mitte des 9ten Jahrhunderts, da Björn Jeonside, der Sohn des Ragnar Lodbrok, und sein Pflegevater Hasting mit einem gewaltigen Heere ausgingen und auf eine erschreckliche Weise Frankreich heimsuchten. Also damals, meint der Verfasser, könnte eine etwa zu weit verirrte und abgeschnittene Normannenschaar sich in die Berge der Schweiz geworfen haben."

Eine andere Streitfrage knüpft sich an den Namen der Russen. Nestor, der älteste Chronist, sagt mit dürren Worten, die Russen hätten ihren Namen erst von den Waragen (Normannen) erhalten, nachdem diese ihre Fürsten geworden seyen. Auch von den Finnen wurden nicht die Slaven im Süden, sondern die germannischen Normannen im Westen Ruotzaleinen genannt. Damit hängt auch der Name Reitgothland zusammen. Aus allem, was der Verfasser über diesen Gegenstand mittheilt, geht hervor, daß der Name Russe ein deutscher und erst durch die normannischen Herrn auf das slavische Volk übertragen worden sey.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. Juni 1840.

Naturgeschichte.

Fähigkeiten und Kräfte der Vögel, von J. Rennie. Aus dem Englischen. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner, 1839.

Ein sehr belehrendes und unterhaltendes Buch. Der Verfasser ist ein ausgezeichneter Kenner und Liebhaber der Naturgeschichte und zwar vorzugsweise der Thiergeschichte. Die Thiere in ihrem Leben und Treiben, in ihren wunderbaren Instinkten und Fähigkeiten zu beobachten und alle fremden Beobachtungen darüber zu sammeln, ist sein größtes Vergnügen. Hier handelt er ausschließlich von den Vögeln. Bei seinen Betrachtungen geht er von den einzelnen Sinnen aus und zwar zuerst von der Sehkraft, deren Schärfe und Eigenthümlichkeit er bei einer Menge von Vögelarten untersucht; dann folgen ähnliche Untersuchungen über Gehör, Geruch, Geschmack, Tastsinn, Bewegung, Flug, Wanderung und Instinkt der Vögel. Nachdem er je die Sinneswerkzeuge und ihre verschiedene Organisation untersucht und verglichen hat, beschreibt er die Funktionen und ihre charakteristischen Abweichungen, endlich, was damit sehr genau zusammenhängt, Naturelle, Gewohnheiten und Talente der Vögel. Da er überall empirisch zu Werke geht und seine Lehre in einer ununterbrochenen, nur wohlgeordneten Reihe von Beispielen aus der Erfahrung abspinnt, so ist das Buch voller lebendiger Bilder, Charakterzüge und Anekdoten und gewährt eine sehr anziehende Lektüre. Die zahlreichen Holzschnitte sind dabei für die Phantasie eine gute Nachhülfe.

Ein Hauptreiz dieses Werks liegt in den Vergleichungen, z. B. der Zungen und Schnäbel, der Beine und Zehen bei verschiedenen Vogelarten. Hier tritt die Zweckmäßigkeit, mit der Alles in der Natur eingerichtet ist, auf überraschende Weise hervor. Bei den Wasservögeln z. B. ist die Stellung des Beins zuerst als Stützpunkt auf die Schwere des Körpers berechnet, dann die Länge des Beins auf die Höhe des Grases oder Schilfes, in dem das Thier sich gemeiniglich aufhält; ferner die Ausstreckung der Zehen auf das Verhältniß der Basis, worauf das Thier steht, zur Schwere des Körpers (z. B. ein gewisser Wasservogel hat übermäßig lange und weitausgreifende Zehen, weil er auf breiten Blättern schwimmender Wasserpflanzen zu stehen pflegt); endlich die Schwimmhaut und die Lage und Muskelkraft des Fußes auf das mehr oder weniger vorherrschende amphibialische Leben des Wasservogels.

Wieder einen besondern Reiz haben gewisse Fragen, über die man lange zu streiten gewohnt war, z. B. eine sehr ausführlich und durch eine Menge Erfahrungen belegte Untersuchung über den Aufenthalt der Schwalben im Winter. Als Probe der lebendigen Darstellungsweise des Verfassers theilen wir hier einige seiner Bemerkungen über diesen Gegenstand mit. „Wir würden von der verkehrten Ansicht (daß Schwalben im Winter erstarren und in hohlen Bäumen oder Höhlen oder gar im Wasser sich aufhalten) gar nichts erwähnen, wenn wir nicht wüßten, daß sie immer noch in einigen Köpfen spukt, weil sie vormals von Männern behauptet wurde, deren Name in hohem Ansehen stand. Die erste Veranlassung zu ihrem Entstehen scheint, so weit es uns möglich gewesen, der Sache nachzuforschen, Olaus Magnus, Erzbischof von Upsala in Schweden, im Jahr 1555 gegeben zu haben. Aus den nördlichen Gewässern, sagt der Erzbischof, werden von den Fischern oft Schwalben in zusammengeklumpten Massen, Schnabel an Schnabel, Flügel an Flügel und Fuß an Fuß, herausgezogen; diese hatten sich zu Anfange des Herbstes vor ihrem Untertauchen (descensurae) im Schilfe versammelt. Es ist nicht zu bemerken, daß sie, da nun die angenehmste Jahreszeit vorüber ist, sich unter Gezwitscher ins Wasser stürzen, aus welchem sie zu Anfange Frühlings ruhig hervortauchen, um ihre alten Nester wieder zu besuchen, oder, weil ihr Instinkt sie treibt, neue zu bauen. Wenn

junge und unerfahrne Fischer solche Schwalben-Klumpen finden, so verhelfen sie ihnen durch Aufthauen derselben am Feuer allerdings zum Gebrauch ihrer Flügel, aber nur eine kurze Zeit, da dies ein zu frühzeitiges und erzwungenes Erwachen ist; die alten dagegen verfahren klüger, indem sie dieselben wegwerfen. Pennant bemerkt schlau, daß es dem guten Erzbischof nicht an Leichtgläubigkeit gefehlt, denn nachdem er die Teichböden mit Vögeln bevölkert, versorgt er die Wolken mit Mäusen, welche zu Zeiten in Norwegen und den benachbarten Ländern in reichlichen Schauern herabfallen. Etmüller, Professor der Botanik und Anatomie zu Leipzig, ein Jahrhundert nach Olaus, tritt sogar als Augenzeuge für den fraglichen Umstand auf. Ich erinnere mich, sagt er, mehr, als ein Scheffel-Maaß (medimus) halten konnte, Schwalben dicht zusammengeklumpt, im Schilfe eines Fisch-Teichs unter dem Eise gefunden zu haben, alle dem Anschein nach todt, aber das Herz immer noch schlagend. Sogar unser trefflicher Naturforscher Derham, welcher diese Stelle anführt, fügt hinzu: Ein ferneres Zeugniß für den Rückzug der Schwalben unter Wasser bei Annäherung des Winters hat uns Dr. Colas geliefert, der sich die Untersuchung dieser Sache sehr angelegen seyn läßt; da, wo er das Verfahren der Fischer in den nördlichen Theilen schildert, bemerkt er unter andern, daß er diese Leute bei einer Gelegenheit, nachdem sie Löcher in das Eis gebrochen und ihre Netze darüber hingeschleppt, sechzehn Schwalben aus dem See Lamrodt und ungefähr dreißig aus dem großen königlichen Teiche in Rosneilen habe hervorziehen sehen; desgleichen will er zu Schlebitten, bei einem dem Grafen von Dohna gehörigen Hause, zwei eben aus dem Wasser hervorgekommene Schwalben, die kaum stehen konnten und sehr naß und schwach waren und die Flügel herabhängen ließen, gesehen haben; endlich bemerkt er noch, daß er die Schwalben häufig nach ihrem Erscheinen einige Tage lang schwach befunden habe. Linné, der die Sache für ausgemacht nimmt, sagt ausdrücklich, daß die Rauchschwalbe (Hirundo rustica) und die Fensterschwalbe (Hirundo urbica) sich unter Wasser begebe, und im Frühling wieder daraus hervorgehe; und aus den vor der Akademie zu Upsala gelesenen Abhandlungen ersieht man, daß das Untertauchen der Schwalben als eine anerkannte Thatsache galt. Peter Collinson drang in seinen Briefen an Linné häufig in diesen, die Sache zur Entscheidung zu bringen, indem er ihm einige Fragen vorlegte und zugleich einen leichten Weg zu ihrer Beantwortung andeutete. Da Linné lange Zeit keine Notiz von diesen Fragen nahm, ob ihn gleich dieser scharfsinnige Correspondent zu wiederholten Malen daran mahnte, so dürften wir wohl zu dem Schlusse berechtigt seyn, daß er nicht im Stande gewesen, eine befriedigende Antwort zu geben; und sein beständiges Ausweichen, wenn es darauf ankam, auf eigne Erfahrung gegründete Beweise zu liefern, zeigen an, daß er unvorbereitet war, das, was er behauptet, durch etwas mehr als gewöhnliche Gewährschaften zu unterstützen. Klein, Linné's Nebenbuhler, unterstützte die Lehre ebenfalls und erzählt uns, daß die Mutter der Gräfin von Lehndorf ein Bündel Schwalben gesehen, die man aus dem See Fische-Haff, bei Pilau, gebracht und die, dem Feuer genähert, umhergeflattert. Klein untersuchte noch eine ziemliche Anzahl andrer Fälle, wo Schwalben in Seen und oft unter Eis von Fischern gefunden worden, welche darauf schwuren, daß ihre Aussage wahr sey; allein es glückte ihm nie, sich durch eigne Beobachtung davon zu überzeugen. Eine etwas ältere hierher gehörige Mittheilung von Aldovand lautet folgermaßen: P. A. Talentini, ein Edelmann aus Cremona, dem man wohl Glauben beimessen konnte, erzählte mir, von einem Jesuiten gehört zu haben, daß die Schwalben in Schlesien, Böhmen, Polen, Mähren und den benachbarten Ländern sich überall in die Cisternen und Brunnen stürzen; allein wenn dies überall etwas so Gewöhnliches wäre, so würde der Streit bald zu schlichten seyn, denn man dürfte ja nur den Boden irgend eines Brunnens oder einer Cisterne im Winter untersuchen. Die neueste Gewährschaft für die streitige Behauptung, worauf wir gestoßen, ist die Baron Cuviers, welcher von der Uferschwalbe (Hirundo riparia, Plinius) als wohlverbürgt behauptet, daß sie beim Eintritt des Winters in einen lethargischen Zustand verfalle, und daß sie sogar während dieser Jahreszeit auf dem Boden morastiger Gewässer zubringe. Es wäre gut gewesen, wenn er uns wenigstens einige von jenen wohlverbürgten Fällen nachgewiesen hätte; denn es war uns unmöglich, etwas Befriedigenderes aufzufinden, als was wir bereits erwähnt haben. Wir halten es für unnöthig, uns in eine lange Widerlegung dieser Meinungen einzulassen, da es in die Augen fällt, daß es einer Schwalbe oder irgend einem andern Vogel physiologisch unmöglich seyn muß, nur einige Minuten, geschweige denn Monate lang, unter Wasser zu leben. Der Frosch und andere Amphibien, die unter Wasser überwintern, haben eine eigenthümliche Bildung des Herzens, die sie hierzu befähigt, aber bei den Schwalben ist das Herz nicht so gebildet. Ob ich gleich, sagt Pennant, was mich betrifft, von der Unmöglichkeit der fraglichen Sache völlig überzeugt bin, wünschte ich doch meine Meinung durch eine bessere Gewährschaft zu verstärken, daher ich mich an den geschickten Anatomen John Hunter wendete, und dieser belehrte mich, daß er manche Schwalbe zergliedert, aber nichts darin gefunden, was hinsichtlich der Respirations-Werkzeuge von dem Bau andrer Vögel verschieden gewesen wäre, daß alle

der Klasse der Winterschläfer angehörigen Thiere, welche er zergliedert, z. B. Eideren, Frösche u. s. w. u. s. w., sich durch eine eigenthümliche Bildung dieser Organe auszeichneten, daß alle dergleichen Thiere, glaube er, in ihrem torpiden Zustande athmen; daß sie, so weit seine Erfahrung reiche, dies wirklich thun, und daß es ihm daher sehr seltsam vorkomme, wenn man annehme, daß Land-Thiere lange Zeit unter dem Wasser bleiben können, ohne zu ertrinken. Unabhängig von den als wahr erkannten physiologischen Grundsätzen ist die Sache auch durch Experimente geprüft worden, und es hat sich daraus ergeben, daß Schwalben, die man unter Wasser hält, trotz aller angewandten Vorsicht, in wenigen Minuten sterben. Eine Fenster-Schwalbe welche Montbeillard in seinem Studierzimmer hegte, entschlüpfte aus dem Käfig und fiel in einen Wasser-Zuber; nur mittelst der größten Sorgfalt gelang es ihm, sie ins Leben zurückzurufen; wäre sie einige Minuten länger eingetaucht geblieben, so würden seine Bemühungen wahrscheinlich vergebens gewesen seyn. Bemerkt zu werden verdient noch, daß in Deutschland Jedem, der eine unter Wasser gefundne, im Winterschlaf begriffne Schwalbe vorzeigen würde, ein gleiches Gewicht an Silber als Belohnung verheißen wurde. Eine noch seltsamere, aber, unsers Erachtens, leichter zu entschuldigende Meinung wurde in einer kleinen, dem Titel nach von einem gelehrten und frommen Manne abgefaßten Schrift veröffentlicht, worin behauptet wird, daß unsre Zugvögel nach dem Monde wandern. Der Verfasser glaubt, daß sie zu ihrer Wanderung dahin zwei Monate brauchen, und daß sie, nach ihrer Ankunft in dem dünnen Aether über den niedrigeren Luft-Regionen, keiner Nahrung weiter bedürfen, indem der Aether nicht so an den Lebens-Geistern zehre, wie unsre tiefern Luftschichten."

Bücherkunde.

Bibliopolisches Jahrbuch. Vierter Jahrgang. Mit J. Herder's Porträt und einer artistischen Beilage. Leipzig, J. J. Weber, 1840.

Der neue Jahrgang dieses nützlichen Werkes enthält wieder eine Menge Uebersichten über das Gebiet der deutschen Literatur in allen ihren äußern Beziehungen: 1) die neuesten Gesetze und Verordnungen in Bezug auf Preßpolizei, Nachdruck rc. (aus Sachsen, Preußen und Würtemberg). 2) Beiträge zur neuesten Geschichte des Buchhandels, betreffend die Censur, den Nachdruck, nützliche Vereine rc. 3) Nekrolog, kurze Biographien der 1838 und 1839 verstorbenen Buchhändler. 4) Verzeichniß aller mit Leipzig in Verbindung stehenden Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder. 5) Verzeichniß der Städte, in denen sich Buchhandlungen befinden. 6) Terminologie des Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige. 7) Verzeichniß der in Deutschland erscheinenden wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher. 8) Verzeichniß der die Literatur und den Buchhandel rc. betreffenden neuesten Werke. 9) Eine kurze Geschichte der Buchdruckerkunst.

In welchem Grade der literarische, zumal journalistische Verkehr in Deutschland zugenommen hat, kann man aus folgender Vergleichung ermessen. Das bibliopolische Jahrbuch auf 1838 verzeichnete nur 407 deutsche Zeitschriften wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts (mit Ausschluß der politischen und Lokalblätter). Das Jahrbuch auf 1840 verzeichnet deren schon 608 (ebenfalls mit Ausschluß der politischen und Lokalblätter). Es erschienen:

im Jahr 1837—1839

1837	1839	
64—	90	theologische Zeitschriften,
24—	54	philolog. pädag. Z.
37—	65	jurid. kameral. Z.
21—	48	philos. literar. Z.
14—	34	histor. geogr. Z.
30—	42	medizin. Z.
9—	10	chem. pharmaz. Z.
9—	11	naturw. Z.
47—	67	forst- und landw. Z.
44—	58	mathem. technol. Z.
54—	72	belletr. Z.
8—	9	musik. Z.
36—	48	gemeinnützige Z.
407—	608.	

Hierbei darf man wohl sagen, es ist nicht nur des Schlechten, sondern auch des Guten zu viel; und statt der immer größern Zerblätterung und Verzettelung wäre wohl unserer deutschen Journalistik mehr kernhafte Concentration zu wünschen.

Wenn immerhin Lokalinteressen auch Lokalblätter in unbeschränkter Zahl hervorrufen mögen, so scheint dagegen das wissenschaftliche Interesse ein so allgemeines zu seyn, daß die allgemeine Theilnahme durch geringere Anzahl und verhältnißmäßig größern innern Reichthum der wissenschaftlichen Journale erleichtert und unterstützt werden sollte. Zehn mittelmäßige Journale desselben Fachs mögen vielleicht zusammengenommen alles das Gute und Wissenswerthe enthalten, was in einem einzigen großartigen und musterhaften Journale, in dem jene vereinzelten Kräfte concentrirt wären, stehen würde; allein da dieselbe Lesermasse, die sich auf das eine größere

Journal abonniren würde, sich nicht auf alle jene zehn Journale abonnirt, sondern jeder Leser nur auf eins oder einige derselben, so folgt daraus, daß dieselben guten und wissenswürdigen Artikel, in einem Journal concentrirt, ungleich mehr Leser finden und mehr wirken würden, als in zehn Journalen zerstreut. Auch kosten zehn Journale zusammengenommen einen weit bedeutenderen Aufwand an Capital und Personal, als ein einziges, wenn auch großartiges, kosten würde, und erzielen doch keineswegs ein so genügendes Resultat. Betrachtet man mithin unser Journalwesen aus einem nationalökonomischen Gesichtspunkte, so scheinen Zweck und Mittel in einem Mißverhältniß zu stehen. Es wäre in der That der größte Fortschritt, den unsre Literatur machen könnte, wenn einmal alle guten und besten Journalartikel vom gesammten Publikum schnell aufgefunden und gelesen werden könnten (was nur bei einer concentrischen Journalistik wie in England und Frankreich möglich ist), anstatt daß man jetzt neben dem Guten so unendlich viel Mittelmäßiges und Schlechtes lesen muß, und auch das Gute in der Menge nicht einmal auffinden kann, weil es unmöglich ist, alle Journale auch nur eines einzigen Faches zu übersehen. Wie viele Advokaten treten z. B. in unsern neunzig theologischen Zeitschriften für und wider Rom auf? aber wer kann sie alle hören? wäre es nicht besser, es wären ihrer nur ein Paar, aber ausgerüstet mit allem Wissen und Geist der andern? Dann würde dem Publikum kein Wort von ihnen entgehen.

Eine vergleichende Uebersicht auf S. 40 läßt uns das große Uebergewicht erkennen, welches die deutsche Bücher-Produktion und Journalistik über die aller andern Völker behauptet.

In Deutschland und der Schweiz erschienen
im J. 1838 an neuen Büchern und neuen Aufl., (nach dem Weidmannschen Meßkatalog) 7,090
im J. 1839 Ostermesse 3,696
Herbstmesse 3,555
7,251
an Musikalien v. Jan. — März 1839
539 Werke
In Frankreich, 1838, neue Bücher und neue Aufl. 5,678
in England „ „ „ „ 3,376
(nach dem Publisher's Circular)
in Rußland, 1837, nur neue Bücher 866
wovon 740 Original, die übrigen Uebersetzungen.

Aus dem Auslande wurden in Rußland eingeführt: 1835 300,000 Bde. 1836 350,000, 1837 400,000 Bde.

An politischen und literarischen Zeitschriften erschienen:

in Oesterreich,	1837	78	(wovon 22 in Wien, 25 in Mailand, 10 in der übrigen Lombardei, 7 in Venedig, 5 in Verona, 9 in Galizien)
in Deutschland	1837	868	(nämlich 461 politische und Lokalblätter und 407 Journale aus allen Fächern.)
in Frankreich	1838	439	(nach dem Catalog von Brockhaus und Avenarius, nach andern Ang. 558, in Paris allein über 300)
in Belgien	1838	84	(in Brüssel allein 40)
in Dänemark	1838	84	(nämlich 54 Tage- und Wochenbl. und 30 Monats- und andere Zeitschriften.)
in Rußland	1847	48	
in Neapel	1837	35	
in Rom	1837	10	
in Südamerika		*33	(in Brasilien allein 25.)

Weinliteratur.

Der Champagner. Ein Reisebericht zum Nutzen und Frommen aller Weintrinker von Dr. C. L. Hellrung. Leipzig, Tauchnitz jun., 1840, 8. S. 58.

Eine kurze Beschreibung der Champagne, und der vorzüglichsten Lagen ihrer weltberühmten Weine, 1) der Bergweine Bouzy, Sillery, Verzenay und vieler denselben untergeordneten, 2) der Marne-Weine an den Ufern der Marne, Ay, Hautvillers, Dizy, Mareuil, Epernay, 3) der Côtes d'Avize mit den Weinen Pierry, Cramant rc., 4) Côtes de Chatillon, mit namenlosen Weinen, die sich in den Kellern der Handlungshäuser verlieren. Dann eine Beschreibung der Art und Weise, wie der Champagner Wein zubereitet wird; eine Charakteristik der vorzüglichsten Gattungen, ihres Geschmackes, ihrer Güte, eine Preisliste derselben; ein Verzeichniß der vorzüglichsten Weinhandlungen in der Champagne selbst, unter deren Besitzern sich auffallend viele Deutsche finden; endlich noch ein kleines Kapitel über die falschen Champagner.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 67.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. Juli 1840.

Deutsche Geschichte.

1) Neuere Geschichte der Deutschen von K. A. Menzel. Achter Band. Geschichte des 30jährigen Kriegs. Dritter Band. Breslau, Graß, Barth u. Comp., 1839.

Auch dieser Band enthält, gleich den früheren, werthvolle Forschungen und Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs. Vergleicht man Schillers Geschichte dieses Kriegs mit den Entdeckungen und Sammlungen, die in der neuern Zeit in Bezug auf denselben gemacht worden sind, so erstaunt man. Dem, was Ranke für die Geschichte der päpstlichen Politik in jener Zeit, Geijer und Gfrörer für die Geschichte Gustav Adolfs, Rose für die Bernhards, Förster für die Aufklärung der Wallensteinischen Sache, von der Decken für die niedersächsischen Vorgänge, Kurz für die Unruhen in Oesterreich ꝛc. geleistet haben, reiht sich das vorliegende Werk als das gediegenste und reichhaltigste in Bezug auf die Verhältnisse der deutschen Ostländer (Schlesiens, Mährens, Böhmens, Sachsens) an. Obgleich es eine allgemeine Geschichte des großen Krieges ist, so hat der Verfasser doch bekannte Dinge und Vorgänge in andern Ländern kürzer gefaßt, und über die erst durch ihn aufgefundenen oder in ein neues Licht gestellten gar nicht oder nur wenig bekannten Vorgänge im Umkreis seiner Heimath desto ausführlicher berichtet.

Der vorliegende Band beschließt die Geschichte des Kriegs und geht über denselben hinaus, um die allgemeinen kirchlichen und sittlichen Zustände Deutschlands im 17ten Jahrhundert zu schildern. Sowohl der Schluß der traurigen Kriegsgeschichte als diese Darstellung des Zeitgeistes sind äußerst interessant, besonders, da sich der Verfasser nicht auf allgemeine Charakteristiken beschränkt, sondern urkundliche Belege und höchst merkwürdige Thatsachen und Beispiele in Menge beibringt. Er läßt uns tief hineinsehn in die Verderbniß der damaligen Höfe, in die traurige Verfolgungsgeschichte der Protestanten, in die eben so traurige Finsterniß der damaligen protestantischen Kirche selbst, in die Hexenprozesse ꝛc.

Vortrefflich schildert er den in jeder Beziehung unnatürlichen Zustand der öffentlichen Angelegenheiten nach dem westphälischen Frieden: „Die erzwungene Vereinigung der politischen und kirchlichen Gegensätze, welche der westphälische Friede, als Ausgang des Kirchenzwistes, besiegelte, begründete für die deutsche Nation ein System von Widersprüchen der Formen gegen die Ideen des Scheines gegen die Wirklichkeit, aus welchem die widernatürlichste Gestaltung aller Staats- und Lebenselemente, dann in weiterer Entwickelung die kläglichste Entstellung des ursprünglichen Nationalcharakters zu einem lächerlich-traurigen Zerrbilde hervorging. Die Geltung der Widersprüche durchdrang alle Verhältnisse der Nation, ja sie wurde das eigentliche Lebensprincip derselben. Der lockere Bundesverein einer Zahl von mehr als dreihundert großen und kleinen, theils weltlichen, theils geistlichen, theils monarchischen, theils republikanischen, theils aristokratischen, theils demokratischen Staaten, deren jeder die volle Landeshoheit besaß, und, wenn er sich stark genug fühlte, auf eigene Hand in auswärtige Händel sich einlassen, Bündnisse schließen und Krieg führen durfte, hieß noch immer ein Reich, das machtlose Oberhaupt desselben noch immer ein Kaiser, und zwar, ganz im Sinne der vorherrschenden Widersprüche, ein römisches Reich und ein römischer Kaiser.“ Im krampfhaften Festhalten der Formen in der Ernsthaftigkeit und Grandezza, mit dem man den Schein für Wahrheit ausgab, suchte man noch den letzten Vortheil. „Dem Kaiserthum selbst verlieh damals die Macht der Formen den Schein eines erneuerten Lebens, mit welchem freilich in der österreichischen Hausmacht eine starke Wirklichkeit Hand in Hand ging. Derselbe Karl Gustav, der als

schwedischer Generalissimus im Jahr 1648 sein Hauptquartier im kaiserlichen Schlosse zu Prag gehabt und bei den Nürnberger Verhandlungen über die Friedensvollziehung mehr als einmal das Schwert in die Wagschale gelegt hatte, erlangte als Christinens Nachfolger auf dem schwedischen Throne seine Belehnung mit den deutschen Fürstenthümern, welche der westphälische Friede der Krone Schweden zugesprochen hatte, am kaiserlichen Hofe nur vermittelst einer vieljährigen Unterhandlung, bei welcher die Krone Schweden ganz in das Verhältniß eines Vasallen zum Lehnsherrn zurücktrat, und die kaiserliche Majestät von ihrem Throne auf die Durchlaucht des Königs der Schweden, Gothen und Wenden den Strahl ihrer Gnade wie auf einen der andern Reichsfürsten herabfallen ließ. Es war eine naturgemäße Aeußerung dieser von der Form beherrschten Lebensrichtung, daß schon Kaiser Ferdinand, der ein deutsches Herz im Busen trug und die seinem Hause eigenthümliche Leutseligkeit in vollem Maaße besaß, sich weit stärker als sein Vater mit den Bollwerken der spanischen Hofsitte umgab. Hinter diesen Bollwerken verbarg sich leichter der Widerspruch des Scheins und der Wirklichkeit, der das ganze Reichswesen beherrschte und den Träger der Kaiserkrone gerade am fühlbarsten drückte. Leopolds persönliche Unbeholfenheit konnte der Stützen und Schutzwehren noch weniger entbehren, und wuchs mit denselben noch inniger zusammen. Dieses künstliche Gewicht der leeren Form senkte sich naturgemäß von oben nach unten, und lagerte zentnerschwer über allen Gebieten des deutschen Lebens. Titel und Formalien wurden zu einer Länge gedehnt, welche einen beträchtlichen Theil des Daseyns in Worten verzehrte. Umständlichkeit und Weitschweifigkeit, Ueberladung und Erhebung des Unwesentlichen über das Wesentliche wurden die hervorstechenden Merkmale der politischen wie der geselligen Denkungsart und Handlungsweise der Deutschen dieses Jahrhunderts, ihre Rede und Schrift die getreuen Spiegel dieser Gesinnung."

Alle ältere Freiheit ging unter. Die Städte kamen entweder unter die Gewalt der benachbarten Fürsten oder unter das Joch des Patriziats. Die Landstände verloren fast überall ihre Bedeutung oder wurden gar nicht mehr einberufen. Alle Gewalt ging von den Höfen aus und wurde schrankenlos ausgeübt, es war die Zeit der Günstlinge und Maitressen.

Die Höfe selbst aber so wie die Kirche wurden damals unmerklich vom Adel abhängig, der überall die einflußreichsten und einträglichsten Stellen und die eigentliche Macht an sich riß. Ueber dieses enorme Uebergewicht des Adels sagt der Verfasser: „Die hohe Geistlichkeit besaß Einfluß und Ansehen, insofern sie sich mit der Aristokratie verschmolzen hatte. Nachdem das Kaiserthum zum wesenlosen Scheine geschwunden, das Reich in Reichsstaaten aufgelöst, die alte Herrlichkeit der Nation in schmachvolle Erniedrigung umgewandelt, das Volksgefühl in gegenseitigen Haß der Glaubensparteien verkehrt war, hatten in der allgemeinen Erstarrung, welche der von dem Kirchenstreite erregten Bewegung gefolgt war, Fürsten und Adel im Bunde, das Erbe des deutschen Lebens an sich genommen, die erstern die Herrschaft, der andere mit den Staats- und Kriegsämtern die Macht und die Ehre. In den katholischen Ländern diente der Glanz und der Reichthum der Kirche, das Gewicht dieser Aristokratie zu verstärken; selbst die Würde des Priesterthums und die Heiligkeit des Mönchstandes, welche den Söhnen der Bürger und Bauern offen blieben, wurde von diesem Gewichte erdrückt. In den protestantischen Ländern, namentlich in Sachsen, in den Reichs- und andern angesehenen Städten (z. B. Nürnberg, Magdeburg, Breslau) waren adlige Patrone und patrizische Stadtobrigkeiten die Herren der Kirche; in Schlesien, wo die evangelischen Einwohner unter einer katholischen Landesregierung standen, die ihrem Religionswesen keine Rechtsgültigkeit einräumte, lagen die Bürger vor den Thüren der adligen Landeshauptleute, und flehten, als um das höchste Erdenglück, um die Vergünstigung, evangelische Predigten hören, evangelische Kirchenceremonien verrichten lassen zu dürfen, während sie mit Abscheu von den Verzügen und Andachtsübungen ihrer katholischen Mitbürger sich abwandten. Die neuen Errettungsmittel der kirchlichen Frömmigkeit (Aufzüge, Wallfahrten, Gnadenbilder, Gemälde und Bildwerke aller Art), welche von katholischer Seite angewandt wurden, neben den Einschränkungen und Bedrückungen des evangelischen Kirchenwesens zugleich die katholischen Gebräuche den Sinnen des Volkes annehmlich zu machen, bewirkten eher das Gegentheil, indem der zwar auch gemißbildete, doch von andern Staaten genährte Kunstgeschmack der Protestanten die katholischen Formen und Mißformen um so heftiger von sich stieß, als er von Kindheit auf gelehrt worden war, in denselben nichts Anderes als Materialien des Aberglaubens, ja des Götzendienstes zu erblicken. Der gegenseitige Parteihaß, dem der Friede das Schwert entwunden hatte, brütete da, wo die Religionen einander äußerlich nahe kamen, als dumpfer Groll im Stillen. Und doch war die Einwirkung, welche die Macht der Aristokratie auf die Bildungsverhältnisse äußerte, noch stärker, der Stempel der Knechtschaft, welcher dem herabgewürdigten deutschen Mittelstande ins Gefühl gedrückt wurde, griff noch tiefer. Rechnet man hinzu, daß die fortdauernde Herrschaft des Teufelswahnes Jeden, der nicht zu den vornehmen Ständen gehörte, der steten Gefahr preis stellte, angeklagt, gefoltert und

zum Feuertode geführt zu werden, oder, was noch schrecklicher zu denken ist, die Braut, die Gattin, die Eltern, die Kinder in so grausenhafter Weise sich entrissen zu sehen, so kann das Loos der Menschen jenes Jahrhunderts nur als ein höchst bedauerliches erscheinen."

Auf diese Weise war die Hoffnung, durch Luthers Reformation dem deutschen Wesen eine bessere und würdigere Gestalt zu geben, vereitelt worden. Die neue Kirche selbst lag noch fortwährend mit sich selbst im Hader, Lutheraner und Calvinisten haßten sich noch tödtlich und die Geistlichkeit beider Confessionen vertiefte sich in scholastische Polemik, Verketzerungen, Teufelswahn und Hexenprozesse. Sie selbst war Schuld, daß sich die weltlichen Fürsten in die geistlichen Angelegenheiten mischen mußten. Wenn man sich mit Recht über diese Einmischung beklagt hat, wenn man mit Recht auf die Gefahren einer politischen Kirche, als bloße Polizeianstalt des Staats ꝛc. hinweist, so darf man doch nicht vergessen, daß meist die Erbärmlichkeit der protestantischen Geistlichen die Fürsten zwang, sich des Kirchenregiments selbst in Sachen des Dogmas zu bemächtigen. Erwägen wir z. B. nur einen Fall, der dem großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, vorkam. „Im Februar 1664 war auf der Universität zu Frankfurt in einer Disputation von der Verwerfung der Satz vertheidigt worden: Gott habe durch einen untheilbaren Rathschluß, welcher Verwerfung heiße, die Verworfenen sowohl zur Sünde, um durch dieselbe den ewigen Tod zu verdienen, als zur Verdammniß selbst vorausbestimmt, und deßhalb hange sowohl die Sünde als die Verdammniß von der Verwerfung, nicht aber die Verwerfung von der Sünde ab. Dieser und die damit zusammenhängenden Sätze waren mit Stellen aus Luthers, Calvins und Bezas Schriften belegt, Diejenigen aber, welche nicht einräumen wollten, daß Gott den Glauben und das Verlangen nach guten Werken nur seinen Auserwählten verleihe, als unverschämte Lügner bezeichnet und ihre Einwürfe an Werth dem Grunzen der Schweine gleichgestellt. Der Kurfürst erließ hierauf ein scharfes Rescript an die theologische Fakultät, und ertheilte ihr mit einem ernstlichen Verweise den gleichmäßigen Befehl, dergleichen begrabene Opinionen nicht wieder aufzugraben und mehr Aergerniß bei den Widerwärtigen, ja neue Trennungen unter den Reformirten selbst anzustiften. Zugleich wies er sie an, zwar nicht die Disputation, aber doch die dazu ertheilte Erlaubniß in einer Schrift damit zu entschuldigen, daß sie nur hätten zeigen wollen, mit welchem Scheine jene ausschweifenden Lehrsätze vertheidigt werden könnten, damit man sich nicht verwundere, daß Luther und Calvin in der Morgendämmerung der Reformation so etwas behauptet, und diese Schriftsteller nicht ohne Weiteres als Gotteslästerer verdamme." Allerdings ein gewaltthätiges, ein der Form nach empörendes Eingreifen der weltlichen Macht in Sachen der Religion, aber ohne Zweifel vollkommen durch den Thatbestand selbst gerechtfertigt und in jeder Weise zweckmäßig.

Man wird wohlthun, lehrreiche Bücher, wie das vorliegende zu lesen, um sich einerseits zu erklären, wie so Manches geworden ist, das noch jetzt bei uns nachwirkt, und andrerseits um einzusehen, wie viel besser es doch im Ganzen jetzt bestellt ist, als damals.

Man kann es an dem ehrwürdigen Verfasser dieses Werkes nicht genug schätzen, daß er immer das große Ganze Deutschlands im Auge hat und darnach die einzelnen Vorgänge beurtheilt. Wie Vieles erscheint von diesem Standpunkt aus ganz anders, als es bisher erschienen! Begebenheiten, die man im Einzelnen gepriesen hat und auch der großen Tugenden wegen, die sich dabei offenbarten, hat preisen müssen, waren gleichwohl ein Unglück für das deutsche Wesen im Ganzen. Indem einzelne Theile Deutschlands sich isolirten, haben sie sich selbst allerdings durch besondere Anstrengungen und Leistungen großen Ruhm erworben, aber Alles geschah zum Nachtheil des deutschen Wesens im Ganzen. Die Schweizer rissen sich vom Reiche los; sie haben unsterblichen Ruhm errungen, daran zweifelt Niemand, aber es war für Deutschland im Ganzen ein großer Nachtheil, denn die Schweizer dienten den Franzosen und halfen im französischen Solde den Ruin des deutschen Reichs vollenden. Die Niederländer rissen sich los, ihr Freiheitskampf war des höchsten Ruhmes würdig; aber die neue Republik Holland war eine Faust aufs Auge Deutschlands, schnitt uns die Mündungen unsrer Flüsse ab, brachte uns unter eine schmachvolle Handelstyrannei. Der Geist und die Thaten Friedrichs des Großen erwecken die höchste Bewunderung; allein was hat wohl Deutschland in jenem berühmten siebenjährigen Kriege gewonnen? Es hat sich selbst zerfleischt, und der Kampf der beiden auf einander eifersüchtigen deutschen Hauptmächte war, wenn man Deutschlands Gesammtinteressen im Auge hat, nur ein Unglück. So ist es denn leider wahr, daß aller Ruhm und aller spezielle Vortheil einzelner deutscher Staaten fast ausschließlich nur auf Kosten der übrigen, auf Kosten des größern Gesammtvaterlandes erlangt worden ist. Und schmerzlich fällt es auf, daß es bisher selbst an der Einsicht gemangelt hat, dies zu erkennen. Indem der Verfasser vom Untergang der alten deutschen Hansa spricht, bemerkt er: „Längeren Bestand hätte der deutschen Handelsgröße und dem aus ihr entspringenden Wohlstande nur die Grundlage eines wirklichen Staatswesens verleihen können;

dieses aber fehlte den Deutschen. Gerade zu der Zeit, wo die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien den europäischen Handelsverhältnissen eine neue Gestalt gab, wurde das Reich von den kirchlichen Händeln ergriffen, welche nur mit seiner politischen Erstarrung sich beruhigten. Während und in Folge derselben wurde, wie vor Alters die Verbindungsstraße zwischen den deutschen Meeren den Dänen und Schweden, so die Mündung des deutschen Hauptstromes den Holländern überlassen, und nichts darnach gefragt, daß dieselben auch die Schelde sperrten, Antwerpens Seehandel vernichteten und den Handelsbetrieb des westlichen Deutschlands in die schmählichsten Fesseln schlugen. Die Nation theilte die Gleichgültigkeit oder Unkunde ihrer Häupter. Als Joseph II. einen Augenblick damit umging, die Schelde zu öffnen, fand der Widerstand der Holländer bei den Deutschen ermunternden Beifall; als die Preußen Holland erobert hatten, dachten die preußischen Staatsmänner nicht an die Rheinsperre; als der gefeiertste Schriftsteller der Deutschen den Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft schilderte, vergaß er und die Tausende, welche sich von ihm für die Gründer des niederländischen Freistaates begeistern ließen, daß die Stiftung dieses Freistaates die Handelsknechtschaft und Verarmung Deutschlands zur Folge gehabt hat, und noch im ersten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts wurde, um Andrer nicht zu gedenken, sogar von dem Geschichtschreiber des Hanseatischen Bundes bei Aufzählung der Ursachen, welche den Verfall des Bundes herbeigeführt haben, die Handelspolitik der Holländer und die der Rheinschiffahrt angelegte Fessel übersehen oder verschwiegen."

Das ist ein Fall. Es gibt deren noch viele. Das deutsche Volk ist noch sehr weit davon entfernt, seine eigne Geschichte zu verstehen.

2) Geschichte des dreißigjährigen Kriegs aus Urkunden und andern Quellenschriften erzählt von Dr. J. W. D. Richter, Prof. in Erfurt. Erster Band. Leipzig, Böhme, 1840.

Eine mit sehr großem und dankenswerthem Fleiß angelegte Arbeit, der wir gleichwohl etwas mehr Gedrungenheit und klare Uebersichtlichkeit wünschen möchten. Der vorliegende erste Band, 646 Seiten stark, gibt erst die Einleitung, geht nur bis zum Jahr 1608 und enthält noch nichts vom eigentlichen Gegenstande des Werks, nämlich vom 30jährigen Kriege, der erst 1618 begann. In dieser Einleitung hätte sich der Verfasser, wie es uns scheint, etwas kürzer fassen können, ohne etwas Wesentliches, was zur Erklärung des nachfolgenden großen Krieges dienen mochte, zu vernachläßigen. Aber er liebt die Ausführlichkeit in dem Grade, daß er selbst die Zahlen mit Buchstaben ausschreibt, z. B. „Ferdinand starb an dem fünfundzwanzigsten Julitage des eintausendfünfhundertvierundsechszigsten Jahres" (S. 88). „Der Bischof Carl starb an dem vierundzwanzigsten Novembertage des eintausendsechshundertsiebenten Jahres, und der Oesterreichische Erzherzog Leopold, welcher erst an dem neunten Oktobertage des eintausendsechshundertsiebenten Jahres in sein zweiundzwanzigstes Lebensjahr getreten, aber schon früher, in dem eintausendfünfhundertachtundneunzigsten Jahre unserer Zeitrechnung, Bischof des Passauischen Hofstiftes geworden war, wurde durch des Straßburgischen Capitels Wahl auch Bischof des Straßburgischen Hochstiftes; und bestätigte an dem siebzehnten Januartage des eintausendsechshundertachten Jahres und an dem zweiundzwanzigsten Novembertage des eintausendsechshundertvierten Jahres den in Hagenau geschlossenen Vertrag des Bischofs Carl und der Stadt Straßburg ꝛc." (S. 402), und so überall. Diese breite Schreibart fällt noch unangenehmer dadurch auf, daß sie überall ohne Noth ein gewisses Pathos annimmt und bei der einfachsten prosaischen Berichterstattung sich nicht etwa begnügt, zu sagen: der deutsche Kaiser, die Königin von England, der Kurfürst von Sachsen, der Herzog von Jülich ꝛc., sondern in der erhabenen Sprache des Epos sich ausdrückt: Deutschlands Kaiser, Englands Herrscherin, Sachsens Kurfürst, Jülichs Herzog ꝛc. Mit solchen Genitiven muß man sparsam umgehn; sie passen nicht in die ruhige historische Erzählung und sind nur da natürlich und machen Effekt, wo das Tragische oder Erhabene des Gegenstandes zu einem gewissen Aufschwung des Gemüthes auffordern. Haben auch Johannes Müller und v. Hormayr diesen geschraubten historischen Styl und namentlich diesen fatalen Gebrauch der Genitive durch ihr Beispiel gleichsam sanktionirt, so bleibt es dennoch geschmacklos.

Auch die Abtheilungen, Capitel, eine dem Auge gefällige orientirende Eintheilung des Ganzen werden vermißt; die Erzählung läuft in einem ununterbrochenen Strome fort, so daß dem Leser das Aufsuchen und Nachschlagen des Einzelnen höchst mühsam ist. Und das ist um so mehr zu bedauern, als das Werk an Details sehr reich und sehr fleißig zusammengetragen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. Juli 1840.

Volkslieder.

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften von Talvj. Leipzig, Brockhaus, 1840. S. 614. 8.

Durch ihre Uebersetzung der serbischen Volkslieder hat die Verfasserin bereits ihren Beruf zu einer Arbeit dieser Art beurkundet. Sie besitzt neben dem zarten Sinn, der die eigenthümliche Schönheit des Volksliedes begreift, auch die erforderliche Gelehrsamkeit, um das ausgedehnte Gebiet desselben so weit zu überblicken, als es die bisherigen Forschungen und Sammlungen gestatten.

Sehr gut unterscheidet sie in der Einleitung, was eigentlich ein Volkslied und was es nicht sey, und als nicht in eine Sammlung von Volksliedern gehörig bezeichnet sie die alten Lieder, die zwar alt, aber nicht volksmäßig, und die neuen, die zwar populär (z. B. aus großen neuern Dichtern oder aus beliebten Opern entlehnt) aber wieder nicht volksmäßig sind. „Von den meisten sind die Begriffe von Volksliedern und populären Liedern, oder von Volksliedern und alten Liedern verwechselt worden. Herder zwar eröffnete seine schöne Sammlung in der nämlichen Idee; allein wie er selbst in der Vorrede sagt, die Gleichgültigkeit seiner Zeit bestimmte ihn sie aufzugeben, so daß nur der erstere Theil eigentliche Volkslieder enthält. Sogar das Wunderhorn enthält mehrere Lieder, die zwar altdeutsch, aber darum doch nicht deutsche Volkslieder sind, noch je waren. Hr. v. Erlach dehnt den Begriff von den Liedern des Volkes zu dem der Lieder eines Volkes aus. Hier finden wir die Braut von Corinth als ein deutsches Volkslied. Die historischen Volksliedersammlungen, sowohl die von Soltau als die von Wolf, enthalten eine Menge von chronikalischen Reimen, die, jeder Spur von Lebendigkeit entbehrend, sicherlich nie unter dem Volke waren, sondern von irgend einem gelehrten Reimer gemacht wurden. Sogar lateinische Gesänge finden wir hier als deutsche Volkslieder! Wolf gibt uns auch in der „Halle der Völker" ein sanscritisches Lied und ein anderes, anerkannt von einem gelehrten Araber verfaßtes, als Volkslieder! — Eine Willkühr dieser Art muß nothwendig die Begriffe verwirren, und besonders in unsern Plan, die Volksliedeskunst in ihrer Entwicklung historisch zu verfolgen und comparativ zu würdigen, störend eingreifen."

Die vergleichende Uebersicht beginnt mit Asien. Hier zeigt sich aber das Volkslied sehr zurückgedrängt. „Ueberhaupt ist Alles, was wir von asiatischen Volksliedern haben finden können, im höchsten Grade nüchtern, zahm und flach, besonders die, welche den civilisirten Völkern Asiens angehören. Die einzige eigentliche Volkspoesie finden wir unter den nomadischen Steppenvölkern, obwohl sie durchaus nicht das ist, was wir von freien mit der Natur vertrauten Nationen erwarten könnten. Die rohesten Anfänge der abendländischen Völker zeigen wenigstens Züge von Kraft und Lebenswärme; in den Liedern der orientalischen Halbbarbaren ist dagegen ein gewisser Mangel an Energie, an Aufschwung vorherrschend, der wohl nur durch die erschlaffende Monotonie der Jahreszeiten, der Produktionen und Naturscenen rings umher zu erklären ist. Diese Einförmigkeit ists, die die Fähigkeiten abstumpft; denn der mächtige, anspornende Reiz des Wechsels fehlt. Selbst was wir unter den Liedern der Nomadenvölker Vorzügliches finden, ist Alles elegisch, zärtlich, anmuthig, nicht wie es von kriegerischen Horden erwartet werden sollte, kühn und heroisch." Ausgezeichnet ist hier die arabische Poesie. Aus den wenigen bekannten Volksliedern der mongolischen und tartarischen Stämme theilt die Verfasserin charakteristische Proben mit.

Eigenthümlicher tritt das Volkslied in Australien hervor, sofern es hier keine höhere Gattung von Poesie

gibt und das Gemüth des Volks fast ausschließlich in einfachen Liedern sich ausspricht. „Wir stoßen in denjenigen Liedern, die den Europäern als besonders günstige Proben ihrer Poesie mitgetheilt werden, in der That nur auf sehr wenige Züge auffallender Originalität oder einer kühnen, feurigen Einbildungskraft. Allein der Geist beinah aller in vollkommener Uebereinstimmung mit jener wunderbaren, vocalvollen Weichheit des Klanges, die in höherm oder geringerm Grade allen diesen Sprachen eigen ist."

In Afrika tritt Sprache und Gesang zurück und herrschen Tanz- und Instrumentalmusik vor. Die Lieder haben oft reizende Melodien, aber der Text ist merkwürdig geist- und phantasielos.

Ganz anders stellt sich Amerika dar. „Wir müssen gestehen, daß von allen Wilden, die wir kennen, der amerikanische Indianer, in seinem urspünglichen Zustande der Unabhängigkeit in die poetischste Form gegossen ist. Die afrikanischen Racen sind entweder rohe Barbaren, oder harmlose Wesen, anscheinend unfähig je die Grenzen intellektueller Kindheit zu überschreiten. Die uncivilisirten Völker Asiens auf der anderen Seite sind durch angewöhnten Despotismus verknechtet und verderbt, während die Gebirgsvölker und Nomadenstämme der Steppen, die allein frei sind, eine gewisse Aehnlichkeit mit den kriegerischen Indianern haben, modificirt durch ihre verschiedenartigen localen Zustände. Die Nationalität des Indianers scheint in besserer Uebereinstimmung mit den Gegenden, die er bewohnt, zu seyn, als die von irgend anderen Barbaren. Seine Laster erscheinen mehr als das natürliche Resultat eines noch nicht zur Reife entwickelten geistigen Zustandes, wie als die Erzeugnisse der Verdorbenheit und Entartung." Aber die Poesie dieser Indianer liegt mehr in ihrem Leben, als in ihren Liedern. Ihre Leidenschaften sind zu stark, als daß sie produktiv poetisch seyn könnten. Daher ist auch nur das an ihren Liedern, wenn man Exclamationen so nennen darf, am meisten poetisch, worin die heftigste Leidenschaft den schlagendsten Ausdruck braucht. Ihre Sprache wird als höchst sonor gerühmt.

In Europa entfaltet sich natürlicherweise ein ungleich größerer Reichthum von Volkspoesie aus einer ungleich größern Tiefe des Gemüths. Die Verfasserin weist zuerst auf die uralt heidnische Poesie hin, die im Volke bis tief in die christliche Zeit fortlebte, auf den schönen Glauben an die Elfen und andere geistige Wesen, die uns umgeben rc. Sodann charakterisirt sie die einzelnen Volksstämme, zuerst den skandinavischen in seiner großartigen Rauhigkeit und grausamen Kampflust, dann den verwandten, aber milderen Stamm in Deutschland. „Die deutsche Volkspoesie hat nirgends eine Spur von der tragischen Größe der alten skandinavischen; noch kommt sie in einer ihrer Balladen der ungeheueren concentrirten Kraft und schauerlich düsteren Wildheit einiger schwedischen und dänischen Volkslieder bei. Sie ist wesentlich heiter, versöhnend, milde, und hat selbst in ihren ältesten Ritterballaden wenig von der kühnen Romantik und tief-süßen Melancholie der Schotten und Nordengländer. Die lyrische Würde der Spanier ist ihr fremd; noch fremder die episch-plastische Vollendung der Serben. Allein sie hat die Einfachheit und die Kraft, die ein gedrungener, elliptischer Styl gibt, mit aller Volkspoesie; die bramatische Lebendigkeit der Darstellung mit aller der germanischen Stämme; und mit den Liedern der Britten ins Besondere das tiefe, freudige Naturgefühl, gemein. Der Ausdruck der Liebe ist in ihnen, wie in den schottischen, herzlicher und kaum weniger glühend, als bei den Spaniern; und diese Empfindung selbst viel tiefer als bei den slavischen Nationen, obwohl zu gleicher Zeit auch um vieles sinnlicher und unzarter wie bei diesen. Wir meinen hier nicht die frechen und zügellosen Lieder, von welchen jedes Volk seinen Vorrath haben mag; diese haben meist einen lustigen, ja ausgelassenen Charakter; keinen empfindsamen. Wir haben vielmehr die große Menge von Balladen und Liedern im Sinne, in welchen sich Herzensgefühl und sinnliche Derbheit so eng verschlungen haben, daß sie nicht von einander getrennt werden können. Diese Verschmelzung und Verwechselung der besten Triebe des Menschen und ihrer Verirrung, ist, wie gesagt, den deutschen und schottischen Volksliedern gemeinsam. Was die ersteren aber einzig für sich haben, und was, so viel uns bekannt, keine andere Nation mit ihnen theilt, ist die spielende Einbildungskraft, die ohne besondere Absicht phantastische Bilder zeichnet, und sich harmlos an den eigenen bunten Schöpfungen erfreut, unbekümmert ob der nächste Augenblick sie zerstöre. Und so sehen wir die deutsche Nation durch ihre Volkslieder so gut als die phantasievollste, innerlichreichste charakterisirt, als durch ihre Literatur." Diese schöne und wahre Erklärung erläutert die Verfasserin durch mannichfache Beispiele, wie sie denn überall in den historischen Text Volkslieder von allen Nationen als Beispiele einschaltet.

Uebergehend zur englischen Volkspoesie charakterisirt sie auch diese sehr glücklich, indem sie die verschiedenen brittischen, sächsischen, normännischen und schottischen Elemente, die sich darin vereinigen, analysirt. Bei den Balladen fällt ihr die Weitschweifigkeit auf, die sich von den ältesten englischen Volksliedern bis in die neuesten englischen Romane fortzieht, ein ganz eigenthümlicher Zug des englischen Charakters. „Die Engländer, statt wie die Sänger anderer germanischen Nationen, und selbst die Schotten, den Zuhörer gleich auf den Schauplatz selbst,

in medias res hineinzuführen, beginnen meist die Geschichte mit dem Ei, und führen den ungeduldigen Zuhörer Schritt vor Schritt vom Alpha zu Omega. Die Erzählung zieht sich oft durch fünfzig bis hundert Verse hin, und endet mit einem genauen Bericht über das Schicksal aller Mitspielenden, und gründlicher poetischer Gerechtigkeit. Es ist schwer diese Weitschweifigkeit mit dem sonstigen Charakter der englischen Literatur, besonders ihrer lyrischen und dramatischer Poesie, der eigentlich gedrängt und z. B. ganz entfernt von der Wortfülle der Spanier und Italiener ist, zu vereinigen. Ohne Zweifel haben wir die Ursache in der geringeren Empfänglichkeit und Erregbarkeit des englischen Volkes zu suchen. Es durch ein paar feurige Worte, durch einen Gedankenblitz, durch ein plötzliches kühnes Bild zu fesseln und zu bewegen, würde auch den Beredtsamsten nicht gelingen. Es bedarf erst einer gründlichen Bearbeitung, um die Saiten klingen zu machen, die aber dann auch lange harmonisch nachtönen, und nicht im Augenblicke verhallen, wie bei den leicht entzündlichen südlicheren Nationen, oder bei den übrigen phantasiereicheren Germanen. Den nämlichen Ursachen müssen wir auch vielleicht dieselbe Eigenschaft einer umständlicheren Breite in einem anderen Zweige der englischen Literatur, den Romanen, zuschreiben." Doch abgesehen von dieser Weitschweifigkeit gebührt der englischen Volkspoesie ein hohes Lob. In ihr finden sich die zartesten Züge von Edelmuth, Treue ꝛc., überhaupt eines nicht nur kräftigen, sondern auch schönen Charakters. Auch ist die lyrische und dramatische Poesie Englands bekanntlich von jenem an der epischen Poesie gerügten Fehler der Weitschweifigkeit vollkommen frei. — Ganz besondere Aufmerksamkeit widmet die Verfasserin den Volksliedern der Schotten.

Diese Uebersicht über die Volkslieder des germanischen Hauptstammes in Europa ist sehr erfreulich und in ihrer Einheit auch von einer gewissen Vollständigkeit. Da aber die Verfasserin einmal die Volkslieder der fremden Welttheile herbeigezogen hat, um daran gleichsam die Elemente der Volkspoesie erkennen zu lassen, so hätte sie auch wohl noch die romanischen und slavischen Volkslieder den germanischen vergleichend gegenüberstellen dürfen. Sie bezieht sich auf dieselben nur gelegentlich.

In Bezug auf die durch die Volkslieder aller Völker durchgreifenden Formen bemerkt die Verfasserin: „Es gibt eine dreifache Art der epischen Darstellung, die wir in allen ihren Formen in Volksliedern wiederfinden. Die erste ist rein historisch oder erzählend. In fast allen späteren Volksliedern der germanischen Racen, wenn sie nicht eigentlich lyrisch sind, sehen wir sie angewendet. Die deutschen und die späteren skandinavischen geschichtlichen Lieder sind fast alle durchaus narrativ; sowie auch die Produktionen der zweiten Periode des englischen Minstrelgesanges, mögen sie nun der Fiktion oder Geschichte angehören, ohne Ausnahme es sind; z. B. Königin Eleonor und schön Rosamund, König Lear, die Kindlein im Walde. Diese Darstellungsweise ist fast nothwendig mit einer gewissen Weitschweifigkeit verbunden, welche die Wirkung des Ganzen sehr beeinträchtigt, um so mehr, wenn nicht wenigstens einzelne lyrische Stellen die Erzählung unterbrechen. Doch finden wir sie mit mehr Glück in einigen der größeren serbischen Heldengedichte angewendet; was wohl theils daran liegt, daß diese Gedichte an und für sich mehr den Charakter der Erzählung als des Liedes haben; theils auch in der unaussprechlichen Einfachheit und Naivetät des Tones derselben, die im Grunde mit jeder Form versöhnt. Die zweite Darstellungsweise möchten wir die pittoreske oder die plastische nennen. Der Dichter führt Bilder vor die Seele des Hörers, einzelne Bilder, aus denen er das Ganze errathen und deuten kann, oder eine Reihe von Bildern, lebende Gemälde, wobei es seiner Einbildungskraft überlassen ist, sie in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Dieser viel mächtigere und ergreifendere Styl gehört vorzugsweise den Serben, den Neugriechen und den Spaniern an, obwohl jede dieser Nationen ihn auf eine sehr verschiedene, ihr eigenthümliche Weise gebraucht. Man wird finden, daß diese Darstellungsweise die größte Mannichfaltigkeit, den üppigsten Bilderreichthum und die blühendsten Beschreibungen zuläßt. Eine gewaltigere und mehr unmittelbare Wirkung wird aber jederzeit die dritte Darstellungsart hervorbringen, die wir die dramatische nennen; wo nämlich die eingeführten Gespräche und Reden charakteristisch und lebendig genug sind, um Erzählung, Bilder und Beschreibungen entbehrlich zu machen. Die besten germanischen Balladen sind alle in dieser Form gedichtet, d. h. die skandinavischen, deutschen und schottischen, sowie die alten englischen Minstrellieder. Nicht selten auch finden wir bei den meisten Nationen einzelne Balladen, in denen diese drei Elemente gemischt sind, aber bei jeder einzelnen Völkerschaft werden wir bei genauer Kenntniß ihrer Poesie eins derselben vorherrschend finden."

Die vielen als Beispiele angeführten Gedichte machen das Werk zugleich zu einer Mustersammlung von Volksliedern und wenn man sie mit der ersten Sammlung dieser Art, welche Herder veranstaltete, vergleicht, so beweist ihr Reichthum, welche große Fortschritte die Untersuchung und Sammlung auf diesem Gebiete seit Herder gemacht hat.

Eine Seite der Volkspoesie ist von der Verfasserin nicht gehörig beachtet worden; doch als einer Dame von so zartem Gefühl darf ihr auch Niemand zumuthen, daß sie dieselbe hätte beachten sollen. Wir meinen jene Klasse

von Schelmenliedern, die nicht bloß der kirchliche Parteihaß und die Verwilderung des dreißigjährigen Krieges hervorrief, sondern die sich auch bei friedlichen Zeitläuften überall unter den germanischen Bevölkerungen finden und ihren unerschöpflichen Stoff theils aus dem Muthwillen einer gesunden Sinnlichkeit, theils aus einer eigenthümlichen plebejischen Spottlust, theils aus dem Stolz und den Neckereien des Zunftwesens entlehnen. Zugegeben, daß diese Lieder öfters da anfangen, wo die Poesie aufhört, so sind sie doch für die Sittengeschichte nicht ohne Bedeutung und stehen in genauer Beziehung zu den zahlreichen und durch die ganze Nation verbreiteten Fastnachtsspielen, in der sich der Humor des Lebens spiegelte. Einer Dame wollen wir die genauere Untersuchung dieser poetischen Gattung, wie gesagt, nicht zumuthen; allein andere Forscher sollten sich durch keinen falschen Anstand davon abhalten lassen. Die rohe Derbheit unsrer Väter ist im Grunde weniger unsittlich, als es das feine Raffinement ist, womit so viele Dichter unsrer Zeit, namentlich die französischen, ihre Leser verführen.

Altdeutsche Literatur.

1) **Glossarium saxonicum e poemate Heliand inscripto et minoribus priscae linguae monum. collectum cum vocabulario latino-saxonico et synopsi grammattica. Monachi, Stuttgartiae et Tubingae, sumtibus J. G. Cottae, 1840. 4.**

Das zweite Heft des vom rühmlichst bekannten Bibliothekar Schmeller in München herausgegebenen altsächsischen Heliand. Das erste Heft erschien bereits 1830 und enthielt den Text, das vorliegende letzte Heft enthält Wörterbuch und Grammatik, nebst Einleitung und zwei Facsimiles. Durch dieses, allen Freunden altdeutscher Sprachkunde und Literatur höchst willkommene Werk hat Herr Schmeller aufs Neue den Ruhm bewährt, den er sich schon längst, hauptsächlich durch sein klassisches Wörterbuch der bayerischen Mundarten erworben hat.

2) **Die Klage sammt Sigenot und Eggenliet, nach dem Abdruck der ältesten Handschriften des Freiherrn Joseph von Laßberg. Mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. Tübingen, Osiander, 1839.**

Es ist bekannt, welche seltene und kostbare altdeutsche Handschriften Herr von Laßberg besitzt, und welchen treuen und eifrigen Helfer bei den altdeutschen Studien derselbe in Herrn Pfarrer Schönhuth auf Hohentwiel gefunden hat. Das vorliegende Werk ist bestimmt, einen treuen Abdruck der Laßbergischen Handschrift der „Klage" in einem größern Kreise zu verbreiten. Die historisch-kritische Einleitung des Herausgebers verdient besondere Aufmerksamkeit. Nachdem er nachgewiesen, daß die älteste Gestaltung des Nibelungenliedes burgundischen Ursprungs, die zweite Form aber, in die es gegossen worden, eine fränkische sey, bemerkt er insbesondere in Bezug auf die Klage: „Wir haben unsern Zweck erreicht, wenn wir dargethan, daß Hagen von Tronege im Nibelungenliede, ein Held vom fränkischen Stamme ist, und mit den Namen Nibelungen und Nibelungen-Hort einen sprechenden Beweis liefert, daß die zweitälteste Umwandlung der uralten Geschichtsage den Franken angehört, nämlich jener Zeit, da die Greuelgeschichte des Merwingischen Königshauses hinlänglichen Stoff darbietet, und der Niederrhein der wichtige Schauplatz wird, auf dem sich die nordische und deutsche Sage gegenseitig berühren. Diese Periode der Gestaltung unserer norddeutschen Sage, in der Siegfried Hauptheld ist, repräsentirt das Waltharius-Lied und die Klage, wie sie vor uns liegt; was sich deutlich ergibt aus dem Ausdruck Rinfranken, mit dem sie die Nibelungen bezeichnet. Die Klage hielt sich genau an die Sage, welche, vergessend die ältere geschichtliche Thatsache von Guntachars und seines Stammes Untergang, die neueren Ereignisse des fränkischen Königshauses in sich aufnahm. Ebenso mag auch das ältere Nibelungenlied, aus dem die Klage ihren Eingang, so wie ihre übrigen Abweichungen entnommen, ein Lied gewesen seyn, in dem die fränkische Sage vorherrschte, wie im Waltharius. Das jetzige Nibelungenlied aber hatte unstreitig einen andern Bildungsgang. Neben dem, daß sowohl die fränkische Sage als auch Pilgerins lateinisches Geschichtsbuch (oder das daraus entstandene deutsche Gedicht) von dem Verf. desselben nicht unbeachtet blieb, hatte das N. L. eine lebendigere Quelle im Volksliede, welches noch getreu die älteste Sage von Guntachars und seines Stammes Untergang bewahrte. Seine Fortbildung war freier und selbstständiger, als die der Klage, welche sich mehr an die gegebene Aufzeichnung hing, während das Nibelungenlied im Volksliede besseren Spielraum hatte. — Stellen wir beide Gedichte dem Inhalt nach einander gegenüber, so liegt dem Nibelungenlied mehr der Typus der burgundischen Sage zu Grunde, die sich seit uralter Zeit frisch von Mund zu Mund fortpflanzte; die Klage aber zeigt als vorherrschenden Bestandtheil die fränkische Sage. Ziehen wir in Hinsicht der Form zwischen beiden Gedichten eine Parallele, so ist das Nibelungenlied das immer mehr sich fortbildende, aus mehreren Liedern zu einem herrlichen Ganzen vereinigtes Volksepos; die Klage aber ist der Theil eines Ganzen, dessen Bearbeitung mehr an den Buchstaben gebunden und also weniger geeignet war, eine vollendetere Form anzunehmen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 8. Juli 1840.

Nationalökonomie.

1) Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. Von A. Frhrn. von Harthausen, k. preuß. geh. Regierungsrath. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1839.

Als erster Theil eines umfassenderen Werkes, welches die ländliche Verfassung auch der übrigen preußischen Provinzen enthalten soll.

Dieses Buch ist eins der gründlichsten und lehrreichsten und läßt uns tief in den Zustand der preußischen Ostprovinzen hineinblicken. Der Thatbestand wird statistisch nachgewiesen und die bestehenden Gesetze und Gewohnheiten werden bis in die Einzelheiten verfolgt, das Neugewordene wird mit dem Ehemaligen verglichen. Die Revolution im Grundeigenthum ist in jenen ostpreußischen Provinzen sehr groß gewesen, theils durch frühere Verarmung und Verschuldung, theils durch die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse in neuerer Zeit. Der unterrichtete Verf. bemerkt darüber Folgendes: „Nach dem siebenjährigen Kriege waren die Gutsbesitzer ungemein heruntergekommen; die Inventarien und Betriebskapitalien fehlten, und zugleich der Kredit, um sich wieder zu heben. Das ist eigentlich immer die Folge eines jeden Krieges. Es wird dann in solcher Zeit unermeßlich geklagt und gejammert, aber nach einer Reihe von Jahren findet man denn doch, wie die Geschichte lehrt, Alles wieder in so ziemlich leidlichen Umständen! Diese Zeit konnte man aber damals nicht erwarten, und so kam man auf die gewiß sehr wohlgemeinte Idee der Kredit-Institute. Auch Preußen hatte solche Kredit-Institute; Ostpreußen schon früher; Westpreußen seit 1787. Von da bis 1806 führten die Weltereignisse, besonders die Seekriege, die glänzendste Periode für die preußischen Grundbesitzer, die sie je gehabt haben, herbei. Der Netto-Ertrag des Grundeigenthums stieg um das Drei-, Vier-, ja Mehrfache des frühern. Die Kredit-Institute erleichterten den Verkehr in dem großen Grundeigenthume ungemein. Da kam jener berüchtigte Güterschwindel, hier wie in andern Provinzen das Verderben der Familien. Die Güter des Adels wurden Sache der Speculation. Die Anhänglichkeit an den väterlichen Herd, der ehrenfeste Sinn, der in den von den Vorfahren ererbten Gütern ein unantastbares Heiligthum sieht, ging unter. — Es war damals gar nicht nöthig, daß man Vermögen hatte, um Güter zu kaufen, man kaufte sie wie jetzt ein Staatspapier, um sie mit einigem Profit in der nächsten Stunde wieder zu verschachern. Man erzählt sich, daß bei Dine's in Königsberg Güter während des Essens in m e h r e r e Hände gerathen sind. Man verschuldete sein ererbtes, vielleicht schuldenfreies Gut so hoch man konnte, und kaufte mit den erhaltenen Pfandbriefen neue Güter! Es war ein Handel und Wandel wie der mit den holländischen Blumenzwiebeln! Da kam die Kathastrophe von 1806, und fast sämmtliche Gutsbesitzer waren auf einmal völlig ruinirt; das künstliche Gebäude stürzte wie ein Kartenhaus zusammen. Keine Rettung war möglich; Moratorien, Hülfsgelder konnten kaum auf Momente das Leben fristen. Selbst die Gesetzgebung über die Regulirung und Ablösung der bäuerlichen Verhältnisse, über den erleichterten Besitz und Erwerb des Grundeigenthums, die vielleicht in andern Zeiten den zerrütteten Gutsbesitzer wieder gehoben hätten, dienten jetzt nur dazu, um ihn noch schneller über Boden zu werfen. Und noch ist dieser Umschwung des Besitzwechsels nicht beendet. — Die Mehrzal der alten Eigenthümer hat den väterlichen Herd verloren oder wenigstens gewechselt, und Manchen steht dies Schicksal noch bevor. Es wäre sehr belehrend, die Notizen über diesen Besitzwechsel zusammenzustellen; mir fehlen sie aber gegenwärtig zur Benutzung. Wie rasch noch in neuerer Zeit der Umschwung in den Rittergütern ist, darüber mag die Notiz einen Anhaltspunkt zur Betrachtung geben, daß in dem Zeitraume vom 1. Januar 1829 bis 1. Januar 1832,

also binnen 3 Jahren, im Bezirke des Oberlandesgerichts Königsberg mit 256 Rittergütern eine Besitzveränderung vorgegangen ist; hierunter gingen jedoch nur 54, also kaum ⅖ durch Erbschaft und erbschaftliche Auseinandersetzungen in andere Hände über; 91 wurden aus freier Hand 111 sub hasta verkauft. In dem halben Jahre vom 1. Januar bis 1. Juli 1831 kamen 50 Rittergüter in andere Hände, darunter jedoch nur 8 durch Erbgang; 19 wurden freiwillig, 23 sub hasta verkauft. Ich glaube, beim Oberlandesgericht Münster sind, so lange dasselbe existirt, noch nicht 20 wirklich freiwillige oder erzwungene Verkäufe von Rittergütern vorgekommen, wie hier in einem halben Jahre!"

Interessant ist folgende Notiz über den Adel: „Der Adel in Preußen ist vorwiegend deutschen Ursprungs. Nur in Westpreußen haben während der polnischen Herrschaft auch polnische Familien das Indiginat erhalten. Man muß sich jedoch sehr hüten, aus dem polnischen Namen auch auf polnischen Ursprung zu schließen. Die deutschen Familien haben nämlich unter polnischer Herrschaft häufig polnische Namen angenommen und noch häufiger ihre deutschen Namen ins Polnische übersetzt; so ist z. B. der Name v. Kaminski eine Uebersetzung des deutschen v. Stein; v. Alikowski deutsch v. Adlershausen; v. Kowalski deutsch v. Schmidt; v. Scharnowski deutsch v. Schwartz; v. Czapski deutsch v. Hutten; v. Jeniski deutsch v. Lewald; v. Glaiski deutsch v. Ostau; v. Bialoblotzki deutsch v. Baldenbrock; v. Paulowski deutsch v. Kospot; v. Krasinski deutsch v. Güldenstein; v. Czebendowski deutsch v. Prabandt; v. Biorkowski deutsch v. Freitag; v. Mioduski deutsch v. Honigmann; v. Zawadzki deutsch v. Bieberstein; v. Solinski deutsch v. Kalkstein; v. Zakrzewski deutsch v. Felden; v. Kossewski deutsch v. Goldstein; die v. Nostitz haben ihren Namen in v. Bonkowski (oder Jankowski?) und die v. Damerau in Dombrowski verwandelt. Als nicht polnischen Ursprungs werden dagegen angesehen die Familien v. Zaleski, v. Ostrowski, v. Wsiozki, v. Peilnicki ꝛc."

Diese freiwillige Entdeutschung eines Theiles des westpreußischen Adels ist vom altdeutschen Adel der übrigen Ostseeprovinzen, die jetzt unter russischer Herrschaft stehen, nie nachgeahmt worden. Dieser Adel hält sehr auf sein altes Herkommen, nicht bloß im Standesinteresse, sondern auch im nationalen. Deßhalb wolle man in Deutschland nur die perfiden Zeitungsartikel, womit uns russische Publicisten seit einiger Zeit so freigebig überschwemmen, nicht mißverstehen. Diese Publicisten suchen uns Deutsche zu überreden, jener Adel sey uns längst entfremdet, verachte uns in aristokratischem Uebermuth, strotze von russischem Stolz gegenüber dem deutschen Bürger und sey mithin unsrer Sympathie gar nicht werth. Wir fürchten inzwischen nicht, daß sich irgend Jemand in Deutschland durch diese halbwahren Sophismen abhalten lassen wird, die Dinge aus dem rechten nationalen Gesichtspunkt zu sehen. Der Versuch, den Adel, dessen Nationalität man zerstören will, dem Bürgerstande verdächtig zu machen, die Waffen des Liberalismus gegen ihn zu gebrauchen und ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, ist zwar schlau, aber nichtsdestoweniger wird seine Absicht durchschaut, und hoffentlich werden die russischen Publicisten, die so ungemessenen Gebrauch von der deutschen Preßfreiheit machen, doch die Meinung in Deutschland nie dahin führen, wo sie sie haben wollen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes kommt auch auf die delikate Frage der Grenzverhältnisse zwischen Preußen und Rußland zu sprechen.

Ehemals waren die preußischen Städte, besonders die Seestädte, von großer, selbst welthistorischer Bedeutung. Durch sie versorgte Polen und Preußen das nördliche Europa, England, Holland, Norwegen, Schweden mit rohen Produkten, mit Korn, Holz, Talg, Leder u. s. w. Danzig ward einst Europae totius granarium genannt. Ein Schriftsteller (Cellarius) behauptet, daß im 15ten Jahrhundert in einem Jahre 365,900 Last Getreide in Danzig eingeführt seyen. Gewöhnlich wurden damals jährlich gegen 100,000 Last eingeführt. 1618 wurden noch in 8 Monaten 228,987 Last eingeführt und in 9 Monaten ausgeführt. Am Ende des 17ten Jahrhunderts wurden in der Regel jährlich 60 bis 60,000 Last verschifft. Am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts wurden kaum 45 bis 50,000 Last verschifft, jetzt vielleicht kaum die Hälfte.

Noch mehr herabgekommen ist Elbing. So lange Preußen Danzig noch nicht besaß, ward Elbing nach Möglichkeit gehoben, und ward deshalb ungemein blühend. Während dort unter polnischer Hoheit 1758 nur 1587 Last Getreide verschifft wurden, wurden unter preußischer Hoheit 1780 gegen 14320 Last verschifft! Gegenwärtig ist diese Stadt sehr herabgekommen. Selbst Königsberg, die Hauptstadt des Königreichs, der Centralpunkt der Behörden, hat von ihrem ältern Wohlstande wenig gerettet.

Während die Bevölkerung des ganzen Regierungs-Bezirks Königsberg von 1816 bis 1828 um fast 35 Procent zugenommen, hatte die Stadt Königsberg 1816 — 63239 Einwohner, 1828 aber 64692 Einwohner, also in 12 Jahren nur etwas über 2 Procent Zuwachs an Menschen erhalten. Wahrscheinlich gibt es keine Stadt der Monarchie, worin diese geringe Zunahme der Bevölkerung während jenes Zeitraums vorgekommen ist! Die Zahl der Privatgebäude in Königsberg war 1810 — — 4151, und 1831 nur 4102.

In Memel, welches ehemals unter seinen Kaufleuten Millionäre zählte, findet man gegenwärtig nur wenige

mittelmäßig reiche Leute. In welcher Weise und in welchem Maaßstabe der äußere Handel und der Transithandel dieser Städte seit 1806 gesunken seyn mögen, darüber fehlt es mir an den nöthigen Nachrichten gänzlich, eben so wie etwa der innere Handel und die Betriebsamkeit sich gestaltet haben mögen. Daß in erster Hinsicht gegen 1806 gerechnet ein großer Rückschritt geschehen, ist gewiß, allein der Stand dieser Verhältnisse war z. B. vor etwa 10 Jahren noch viel tiefer und trostloser, und hat sich doch seitdem wieder allmählig langsam, aber um so sicherer gehoben. Folgende statistische Notizen mögen Veranlassung zu einigen Betrachtungen hierüber geben.

Die Zahl der Seeschiffe, welche die preußischen Seestädte besaßen, war in den Jahren 1805, 1825 und 1831

	1805		1825		1831	
	Schiffe	Lasten	Schiffe	Lasten	Schiffe	Lasten
Königsberg	82	12527	15	1617	11	3228
Pillau	10	1245	11	1767	14	2589
Memel	25	4155	56	4229	58	4545
Elbing	21	2870	12	1450	20	3154
Danzig	114	24268	67	12599	76	15954
Summa	252	44763	159	21552	159	29448

Man sieht hieraus, daß in dieser Beziehung eigentlich nur Königsberg und Danzig verloren hatten, daß zwar 1825 überhaupt nicht voll 3/5 der Schiffe, von nicht einmal die Hälfte der Lasten, vorhanden war, als 1805, daß aber in den folgenden sechs Jahren eine bedeutende Steigerung sich einfand, so daß fast 2/3 des frühern Bestandes an Schiffen 2/3 der Lastenstärke da war. — Diese Schicksale in Bezug auf die Schiffahrt mit eigenen Schiffen theilt übrigens die Provinz Preußen mit der ganzen Seeküste der Monarchie und zeichnet sich hierbei keineswegs vielleicht zu ihrem Nachtheil aus, denn die Zahl aller preußischen Seeschiffe war

1805: 1102 Schiffe von 106991 Lasten
1825: 576 — — 58007 Lasten
1831: 652 — — 76087 Lasten.

Inzwischen theilt der Verf. unter dem Text dieser Erörterungen als Note den ausführlichen Brief eines Staatsmannes mit, der diese Verhältnisse aus einem andern Gesichtspunkt ansieht. Elbing, bemerkt er, habe nur aufkommen können, so lange Danzig vom übrigen Preußen unnatürlich getrennt gewesen sey; sobald dieses abnorme Verhältniß sich geändert, habe auch Elbing wieder vor Danzig zurücktreten müssen. Königsberg habe ebenfalls früher nur auf künstliche Weise seinen Handel erweitert und habe von Rechtswegen nicht einen ewigen Genuß dieser Vortheile ansprechen können. „Das natürliche Handelsgebiet Königsbergs und Memels ist der nördliche Theil des ehemaligen polnischen Litthauens, welcher sehr viel weniger fruchtbar und bevölkert ist, als die Gegenden an der obern Weichsel; der werthvollste Theil der Erzeugnisse, welche sonst Königsberg zuströmten, gehört dem Flußgebiete des Dniepers an, und nimmt mit diesem jetzt seinen natürlichen Zug nach dem schwarzen Meere. Vieles geht auch nunmehr die Düna hinab nach Riga, nicht bloß durch die russische Zollverfassung, sondern auch durch den kürzern Weg dahin gewiesen. Die Kanäle, welche vormals dienten, um Waaren aus andern Flußgebieten dem Memelstrome zuzuführen, erleichterten es jetzt der russischen Zollverfassung, ihm in entgegengesetzter Richtung Waaren zu entziehen. — Dagegen ist Danzigs Handel auf ein natürliches Verhältniß gegründet. Was aus Polen, Gallizien und selbst aus dem nächst angrenzenden Ungarn die Weichsel herabkömmt, kann nur zum Nachtheil dieser Länder selbst von dem Wege nach Danzig abgelenkt werden.“ Aber das ist eben der üble Umstand, daß er es nicht bloß kann, sondern auch wirklich wird.

Wie sich denn gar viel Helles und Aufklärendes in diesem Buche findet, so gibt der sinnige Verfasser auch einige allgemeine Maximen an, die er in Bezug zunächst auf Ackerbau, Industrie und Handel befolgt sehen wünschte: „Betrachtet man die Zeit, wie sie sich nun einmal ausgebildet hat, oder auszubilden scheint, und die Verhältnisse, wie sie nun einmal vorhanden sind, so lassen sich, wie mir scheint, für den Augenblick nur drei Richtungen bezeichnen, welche die deutschen Staaten in politischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht bei ihrer Gesetzgebung und Verwaltung einschlagen können oder müssen. 1) Entweder man schreitet ganz und unbedingt in demselben Systeme fort, welches seit 50 Jahren die politische und staatswirthschaftliche Gesetzgebung von Mittel-Europa zu beherrschen angefangen hat; 2) oder gibt dieses System auf und schlägt den direkt entgegengesetzten Weg ein. Man prüft die Kraft und das innere Leben von allen organischen Rechtsverhältnissen und dem, was noch von ihnen vorhanden, consolidirt sie möglichst von Neuem, und gewährt ihnen Mittel und Kraft, sich neu auszubilden. Zugleich bildet man überall von Neuem Corporationen im ausgedehntesten Sinne, und befördert durch entschiedene Billigung und Beihülfe, wo sich etwa dergleichen von Neuem bilden wollen. Man müßte sich aber in dieser Richtung sehr vor der Klippe hüten, die alten Verhältnisse, wo sie einmal untergegangen sind, wieder herzustellen oder neue zu knüpfen, indem man jene alten sklavisch copirt, sondern man müßte die neuen Verhältnisse, wie sie einmal geworden sind, auffassen und ihre socialen und organischen Keime zu erkennen und einen neuen corporativen Organismus zu bilden suchen; 3) oder man hält sich in der Gesetzgebung möglichst passiv und überläßt Alles der eignen Entwicklung im Volke. Man bildet keine neue Corporationen, aber man duldet, wenn sich von selbst welche bilden wollen;

man schützt solche neue und die noch vorhandenen organischen Institutionen, in sofern sie den Schutz begehren; man gewährt und erhält die individuelle Freiheit nicht bloß gegen die organischen Institutionen der Vorzeit, woraus die modernen Gesetzgebungen sie angeblich erlöset haben, sondern gegenwärtig auch gegen diese Gesetzgebungen, welche ihnen bis jetzt verboten, sich zu organischen Institutionen corporativ abzuschließen. — Zu dem Erstern wird sich gegenwärtig wohl kein gut organisirter Staat mehr freiwillig entschließen, nachdem man gesehen, daß selbst das auf dieser Bahn so weit vorgeschrittene Frankreich große Anstrengungen macht, zu irgend einem Stillstand zu kommen. Zu dem Zweiten glaubt gegewärtig keine Regierung die innere geistige und materielle Kraft zu besitzen. Man hält das jetzige Zeitalter nicht für fähig, organische Bildungen des Volkslebens von oben herab durch die Gesetzgebung zu schaffen. Das Dritte scheint im Allgemeinen die Richtung zu seyn, welche für die nächste Folgezeit wenigstens die deutschen Regierungen einschlagen möchten. Das preußische Gouvernement, welches wir in der Regel vorzugsweise auf der Bahn erblicken, welche die Signatur der Zeit an der Stirne trägt, hat wie es scheint in ihrer neueren Gesetzgebung bereits diese Bahn eingeschlagen. Ich deute hierüber auf die Gesetzgebung über das Gewerbewesen, auf das den Städten in der Städteordnung eingeräumte Recht, sich selbst Statuten zu geben, und auf das dem Bauernstande in Westphalen eingeräumte Recht der völlig freien Disposition, selbst ohne an Pflichttheil ꝛc. wesentlich gebunden zu seyn, hin. Nirgends möchten sich nun aber diese letztere Richtung und die Grundsätze echter Freiheit wohl besser und segensreicher bewähren, als bei der Behandlung der eigentlich ländlichen Verhältnisse in ihrem ganzen Umfange, nämlich der Gesetzgebung über die Rechtsinstitutionen des Landbaues, der Landgemeinden und des Familienrechts der Landleute. Es gibt in diesen Lebensverhältnissen unstreitig viel Generelles, was sehr wohl der allgemeinen Gesetzgebung anheim fallen kann, allein eben so unstreitig gibt es darin sehr viel rein Lokales, was nicht in die allgemeine Gesetzgebung, ja kaum in die provinzielle, hinein gehört. In ein allgemeines Gesetzbuch gehört doch eigentlich nur, was in allen Theilen des Landes Anwendung findet oder möglicher Weise finden kann. Wollte man nun aber z. B. die Rechtsverhältnisse des Weinbaues an der Saar darin abhandeln, so wäre dieser Titel z. B. für die Bewohner des Kreises Memel doch völlig ohne eine mögliche Anwendbarkeit, also eigentlich als gar nicht vorhanden zu betrachten. Umgekehrt, welches Interesse hätten die Bewohner eines tiefen Binnenlandes an der Darstellung und Feststellung der Rechtsverhältnisse der Bernsteinfischerei? — Könnte man sich z. B. ein allgemeines Gesetz über die Zeit der Oeffnung und Schließung der Jagd denken, welche vom Klima und den dadurch bedingten Verhältnissen des Landbaues nothwendig abhangen muß, und daher in den Gegenden von Königsberg und Trier nun mehr als 4 Wochen von einander differiren wird? Aber die wichtigsten Verhältnisse des gewöhnlichen ländlichen Lebens, in sofern sie dem Rechte anheim fallen, sind vielleicht auch nicht einmal provinzialrechtlicher Natur, sie gehören vielmehr nur dem Lokalrechte an. Ich glaube, eine gerechte und wohlgesinnte Regierung wird bestehende Rechte überall schützen und aufrecht erhalten, und so wird sie auch nicht bloß aus Neigung zu generalisiren und zu nivelliren den einzelnen Provinzen die ihnen eigenthümlichen Rechte und Rechtsverhältnisse nehmen, zerstören ohne Zustimmung und Einwilligung derer, die dabei interessirt seyn könnten. Ein großer Theil dieser Rechtsverhältnisse ist aber so wenig aus dem Charakter und den Sitten und Gewohnheiten des Volksstammes, als aus den klimatischen Verhältnissen und den Kulturverhältnissen des Bodens hervorgegangen, und es möchte oft für beide kein wesentlicher Schade zu erkennen seyn, wenn man sie ruhig ab- und aussterben oder sich umwandeln ließe. Anders verhält es sich mit jenen lokalen und Familienrechtsverhältnissen. Sie können sehr häufig nicht geschriebenes Recht werden, gehören weder in das sogenannte allgemeine, noch das provinzielle Gesetzbuch, und doch greifen sie so tief in die innersten Lebensverhältnisse des Volks, daß ich sie für viel wichtiger halten muß, als sehr viele Theile und Rechtsdoctrinen des allgemeinen, wie des provinziellen Rechts. — Aber sie können nur erhalten und geschützt werden durch die möglichste Ausdehnung, die man dem Rechte, sich selbst Statuten zu geben, gewährt, und daß man außerdem die freien Dispositionen der Einzelnen wie der Corporationen so wenig einschränkt, als es nur immer möglich ist." So schön und wahr gesprochen, daß wir nichts hinzufügen können, als den Wunsch, es möchte nach diesen Regeln verfahren werden.

Biographie.

Maria Malibran als Weib und Künstlerin nebst Charakterzügen und Anekdoten aus ihrem Leben. Nach der Gräfin von Merlin von G. Lotz. Leipzig, Kummer, 1839.

Eine Nachtigall, deren Stimme bezaubernd durch Europa tönte, hat ausgesungen. Ihre himmlische Stimme war Alles. Ein schwacher Ersatz dafür ist ihre Biographie. Das Portrait einer Dame von einer Dame, à la Angelika Kaufmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. Juli 1840.

Nationalökonomie.

2) Die aus der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile. Von G. L. W. Funke. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes, 1839. S. 167.

Ein sehr interessantes Thema. Bedenkt man, wie außerordentlich wichtig die Verhältnisse des Grundeigenthums nicht bloß in nationalökonomischer und staatswirthschaftlicher, sondern auch vorzüglich in politischer Beziehung sind, so muß man allerdings wünschen, daß die Begriffe davon sich läutern, die richtigere Ansicht sich feststellen möchte. Zwei Ansichten standen sich bis jetzt schroff gegenüber. Die Eine war die germanisch-feudalistische, die hauptsächlich zu Gunsten des Adels die alte Fesselung der Bauern an die Scholle und an den Gutsherrn beibehalten oder wiederherstellen wollte; die Andere war die romanisch-liberale, die im Gegentheil zu Gunsten des ärmeren Individuums die Vernichtung aller jener Fesseln und zugleich die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens zum Behuf gleichmäßiger Erbtheilungen, partieller Verpachtungen 2c. verlangte.

Man ging hierbei offenbar von politischen Interessen und Theorien aus. Hier wollte man nur die aristokratischen Vorrechte bewahren, dort wollte man sie vernichten. Von beiden Seiten aber sah man sich nach Vorwänden um, und maskirte den politischen Streit unter dem nationalökonomischen, welches System der Kultur und dem Ertrag des Bodens am zuträglichsten sey.

Endlich ist man offenherziger geworden und hat sich Concessionen gemacht, Vermittler sind dazwischen getreten, die richtigere Ansicht beginnt Platz zu greifen. Von der einen Seite wird anerkannt, daß wenn in den alten bäuerlichen Verhältnissen viel Gutes war, welches der Beibehaltung werth ist, doch allerdings der Feudalzwang nicht länger bestehen kann. Und von der andern Seite wird anerkannt, daß die Mobilisirung des Bodens und die Emancipation des Bauernstandes nicht bis zur gänzlichen Vernichtung der Eigenschaften gehen darf, die bisher den Grundbesitz von jedem andern Besitz und den Bauernstand von jedem andern Stand unterschieden habe. Indem man sich so von zwei Seiten her entgegenkommt, ist eine endliche Verständigung zu hoffen.

Herr Funke führt diesem Ziele näher. Er stimmt für die Befreiung des Bauernstandes von unnatürlich gewordenen Feudallasten, aber er will ihn auch vor der fast noch schlimmern Unterdrückung bewahren, in die er nothwendig fallen müßte, wenn er bei unbeschränkter Theilbarkeit der Güter verschuldet und verkümmert. Er widerspricht zuerst der Behauptung, daß die Kultur und der Ertrag des Bodens durch diese Gütertheilung erhöht werde. „Es ist offenbar, daß, wenn man einen Grundbesitz in viele kleine Theile zerschlägt und an Einzelne vertheilt, welche ihn mit eigner Hand bearbeiten, die Quantität der Produkte dieser gartenmäßig bebauten kleinen Besitzungen des Häuslers der eines großen Gutes von demselben Umfange überlegen sey. Allein die Produktion muß in einem ganz anderen Sinne genommen werden; staatswirthschaftlich ist darunter nur der Reinertrag, der verkäufliche Ueberschuß des Erzeugten, zu verstehen, und hiervon können viele kleine Besitzungen nicht so viel hervorbringen, als eine gleiche in größere Güter zertheilte Grundfläche, weil die größere Consumtion der die ersteren bearbeitenden Menschen von der rohen Produktion zu viel absorbirt. Nur in der Nähe von größeren Städten kann eine Vertheilung des Bodens unter viele Einzelne von einigem Vortheil seyn. Ein wahrhaft bäuerliches Leben wird sich daselbst unter der Landbevölkerung ohnehin nicht entwickeln können; denn die Stadt wird auf deren Individualität einen so schädlichen Einfluß üben, daß sich die bäuerlichen Eigenthümlichkeiten verlieren, und daß in Folge dieses Einflusses der Boden nicht sittlich auf dessen Bebauer einwirkt. Ein bestimmter bäuerlicher Charakter kann sich hier nicht bilden und mithin auch nicht durch die Mobilisirung des Grundeigenthums das Charakteristische des bäuerlichen Lebens

vernichtet werden, da dies überhaupt nicht besteht. Hier wird nicht so sehr der Feldbau, als vielmehr der den bürgerlichen Gewerben schon näher stehende Gartenbau vorherrschend seyn, bei welchem nicht ganz viel darauf ankommt, ob der Besitzer des Grundstückes wechselt. Dieser Gartenbau ist nämlich ein einfaches Geschäft und erfordert längst nicht die Kapitalien, welche die Ackerwirthschaft zu Gebäuden, hinreichendem Vieh u. s. w. nothwendig bedarf. Daß ein solcher Gartenbau mehr Gewinn aus dem Lande zieht als der Ackerbau, dies muß zugegeben werden; denn die Produkte, welche durch denselben erzielt werden, sind werthvoller als die der Landwirthschaft. Aber wo würden, wenn man alles Land in solche Gärten zerschlüge, die Gemüse, Fabrikpflanzen und anderen Früchte eines Gärtners ihren Markt finden, da sie nicht wie das Getreide ein unerlaßliches Bedürfniß für die ganze Population des Staates sind? Soll aber Getreide gebaut werden, so hat man hierzu die Hülfe des Viehs nöthig und kann nicht wie beim Gartenbau alle Geschäfte mit der Hand verrichten. Um aber Vieh mit Vortheil halten zu können, muß ein Grundbesitz eine bestimmte Größe haben. Es muß ein richtiges Verhältniß der ganzen Wirthschaft stattfinden, denn ein wohlzusammengesetztes Ackergut, in welchem die Mittel zur Bewirthschaftung (z. B. das Arbeitsvieh) dem Bedürfnisse genau angepaßt sind, ist, wie v. Rumohr sagt, eine Potenz, welche an wesentlichem Werthe die Summe des Werthes der darin enthaltenen Grundstücke weit übersteigt. Wird ein solches Ackergut getheilt, so ist dies richtige Verhältniß gestört; man wird vielleicht mehr Vieh halten müssen, als für das Land nöthig ist; oder schafft man etwas ab, so wird man häufig die Hülfe Anderer sich erkaufen müssen; das Verhältniß der Wiesen zum Ackerlande, der höher belegenen Ländereien zu den niederen und vieler anderen Gegenstände (der Düngerproduktion u. s. w.) wird gestört seyn. Die Wirthschaftsgebäude, welche für die bestehende Ackerwirthschaft eingerichtet waren, verlieren, behält ein Besitzer nicht das ganze Gut, von ihrem Werthe. Der, welchem ein Theil des Gutes zufällt, muß, um diesen bewirthschaften zu können, Gebäude haben. Dazu sind neue Kapitalien erforderlich, welche, hätte man den alten Stand bestehen lassen, gar nicht hätten angewandt zu werden brauchen. Gebäude aber sind ein Kapital, welches sich selbst aufzehrt und zur Unterhaltung neue Kapitalien erfordert. So wird dann durch die Entstehung neuer Ackerwirthschaften eine neue Last auf Grund und Boden gebracht. Die Zinsen des zur Einrichtung derselben angelegten Kapitals gehen von dem Ertrage des Gutes wieder ab, so daß jedenfalls der Netto-Gewinn von dem Grund-Eigenthum ein geringerer wird, als zuvor der Fall war. Häufig wird dann das Arbeitsvieh, mit welchem man vielleicht mehr zu bebauen hat, mehr verzehren, als dem Verhältnisse des Gutes angemessen ist. — Wird das Grundeigenthum in dem Maaße zur Waare, daß der Bauer zu einem Zeitpächter herabsinkt, welches, wie wir weiter unten nachweisen werden, geschehen muß, wenn man nicht die Immobilität desselben festhält, so lassen sich die daraus entstehenden Nachtheile kaum noch ermessen. Der Zeitpächter muß jedes höhere Interesse für den Boden, welchen er bebaut, verlieren. Er muß ihn vielleicht sehr bald verlassen, und deßhalb wird er nicht darauf bedacht seyn, dessen Kultur zu erhöhen; er wird vielmehr mit den geringsten Kosten, mit eben hinreichender Bearbeitung und Bedüngung so viele Produkte aus dem Boden zu ziehen suchen, als nur möglich ist. Hierdurch wird der Grundbesitz nothwendig verschlechtert."

Daraus folgert nun der Verfasser weiter, daß wie die Privaten, so auch der Staat bei diesem System mehr Nachtheil als Vortheil finde. „Es ist offenbar, daß die materiellen Staatskräfte sich verringern müssen, wenn sowohl die Kultur des Bodens sich verschlechtert als auch die Bevölkerung des Landes verarmt und darauf sich verringert. Verschlechtern sich die Produkte in Folge der immer mehr sinkenden Agrikultur, so wird natürlich ihr Anbau wenig Gewinn tragen; bei ihrer schlechten Qualität werden sie keinen Markt finden (z. B. der italienische Wein), und werden sie dennoch abgesetzt, so wird jedenfalls nur wenig Geld dafür eingelöst, so daß dadurch die nöthigen Bedürfnisse der Producenten nicht befriedigt werden können. Für diese wird um so mehr ausgegeben werden müssen, je weniger Produkte aus dem Boden gewonnen werden. Wo dagegen eine gesunde, natürlich erwachsene Bewirthschaftung des Ackers stattfindet, gibt es Bauernhöfe, welche selbst bei 80 bis 100 Morgen Land außer den Steuern kaum 20 Rthlr. baar Geld für Bedürfnisse ausgeben, welches allein dadurch möglich wird, daß ein richtiges Verhältniß aller Theile der Wirthschaft bewahrt, der Bauernstand ein gesunder geblieben ist und nicht vom bürgerlichen Leben inficirt erscheint. Da indessen im Allgemeinen eine solche Einfachheit der Verhältnisse selten gefunden wird, so erfordern die Bedürfnisse, welche durch Produkte des eignen Bodens nicht befriedigt werden können, in der Regel eine größere Summe. Namentlich ist dies der Fall, wo eine Zersplitterung des Grundeigenthums eingetreten ist und dasselbe von Pächtern bewirthschaftet wird."

Noch wichtiger ist die politische Erörterung der Frage. Der Verfasser schickt voraus, daß das System der geschlossenen, größeren, unveräußerlichen und untheilbaren Güter, das System der Majorate (nicht bloß beim Adel, sondern auch beim Bauernstande) uralt deutsch, dagegen das System der Mobilisirung, Theilung und Veräußerung undeutsch, romanisch, zunächst

römischen Rechtsbegriffen, dann den Theorien der französischen Revolution entlehnt sey. „Nach deutschem Rechte war eine Gleichtheilung des Grundbesitzes nicht möglich; erst als römische Begriffe sich in Deutschland verbreiteten, fing man an, Grund und Boden nicht als Eigenthum des Staates, sondern als eine Waare anzusehen, mit welcher Jeder nach Belieben schalten und walten könne. Ganz und gar suchten in neuester Zeit diese Ungebundenheit des Grundbesitzes die französischen Gerichte in Deutschland durchzuführen."

Was es nun mit dem alten deutschen Bauernstande (den man von unnatürlichen Lasten befreien, aber nicht als Stand vernichten solle), eigentlich für eine Bewandtniß habe, setzt der Verfasser gar schön auseinander. „Wenn Handel und Gewerbe den Menschen der mütterlichen Erde fremd machen, und seinen Blick in die unbestimmte Ferne lenken, so bindet ihn der Ackerbau an dieselbe und erzeugt eben dadurch die Vaterlandsliebe. Gewissermaßen ist der Grundbesitzer, eben weil er von dem Boden, welcher sein Eigenthum ist, lebt, der alleinige Staatsbürger; denn er allein hat eine historisch gegebene und als solche bleibende Basis. Sein Geschäft, die Bewirthschaftung des Ackers, bindet ihn an die Natur; er arbeitet nicht wie der Handwerker allein in seiner Werkstatt, die Natur arbeitet mit ihm. Sehr wahr hat man den Grundbesitz unter den persönlichen Verhältnissen mit der Ehe verglichen und ihn eine Vermählung des Menschen mit der Natur, mit der Erde genannt; denn diese empfängt von ihm den Samen, bildet ihn aus und bringt die lebendige Frucht hervor. Wie die Ehe etwas Stetiges ist, so muß es auch der Grundbesitz seyn, was zu Unveräußerlichkeit desselben in Geschlechtern, zu Stammgütern führt; denn ohne diese wird er zur rollenden Waare, welche zu augenblicklichem selbstsüchtigen Genuß, nicht aber zu seiner eigenen Förderung und zum Nutzen der Generation dient und eben deßhalb das Band zwischen dem Besitz und dem Besitzer löset. Wenn bei dem Gewerbtreibenden der Gedanke, daß er Alles durch sich selbst habe, nur zu oft eine Entfremdung von Gott und ein Streben nach falscher Freiheit, einen gewissen inneren Hochmuth, entstehen läßt, so hält die Abhängigkeit von der Natur, in welcher sich der Ackerbauer befindet, denselben stets Gott nahe. Diese Nähe Gottes, der sich täglich offenbart und auf den vertrauend er die Saat in die Erde streuet, wirkt unmittelbar auf ihn und muß eine tiefe Religiosität hervorrufen. Ueberall muß er Gott in der Natur wirken sehen; der Wechsel der Jahreszeiten, welcher dem Gewerbtreibenden mehr oder weniger gleichgültig ist, führt für ihn wichtige Epochen in allen seinen Verhältnissen herbei. Diese innige Verbindung des Ackerbaues mit der Religion muß aber aufhören, wenn der Acker zur Waare wird, und der Bebauer zu demselben keine fromme Beziehung mehr hat; er wird dann einen reflektirenden Charakter annehmen, der seinem Wesen widerstrebt, und die auf der Verbindung des Ackerbauers mit der Natur ruhende Sittlichkeit und Religiosität wird zerstört. Hat der Ackerbau seinen ursprünglichen Charakter bewahrt, so bildet er den Gegensatz und die Schranke des Gewerbs- und Handelsstandes, der durch die Reflexion, vermittelst welcher er den Lebensunterhalt gewinnt, die geistigen, sittlich religiösen Gewalten, an welche der Ackerbau geknüpft ist, aufzehrt. Verliert er jenen Charakter, so wird auch durch ihn eine materialistische Ansicht aller Lebensverhältnisse herbeigeführt."

In der That ist das Bild des altdeutschen, reichen, schönen Bauernstandes mit seiner kräftigen Race, seiner eigenthümlichen Tracht, schönen Sitte, biedern Gemüthlichkeit und Frömmigkeit höchst erfreulich, wenn man es mit dem Bild des modernen, verschuldeten, versoffenen, die Bauerntracht verschmähenden, in abgetragenen Kleidern der Städter herumstolzirenden, sitten- und gottlosen Pöbels vergleicht, der sich in der That von den Hauptstädten aus schon aufs Land auszubreiten angefangen hat.

Wenn der Verfasser die Aufrechterhaltung des gutsherrlichen Verhältnisses wünscht und die Erhaltung des Bauernstandes von dem des Adels für unzertrennlich hält, so scheint er zwei Dinge zu verwechseln. Die Adelsfrage ist von der Bauernfrage gänzlich zu trennen. Es gibt Adel ohne Güterbesitz; es gibt Bauern, wo kein Adel ist. Der Verfasser bemerkt: „Zwar ist nicht zu läugnen, daß der Bauer persönlich frei seyn und mithin die Leibeigenschaft aufhören muß, daß alle drückenden ungewissen Gefälle (Auffahrt, Sterbfall, persönlicher Freikauf u. s. w.), drückende Frohnden und derartige Belästigungen nicht ferner bestehen dürfen, sondern abzulösen sind: allein zu weit geht man, wenn man den Colonen außer aller Verbindung mit dem Gutsherrn bringt. Die, welche dies wollen, gehen von durchaus unrichtigen Grundsätzen aus. Wenn man behauptet, daß der Landmann nicht genöthigt seyn solle, einen Theil seines Arbeitsertrages abzugeben, so müßte man consequent auch das Verhältniß der Pächter, der Gesellen und aller Uebrigen, die zugleich für Andere arbeiten, aufheben wollen. Die nothwendige Metamorphose, welche aus der Ablösung der gutsherrlichen Abgaben folgen muß, übersieht man. Das Ablösungs-Kapital nämlich kann nicht in der Luft schweben bleiben, es wird wieder auf Rente angelegt und auf der anderen Seite wird der Colone als kleiner Eigenthümer durch den Verlust dieser Summe und auch ohne dies später wieder der Nachhülfe eines Kapitals bedürfen. So verwandelt sich das Colonenverhältniß nothwendig in das eines Darlehns auf Hypothek; und was ist gewonnen,

wenn der Landmann einen Theil seiner Arbeit, statt dem Gutsherrn als Abgabe, nunmehr den Gläubigern als Zins geben muß? Verloren aber ist viel; denn der Gläubiger ist nicht wie der Gutsherr zu Remissionen rechtlich verpflichtet, nicht durch natürliches Interesse mit dem Grundholden verknüpft." Daran ist viel Wahres; allein wenn die Gütertheilung, mithin die Verarmung vermieden wird, und wenn in jeder andern Beziehung die vom Verf. angegebenen Grundsätze befolgt werden, so ist der Bauernstand in sich gesichert genug und braucht der vormundschaftlichen Fürsorge von Seiten des Adels nicht. Der Verf. würde sich selbst widersprechen, wenn dem nicht so wäre. Auch zeigt uns die Erfahrung einen sehr tüchtigen Bauernstand in der Schweiz, und selbst wieder in Nordamerika, wo kein Adel ist. Man kann also das politische Institut des Adels von hundert andern Gesichtspunkten aus vertheidigen, nur nicht gerade vom Gesichtspunkt des Bauernstandes aus.

Uebrigens stimmen wir vollkommen mit dem Verf. überein, daß es eine der wichtigsten Aufgaben und Pflichten für die Regierungen und gesetzgebenden Körper ist, den Bauernstand als solchen zu erhalten und nicht dem Industriellen aufzuopfern. Ein freies, unveräußerliches Gut, groß genug, eine Familie anständig zu ernähren, eine theure Heimath, ländlicher Wohlstand, kräftige Race, schöne und fromme Sitte — das ists, was um jeden Preis erhalten werden sollte. Das ist die gesunde Wurzel alles Volkslebens. Wir glauben aber, daß davon auch die Erhaltung eines tüchtigen Bürgerstandes in den Städten unzertrennlich ist. Man ist auch auf diese Frage schon zurückgekommen und wird sich genöthigt sehen, sich noch mehr damit zu beschäftigen. Auch der Bürgerstand ist unter ganz ähnlichen Umständen, wie der Bauernstand, in gewisser Beziehung allerdings emancipirt, zugleich aber in seiner eigenthümlichen Existenz bedroht worden. Man hob den Zunftzwang auf, wie man den Feudalzwang auf dem Lande aufhob, aber man erhielt nicht zugleich die große Garantie, die das Zunftwesen dem Wohlstand und der Freiheit der Bürger gewährte, so wie man auch die Garantie, die das System der Majorate dem Bauernstande sicherte, in blindem Eifer vernichtete.

Mit einem Wort, man fiel aus einem Extrem ins andere, und sieht sich nun allmählig gezwungen, ein mittleres Vernünftiges aufzusuchen, um es am Ende festzuhalten. Da den Staat aber hauptsächlich der Vorwurf trifft, blind mit seinen Theorien in die alten Existenzen hineingefahren zu seyn (die Minister weit öfter als die Revolutionäre), so liegt auch dem Staat die Pflicht ob, die begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Aller gute Wille und alle bessere Einsicht muß aber an einem Umstand scheitern, auf den Herr Funke nicht hinlänglich aufmerksam gemacht hat. Wir meinen die Uebervölkerung. So lange man dieser nicht einen sichern Abfluß verschafft, wird das Geschrei nach Gütervertheilung (wie im alten Rom das Geschrei nach dem agrarischen Gesetz) und nach unbeschränkter Concurrenz nie aufhören. Sorgte man dagegen, wie unsre weiseren und kräftigeren Vorfahren es thaten, für regelmäßigen Abfluß der Bevölkerung, so würde allem Uebel abgeholfen seyn und jenes Geschrei würde von selbst verstummen. Das Erbgut würde nicht in hungrige Portionen vertheilt werden dürfen, weil die jüngern Brüder sich auswärts ein anderes suchen würden. Die Handwerker, Kaufleute, die Kandidaten zu den Staatsämtern ꝛc. würden sich nicht drücken und drängen und von der engen Brücke zum Wohlstand wechselseitig herabstürzen.

Epische Dichtkunst.

Otto der Große und die Ungarn. Ein episches Gedicht in 24 Gesängen von Fr. **. Herausgegeben von Dr. Fr. Beck. München, Franz, 1839.

Immer ist es zu ehren, wenn deutsche Dichter die großen Geschicke ihres Vaterlandes zum Gegenstand ihrer Liebe machen. Noch ist der reiche herrliche Stoff kaum genug gekannt, geschweige für die Poesie ausgebeutet. Doch scheint uns, wie wir dies schon bei mehreren ähnlichen Gelegenheiten ausgesprochen haben, der homerische Herameter für mittelalterliche Stoffe nicht der geeignetste zu seyn. Auch ist der ungenannte Verf. des vorliegenden Werkes der Sprache nicht in so hohem Grade Meister, daß uns die Virtuosität des Ausdruckes entschädigen könnte. S. 29 heißt es z. B.:

Also, nimmer geschaut blödsichtiger Sterblichen Blicke,

welches s. v. heißen soll als: von den Blicken der blödsichtigen Sterblichen nicht geschaut oder unsichtbar. Eine Versetzung, wodurch ohne Zweifel der deutschen Sprache Gewalt angethan wird. Je inniger nun unser Patriotismus den edeln Willen des Dichters ehrt und anerkennt, um so mehr bedauern wir, daß derselbe nicht eine passendere Form gefunden hat. Was die epische Machinerie anlangt, so haben wir uns auch damit nicht ganz befreunden können. Als Deutschlands Schutzgeist erscheint hier der Engel Oziel thätig, während die Ungarn von den Dämonen Gog und Magog bedient werden. Wie kommen diese hebräischen Vorstellungen in ein deutsches Nationalepos? Wo im deutschen Glauben wurzelt jener ganz fremde und willkührlich erfundne Oziel, daß er als der Genius des deutschen Volks bezeichnet werden könnte? Es würde uns schon gewagt erscheinen, den Erzengel Michael, dem die Deutschen damals als dem kriegerischen Engel vorzugsweise huldigten, zum ausschließlichen Schutzgeist der Deutschen zu machen, aber vollends einen Oziel? Wer hat je von ihm gehört?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. Juli 1840.

Vermischte Schriften.

Bekenntnisse aus Leben und Meinungen. Von W. Reinhard, ehemal. Staatsr. Zwei Bände. Karlsruhe, in Commission der Groos'schen Buchhandlung, 1840.

Derselbe Verfasser, dessen Werk „Ernst und Laune" im vorigen Jahrgang unsrer Blätter Nr. 10 als geistvolle Lektüre empfohlen worden ist, theilt hier aufs Neue zwei Bände voll Erinnerungen, Lebensansichten, Anekdoten und sinnigen Bemerkungen mit. In sehr bunter Ordnung, sehr fragmentarisch und aphoristisch, doch durch eine innere Einheit der Denkungsart gebunden und großentheils auch auf eine bestimmte Lokalität bezogen, auf das Großherzogthum Baden, unter dessen Staatsdienern der Verfasser einen ehrenvollen Rang einnahm. Er lebte und wirkte in der verhängnißvollen Zeit, in der auch Baden so mannichfachen Wechseln des Schicksals und der Politik unterworfen war. Aus dieser interessanten Periode theilt er nun eine Menge Erinnerungen, Beobachtungen und Anekdoten mit.

Was die äußere Politik anlangt, so dürfte folgende Anekdote sehr bezeichnend seyn. „Zwei Orte, ganz nahe beisammen, sind in meinem Vaterlande, wo zwei große Kaiser, bei Gelegenheiten, die sonst sehr langweilig zu seyn pflegen, recht herzlich gelacht haben. Im Frühjahr 1810 führte Napoleon die österreichische Kaiserstochter durch das Großherzogthum Baden nach Paris. Glockengeläute, Illuminationen, Böller und Kanonen, Deputationen und Adressen waren auch damals die gewöhnlichen Huldigungsmittel. Aber eine Stunde jenseits Karlsruhe, auf der Straße nach Rastadt, erging es dem Ceremonienmeister eines Weilers (Grünwinkel) sehr übel. Der Strick, der das Glöckchen der Kapelle in Bewegung setzen sollte, und vermuthlich aus Devotion rasch angezogen worden war, riß entzwei, und zwar so, daß nur ein kleines Stück oben an der Glocke zurückblieb, und die ehrsamen Einwohner liefen Gefahr, die einzigen an der ganzen großen Landstraße zu seyn, von denen man sagen konnte, sie hätten dem gefeierten großen Kaiser nicht einmal läuten können. Ehre und Reputation stund auf dem Spiel. Da besann man sich kurz. Man holte eine Leiter, ein Mann erstieg sie, öffnete das Dach durch Hinwegnahme einiger Ziegel, stellte sich auf das Lattenwerk und zog nun, mit beiden Händen an dem Strickstumpen so stark und so eifrig, als er es vermochte, und diese ungewöhnliche, alle Schwierigkeiten überwindende, Art die Ceremonienglocke in Bewegung zu setzen, und der Mann auf dem Dache, der mit so viel Ernst und Kraftanstrengung die Glocke an einem kurzen Stumpen Stricks hatte, und damit in kümmerliche aber schnelle Schwingung brachte, hatte so viel Komisches, daß der Kaiser hell auflachte und nicht aufhörte zu lachen, so lange er die Kapelle, die hart am Wege steht, mit ihrem Glöckner im Gesichte hatte und das Geklimper vernehmen konnte. — Nur eine halbe Viertelstunde davon ist das Städtchen Mühlburg. Im November 1818 kam Kaiser Alexander von jenem Besuche zurück, den er seinem kranken Schwager, dem bald darauf verstorbenen Großherzog Karl in Rastadt abgestattet hatte. Es war heller Mittag — es schien die Sonne, als er durch Mühlburg kam. Nichts desto weniger war das letzte Haus, ein Gasthof, illuminirt — und ein Mann in festlicher Kleidung stund unter der Thüre und schrie, nebst einem Haufen Volkes, mit lauter Stimme: Es lebe Kaiser Alexander! Es war schon nicht ohne Eindruck auf den Kaiser, daß man ihm bei lichtem Sonnenschein illuminirt hatte; als er aber nach der Inschrift frug und erfuhr, sie heiße:

„Es lebe Kaiser Alexander,
Er ist unser bester Verwandter!"

so mußte er laut und anhaltend lachen, und bezeugte dem Urheber des kleinen Festes, einem durch heiteren Sinn und Lebenslust bekannten Manne, seine Dankbarkeit

mit freundlichem Gruß. — Es liegt in diesen zwei kleinen Anekdoten ein reichhaltiger Stoff. Ich übergehe die großen Zusammenstellungen der Personen und Zeiten und bleibe nur bei den unmittelbaren vaterländischen Beziehungen stehen. Was, hauptsächlich durch französischen Einfluß, dem Lande an Größe und Ausdehnung zugewachsen und mit Leben und Blut und unzähligen Opfern erworben war, stund durch unerwartete Wendung des Schicksals und der politischen Verhältnisse plötzlich auf dem Spiele. Russischer Einfluß war es hauptsächlich, daß auf dem damaligen Congresse zu Aachen dieses Spiel zum Vortheile Badens endete."

Was die innern Zustände betrifft, so heben wir ebenfalls eine sehr bezeichnete Anekdote heraus: „Der Kalender ist im Verlage des Gymnasiums zu Karlsruhe; in demselben wurden von jeher die Fest- und Feiertage roth gedruckt. Der Drucker beschwerte sich jedoch, daß ihm dies doppelte Mühe verursache, er mithin entweder eine Aufbesserung haben oder davon befreit werden müsse. Man beschied ihn, daß er auch die Fest- und Feiertäge schwarz zu drucken habe. Aber die Bauern, bei denen der Kalender herumgegeben wurde, wollten ihn nun nicht nehmen; denn die Fest- und Feiertage, nach denen sie meistens sehen und suchen, fielen ihnen nicht mehr so grell in die Augen, sie fanden sie schwerer; es gefiel ihnen nicht — kurz sie wollten blutrothe Feiertage in ihrem Kalender haben, wie ihre Väter und Großväter. Die Sache setzt in Verlegenheit, denn eine nicht unbedeutende Einnahme, auf welche bei der Ausgabe abgehoben war, hing davon ab. Ein gescheidter Ortsvorgesetzter fiel auf ein Mittel, wenigstens in diesem einzelnen Falle den Sinn der Bauern zu ändern. Der Kalender war für das Jahr 1801 und im December 1800 war der Erbprinz von Baden zu Arboga in Schweden gestorben. Er ging zu den Bauern, die er auf das Rathhaus berufen hatte, und sagte ihnen: sie sollten doch nur vernünftig seyn; der schwarze Druck habe seinen guten Grund; ob sie denn schon vergessen hätten, daß der Herr Erbprinz in Schweden umgekommen und deßhalb allgemeine Landestrauer sey; es sey daher ganz in der Ordnung, daß im Kalender die Fest- und Feiertäge schwarz angezeigt seyen, und er müsse demnach so angenommen werden, wie man ihn aus guten Gründen gedruckt habe. — Dies leuchtete ein. „Ja, es ist wahr, es ist Landestrauer," sagten die Bauern, und ließen sich nun den schwarzen Kalender gefallen, ungeachtet er lange gedruckt war, ehe das Unglück zu Arboga vorfiel."

Aus solchen Beobachtungen lernt man ohne Zweifel Manches verstehen, was die Geschichtschreibung im Großen unerklärt läßt. Der Uebergang aus der sogenannten guten alten Zeit durch Sturm und Drang aller Art zur neuen Ordnung, der Kontrast eines idyllischen Provinzialismus mit dem Weltsturm und den großen Arrondissements unter Napoleon wird in so kleinen, aus dem Leben gegriffenen Zügen am besten bezeichnet.

Neben diesem geschichtlich interessanten Theil des Buchs ist ein noch größerer Theil desselben psychologischen Bemerkungen, Beobachtungen anderer und seiner selbst, Geständnissen ꝛc. gewidmet. Sie erinnern zuweilen an Rousseaus Freimüthigkeit, noch öfter an Lichtenbergs Scharfsinn. Allen menschlichen Schwächen und den geheimsten Falten des Herzens hat der Verfasser nachgespürt und die Gabe, gut zu portraitiren, setzt ihn in den Stand, uns eine Reihe von Charakterzügen aus der wirklichen Welt in lebendigster Wahrheit hinzuzeichnen, wobei er sich selbst am wenigsten schont. Scheint er auch in der Schilderung seiner ehemaligen Herzens- und anderer Privatangelegenheiten zuweilen etwas zu ausführlich zu werden, so bewährt sich doch in seinen Mittheilungen eine große Menschenkenntniß und Offenheit. Viele seiner Anekdoten sind sehr artig und psychologisch fein, z. B.: „Ich war auf einem Balle im glänzendsten Lokale voll Spiegel und Kronleuchter. Auch sehr schöne Frauen und Mädchen leuchteten. Lange ruhte mein Auge auf der bedeutungsvollen stillen Sprache in den reizenden Gesichtszügen eines jungen Mädchens, das sich mit einer entfernteren Gespielin in einer Zeichensprache zu unterhalten schien. Endlich forschte ich nach der Gespielin — ich konnte keine entdecken, aber wohl 20—30 Schuh weit einen großen Spiegel; dieser war es, womit das schöne Mädchen redete; sie ergötzte sich an dem Bilde, das er ihr zurückgab — wenn sie nur auch so hold und freundlich mit dem künftigen Gatten ist! — Ministerialrath B..., einen meiner alten Bekannten, fand ich neulich vor dem Spiegel; plötzlich erschallte das Zimmer von einem derben Schlage, den er seinem eigenen Gesichte gab. Ich wunderte mich und fragte, was dies bedeuten solle. Da sagte seine Frau lachend: „Das thut mein Mann sehr oft; er war einmal hübsch, und jetzt ärgert er sich, wenn er vor dem Spiegel findet, daß er es nicht mehr ist." Wer hätte sich hier des Lachens enthalten können? und wer hätte sodann nicht Stoff zu ernstlichen Betrachtungen gehabt? Wer war nun eitler, der Herr Ministerialrath oder jenes schöne Mädchen auf dem Balle?" So fein und weltmännisch der Verfasser ist, bricht doch nicht selten bei ihm auch die oberdeutsche Natur in kräftiger Derbheit durch und er macht sich einige Mal das Vergnügen, seinen Leserinnen eine kleine Röthe abzulocken.

Länder- und Völkerkunde.

1) Almanach für 1840. Der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiet der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet von H. Berghaus. 4ter Jahrgang. Mit 1 Bildniß und 2 Karten. Gotha, J. Perthes.

Auch dieser Jahrgang des Berghausischen Almanachs ist wieder sehr reichhaltig. Titelkupfer das Portrait des Prof. Pöppig, des berühmten Reisenden am Amazonenstrom. Die ersten 104 Seiten sind von Tabellen eingenommen, worin wir meteorologische, hydrologische, hypsologische Nachweisungen, Epochen der Vegetation (des Wachsthums, Reifens ꝛc. der wichtigsten Pflanzen) und geographische Ortsbestimmungen in Deutschland und Frankreich erhalten. Dann folgen Abhandlungen über die Laguna Parime, über die physische Geographie Südafrikas, Briefe des Dr. Krauß vom Cap, Krusensterns Jubelfeier, Berichte über eine Donaureise nach Constantinopel, ein Schreiben über das felsige Arabien. Am ausführlichsten und interessantesten sind die Abhandlungen über Afghanistan, die Vidschi-Inseln und den Hindu-Kusch.

Afghanistan, welches unlängst die Engländer mit einem über den Indus herübergekommenen Heere heimgesucht, hat dadurch ein neues und großes Interesse für die europäische Politik gewonnen. Die englische Macht hat (obgleich scheinbar nicht für sich, sondern nur als Hülfsmacht eines unterdrückten afghanischen Fürsten handelnd) eine seltne Kühnheit blicken lassen und einen großen Vortheil erreicht, denn sie ist den Seikhs, die bisher ihre nördlichsten Nachbarn waren, in dem Rücken und zugleich Persien und Chiwa nahe gekommen und hat sich den Weg gebahnt, auf dem sie im Stande ist, den Russen zu begegnen, wenn es diese versuchen sollten, weiter südwärts vorzurücken. Afghanistan mit seiner Hauptstadt Kabul war das Objekt dieser kühnen und wohlgelungenen Operation. Dieses interessante Land wird nun hier, so wie das Volk beschrieben, ein Abriß seiner älteren Geschichte mitgetheilt und daran die neuere und neueste Geschichte angeknüpft. Die englisch-ostindische Regierung erklärte dem Beherrscher von Kabul Dost Mohammed Khan im Herbst 1838 den Krieg. „Die Maßregel, welche ergriffen worden, ist ganz im Sinn der Politik, die England im Orient stets befolgt hat. Um die vermeintlichen „Rechte“ und den Charakter der brittischen Macht aufrecht zu erhalten, tritt England in dem Kriege mit den Barukscheri-Häuptern nicht als Hauptmacht auf, nicht als eine Macht, welche Beleidigungen rächen will, von denen es behauptet, daß sie ihr selbst zugefügt seyen, sondern als eine Hülfsmacht zur Restauration eines Monarchen, der, wenn er seinen Thron bestiegen, immer nur ein Werkzeug in der Hand Englands seyn wird. Wollen und dürfen wir auch — früheren Andeutungen getreu — dem Gang, den die brittische Staatsklugheit im westlichen Asien befolgt, den vollsten Beifall nicht versagen, — weil von ihr die Verbreitung europäischen Einflusses, und mit ihm eine Regeneration dieses weitläufigen Ländergebiets, die Einreihung seiner zahlreichen Völker in den weiten Kreis der Kultur, nach allen ihren Radien, früher oder später unbedenklich erwartet werden kann; — so verhält es sich anders, wenn gefragt wird, ob die Motive zu den Maßregeln der brittischen Regierung vor dem Richterstuhle des strengen Rechts bestehen können.“ Die englische Armee, die über den Indus ging und in Afghanistan einrückte, wurde vom General Keane befehligt; bekanntlich hat sie gesiegt und an die Stelle des Dost Mohammed Khan den Schah Schudschah in Kabul auf den Thron gesetzt, im Sommer des vorigen Jahrs. Die Leichtigkeit, mit der England dies ausgeführt hat, ist ein sehr augenscheinlicher Beweis der Klugheit und Energie, mit der es fortwährend sein altes politisches System im südlichen Asien handhabt.

Neben diesen sehr interessanten Erörterungen der Verhältnisse in Afghanistan zieht uns im vorliegenden Almanach auch eine Schilderung des Hindu-Kusch und des Kabul-Thals, die gewissermaßen mit jenen Erörterungen zusammenhängt (von Dr. Lord), und ferner eine Beschreibung der Vidschi-Inseln (vom Schiffscapitain Drinkwater-Bethune) besonders an. Auf diesen Inseln kommen noch Mahlzeiten vor, auf denen 40—50 Menschen gemüthlich — verspeist werden. Endlich ist auch hier wieder ein Ueberblick über die neuesten Fortschritte in der Erdkunde ꝛc. gegeben, worin auf alle wichtigen Reisen und auf die Erscheinung wichtiger Reisebeschreibungen und ähnlicher Werke aufmerksam gemacht wird.

2) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von demselben. 4ter Band 5ten Bandes erste Lieferung. Stuttgart, Hoffmann, 1839, 1840.

Der dritte Band dieses schönen und reichhaltigen Lehrbuchs enthielt die Pflanzen- und Thiergeographie (vergl. unsre Blätter vom vorigen Jahr Nr. 61). Der vierte enthält die Geographie und Statistik des europäischen Staatensystems, die im 5ten fortgesetzt wird, und zwar umfaßt jener ausschließlich Deutschland, dieser in seiner ersten Lieferung Frankreich. So

viele geographisch=statistischen Handbücher der genannten Länder es auch schon gibt, so wird doch die neueste Arbeit dieser Art von einem in diesen Gebieten so trefflich orientirten Manne wie Berghaus dem Publikum willkommen seyn.

Nationalökonomie.

3) Der Baron und der Bauer oder das Grundbesitzthum. Von Dr. Grävell. Leipzig, Wienbrack, 1840. S. 181.

Diese kleine Schrift geht darauf aus, vor dem Extrem der Gütertheilung zu warnen, sowohl beim Adel als beim Bauernstande. In Bezug auf den Adel wird auf die großen Vortheile des englischen Erbsystems hingewiesen. In Bezug auf den Bauernstand wird insbesondere auf die schlagendste Weise gezeigt, wie der Gütertheilung nothwendig die Verarmung Vieler zum Vortheil weniger Reichen folgen müsse. So wie der Grund und Boden beliebig verstückelt, in die kleinsten Proportionen vertheilt, oder auch wieder im unförmlichsten Umfang zusammengekauft werden kann; so wie ein mäßiger, weder zu große noch zu kleine Besitz, durch weise Gesetze den freien, auf demselben Gut forterbenden Bauernfamilien nicht gesichert bleibt, verwandeln sich diese Familien nothwendig in arme Gärtner oder Tagelöhner zu Gunsten eines oder weniger großer Güterspeculanten. „Kaum hat das Gesetz in Preußen und in Nassau diesen Verkehr der Willkühr und dem Eigennutze anheim gegeben, so üben diese auch schon ihre Macht sichtbar zum Schaden des Ganzen. In Nassau ist mir ein Bauer bekannt geworden, welcher in kaum zehn Jahren alle übrigen Bauern seines Dorfes durch Darlehne oder Abzweigungen von sich abhängig und zu seinen Schaarwerkern gemacht hat. In einer Gegend der Oberlausitz sind bereits halbe Dörfer eingezogen. Der Oberamtmann Mayer hat aus mehreren Quadratmeilen alle Bauergüter ausgekauft und nur noch Tagelöhner in seiner Besitzung. Dergleichen wird reißend fortgehen. Denn das Geld fließt dem Gelde zu, und jede größere Kraft zieht die geringere an sich und fesselt sie. Der Stein in der Luft muß auf die Erde fallen; die Macht des größeren Reichthums den geringenen überall überwinden. Hat der Eigennutz im Verkehre mit Grund und Boden freie Hand, so bringt seine Betriebsamkeit es von selbst mit sich, auf die beiden Extreme hinzuarbeiten. Entweder er trachtet nach dem Monopole des Grundbesitzes in dem Umkreise, den er umspannen kann, um der alleinige Grundherr zu werden, oder er benutzt den Ansiedelungstrieb der Menschen und die Gelegenheit zur Verwerthung ihrer Arbeit in der Kultur des eignen Landes dazu, durch Zerschlagung größerer Grundbesitzungen und Vereinzelung an solche Kauflustige einen hohen Kaufschilling zu gewinnen und in ihm eine größere Rente seines Kapitals, als er selbst erwirthschaften könnte. Der Thor nur hofft, daß Beides sich von selbst ausgleichen werde."

Sehr mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, daß das so berüchtigte, jetzt so verhaßte Feudalwesen keinen andern Ursprung gehabt habe, als in der nämlichen Rücksichtslosigkeit gegen die Mehrheit der freien, mäßig wohlhabenden Familien, der man sich auch jetzt wieder hingebe: „Würde in unsern Schulen der Geschichtsunterricht getrieben, wie es seyn sollte, würde jedes Kind dies wissen, weil es aus der Geschichte kennen gelernt haben würde, daß das freie Deutschland, das unter den Freien vertheilt gewesene Vaterland, nur darum seine politische Größe und seine bürgerliche Rechtssicherheit eingebüßt hat, weil das Gesetz das Obereigenthum des gesammten Staatsgebieteds vernachlässiget und den Privatverkehr mit dem Grundbesitze in keine Schranken und Regeln gefaßt, sondern darüber die Willkühr und das beliebige Ermessen hat schalten und walten lassen. Nur dadurch ist es möglich gewesen, daß fast alle freie Bürger und Staatsgenossen in Knechtschaft versunken sind. Denn außer dem Kaiser haben nur Wenige ihr freies Bürgerthum behauptet; fast Alle sind durch Dienstschaft in langer Reihe und vielen Abstufungen zu Dienern und Hörigen Anderer geworden, wie eine Pyramide, in deren unterstem Kreise die Millionen von Hintersassen sich befinden, welche die Hofdiener ihrer Hofherren und Oberhöfe geworden sind oder doch vor Kurzem es noch waren. Das Alles hat sich im Laufe der Jahrhunderte von selbst so gestaltet, nicht weil es von vorn herein so beabsichtiget oder von Staatswegen begünstiget wurde, sondern lediglich weil das Gesetz sich nicht darum gekümmert, sondern die Dinge hat laufen lassen, wie sie eben zu laufen Lust hatten. Wohl lernen unsere Kinder die Namen der Könige von Rom und Jerusalem; allenfalls lernen sie, daß die anhaltinische und bayerische Linie der Markgrafen von Brandenburg der hohenzollerschen vorangegangen ist. Wie sich aber die Zustände und bürgerlichen Einrichtungen, in denen sie selbst leben und durch welche sie selbst regiert werden, nach und nach herausgebildet haben, welchen Veränderungen sie unterlegen haben, und was diese und jene hervorgebracht und aufgehalten oder umgekehrt hat, davon vernehmen sie nichts."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. Juli 1840.

Werke über Schiller.

1) Schillers Leben in drei Büchern von Gustav Schwab. Erstes Buch. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1840.

Obschon es in neuerer Zeit nicht an gründlichen und in mancher Beziehung ausgezeichneten Biographien unsers großen Dichters fehlt, so werden doch Viele mit uns das vorliegende Werk des geist- und gemüthreichen Verfassers freudig willkommen heißen, da es, wie kein anderes, durch eine gute Auswahl des Wichtigsten es möglich machte, genaue Darstellung selbst mancher kleinen, aber bedeutenden Charakterzüge mit Kürze und Bündigkeit zu vereinen.

Das Hauptverdienst der Schrift, wodurch sie sich vor vielen ähnlichen auszeichnet, ist der religiöse Geist, der in derselben weht und der stete Hinblick auf den religiösen Bildungsgang des Dichters, wobei eine gnädig leitende Vorsehung nachzuweisen überall gesucht wird. Der Verfasser verlangt, welchen Standpunkt der Betrachtung man auch inne habe, „daß in Allem, was dazu diente, den Mann zu dem zu machen, das er geworden ist, und, nach dem Begriffe, den das Bewußtseyn der Geschichte von ihm aufgestellt hat, werden sollte oder mußte, ein Weltplan anerkannt werde, den der Gang seines Gesammtlebens befolgt hat.“ Der Verfasser weist dies von der Kindheit Schillers an bis zu seinem Abschied von Mannheim, bis wohin uns das erste Bändchen führt, in kräftigen Umrissen nach. Obschon nun Referent diese providentielle Ansicht ebenfalls theilt, dehnt er sie doch nicht so weit aus, daß er sich überzeugen könnte, alle seine Jugendschicksale haben günstigen Einfluß auf sein Leben gehabt, das, wie jedes, aus Wirken und Gegenwirken, aus Thun und Leiden zusammengesetzt war. Schwab sagt wohl: „Der Genius des Dichters sey aus dem Kampfe mit der äußern Welt, dann aus dem Kampfe mit der Sünde, zuletzt aus dem Kampfe mit der unbändigen Macht seiner eigenen Naturanlage und der ihn manchmal fast überwältigenden Reflexion siegreich hervorgegangen.“ Aber das ist zu viel gesagt; genug, daß man rühmen darf, er sey nicht unterlegen, aber ganz „mit ungelähmter Hüfte aus dem Ringkampf hervorgegangen“ ist er nicht. Die Akademie, Erfahrungen in Stuttgart und Mannheim haben in mancher körperlichen und geistigen, ja selbst in moralischer und religiöser Beziehung nicht den besten Einfluß geübt. Schiller selbst sah dies wohl ein. Wie rührend klagt er nicht in einem Brief an Reinwald: „Theurer Freund! ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu frühe wider mich;“ dabei spricht er „von seinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden.“ Doch gibt Hr. Schwab an andern Stellen den schädlichen Einfluß, z. B. des Militärinstituts und seines sonstigen gedrückten Verhältnisses auf den Charakter des Dichters selbst auch zu. Ueberhaupt ist als lobenswerthe Eigenschaft der Schrift ihre Wahrheitsliebe zu nennen. Neben aller Verehrung für den Dichter, in dem sie „ein wahrhaft königliches Herz“ findet, verschweigt sie auch dessen Fehler nicht, namentlich bespricht sie aufrichtiger, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Jugendverirrungen desselben. Zwar sind wir gewohnt, in Liebe der Verehrung uns Schillers Bild als Dichter und als Mensch ganz makellos und ideal zu denken; aber die Wahrheit geht über Alles und ist auch fruchtbringender. Wenn wir an dem verehrten Manne auch menschliche Schwächen, Eitelkeiten, Verirrungen, Wechsel der entgegengesetzten Gefühle finden, so tritt er uns wieder näher und lieben wir ihn um so mehr. Wir sehen in sein kämpfendes, oft blutendes Herz, in sein herrliches Gemüth und dadurch, daß auch er kämpfte, irrte und — siegte, wird uns sein Vorbild um so segensreicher, weil es nicht mehr in kalter unerreichbarer Höhe über uns schwebt.

Im Anfang der Schrift gibt der Verfasser manche bisher unbekannte, interessante Notizen, namentlich auch

über dessen Geschlecht, die Ableitung des Namens jedoch von dem Wein, dessen Farbe schielt, der weder weiß noch dunkelroth, und namentlich in Würtemberg „Schiller" genannt wird, — (daß nämlich des Dichters Urvater seinen Namen vom Schillerweine, den er baute, erhalten habe), scheint gesucht. Schillerwein wird man wohl nicht absichtlich bauen, da er aus gemischten Traubensorten gewonnen wird. Solche Mischung war aber früher häufiger, als die Absonderung der Rebsorten, und gewöhnlicher, als daß Jemand sollte davon seinen Namen erhalten haben; und überhaupt scheint eine solche Uebertragung vom Produkt auf den Producenten gezwungen. Man nennt Jemand, nach seinem Gewerbe, Beck, Binder, Schuster, aber nicht Brod, Garbe, Schuh. Wohl mit Unrecht beruft sich der Verfasser auf den Namen Unger, der in jener Gegend auch häufig sey und den er von Ungertrauben ableitet. Namen, wie Unger, Ruß, Schweizer, Böhm, Beier, Sachs, erhielten die Träger derselben wohl als Abkömmlinge der betreffenden Länder, oder weil sie sich lange daselbst aufgehalten haben, wie ja auch jetzt noch unter dem Volke solche Beinamen sich bilden. Ueberhaupt sind Namen oft ganz willkührlich gewählt. Was wäre es aber auch, wenn ein Stammvater des Dichters seinen Namen vom Schielen erhalten hätte, was jedoch dem Gefühl des Verfassers zu widerstreben scheint? Führten doch auch große Männer die Namen: Strabo, Pätus, römische Familiennamen derselben Bedeutung!

In der Angabe des Geburtstags weicht Schwab von allen bisherigen Bestimmungen ab; er nennt den 11. statt des angenommenen 10. Nov. 1759, gibt aber dabei ganz kurz an: „Notiz des Herrn Oberamtsrichters Rooschütz von Marbach," ohne dessen Quelle zu nennen, während er doch sonst auf Mittheilungen des Kirchenbuchs sich beruft. Ueberhaupt wäre bei noch einigen andern bis jetzt unbekannten, oder für unverbürgt gehaltenen Thatsachen, besonders aus der ersten Jugendgeschichte, ebenfalls nähere Angabe der Autoritäten zu wünschen gewesen, z. B. S. 28, wo auf die bei Veranlassung des hohen Liedes gemachte Frage des kleinen Schiller: „hat denn die Kirche Zähne von Elfenbein?" Der Vater geantwortet haben soll: „Mitunter hat sie Wolfszähne!" Ebenso glaubte Referent seither, daß der Fluch, den der zehnjährige Schiller pathetisch über das Schlößchen Hartenek, wo ihm für seine geringe Barschaft Milch verweigert worden war, aussprach und der Segen über das Dorf Neckarweihingen, wo er solche erhalten hatte, nicht in Reimen, wie Schwab angibt, ausgesprochen worden sey.

Gegen die Jugendgedichte Schillers scheint Hr. Schwab doch allzustreng, ebenso scheint er das einfache, aber herzliche, höchst innige und sinnige Gedichtchen, mit dem die Mutter Schillers ihren Gatten im neunten Jahre ihrer Ehe (am 1sten Tage des Jahrs 1757) begrüßte, nicht genügend zu würdigen. Er findet nämlich darin bloß „die Anlage zur äußerlichen Form der Poesie," die Schiller von der Mutter geerbt habe. Der Leser entscheide und bedenke die so ganz einfache Bildung der Frau und jene Zeit:

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen neben bei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit dir die Freuden und den Schmerz.

Am ausführlichsten und nach des Referenten Ansicht am geistreichsten hat der Verfasser über die Räuber geurtheilt. Er weist den Zusammenhang in des Dichters Erstlingsstück mit der damaligen Weltlage nach, und sieht darin ein furchtbares Bild jener Zeit und eine ahnungsvolle Weissagung der unmittelbar folgenden; und zwar erkennt er in den Räubern nicht nur die Stimme eines Propheten in politischer, sondern auch in religiöser Hinsicht (S. 216), wo Grimm auf den Vorschlag des Schufterle, ein Pietist zu werden, antwortet: „Getroffen! Und wenn das nicht geht, ein Atheist. Wir könnten die vier Evangelien aufs Maul schlagen, ließen unser Buch durch den Schinder verbrennen, und so gings reißend ab!" —

Fiesko wird mit Recht unter die Räuber gestellt, wobei jedoch einzelne große Züge und erhabene Gedanken anerkannt werden. Trefflich ist besonders auch der Rückblick am Schlusse auf die erste Periode.

Neben so vielem Ausgezeichneten hat hie und da den Referenten nur eine Spur von einiger Flüchtigkeit gestört, die er zu bemerken glaubte. So citirt Hr. Schwab die Aeußerung eines der Jugendfreunde Schillers (Streichers), nach welcher, wenn Schiller nicht gezwungen worden wäre, von der Theologie zu abstrahiren, derselbe „sich zu einem Theologen gebildet haben würde, der durch bilderreiche Beredtsamkeit und durch richtige Anwendung einer tiefen Philosophie auf die Religion Epoche gemacht hätte." — „Wir können," sagt nun Hr. Schwab, „so bescheidene Erwartungen, welche den Genius auf die Kanzel und den theologischen Lehrstuhl beschränken wollten, keineswegs theilen. Vielmehr glauben wir, daß auch in dieser Laufbahn sich Schiller nicht mit der Anpassung seines Geistes aufs Gegebene und Positive, oder gar mit der rhetorischen Form begnügt hätte, sondern daß er in der Wissenschaft, wie er es in der Poesie

gethan hat, auf ungewohnten Bahnen der höchsten Wahrheit zustrebend, als Denker dasselbe geworden wäre, was er als Dichter geworden ist ꝛc." Streicher aber hat nicht so wenig erwartet, als unser Verfasser ihn sagen läßt. Genau und getreu sind seine Worte diese: „Ohne Zweifel würde die Welt in Schiller einen Theologen erhalten haben, der durch bilderreiche Sprache, Tiefe der Philosophie und deren richtige Anwendung auf die Religion Epoche gemacht, und alles Bisherige übertroffen haben würde ꝛc." Hat nun Streicher, dessen „bescheidene Erwartungen" Hr. Schwab tadelt, eigentlich weniger erwartet als Letzterer? — Ein sinnentstellender Schreib- oder Druckfehler ist S. 178, wo als Aeußerung Wielands vorkommt: „Schiller hätte mit den Räubern anfangen und nicht endigen sollen!" statt daß es vielmehr umgekehrt heißen muß: „er hätte mit den Räubern endigen und nicht anfangen sollen!" Die äußere Ausstattung der Schrift ist ausgezeichnet.

2) Schillers Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Zweiter, dramatischer Theil. Zweite Abtheilung. Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, 1839.

Die früheren Abtheilungen dieser ausführlichen Schrift über Schiller haben sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren. Während Einige diese Art der Auffassung des Dichters für höchst geistreich hielten und den ganzen geistigen Gehalt der Schiller'schen Dichtungen aufs trefflichste entwickelt fanden, erklärten Andere das Ganze für ein allgemeines Hin- und Hergerede, dessen Inhaltslosigkeit sich hinter hochtrabende Redensarten und philologische Formeln verstecke. Stark spricht sich besonders auch Heinrich Viehoff in seiner Erläuterung der Gedichte Schillers über vorliegende Schrift aus und sagt: „Wenn unsere Dichter keine Erläuterung, als ein so selbstgefälliges, geziertes, ins Vage verfließendes, das Wesentliche und Schwierige umgehendes Gerede erwarten dürfen, so haben diejenigen nicht Unrecht, welche in Beziehung auf die neueren Klassiker alle Interpretation zu verdächtigen und in Verachtung zu bringen suchen, und es wäre in der That unbegreiflich, wie die Kritik noch solche Werke als willkommene literarische Erscheinungen begrüßen kann, wenn man nicht wüßte, daß eine engzusammenhaltende philosophische Clique sich einer Reihe von Zeitschriften bemächtigt hat, um selbst dem Mittelmäßigen, dessen so Manches aus ihrer Mitte sich dreist hervordrängt, vor den Augen eines leichtgläubigen Publikums den Schein des Tüchtigen und Werthvollen zu leihen."

Dies ist aber auf jeden Fall unbillig und einseitig. Denn der Schrift kann manches Verdienst nicht abgesprochen werden, z. B. die Bestimmung des Verhältnisses von Realismus und Idealismus, ihre Unterordnung der bloß moralischen Weltanschauung unter die ästhetische und religiöse, die aufgestellte Ansicht von der Geschichte u. s. w. Ueberhaupt ist sie wenigstens ein dankenswerther Versuch, Schiller als Dichter des Geistes und der Freiheit aufzufassen und darzustellen. Auch ist Manches, was Hinrichs gegen Hoffmeister, z. B. gegen dessen Theorie vom Tragischen, gegen seine Schilderung der Eigenthümlichkeit Schillers u. s. w. sagt, wenn auch Vielen zum Anstoß, so doch keineswegs ohne Grund. Dennoch kann man auf der andern Seite nicht läugnen, daß, wie in den zwei frühern Bänden von Hinrichs, so auch im vorliegenden, Manches Vage, Gesuchte, Nichtssagende sich hinter pompöse philosophische Redensarten verstecke, und daß nicht selten Hegel'sche Ideen gewaltsam herausgepreßt wurden; überhaupt scheint der Verfasser sich außerhalb der Terminologie der Hegel'schen Philosophie nur schwer bewegen zu können. Dabei kann Referent nicht bergen, daß vorliegender letzter Band ihn weniger befriedigt habe, als die früheren. Es ist, als wäre der Verfasser an der Arbeit erlegen. Denn diese Abtheilung enthält zwar sehr viel, oft zu viel Geschichtliches zu den betreffenden Dramen, ganze Seiten aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, auch interessante Kritiken von Tieck, Goethe, Süvern, A. W. Schlegel, Hegel, Frau von Staël u. A. (die von Solger wurden ungerne vermißt), aber es findet sich doch gar zu wenig Eigenes; selbst in den Anhäufungen von den verschiedensten fremden Urtheilen, die auch nicht immer ganz zweckmäßig geordnet scheinen, tritt die eigene leitende Idee des Verfassers nicht klar genug hervor. Es ist diese Idee der Gegensatz und die Einheit des Ideals und der Wirklichkeit und die beiden Pole sind ihm die einseitige Abstraktion des Ideals von der Wirklichkeit (in den Räubern) und der aufgelöste Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit im Tell, der die erfüllte Einheit des Geistes mit der Welt enthalte. „Das natürliche Selbst und Ideal mit seiner abstrakten Freiheit ging in der Entwicklung und Bewegung der Schiller'schen Stücke an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit so lange fortwährend unter, bis es zuletzt mit dieser unmittelbar zusammenfällt." — Wenn wir auch im Ganzen diese beiden Pole zugeben, so wird doch die specielle Nachweisung an dem ununterbrochenen Verlaufe der Schiller'schen Stücke oft gesucht; so bildet bei dieser Entwicklungsangabe die Braut von Messina nur sehr gezwungen einen Ring in der Kette und deßhalb ist auch „Tell" nach Hinrichs das non plus ultra für Schiller. Unser Verfasser will überall innere Nothwendigkeit nachweisen, wo Neigung des Dichters,

äußere Einflüsse und Verhältnisse u. s. w. oft bedeutend mitwirkten. Daher sind auch die Beziehungen, die Hinrichs zwischen den einzelnen Dramen findet, oft sehr gezwungen. So gibt er den Uebergang von Wallenstein zur Maria Stuart (S. 137) so an: „Der dreißigjährige Krieg nahm erst lange nach Wallensteins Fall und Tod ein Ende. Das neue Princip der Denk- und Gewissensfreiheit wurde im westphälischen Frieden politisch und religiös anerkannt. Der neue Glaube gehört nach dieser Anerkennung mit zur Wirklichkeit der Welt und ihres Bewußtseyns. Der Protestantismus hat aufgehört, bloß in der Gesinnung zu seyn; er hat auf Erden Raum gewonnen und ist mit dem Katholicismus gleich berechtigt. Beide stehen deßhalb nicht mehr in welthistorischem Kampfe einander entgegen, sondern verhalten sich nach gegenseitiger Anerkennung neben einander. Sie werden zur Gemüthssache, zum Pathos subjektiver Empfindung und Leidenschaft, deßhalb sind es nun Frauen, welche auftreten, und sich in ihren Neigungen, wie sie durch die beiden entgegengesetzten Principien der modernen Welt und ihrer Bildung bestimmt sind, gegenseitig bekämpfen, der Inhalt der Maria Stuart." (Man vergl. S. 179, 236, 276 und 277.) — Betreffend die Communion, die Schiller in der Maria Stuart auf das Theater bringen wollte und gegen die protestirt wurde, erzählt Hinrichs S. 143 und 144. Schiller fragte Herdern: „Sagen Sie, Freund! sollte diese Scene wohl das religiöse Gefühl beleidigen können?" — „Erwecken können? so sollten Sie gefragt haben," versetzte Herder, „und ich würde mit Ja antworten." Ganz hiemit widersprechend erzählt Klingemann in „Kunst und Natur" Bd. I. S. 153: wegen der Beicht- und Abendmahlsscene im fünften Akt der Maria Stuart sey Schiller mit Herder in Zwiespalt gerathen, indem Ersterer besonderen Werth auf diese Scene legte. — Wer Recht hat, wagt Ref. nicht zu bestimmen; aber der Umstand, daß Herder Präsident des Weimar'schen Consistoriums war, das dagegen protestirte, und die um jene Zeit hervortretende Erkältung zwischen den beiden Männern scheint für Klingemann zu sprechen.

Widerlich ist, daß sich der Verfasser in einzelnen gesuchten Ausdrücken so sehr gefällt. So hatten nicht nur früher Karl Moor die „Groß-Mann-Sucht," die Lady Milford die „Groß-Weib-Sucht," was Alles man noch so gelten lassen kann, sondern nun muß auch Wallenstein die „Groß-Vater-Sucht" haben, weil er seine Tochter groß machen will, und die „Groß-Schwester-Sucht." Dagegen Johanna habe nicht die „Groß-Weib-Sucht" und Tell nicht die „Groß-Mann-Sucht."

Ein großer Uebelstand ist auch, daß bei den Citaten so selten Anführungszeichen und andere Ausscheidungsmittel angewandt sind, weil man so häufig nicht wissen kann, wie weit die fremden Worte gehen und was wieder dem Verfasser zuzutheilen ist.

Im Allgemeinen wiederholt der Referent, daß er auch diese fleißige Arbeit über Schiller für einen verdienstlichen Versuch halte, Schillers Genius nach bestimmten Principien aufzufassen und zu bestimmen.

Roman.

Jack Sheppard von W. Harrison Ainsworth. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Günther. Vier Bändchen. Mit Bildern nach G. Cruikshank. Leipzig, Kollmann, 1839.

Das ist der Roman, durch den sich Courvoisier, seinem eignen Geständniß nach, zur Beraubung und endlich zum Morde des edlen Lord Russel hat begeistern lassen. Jack Sheppard hat wirklich einmal existirt und war einer der verschmitztesten und kühnsten Räuber. Seine Geschichte wird hier romantisch ausgeschmückt, sein Treiben entschuldigt und gepriesen. Doch versteigt sich die Romantik nicht so hoch, wie gewöhnlich in den deutschen Räuberromanen, im Rinaldo Rinaldini rc., sondern sie bleibt in der Region der Gemeinheit und würzt dieselbe nur durch Abentheuerlichkeiten und Gräßlichkeiten, wie in den französischen Verbrecherromanen. In den deutschen Romanen spielen die edeln Räuber immer eine sehr großmüthige, sentimentale, selbst zahme Rolle. In Jack Sheppard dagegen tritt die ganze Härte des englischen Charakters hervor, noch weit weniger gemildert als in den Romanen von Bulwer und Dickens, obgleich auch diese uns schon des Verruchten genug aus den Mord- und Diebswinkeln Londons gemeldet haben. Heimliche Mordscenen der scheußlichsten Art machen hier das Haar sträuben und mögen, wie sie bei jedem gebildeten Leser tiefen Ekel erregen, in rohen Gemüthern wohl umgekehrt den wollüstigen Trieb zur Grausamkeit nähren. Der Heroismus des Räubers in Gefahren, auf seiner kühnen Flucht rc. wird ins glänzendste Licht gesetzt und noch unter dem Galgen erscheint er als ein wahrer Volksheld, unermeßlich populär und reichlich mit Lorbern gekrönt. Ein unverschämtes Buch, das Altengland nicht viel Ehre macht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. Juli 1840.

Werke über Schiller.

3) Schillers Gedichte, in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höhern Schulanstalten insbesondere. Von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Stuttgart, Balz, 1839.

So hart Hr. Viehoff über die Schrift von Hinrichs urtheilt, so unbedingt spricht er seine tiefste Verehrung vor der Biographie Schillers von Hoffmeister aus, eine Verehrung, die, wie er meint, allgemein getheilt werde, außer von „einigen Propheten der Finsterniß, die überall dem hellen Lichte gern den Weg verbauen möchten, damit nicht ihre Nebelgebilde zerrinnen," — während doch die Schiller'schen Erben liberaler selbst zugeben, daß auch eine andere Auffassung ihres großen Vaters möglich sey. Viehoff schließt denn auch seinen Commentar aufs engste an das Werk von Hoffmeister an, von dem er zur schuldigen Danksagung auch wieder „der feinsinnige Viehoff" genannt wird. Der Commentar, von dem der vorliegende erste Theil übrigens nur bis zu den „Künstlern" geht, ist mit Fleiß, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit bearbeitet, ganz so, wie die alten Dichter in den Schulen erklärt werden und Referent glaubt kaum zu irren, wenn er in dem Verf. einen Lehrer der Philologie zu sehen glaubt. Die Schrift ist reich an sprachlichen, literarischen, historischen, besonders mythologischen Notizen, sie weist ängstlich, ja pedantisch die kleinsten sprachlichen Unrichtigkeiten nach, auch solche, die als poetische Licenzen gar keinem Anstand unterliegen, zählt alle fehlerhaften Reime auf, enthält eine Menge Parallelstellen, besonders auch aus Profanscribenten. In dem, ganz im Volkston gehaltenen Lied „Graf Eberhard der Greiner" bringt der Verf. bei der Stelle:

> Und Fehd' entbrannte bald darauf,
> Und zogen Roß und Mann
> Bei Döffingen mit hellem Hauf ꝛc.

zu Erklärung der Auslassung des satzeinleitenden es eine über drei Zeilen lange Analogie aus dem Französischen bei; ebenso bei der Stelle aus dem „Lied an die Freude":

> Göttern kann man nicht vergelten,
> Schön ist's, ihnen gleich zu seyn ꝛc.

wird nicht nur eine ähnliche Stelle von Klopstock citirt, sondern auch eine von Cicero: Homines ad Deos nulla re accedunt, quam salutem hominibus dando. In der Resignation bei der Strophe:

> „Ich zahle dir in einem andern Leben,
> Gib deine Jugend mir!
> Nichts kann ich dir als diese Weisung geben" —

werden wir belehrt: „Weisung" sey so viel als Anweisung, Schuldverschreibung! und bei dem Verse:

> „Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen" —

„wuchern" heiße: reichliche Zinse tragen, wie sie nur der Wucherer begehren kann. Welcher Leser von Schiller, und wäre er ein Gymnasiaste, bedarf solcher Erklärungen, und daneben nehmen sich dann die kritischen Untersuchungen, die öfters nicht ohne Interesse sind, und manches andere wirklich Treffende sonderbar genug aus. Referent will dem Verfasser philologischen Scharfsinn in keiner Weise absprechen, aber poetischen Feinsinn kann er in vorliegender Schrift wenigstens nicht entdecken. Wie prosaisch Viehoff die poetische Sprache beschränken möchte, davon nur ein paar Beispiele. In den Künstlern Vers 78—81 will Schiller sagen: Als die Kunst noch Führerin der Menschheit war, kannte man noch keine Inquisitionsgerichte:

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.

Ueber den Ausdruck nun:

Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme —

sagt Verf.: dieser Ausdruck sey nicht ganz genau, da nicht der Begriff Flamme, sondern der ganze Gedanke negirt werde. (?!) Ebenso wird die poetische Construktion der Verse 105—111 in demselben Gedichte getadelt, ebenso Vers 107 der Ausdruck: „ein streitendes Gestaltenheer" statt: ein Heer von streitenden Gestalten, indem das Relativ sich auf das Bestimmungswort eines zusammengesetzten Wortes beziehe. Da dürfte man auch nimmer sagen: ein streitendes Dragoner-Regiment, indem gerade, wie dort, streng genommen, eigentlich nicht das Regiment, sondern die Dragoner, die das Regiment bilden, streiten. Ebenso ist der Verf. bei Bestimmung des Sinnes der Gedichte nicht immer glücklich. Sonst hätte er im „Triumph der Liebe" bei den Worten:

Ein jugendlicher Maienschwung
Durchwebt, wie Morgendämmerung,
Auf das allmächt'ge Werde,
Luft, Himmel, Meer und Erde.

gar nicht an „das Schöpfungswort des höchsten Gottes" denken können. Die Welt war ja geschaffen, aber noch gefühllos, wild und todt (wie die vorhergehenden Verse beschreiben), bis das Schöpfungswort der Liebe sie mit Wonne und höherem Leben durchdrang. Ebenso hätte im „Graf Eberhard, dem Greiner" bei den Worten:

„Schnell um ihn her der Helden Trieb"

Herr Viehoff nicht zweifelhaft seyn und ihm die unnatürliche Erklärung, nach welcher Trieb gleichbedeutend mit Neigung wäre, gar nicht einfallen sollen, da offenbar die andere von ihm auch gegebene (Trieb, Getriebe, Gewühl) die einzig richtige ist.

Am wenigsten glänzend zeigt sich der poetische Feinsinn des Verfassers bei den Göttern Griechenlands, besonders der 6ten Strophe:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang.

Hier ist der Verf. doch fast zu arg im Nebel herumgefahren. Unter der holden Priesterin versteht er eine wirkliche geweihte Priesterin einer Gottheit und meint, sie werde deßhalb „die Holde" genannt, weil man bei deren Wahl auf Schönheit gesehen habe. Er fürchtet deßhalb, man könnte das Gürten des heiligen Gürtels der Reize auf die Bewahrung der Jungfräulichkeit beziehen, welche Erklärung übrigens der Verf. selbst nicht will, da das Keuschheitsgelübde der Vestalinnen keinen Gegensatz zum ehelosen Leben der Mönche und Nonnen bilden würde. Der Sinn ist vielmehr nach ihm: „Die Priesterin betete an den Altären der Grazien, huldigte dem Anmuthigen und Schönen der Erde und gelobte zwar der Charitin ein edles, züchtiges Leben, bekannte aber auch im stillen Gebete zu Aphrodite die Wünsche ihres liebenden Herzens (während die neuere Gottgeweihte nicht einmal sich selbst, geschweige denn ihrem Gotte solche Wünsche zu gestehen wagt); und um auch noch im Elysium unter den Schatten, mit der Priesterbinde geschmückt, zu wandeln, wachte sie sorgfältig über ihren Ruf und bewahrte den Reiz weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit, dem selbst der Herrscher der Götter und Menschen nicht zu widerstehen vermochte." Was den göttergleichen Rang der Priesterinnen betreffe, — meint Verf. weiter, — so sey bekannt, welcher Auszeichnung sie in Kleidung, im geselligen und öffentlichen Leben genossen; der Ausdruck aber: „auch droben zu gebieten" sey nicht zu billigen, weil das Elysium in der Unterwelt gelegen sey u. s. w.

Wie man doch vor lauter Bäumen oft den Wald nicht sehen kann! Hätte der Verf. die unmittelbar vorhergehende Strophe mit in Verbindung gesetzt, könnte er nicht Alles so mißverstanden haben:

Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund;
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Die Liebesgöttin Venus ward als mit dem Gürtel des Reizes geschmückt gedacht, selbst Juno, Gattin des obersten Gottes, mußte denselben von Venus entlehnen, um Jupiter sich zu gewinnen; dies ist „des Reizes heil'ger Gürtel, der den Donn'rer selbst bezwang," mit ihm geschmückt denkt sich der Dichter auch liebenswürdige, holde irdische Jungfrauen. Dies sind die holden Priesterinnen, die an der Grazien Altären knieen und im stolzen Gefühle, in ihrem göttergleichen Reize auch den Göttern wohlzugefallen („auch droben zu gebieten") durch Tugend und Anmuth göttergleichen Rang anstrebten, indem sie des Reizes heil'gen Gürtel treu hüteten.

Bei dem Gedicht „Resignation" hätte die Erklärung davon, die Schiller selbst später gab und die sich im

Morgenblatt 1808 Nr. 207 findet, wohl auch angeführt und berücksichtigt werden dürfen.

Begierig ist Referent auf den zweiten Theil dieses Commentars, in welchem erst die schweren, philosophischen Gedichte, wie „das Ideal und Leben," besprochen werden.

4) Schillers sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt von Dr. Schlegel. Leipzig, Polet, 1840.

Einer der Gebrüder Schlegel sagt irgendwo: Noten zu Gedichten seyen, wie anatomische Vorlesungen über einen Braten. Diese Ansicht theilte wahrscheinlich ihr Namensvetter, der Herausgeber vorliegenden Schriftchens und deßhalb brachte er seine Erklärung der Schiller'schen Werke in die Form eines Wörterbuchs. Von A—Z wird hier auf 187 Duodez-Seiten Alles aus sämmtlichen Werken Schillers besprochen, aber wie?! Ueber diese Erklärung ist Viehoffs Schrift weit erhaben. Die mythologischen und geschichtlichen Notizen sind noch das Beste, aber im unbedeutendsten Conversationslexikon findet man sie besser. Sodann ist jedes lateinische oder französische Wörtchen übersetzt, z. B. „contenti estote, seyd zufrieden," und „Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque (l. kong-schüraßiong du kongt schang lui d'fiesk), Verschwörung des Grafen Ludwig Fiesko." (Wie wird wohl Einer, der so wenig Französisch versteht, daß er dies nicht übersetzen kann, nach obiger Anweisung diese Worte aussprechen?!)

Für das Verständniß des Geistes oder auch nur des Wortsinnes der Sch. Dichtungen ist lediglich gar Nichts gethan. Zwar findet man die Titel aller Schriften Schillers, ja aller Gedichte, aber von der Art der Erklärung nur ein paar Pröbchen, die wörtlich und vollständig also lauten:

„Geheimniß der Reminiscenz, eines jener Lieder aus Schillers erster Periode, worin der Gedanke, daß die Gewalt der Liebe in ewiger Jugendblüthe die Welt beseligt, mit siegender Kraft ans Licht tritt." Dies wäre der Gedanke dieses Gedichts? Ich glaubte bisher, was schon der Titel andeutet, der Platonische Gedanke einer Präexistenz der Seelen liege zu Grunde und in Erinnerung an die frühere Einheit ihrer Seelen haben die Liebenden die gewaltige Sehnsucht nach Wiedervereinigung.

„Geschlechter (die) werden von unserem Dichter als vor dem Erscheinen des Eros feindlich getrennt gedacht." — Und hiemit ist die ganze Erklärung geschlossen. Ebenso geistreich ist folgende:

„Hektors Abschied, malt mit zarter Wehmuth Patriotismus und eheliches Glück im unvermeidlichen Kampfe."

Ueber das so schwere und erhabene Gedicht:

„Ideal und Leben" lautet der genaue Commentar so: „ein Gedicht, welches dem Dichter selbst wegen der Bestimmtheit der darin ausgedrückten Begriffe lieb war und worin Humboldt die höchste Reife des Schiller'schen Genius und das treueste Abbild vom Wesen des Dichters erblickte. In der That waltet in wenigen Gedichten der deutschen Nation, wenn man mehrere von Goethe ausnimmt, etwas so Aetherisches, was jedes empfindende Herz bezaubern muß, sobald ihm das Verständniß geöffnet ist (sic!) nur im Ideal wohnt Vollendung."

„Mädchens Klage (des). Nach dem Verlust des geliebten Gegenstandes bleibt dem liebenden Herzen als das Süßeste nur noch die wehmüthige Erinnerung." — Liegt dies nicht schon deutlich genug in dem Gedichte, besonders im Schluß?

„Das süßeste Glück für die traurende Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen."

Doch genug der Proben! Und dies heißt der Verfasser: Schillers sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt!!

Lyrische Dichtkunst.

Gesänge der Liebe von Adolf Peters. Dresden, Walther'sche Hofbuchhandlung, 1840.

Wie Petrarca, ja fast noch hingegebener, widmet der Dichter dieser Gesänge sein ganzes Daseyn der Geliebten. Dabei ist nun freilich viel Schwärmerei und was uns Nüchternen als Uebertreibung erscheinen muß; allein es thut doch wohl, einen lyrischen Charakter auf diese bestimmte Weise ausgesprochen zu sehen, da unsre neuesten lyrischen Dichter immer mehr in charakterlose Unbestimmtheit fallen. Wenn wir sehn, wie hier einer sein Herz an ein Dutzend und mehr geliebte Wesen verschenkt und jeder vorwinselt, als ob es ihm der heiligste Ernst wäre, — und wie dort ein Andrer über seine eignen Gefühle spottet, — wie hier einer alle Manieren nachahmt, indisch und persisch, antik und romantisch, spanisch und serbisch 2c. singt, um seinem deutschen Herzen Luft zu machen, und dort ein Andrer auf noch widerwärtigere und unnatürlichere Weise die ganze Claviatur der Empfindungen durchspielt, indem er selber keiner wahren und kräftigen Empfindung fähig, nur in fremde sich hineinlügt und fremde nachahmt; — wenn wir dies lyrische Unwesen in unsrer Literatur in so hohem Grade überhand nehmen sehen, können wir uns in der That nur freuen, daß es doch auch hin und wieder noch einen Minnesänger gibt,

der in einfach treuer Weise sein Mädchen besingt und sie allein.

Amor hat sich wohl nie gehorsamer gezeigt, als hier. Der Dichter erstirbt in Devotion vor seiner Huldin.

Mich hat ein Gott in deine Hand gegeben
Und dir, o Herrin, die Gewalt geschenkt
Mir über Seel' und Sinne, Leib und Leben
Frei zu gebieten, fürstlich unumschränkt.
Und ob du's auch verschmähst, mein Herz zu lenken,
Mild bist und lind, ein Blumenhauch des Mai's,
Ist all' mein Thun und Trachten, Dichten, Denken
Doch nur um dich, als thät' ich dein Geheiß.

Als müßt' ich deine Liebe noch erwerben,
Und räng' ihr nach in heißer Ungeduld,
Und wollte sie gewinnen oder sterben,
So dir zu dienen zwingt mich deine Huld;
So deiner Liebesschönheit mich zu neigen
Gebeut des Herzens voller, sel'ger Drang,
Ich singe, klage, juble, kann nicht schweigen,
Gequält von meines Busens ew'gem Dank 2c.

Ha, deine Macht bestürmt mir alle Nerven,
Umklammert odemhemmend meine Brust,
Ich muß mich glühend vor dir niederwerfen,
Soll mich nicht tödten diese Qual und Lust!
Laß mich im Staube ruhn zu deinen Füßen,
Im Lichte der Verklärung ruh' ich dann,
Ich sehe Engel dich als Heil'ge grüßen,
Und wär' kein Gott, dich betete ich an!

Nur eine kleine Trennung von der Geliebten versetzt den Dichter in Verzweiflung:

Das Schicksal grollt und dräut mir, als befböhle
Mich's bösen Engeln; mir wird bang und bänger.
Ich schritt in eine majestätische Höhle
Voll Muth und trotzig kühn, allein je länger
Ich gehe, wird sie enger, immer enger,
Und vor- und rückwärts irrt mein Schritt.
Wo noch hinaus?
Ich tappe blind in Nacht und Graus
Und gleite hin bei jedem Tritt.

Umsonst mein Ruf! Die Felsenwände stöhnen
Verworr'nen Schall zurück, der Helfer säumet,
Den eignen Tritt nur hör' ich schaurig dröhnen,
Gewässer in den Abgrund stürzt und schäumet.
Als hätt' ich in Elysium geträumet
Und wacht' im Orcus schrecklich auf.
So ist mir nun.
Was jetzt beginnen, was noch thun?

Die Seele schaudert,
Sie seufzt, entfernt von dir,
Im Dunkel mit zitterndem Fittig.

Dämmernd gleiten die Tage vorüber,
Reizlos fliehende Schatten,
Endlos wirren vor mir
Bilder ohne Werth und Gehalt,
Was mir erscheint, ist Schatten,
Ich bin Schatten,
Gespenstisch ohne dich.
Ein schreckhaft zerrend Spiel,
Todtentanz
Ist ohne dich Alles.

In deiner Seel' allein
Ist meiner Seel' Erlösung.

Im melodischen Ausströmen der Gefühle ist der Dichter glücklicher als in der Genremalerei. Daß er der Geliebten, als der alte Onkel eingeschlafen war, Küsse geraubt; daß er die Geliebte auf einem Maskenball als Fledermaus gefunden und dergleichen, ist wohl nicht poetisch genug, um in elegischen Distichen verewigt zu werden. Auch die Phantasie des Dichters geht nicht immer auf dem rechten Wege.

Gar zu lieblich lacht die Lose,
Das Geperl der Zähne blinkt
Gleich dem Thau, der um die Rose
Feine Silberketten schlingt.

Und wie all' den feuchten Spiegeln
Sich ein Sonnenpunkt entschwingt,
Auch ein kleiner Schalk mit Flügeln
Ihr aus jedem Zähnchen springt.

Listig schaart sich das zusammen,
Hält muthwillig mich umringt,
Bis mein Kuß voll Glut und Flammen
Sie zur Flucht in's Häuschen zwingt.

Dies unglückliche Bild erinnert weniger an Anakreon als an Rabelais. Doch finden sich auch sehr schöne Bilder, z. B. das, worin der Dichter seine innige Vereinigung mit der Geliebten einer Blume vergleicht:

Beseligt bin ich unter allen Zonen,
Durch dich beseligt und durch dich gerechter,
Dein stilles Bild ist meines Herzens Wächter,
Und wo ich weile, wirst du mit mir wohnen.

Wie in der Blume jungfräulichen Kronen
Vereint zu einem Leben die Geschlechter:
So sind wir Eins, so süß vermählt in echter
Gottsel'ger Liebe, unser für Aeonen!

• • •

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 22. Juli 1840.

Geschichte.

Geschichte des brittischen Indien. Von James Mill. Nach der dritten englischen Original-Auflage. Erster bis fünfter Band. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1839, 1840.

Ein Werk des mühsamsten Fleißes. Man glaubt dem Verfasser gern, wenn er sich über die Noth beklagt, die es ihm gemacht hat, sich durch das unermeßliche Material von Akten der ostindischen Compagnie, Parlamentsverhandlungen ꝛc. durchzuarbeiten. Dies war aber unumgänglich. Das Resultat liegt nun dem Publikum vor und wie sollte es nicht mit Dank aufgenommen werden, da es uns so vollständig als möglich über die englische Herrschaft in Ostindien aufklärt, und die Entstehung und Lage einer Macht schildert, welche so tief in das Schicksal Asiens und in die Weltgeschichte überhaupt eingreift.

Im ersten Bande schildert Mill die Entdeckung Ostindiens auf dem Seewege und die ersten Ansiedlungen der Engländer daselbst bis zur Vereinigung der beiden zuerst entstandenen Handelsgesellschaften in die eine große englisch-ostindische Compagnie im Jahr 1711. In dieser ersten Periode machten sich die Engländer neben Holland, das längst in Ostindien vorwog, und neben Frankreich, das daselbst aufzukommen suchte, wenigstens geltend, ohne noch ein entschiedenes Uebergewicht erlangt zu haben. Da die Holländer sich hauptsächlich im südöstlichen Theile Ostindiens festgesetzt hatten, blieb der nordwestliche Theil der englisch-französischen Concurrenz offen. In Bombay, später Madras und Calcutta, war der Sitz der englischen, in Pondicheri der französischen Macht.

In demselben Bande entwirft der Verfasser ein Gemälde Indiens und seiner Bevölkerung, der Religion, Sitten und Gebräuche der Hindus. Im zweiten Bande fährt er mit diesen Schilderungen fort und skizzirt auch die frühere Geschichte der indischen Völker und Reiche und ihrer Unterdrückung durch die muhamedanischen Herrscher bis zur Ankunft der Europäer. Mill vertheidigt, im Widerspruch mit den bisher gültigen Ansichten, die auffallende Meinung, daß die Hindus durch ihre muhamedanischen Tyrannen nichts verloren haben, sondern vielmehr gewonnen hätten und er unterstützt diese Meinung durch das Beispiel der neben den muhamedanischen Reichen noch erhaltenen echten Hindureiche, in denen der innere Zerfall und die Entsittlichung einen noch weit höhern Grad erreicht habe, als in jenen. Es ist hier wohl schwer, zu entscheiden. Die kleinen Hindustaaten sind in Verfall gerathen, weil sie isolirt und beständig bedrängt waren. Wer aber mag beweisen, ob das ganze große Land des Ganges, wenn es auch nie muhamedanische Eroberer gesehen hätte, nicht der Altersschwäche langsam abwelkender Priesterstaaten hätte erliegen müssen. Für die Engländer ist es in jedem Fall ein Gewinn, daß die Bevölkerung in Indien nach Abstammung und Religion getheilt ist.

Im dritten Bande beginnt die interessante Geschichte der englischen Compagnie im 18ten Jahrhundert. Dies war die Periode ihres raschen Wachsthums, ihrer ersten großen Kriege und Eroberungen, die erste Entwicklung ihrer großartigen, der altrömischen nachgebildeten Politik.

Die Compagnie hatte mit erstaunlich vielen Hindernissen zu kämpfen. Im Mutterlande England selbst wurde ihr der Alleinhandel bestritten und sie hatte Mühe, ihn zu behaupten. Die Behauptung desselben war aber nothwendig, um in ihrer asiatischen Politik Einheit und die Concentration der Kräfte und des Interesses zu erhalten. Von Zeit zu Zeit mischte sich das englische Parlament in die Angelegenheiten der Compagnie und machte ihr durch Controllen, Reclamationen und neue Anordnungen zu schaffen. Die Diener der Compagnie beuteten sehr oft, ja fast immer ihre amtliche Stellung zu ihrem Privatvortheil aus, und oft lagen sie mit einander im Streit. Zudem war Frankreich äußerst thätig, in Verbindung mit mächtigen indischen Herrschern, die aufkeimende

Macht der Engländer zu erdrücken. Französische Truppen unter trefflichen Anführern kamen nach Indien und machten den Engländern nicht wenig zu schaffen. Allein trotz alledem setzte die englische Compagnie ihre Plane durch und besiegte alle Hindernisse. Zuweilen half ihr dabei das Glück, insbesondere gegen Frankreich, denn die bereits siegreichen französischen Gouverneure wurden im entscheidenden Augenblick jedesmal durch Pariser Cabalen und Hofintriguen zurückberufen, oder im Stich gelassen. Das Meiste that aber wohl die Hartnäckigkeit des englischen Charakters und das Interesse, das jeder einzelne Engländer in Ostindien hatte, durch die Progressen der Compagnie selbst immer mehr zu gewinnen. Es lag gewiß kein kleiner Reiz in den Eroberungskriegen der Compagnie. Wer sich auch nur auf eine Reihe von Jahren in diesem Terrain orientirte, dem konnte ein großer Antheil an der Beute, irgend eine einträgliche Stellung oder ein neuer Handelsvortheil nicht wohl entgehen. Das mußte den Eifer stählen.

Die Politik der Compagnie gegen die indisch-muhamedanischen Herrscher glich völlig derjenigen, welche die römische Republik mehrmals gegen die kleinen und großen Könige Afrikas und Asiens angewendet hatte. Aehnliche Verhältnisse und Zwecke führten zu ähnlichen Mitteln. Jene indischen Herrscher waren entartet, unter einander uneins, ältere legitime Familien wurden von Usurpatoren gestürzt, oft mißtrauten und bekämpften einander nahe Verwandte, kurz, es war hier leicht, sich des einen gegen den andern zu bedienen, einen nach dem andern zu unterjochen. Gewöhnlich kam der eine und bat um Hülfe gegen den andern, oder die englische Compagnie drang ihm auch wohl mit grausamer Großmuth ihren Schutz auf. Der Schützling wurde eine Zeitlang geehrt und geschont; nun konnte er aber die Hülfsgelder und Kriegskosten nicht bezahlen, da nahm man vorerst die Steuern als Pfand und ließ sie durch englische Beamten erheben; endlich brachte man den armen Schützling dahin, das ganze Land gegen einen Jahrgehalt zu verkaufen; oder man reizte ihn zum Unwillen, zu einer Empörung, die man ihm dann zum Verbrechen machte und die ihm nicht nur das Land, sondern auch Freiheit und Leben kostete. Das sind die Grundzüge, nach denen die englische Compagnie in Ostindien handelte, und sie handelt noch heute so. Indem sie Schutz verspricht und einen Bedrängten unterstützt, erweitert sie Schritt vor Schritt ihre eigne Herrschaft. Auch im vorigen Jahre ist sie nach Kabul nur gekommen als Beschützer, aber bald wird sie wieder kommen als Mahner, als Käufer, als Richter, als Herr.

Das ist nun freilich eine eigentlich ruchlose Politik; allein das schlechte Mittel dient einem guten Zweck. Die Inder selbst sind zufrieden mit der englischen Herrschaft, weil es eine Herrschaft der Gesetze ist, und weil sie dabei in ihren religiösen und nationalen Sitten nicht gestört werden. Die einheimische Tyrannei der alten Rajas und Nabobs war so unerträglich und hatte so sehr nur eine negative, vollends alles auflösende und zerstörende Tendenz, daß die englische Gesetzgebung und Verwaltung mit ihrer positiven, produktiven, schaffenden und erhaltenden Tendenz eine wahre Wohlthat für die Völker wurde. Dies erkennen die Indier auch so vollständig, daß sie sogar den entsetzlichen Warren Hastings, der sich als Eroberer im Namen der Compagnie so viele Frevel erlaubte, gleichwohl noch immer ihren Vater nennen, weil er der erste war, der ihnen die Gesetze Englands und eine geordnete Verfassung und Verwaltung brachte.

Die meiste Schwierigkeit fand die Compagnie anfangs in der Bekämpfung der Franzosen. Drei französische Gouverneure, zuerst Labourdonnaye bis 1746, dann Dupleix bis 1751, endlich Lally Tolendal bis 1761, waren unermüdlich thätig und entwickelten ein seltnes Talent, allein sie wurden von ihrer eignen Regierung verlassen und verrathen und mit dem schändlichsten Undank belohnt. Die Franzosen verstanden niemals zu colonisiren. Sie setzten sich während der Kreuzzüge im h. Lande fest und haben es durch ihre Unfähigkeit verloren. Sie bevölkerten einen großen Theil von Nordamerika und haben ihn durch ihre Unfähigkeit verloren, ja selbst ihre Nationalität droht in Louisiana vollends unterzugehen, da die englisch-deutsche Bevölkerung unaufhörlich vordringt und die französische verschlingt. Sie besaßen St. Domingo und haben es an ihre eignen Sklaven verloren, ein Mißgeschick, das nur Franzosen begegnen konnte, das nie einem andern colonisirenden Volke aus Europa begegnet ist. Sie nahmen Egypten und mußten es wieder verlassen. Jetzt haben sie Algier, aber sie verstehen nur dort zu fechten und zu fallen, nicht das Land zu colonisiren, nicht es auf die Dauer zu behaupten.

Auch ihr Auftreten in Ostindien beweist schlagend ihre Unfähigkeit im colonisiren. Hier gab ihnen das Glück Generale von großer militärischer Auszeichnung, tiefer politischer Einsicht und Klugheit und ausdauernder Treue, aber die Regierung machte keinen Gebrauch von diesen Mitteln und ließ alles, was jene Männer gebaut hatten, wieder zusammenfallen. Der treue und eifrige Labourdonnaye, der den Engländern Madras abgenommen, wurde zum Lohn in den Kerker geworfen. Der geniale Dupleix, dessen mit lobenswerther Unparteilichkeit im vorliegenden Werke geschilderte Thätigkeit Bewunderung erregt, wurde in dem Augenblick, da er bereits die größten Vortheile über die Engländer erlangt hatte, abgesetzt, weil die französische Handelscompagnie Frieden haben wollte, um im Frieden ihre Handelsvortheile zu genießen und die Kauffahrteischiffe sicher nach Europa rückkehren zu sehen. Daran, daß der ganze ostindische Handel für

Frankreich verloren gehen müsse, wenn man die Engländer gewähren ließe, schien man in Paris nicht zu denken. Dupleix hatte sein Amt so uneigennützig verwaltet, daß er arm und von Gläubigern verfolgt blieb, ohne daß ihm die Regierung irgend einen Dank oder eine Entschädigung gewährte. Die Folgen dieser Verkehrtheiten zeigten sich bald. Die Engländer ruhten nicht, und der Krieg begann von Neuem unter weit ungünstigeren Umständen für Frankreich als zuvor. Seit man Dupleix aufgegeben, war Frankreichs Ansehen in Ostindien tief gesunken. Dennoch kämpfte der neue Gouverneur Lally mit der edelsten Aufopferung, aber ohne seine Schuld unglücklich, und wurde bei seiner Heimkehr auf die undankbarste Weise angeklagt und hingerichtet. Er war der Vater jenes Lally Talendal, der sich in der französischen Revolution nachmals einen berühmten Namen gemacht hat. Später versuchte noch einmal Law mit den sehr geschmolzenen französischen Hülfsmitteln den Großmogul gegen die englische Compagnie zu unterstützen, aber eben so unglücklich. Bei diesem Anlaß zeigte sich, wie sehr der europäische Geist den Asiaten imponirte. „Als der Kaiser das Schlachtfeld verließ, kehrte die Handvoll Truppen, die Law gefolgt waren, durch seine Flucht muthlos und des herumziehenden Lebens müde, das sie bisher in seinen Diensten geführt, gleichfalls um, und folgte dem Kaiser. Law, der sich allein und verlassen sah, beschloß nicht umzukehren. Er bestieg eine seiner Kanonen, und blieb standhaft in dieser Stellung, den Augenblick seines Todes erwartend. Als dies dem Major Carnac berichtet ward, trennte er sich mit Capitain Knox und einigen andern Officieren von dem Hauptheere und näherte sich dem Manne auf der Kanone, ohne irgend eine Wache oder Talingas (Sepoys) mitzunehmen. Als er sich genähert, stieg dieser Trupp vom Pferde, und ihre Mützen ziehend, schwangen sie dieselben in die Luft, als ob sie ihn bewillkommten, und nachdem dieser Gruß von Law auf dieselbe Weise erwiedert worden war, erfolgte eine Unterredung in ihrer Sprache. Der Major, nachdem er Law wegen seiner Ausdauer und Tapferkeit hohes Lob gezollt, fügte die Worte hinzu: „Sie haben alles gethan, was sich von einem tapfern Manne erwarten ließ, und Ihr Name wird ohne Zweifel von der Feder der Geschichte der Nachwelt übergeben werden. Legen Sie jetzt Ihr Schwert ab, kommen Sie zu uns, und geben Sie jeden Gedanken an einen Kampf mit den Engländern auf." Jener erwiederte: wenn sie seine Ergebung gerade so, wie sie ihn hier fänden, annehmen wollten, so habe er nichts dagegen einzuwenden; sich aber ohne Schwert zu ergeben, sey eine Schmach, der er sich nicht unterwerfen könne. Sie möchten ihm lieber das Leben nehmen, wenn sie auf jene Bedingung nicht eingehen könnten. Die englischen Befehlshaber, seine Standhaftigkeit bewundernd, waren es zufrieden, daß er sich so ergebe, wie es sein Wunsch sey, worauf der Major mit seinen Officieren ihm, nach europäischer Sitte, die Hand drückte, und jedes Gefühl von Feindschaft augenblicklich auf beiden Seiten verschwunden war. Der Major schickte sogleich nach seinem Palankin, und ließ ihn ins Lager tragen. Law, der nicht sehen, oder gesehen seyn wollte, zog die Vorhänge des Palankin zu, aus Furcht, von einem seiner Freunde im Lager erkannt zu werden; gleichwohl eilten einige seiner Bekannten, die von seiner Ankunft gehört, zu ihm. Der Major, der ihn entschuldigt, öffentlich zu erscheinen, sagte ihnen, daß sie ihn einige Tage nicht sehen könnten, weil er zu sehr angegriffen sey, um Besuch zu empfangen. Ahmed Khan Koteishee, ein unverschämter Schwätzer, der gekommen war, ihn zu sehen, glaubte den Engländern zu schmeicheln, indem er über des Mannes Lage scherzte; ein Benehmen, das nichts Befremdendes hat, wenn wir die Zeiten erwägen, von denen wir sprechen, und die Gesellschaft, die er zu besuchen gewohnt war; und in diesem Sinne geschah es ohne Zweifel, daß er ihm mit vieler Keckheit in Ton und Blick die Frage vorlegte: „Und Lady Law, wo befindet sie sich?" Der Major und die anwesenden Officiere waren entrüstet über die unpassende Frage, und machten ihm Vorwürfe durch ernste Blicke und noch ernstere Aeußerungen. „Dieser Mann," sagten sie, „hat tapfer gefochten, und verdient die Achtung aller wackern Männer; das unverschämte Benehmen, das Sie gegen ihn gezeigt, mag unter Ihren Freunden und unter Ihrer Nation gewöhnlich seyn; in der unsrigen kann es nicht geduldet werden, weil es bei uns Grundsatz ist, nie einen besiegten Feind zu kränken. Ahmed Khan, durch diesen Tadel zurückgeschreckt, schwieg, und verantwortete sich mit keiner Sylbe. Er blieb noch etwa eine Stunde, und entfernte sich dann sehr beschämt; und obgleich er ein angesehener Befehlshaber war, dem stets viele Ehre gezollt worden, sprach keiner mehr mit ihm oder machte Miene aufzustehen, als er schied. Dieser Tadel gereichte den Engländern zu großer Ehre, und man muß zur Ehre dieser Fremdlinge eingestehen, wie ihr Benehmen im Kriege und in der Schlacht bewundernswerth ist, so ist auf der andern Seite nichts bescheidener und anständiger, als ihr Betragen gegen einen Feind, es sey nun in der Hitze des Gefechts oder in dem Stolze des errungenen Sieges. Dies Volk scheint durchaus nach den Grundsätzen zu handeln, die unsere alten Befehlshaber und unsere geistreichen Männer befolgten."

Nachdem die Engländer auch einen, nicht sehr energischen Angriff der Holländer abgewiesen, hatten sie es von nun an hauptsächlich nur noch mit dem Widerstand von Seiten der mächtigen indischen Herrscher im Innern des Landes zu thun. Wie einst die Römer, nachdem sie

Karthago überwunden, mit Mithridates stritten, so die Engländer, nachdem sie Frankreich besiegt, mit Hyder Ali, dem Usurpator, der weit mehr Kraft zeigte, als die hinwelkenden Großmoguls. Ihm gegenüber erscheint an der Spitze der Engländer ein eben so energischer Charakter, der berühmte Hastings (der Held der frühern glücklichen Kriege war Clive gewesen). Wie dieser Hastings mit schonungsloser Gewaltthätigkeit allen Widerstand niedergeworfen und auf dem kürzesten Wege alle Hindernisse der englischen Herrschaft weggeräumt, wird hier ausführlich erzählt, und der weltberühmte Prozeß, den ihm bei seiner Zurückberufung das Parlament gemacht, genau erörtert. Wie ein alter Römer behauptete Hastings fest und standhaft gegen die modernen Advokaten: Alles, was ich gethan, that ich für England. Die Civilisation des Zeitalters konnte ihm die Unmenschlichkeiten, die dabei mit untergelaufen waren, nicht verzeihen; aber das Interesse Englands überwog, es geschah ihm nichts. Inzwischen wurde die Verwaltung der Compagnie durch eine Bill des Minister Pitt reformirt.

In Indien schritt man unterdeß rastlos weiter. Der Krieg, den Hyder Alis Sohn Tippo Saib fortsetzte, endete für England so glücklich wie alle früheren. Hier bricht der fünfte Band ab. Die Fortsetzung wird die Marattenkriege und die Unterwerfung des nördlichen Indien enthalten. Möge dieses lehrreiche Werk allen unsern Lesern empfohlen seyn.

Dichtkunst.

Clio. Eine Sammlung historischer Gedichte mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen von Dr. Adolf Müller, Professor. Berlin, Verlag von H. Schultze. S. XVIII. und 478. gr. 8.

Es war kein übler Gedanke, den seit einer Reihe von Jahren Mehrere in verschiedenen Gebieten und mit mehr oder minder weit gezogenen Grenzen zu verwirklichen gesucht haben, die Geschichte in schönen Dichtungen unter die Jugend zu bringen. Der Verfasser des vorliegenden Werkes beruft sich auf drei solche Vorgänger, die er kenne, Krüger in Hamburg, der i. J. 1833 eine Sammlung der vorzüglichsten ältern und neuern Gedichte herausgegeben, welche das deutsche Land und das deutsche Volk verherrlichen; Rektor Vormann, der i. J. 1837 die biblischen Geschichten in poetischer Bearbeitung, und Dr. Wagner, welcher in demselben Jahre eine poetische Geschichte der Deutschen veröffentlicht habe. Wir könnten ihm noch mehrere solche Werke aufzählen, welche zum Theil bereits auch schon in Jugend und Volk eingedrungen sind, wie die schwäbische Liederchronik (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835), und die bald hernach erschienenen Rheinsagen von Karl Simrock. Indessen alle diese Unternehmungen haben sich auf Partielles und Spezielles beschränkt, und es ist bei der vielfachen Benützung solcher Sammlungen im Unterricht und in der Privatlektüre ein umfassenderes Werk nur willkommen zu heißen.

Professor Müller in Berlin, derselbe, dessen treffliche Lebensbeschreibung des Erasmus von Rotterdam ebenso anerkannt als verbreitet ist, und welcher im vorigen Jahre auch eine brandenburgische Reformationsgeschichte herausgegeben hat, ist wohl vor Vielen zu einer Arbeit wie die vorliegende befähigt. Er hat in angemessener Reihenfolge Dichtungen über die jüdische, griechisch-römische Geschichte, die des Orients und des byzantinischen Kaiserthums, des deutschen Reiches und des neueren Deutschlands, der Schweizer Eidgenossen, Italiens, Englands, Frankreichs, der pyrenäischen Halbinsel, des skandinavischen Nordens und des Ostens von Europa, des neueren Griechenlands und, zum Schlusse, des brandenburgisch-preußischen Staats zusammengestellt. Es sind nicht bloß Romanzen oder bald mehr lyrisch gehaltene, bald mehr im erzählenden Ton vorgetragene Gedichte, wie u. a. die schwäbische Liederchronik sie enthält; auch kurze dramatische Scenen aus den griechischen Tragikern, aus Shakspeare, Schiller, Goethe, Theodor Körner u. A., auch epigrammatische Miniaturen, die den Charakter einer Person oder Begebenheit nicht selten trefflich bezeichnen, sowie Auszüge aus den großen Epikern aller Nationen, in guter deutscher Uebertragung sind in diese Sammlung aufgenommen. Das Ganze hat dadurch das Ansehen und den Werth größerer Mannichfaltigkeit nach Form und Gehalt gewonnen, und es läßt sich für den Jugendunterricht sogar die Belehrung über die verschiedenen Dichtungsarten damit verbinden.

Dazu kommen die historischen Bemerkungen, welche der Verf. einzelnen Gedichten, wo es nöthig schien, und ganzen Abtheilungen vorangesendet hat, und welche in Gedrängtheit einen reichen Stoff für die weitere Behandlung des geschichtlichen Unterrichts oder für die Orientirung des Lesers darbieten. Das Buch kann daher für Familien und Schüler nur empfohlen werden. Möge es in vielen Kreisen ein anschaulicheres Bild von der Herrlichkeit und Wahrheit der Geschichte, als welches man aus den dürren Compendien von Galletti ab gewinnen konnte, verbreiten. Denn unsre Jugend ist wie die des Alterthums nur durch Begeisterung zu veredeln, und für die höchsten Interessen des Lebens, Religion und Menschheit, Kirche und Vaterland, zu bilden.

G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. Juli 1840.

Werke über Schiller.

5) Supplemente zu Schillers Werken aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von K. Hoffmeister. Erste Abtheilung. Nachlese und Variantensammlung. Erster und zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1840.

Der Zweck dieser Sammlung von Supplementen ist, den Freunden Schillers etwas Vollständiges und Zuverlässiges in die Hand zu geben, nachdem von so vielen Seiten her Nachlesen zu Schillers Werken geliefert worden sind, welche jene wünschenswerthen Eigenschaften mehr oder weniger entbehren. Die Familie Schillers hat den ersten und nächsten Beruf, eine solche Nachlese zu veranstalten, schon deßwegen, weil sie im Besitz von vielen noch ungedruckten Papieren, Briefen ꝛc. des verewigten Dichters ist. Der ihr befreundete Herr Hoffmeister aber hat seine Liebe für Schiller und sein Verständniß desselben auf eine Weise beurkundet, die nicht zweifeln läßt, daß er der geeignete Mann ist, das mannichfaltige Material zu den Supplementen mit Treue zu ordnen.

Das erste Bändchen enthält die frühesten Versuche Schillers in Versen von 1768—1781, die Varianten zu den Räubern, die Gedichte der Anthologie von 1781, einige Gelegenheitsgedichte bis 1785, und die Theaterbearbeitung des Fiesko. Das zweite Bändchen umfaßt den frühesten Plan und die Varianten zum Don Carlos, Gedichte bis 1790 und metrische Uebersetzungen.

Die erste Abtheilung soll durchaus nur Nachlesen und Varianten zu Schillers Werken enthalten; die zweite eine Auswahl von Briefen Schillers; endlich die dritte eine Auswahl von Kritiken und Zeitstimmen über Schiller. Diese letzte Abtheilung würde uns nicht so wichtig scheinen, als die möglichste Vollständigkeit der beiden ersten, denn der Natur der Sache nach kann die letzte Abtheilung doch nie auf Vollständigkeit Anspruch machen und Schillers Ruhm wird weit alle jene Urtheile überleben. Indeß da Schiller so tiefen Eindruck auf die Nation gemacht hat, so wird eine Auswahl des Gediegensten und Geistvollsten was über ihn gesagt ist, zugleich ein schönes Denkmal der deutschen Gesinnung und des deutschen Geistes überhaupt seyn.

6) Schillers sämmtliche Werke. Ergänzungsband zu der Ausgabe in 12 Bänden. Enthaltend Don Carlos, nach dessen ursprünglichem Entwurfe zusammengestellt mit den beiden späteren Bearbeitungen. Hannover, Helwing, 1840.

Wie drängt sich Alles herbei, die zwölfbändige Ausgabe der Schiller'schen Werke zu suppliren, mit Fug und mit Unfug, immer aber mit Liebe und zum Ruhm des unsterblichen Geistes, um dessen Nachlaß man sich reißt. Das vorliegende Buch ist eine für den Liebhaber nicht unzweckmäßige Zusammenstellung des Textes von Don Carlos mit allen seinen Varianten.

7) Schiller im Verhältniß zum Christenthum, mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poesie und Religion, über antike und christliche Poesie von R. Binder. Zwei Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1839.

Ein wohldurchdachtes Werk. Man hat Schiller nicht selten einen Mangel an Christenthum, ja sogar (hauptsächlich wegen seiner „Götter Griechenlands") eine feindselige Gesinnung gegen das Christenthum vorgeworfen. Hier wird mit Wahrhaftigkeit und Klarheit nachgewiesen, daß im Gegentheil Schillers Dichtungen, wenn auch

den christlichen Formen entfremdet, doch der christlichen Grundrichtung, des Zuges nach oben, keineswegs entbehrt haben, und mit ihrem Idealismus, mit ihrer vorwaltenden Subjektivität und Entfaltung des innersten Gemüths dem Christenthum weit näher stehen, als der poetische Realismus der meisten modernen Dichter.

Herr Binder bleibt aber bei der Betrachtung Schillers nicht stehen, er untersucht in der Einleitung überhaupt das Verhältniß der gesammten modernen Poesie zum Christenthum und wendet das Resultat dieser Untersuchung sodann erst insbesondere auf Schiller an. Er bemerkt, daß allerdings im Allgemeinen und Formellen das Christenthum und die Poesie in neuerer Zeit auseinander gegangen sind; daß die Theologie, der Kultus und die Sekten wenig Notiz von der Poesie und umgekehrt die Poesie wenig Notiz von der Kirche nimmt, — daß aber dennoch die Poesie, auch unbewußt, einem innern christlichen Grundzuge folgt. Ueber die Trennung der Poesie vom Christenthum spricht er sich sehr schön aus. „In wie fern wir echt christliche Poesie besitzen, wage ich nicht zu bestimmen. Gewiß ist, daß christliche Ideen und christliche Gefühle überall und immerdar die neueren Dichtungen durchtönen; denn die göttliche Kraft hat die Welt durchdrungen, auch wider ihren Willen; aber eben so gewiß ist, daß die Meisten schwanken zwischen Heiligem und Weltlichem, daß die Meisten und oft Edelsten vorübergegangen sind am Heiligthum, daß die Starken es verschmähten, ihre Leyer zu des Heilands Füßen zu legen. Ja Goethe meint sogar in einem Briefe an Zelter: man solle die Frömmigkeit, die im Leben so nothwendig und liebenswürdig sey, von der Kunst sondern, wo sie, eben wegen ihrer Einfalt und Würde, die Energie niederhalte und nur dem höchsten Geiste Freiheit lasse, sich mit ihr zu vereinigen, wo nicht gar sie zu überwinden. Goethe meint offenbar nur jene süßliche Frömmelei und Poeterei; denn sonst möchte man fragen, ob Frömmigkeit sich ablegen lasse auf unbestimmte Zeit gleich einem Kleide, ob man im Leben fromm seyn könne, in der Poesie aber nicht. Könnte doch vielmehr der Wunsch Schleiermachers (in seinen Reden über Religion) bald in Erfüllung gehen: es möchten alle Dichter fromm seyn, wie Novalis, der früh Verstorbene, welcher ahnen ließ, was er der christlichen Kirche hätte werden können. Warum denn wird der höchste Himmel der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Freude und des Friedens so selten der Erde näher gebracht durch die Kunst? Zwar die Kunst will und wollte von jeher für sich und durch sich eine Göttin des Friedens und der Versöhnung seyn, wie der Apostel sagt: „Ihr seyd schon satt geworden, ihr seyd schon reich geworden, ihr herrschet ohne uns;" aber daß die edelsten Geister, welche die Sehnsucht, die zum Christenthum zieht, im Innersten fühlten, die ernstlich suchten, was den ringenden Geist zu befriedigen, des Herzens Unruhe zu stillen vermöchte, — daß auch diese an dem Heiligthume vorübergingen, ohne seine Nähe zu ahnen, davon muß der Grund anderswo zu suchen seyn, und zwar wo sonst, als in dem Christenthume selbst, wie sich dieses in der Welt gestaltete? Es erscheint nämlich so häufig in einem düstern freudlosen Ansehen; das oft erzwungene, auch wohl erheuchelte Gefühl der Sündhaftigkeit hemmte jeden freudigen Aufschwung des Gemüths, jede Freiheit des Geistes; es entstand eine zelotische, engherzige und abstoßende Frömmelei, durch die eine Trennung zwischen Heiligem und Schönem herbeigeführt werden mußte. So Wenige erkennen die verschiedenen religiösen Bedürfnisse des Menschen und die verschiedenen Auffassungsweisen; die Meisten hegen einen todten Wortglauben oder begnügen sich selbstgefällig mit subjektiver Befriedigung. Sie bleiben an dem Aeußern, an den Meinungen und Lehrsätzen hängen, ohne auf den innern göttlichen Grund der Religion zu dringen. Darum ist ihnen jegliches Heidenthum, ja jede abweichende Ansicht gottlos, und es muß ihnen fern bleiben die Erkenntniß der Geister, so wie wahre Liebe und Duldung. Die alttestamentliche Herbe ist noch nicht ganz verdrungen, und Gott wird vorzugsweise als der höchste Wille, nicht auch als der höchste Verstand gefaßt. Der gemeine Rationalismus gibt freilich nur wenige magere, todte Begriffe, er hat einen unlebendigen Gott und seine Moral besteht im äußerlichen Gesetz; sein Glaube gründet sich auf sein empirisches Bewußtseyn und auf seine subjektive Reflexion über biblische Lehren; diese Verstandesaufklärung befriedigt freilich nicht und führt Leere und Verödung des Herzens herbei; — und sie ist es auch, die das andere Extrem, — „die Stillen im Lande" herbeiführte. Diese suchen tiefere Befriedigung, aber sie sehen nicht, daß das Christenthum nicht nur Wärme, sondern auch Licht sey. Sie treiben sich im verschwommenen Gefühlsleben umher, das, wenn gleich auf das Höchste gerichtet, doch in der Form des Selbstgenusses bleibt, und dem manches Nichtige und Eitle anklebt, ja nicht selten die rechte Kraft und leider oft auch die innere Wahrheit fehlt. Die Offenbarung ist Durchdringung der Philosophie, Moral, Poesie und Geschichte; wird die ethische Seite allein hervorgehoben, so kommt man nicht über den gesetzlichen Standpunkt hinaus, es entsteht ein kalter Verstandesglaube, der die Bedeutung des Geschichtlichen wenig beachtet und das abstrakte Sittengesetz voranstellt; wird die geschichtliche Seite für sich betrachtet, so wird ein einseitiger, mechanischer Buchstabendienst; faßt man die poetische Seite allein auf, so muß Schwärmerei oder süßliches Tändeln mit religiösen Gefühlen erzeugt werden. Einst, wenn Gott als Geist und als ewige Liebe ganz und allgemeiner

begriffen, wenn das Menschengeschlecht zur wirklichen vollen Freiheit des Geistes herangewachsen seyn wird und erkannt, daß Friede und Freude das Wesen des Christenthums — als der höchsten, wahrhaft ästhetischen Religion — sey; dann werden Kunst und Religion ihr Versöhnungsfest feiern und gemeinschaftlich ihrem hohen Ziele entgegenstreben; es heißt: Reich Gottes auf Erden." Was der Verfasser über die großen Vorzüge der christlichen Weltansicht vor der antiken sagt, ist sehr beherzigenswerth. Namentlich macht er auf die Unnatur aufmerksam, die darin liegt, wenn wir die christliche Ansicht, in der wir aufgewachsen sind, und die wirklich die höhere und die eines welthistorischen Fortschrittes ist, verlassen, um uns in die antike Ansicht hineinzukünsteln.

Was Schiller insbesondere anlangt, so wird die Poesie desselben vom Verfasser sehr gut und mit Vermeidung aller Einseitigkeit charakterisirt; wobei ihm denn die richtigen Bemerkungen, so wie die Irrthümer seiner vielen Vorgänger zu Statten gekommen sind. In wenig Zügen klar und scharf bezeichnet er Schillers Stellung zu Goethe, wodurch zugleich ein helles Licht auf die Eigenthümlichkeit seiner Poesie überhaupt fällt. „Man hört häufig sagen: Schiller sey der Dichter des Ideals, Goethe der der Wirklichkeit. Dies ist aber auf jeden Fall einseitig. Denn in der Kunst darf das Ideal und die Wirklichkeit nicht auf diese Weise entgegengesetzt werden; das Ideal darf weder ein abstraktes, leeres, noch die Wirklichkeit die gemeine seyn; das Urbild, das wir als das Princip aller Kunst erkannt haben, stellt die idealische, d. h. die wahre Natur, die innerste Wahrheit alles Seyns dar. Dies erkennt auch Schiller wohl an. Er freut sich deshalb, daß Aristoteles der Poesie mehr innere Wahrheit zugestehe, als der Geschichte, die an und für sich nur das Leere, Aeußere, Verworrene gebe. Auch behauptete er in einem Briefe an Goethe: die Franzosen seyen bessere Realisten, als Idealisten und er nehme dies als schlagenden Beweis, daß der (gemeine) Realismus keinen Poeten mache. So viel ist wahr, Schiller kam durch seine Individualität und, wie Goethe glaubt, auch durch seine philosophischen Studien dahin, daß er die Idee für höher hielt, als die Natur, ja daß er die Natur manchmal vernichtete; Goethe dagegen in seinem schönen Gehorsam gegen die äußerliche Gestalt des gegenwärtigen Lebens hielt das Allgemeine, das Ideal für sich betrachtet für etwas Leeres, Unbestimmtes und neigte sich mehr der Wirklichkeit zu, die er poetisch zu erfassen suchte; doch verwirft er das wahre Ideale nicht, sondern er fragt selbst: „Was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging." Er bemerkt deßhalb auch: „Schillers ideelle Tendenz konnte sich meiner reellen gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so trafen zuletzt beide in lebendigem Sinne zusammen." Goethe rühmt von Schiller: „Sie haben mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt; Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu seyn, ich so gut, als aufgehört hatte." Dagegen schreibt Schiller an Goethe: „Die Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht; über so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen), ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativen Ideen und Sie brachten mich auf die Spur davon."

Indem der Verfasser vorzugsweise das Verhältniß Schillers zum Christenthum erwägt, befaßt er sich mit einer scheinbar schwer aufzulösenden Dissonanz, und dennoch ist ihm, wie es uns bedünkt, deren Auflösung in dem Accord sehr wohl gelungen. Nur scheinbar kommt bei einer solchen Vergleichung entweder die Freiheit der Poesie oder das Christenthum zu kurz. Wirklich verliert keines von beiden. Schiller war ein so edler, so sehr dem Hohen zugewendeter Dichter, daß der Verfasser mit Recht ein praktisches Christenthum in ihm nachweist. „So darf denn, um das Endresultat kurz anzugeben, unserem Dichter ein praktisches Christenthum in keiner Weise abgesprochen werden; und wenn wir auch manche Mängel seiner Erkenntniß in christlichen Glaubenssachen nicht abläugnen können, noch wollen, welche Irrthümer von dem theologischen Zeitgeiste und seinen übrigen Verhältnissen aus zu erklären sind, so ist doch, auch wenn das Wort fehlt, wie das Bedürfniß, so der Glaube an den Erlöser vorhanden, oder wenigstens eine Ahnung von ihm, besonders hervortretend in der letzten Lebenszeit, — das, was die altkirchlichen Dogmatiker fides implicita nannten. Ist der dunkle Hintergrund seiner ernsten Weltansicht auch zu wenig von dem Lichte der Religion erhellt, so ist dagegen seine Sehnsucht und Wehmuth eine christliche, wurzelnd auf dem seiner frühsten Jugend eingepflanzten frommen Glauben. Ist er auch kein unmittelbarer Lobredner und Verkündiger des Christenthums, so hat er doch durch seine von heiliger Sehnsucht und Liebe durchglühte Lyrik, durch so manche christlich-romantische Töne derselben, in denen er den Inhalt seines Gemüths, die

lichsten Empfindungen und die höchsten Ideen, die ganze Christlichkeit und alle ihre Bedürfnisse, ihr tiefstes Begehren und ihre lautesten Forderungen ausspricht, — wie in seinen Dramen durch so manche Wunderbilder, die in Liebe, Glauben und Hoffnung leben und sterben, nicht nur sein eigenes christliches Bewußtsein bezeugt, sondern auch das wahre Christenthum mächtig gefördert, indem er eine innigere Auffassung und lebendigere Aneignung desselben anbahnte und vorbereitete. Ich möchte ihn daher mit den christlichen Bildern vergleichen, wie man sie in Italien häufig trifft, die auf antike Denkmale gebaut sind, — oder er erscheint mir, wie eine christliche Kirche, auf den Mauern eines alten Götzentempels erbaut. Außen sehen wir Denkmale heidnischer Kunst und Religion, heidnische Grabmonumente, Götterbilder und Heilige scheinen verworren durcheinander; treten wir aber in das Innere, so ergreift uns die Erhabenheit des Doms und die Heiligkeit des Orts und versetzt uns unwillkührlich in eine feierliche, andächtige Stimmung. Die Wände sind ausschließlich mit Werken christlicher Kunst geschmückt und vom Altare schimmert das Kreuz uns entgegen, mahnend die Seelenruh, mahnend an die unendliche göttliche Liebe, an menschliche Demuth und unsere höhere himmlische Bestimmung. Und wie solche auf antike Denkmale gestellten Monumente christlicher Kunst und christlichen Lebens ergreifende und rührende Allegorien des Siegs des Glaubens über das Heidenthum sind und durch jene Vermählung eigenthümliche Wirkung hervorbringen, in der Art, daß durch den Gegensatz das christliche Leben in desto hellerem Lichte erscheint; — so ist auch unser Schiller ein glänzender Beweis, wie das christliche Prinzip alle Elemente des Geistes durchdrungen, Kunst, Wissenschaft und Leben veredelt und geheiligt hat, wie das Christenthum eine Kraft Gottes ist, die allmählig die Welt überwindet, eine Kraft, gegen die menschlicher Widerstand Nichts vermag, die in stillem, aber gewaltigem Strome Alles mit fortreißt, und der jede menschliche Neigung und Bestrebung dienen muß zu dem Werk, das sich ewig vollbringt, zum Werden des göttlichen Reiches."

Eines ist uns aufgefallen, nämlich daß der Verfasser, indem er den Accent auf die hohe Sehnsucht und Wehmuth legt, nicht ebensosehr den erhabenen Zorn in Schillers Poesie als einen der christlichen Strenge Analogen aufgefaßt hat, wenigstens nicht in dem Grade, den es uns zu verdienen scheint. In Schillers geistiger Physiognomie ist wie im berühmtesten Apoll der schöne Zorn, der um seine Lippen spielt, das eigentlich Charakteristische.

So möchten wir denn auch, wie sehr wir die Klagen des Verfassers über gewisse einseitige Richtungen, die das Christenthum angenommen hat, billigen und theilen, doch dem Moment des Willens und der Gerechtigkeit neben dem der Liebe und des Gefühls und Verstandes seine hohe, ja seine vorwaltende Bedeutung lassen. Zugegeben, daß von diesem Punkt aus lange genug eine einseitige Strenge geübt worden ist und rigorose Winterschauer über das Feld der Poesie sich ausgegossen und dessen Flor gehemmt haben, so ist doch auch wieder der tiefe Ernst des Christenthums, das Herrische und Danteske, wenn wir so sagen dürfen, das Einzige, was vor dem andern Extreme rationalistischer und sentimentaler Profanation schützen kann. Arbeitet doch Alles jetzt darauf hin, die Gottheit des Schrecklichen gänzlich zu entkleiden und die Gottesfurcht in nichts als Erkenntniß und Liebe Gottes zu verwandeln. Uns dünkt, das menschliche Geschlecht überhebt sich etwas zu sehr in dieser Furchtlosigkeit und sollte das, was man den Zorn Gottes heißt, nicht so gar vergessen.

Epische Dichtkunst.

1) Die Jobsiade, ein grotesk-komisches Heldengedicht von Dr. C. A. K. In drei Theilen. Neueste Originalausgabe. Hamm, Wundermann'scher Verlag, Crefeld, Debit der Funckeschen Buchhandlung, 1839.

Obgleich die Späße dieses komischen Heldengedichts größtentheils sehr platt sind, so hat das Ganze doch eine gute volksthümliche Laune, und eben wie das andere mag der Grund seyn, warum es bei einem gewissen Publikum, das keine bedeutenden Ansprüche an die Poesie macht, ziemlich beliebt worden ist.

2) Der Renommist. Ein scherzhaftes Heldengedicht von Zachariä. Mit 8 Federzeichnungen. Berlin, Behge, 1840.

Das bekannte komische Epos von Zachariä, in welchem das tolle Leben der Jenaer Studenten, wie es ehemals war, sehr launig geschildert ist. Eine der besten Dichtungen, die wir in dieser Gattung besitzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. Juli 1840.

Sternkunde.

1) Die Urwelt und die Fixsterne, von G. H. v. Schubert, Prof. in München. Zweite, zum Theil umgearbeitete Auflage. Dresden und Leipzig, Arnold, 1839.

Dieses ältere Werk des berühmten Verfassers verdiente, neu aufgelegt zu werden. Es handelt von der Sternkunde, hauptsächlich vom Fixsternhimmel, vom Universum, vom großen Ganzen des Raumes, den unser Auge in hellen Nächten überblickt, und von der Entwicklung und dem eigenthümlichen Leben der Gestirne in der Zeit, so weit es von unserm sehr engen Standpunkt aus möglich ist, darüber zu urtheilen.

Was die räumliche Vertheilung der Gestirne betrifft, so stellt der geistvolle Verfasser desfalls eine eigenthümliche Ansicht auf. Er faßt die Milchstraße als einen sich zunächst darbietenden sichern Haltpunkt im unermeßlichen Raume auf, und verbindet damit die Untersuchung einer die Milchstraße durchkreuzenden Straße von noch feinen Lichtnebeln. „Ueberhaupt liegt die Mehrzahl der einzelnen, deutlich gesonderten Nebelflecken und Sternhaufen, welche Herschel entdeckt hat, auf der einen Seite der Milchstraße vom Kopfe des Centauren und dem Schwanze der Wasserschlange, durch einen Theil der Jungfrau hindurch verbreitet. Am Pole der Milchstraße erreicht sie ihre größte Dichtigkeit. Hierauf zieht sie sich durch den großen Bären und die Gegend unseres Nordpoles nach der Milchstraße hinauf, die sie in dem Sternbilde der Cassiopea, welches so reich an neu erschienenen Sternen war, zu erreichen und zu durchkreuzen scheint. Denn in der nämlichen Richtung fortlaufend, finden wir jenseits der Milchstraße, im Gürtel der Andromeda, in dem nördlichen Fische und so weiter nach dem Wallfische hin, einen ähnlichen reichen Zug von Lichtmassen, bis sich, wie sichs selbst bei der für unsere Beobachtungen so ungünstigen niedrigen Stellung jener Himmelsstrecke schließen läßt, nach dem Südpole der Milchstraße hin von Neuem die größten Tiefen jenes leuchtenden Meeres finden. Eben so, fast parallel mit der anderen Zone oder Polarschicht der Lichtmassen, und mit ihr in gleich weitem Abstande von uns zeigt sich die des Krebses, südlich vom Aequator an, vom Kopfe der Wasserschlange, dann durch den Krebs hindurch, herauf nach der Milchstraße. Und mit dieser Lage scheint auch der auf der gegenüberliegenden Seite der Milchstraße vorkommende Sternenhaufen des Siebengestirnes zu correspondiren. Uebrigens sind die hier erwähnten nur die stärksten und augenfälligsten Anhäufungen von Nebelflecken, welche überhaupt selten vereinzelt, fast immer in größeren Gesellschaften zusammengestellt vorkommen, denn auch außer jenen Hauptzonen sind alle Gegenden des Himmels mit Lichtwolken und Nebelflecken übersäet. Für alle diese außerhalb der Milchstraße befindlichen Sternhaufen und angeblichen Sonnensysteme gilt fürs Erste die allgemeine Bemerkung, daß die eben so leicht und zum Theil noch leichter als die Milchstraße in Sterne auflösbaren wenigstens nicht weiter von uns entfernt seyn können als diese, wie denn auch ihre Lage zu dieser darauf schließen läßt, daß sie Theile desselben Ganzen sind, zu welchem die Milchstraße gehört. Es ist, wie weiter erwiesen wird, mehr als wahrscheinlich, daß der Abstand wenigstens nicht in dem Maaße größer sey, in welchem die einen kleiner erscheinen als die anderen, sondern, da so viele gerade von den kleineren und kleinsten Sternen eine eben so wahrnehmbare, eigene Bewegung haben als die größeren, mithin der Unterschied der Entfernungen bei weitem nicht so bedeutend seyn kann, als aus dem der Größen folgen würde, läßt sich vielmehr vermuthen, daß in den höheren Fernen des Fixsternhimmels die Formen der Körperwelt immer zarter, kleiner und der Natur des Aethers gleicher werden, gleich wie abbildlich die höheren Regionen der Atmosphäre eine immer feinere,

dünnere Luft enthalten, deren Wolkengebilde auch in demselben Verhältnisse immer feiner, kleiner und leichter gewoben sind. Und die Vermuthung, daß jenes Abnehmen der Dichtigkeit und groben Leiblichkeit (eben so wie abbildlich bei der Atmosphäre) in quadratischem Verhältnisse mit dem Abstande von der Sphäre stehe, in welchem sich unser grobkörperliches Planetensystem befindet, hat wohl mehr als einen guten Grund für sich. Unter Anderem spricht für die Ansicht, daß die Abstände der einzelnen Sterne von einander immer kleiner werden, je feinkörperlicher und minder dicht ihre Massen sind, auch die Analogie unseres Planetensystems. Die der Sonne näheren und deshalb dichteren Planeten sind so grobkörperliche Gesellen, daß, gleich den Raubvögeln im Walde, keiner einen anderen Weltkörper seiner Art als Mond um sich leidet, obgleich etliche von ihnen Macht genug dazu hätten und auch noch dazu einen recht guten theoretischen Grund. Unsere einzige Erde macht von dieser Regel eine Ausnahme, aber auch sie scheint ihren treuen Gesellen, den Mond, nicht näher bei sich als bis zum Abstande von 60 ihrer Halbmesser vertragen zu können. Dagegen hat der viel minder dichte, feinere Jupiter seinen nächsten Mond noch nicht einmal 6 Halbmesser von sich stehen, und Niemand kann hierin verträglicher und gesellschaftsliebender seyn als der allerfeinkörperlichste unter den Planeten unseres Systemes, der Saturn, der außer dem doppelten Ringe, welcher ja wieder nichts Anderes ist als ein ganz naher Kreis von zusammengedrängten Monden, noch 7 Monde, und zwar diese so ganz nahe bei und neben sich führt, daß der nächste nur 3, der zweite, dritte, vierte und fünfte nur beiläufig 4, 5, 6 und 8⅓ seiner Halbmesser von ihm abstehen. So läßt sich auch die Sonne, von der überhaupt im Ganzen die größten Planeten am weitesten abstehen, keine andere ihr zugehörige Weltkörper so ganz nahe, ja gleichsam unmittelbar zur Hand kommen, als die dunstförmig zarten Kometen, wovon schon mancher sich der Sonnenoberfläche bis fast auf ⅓ ihres Halbmessers genähert hat. Hält man hiermit zusammen, was oben im sechsten Abschnitte über die zum Theil so nahen Abstände, in welchen die Doppelsterne und alle ihnen verwandten Systeme bei einander stehen, gesagt ist, so zeigt sich hieraus eines Theiles die Kometenleichtigkeit jener Wesen selber und zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß, je weiter hinaufwärts nach jenen ferneren Höhen, neben der körperlichen Zartheit auch die Annäherung der Weltkörper an einander zunehme. Von einer anderen Seite scheint auch aus der Analogie unseres Planetensystemes hervorzugehen, daß, je weiter die Weltenmassen von dem Mittelpunkte des Systemes entfernt und je minder dicht sie zugleich sind, desto mehr die Neigung, sich in viele kleinere Einzelnheiten zu zertheilen, zunehme. In den Bahnen der 4 untersten Planeten bewegt sich, die einzige Erde mit ihrem Monde ausgenommen, jedesmal nur ein einzelner Weltkörper. Schon in der der Asteroiden 4, in der des Jupiter 5, in der des Saturns ohne die beiden Ringe, die eine ganze Gesellschaft kleiner Weltmassen vorstellen, 8, in der des Uranus, dessen Monde wir jedenfalls nur erst zum kleineren Theile kennen, wahrscheinlich noch mehrere, und die feinste Körpermasse, die es in unserem Planetensysteme gibt, die, woraus die Kometen bestehen, hat sich nun vollends gar in so unzählig viele Einzelnheiten zertheilt, daß die Berechnung ihrer Mengen weder einen rechten Anfang noch Ende finden kann, ja das Zertheilen in immer mehrere und kleinere Einzelnheiten muß dieser zarten Masse so eigenthümlich und natürlich seyn, daß es, wenn man Cysat's und Hevel's Beobachtungen glauben kann, selbst noch am einzelnen Kometenkerne statthat. Man dürfte also wohl annehmen, daß in den entfernteren Regionen des Fixsternhimmels die Zahl der einzelnen Sterne, in die sich der leuchtende Aether sondert, in einem so überwiegenden Verhältnisse zunehme, daß der Schluß auf den Abstand von uns aus der Summe der Sterne, die in einem gewissen Raume beisammen stehen, auch hierdurch höchst unsicher und unzulässig werde."

Diese Ansicht des Universums ist allerdings sehr schön, zunächst auch wohl begründet und dem Augenschein entsprechend. Allein man kann sie nur mit einer gewissen Einschränkung annehmen. Es ist nämlich allerdings nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, daß in der besondern Configuration von Gestirnen, die wir übersehen können, in dem besondern System von Sternen, Sternhaufen und Lichtnebeln, zu dem auch unsere Sonne und Erde gehören, jene Verdichtung der Massen in größeren Abständen der Entfernung gegen das Centrum hin und Verdünnung der Massen in geringeren Abständen der Entfernung gegen den Umkreis hin stattfinde; allein daraus ist noch kein Schluß zu ziehen auf die allgemeine Gestaltung oder Beschaffenheit des Universums. Denn wenn vom unendlichen Raum die Rede ist, verschwindet darin die ganze Sternenmasse, die wir übersehen können, wie ein Tropfen Wasser voll Infusionsthiere im Meere verschwindet. Systeme überhaupt, Configurationen nach gewissen Principien, können immer nur einen Theil des Universums umfassen, nie das Ganze, weil schon der Begriff des Unendlichen jede besondere Figur und Form ausschließt. So wie man einen Mittelpunkt setzt und von da aus eine regelmäßige Fernwirkung nach Keppler'schen Gesetzen annimmt, ist schon eine bestimmte Figur gegeben, dergleichen sich nicht nur eine, sondern vielleicht viele im Weltall finden; aber das Weltall selbst ist nicht in

dieser Figur construirt, weil es als schlechthin unendlich auch gar keine Mitte haben kann (materiell nämlich, denn ihr geistiger Mittelpunkt ist Gott).

Indem wir also der schönen Construction des uns sichtbaren Sternhimmels, wie sie im vorliegenden Buche entwickelt ist, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, reserviren wir den unendlichen Raum, der noch jenseits desselben liegt, noch anderartigen Constructionen und überhaupt einer astralischen Gesetzgebung, deren Reichthum sich kaum ahnen läßt.

Ist der Gegenstand, von dem es sich hier handelt, an sich höchst interessant, so hat der Verfasser sein Werk noch besonders dadurch anziehend gemacht, daß er neben dem, was sich aus trocknen Zahlen und Messungen ergibt, auch das, was bei der Betrachtung der Gestirne zum tiefsten Gemüth des Menschen spricht, hervorhebt. Der poetische und fromme Sinn, mit dem er die Natur auffaßt, hat ihm längst die Liebe der Nation erworben, wie denn eine solche Auffassung dem deutschen Nationalcharakter von jeher am meisten zugesagt hat.

2) G. B. Airy's, Directors der Sternwarte zu Greenwich, Populäre Astronomie. Aus dem Englischen von C. L. Edlen von Littrow, Adjuncten der k. k. Sternwarte in Wien. Stuttgart, Hoffmann, 1839.

In diesem Werke herrscht die Lehre von der Gravitation, Schwere, Bewegung und Anziehung der Himmelskörper, mit einem Wort die mathematische Astronomie ausschließlich vor. Äußerst scharfsinnig und klar setzt der Verfasser die Theorie der so sehr verwickelten, durch die Anziehung dritter Körper beständig gestörten oder modificirten Planeten- und Mondbahnen auseinander. Der wunderbare Tanz der Sphären wird uns hier so klar, als ob uns ein Tanzmeister über die künstlich verschlungenen Reigen eines geheimnißvollen Tanzes belehrte. Neben der genauen Bezeichnung der Bahnen und ihrer Abweichungen erklärt der Verfasser auch die Veränderungen, welche der betreffende Himmelskörper selbst durch die Gravitation und durch die Art und Schnelligkeit seiner Rotation und seines Fortschreitens erleidet, z. B. die Abplattung an den Polen. Doch beschränkt er sich auf die Mechanik des Himmels und geht nicht tiefer in die physische Astronomie ein.

3) Populäre Geometrie als Hülfsbuch für Leser gemeinfaßlicher Darstellungen aus dem Gebiete der Astronomie und Physik rc., von C. L. Edlen von Littrow. Daselbst, 1839. 8. S. 160.

Eine kurze und klare Uebersicht der geometrischen Vorkenntnisse, die man sich erworben haben muß, um die Werke über Sternkunde und Physik besser zu verstehen; ein Buch, das nicht nur diesem Zweck vollkommen entspricht, sondern überhaupt ein gutes geometrisches Lehrbuch für Anfänger ist.

4) Atlas des gestirnten Himmels. Für Freunde der Astronomie, von demselben. Daselbst, 1839. 4.

Dieser Atlas enthält in 36 Karten die allgemeine Uebersicht der beiden Himmelshälften, dann die specielle Darstellung der Sternbilder und endlich die Abbildung vorzüglich merkwürdiger Gegenstände am Himmel, der wichtigsten Doppelsterne, Sternhaufen und der eigenthümlichsten Nebelflecke. Er eignet sich vorzüglich zum Handgebrauch für Freunde der Astronomie, die sich die großen und theuren Sternkarten und Sternverzeichnisse nicht anschaffen können oder wollen, und er verbindet mit diesem populären Zwecke doch die Gründlichkeit, die der in der Wissenschaft berühmte Name des Verfassers verbürgt.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Julie von Großmann. Breslau, Kern, 1839.

Mittheilungen einer gefühlvollen Seele, durchgängig von einer gewissen Wehmuth durchdrungen und nur freudig im Genuß der Freundschaft und des Frühlings und in schönen Erinnerungen. In mehreren Gedichten imponirt der echte Adel weiblicher Empfindung:

Der Liebe Kraft.

Viel kann die Lieb' um Liebe leiden,
Viel dulden, tragen und verzeih'n,
An ihrem Schmerze selbst sich weiden
Und Rosenschimmer ihm verleih'n.

Sie kann das Liebste sterben sehen,
Und mit ihm leiden selbst den Tod;
Im Kampfe unerschüttert stehen,
Und stark besiegen jede Noth.

Sie kann des Lebens Lasten tragen
Mit immer heitrem Angesicht;
Sie kann beim schwersten Drucke sagen:
Es fühlt mein Herz nicht sein Gewicht!

Sie kann, wenn sie allein, verlassen
Sich von dem Theuersten hier sieht,
Erinnerung als Tröstung fassen,
Und nie der Frühling ihr verblüht.

Dies Alles kann sie; nur vergessen
Kann nie sie, was das Herz ihr brach:
Was sie als Trugbild nur besessen,
Folgt immer ihr als Schatten nach.

Befestigung.

Wenn Untreu' lös't hienieden
Der Seelen Liebesband,
Dann bleiben sie geschieden
Auch dort im Heimathland;
Die ausgelöschten Flammen
Zündet kein Stern mehr an,
Kein Weg führt dort zusammen,
Was hier sich trennen kann.

Doch lag in einem Herzen
Die Schuld der Trennung nur,
Und trägt von ihren Schmerzen
Das eine nur die Spur,
Dann nimmt des Fadens Ende
Die Liebe in die Hand,
Die bei der Sonnenwende
Verhüllt in Thränen stand.

Und d'runter webt sie leise
Den Faden wieder an
In einer andern Weise,
Daß er nicht reißen kann.
Verknüpft mit Himmelstreue
Im Opferdienst der Zeit
Hält nach der Thränenweihe
Er fest in Ewigkeit.

Nur selten sinkt der Ton der Sängerin von so schöner Erhebung zur hoffnungslosen Klage herab. Einmal (Seite 52) vergleicht sie tief melancholisch ihre Lieder mit Grabgesängen solcher Freuden, die für sie nicht einmal gelebt, die sie nur erstrebt, aber nie gefunden habe. Einige zarte und innige Lieder der Liebe bringen eine heitere Abwechslung, z. B.

Gedankengruß.

Hält auch die Ferne dich umfangen,
Du steh'st mir dennoch ewig nah',
Und kann das Wort dich nicht erlangen,
Für den Gedanken bist du da.

Der schwebet frei durch alle Räume
Und bringt mir treu den Seelengruß,
Verwebt sich sanft in's Spiel der Träume,
Und haucht mich an als Engelskuß.

Der flüstert süße Liebesworte
Vernehmbar ins entzückte Ohr,
Und wenn sich schließt die nächt'ge Pforte
Besetzt er still des Tages Thor.

Und wie auch strömt die laute Menge,
Und wie auch braus't der Rede Fluß,
Es bahnt den Weg sich durch's Gedränge
Der freundliche Gedankengruß.

Drum mög' uns auch die Ferne trennen,
Sind nur die Herzen immer nah',
Und zu dem geistigen Erkennen
Die liebenden Gedanken da!

Wenn in allen Gedichten der Verfasserin die gleiche Zartheit und Wärme des Gefühls wohnt, so sind sie sich nur in der Vollendung der Form nicht gleich. In vielen wiederholen sich die schon zu herkömmlichen Ausdrucksweisen, namentlich gar zu oft der allbekannte Reim Herz und Schmerz. In einigen ist das Bild nicht correct, z. B.

Wenn in dem Herzen noch schläget
Die Uhr, die einst sie bewegt,
Und in dem tiefen Gehäuse
Die höchsten Gefühle erregt.

Der Mechanismus einer Uhr läßt sich wohl nicht mit dem warmen Leben des Herzens vergleichen.

Der Dichter singt aus vollem Herzen,
Er haucht sein Leid im Liede aus,
Und duftig dringen seine Schmerzen
In der Gefühle Blumenstrauß.

Von Schmerzen ist es nicht passend, zu sagen, daß sie duften. Ueberhaupt ist das, was wir an der Urheberin dieser Gedichte vorzugsweise zu schätzen haben, weniger die Fülle der Phantasie, als das reine und tiefe Gefühl, weniger etwas Malerisches als etwas Musikalisches.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 31. Juli 1840.

Belgische Literatur.

1) Souvenirs d'un pelerinage en l'honneur de Schiller, par le baron de Reiffenberg. Bruxelles et Leipzig, Mucquardt, 1839.

Freiherr von Reiffenberg, altdeutschen Stammes und Namens, in Belgien geboren und französisch erzogen, widmete sich mit Eifer der altniederländischen Literatur und Geschichte und wurde dadurch natürlich zur stammverwandten deutschen Literatur hinübergeleitet. Das Interesse, welches er an uns Deutschen nimmt, ist eigenthümlich und anziehend, indem er uns bald durch Aeußerungen einer guten deutschen Natur und durch die Detailkenntniß unsrer alten Geschichten und Sagen ganz nahe zu stehen, und bald wieder ganz Franzose und uns fremd zu seyn scheint.

Gleich im Eingang seines Werks erklärt er, wie sehr er die Deutschen liebe, als das Volk, von dem er selbst abstamme, und dessen hohe Bildung ihm Bewunderung einflöße. Aber er drücke damit nur eine Neigung aus, die alle Belgier mit ihm entweder theilen oder doch theilen sollten. Er erinnert deßfalls nicht bloß daran, daß die Belgier (die wenigen Wallonen ausgenommen) wirkliche Deutsche seyen, sondern auch hauptsächlich daran, daß das neue Königreich Belgien in den deutschen Bundesstaaten immer nur Freunde und natürliche Bundesgenossen finden werde, daß es von dieser Seite nie eine Gefahr, sondern nur Schutz seiner Unabhängigkeit zu erwarten habe, weil der deutsche Bund, selbst aus kleinen Staaten zusammengesetzt, nur eine conservative und defensive, keine offensive Tendenz habe. L'Allemagne n'est point pour nous une alliée suspecte. Le projet de nous subjuguer ne saurait lui venir. Au contraire nous attaquer c'est réellement la menacer elle-même.

Angezogen von seiner Liebe zu Deutschland und zugleich beauftragt, den Manen des großen deutschen Dichters eine so schöne und unerwartete Begrüßung aus der Ferne darzubringen, reiste Herr von Reiffenberg zu dem berühmten Schillerfest, das am 8. Mai 1839 in Stuttgart gefeiert wurde. Er ging den Rhein aufwärts und indem er in seiner Reiseschilderung den Blick auf die alterthümlichen Umgebungen dieses Stromes wirft, entwickelt er viele Kenntniß der alten Geschichten und Sagen des Rheinlands, wie sie denn auch mit denen von Luxemburg, Limburg, Hennegau, Namur, Lüttich, Flandern und Brabant in sehr genauem Zusammenhange stehen. Besonders ausführlich und belehrend sind seine Untersuchungen über den berühmten Roland, dem er 25 Seiten widmet.

Auf dem Dampfschiff fand er übrigens neben dem Dampf des Kessels noch Dampf anderer Art in solcher Menge, daß er davor erschrack. Er kann sich nicht enthalten zu bemerken: Les Allemands viennent au monde et en sortent la pipe à la bouche. Unter den Burgen des Rheins gefiel ihm hauptsächlich der schön restaurirte Rheinstein. Aussteigend in Mainz gedenkt er des neu errichteten Denkmals von Gutenberg und indem er es mit dem Denkmal Costers vergleicht, sagt er: la statue de Gutenberg représente donc un droit, tandis que celle de Coster n'est que le symbole d'une prétention. Das ist im Munde eines Niederländers ein billiges Wort, und wird den Mainzern, wenn sie es vernehmen, wohl gefallen.

So streut denn der umsichtige Verfasser überall auf seiner Reise gute Bemerkungen aus, lobt und tadelt artig und bleibt durchaus in dem freundlichen Humor, den eine heitre Reise in schönen Gegenden, die Neuheit der Dinge, die man sieht, und das Wohlwollen für das Land und die Menschen, zu denen man kommt, hervorzurufen pflegt. So begleiten wir ihn nach Stuttgart,

wo er als theilnehmender Zuschauer der feierlichen Enthüllung der Statue Schillers von Thorwaldsen beiwohnt. Auf die Beschreibung dieser Feier können wir hier nicht zurückkommen. Den Lesern des Morgenblatts ist sie noch wohl in Erinnerung. Herr von Reiffenberg hat in seiner Darstellung eine Menge Züge aufgenommen, die sein großes Talent schneller Auffassung, und wir müssen hinzufügen, auch richtiger Auffassung beurkunden, denn wenn er sich auch in Bezug auf einige Personen und Verhältnisse getäuscht hat, so entschuldigt ihn deßfalls das Gedränge der festlichen Tage, die Flüchtigkeit der Begegnungen und Besprechungen. Auf die kleinen Irrthümer, die der Einheimische leicht corrigirt, kommt es weniger an, als auf den Eindruck im Ganzen, den der Verfasser empfangen hat und den er in seinem Werke wiederspiegelt. Dieser Eindruck ist ein sehr lebendiger und wie sollten wir nicht die liebevolle Theilnahme, mit der er überhaupt von Schwaben spricht, mit sympathetischen Gefühlen erwiedern. Nur zu sehr, nur zu lange waren sich bisher die stammverwandten Ober- und Niederdeutschen entfremdet. Kommt ein so freundlicher Gast aus dem Niederland in unser Oberland, so laßt ihn uns ehren- und liebevoll begrüßen. Er kam, um dem deutschen Genius eine Huldigung darzubringen. Er legte einen Kranz an Schillers Denkmal nieder. Er gab ein schönes Zeichen, daß lange Entfremdung die brüderlichen Gefühle der Flämingen für Deutschland nicht unterdrückt hat.

Dabei wollen wir nicht mit ihm rechten, daß er, wie es in seiner Stellung sehr begreiflich ist, mit vieler diplomatischer Feinheit die in Belgien dermalen noch herrschenden Sympathien für Frankreich entschuldigt. Hat er nicht sehr Recht, wenn er zu verstehen gibt, daß das Wohlwollen, womit man ihm in Deutschland entgegenkomme, und der Wunsch, den er so oft hören müsse, Belgien möge sich an Deutschland anschließen, zwar sehr schmeichelhaft für ihn und seine Landsleute sey, daß aber für Belgien mit solchen Begrüßungen und frommen Wünschen eigentlich nichts gewonnen sey, da die Politik Deutschlands gegen Belgien wirklich eine nichts weniger als freundliche gewesen sey. Als Belgien seine Unabhängigkeit erklärte, wurde es von Deutschland mit Mißtrauen angesehen, zurückgestoßen, mit Vorwürfen überhäuft und sah sich gezwungen, sich unter englischen und französischen Schutz zu stellen.

Auf der Rückreise besuchte der Verfasser Karlsruhe und wohnte einer Sitzung der badischen Kammer bei, ferner Baden und endlich auch noch Wiesbaden. Auch über diese Gegenden und Städte macht er gute Bemerkungen. Besonders aber nahmen ihn die Bekanntschaften, die er mit deutschen Gelehrten und ihren Studien machte, in Anspruch und diese gelehrte Parthie ist auch in seiner Reisebeschreibung eine der ausführlichsten.

Sein Werk ist reich an nationalen, politischen, literarischen, auch kirchlichen Beziehungen (denn der Verfasser gibt sich als einen strengen Anhänger der belgischen Kirche zu erkennen) und unterscheidet sich durch das mannichfache Detail auf eine vortheilhafte Weise von den oberflächlichen Reisebeschreibungen, die uns zuweilen von Paris aus über unsre deutschen Verhältnisse belehren.

2) Oudvlaemsche gedichten der 12, 13 en 15 eeuwen, uitg. door Jonkh Ph. Bloemaert. Gent, 1838. 8.

Herr von Blumhart gehört zu den eifrigsten und verdienstvollsten Vertretern der niederdeutschen Sprache. Hier theilt er altflämische Dichtungen mit, de trojaensche oorlog door seger Dieregodgaf aus dem 12ten Jahrhundert, eine Bearbeitung des trojanischen Krieges gleich den drei bekannten oberdeutschen Bearbeitungen desselben Gegenstandes von Konrad von Würzburg, Wolfram und Herbart von Fritzlar; ferner dit sijn Seneka leren, Lehrsätze Senecas in kurzen niederdeutschen Versen; eine korte rijmkronijk van Braband auf 7 Seiten und eine sehr interessante niederdeutsche Bearbeitung der berühmten Legende vom h. Brandanus.

3) Liederik de Buck, in drie zangen. Von demselben. Daselbst.

Ein kleines vaterländisches Heldengedicht von dem fabelhaften Liederik, der an der Spitze der flämischen Herrscher steht, ein poetisches Werk in flämischer Sprache und im Versmaaß der Nibelungen gedichtet.

4) Beknopte Geschiedenis der kamers van Rhetorica te Gent. Von demselben. Daselbst.

Eine sehr dankenswerthe Schrift über die Rederyker in Gent. Unter diesem Namen (Rhetoriker) sind bekanntlich die Meistersänger zu verstehen, die in den Niederlanden ihre geschlossenen Zünfte hatten wie im übrigen Deutschland. In Gent entstanden nicht weniger als fünf solche Meistersängergesellschaften 1448 die kamer van rhetorica, genaemd de Tonteine, 1471 de boomlooze mande, 1478 de kamer van Maria t'eeren, was später het genootschap van S. Barbara und 1492 de hoofdkamer van Jesus met de balsembloem. Sie kamen alle erst unter dem Haus Habsburg in Aufschwung,

denn vorher, so lange Flandern unter den burgundischen Herzogen stand, wurde von der Regierung aus nur die französische Sprache begünstigt, die deutsche absichtlich vernachläßigt. Als aber nach dem Sturze Karls des Kühnen dessen Tochter Maria den schönen Erzherzog Maximilian freite, der selbst ein Kenner und Freund deutscher Dichtkunst war, kam auch unter die niederländischen Meistersänger ein neues fröhliches Leben. Das sehr ausführliche Reglement, welches Maximilian der zuletzt errichteten Gesellschaft (hoofdkamer, Jesus met de balsembloem) in niederdeutscher Sprache gegeben hat, ist in der Beilage abgedruckt. Den letzten Glanz entfalteten die Rederyker von Gent im Jahr 1577, als sie den Grafen Wilhelm von Oranien mit Festspielen und Gesang empfingen. Nachher aber kamen sie leider unter die spanische Tyrannei, die systematisch alle freie Entwicklung des deutschen Geistes in den Niederlanden unterdrückte.

5) Anmerkingen over de verwaerloozing der nederduitsche tael. Von demselben. Daselbst.

Diese kleine Schrift ist von großem Interesse, indem sie mit schlagender Wahrheit und Kraft Alles hervorhebt, was sich zu Gunsten der in Belgien so schmählich vernachläßigten Landessprache sagen läßt.

Belgien hat $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, welche die altniederdeutsche Mundart reden, und kaum $1\frac{1}{3}$ Millionen Einwohner, welche ein französisches Patois reden (Wallonen). Nach uraltem Herkommen wurden früher bis zur französischen Occupation in allen deutschen Theilen des Landes alle öffentlichen Angelegenheiten, parlamentarische, gerichtliche ꝛc. auch in deutscher Sprache, und nur in den wallonischen Theilen in französischer Sprache verhandelt. Erst die Franzosen führten während der Revolution den allgemeinen Gebrauch der französischen Sprache in öffentlichen Verhandlungen ein; doch hat jene Franzosenherrschaft in Belgien längst ein Ende genommen. Belgien ist wieder frei und selbstständig, es hat sogar einen deutschen König erhalten und dennoch — mit Recht empört es das deutsche Gemüth — dennoch wird noch jetzt das ausschließliche Vorrecht der französischen Sprache festgehalten.

„Ist es nicht drückend, frägt Herr Blomaert, daß die Bürgermeister auf dem Lande, die von ihren Gemeinden gewählt sind, beinah ihre Pflichten nicht erfüllen können, weil sie kein Französisch verstehen, und sich Schreiber als Dolmetscher halten müssen, denen dann vorzugsweise die Geschäfte überlassen bleiben?" — Das ist ein wahrer Unfug. Wie kann die gepriesene Volksfreiheit in der Wirklichkeit bestehen, wenn sich ein fremder, aus der Stadt mit Unkosten herbeigeschaffter Schreiber die ausschließliche Leitung der Gemeindeangelegenheiten anmaßen darf? Und wie kann eine Volksehre bestehen, wo den Bürgern des Landes vor dem Gesetz der Gebrauch ihrer Sprache verboten und der einer fremden, die sie nicht verstehen und die sie hassen, befohlen wird?

Der Verfasser macht ferner darauf aufmerksam, daß das Volk mit seiner Sprache zugleich seine Denkweise, seine Sitten, sein ganzes Wesen aufgebe. Und er frägt, ob denn die deutschen Niederländer ihre Nationalität so leichten Kaufes aufgeben dürften? ob das, was sie werden, wenn sie Franzosen werden, ihnen ersetzen könne, was sie jetzt sind? Er preist die Kraft und Schönheit ihrer alten deutschen Sprache und Nationalität, und er hätte hinzufügen dürfen, wie armselig sich dagegen das Franzosenthum in den Provinzen Frankreichs ausnimmt. In der That könnte man sich kein kläglicheres Ende der alten Flämingen und Brabanter denken, als wenn sie, die so lange Zeit allen deutschen Stämmen an Bildung voran gingen, zu französischen Provinzialen degradirt, ihre Reichthümer und Talente der großen Centralstadt Paris abliefern und im Abgrund derselben untergehen sehn sollten, während in ihrer Provinz, wie in allen andern französischen Provinzen, nichts zurückbliebe, als Armuth, Schmutz, die aus der Hauptstadt zurückströmende Corruption, die geistlose Nachäffung der Moden und Manieren und Phrasen der Hauptstadt, und zu alledem ein kränkelndes Mißbehagen und ein unmächtiger Neid.

Die Nachgiebigkeit des Hofes gegen Frankreich, die freilich durch die Politik, namentlich durch die Ungunst der deutschen Mächte motivirt war, das laute Geschrei der durch Pariser Bildungsreisen (d. h. Verbildungsreisen, Reisen zur Abrichtung ist allen Raffinements der Pariser Corruption) verdorbenen belgischen Stutzer und kaffeehäuslichen Müssiggänger, die auf den Journalismus einwirken, und die Verbreitung der Nachdrucke französischer Werke sind die hauptsächlichen Stützen des französischen Sprachmonopols in Belgien. Doch werden diese Hindernisse durch die langsam wirkende aber nachhaltige Kraft der deutschen Nationalität zuverlässig überwunden werden.

Die Flämingen verlangen übrigens nur ihr gutes Recht und wollen ihrerseits das Recht der Wallonen nicht einschränken. Sie wollen den Wallonen, die nicht deutsch verstehen, nicht zumuthen, einem deutschen Gericht Rede zu stehen; sie verlangen nur suum cuique.

6) Nouvelles archives historiques philosophiques et litteraires. Révue trimestrielle, publiée par MM. d'Hane, Huot, Lenz, Moke. Gand. 8.

Herr d'Hane, administrateur-inspecteur, und die übrigen Herren, sämmtlich Professoren der Universität Gent, geben diese Zeitschrift seit dem Jahr 1837 heraus. Sie enthält eine fortlaufende Sammlung von Aufsätzen, die je einige Bogen stark sind, und deren Gegenstand vorzugsweise Geschichte und Gelehrtengeschichte ist, woran sich aber auch Aufsätze über philosophische und staatswissenschaftliche Fragen anschließen. Die geschichtlichen Aufsätze betreffen theils die ältere römische Geschichte, theils die Geschichte der Philosophie im Mittelalter (Heinrich von Gent und Kanzler Baco), theils die alte Geschichte Flanderns und überhaupt Belgiens. Die letzteren unterscheiden diese révue hauptsächlich von ähnlichen Zeitschriften in andern Ländern und geben ihr das charakteristische Gepräge. Sie sind fast durchgängig von der fleißigen Hand des Professor Lenz in Gent, dessen schönes Werk über den König Johann von Böhmen-Luxemburg wir bereits in diesen Blättern angezeigt haben. Unter seinen Arbeiten in der vorliegenden Zeitschrift verdienen vorzüglich bemerkt zu werden: eine Untersuchung über den Sittenzustand Gents im 14ten Jahrhundert, der Anfang einer Biographie des berühmten Genter Bierbrauer und Volkstribun Jakob van Artevelde, eine Schilderung der Schlacht bei Cassel und eine Notiz über die Fläminger, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England gezogen sind.

Der Aufsatz über den Sittenzustand Gents im 14ten Jahrhundert ist in mehr als einer Hinsicht interessant, theils weil es der Gegenstand an sich ist, theils weil wir daraus lernen, mit welcher Vorsicht man die Geschichte des Mittelalters studiren muß. Man hat nämlich bisher der tollen Behauptung Glauben geschenkt und dieselbe oft nachgeschrieben, am Ende des 14ten Jahrhunderts sey das Volk in Flandern und vorzugsweise in Gent dergestalt verwildert gewesen, daß in Gent allein binnen einem Jahr 1400 Morde vorgefallen seyen. Herr Professor Lenz weist nun in einem alten Manuscript die Quelle dieses groben Irrthums nach. Da steht XIV und ein kleines c dahinter, offenbar ein bloßes Versehen des Abschreibers, da nie mehr als 14 gemeint seyn konnte. Der Verfasser weist ferner nach, daß Gent in jenem Zeitraum die öffentliche Sittlichkeit und Zucht mit Strenge handhabte, daß es nur wenige Freudenhäuser und Wirthschaftshäuser gab, und daß die ersteren während der bürgerlichen Unruhen ausdrücklich geschlossen waren. Er führt endlich gerichtliche Urtheilsprüche aus jener Zeit an, die klar beweisen, wie gute Zucht man hielt. Ein angesehener Bürger wurde verbannt, weil er nur eines jungen Mädchens keusche Ohren beleidigt hatte; ein anderer mußte eine große Buße leisten, weil er unter dem Fenster seines Nachbars ihm zum Spotte wie ein Hahn gekräht hatte ꝛc.

Noch ausführlicher rechtfertigt Herr Lenz das bisher wenig aufgeklärte und doch oft hart angegriffene Betragen des berühmten Artevelde. Man hat ihn als einen wilden Volksaufwiegler und hinterdrein als einen Diktator und Volkstyrannen, etwa wie einen Masaniello, darzustellen versucht. Andere haben in ihm nicht einen schlichten Bierbrauer, sondern einen ehrgeizigen Edelmann sehen wollen. Beides ist unrichtig. Artevelde war ein Bürger im vollsten Sinn des Wortes und wich nie vom Pfade der bürgerlichen Pflichten, aber auch nie von dem der bürgerlichen Rechte ab. Weit entfernt, ein Tumultuant zu seyn, war er vielmehr gemäßigt, ehrbar, immer würdevoll durch seine Bescheidenheit, wie durch seine Festigkeit. Er steht insofern einzig in der Geschichte da. Nie erlangte ein deutscher Bürger eine so gewaltige Macht, wie er, und doch blieb er immer der schlichte Bürger, ohne sich fürstliche Formen auch nur in dem Grade wie Cromwell anzumaßen, aber auch in irgend eine demokratische Ausschweifung, wie die Wiedertäufer und Sansculotten zu verfallen. Herr Lenz hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er die Welt über den wahren Charakter dieses seltenen Mannes belehrt hat.

Interessant ist auch die Notiz über den bedeutenden Antheil, den Flandern an dem Eroberungskriege der Normannen in England nahm. Herr Lenz verzeichnet eine Menge Fläminger, die sich damals in England niederließen und von Wilhelm dem Eroberer zum Dank für ihre Dienste große Lehen bekamen. Das war Gilbert von Gent (Gaunt), ein nächster Verwandter des Grafen Balduin von Flandern, Walter Bec, Walter von Douai, Drogo de Beverer, Gherbod (Graf von Chester), Walcher (Graf von Northumberland) und viele Andere, die unter den ersten Baronen des neuen Königreichs glänzten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. August 1840.

Geschichte.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Staatsarchive von Friedrich von Raumer. 3ter — 5ter Theil. Europa von 1763 — 1783. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Herr von Raumer beschenkt die Welt mit vielen Bänden. Man hört zuweilen einen leisen Tadel über seine Mittheilungslust in Privatangelegenheiten; aber wahrhaft dankbar muß man ihm seyn für die vielen und historisch wichtigen Nachrichten, die er in Archiven gesammelt und zum ersten Mal veröffentlicht hat. Auch an der Art, wie er solche neue Entdeckungen zusammengestellt und bearbeitet hat, ist gar viel zu preisen, namentlich eine gewisse partheilose Freimüthigkeit, die nur der gerecht zu würdigen vermag, der da weiß, wie mancherlei Rücksichten beobachtet werden müssen, wenn man überhaupt zur Einsicht in die Archive einer nicht längst vergangenen Zeit gelangen will.

Die vorliegenden drei Bände umfassen die Zeitalter zwischen dem siebenjährigen Kriege und der französischen Revolution. Sie sind durchgängig aus Gesandtschaftsberichten geschöpft, und beschäftigen sich daher hauptsächlich mit den diplomatischen Intriguen der damaligen europäischen Höfe. Preußen, Oesterreich, Rußland stehen im Vordergrunde, und das Hauptinteresse dreht sich um die Theilung Polens. England und Frankreich stehen mehr im Hintergrunde, wie denn die europäische Politik dieser Mächte damals wirklich nur eine untergeordnete war. Was braucht man mehr zu wissen, als daß England und Frankreich damals den Vergrößerungen Rußlands auf der polnischen und türkischen Seite ruhig zusahen. England war mit der amerikanischen Revolution beschäftigt, Frankreich unter der Maitressenherrschaft tief versunken. Also erhielt die europäische Politik den Impuls von den östlichen Mächten, und unter diesen wieder hauptsächlich von Rußland.

Es ist kein geringes Verdienst des Herrn von Raumer, daß er in diesem Werke nachweist, wie sehr Rußland damals schon die europäische Initiative ergriffen hatte und welche außerodentliche Fehler alle übrigen Cabinette, Rußland gegenüber, begangen haben. Rußland erscheint hier, im hellen Licht der diplomatischen Verhandlungen, weit bedeutender, als wofür es bisher die Geschichtschreiber zu halten pflegten. Mußte man doch den Skandal erleben, daß sich nach dem Vorgang von Dohms preußische und österreichische Historiker darum zankten, ob Friedrich der Große, ob Kaunitz die erste Schuld der polnischen Theilung trage. Herr von Raumer weist auf das unwidersprechlichste nach, daß sowohl Preußen als Oesterreich nur von Rußland am Schlepptau genommen worden sind, daß die Initiative lediglich von Rußland ausging.

Um uns nicht in die minder bedeutenden Interessen damaliger Zeit zu verlieren, die in den vorliegenden Gesandtschaftsberichten ebenfalls besprochen sind, heben wir aus der großen Masse des Mitgetheilten nur das hervor, was sich um das Hauptinteresse gruppirt, die Politik Rußlands und die darauf bezügliche Politik der übrigen Mächte, die der russischen auch unwillkührlich immer in die Hände gearbeitet hat.

Rußland war in dem Zeitpunkt, von dem hier die Rede ist (1763), noch nicht bis an die österreichische Grenze vorgerückt, hatte sich auch noch nicht der Ufer des schwarzen Meeres bemächtigt und erschien somit der österreichischen Politik noch nicht als ein so sehr gefährlicher Nachbar, wie später. Ueberdies war Rußland unmittelbar vorher mit Oesterreich eng gegen Preußen alliirt gewesen. Und dennoch war das Cabinet Maria Theresias, war namentlich Fürst Kaunitz sehr aufmerksam, beobachtete die Fortschritte, die Rußland in Polen und der Türkei machte, sehr argwöhnisch und hätte ihnen gern aufs kräftigste gewehrt, wenn er Bundesgenossen

gefunden hätte. — Preußen war noch ungleich mehr bedroht als Oesterreich. Schon herrschten die Russen in Livland, Curland war ganz von ihnen abhängig, Polen wurde von ihnen bereits militärisch besetzt. Preußen besaß keine so bedeutende Hülfsquellen, wie Oesterreich, und konnte überdies auch auf keine freundschaftliche Rücksichten von Seiten Rußlands rechnen, das ihm während des eben beendigten siebenjährigen Krieges so viel zu schaffen gemacht und so deutlich die Absicht hatte blicken lassen, sich Ostpreußens zu bemächtigen. Es war mithin ein dringendes Interesse für den großen Friedrich, das noch weitere Anwachsen der russischen Macht um jeden Preis zu verhindern, und sich zu diesem Zweck mit Kaunitz zu verbinden. Allein diese Verbindung konnte nicht zu Stande kommen. Der wechselseitige Argwohn zwischen Preußen und Oesterreich war noch zu vorherrschend, als daß er die Machthaber nicht selbst über ihre wichtigsten Interessen hätte verblenden sollen.

Rußland ging mit festen Schritten auf sein Ziel los. Alle Maßregeln, die es gegen Polen ergriff, deuteten an, daß es dieses Land sich unterjochen, mit Rußland vereinigen wolle. Bevor es aber zu diesem Aeußersten schreiten konnte, mußte es die Türken bekriegen, um den Polen die türkische Hülfe, deren sie sicher waren, vornweg abzuschneiden. Oesterreich durchschaute diesen russischen Plan und gab sich alle Mühe, ihn zu vereiteln. Es bot den Polen, wenn sie sich eng an Maria Theresia anschließen würden, den kräftigsten Schutz, dem König Poniatowsky sogar die Hand einer Erzherzogin an (II. S. 73). Es suchte ferner Preußen zu gewinnen. Eine Coalition der damaligen preußischen und österreichischen Macht, und ein Aufgebot der Polen hätte vollkommen hingereicht, die Kaiserin von Rußland zu demüthigen. Allein die Cabinette von Wien und Berlin konnten nicht einig werden. Man that nichts, um den Marsch der Russen in die Türkei zu verhindern, der nur das Vorspiel der polnischen Eroberung seyn sollte. Erst als die russischen Heere bereits ihre Siege über den Halbmond verfolgten, kamen die Häupter der rivalisirenden deutschen Hauptmächte, Friedrich II. und Joseph II., persönlich zusammen, um sich über die Gefahr zu besprechen, die ihnen beiden von Rußland her drohe, im Jahr 1769. Beide sahen in einem lichten Augenblick großherziger Politik die Verantwortlichkeit, die auf ihnen lastete, und die großen Fehler ein, die sie bereits begangen hatten. Friedrich sagte: „Ich denke, wir Deutschen haben lange genug untereinander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem besseren Verständniß kommen können! — Der König von Preußen lobt bei jeder Gelegenheit gar sehr die Anlagen, das Benehmen u. s. w. des Kaisers, und hat im Briefwechsel mit einigen deutschen Höfen seine außerordentliche Zufriedenheit über jene Zusammenkunft ausgedrückt. — Fürst Kaunitz sagte: wenn Rußland daran denkt, auf unserer Seite, oder auf der des Königs von Preußen, irgend eine Erwerbung zu machen, so kann keiner von uns wünschen, jene Macht zum Nachbar zu haben. Selbst in Beziehung auf die Türkei muß ein gewisses Gleichgewicht zwischen diesen beiden Mächten erhalten werden. — Ein wohlunterrichteter Mann wiederholte fast dieselben Worte und sagte: der König von Preußen werde eben so wenig wie der Wiener Hof erlauben, daß die Kaiserin von Rußland Erwerbungen mache, welche sie Deutschland näher bringen. Bei der Zusammenkunft sagte der König von Preußen, (nicht als Anklage, sondern nur als Klage): die Russen hätten durch ihre raschen und übereilten Maßregeln eine Flamme in Polen angezündet, welche auszulöschen sehr wünschenswerth sey. — Der Kaiser gab bloß eine allgemeine Antwort. — Friedrichs II. Bemerkung über die nothwendige Einigkeit Deutschlands, ist wahr für jene, wie für jede Zeit. Damals schien jedoch die Zerwürfniß fast nothwendig aus der Stellung Oesterreichs und Preußens, sowie im siebzehnten Jahrhundert aus dem Gegensatze der Katholiken und Protestanten hervorzugehen. Diese Gegensätze lassen sich aber (wir haben es Gottlob erlebt) versöhnen und ausgleichen; ja die Unabhängigkeit Deutschlands beruht wesentlich auf der Macht jener beiden größeren Staaten. Ohne sie würden die kleineren bald ein Raub Frankreichs, oder Rußlands, oder beider werden; und ohne ein mächtiges Deutschland (Preußen und Oesterreich eingeschlossen) stoßen jene Kolosse aufeinander und zerschellen aneinander. Daß aber Oesterreich und Preußen damals Polen und die Türkei, zwei so aufgelösete und veraltete Staaten, gegen die jugendlich anwachsende Macht schützen sollten, war eine fast unmögliche Aufgabe, so lange England in seiner Unthätigkeit verharrte, und Frankreichs Thätigkeit höchstens Unruhen, aber keine Entscheidung herbeiführte. Die Vorwürfe, welche Friedrich II. der französischen Staatskunst machte, wurden in ähnlicher Weise vom Fürsten Kaunitz ausgesprochen. Den 27. und 30. December schreibt *** aus Wien: Manche verdrießliche und ärgerliche Aeußerungen des Fürsten Kaunitz, gegen den Herzog Choiseul und dessen Maßregeln, waren nicht erkünstelt (affected), sondern entsprangen aus einem wirklichen Mißfallen an denselben und ihrem Urheber. — Fürst Kaunitz verdammte alle Intriguen der Franzosen im Allgemeinen, und sprach über die Thorheit (absurdity dieser angeblichen, verfeinerten Politik, wie er sie nannte. Nichts sey so falsch, als der Grundsatz: das Befördern von Zwist und Krieg in entfernten Ländern bringe keine Gefahr. Frankreich (sagte der Fürst) wird, über kurz oder lang, selbst durch diese Politik getäuscht, dupirt

werden; es setzt sich großen Gefahren aus, ohne daß ich irgend einen einleuchtenden Vortheil sehen kann. — — Die Erwerbung Lothringens dankten sie weit mehr der Schwäche unserer Beschlüsse (councils), als ihrer Weisheit, oder Geschicklichkeit. Wäre ich damals Minister gewesen, ich versichere Ihnen, sie hätten jenes Land nicht bekommen sollen. — Den 24. Januar 1770 fährt *** fort: Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß der Wiener Hof entschlossen ist, sich mit dem Berliner über die zweckdienlichsten Maßregeln zu verständigen, wie man die Fortschritte hemmen und sie dahin bringen könne, billigen Friedensbedingungen Gehör zu geben. Ihre Absicht ist außerdem, dem Könige von England vorzuschlagen: er möge an dieser Einigung und Verständigung Theil nehmen. — Ob und welche Eröffnungen deshalb dem Könige von Preußen bereits gemacht sind, darüber lassen mich meine Nachrichten noch im Dunkeln. — Den 10. Februar 1770 schreibt Lord *** von Wien: Fürst Kaunitz drückte den ernstlichsten Wunsch aus, daß der Friede zwischen Rußland und der Türkei hergestellt werde. Ich will (sagte er) Ihnen frei gestehen, daß es für uns sehr schwer seyn würde, bloße Zuschauer zu bleiben. Denn wir können auf keiner Seite einen ausgezeichneten Erfolg mit Gleichgültigkeit ansehen; wir dürfen nicht leiden, daß eine von beiden Wagschalen zur Zerstörung, oder auch nur zum Nachtheile des allgemeinen Gleichgewichtes überwiege. — Sie werden leicht glauben, daß, weil der gegenwärtige Zustand von Europa uns sowohl als den König von Preußen zwingt, so große Anstrengungen zu machen und so ungeheuer zahlreiche Heere zu halten, wir von diesen Kräften gehörigen Gebrauch machen und bei unseren Nachbaren keine Veränderungen dulden wollen, die in ihren entferntesten Folgen uns verletzen könnten." (II. S. 249.)

Allein diese schöne Stimmung ging vorüber. Friedrich, dem von Seiten Rußlands sehr geschmeichelt wurde, überlegte, ob er nicht mehr Vortheil aus einer Verbindung mit Rußland ziehen könne. Eine zweite Zusammenkunft desselben mit Joseph im Jahr 1770 führte eben so wenig zu einem Resultate. Zwar äußerte Kaunitz höchst dringend: „Die Nothwendigkeit eines Krieges wäre ein wirkliches Uebel. Wir würden es als ein solches betrachten, wir würden es als ein solches fühlen; allein ein unsicheres (precarious) Daseyn, und eine furchtbare, unternehmende Macht in unserer Nähe, würde bei weitem das größte Uebel unter diesen beiden seyn. Ich hoffe sehr solch eine Nothwendigkeit werde nicht eintreten, und Rußland die Verlängerung dieses Krieges nicht wünschen. Denn es wird selbst durch seinen Erfolg erschöpft und kann gewiß im Ernst nicht an große Eroberungen denken, da es wissen muß, daß wir uns aufs Aeußerste widersetzen würden, und daß es das allgemeine Interesse Europas ist, ein beträchtliches Anwachsen einer so großen Macht nicht zu dulden." (II. S. 287). Aber Friedrich der Große hörte nur mit einem Ohr, denn zu derselben Zeit war sein Bruder Heinrich in Petersburg, um daselbst auszumitteln, bis wie weit die Kaiserin Katharina geneigt sey, den Wünschen Preußens entgegen zu kommen, und „die Aufregung Oesterreichs gegen Rußland schien ihm nur deswegen willkommen zu seyn, weil sie sein Gewicht in Petersburg vermehrte."

So geschah es also, daß Rußland ungestraft Polen besetzen und Anstalt treffen konnte, es völlig zu unterjochen. Oesterreich sah es mit äußerster Ungeduld, da aber Preußen nicht zur Theilnahme an einem Kriege gegen Rußland zu bewegen war und ein österreichischer Kriegsrath die große Frage dahin entschied, daß ein einseitiger Krieg Oesterreichs gegen Rußland zu gewagt sey (II. S. 419), so blieb auch dem Fürsten Kaunitz nichts weiter übrig, als der preußischen Politik zu folgen, wie Friedrich der russischen folgte.

Rußland wollte Polen. So will ich auch ein Stück davon, sagte Friedrich. Und ich auch, sagte zuletzt Joseph. Unstreitig war es das österreichische Cabinet, welches sich am standhaftesten den russischen Anmaßungen widersetzte und dieselben nie geduldet haben würde, wenn es von Preußen unterstützt worden wäre. Allein wenn man billig seyn will, darf man nicht in Abrede stellen, daß Friedrich der Große Ursache hatte, Oesterreich zu mißtrauen. Das Bündniß von Versailles und der siebenjährige Krieg waren Dinge, die er gewiß nicht so leicht vergessen konnte. Auch mußte er fürchten, daß wenn er mit Oesterreich vereinigt Polen schützen und die Russen besiegen würde, alsdann das katholische Polen vorzugsweise unter österreichischen, nicht preußischen Einfluß kommen würde.

Nachdem einmal von Seiten Preußens und Oesterreichs der Gedanke an einen Krieg gegen Rußland aufgegeben war, erfolgte alles übrige von selbst. Die Oesterreicher, die sich am längsten für Polens Rettung verwendet hatten, griffen jetzt zuerst zu; denn Rußland hatte noch nicht formell die Einverleibung polnischer Provinzen ins russische Reich proklamirt, als Oesterreich schon die Zips, auf die es alte Rechte behauptete, förmlich in Besitz nahm. Preußen drängte sich sofort an Danzig und besetzte zugleich Posen. Man stritt nicht mehr, ob man Polen theilen, sondern nur noch, wie viel jeder Nachbar nehmen solle? Prinz Heinrich verglich die Sache mit einem gemeinen Handel, den Kaufleute abschließen, und beschwerte sich sehr, daß Oesterreich so hohe Forderungen mache und sich nichts wolle abdingen lassen. (II. S. 493.)

Rußland sah natürlich dieser Eifersucht seiner

Nachbarn mit stolzem Lächeln zu, indem es sich bei weitem den größten Theil der Beute vorbehielt, den größten Theil der Schuld aber auf Preußen und Oesterreich abwälzte. Gleichwohl gab es eine Partei in Rußland, die von so großem Glück aufgeblasen, den Oesterreichern und Preußen ihren kleinen Beutetheil nicht einmal gönnten und lieber ganz Polen zumal behalten hätten. Gregor Orlof sagte: den russischen Ministern, die eine Vergrößerung Preußens zugegeben haben, sollte man den Kopf abschlagen.

Schon früher war bekannt, wie sehr Maria Theresia die Theilung Polens bereut hat. Selbst Fürst Kaunitz äußerte sich: „In dieser Lage, was sollten wir thun? Rußland und Preußen bekriegen? Wahrlich, nur unser Feind konnte wünschen, daß wir solch einen falschen Schritt thun sollten. Oder ruhig still sitzen und zusehen wie die beiden Mächte einen benachbarten Staat nach Belieben zerstücken und solche Erwerbungen machten, die das künftige Daseyn Oesterreichs aufs Spiel setzten; — Mit einem Worte: die Nothwendigkeit und die unerläßliche Klugheit, welche zwingt zwischen zwei Uebeln das kleinste zu wählen, trieb uns, zwang uns zu thun was wir thaten, sehr gegen unseren Willen. Niemals gefiel mir diese Theilung, niemals wird sie mir gefallen. Ich fühle sie hat ein übeles Ansehn, ich fühle daß sie zweideutig (louche), mit Einem Worte, daß sie unrecht ist; aber die Hauptschuld trifft keineswegs diejenigen, welche nicht aus freier Wahl handelten, sondern (wie sie glaubten) durch bittere Nothwendigkeit gezwungen. — Oft erklärten wir: wenn die anderen beiden Mächte ihre Antheile wieder aufgeben wollten, wären wir sehr gern bereit, dasselbe zu thun. Wir sind morgen, wir sind heute bereit, wenn man es will. — Das Letzte wiederholte Fürst Kaunitz mehrere Male und in dem feierlichsten Tone."

Es ist nicht uninteressant, hiebei auch die Rolle zu beachten, welche Frankreich spielte. Frankreich war im siebenjährigen Kriege von seiner uralten antihabsburgischen Politik abgewichen und hatte sich mit Oesterreich verbündet. Das freundschaftliche Verhältniß bestand noch und führte die bekannte Vermählung Marie Antoinetens mit Ludwig XVI. herbei. Unter diesen Umständen hoffte Oesterreich auch einige Unterstützung von Frankreich gegen Rußland, wenigstens einige Mitwirkung bei den Unterhandlungen mit Preußen. In dem Bericht des Lord *** heißt es nun darüber: „Ich antwortete (dem Fürsten Kaunitz), wenn der Wiener Hof der Theilung widersprach und (ohne vereinzelt einen Krieg wider Preußen und Rußland zu wagen) erklärte, er werde niemals daran Theil nehmen, oder darein willigen; wenn er fest auf diesem würdigen Grunde beharrte: so würden sich wahrscheinlich manche von den großen europäischen Mächten, insbesondere die Franzosen Eure Verbündete, sich mit Euch vereinigt und Euch Beistand geleistet haben. — Frankreich (rief Fürst Kaunitz mit einem verächtlichen Blicke aus) uns beistehen! Vielleicht mit seinen Worten und schönen Versprechungen!"

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 30 des Literaturblattes d. J. befindet sich S. 119 folgendes Werk angeführt: „Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Friedrich Hurter. Schaffhausen, Hurter, 1840." Bei Veranlassung der gegen Ende des Jahrs 1792 erfolgten Uebergabe der Festung Mainz an die Franzosen geschieht eines Bestrebens (eigentlich Intrigue) des Freiherrn von Stein, die schnelle Uebergabe der Festung zu bewirken, Erwähnung, die dazu dienen soll, den damaligen kurmainzischen Obristlieutenant Eickenmayer (Eickemaier) zum Theil frei von dem Herbeiführen dieses für Deutschlands Sache so nachtheiligen Ereigniß zu sprechen, um hingegen diese Schuld auf Freiherrn von Stein zu werfen. Die Relation, insofern sie in der Kritik gegeben, gibt aber nicht an, welcher Freiherr von Stein hier gemeint ist, und mit Recht darf man glauben, es sey der späterhin, besonders in den Kriegsjahren 1813—1815 so bekannte, früher königl. preußische, damals kaiserl. russische Minister von Stein gemeint. Dem dürfte aber wohl nicht so seyn, dieser Minister von Stein war zu jener Zeit Präsident der königl. preußischen Kriegs- und Domainen-Kammer in Minden, der in Mainz Anwesende und wahrscheinlich hier gemeinte, war dessen älterer Bruder, früher Oberjägermeister in Anspach, bei Ausbruch des Krieges aber eine Zeitlang königl. preußischer Gesandter an den geistlichen kurfürstlichen Höfen, auch mit sonstigen Missionen in den Hauptquartieren ꝛc. beauftragt.

Diese Bemerkung beabsichtigt nur den Unterschied in der Person, der hier Erwähnung geschieht, zu bezeichnen, keineswegs aber sich über die Sache selbst, die Wahrscheinlichkeit oder nicht, der Angabe, oder sonstige Verhältnisse jener oder späterer Zeiten auszusprechen, was durchaus außer dem Zwecke dieser Bemerkung liegt; — die für diesen Fall und für den angeführten erwähnten Namen auch hier nur den preußischen Wahlspruch: suum cuique, in Anwendung bringen soll.

Von einem Veteranen aus jener Zeit.

№ 79.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. August 1840.

Geschichte.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Staatsarchive von Friedrich von Raumer. 3ter — 5ter Theil. Europa von 1763 — 1783. Leipzig, Brockhaus, 1839.

(Schluß.)

„Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: ich kann mit unbegrenztem Vertrauen zu Ihnen sprechen, ich will Ihnen erzählen, wie der Herzog von Aiguillon (hier fügte der Fürst einen Ausdruck der größten Verachtung hinzu) uns seit anderthalb Jahren behandelt hat. Zu der Zeit, als wir ein Heer in Ungarn versammelten und Kriegsrüstungen zu machen schienen, sagte ich dem Herzoge: Ihr habt immer Eifersucht über die Eroberungen der Russen und den Wunsch an den Tag gelegt, das Gleichgewicht im Osten zu erhalten, damit kein Friede es zerstöre und Polen den Preußen und Russen preisgebe. Jetzt komme ich zu Euch mit einem Vorschlage, dies zu bewirken, der leicht ist, Euch nie in einen Krieg verwickeln, Euch nicht die geringste Ausgabe verursachen kann: kurz, der Euch nichts kosten wird als — ein paar Worte! Gebt dem preußischen Botschafter in Paris zu verstehen, oder laßt ihm durch Andere zukommen (insinuate): Ihr hättet Euch verpflichtet, Oesterreich, im Fall es zum Kriege gezwungen werde, mit starken Hülfsgeldern und (wenn es nöthig seyn sollte) außerdem mit einem ansehnlichen Heere zu unterstützen. Gebt dies nur zu verstehen, laßt es wirken und uns den Erfolg abwarten. — Nun, Mylord, anstatt hierauf einzugehen, was glauben Sie, daß dieser Mensch (fellow) that? Allerdings sendete er nach dem preußischen Botschafter und sagte ihm: wenn der König sein Herr die Besitzungen der Kaiserin Königin angreife, so werde Frankreich die vertragsmäßigen 24,000 Mann stellen; so lange aber Seine Majestät sich auf Polen beschränke, möge er daselbst thun was er wolle, Frankreich werde sich nicht einmischen! — Was verdient ein Minister der so handelt! Ich weiß, daß der König von Preußen damals ernstlich über unsere Rüstungen besorgt war, daß sie mit Frankreich verabredet wären, und in jedem Augenblick unsere Erklärung erwartete. Sobald er aber hörte, was man seinem Botschafter in Paris gesagt hatte, steigerte er unverzüglich seinen Ton, und achtete unsere Rüstungen für Nichts."

Ob die damalige Politik Frankreichs tief berechnet oder mehr eine zufällige und gleichsam instinktartige war, ist ziemlich einerlei. Gewiß ist, daß sie den Interessen Frankreichs angemessen war, weil sie die Vereinigung der deutschen Mächte verhinderte und eine dritte Macht auf Kosten Deutschlands groß werden ließ. Frankreich hat nur einen Feind, das ist die Concentration der deutschen Kräfte, und diese sucht es unter allen Umständen und um jeden Preis zu verhindern. Frankreich that nichts für Polen, weil Polen zu schwach geworden war, um Deutschland zu schaden. Frankreich fing an mit Rußland zu sympathisiren, sobald Rußland uns gefährlich wurde.

Indem der Verfasser die verschiedenen Gesandtschaftsberichte zu einem historischen Ganzen geschickt zusammenreiht, streut er nur selten eigene Betrachtungen ein. Diese sind aber inhaltschwer und wohl zu beherzigen. Unter andern bemerkt er über die Regierung des großen Kurfürsten: „Die Schwierigkeit und Gefahr, daß der Kurfürst zu gleicher Zeit gegen Norden und Süden, ich möchte sagen, Front machen mußte, dauert im Wesentlichen noch immer für Preußen fort. Allein je größer die Aufgabe, desto gebietender ist die Pflicht und desto größer der Ruhm, sie zu lösen und ihr zu genügen. Jeden Falls ist der ein schlechter preußischer Staatsmann, welcher (die Eigenthümlichkeit und Bestimmung seines Vaterlandes aufgebend) sich und Anderen aufzureden sucht: das höchste und einzige

Ziel der Preußen sey, sich den Franzosen oder Russen unterzuordnen." Man braucht nur an den Basler Frieden einer-, und an einige Maßnahmen in der Restaurationsperiode andrerseits, an die schwankend westöstliche Hinneigung so mancher frühern preußischen Rathgeber zu denken, um das Gewicht dieser Bemerkung zu erkennen. — Am Schluß theilt der Herausgeber einen englischen Gesandtschaftsbericht über die Gegenwart und Zukunft Preußens in der letzten Zeit Friedrichs des Großen mit. Darin wird vorausgesagt: „Das Land wird von vielen Ministern regiert werden (welche nothwendig durch Privatansichten und Familienverbindungen mit bestimmt werden) und von einem jungen Fürsten der in Europa kaum durch etwas Anderes bekannt ist, als durch seine Vergnügungen; während jetzt an seiner Spitze ein Monarch steht von erprobter Geschicklichkeit und großem Rufe. Es wird nicht mehr dasselbe Volk seyn, welches alle Nachbaren fürchten, und um dessen Bündniß Alle buhlen. Es wird auf sein natürliches Maaß zurücksinken, und binnen wenigen Jahren kein Recht mehr haben, den ersten Mächten Europas beigezählt zu werden." Herr von Raumer fügt hinzu: „So die Besorgnisse und trüben Weissagungen jener Zeit! Damals erhob sich der alte Löwe noch einmal von seinem Lager, und behauptete im greisen Alter, mit gebrochenem Körper, aber immerdar thätigem Geiste, noch zehn Jahre lang daheim und in ganz Europa die wohlverdiente Achtung! In späteren Zeiten ertönte, mit scheinbar noch größerem Rechte, neue Trauermusik am Grabe der preußischen Monarchie! und wiederum erhuben sich König und Volk aus den Trümmern, und legten ein Zeugniß ab: der Werth und der Ruhm der Völker messe sich nicht unbedingt ab nach Quadratmeilen und Zahlen. Der Geist macht lebendig, und ist allein unsterblich, und der Glaube an dies unsterbliche Leben gewährt schon Kraft und Bürgschaft für die Dauer. Darum: wer den Geist ertödtet, begeht die schwerste aller Sünden, die Sünde gegen den Geist!"

Hieran wollen wir noch einige interessante Bemerkungen aus dem ersten Theil der Sammlung knüpfen (I. S. 455): „Die geographische Gestaltung des preußischen Staates bietet, gleichwie damals, so noch jetzt bedeutende Schwierigkeiten. Ansichten, Wünsche, Interessen der verschiedenen Landestheile gehen weit auseinander, ja sie stehen sich bisweilen feindlich entgegen. Verfassung und Verwaltung bieten wenig Gelegenheit, sich nach allen Seiten hin zu verständigen, oder wenigstens zu wechselseitiger Beruhigung sich öffentlich und zugleich gründlich auszusprechen. Schweigen gilt Manchem für den höchsten Patriotismus, und man vergißt, daß wenn das Einseitige und Irrige sich nicht Luft machen kann (per sfogar gli humori sagt Machiaveli) es von Tag zu Tage mehr unter sich frißt und gefährlicher wird. Nur eine freie geschichtliche und wissenschaftliche Erörterung (welche sich in den Grenzen des Anstandes halten kann und soll) erhebt die Einseitigen auf den allgemeinen Standpunkt, und bringt die Irrenden auf den rechten Weg. Fehlt es an diesen Vorbereitungen und Reinigungen, so wird nur ein allgemeines entsetzliches Unglück (und wer könnte dies herbeiwünschen!) so wie 1813 eine allgemeine Begeisterung hervorrufen. Bloße Centralisation der Verwaltung kann niemals (wenn höhere oder tiefere Gründe fehlen oder untergeordnet werden) den Gemeinsinn hervorrufen oder erhalten, und am wenigsten wenn die Zahl der Minister sehr groß ist, oder die Ministerien gar, ohne zureichende Gründe, in mehrere unabhängige Abtheilungen zerfällt sind. Auch kommen die Massen des Volkes, selbst da wo viel regiert wird, doch nicht in eine wahrhaft aufklärende Berührung mit der Verwaltung; sondern gerathen leicht in Gleichgültigkeit oder Widerspruch. Sogar die im Preußischen sogenannten Regierungen, welche auf löbliche Weise das Oertliche und Landschaftliche vertreten sollen, sind (aus Gründen deren Erörterung nicht hieher gehört) der Gefahr ausgesetzt, sich vorzugsweise der übertrieben centralisirenden, oder übermäßig vereinzelnden Richtung hinzugeben. — Es ist und bleibt eine große und wesentliche Schwierigkeit, den preußischen Staat zu regieren, weil seine Theile weder so gleichförmig sind, um (wie Frankreich) eine gleiche Behandlung zu erlauben, noch so verschieden, um (wie in den österreichischen Staaten) eine entgegengesetzte oder sehr abweichende zu rechtfertigen. — Wenn die Gewerbtreibenden am Rheine über das Prohibitivsystem der Franzosen, und die Gewerbtreibenden in Preußen über das der Russen klagen, so richten sich diese Klagen wider denselben Irrthum, an welchem zwei sonst so verschiedene Regierungen mit gleicher Hartnäckigkeit festhalten; und Preußen mag thun so viel als möglich ist, um nach beiden Seiten hin jenen Irrthum zu widerlegen, und willkührliche Maßregeln zurückzuweisen. In Beziehung auf politische Gesinnung und politische Gefahren neutralisiren sich aber jene Klagen, und vernichten den Gemeinsinn statt ihn zu stärken; mögen die Parteien nun Nachgiebigkeit oder Widerstand, gegen die Russen oder die Franzosen anempfehlen. — So wie es mithin schwer ist, allen Einwohnern des preußischen Staates dieselbe politische Richtung und Gesinnung mitzutheilen; so hat es auch für die Regierung eigenthümliche Schwierigkeiten, irgend eine Richtung ausschließend zu befördern und in Schutz zu nehmen. Abgesehen davon, daß diese Erzieherei eigentlich unmöglich ist, würden einzelne Personen und Landschaften dadurch sogleich in ein bedenkliches Widersprechen hineingeführt werden. Wiederum

wäre es aber keineswegs zu billigen, wenn die Regierung, um jene Scylla zu vermeiden, in eine bloß negative Charybdis geriethe, welche keine Meinung hat oder ausspricht, und den politischen Charakter des Volkes ermatten und hinsterben läßt, ohne daß man hoffen darf, er werde einst auf Befehl plötzlich so oder wieder lebendig werden und auferstehen. Veranlassungen sind nicht ausgeblieben und werden nicht ausbleiben, wo jeder Regierung alle Kraft entweicht, welcher eine echte öffentliche Meinung nicht rasch und lebendig zur Seite tritt. — Dennoch war der große Kurfürst zuletzt mit ärgeren Gefahren umringt, als jetzt ein König von Preußen. Die nordischen Staaten hängen nicht mehr von der Laune und den Befehlen Frankreichs ab, und sollte sich diese Macht mit der russischen ausnahmsweise einigen, so hat Deutschland, Oesterreich, Preußen und England Kraft genug, beiden zu widerstehen. Daß Großbritannien je wieder eine solche Rolle, wie unter Karl II. spielen und Europas Unabhängigkeit verrathen werde, ist nicht zu besorgen; und ebenso wird Deutschland nach den bittersten Erfahrungen wohl nie in die alten Irrthümer und Thorheiten zurückfallen. — Der Gedanke, daß, gleichwie Kurfürst Friedrich Wilhelm, so auch König Friedrich Wilhelm sich zu seinem und Deutschlands Vortheile gar nicht um Deutschland bekümmern solle, sondern ganz von Deutschland auszuschließen sey; ist die Ausgeburt eines beschränkten, unverständigen Patriotismus, oder einer arglistigen fremden Staatskunst. Gäbe es statt eines Kaisers von Oesterreich, eines Königs von Preußen, nur einige Dutzend Herzöge, Grafen, Bischöfe und Aebte, so möchten die übermächtigen Nachbaren bald Aller Herr werden, und den Deutschen die Freiheit so aufzwingen, wie die Römer den Griechen. — Preußen hat seine älteste, edelste, breiteste Grundlage in und mit Deutschland, und des großen Kurfürsten Ausspruch bleibt in dieser Beziehung noch heut zu Tage wahr."

Werk über England.

Skizzen englischer Charaktere und englischer gesellschaftlicher Zustände, von Anton Langerhanns. Leipzig, Kollmann, 1839.

Dieses Buch ist sehr gut geschrieben. Der Verfasser aus Deutschland nach England kommend, schildert lebhaft die ersten Eindrücke, die das rauhe Klima, die schwere Luft und die große Stadt auf ihn gemacht, verweilt dann aber vorzugsweise bei den Erinnerungen eines alten französischen Diplomaten, der schon lange in England einheimisch, ihm vieles über die älteren gesellschaftlichen und literärischen Verhältnisse des Landes mitgetheilt hat. Diese Mittheilungen hat der Verfasser in zwanglose, zum Theil dialogisirte Charakterschilderungen gebracht und in dieser Weise erhalten wir heitre Portraits von Gibbon, Gainsborough, Sebastian Bach, Fischer, Caleb Whiteford, Sir Josua Reynolds, Garrik, Goldsmith rc.

Hier nur eine artige Anekdote von Goldsmith, dem berühmten Verfasser des Vikar of Wakefield: „Goldsmith mag nicht frei von Schwächen gewesen seyn, hat sich vielleicht manche tadelnswerthe Handlung zu Schulden kommen lassen, doch von der Narrheit, die heut zu Tage so viele geistreiche Leute zu unerträglichen bores macht, von der Narrheit für „fashionable," gelten zu wollen, war er sicherlich frei; er hat sie zu schonungslos an Andern gezüchtigt, als daß man glauben könnte, er sey selbst davon angesteckt gewesen. — Die Anmaßung, sich selbst der schönen und vornehmen Welt zuzuzählen, machten Goldsmith sein Aeußeres, seine linkischen Manieren, und seine Vermögensumstände unmöglich; dagegen ließ er sich von der Schwäche, über die er sich im Vikar of Wakefield mit so viel Laune lustig macht, in einem Grade beherrschen, daß selbst die untersten Diener der Gerechtigkeit darum wußten, und sich ihrer bedienten seine Vorsicht zu überlisten. Goldsmith befand sich bekanntlich immer in Geldverlegenheiten, selbst nachdem sein Ruf zu völliger Reife gelangt war, und Verleger die Manuscripte seiner Werke zu Preisen, die sogar heut zu Tage für hoch gelten würden, an sich brachten. Kurz zuvor, ehe Johnson das Manuscript des „Landpredigers" an den Buchhändler Newbery verkaufte, war Goldsmith gezwungen, seine Ein- und Ausgänge mit großer Vorsicht zu ordnen; er sollte Schulden halber verhaftet werden. Eine geraume Zeit gelang es ihm, der Wachsamkeit des mit dem Verhaftsbefehle versehenen Gerichtsdieners zu entgehen. Eines Morgens erhält er einen Brief von dem Haushofmeister eines großen Herrn, in welchem ihm in äußerst schmeichelhaften Ausdrücken gemeldet wird, der Herr des Schreibers sey so entzückt von Doctor Goldsmiths letztem Werke, daß er dem Wunsch, des Verfassers persönliche Bekanntschaft zu machen, nicht zu widerstehen vermöge, weßhalb er den Herrn Doctor bitte, ihn wissen zu lassen, wo er ihm vorgestellt werden könne. In der Freude über die ihm widerfahrne Ehre vergißt Goldsmith die über ihm hängende Gefahr, und bestimmt das Britisch Coffee-house zum Orte der Zusammenkunft. Eitelkeit treibt ihn, Vertraute seines Glücks zu suchen; er zeigt den erhaltenen Brief Hamilton, für dessen Critical Review Goldsmith damals schrieb. Der Buchdrucker warnt ihn vor dem Gange, da aber Goldsmith durchaus darauf

besteht, seinen Gönner und Bewunderer von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, so will Hamilton ihn der Gefahr wenigstens nicht allein entgegen gehen lassen, und begleitet ihn. Die beiden Herren sind kaum in das Kaffeehaus getreten, als einer der Anwesenden sich ihnen als den Haushofmeister Lord Y...s zu erkennen gibt, und Doctor Goldsmith sehr höflich ersucht, ihn zu seiner Herrlichkeit zu begleiten. Goldsmith, ohne Arges zu ahnen, willigt ein; Hamilton folgt von ferne und sieht, wie der vermeintliche Haushofmeister seinem Begleiter, als Beide kaum einige Schritte vom Kaffeehause entfernt sind, einen Verhaftsbefehl hinhält und sich ihm als Constable zu erkennen gibt. Hamilton, eingedenk der Dienste, die Goldsmith ihm geleistet, und ferner zu leisten im Stande ist, schlägt sich ins Mittel; er bezahlt Goldsmith's Schuld, und schickt seinen aus allen seinen Himmeln gefallenen Mitarbeiter mit einigen weisen Lehren und einer kräftigen Ermahnung zum Fleiße und zur Sparsamkeit nach Hause."

Der Verfasser geht dann auch auf noch frühere Zeiten zurück und entwirft eine sehr hübsche Sittenschilderung aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, in dessen seltsamer Galanterie sich Pedanterei und Frivolität so eigenthümlich gemischt haben. Der Hof der königlichen alten Jungfer, die über sechzig Jahre alt noch verlangte, daß alle Männer sich in sie verliebt stellen und in Prosa und Versen nach ihr seufzen mußten, ist hier in einer kurzen Skizze sehr launig beschrieben, verdiente aber einmal ausführlich von einem Karikaturisten ersten Ranges mit allen komischen Effekten dargestellt zu werden.

Auch vom alten Theaterwesen Englands ist die Rede. Unter andern erhalten wir folgendes Bild aus der Restaurationsperiode Karl II. „Mrs. Coleman war das erste Frauenzimmer, das in England auf den Bretern erschien; sie trat im Jahr 1656 zum ersten Male als Janthe, in Sir William Davenants Belagerung von Rhodos auf. Die Neuerung ward mit gleicher Heftigkeit angegriffen und vertheidigt; den gewichtigsten Widersacher fand sie an Prynne, dem Puritaner, der sich mit Wort und Schrift dagegen stemmte. Er nannte Frauen, die auf der Bühne erscheinen, Ungeheuer, welche der menschlichen Gesellschaft ferner anzugehören nicht werth seyen. Da er früher schon auf unglimpfliche Weise auf Personen von Range, die als Schauspieler auftraten, angespielt hatte, obgleich es bekannt war, daß der König selbst zuweilen eine Rolle in den Possen spielte, die am Hofe aufgeführt wurden, so zog man ihn jener Aeußerung wegen vor Gericht. Die Sternkammer, bei der sein Prozeß anhängig gemacht worden war, verhängt folgende Strafe: Ausstellung am Pranger, lebenslängliche Haft, eine Geldbuße von 5000 Pfund, das Abschneiden beider Ohren, Verweisung aus Lincoln's Inn, das Verbrennen der Bücher des Delinquenten durch den Henker, und Verlust seiner akademischen Würden. Dieses Urtheil ward ohne alle Milderung nach dem Buchstaben vollzogen." Hierauf folgen wieder Charakterschilderungen späterer berühmter Schauspieler Englands des Cibber, des Kemble, der Mrs. Siddons.

Damit wechselt die Beschreibung eines modernen Londoner Spielklubbs ab, der ausdrücklich für die vornehme Welt angelegt und eine systematische Plünderungsanstalt ist.

Den Schluß des Werks bilden Charakterschilderungen neuerer englischer Schriftsteller und Dichter: Makintosh, Coleridge, Byron, Scott, Moore.

Vermischte Schriften.

Winterstudien und Sommerstreifereien in Canada. Ein Tagebuch von Mrs. Jameson. Aus dem Englischen übersetzt von A. W. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1839.

Mrs. Jameson theilt das Interesse, das Mrs. Trollope für die beiden England so nahe verwandten Bevölkerungen Nordamerikas und Deutschlands gefaßt hat. Auch sie wird von ihrer Liebe über das atlantische Meer nach der Nordostküste von Amerika und über den Canal nach unserm wirthlichen Lande geführt. Nur darin besteht ein Unterschied, daß Mrs. Trollope von den V. Staaten, Mrs. Jameson aber von Canada, Mrs. Trollope vom deutschen Volke, Mrs. Jameson aber nur von den deutschen Literaten und Poeten handelt, und daß Mrs. Trollope, was sie über das transatlantische Land und Deutschland zu sagen hatte, in besonderen Werken gesagt hat, während Mrs. Jameson, seltsam genug, was sie über Canada und Deutschland zu sagen hat, in ein und demselben Werke durcheinander wirft.

So enthalten denn die vorliegenden Bände abwechselnd Bilder aus Canada, Schilderungen der rohen Wilden in den Urwäldern, und plötzlich wieder Reflexionen über unsern Goethe in seinem feinen Weimar, — über nackte indianische Amazonen rc. und plötzlich wieder über Grillparzers Sapho, — über canadische Schädelhöhlen und plötzlich wieder über Oehlenschlägers Correggio — über die Musquitos und plötzlich wieder über Sternbergs Novellen. Die Naturschilderungen aus Canada haben zum Glück das Uebergewicht; wir sagen zum Glück, weil wir voraussetzen, daß deutsche Leser lieber in solchen fremden Naturbildern blättern, als sich von einer englischen Dame über deutsche Dichter sagen lassen, was sie schon lange wissen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. August 1840.

Biographien.

1) Jugendleben und Wanderbilder. Nachlaß von Johanna Schopenhauer. Herausgegeben von ihrer Tochter. In zwei Bänden. Braunschweig, Westermann, 1839.

Ein gar heitres Lebensbild, im Rokokostyl mit zarter weiblicher Hand und mit einer gewissen großmütterlichen Grazie gezeichnet.

Frau Schopenhauer wurde in Danzig geboren und gehört einer wohlhabenden und streng republikanischen Kaufmannsfamilie an. Ihre jungen Augen sahen noch die altreichsstädtische Welt in ihrer Herrlichkeit, zwei schwarzgekleidete und eine rothgekleidete Fakultät in ehrwürdigen Perrücken, die Damen mit Reifröcken, Pochen, hohen Frisuren, die niedern Klassen in einfacher Tracht streng abgesondert. Mit dem deutschen Wesen der Reichsstädter aber bildeten die benachbarten Polen einen phantastischen Gegensatz, ihre Starosten in der alten malerischen Nationaltracht, die sie damals noch nicht abgelegt, und die Schimkys oder Leibeignen, kahlgeschorene und halbnackte Barbaren voll Laune und Gemüthlichkeit. Dazu die noch in Danzig geduldeten Mönche, die französischen und englischen Refugiés, endlich die Juden. Wahrlich das alte Danzig bot damals ein äußerst reiches Leben dar. Es stand noch auf der Höhe seines Glücks.

Aber dieses Glück nahm nur zu bald ein trauriges Ende. Aus Anlaß der ersten polnischen Theilung begann Friedrich der Große die Stadt Danzig auf eine unbarmherzige Weise systematisch zu drangsaliren, 1772. Die Erzählerin spricht noch mit Entrüstung von den Vorgängen, die sie in zarter Jugend mit ansah und in ihrem Herzen klingt noch der Jubel wieder, der in Danzig an dem Tage ausbrach, als es hieß: der alte Fritz ist todt.

Das Alles erzählt uns Frau Schopenhauer mit einer Treue und Lebendigkeit, daß wir mit ihr noch in Danzig zu leben glauben. Ihre Schilderungen sind überdies mit manchen artigen Anekdoten ausgeschmückt, wovon wir hier nur eine ausheben wollen. Ein reicher Geizhals, der drei Häuser besaß, wollte dieselben, als sie baufällig wurden, aller Warnungen ungeachtet nicht stützen oder renoviren lassen. Da brachen sie plötzlich zusammen und erschlugen den größten Theil der Bewohner. Nur einige retteten ihr Leben und „tragikomischer Weise befand sich unter diesen der sehr schuldige Urheber des ganzen Unglücks, der Eigenthümer der eingestürzten Häuser, dessen schmutziger Geiz, unerachtet aller an ihn ergangener Warnungen und Ermahnungen, ihn stets abgehalten hatte, auf die Erhaltung des baulichen Zustandes seines Eigenthums etwas zu verwenden. Der eigensinnigste Zufall hatte gewollt, daß sein Stuhl, nebst dem kleinen vor demselben befindlichen Tische, gerade auf den einzigen Theil des Gemäuers gestellt worden war, der unversehrt stehen blieb, als Alles rings umher zusammenbrach. Ganz isolirt, hoch in der Luft, in Schlafrock und Nachtmütze, saß vor aller Welt Augen die bebende, fast entgeisterte Jammergestalt des widrigen Greises, wie am Pranger, von Keinem der ringsum um ihn her noch immer nachstürzenden Ziegel und Balken getroffen. Tief unter ihm tobte mit wildem Hohn ein wüthender Haufen, bereit, sobald er herunter käme, auf seine Weise über ihn Gericht zu halten. — Erst später, als der ganze Raum mit Wachen umstellt, und die müssig dastehenden Zuschauer entfernt worden waren, durfte man es wagen, den vor Angst halb todten Alten von seinem erhabenen Platz hinunter in Sicherheit zu bringen."

Die Erzählerin heirathete einen reichen Gatten, der mit ihr Reisen machte und 1793 nach Hamburg übersiedelte, um nicht preußischer Unterthan werden zu müssen, da

die Stadt Danzig damals von Polen abgerissen wurde. Sie beschreibt uns ihre ersten Reisen, ihre erste Bekanntschaft mit den damaligen literarischen Nobilitäten (mit Zimmermann, Nicolai, Biester in Pyrmont), ihren kurzen Aufenthalt in Paris noch vor der Revolution, wo der Glanz des Hofes unter Marie Antoinette einen gewaltigen Eindruck auf ihre weibliche Seele machte, und einen Ausflug nach England. Nachdem sie aber kaum ihre Rückkehr nach Danzig geschildert hat und ehe sie ihre Biographie bis zur Uebersiedlung nach Hamburg fortgesetzt hat, bricht ihr Manuscript ab. Der Tod hat ihr die Feder aus der Hand genommen.

Indeß hat die Herausgeberin, ihre Tochter, noch einige Fragmente aus ihrer spätern Lebensgeschichte hinzugefügt, namentlich eine sehr lebendige Darstellung des Schreckens, der den poetischen Hof in Weimar zur Zeit der Jenaer Schlacht übermannte.

Da die Verstorbene überdies in ihrer belgischen Reise früher schon einige der interessantesten Parthien aus ihrer Lebensgeschichte hervorgehoben hat (worunter sich besonders eine auch geschichtlich interessante Beschreibung der Zusammenkunft Napoleons mit Kaiser Alexander in Erfurt im Jahr 1808 befindet), so dürfte uns nahezu das Beste erhalten seyn, was Frau Schopenhauer aus ihrem Leben überhaupt mitzutheilen gehabt hat. Durch das, was sie etwa noch über ihre zahlreichen literarischen Bekanntschaften, über ihren Salon in Weimar (wo Goethe gewöhnlich auf dem Throne saß und Einheimische und Fremde ihm huldigten), und überhaupt über Literatur, Poesie ꝛc. hätte schreiben können, würde sie wohl nur die ohnehin schon zu sehr angeschwollene Masse der literarischen Memoiren vermehrt und den heitern Eindruck wieder verwischt haben, den ihre sehr anziehenden historischen Tableaux, wie sie uns der vorliegende Nachlaß und die belgische Reise darbieten, gewiß auf jeden Leser machen.

2) Portraits und Genrebilder. Von O. L. B. Wolff. Drei Theile. Cassel und Leipzig, Krieger, 1839.

Im ersten Theile dieser Sammlung ist der Salon der Frau J. Schopenhauer in Weimar näher geschildert und eine Blume zarten Andenkens auf das Grab dieser schätzenswerthen Frau gepflanzt. Aus solchen Erinnerungen an literarisch ausgezeichnete Personen und ihren Charakterzeichnungen besteht die ganze Sammlung, und zwar umfassen die Erinnerungen des Verfassers nicht bloß Deutsche, sondern namentlich auch Engländer und Franzosen. Aus Deutschland führt er uns Müllner, Wilhelm Müller, St. Schütze, Ruhl, Carl Bauk und einige Theatererinnerungen aus Weimar vor; aus England Clasing, Lady Lamb, Mrs. Gore, M. Edgeworth, Mrs. Jameson, F. Hemans, Th. Hood, Capt. Marryat; aus Frankreich Janin, Merimée, Alfred de Vigny, Mad. Desbordes-Valmore, die Herzogin von Douras, J. Reboul, Paul Louis Courier, Balzac, Mery und Barthelemy, auch noch eine Erinnerung an J. J. Rousseau.

Der Verfasser hat eine gar freundliche Weise, sich über literarische Nobilitäten vernehmen zu lassen, indem er möglichst alle tadelnden Spitzen vermeidet und immer gern das persönliche Wohlmeinen vorwalten läßt, welches schon die Auswahl gerade dieser, dem Verfasser besonders bekannten und anziehenden Charaktere bedingt hat.

Altdeutsche Dichtkunst.

1) Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch, den Dichter und das Epos für Oesterreich zu vindiciren. Von Anton Ritter von Spaun. Linz, Haslinger, 1840.

Schon August Wilhelm von Schlegel vermuthete, daß das berühmte Nibelungenlied in der Gestalt, in der es uns erhalten ist, von einem Dichter aus Oesterreich, am wahrscheinlichsten von dem aus dem Wartburgkriege wohlbekannten Heinrich von Ofterdingen verfaßt seyn möchte, weil in diesem Kriege hauptsächlich die Lokalitäten Oesterreichs mit Liebe hervorgehoben und mit besonders genauer Kenntniß behandelt sind.

Herr von Spaun ist nun auf dieser Spur fortgegangen und hat jene Vermuthung durch viele neue Gründe unterstützt. Hier die wesentlichsten.

Heinrich von Ofterdingen war ein sehr berühmter Ritter, der es wagen durfte, an einem fremden Hofe allein vielen andern Sängern gegenüber zu treten. Und doch ist nichts Lyrisches von diesem Dichter erhalten oder je bekannt worden. Er muß sich also (da man zu jener Zeit das Drama noch kaum kannte) im Epos ausgezeichnet haben.

Heinrich von Ofterdingen sang im Sängerkrieg auf Wartburg das Lob seines Herrn, des Herzogs von Oesterreich, den er über alle Fürsten erhob.

Zwischen der Donau und der Traun liegt ein Dorf Ostering, und ein adliches Geschlecht dieses Namens wird in jenen Gegenden durch die Urkunden, die der Verfasser mit großem Fleiß erforscht hat, nachgewiesen. Die Verwechslung von Ostering und Osterding war

leicht und ähnliche Verwechslungen kommen oft vor, z. B. heißt es in Urkunden bald Rudolfingen, bald Rudolfdingen, bald Rudoltingen.

Im Nibelungenliede ist keine deutsche Landschaft so ausführlich geschildert als Oesterreich.

Vom Bischof Pilgerin von Passau, den der Dichter mit so vieler Vorliebe schildert, weisen alte Passauer Handschriften nach, daß er ein großer Freund der Dichtkunst gewesen und die alten Heldensagen habe sammeln lassen. Wahrscheinlich war er Heinrichs Gönner und Freund.

In den Gesängen der bekannten Feinde Heinrichs von Ofterdingen spricht sich ausdrücklich auch eine studirte Verachtung des Nibelungenliedes aus. „Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide sind nicht nur im Kriege auf der Wartburg Gegner Heinrichs von Ofterdingen, sondern wir haben gesehen, wie sie sich schon vermög des Geistes ihrer Dichtungen, der persönlichen und nationalen Verhältnisse feindlich gegenüber stehen mußten, wie Walther gegen die von Herzog Leopold vorgezogenen einheimischen Gesangesweisen eifert, wie Eschenbach des Nibelungenliedes spottet, und mit Geringschätzung von den „Blinden" spricht, die vom hörnernen Siegfried singen."

Dies sind allerdings bedeutende Gründe, und dürfte sich dagegen die Ansicht des gelehrten Lachmann, daß Heinrich von Ofterdingen nur eine mythische Person sey, schwerlich halten lassen. Auch die weitere Behauptung Lachmanns, daß das Nibelungenlied nicht von einem, sondern von mehreren Dichtern verfaßt sey, erscheint zu gewagt und zu gesucht. Er wiederholt nur in Bezug auf die Nibelungen, was bekanntlich Wolf in Bezug auf die Gedichte Homers behauptet hat. Aber haben diese gelehrten Zergliederer, indem sie die Zeilen secirten, nicht die Seele übersehen, die jene schöne Dichtungen im Ganzen durchdrungen? Nimmt man an, daß der Dichter des Nibelungenliedes allerdings verschiedenartige Sagenstoffe vorfand, und in seiner Zusammenschmelzung derselben nicht alle Unebenheiten oder Lücken ausgeglichen, — nimmt man ferner an, daß auch nachher wieder durch die Willkühr der gelegentlich umarbeitenden Abschreiber die Harmonie des Ganzen Noth gelitten, so scheint dies zu genügen, um das Heterogene, was sich im Gedichte findet, zu erklären. Dabei bleibt aber das Ganze immerhin unverkennbar in einem Guß und Fluß und eines Geistes Werk, das unmöglich ein Flickwerk seyn kann.

Herr von Spaun sucht zur weitern Begründung seiner Ansicht noch die Uebereinstimmung der österreichischen Mundart mit der Sprache des Nibelungenliedes geltend zu machen. Dies ist aber die schwächste Parthie seines Werks. Eine Menge Ausdrücke hält es ausschließlich für österreichisch, die in Schwaben und der Schweiz eben so allgemein gebräuchlich sind, z. B. abe und ane (hinab und hinan), sid, sider (seither), i (ich), han (haben), wellet (wollt), thunt (sie thun), gent (gehet), chüsten (küßten) rc. Wenn das entscheiden sollte, so könnte Heinrich von Ofterdingen eben so gut, ja noch mit mehr Recht in Osterdingen bei Tübingen zu Hause seyn, oder wenn man auf die Gutturalen Werth legt, in der Schweiz.

Schließlich sucht Herr von Spaun auch noch den König Luarin, den Piterolf und die Klage für Heinrich von Ofterdingen zu vindiciren.

2) Erec, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von Moritz Haupt. Leipzig, Weidmann, 1839.

Es ist sehr erfreulich, daß nach und nach immer mehrere der bisher noch ungedruckten altdeutschen Gedichte herausgegeben werden, und daß dieser Zweig der vaterländischen Alterthumskunde stets frische Blüthen ausschlägt, obgleich die frühere Begeisterung dafür bekanntlich durch eine starke Reaction der Gallomanie zurückgedrängt worden ist.

Erec ist ein Gedicht Hartmanns von Aue in den kurzen Versen, in denen auch sein armer Heinrich und sein Iwein gedichtet worden ist. Es ist sein erstes noch jugendliches Produkt und trägt die Spuren der Unvollkommenheit allerdings noch an sich; doch gewährt es dem, der die altdeutsche Dichtkunst liebt, kein geringes Interesse, die Entwicklung dieses Dichtergenius nunmehr von Anfang bis zu Ende, vom Erec bis zum Iwein verfolgen zu können, und wem sollte es verborgen geblieben seyn, daß Hartmann einer der gemüthreichsten und liebenswürdigsten Dichter des schwäbischen Zeitalters ist.

Druck und Papier dieser Ausgabe gereichen der Verlagshandlung sehr zur Ehre.

Lyrische Dichtkunst.

Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz. Herausgegeben von Fröhlich, Hagenbach, W. Wackernagel. Zweiter Abdruck. Basel, Schweighauser, 1839.

Die bekannten Herausgeber der Alpenrosen haben diese Sammlung zu einem wohlthätigen Zwecke zusam-

mengetragen. Es sind Gedichte sehr gemischten Inhalts. Die meisten und schönsten schildern die so großartige als liebliche Alpennatur, Salvator Rosas und zarte Idyllen. Hier ein schönes Bild der ersten Art von Wilhelm Wackernagel:

Hier in die Wolken steilrecht aufgestellt,
In grausen Trümmerhaufen dort ergossen,
Das ist Gestein der allerältsten Welt,
Wie sie am Schöpfungstag aus Gottes Hand geflossen;

Gestein in dem vom schöpferischen Licht
Noch fort und fort geheime Flammen glühen:
Geweckt vom Schlag der Eisenhufe, bricht
Es gäh in Funken auf, die durch die Dämmrung sprühen;

Gebirg', an dessen Zinnen, dessen Kamm
Laut zürnend einst des Weltmeers Wogen schlugen,
Das der Leviathan spielend einst umschwamm,
Derweil die Gipfel hoch den ries'gen Mammuth trugen.

Verronnen ist das Meer; es hängt ein Dach
Von Wolken nur hoch an der Felsen Säumen,
Aus dessen Fugen quellend Bach um Bach
Hell wie des Rindes Milch vom Euter niederschäumen.

Verronnen ist das Meer und sein Gethier:
Auf Wegen die ob kühn? ob frech? gebrochen
Mit unsern zahmen Rossen ziehen wir,
Und lassen unter uns die letzten Fluten kochen.

Ein eben so schönes Bild des einsamsten Klosterfriedens „im Engelberg" von Abel Burckhardt:

Wo dunkle Tannen stehen
Im Kreise rings umher,
Wo frische Lüfte wehen
Vom Wasserfalle her,
An Gottes Thor und Schwelle,
Da weiß ich eine wonnereiche Stelle ꝛc.

Liebliche idyllische Bilder von A. E. Fröhlich:

Wüßtet ihr wie ich gewogen
Euch den Waldesfängern bin,
Harmlos kämet ihr geflogen,
Auf die Hand säßt ihr mir hin ꝛc.

* * *

Ein Bienlein macht noch keinen Sang,
Ein Blüstlein keinen Duft;
Doch tausende voll Einigkeit
Im Lindenbaume hoch und breit,
Mit süßem Duft und süßem Klang
Erfüllen sie die Luft.

In diese große und reizende Natur der Schweiz bricht jetzt eine unpoetische Industrie mit ehernen Rädern hinein. Darum klagt Wackernagel:

Nun aber schießt mit gähem Rasen,
Mit frevelkühnem Ungestüm,
Dampf schnaubt es laut aus Maul und Nasen,
Hin durch den See ein Ungethüm.

Auf seinem Rücken trägt es hundert
Und hundert noch in seinem Bauch;
Nachläßig werden angewundert
Die Ufer rings durch Ruß und Rauch.

Vorbei dem Grütli, der Kapelle
Vorbei, vorbei, und weiter stets
Von West nach Ost mit Vogelschnelle,
Von Ost nach West im Fluge gehts.

Und siebenzüngig sinnverwirrend
Lärmt aberwitziges Geschwätz,
Das rühmt den Menschen, wie er kirrend
Zwingt die Natur in sein Gesetz.

Es spricht, und läßt ihm gar nichts grauen,
Es spricht zum Zwerge dort der Zwerg:
„Schau, hier beginnt man schon zu bauen
Die Eisenbahn am Arenberg!"

Eine längere Idylle in Basler Mundart von Hagenbach erinnert an die Hebel'schen Gedichte. Balthasar Reber besingt die Sempacher Schlacht in Ottaverimen. Fröhlich theilt aus einem größern Gedicht „Zwingli" einen Gesang mit, der die Pest schildert. Außerdem findet man in der Sammlung noch einige Romanzen und mehrere fromme Lieder, in denen sich ein fester treuer Glaube und eine tiefe Innigkeit ausspricht. Mitten in den wüsten Wirren der Schweiz noch eine durch Gesinnung und Talent so ausgezeichnete poetische Gemeinde zu erblicken, thut wohl. Sie zieht uns an, wie der Blick in ein sonnenhelles Alpenthal und an den weißen reinen Firnen aufwärts, wenn nach langem bösem Wetter einmal der Nebel, der Alles zudeckte, auseinanderreißt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. August 1840.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Robert Burns, übersetzt von Philipp Kaufmann. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Die Gedichte des berühmten Schotten Robert Burns haben in neuester Zeit große Aufmerksamkeit erregt und bereits sind mehrere deutsche Uebersetzungen derselben erschienen. Die vorliegende Uebersetzung ist von Herrn Kaufmann, der sich bereits durch seine Uebersetzungen Shakspeares rühmlich bekannt gemacht hat und der zu der vorliegenden Arbeit, wie es in der Vorrede bemerkt wird, von Goethe aufgemuntert, gewissermaßen legitimirt worden ist.

Burns ist ein volksthümlicher Dichter im vollsten Sinn des Worts, d. h. zugleich ein nationaler und ein plebejischer. Er glüht für die Ehre seines Vaterlandes Schottland, er hängt an diesem Vaterlande mit einem Gefühl, dessen Stärke sich nur mit dem Heimweh der Schweizer vergleichen läßt, aber er gehört zugleich den niedern Ständen an, ist ein Bauer und singt hauptsächlich nur für Bauern. Er steht insofern in der Mitte zwischen Beranger und Hebel und vereinigt in gewissem Sinn die Vorzüge beider. Er ist patriotisch und feurig wie Beranger, doch durchaus nicht so frivol und verworfen; und er ist gemüthlich und natürlich wie Hebel, doch durchaus nicht so zahm und devot. Er zeigt, daß der schottische Bauer dem Pariser Pöbel nichts nachgibt an Nationalstolz, ihn aber weit übertrifft an Sittlichkeit und Gemüth, und daß er dem oberdeutschen Bauer nichts nachgibt an Herzlichkeit, ihn aber übertrifft an freiem und stolzem Selbstgefühl.

Burns starb 1796 erst 37 Jahr alt. Ein Schotte, ein armer Pächter, der selbst hinter dem Pfluge herging, ein Anhänger der Stuart, gelangte er nie zu einem großen Erdenglück, war aber zufrieden und wußte die Freuden seines Standes und des Landlebens nicht nur zu genießen, sondern auch zu besingen und in poetischen Gemälden treu abzuspiegeln. Diese Treue ist bei ihm das vorherrschende. Er idealisirt nicht, er zeichnet das Bauerleben wie es ist. Demnach gehört er auch der niederländischen Schule an und ist nicht selten derb und cynisch. Ernst und heilig aber bleibt ihm das Gefühl fürs Vaterland.

Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland,
Mein Hochland bei dir;
Auf der Jagd nach dem Hirsch,
Auf der Jagd nach dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland,
Wohin ich auch geh.

Fahr wohl, du mein Hochland,
Fahr wohl, du mein Nord,
Du Heimath des Muthes,
Der Tapferkeit Hort.
Wohin ich auch wandre,
Wohin, allerwärts
In den Bergen des Hochlands
Bleibt ewig mein Herz.

Fahrt wohl, ihr Gebirge,
Hochglänzender Schnee,
Fahrt wohl, grüne Thäler,
Am bläulichen See.
Fahrt wohl, dunkle Wälder,
Wildhängende Huth,
Ihr stürzenden Bäche,
Lautbrausende Fluth!

Das schöne Lied schließt mit der vierten Strophe, die eine wörtliche Wiederholung der ersten ist. Erhaben ist die Klage über den schwindenden Ruhm Schottlands, seitdem es an Englands Schlepptau genommen sey.

Fahr wohl, o Schottlands Ruhm, so alt,
Fahr wohl, bald wirst du nachten,
Fahr wohl, o Schottlands Namen, bald,
So hell in hundert Schlachten!
Zum Solway-Sande fließt der Sark,
Der Twed zum Meeresstrande,
Für Englands Sklaven nun die Mark. —
Seht, das thun ein Paar Buben im Lande 2c.

In einem andern Gedicht läßt Burns eine Wittwe über den Tod ihres Mannes, eines Anhängers der Stuart, bei Culloden klagen. Doch gegenüber Frankreich ist er wieder ganz Engländer:

Droht stolz der Franzmann Ueberfall,
So nehm' er sich in Acht nur!
Zur See hält unser hölzner Wall,
Am Land freiwill'ge Wacht nur.

Eh' flöß' der Nithe nach Corsincen,
Eh' sänt' im Solway-Schlunde
Der Griffel, eh' uns Feindes Hohn
Soll drohn auf britt'schem Grunde.

O laßt uns mit einander nicht
Wie biß'ge Hunde streiten.
Sonst legt sich drein ein fremder Wicht,
Zur Schmach uns zu entscheiden.

Britannia sey, Britannia treu!
Eintracht sey unser Dichten,
Und nur durch Britenhände frei
Soll Britenstreit sich schlichten.

Des Staats und Tempels Kessel, der
Mag brauchen manchen Nagel,
Doch kommt ein fremder Flicker her,
Den treffe Blitz und Hagel!

Den Uebergang von diesen patriotischen Liedern zu den ländlichen bildet ein Lied, das den Ruhm der schottischen Bauermädchen auf Kosten der vornehmen Damen erhebt:

Nein, edle Damen, noch so schön,
Nicht eurem Preis mein Lied ertön':
Geburt und Titel eitel sind;
Ich lobe mir mein Hochland-Kind.
Dort in der Büsche Schatten, o!
Dort auf den grünen Matten, o!
Mein Herz mir glüht,
Ich sing mein Lied,
Mein Lied von meinem Hochland-Kind.

Burns ist außerordentlich stark in den Refrains, die der nordischen Ballade von jeher eigenthümlich waren, und indem sie ein tiefes leidenschaftliches Gefühl ausdrücken, gleich den Wiederholungen in der Musik, besonders dem Liebesliede angemessen sind. Hier einige Beispiele:

Fern, ach, mein Lieb, von dir so weit,
Fern, fern von dir und jeder Freud',
Fern, fern von dir, mein bittres Leid
Am tiefsten ich bewein', Lieb.
O wärst du, Lieb, nur nah mir,
Nur nah, nah, nah mir,
Wie anders wäre da mir,
Du stimmtest seufzend ein.

Rings um mich her im Winterwind,
Wo Keim und Knosp' erfroren sind,
Nicht Obdach, Heimath, Haus ich find',
Als in den Armen dein, Lieb.
O wärst du, Lieb, nur nah mir,
Nur nah, nah, nah mir,
Wie anders wäre da mir,
Du stimmtest seufzend ein.

Ein andres:

Mein Herz ist schwer, ich weiß, um wen,
Mein Herz ist schwer, doch sag' ich's nicht;
Wach blieb ich die längste Nacht,
O, ich weiß, ich weiß, um wen!
O! o! ich weiß, um wen!
Ach! ach! ich weiß, um wen!
Reisen wollt' ich durch die Welt,
Ach, ich weiß, ich weiß, um wen!

Du Macht, die lächelt treuer Lieb',
O lächle hold, ich weiß, auf wen!
Führe sicher aus Gefahr,
Führ' zu mir, du weißt ja, wen.
Ach! ach! du weißt ja, wen!
O! o! du weißt ja, wen!
O ich thät', was thät' ich nicht!
Alles ja, du weißt, um wen!

Die meisten Lieder Burns sind romanzenartig oder, wenn man lieber will, ländliche Genrebilder, indem sie Scenen aus dem Leben auffassen. Sie sind den alten Volksliedern sehr ähnlich:

Mein Herz war froh, mein Herz war frei,
Wie Sommertage lang,
Doch ein Weberbursch in Westen, ach!
Verstimmte seinen Klang.
Wenn ihr Mädchen je zum Weber geht,
Wenn ihr je zum Weber geht,
Nehmt euch in Acht, geht nicht bei Nacht,
Wenn ihr je zum Weber geht.

Mein' Mutter schickt' mich in die Stadt,
Zu weben Plaidie fein,
Doch in's Gewebe webte, weh!
Sich mancher Seufzer ein.

Zum schmucken Weberburschen sey'
Ich hin mich, ach! da fing
Mein Herz er, wie mit einem Netz,
In jeder Schleif und Schling.

Ich saß und dreht' am Haspelrad,
Und mit dem Garn so fein,
Mit jedem Wurf, mit jedem Schlag
Schifft' sich mein Herz mit ein.

Der Mond im Westen sank hinab,
Mit bleichem, blassem Strahl,
Als mein herzlieber Weberjung
Mich führte durch das Thal.

Was wir gesagt, und was gethan,
Birgt tief im Herzen sich,
Doch ach, ich fürchte, bald zu Haus
Weiß man's so gut, wie ich.
Wenn ihr Mädchen je zum Weber geht,
Wenn ihr je zum Weber geht,
Nehmt euch in Acht, geht nicht bei Nacht,
Wenn ihr je zum Weber geht.

Mehrere Lieder dieser Art sind derb und drollig:

Was kann ein jung Mädel,
Was soll ein jung Mädel,
Was kann ein jung Mädel
Mit solch altem Mann?
Verwünscht jeder Penny,
O Mutter, ihn nenn' nie,
Den dir für arm Jenny
Der Handel gewann.

Des Morgens, da klagt er,
Des Abends, da plagt er,
Und hüstelt und brüstelt,
Und wüstelt mich an.
Ist dämlich und dößlich,
Sein Blut kalt und frößlich.
O traurig die Nacht ist
Mit solch altem Mann!

Mein alt Pathe Kathe
Trieb Mitleid zum Rathe,
Und ich will schon thun das,
Was sie mir ersann. —

Ich zwick' ihn und zwack' ihn,
Und fortschabernack' ihn,
Dann kauft sein alt Kupfer
Schon neu mir die Pfann'.

Burns Lieder müssen im Original sehr singbar seyn, das Rhythmische schlägt sehr bei ihm vor. Auch sind sie zum großen Theil der geselligen Freude gewidmet; so das hübsche Bierlied „Hans Gerstenkorn," das Seitenstück zu unsers Novalis Weinlied „auf grünen Bergen ward geboren." Wir müssen es wohl unsern deutschen Lesern empfehlen, da es uns, wie sehr auch das Biertrinken in Deutschland zunimmt, noch an guten Bierliedern fehlt. Das bekannte:

Aus goldnen Pokalen
Trank Rom seinen Wein rc.
Der Deutsche der Gerste
Veredelten Saft,
Drum war er der erste
An Muth und an Kraft rc.

klingt doch gar zu anmaßend. Hier das schottische Bierlied:

Drei Könige im Morgenland,
Die hatten einst gedroht
Mit einem hohen heil'gen Eid
Hans Gerstenkorn den Tod.

Mit einem Pfluge pflügten sie
Ihm Schollen auf sein Haupt,
Und schwuren drauf, des Lebens sey
Hans Gerstenkorn beraubt.

Doch freundlich kam der holde Lenz
Mit warmem Regenfall,
Da macht Hans Gerstenkorn sich auf,
Und überrascht sie all'.

Die heiße Sommersonne kam,
Gar kräftig wuchs er da,
Und Speere starrten um sein Haupt,
Daß Keiner ihm käm' nah.

Der stille, milde Herbst trat ein,
Da ward er matt und bleich,
Sein wankend Knie, sein hängend Haupt
Zeigt an, er sinke gleich.

Die Farbe schwand ihm mehr und mehr,
Das Alter brach den Muth,
Da fingen seine Feinde an
Zu zeigen ihre Wuth.

Mit einer Waffe, lang und scharf,
Am Knie man ab ihn hieb,
Und band ihn auf den Wagen fest,
So recht wie einen Dieb.

Dann legte man ihn auf den Bauch,
Und schlug auf ihm herum,
Und hing darauf im Wind ihn auf,
Und dreht' ihn um und um.

In eine Wassergrube tief,
Da stießen sie im Grimm
Hinein den armen Gerstenkorn:
Da sink nun oder schwimm!

Sie breiten aus ihn auf dem Grund,
Und quälen ihn noch mehr,
Und zeigt ein Lebenszeichen sich,
So reiben sie ihn sehr.

Sie braten langsam an der Glut
Das Mark ihm im Gebein;
Am schlimmsten macht's ein Müller ihm,
Der malmt ihn zwischen Stein.

Sie zapfen ihm sein Herzblut ab,
Und trinken's in die Rund',
Und mehr, je mehr sie trinken, fließt
Von Freude jeder Mund.

Hans Gerstenkorn, der war ein Held,
Gar tapfer, stolz und gut,
Drum wenn sein Blut ihr trinkt, sogleich
Hebt kühn sich euer Muth.

Es macht, daß man sein Leid vergißt,
Es würzt uns jedes Glück,
Es macht, daß eine Wittwe singt,
Perlt auch die Thrän' im Blick.

Drum lebe hoch Hans Gerstenkorn!
Nimm jeder 's Glas zur Hand,
Nie fehlen tausend Enkel ihm
Im alten Schottenland!

Armins-Literatur.

1) **Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae ex collectis veterum locis comp. I. F. Massmann, prof. o. p. univ. Mouach. Lemgoviae, in bibl. Meyeriano, 1839.**

Eine sehr gute musivische Arbeit, nämlich eine Zusammenstellung aller in den Autoren enthaltenen Nachrichten von Arminius und seiner Zeit (aus Vellejus, Tacitus, Dio Cassius, Strabo, Florus, Sueton, Frontin, Plinius, Seneca). In der Einleitung gibt der Verfasser zugleich eine umfassende Uebersicht der gesammten Armins-Literatur oder alles dessen, was bisher von Armin historisch-kritisch ermittelt und patriotisch gesungen worden ist, und dessen ist nicht wenig! Die neueste Zeit aber ist am fleißigsten und eifrigsten gewesen, sein Andenken zu verherrlichen.

2) **Armin, Fürst der Cherusker und Befreier Deutschlands. Von demselben, daselbst, 1839.**

Die auf obigen Nachrichten der Alten und auf den kritischen Forschungen der Neuen beruhende Geschichts-Erzählung, ein mit Treue und Liebe ausgeführtes schönes Gemälde. — Beide Werke bilden ein historisches Ganze und sind das Beste von dem Vielen, was aus Anlaß und zum Besten des Armindenkmals in den Druck gegeben worden ist. Aus diesen beiden Schriftchen kann man sich am besten und nach allen Umständen belehren, was Armin gethan und geleistet, und welche Bedeutung das Andenken seiner Größe noch für unsre Tage hat.

3) **Arminius Cher-uscus, zu deutsch Erwin, Herr von Urter (Hörter). Uebersetzt und nachgewiesen von K. Mücke. Druck des bibliographischen Instituts, 1839.**

Ein kritisches Curiosum. Der Verfasser sucht alles Ernstes zu beweisen, Cheruscus heiße Herr von Hörter, und Chaucus Herr von Hoya.

4) **Hermann der Cherusker, ein dramatisches Bild von B. Werner. Zum Besten des Hermanns-Denkmals. Lemgo, Meyer, 1839.**

Trauerspiel in Jamben, von schöner patriotischer Wärme durchglüht.

5) **Victor Käfers Gedichte. Grätz, 1839. In Commission bei Damiani und Sorge.**

Der Anfang einer Hermannsschlacht in Hexametern, und mehrere kleinere Dichtungen. Es ist sehr löblich, daß auch Dichter im tiefen Süden Deutschlands sich der Vaterlandsretter im Norden freundlich erinnern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. August 1840.

Lyrische Dichtkunst.

2) Robert Burns Gedichte, deutsch von W. Gerhard. Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen. Leipzig, J. A. Barth, 1840.

In der Lebensbeschreibung dieses englischen Dichters, welche Goethe übersetzt hat, heißt es: „Ein wahrer Dichter, ein Mann, in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwicklung alles dessen, was in uns das Edelste zu nennen ist; sein Leben ist uns ein reicher Unterricht, und wir betrauern seinen Tod als den eines Wohlthäters, der uns liebte so wie belehrte. Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt rc." Mit diesen etwas prunkenden Worten wird die Charakteristik eines Dichters eingeleitet, auf den sie nicht wohl passen. Burns war ein naiver Bauerndichter, so plebejisch als möglich; und bei ihm ist von „reinem Wissen," von „himmlischen Melodien," von „reiner Entwicklung des Edelsten," vom „reichen Unterricht eines Wohlthäters" nun auch nicht die entfernteste Spur wahrzunehmen. Burns malt wie Ostade, man kann aber von einem Ostade nicht so schreiben, als ob von einem Raphael die Rede wäre.

Dies nebenbei. Der Uebersetzer der vorliegenden Sammlung, Herr Gerhard, ist durch seine wohlgelungenen Uebertragungen der serbischen Volkslieder bekannt und geschätzt. Er hat mit vielem Glück auch an Burns das Volksthümliche hervorgehoben und wendet namentlich auf das plebejische, derbe, cynische Element in den Gedichten Burns noch mehr Aufmerksamkeit, als Kaufmann. In seiner Auswahl herrschen die niederländischen Gemälde vor, und gerade um so wunderlicher muß hier das emphatische Vorwort von Goethe erscheinen. Die ländliche Welt, in die wir eingeführt werden, ist weit von Arkadien und von der Unschuldswelt Geßners entfernt. Hier einige Bilder:

Der Küper von Cuddie kam her in's Thal,
Bedrohte mit Reifen uns alljumal,
Und wußte, dem grämlichen Wirthe zur Qual,
Den Reif um die Wirthin zu winden, O.
Den Küper verstecken wir hinter das Thor,
Ja hinter das Thor, ja hinter das Thor;
Den Küper verstecken wir hinter das Thor,
Beschattet von duftigen Linden, O.

Nun sucht er sie draußen und suchet sie drin;
„Zum Henker! wo sind sie? wo flohen sie hin?"
Das Suchen und Fluchen verwirrt ihm die Sinn',
Er duselt und kann sie nicht finden, O.
Den Küper verstecken wir rc.

Sie küpern bei Abend, sie küpern bei Nacht,
Sie küpern bei funkelnder Sterne Pracht;
Der Ehekrüppel wird ausgelacht,
Und möchte vor Aerger erblinden, O.

Ein anderes:

Watend durch die Flut, mein Schätzchen,
Watend durch die Flut,
Hast bedengelt Rock und Lätzchen,
Watend durch die Flut.
Bist ja naß, du armes Kätzchen,
Sey auf deiner Hut!
Hast bedengelt Rock und Lätzchen,
Watend durch die Flut.

Sieht ein Schätzchen holdes Schätzchen
Waten durch die Flut:
Gibt sein Schätzchen ihm ein Schmätzchen,
Schreit das junge Blut.

O durchnäßtes armes Kätzchen,
Sey auf deiner Hut;
Hast bedengelt Rock und Läychen,
Watend durch die Flut.

Der Dichter nimmt die Natur überall, wie er sie findet und ist so wenig wählerisch, daß er sich sogar in die Empfindungen der Kesselflicker, der alten Weiber rc. versetzt.

Die Kinder springen hinaus und schrein:
„Den Vater beißen die Enten, O!“
Der Teufel mag — rief's alte Weib —
Die Zeit mit dem Krüppel verschwenden, O!
Bald krüppelt er aus, bald krüppelt er ein,
Und krüppelt so krank und schwächlich; O!
Sieben lange Jahr' ich neben ihm lag,
Und immer war er gebrechlich, O!

„Halt deine Zunge, du zänkisch Weib,
Halt's Maul, du alter Besen! O!
Ich weiß die Zeit, du weißt sie auch,
In der du zahmer gewesen, O!
Da machtest du gern ein Süppchen mir,
Und Alles war dir behäglich — O!
Nun aber naht das Alter mir,
Das fühl' ich, leider! täglich — O!

Das Natürliche, das im gemeinen Leben vorkommt, zieht selbst in seiner Niedrigkeit den Dichter an, daß er es besingt, sogar das Zahnweh.

Wie du mit giftigem Stachel fast
Die Kiefern mir zerrissen hast!
Mein Ohr durchdröhnet ohne Rast
Dein Marterstich rc.

Aber eben in dieser Naturwahrheit liegt der Reiz der Gedichte Burns und wenn er gesundes, heiteres Volksleben schildert, sind seine Gedichte in ihrer drolligen Naivetät höchst anziehend, z. B. das Bild des Pflügers:

Mein Pflüger ist gar schlank und hübsch,
Ein lustig, treues Blut, jo!
Das Strumpfband knüpft er unter'm Knie,
Die Mütze steht ihm gut, jo!
Wählt euch zum Schatze, wen ihr wollt,
Den Jäger, Fischer, Krieger:
Ich lobe meinen Pflüger mir —
Juchhei! — den muntern Pflüger!

Oft tritt er Abends ganz durchnäßt,
Ermüdet, in das Stübchen.
Wirf deine nassen Kleider weg,
Und geh zu Bett', mein Bübchen!

Die Strümpfe wasch' ich meinem Schatz,
Und plätt' ihm Hemd und Kragen;
Das Bettlein hab' ich auch gemacht,
Das wird ihm wohlbehagen.

Ich war in Ost und war in West
Und auch im nächsten Städtchen: —
Doch wenn mein Schatz zu Tanze geht,
Beneiden mich die Mädchen.

Schneeweiße Strümpfe trägt er da,
Und blanke Silberschnallen,
Die blaue Mütz' ein wenig schief —
Und so gefällt er Allen.

Ja, Scheun' und Acker sind mir lieb,
Denn seit dem Hochzeitmorgen
Seh' ich die Schüssel täglich voll
Und habe keine Sorgen.
Wählt euch zum Schatze, wen ihr wollt,
Den Jäger, Fischer, Krieger!
Ich lobe meinen Pflüger mir —
Juchhei! — den wackern Pflüger!

Die Uebersetzungen des Herrn Gerhard sind durchgängig ungezwungen und fließend.

Sagen und Mährchen.

Altfranzösische Sagen, gesammelt von H. A. Keller. Zweiter Band. Tübingen, Osiander, 1840.

Auch dieser zweite Band ist reich wie der erste. Wir erhalten diesmal vier der schönsten altfranzösischen Sagen, von denen die ersten drei auch in andern Sprachen vorkommen, die vierte aber einen vorzugsweise französischen Charakter hat. Die erste ist die Legende vom h. Brandanus, von dem sich auch in Heidelberg eine schöne altdeutsche Bearbeitung handschriftlich vorfindet. Sie ist die christliche Odyssee. Der h. Brandanus, ein frommer Abt, schiffte sich mit seinen Mönchen ein, um das Paradies auf einer seligen Insel im fernen Ozean zu suchen. Unterwegs stießen ihm Abenteuer und Wunder in Menge auf. Böse Geister suchten seine Mönche durch Sinnentrug zu verlocken. Eine Insel, auf der er ausgestiegen war, um die Ostermesse zu halten, fing plötzlich an, sich zu bewegen und versank zuletzt, denn es war — ein Wallfisch gewesen. In einer andern Insel fand er das Paradies der Vögel. Einmal, da er auf dem Schiff Messe las, kamen alle Thiere des durchsichtigen Meeres aus der Tiefe hervor, umringten das Schiff und hörten ihm zu. Ein andermal lagerten sich

eine ungeheure Schaar Teufel auf dem Meer, um ihm den Weg zum Paradiese zu verlegen und aus Zorn darüber, daß er dem Judas Ischarioth, den er auf einem kahlen Felsen büßen sah, eine kurze Linderung der Schmerzen gewährt hatte. Doch alle Hindernisse besiegte der Glaubensmuth des Heiligen und er langte glücklich im Paradiese an. Eine der eigenthümlichsten Dichtungen des Mittelalters.

Die zweite Sage ist die berühmte von Robert dem Teufel, die mit den Normannen nach England kam.

Die dritte „die lange Nacht," ein Fabliau, ist einer bekannten lustigen Geschichte der 1001 Nacht auffallend ähnlich. Ein untreues Weib nimmt in Abwesenheit ihres Mannes einen Pfaffen in ihr Bad auf. Der Mann kommt heim und erwürgt den Pfaffen. Die Frau trägt die Leiche bei Nacht vor eine fremde Thür. Der Eigenthümer des Hauses findet sie, trägt sie aufs Feld hinaus und setzt sie auf ein weidendes Pferd. Der Hirt, der unterdeß geschlafen, sieht den fremden Reiter auf seinem Pferde, glaubt, er wolle das Pferd stehlen und schlägt ihn, da er keine Antwort gibt, mit einem derben Schlage vom Pferde herunter. In der Meinung, er habe ihn todtgeschlagen, will er ihn auf einen Kirchhof tragen, und überrascht daselbst einige Diebe, die vor ihm fliehen. Sie lassen einen Sack zurück, worin der Hirt ein gestohlnes Schwein findet. Dieses nimmt er und thut dafür den todten Pfaffen in den Sack. Die Diebe kommen wieder und tragen den Sack, in dem sie noch immer das Schwein zu haben glauben, in ein Wirthshaus. Hier entdecken sie ihren Irrthum und tragen den Pfaffen in der Stille in das Haus, aus dem sie das Schwein gestohlen und hängen ihn an dessen Stelle in den Schornstein. Der Eigenthümer des Schweins findet den Pfaffen, schafft ihn aber alsbald in die Zelle eines Priors. Der Prior entsetzt sich über den Gast, trägt aber die Leiche listigerweise zu dem schlafenden Bischofe, legt sie quer über dessen Bette und einen schweren Schlegel dazu. Der Bischof erwacht, sieht den fremden Menschen auf seinem Bette, ergreift, da er von ihm keine Antwort erhält, den Schlegel und schlägt auf ihn los, bildet sich ein, er habe ihn erschlagen und läßt ihn ehrlich begraben. Den Bischof wagt Niemand als Mörder anzuklagen.

Die vierte Sage ist sehr anmuthig, aber auch hier, wie in der Legende vom h. Brandanus, schimmert eine antike Erinnerung hindurch, nämlich das schöne Mährchen von Amor und Psyche. Graf Parthenoper von Blois verirrt auf der Jagd und kommt in einen Feenpallast, wo er von unsichtbaren Händen bedient wird und zu Bette geht. In dasselbe Bett aber legt sich auch die Fee Melior, unwissend, daß es schon besetzt ist. Er erschrickt, sie erschrickt. Man ist von beiden Seiten höchst unschuldig und bescheiden, inzwischen entsteht aus diesem Zusammentreffen eine wunderbare Liebe. Er muß geloben, sie nie sehen zu wollen, wie einst Psyche zu derselben Entsagung gegen ihren geliebten Amor sich verpflichtet. Nach einiger Zeit verläßt er das Feenland, um sich nach seiner Mutter umzusehen, die er aus großer Gefahr rettet, die aber mit seinem Abenteuer keineswegs zufrieden ist, die unsichtbare Fee für ein Teufelsgespenst hält und ihm eine Laterne gibt, sie im Schlafe insgeheim damit zu beleuchten. Parthenoper folgt dem Rathe der Mutter, kehrt zu Melior zurück, wartet bis sie entschlafen ist und beleuchtet sie mit der Laterne. Statt eines höllischen Dämons, wie er gefürchtet, findet er ein Ideal von Schönheit; aber er hat sein Gelübde gebrochen und muß sich von der Fee trennen. Die Trennung ist indeß keine ewige. Nach mancherlei Noth, Gefahr und Sieg erlangt er ihre Hand und den Kaiserthron, denn als Fee ist sie zugleich eine Kaiserstochter. Hier hat man ein sehr anschauliches Beispiel, wie antike Stoffe im romantischen Mittelalter benutzt und verwandelt worden sind.

Die Lektüre so sinniger Dichtungen der Vorzeit ist in gar vieler Beziehung angenehmer und lohnender als die der meisten modernen Romane und Novellen. Wir empfehlen sie daher wiederholt und wünschen der Sammlung eine baldige Fortsetzung.

Geschichte.

Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgeg. von Dr. H. Schreiber. Mit drei Tafeln Abbildungen. Freiburg im Breisgau, Emmerling, 1840.

Der zweite Jahrgang. Auch wieder in diesem, wie im frühern, hat der Herausgeber schätzbare Beiträge zur ältern Geschichte des südwestlichen Deutschland geliefert. Zuerst eine nähere Erörterung und Prüfung des berühmten Prozeßverfahrens gegen Peter Hagenbach, den Statthalter Karls des Kühnen von Burgund in den vorderösterreichischen, eine Zeit lang an Burgund verpfändeten Landen. Hier wird nachgewiesen, daß die Hinrichtung des auch jetzt noch immer von Historikern und Poeten mit einem Fluch verfolgten Hagenbach eigentlich eine Ungerechtigkeit und ein Justizmord gewesen sey, sofern er erstens formell nur vom Kaiser oder vom Herzog von Burgund, nicht aber von einer österreichischen Partei und am allerwenigsten von den Schweizern gerichtet werden konnte, und zweitens, sofern er materiell zwar großer Tyrannei sich schuldig gemacht, dieselbe aber nur auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn und erst dann

gesetzt hatte, nachdem sich die betreffenden Städte und Landschaften ohne Vorbehalt in den Händen des Herzog Karl ergeben hatten. Es wird ferner nachgewiesen, daß Hagenbach durch mehrfache Unbill, die ihm und seinen Untergebenen von den Schweizern widerfahren, erst zur Feindseligkeit gegen sie und ihre Anhänger gereizt worden sey, nachdem seine gerechten Klagen bei ihnen nichts gefruchtet hätten. Endlich wird gezeigt, daß auch dem Herzog Karl sehr Unrecht geschehen sey, indem man ihm die Pfandschaft aufkündigte, ohne dabei die Vertragspunkte zu erfüllen und seinen Statthalter gefangen nahm und hinrichtete, ohne ihn darum zu fragen. Indeß erklärt sich das ganze Verfahren sehr einfach aus den Vorgängen, auf die der Herausgeber vielleicht etwas mehr Gewicht hätte legen sollen. Karl der Kühne hatte früher schon so abscheulich an fast allen deutschen Städten und Landschaften gehandelt, die das Unglück hatten, seiner Tyrannei unterworfen zu werden, daß er den Nationalhaß aller Deutschen auf sich ziehen mußte. Als Wälscher verachtete er das deutsche Wesen und haßte die deutsche Freiheit bei den Bürgern und noch mehr bei den Bauern. Das gab er bei jeder Gelegenheit zu erkennen und zugleich schritt er immer weiter in Deutschland vor und bedrohte Schwaben und die Schweiz mit seiner Uebermacht. In von offenbarer Gefahr bedroht und von glühendem Haß erfüllt waren natürlich die Oberdeutschen nicht sehr geneigt oder fähig, die seinigen Rechtsformen einzuhalten. Sie sahen in Peter Hagenbach nur einen deutschen Edelmann, der sein deutsches Vaterland verrieth an einen fremden Tyrannen. Und hatten sie in dieser Illusion Unrecht? Gewiß nicht. Sie verübten, wenn man vom Buchstaben ausgeht, allerdings einen Justizmord; aber sie hatten dennoch Recht und thaten sehr wohl, einen Deutschen, der im Interesse eines Fremden Volk das eigene mißhandelte, nicht nur hinzurichten, sondern ihm auch einen ewigen Fluch mitzugeben, den auch wir nimmermehr von ihm nehmen, sondern vielmehr nach vierhundert Jahren billigst wiederholen wollen. Möge jeder Deutsche, der den Franzosen gegen Deutschland dient, sterben und verderben wie Peter Hagenbach!

In einer zweiten Abhandlung wird von den Keltengräbern in Deutschland gehandelt. Eine sehr reichhaltige Erörterung, illustrirt mit Abbildungen alter Denkmäler, insbesondere keltischer Münzen. Der Verf. scheint übrigens das Keltenthum doch etwas gar zu weit auszudehnen, indem er selbst die Kimbern, mit denen Marius zu kämpfen hatte, nicht mehr als Germanen gelten lassen will.

Dann folgt die Fortsetzung des im vorigen Jahrgang begonnenen Aufsatzes über den berühmten Wiedertäufer Hubmeier, eine der interessantesten und wichtigsten Persönlichkeiten der Reformationszeit und namentlich des Bauernkriegs. Da noch wenig von ihm bekannt ist, verdient diese scharfe Charakteristik und gerechte und billige Würdigung des Mannes den Dank der Geschichtsfreunde.

Endlich Miszellen verschiedener Art. Eine Abhandlung über die Pferdeköpfe an Dachgiebeln, die der Verf. für altdeutsch hält. Hier muß aber entgegnet werden, daß dergleichen Pferdeköpfe nirgends häufiger vorkommen, als in Niedersachsen, wo auch das Pferd im braunschweigischen (altsächsischen) Wappen charakteristisch hervortritt. Pferdekultus war allen Germanen gemein vom Bodensee bis Drontheim in Norwegen. Eben so den alten Persern. Hier kann von keiner ausschließlichen keltischen Eigenheit irgend die Rede seyn. — Schönhuth theilt Nachrichten über altschwäbische Minnesinger mit. Uhland über eine Handschrift des Parcival. Sodann einige Sagen und Beispiele des Volksaberglaubens; zuletzt interessante Briefe, namentlich des berühmten Astronomen Keppler, die er unter großen Nahrungssorgen geschrieben und die da beweisen, was Kästner von ihm sagte:

Kein Geist ist je so hoch, wie Kepplers Geist, gestiegen
Und Keppler starb den Hungertod;
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Roman.

Leben und Abenteuer John Davys. Von Alex. Dumas. Nach dem Französischen von Weyl. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1840.

Alexander Dumas ist zwar berühmt, verdient aber diesen Ruhm nicht. Er ist ein Geist nicht vom ersten Range. Das beweist auch wieder der vorliegende Roman, denn derselbe ist nur eine schwache Nachahmung der englischen Seeromane. Sein Held ist ein englischer Midshipman, dessen Leben auf der See und dessen Abenteuer in den Häfen ganz an die Cooper'sche Manier erinnert. Am Ende geht diese Manier aber in eine Nachahmung der philhellenischen Poesie Lord Byrons über. Der Held des Romans tödtet seinen rohen Schiffslieutenant im Duell, muß flüchten, geräth unter griechische Seeräuber, findet, wie Byrons Harald auf einer Insel eine schöne Seeräuberstochter, knüpft ein zartes Verhältniß mit ihr an, eilt nach England zurück, um sich Mittel zu verschaffen, sie heirathen zu können, kehrt zurück und findet sie todt, von ihrem eignen Vater erschossen, und auch das Kind, das sie ihm unterdeß geboren, am Felsen zerschmettert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. August 1840.

Handelswissenschaft.

Ueber den Handelsverkehr der Völker. Von H. F. Osiander. Zwei Bände. Stuttgart, Cast, 1839, 1840.

Herr Osiander, dessen gehaltvolle Schrift über den preußischen Zollverein wir in Nr. 126 des Literaturblattes von 1838 anzeigten, hat in der vorliegenden größern Schrift den gesammten Handel Europas in Betrachtung gezogen. Dieses Werk war ursprünglich französisch geschrieben und bestimmt, eine Preisaufgabe der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften in Paris zu lösen. Karl Düpin, zum Berichterstatter über diese Arbeit ernannt, verwarf dieselbe als irrthümlich und unzulänglich. In seinem Bericht verräth aber Karl Dupin selbst bedenkliche Unwissenheit, indem er unter andern annimmt, Hamburg liege am schwarzen Meere. Dergleichen geographische Verwechslungen sind aber bei den Franzosen so gewöhnlich, daß sich Herr Osiander kaum darüber hätte verwundern sollen. Und auch die Dreistigkeit im Aburtheilen ist so echt französisch, daß sie kaum mehr auffallen kann. Indem Herr Dupin die vorliegende Arbeit verwirft und die Preisfrage noch einmal stellt, will er, daß sie in bestimmten Grundzügen bearbeitet werde, und diese neuen Grundzüge entlehnt er — wörtlich aus der Arbeit des Herrn Osiander. Das ist freilich kränkend für den, den es trifft, allein die Franzosen sind nun einmal nicht anders. Vor mehreren Jahren kam ein deutscher Chemiker nach Paris und theilte einigen Gelehrten vertrauensvoll eine neue Entdeckung mit. Gleich darauf wurde diese Entdeckung für eine französische ausgegeben und in Paris ein neuer Industriezweig darauf gegründet. Germanus vult decipi, ergo decipiatur.

Was nun das Werk selbst betrifft, so sagt Herr Osiander darin so viele Wahrheiten, daß wir uns nicht enthalten können, wenigstens die wichtigsten derselben hier übersichtlich zusammen zu fassen.

Bisher waren fast überall Absperrungen, Verbote oder hohe Verzollung fremder Waaren zu Gunsten der einheimischen Produktion die Regel, offener Verkehr oder niedere Zölle dagegen nur die Ausnahme. Je mehr und mehr aber hat man dieses bisherige System als fehlerhaft, als für die wahren Interessen der Völker und Staaten nachtheilig erkannt und ein entgegengesetztes System ist sichtbar im Vorschreiten begriffen, wenn es auch noch die größten Schwierigkeiten zu überwinden hat. Herr Osiander stellte sich die Aufgabe, die Vortheile und Nachtheile beider Systeme gegen einander abzuwägen.

Zuerst erörtert er eine Vorfrage. Sehr kleine Staaten ertragen überhaupt die Kosten einer strengen Grenzbewachung nicht. In etwas größern Staaten und bei gewissen Grenzverhältnissen ist der Schleichhandel nicht zu vermeiden, durch den der Zweck der Absperrung wesentlich vereitelt wird. Einige Staaten, die selbst wenig produciren, leben hauptsächlich bloß vom Zwischenhandel und um diesen zu fördern muß die Einfuhr möglichst frei seyn. Demnach bleiben nur die großen, in sich abgerundeten Staaten übrig, denen ein Absperrungssystem Vortheil zu gewähren scheint, sofern sie ihre Grenzen wirklich hinreichend bewachen können und innerhalb dieser Grenzen dasjenige hinreichend produciren, was die Bevölkerung bedarf. Allgemein nahm man bisher an, daß in solchen Staaten durch hohe Zollersätze erstens die einheimische Produktion gesichert und gewissermaßen monopolisirt bleibe, und zweitens eine große Summe in die Staatskasse fließe.

Diese Vortheile sind nicht zu verkennen, doch sie allein entscheiden die Frage nicht. Wenn 1. die Producenten, die immer nur ein Theil der Bevölkerung sind, nur auf Kosten der Consumenten, welche die ganze Bevölkerung sind, einen Vortheil genießen, so ist es nicht ein Vortheil, sondern im Gegentheil ein Nachtheil für

den Staat. Wenn 2. der Staat durch hohe Zölle jährlich eine große Summe gewinnt, so würde er doch bei niedern Zöllen eine noch größere gewinnen, weil alsdann der Verkehr um so ausgedehnter seyn würde.

Oberster Grundsatz für alle Handelsgesetzgebung ist: das Interesse der Consumenten zu fördern, weil es das Interesse der gesammten Bevölkerung ist, weil Alles consumirt und so viel consumiren will, als möglich. Je mehr aber consumirt wird, um so mehr kann auch producirt werden; je mehr durch Handelsfreiheit oder wenigstens niedere Zölle die Einfuhr fremder Waaren erleichtert wird, desto mehr wird auch umgekehrt die Ausfuhr der eignen Produkte erleichtert, weil am Ende immer nur der uns abkauft, dem wir abkaufen. Endlich muß, je mehr consumirt wird, auch der Staat an indirekten Abgaben und selbst unmittelbar durch niedere Zölle gewinnen, weil weit mehr niedrig verzollte Waaren eingeführt werden, als hochverzollte. Es ist daher kein Zweifel, daß das Interesse sowohl der Producenten als des Fiscus dem Interesse der Consumenten nachstehen müsse, oder, daß das Interesse jener beiden Faktoren nur in dem Maaß gefördert werden kann, in welchem das der Consumenten gefördert wird.

Das erste, nächste und dringendste Interesse der Consumenten ist, daß die Lebensmittel wohlfeil seyen. Also freie Korneinfuhr! Herr Osiander führt den Beweis, der Reiz, Getreide zu hohem Preise verkaufen zu können, habe überall die Produktion desselben in einem solchen Grade und in so kurzer Zeit gesteigert, daß die Preise immer wieder hätten fallen müssen, auch wo man sie zu Gunsten der Producenten auf einer gewissen Höhe hätte erhalten wollen. Bei diesem steten Sinken der Getreidepreise habe aber der Landmann dennoch nichts verloren. „In den ersten siebenzig Jahren des verflossenen Jahrhunderts waren die Durchschnittspreise von Getreide, trotz des durch die Zunahme der Bevölkerung sehr vermehrten Consumo, trotz des, in Folge der gesteigerten Bedürfnisse des menschlichen Lebens erhöheten Arbeitslohnes, trotz der erhöheten Abgaben, trotz der durch die Ausbeute der Bergwerke von Meriko, Peru und Brasilien beträchtlich vermehrten Masse von baarem Gelde, — niedriger als in dem vorhergehenden Jahrhunderte. Und diese Epoche war gewiß keine ungünstige für die Entwicklung des Kulturzustandes der bürgerlichen Gesellschaft. Bei jener Wohlfeilheit der Getreidepreise hoben sich Handel und Industrie auf eine schwunghafte Weise empor, und verbreiteten selbst bis in die untern Klassen der meisten europäischen Völkern ein verbessertes Auskommen. Daß dabei die Lage des Landmannes sich verschlimmert habe, hat Niemand behauptet. Es ist daher klar, daß nur dadurch, daß es dem menschlichen Fleiße und Scharfsinne gelang, dem Boden mehr als früher abzugewinnen, die niedrigen Getreidepreise der erwähnten Periode herbeigeführt werden konnten. Hat sich nun die neuere Zeit durch eben so auffallende, ja vielleicht noch auffallendere Fortschritte des Ackerbaues, als die so eben angeführte Periode, ausgezeichnet, so sehen wir nicht ein, wie man berechtigt seyn sollte, im Genuße des tiefsten Friedens anhaltend hohe Getreidepreise zu erwarten."

Der Landmann muß auch bei niedern Kornpreisen gewinnen, wenn Industrie und Handel blühen, denn es wird alsdann um so mehr Korn consumirt. „Das Aufblühen des Handels und der Industrie ist eine natürliche Folge wohlfeiler Lebensmittel, und damit findet eine größere Menge von Menschen in diesen zwei Erwerbszweigen ein besseres Auskommen, was den Consumo der Lebensmittel vermehrt, und dadurch auf die Dauer die Verhältnisse des Landmannes in ein Gleichgewicht zu den Verhältnissen des übrigen Theiles der Gesellschaft bringen muß. Wie die Erfahrung gezeigt hat, sind die Fabriken in theuren Jahren öfters genöthigt, in Folge ihres verminderten Absatzes den Lohn ihrer Arbeiter herunter zu setzen, während sie in Folge einer vermehrten Nachfrage nach Fabrikaten denselben in wohlfeilen Zeiten wieder erhöhen; und schon dieser Umstand dürfte einen unverwerflichen Beweis abgeben, daß, wenn auch der Ackerbau die erste Grundlage der Gesellschaften bildet, dennoch das Interesse derselben in Staaten, die einen blühenden Handel und eine blühende Industrie haben, gegenüber den gesammten andern Interessen des Volkes keineswegs überwiegend ist." Damit stimmt das allgemeine Naturgesetz zusammen, daß in der Nähe großer Städte der Landbau immer am blühendsten ist. Je näher und zahlreicher die Consumenten, um so glücklicher ist auch der Producent.

Sehr interessant ist, was Herr Osiander über die veränderte Richtung des Getreidehandels sagt. Früher versorgte Holland die südeuropäischen Staaten mit nordeuropäischem Korn. Seitdem aber russisches Korn von Odessa aus ins Mittelmeer kommt und andererseits der Ackerbau im südwestlichen Europa selbst zugenommen hat, sind die Holländer dieses ehemals so einträglichen Handels beraubt.

Mit außerordentlichem Scharfsinn und mit Rücksichtsnahme auf die Erfahrungen, die deßfalls in allen europäischen Ländern gemacht worden sind, weist Herr Osiander nach, daß die Besorgnisse, irgend ein ackerbautreibendes Land könne mit fremdem Getreide zu den wohlfeilsten Preisen überschwemmt und dadurch sein eigener Ackerbau ruinirt werden, überall unbegründet sind. Wohl kann und sollte jede Regierung durch Einfuhrerlaubniß die höchste Steigerung der Kornpreise und den Kornwucher verhindern; niemals aber kann sie durch

diese Maßregel die Preise bis zu einer Tiefe fallen machen, die den einheimischen Landbau ruiniren müßte. Denn 1. aus sehr großen Fernen kann das Getreide nicht geholt werden, weil die Transportkosten zu Lande und selbst zur See zu hoch kommen würden, das Risico zur See aber sehr groß seyn würde. Daher geht das Getreide von Odessa nicht über die Meerenge von Gibraltar hinaus, und das von Danzig nicht ins Mittelmeer. 2. Wenn auch in einigen getreidebauenden Ländern, z. B. Rußland, Polen, Ungarn, der Arbeitslohn geringer, mithin das Getreide am Orte seines Ursprungs wohlfeiler ist als z. B. in England, so wird doch sein Preis durch die Transportkosten, Risico, Assecuranz, Zölle und durch den Gewinn, den sich der Kaufmann vorbehalten muß, so erhöht, daß der englische Producent seine Concurrenz nicht zu fürchten hat. Ist das Getreide in England wegen guter Ernten ohnehin wohlfeil, so kommt gar kein fremdes Getreide daselbst an. Ist das Getreide wegen schlechter Ernte theuer, kommt demnach fremdes Getreide an, aber in zu großer Menge, so daß die Concurrenz die Preise wieder herabdrücken würde, so sucht man lieber andere Absatzwege oder speichert es bis zu einer gelegeneren Zeit auf, als daß man es um Spottpreise verschleudern würde. Als unumstößliches Gesetz ist anzunehmen, daß niemals die Concurrenz von außen, sondern immer nur die gesteigerte Agrikultur und gesegnete Ernte im Innern das Getreide wohlfeil mache.

Da der Getreidebau fast überall dergestalt gepflegt und vervollkommnet ist, daß weit öfter bei glücklichen und selbst mittelmäßigen Ernten ein Ueberfluß, als bei Fehlernten ein Mangel entsteht, billigt und empfiehlt Herr Osiander das Verfahren derjenigen Landwirthe, die den Boden auch auf andere Weise benutzen, zur Produktion von Wein, Flachs, zur Schafzucht, Pferdezucht 2c. Darin, daß gerade solche Länder, von denen man die Ueberschwemmung mit Getreide am meisten fürchtet, z. B. Rußland, auf solche Auswege fallen, liegt der stärkste Beweis, daß jene Besorgniß ungegründet ist. Die russischen Landeigenthümer können bei der immer mehr sich steigernden Industrie jederzeit auf einen sichern und guten Absatz ihres Talgs, Hanfes, Leders 2c. rechnen, keineswegs aber auf einen eben so sichern Absatz ihres Getreides. Unter allen Umständen kommt russischer Talg, Leder, Hanf, Flachs 2c. nach Hamburg, nicht aber russisches Getreide, das nur dann in Menge kommt, wenn im Westen sehr schlechte Ernten gewesen sind. Natürlicherweise sucht man nun auch in Rußland lieber solche Dinge zu produciren, deren Absatz unter allen Umständen gesichert ist.

Sehr ausführlich behandelt der Verfasser die englischen Korngesetze. Nachdem er bewiesen hat, daß sie des Zweckes verfehlen, und daß die Vorstellung, die sich die Producenten von der Möglichkeit eines anhaltend hohen Standes der Getreidepreise machen, eine reine Täuschung sey, fährt er fort: „Vergebens wird man nach einem einleuchtenden Grunde suchen, um zu beweisen, daß mitten im tiefsten Frieden solche Getreidepreise, wenn sie durch das Gesetz wirklich zu erzielen wären, dem Interesse des größern Theiles der Nation zuträglich seyn würden. Englands hohe Nationalwohlfahrt, welche ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist, hat offenbar ihre Hauptgrundlage in dem ungeheuren auswärtigen Absatze seiner Industrieprodukte; und wodurch ist dieser zu erzielen, als durch große Wohlfeilheit, vermittelst deren die Concurrenz anderer Nationen auf freien Märkten zu besiegen ist? So große Vortheile nun auch England durch die Anhäufung einer außerordentlichen Masse von Kapitalien und den dadurch entstandenen niedrigen Zinsfuß, durch die möglichste Vervollkommnung des Maschinenwesens, durch die Wohlfeilheit des Brennstoffes, wodurch die Maschinen in Bewegung gesetzt werden, und durch seine geographische Lage, welche die Ausfuhr nach allen Welttheilen so sehr begünstigt, haben mag: so ist und bleibt doch der Arbeitslohn, welcher sich nothwendig in hohem Grade nach den Preisen der Lebensmittel richtet, bei der Fabrikation ein wichtiger Punkt. Die besondere Einwirkung eines jeden dieser Umstände genau zu bestimmen, übersteigt die Grenzen des menschlichen Scharfsinnes; aber wir glauben uns keinem vermessenen Schlusse zu überlassen, wenn wir dem vertheuerten Arbeitslohne, welchen die beabsichtigte Höhe der Getreidepreise bei ihrer Verwirklichung zur Folge haben würde, eine Wirkung zuschreiben, welche durch die andern Vortheile nichts weniger als aufgewogen wird. — Glücklicherweise ist die Wirkung der Natur stärker, als die des Gesetzes, und nach gesegneten Ernten erreichen die Getreidepreise in England nie die vom Gesetzgeber beabsichtigte Höhe, wenn auch das ausländische Erzeugniß von den inländischen Märkten aufs strengste ausgeschlossen ist. Nach schlechten Ernten kann aber, wie die Erfahrung genugsam dargethan hat, England fremder Hülfe nicht entbehren, und diese alsdann durch hohe Einfuhrzölle zu erschweren, ist wohl eine schreiende Ungerechtigkeit gegen den größten Theil des Volkes, und im höchsten Grade gegen alle geläuterten staatswirthschaftlichen Grundsätze verstoßend."

Auch gegen die Erschwerung der Durchfuhr fremden Getreides erklärt sich der Verfasser, da Küstenländer durch den Transit und Verkauf des binnenländischen Getreides immer nur gewinnen können, auch wenn sie selbst Getreide produciren. Aus diesem Anlaß beklagt er die Unnatur einer Absperrung der Flußmündungen von dem mittleren und oberen Flußgebiete, die so häufig

stattfindet, und namentlich im deutschen Handel so schmerzlich gefühlt wird.

Da wo die größte Freiheit des Getreidehandels sich längst als praktisch bewährt hat und deßfalls kein Vorurtheil mehr herrscht, hat doch der Fiscus für die ihm abgehenden Zolleinkünfte ein Surrogat gesucht, z. B. in Holland die Mahlsteuer. Der Verfasser beweist, daß dadurch die Lebensmittel, folglich auch der Arbeitslohn vertheuert würde, was immer schädlich auch auf Industrie und Handel zurückwirke. So wie der Preis der Lebensmittel sich bis zu einer förmlichen Theurung steigert, müssen eine Menge Unternehmer ihre Arbeiter entlassen.

An diese sehr lehrreichen Betrachtungen über Agricultur und Getreidehandel hätte der Verfasser vielleicht noch einige Bemerkungen über die neuere Gesetzgebung, bäuerliche Verhältnisse betreffend, anknüpfen dürfen. Ein großer Theil der Uebel nämlich, über welche der Landmann klagt und deren Abhülfe man oft in einer künstlichen Steigerung der Getreidepreise sucht, hat ganz andere Quellen und seine Heilung muß in ganz andern Mitteln gesucht werden. Wo einerseits die Kultur des Bodens noch unter den schwersten Staats- und Feudallasten seufzt, oder andererseits die Vertheilung der Güter bis zu einem Minimum von Besitz ausgedehnt wird, der keine Familie mehr ernähren kann, da wird auch die Gesetzgebung in Bezug auf Getreidehandel der Verarmung nicht vorbeugen.

Aber auch im günstigsten Falle, wenn Alles sich vereinigte, den Landmann zu begünstigen, kann doch die Produktion und der von ihr zu hoffende Gewinn ein durch die Natur selbst und durch die geographischen Grenzen gezogenes Maximum nicht überschreiten, während Industrie und Handel in unberechenbaren Potenzen sich vermehren können. Insofern ist es eine gute Politik derjenigen Länder, die vorzugsweise für Industrie und Handel sich eignen, andere Länder, die sich weniger dazu eignen und dagegen mehr zur Produktion von Naturerzeugnissen, in dieser Produktion zu unterstützen. „In einem reichen, stark bevölkerten Handels- und Fabrikstaate kann es nicht ausbleiben, daß die Benutzung des fruchtbaren Bodens, der die auf seine Kultur verwendeten Kosten gehörig lohnt, früher oder später ein Ziel findet. Nicht so leicht ist aber dieses der Fall mit der Ausdehnung des Handels und des Fabrikwesens, welche zwei Erwerbszweige wir hinsichtlich desjenigen, was sie zur Ausfuhr liefern, als eine auf den einheimischen Boden verpflanzte Arbeit für fremde Völker bezeichnet haben. — Andere Länder von einer dünneren Bevölkerung besitzen dagegen einen großen Reichthum an fruchtbarem Boden, während ihnen die nöthigen Elemente für das Fabrikwesen fehlen, daher sie sich die Produkte, welches dieses letzte liefert, am vortheilhaftesten im Austausche ihrer überflüssigen Naturerzeugnisse verschaffen. Zwei Länder dieser verschiedenen Beschaffenheit stehen in Betreff ihrer Handelsinteressen einander gegenüber; das eine mit den größten Mitteln, Handelsgegenstände und Produkte seiner Industrie zu liefern, und das andere mit einem großen Reichthume an Naturprodukten. Erheischt nicht in diesem Falle das Interesse des ersteren, die Produkte des letzteren so viel als möglich an sich zu ziehen, um sie in einem gewissen Zustande von Verwandlung zurückzugeben? Liegt es, wie wir genugsam dargethan zu haben glauben, in der Natur der Sache ausgeschlossen, daß das eingeführte Getreide durch den Consumo der Individuen, mit deren unendlich verzweigten Arbeit es bezahlt wird, in einem Zustande von Verwandlung wieder ausgeführt werden muß, so hat offenbar die Getreideeinfuhr überall einen Handel der Wiederausfuhr zur Folge. Und die Beförderung dieses Handels war immer eine ernstliche Sorge aller aufgeklärten Regierungen."

Was vom Getreide gilt, gilt auch von andern Lebensmitteln. Wie höchst schädlich die hohe Verzollung z. B. des eingeführten Schlachtviehs ist, hat Frankreich bewiesen. Seitdem dort das deutsche Schlachtvieh so hoch verzollt werden muß, darf auch der französische Wein nur gegen hohe Zölle in Deutschland eingeführt werden. Wie sehr leidet darunter das Interesse der Weinbauer in Frankreich! Und sogar politische Folgen sind hier wahrzunehmen. „Wer die Handelsverhältnisse der kleineren süddeutschen Staaten kennt, wird sich schwerlich überzeugen können, daß ohne die Ungerechtigkeit, welche Frankreich durch die hohe Besteurung eines für einen Theil derselben so wichtigen Ausfuhrgegenstandes, wie Schlachtvieh, verübt hat, ihr Anschluß an den preußischen Zollverein, dessen Tarif manche französische Natur- und Industrieprodukte hart trifft, so leicht erfolgt wäre. Ihr eigenes Interesse hätte sie offenbar von diesem Schritte abhalten müssen, wenn sie Gefahr liefen, die Ausfuhr eines ihrer wichtigsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse durch Repressalien von Seiten Frankreichs beschränkt zu sehen. Aber wie könnte, bei dem von Frankreich bereits bis auf den höchsten Grad getriebenen Prohibitivsysteme, ihnen eine weitere Gefahr in dieser Hinsicht gedroht haben?"

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. August 1840.

Handelswissenschaft.

Ueber den Handelsverkehr der Völker. Von H. F. Osiander. Zwei Bände. Stuttgart, Cast, 1839, 1840.

(Schluß.)

Alle die Grundsätze, die der Verfasser für den Getreidehandel vorschlägt, will er auch auf den Handel mit solchen Gegenständen angewendet wissen, die der Fabrikation als Urstoffe dienen. Auch für sie verlangt er die unumschränkteste Einfuhr, weil der Flor der Industrie von der Wohlfeilheit der Urstoffe nicht weniger abhängt als von der Wohlfeilheit der Arbeit, des Arbeitslohnes, die aus der Wohlfeilheit der Lebensmittel, also vorzugsweise des Getreides folgt. Durch hohe Zölle, womit man die Urstoffe (z. B. Baumwolle, Wolle, Eisen ꝛc.) belegt, wird auch das Fabrikat vertheuert, folglich der Consumo verringert und überdies werden die Länder, deren Produkte man auf diese Weise mit Zöllen belastet, leicht zu Repressalien genöthigt, die der Industrie höchst nachtheilig sind.

Was der Verfasser über die Kostspieligkeit und Vergeblichkeit der künstlichen Mittel sagt, durch die manche Staaten erzielen wollen, was andern Staaten die freigebige Natur gewährt, ist sehr beherzigenswerth. Wenn z. B. ein Staat, anstatt treffliches und wohlfeiles Eisen von dem Lande zu beziehen, wo es in größter Menge und bester Güte vorkommt, mit großen Kosten Eisenwerke baut, die sparsamen Wälder des Landes vollends ausplündert, das Holz vertheuert und am Ende doch nur ein verhältnißmäßig schlechtes und theures Produkt liefert, das dem Bedürfniß weder an Menge noch Güte genügt, wie sollte man sich da nicht über die Kurzsichtigkeit der Monopolisten verwundern? „Auf kein Naturprodukt hat die Zunahme der Bevölkerung einen größeren Einfluß geäußert, als auf Holz. Bei der schlechten, sorglosen Forstwirthschaft der frühern Zeiten, welche die Zukunft so wenig im Auge hatte, sind die Waldungen in einem großen Theile des mittleren Europas sehr gelichtet worden, wovon die Folgen sich gegenwärtig sehr empfindlich fühlen lassen. Die Holzpreise sind auf eine solche Höhe gestiegen, daß der Unterhalt der Einwohner dadurch merklich vertheuert, und daß, aller sonstigen günstigen Umstände ungeachtet, die Entwicklung mehrerer Industriezweige, welche viel Feuerung erfordern, zurückgehalten oder sehr erschwert wird. Immer lauter werden die Klagen über dieses Uebel, und, so weit die Umstände es erlauben, einem weitern Steigen desselben entgegen zu arbeiten, ist nun in den Ländern, die sich in einer solchen Lage befinden, das ernstliche Streben der Regierungen geworden, daher die größte Sorge getragen wird, die Waldungen in einem solchen Zustande zu erhalten, daß sie das für das Bedürfniß der Einwohner nöthige Holz regelmäßig liefern können. Dieser allgemein anerkannten Regierungspflicht läuft aber offenbar die künstliche, auf Verbotsmaßregeln beruhende Begünstigung eines Industriezweiges, welcher so viel Feuerung erfordert, wie die Produktion von Eisen, schnurstracks entgegen. Und sollte nicht schon dieser Umstand allein bei der Collision das Interesse eines solchen Industriezweiges mit dem Interesse der gesammten Gesellschaft geeignet seyn, jeden Zweifel niederzuschlagen, daß der Gesetzgeber in seiner Entscheidung letzterm den Vorzug zu geben habe? — Der Staat und die Communen sind rücksichtlich dieses Besitzes unter eine Kategorie zu bringen: beider Pflicht ist, durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, die größtmögliche Entwicklung der öffentlichen Wohlfahrt zu befördern. Und wie könnte es sich mit der Erfüllung dieser Pflicht vertragen, durch künstliche Maßregeln die Vertheurung eines für alle Klassen der Gesellschaft so unentbehrlichen Bedürfnisses, wie der Brennstoff hervorzurufen? Diese Vertheuerung bildet offenbar eine öffentliche Abgabe,

welche die Hütte des gemeinen Mannes am härtesten trifft, daher sie, auch aus einem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, gewiß einem gerechten Tadel unterliegt." Aus demselben Grunde muß es auch getadelt werden, daß der Holzbau bei Neubauten noch so sehr das Uebergewicht über den Steinbau behauptet, was überdies die Feuersgefahren in hohem Grade begünstigt. Dies ist noch in Gegenden Deutschlands der Fall, die an Bausteinen durchaus keinen Mangel leiden, und wo der Steinbau, wenn er nur öfter angewendet würde, immer wohlfeiler werden würde, indeß der Holzbau, wegen der Kostbarkeit des Holzes, wirklich immer theurer wird.

Betrachtet man insbesondere den Holzmangel in Frankreich, wo schon die Revolution die Wälder rasirt hat, so klingt es wie eine ungeheure Gaskonnade, wenn behauptet wird (wie es unlängst geschah) Frankreich habe, um die Kosten eines Kriegs aufzubringen, für 200 Millionen Wälder zu verkaufen.

Von den Lebensmitteln und Urstoffen geht Herr Osiander im zweiten Theile seines gehaltvollen Werkes zu den fertigen Erzeugnissen der Industrie über. Englands Industrie ist die erste der Welt, England hat aber bisher das Verbotsystem festgehalten, also könnte man behaupten, England verdanke den Flor seiner eigenen Industrie auch nur dem Verbot, mit dem es die Concurrenz fremder Industrie fern hält. Allein dies kann man nicht behaupten. England verdankt den Flor seiner Gewerbe nur seiner politischen Freiheit, dem Schutze des Eigenthums, der Entwicklung aller nationalen Anlagen, nicht aber dem Verbotsystem; denn durch dieses letztere hat es gerade die übrigen Staaten erst veranlaßt und genöthigt, sich auch auf Industrie zu legen, sich die Maschinen, deren sich die Engländer bedienen, auch kommen zu lassen und eine Concurrenz zu eröffnen, welche der englischen Industrie bereits sehr fühlbar und nachtheilig ist, und daher auch bereits die englische Regierung zu einer weisen Ermäßigung der frühern Verbote bewogen hat. Am meisten Schaden leidet Frankreich durch das Verbotsystem, das es mit viel systematischer Unvernunft festhält. Frankreichs Verbote haben Repressalien des deutschen Zollvereins hervorgerufen. Wer hat dabei gewonnen? Frankreich am wenigsten. Die französischen Fabrikate sind, der Eigenthümlichkeit der französischen Nationalität und der Neigungen und Talente gemäß, die sich in Frankreich zumeist ausbilden, was man leichte Waare nennt, wenn auch nur in Bezug auf ihr Pfundgewicht, Gegenstände der Mode, des Geschmacks und des Luxus, die sich leichter und mit weniger Kosten in ferne Gegenden transportiren lassen und doch theurer sind, als die schwereren und wohlfeileren Fabrikate anderer Länder. Schon deshalb würde Frankreich bei wechselseitiger Einfuhrfreiheit einen Vortheil voraus haben. Schließlich bemerkt der Verfasser, „daß, wie auch der Charakter der Industrie eines Landes seyn mag, diejenigen Zweige derselben, zu deren Kultivirung die Nation vorzugsweise natürliche Anlagen besitzt, sich unter der Einwirkung eines freieren Austausches in dem Grade heben werden, daß die dadurch vermehrte Arbeit unter dem Volke den Verlust derjenigen, welche die vermehrte Einfuhr fremder Fabrikate von andern Zweigen zur Folge haben kann, aufwägt; und auf diese Weise würde selbst die Klasse der Fabrikarbeiter durch den Uebergang zu einer größeren Handelsfreiheit eher gewinnen, als verlieren."

Herr Osiander geht von der Industrie zum **Handel** über: „Unwidersprechlich ist die Handlung, als durchaus auf Austausch beruhend, die gemeinschaftliche Vermittlerin zwischen Producenten und Consumenten, wenn auch nicht in der Befriedigung aller ihrer gegenseitigen Bedürfnisse, doch in einem sehr großen Theile derselben. Vermöge dieser Eigenschaft leistet sie beiden Theilen gleich große Dienste, indem sie dieselben der Mühe überhebt, sich gegenseitig aufzusuchen; und da beinahe jeder Consument auch zugleich Producent in irgend einem Fache ist, so leuchtet es ein, daß durch diese Vermittlung die Produktion kräftig befördert wird."

Der innere Handel, der nächste ist immer der erste, der auswärtige nach fernen Ländern folgt erst nach. Gleichwohl wird in neuester Zeit ein Streben nach unmittelbarer Verbindung mit Vermeidung des Zwischenhandels bemerkt. „Der Kaufmann des Produktionslandes sucht gegenwärtig, es sey selbst oder durch Vermittlung seiner Agenten, den Kaufmann des Landes des Consomo auf, was ganz natürlich zur Folge hat, daß die meisten Geschäfte zwischen beiden Theilen direkt gemacht, und dabei zur Ersparung unnöthiger Unkosten Zwischenplätze so viel als möglich vermieden werden. Bei dieser Gestaltung der Dinge müssen alle Bemühungen der Regierungen, den direkten Verkehr mit den Produktionsländern zu befördern, überflüssig und zwecklos erscheinen. Die Sucht, Alles so viel als möglich von der Quelle zu beziehen, ist heut zu Tage so stark, daß der Kaufmann sich in manchen Fällen dadurch Schaden zufügt, da häufig auf Zwischenplätzen billiger zu kaufen ist," sofern sich ein großes Quantum derselben Waare dort anhäuft.

Auch dieses Streben der neuern Zeit findet seine natürliche Grenze, die der Verfasser sehr klar bezeichnet. „Zwei einander nahe gelegene Länder haben, wofern keine besonderen topographischen Verhältnisse obwalten, ein ziemlich übereinstimmendes Klima, in dessen Folge ihre Naturprodukte nicht immer eine große Verschiedenartigkeit darbieten; und wenn dieses stattfindet, so fehlt

in mancher Hinsicht eine dringende Aufforderung zu einem lebhaften gegenseitigen Austausche. Anders verhält es sich mit Ländern, welche in weiter Entfernung von einander liegen. In Ländern dieser Art herrscht eine große Verschiedenartigkeit des Klimas, welche ihrer Produktion einen eben so verschiedenen Charakter einprägt; und in der Verschiedenartigkeit der Produkte liegt der Haupthebel des Verkehrs zwischen zwei Völkern. Dessen ungeachtet ist kein Land, welches nicht auch dem nächsten Nachbarstaate irgend etwas von seiner Produktion mittheilen könnte, und der Austausch davon wird gewöhnlich durch die Wohlfeilheit der Transportkosten begünstigt. Auch reihen sich noch andere Vortheile an die Handelsverbindungen mit nahen Ländern an. — Je näher die Geschäftsmänner einander sind, desto genauer lernen sie sich gegenseitig kennen, wenn auch nicht immer persönlich, doch in Beziehung auf ihre Handelsweise und ihre Mittel; und dadurch können die Geschäfte mit größerer Sicherheit betrieben werden. Sodann wird man in der Nähe eines Landes nicht nur mit dessen Bedürfnissen, sondern auch mit den Gegenständen, welche man von demselben beziehen kann, vertrauter, was zur Belebung der gegenseitigen Verbindungen sehr viel beiträgt. Und endlich können in dem Verkehr mit nahen Ländern die Betriebskapitalien in der Regel schneller umgesetzt werden, worauf ein Hauptvortheil des Handels beruht. Diese Vortheile pflegen aber in dem Verkehr mit nahen Ländern eine solche Concurrenz herbeizuführen, daß die Gewinne in demselben im Durchschnitte mäßig werden. Der Handel mit entfernten Ländern ist in der Regel prekärer, und die in demselben angelegten Kapitalien können weniger schnell umgesetzt werden. Eine natürliche Folge davon ist, daß in diesem Handel keine so starke Concurrenz entsteht, wodurch die Gewinne verhältnißmäßig größer werden. Wäre dieses nicht der Fall, so würde sich der Kaufmann von demselben zurückziehen, und seine Fonds auf eine andere Weise zu benutzen suchen. Unter solchen Umständen müssen sich die Vortheile und Nachtheile der beiden erwähnten Handelszweige ziemlich gleichstellen. Wie in jedem Erwerbszweige, geht auch im Handel das Größere aus dem Kleineren hervor. Es ist im Handel mit nahen Ländern, wodurch im Anfange der Handelsstand die nöthigen Kapitalien sammelt, um später Verbindungen mit entfernten Himmelsstrichen anzuknüpfen und zu unterhalten. Sind die Handelskapitalien einer Nation einmal auf eine große Höhe angewachsen, so reichen die Verbindungen mit benachbarten Ländern zu deren Benutzung nicht hin; und, gleichsam durch das Gebot der Nothwendigkeit gedrungen, muß alsdann der Kaufmann auch Geschäfte mit entfernten Ländern aufsuchen. Hierdurch wird es auch leicht erklärbar, daß erstere hauptsächlich von Handelshäusern der mittleren Klasse getrieben werden, letztere dagegen von Häusern des ersten Ranges."

Herr Osiander erörtert die Systeme, die bisher von den Regierungen in Bezug auf den Handel angenommen worden sind, das alte Merkantilsystem, das für Waaren nur immer Geld haben wollte, daher die Einfuhr fremder Waaren verbot oder hoch verzollte; das Entrepôtsystem, das die Verzollung wenigstens verschob; das System der Freihäfen, das volle Handelsfreiheit gewährte, dieselbe aber an gewisse Punkte fesselte. Zu dem Widersinnigsten rechnet der Verfasser die Besteurung des Durchfuhrhandels, der dem Lande immer nur Vortheile, vielen Händen Beschäftigung und Gewinn gewährt. Nächst der Kurzsichtigkeit, die dem Staate eine Zolleinnahme auf Kosten des allgemeinen Wohls verschaffen will und — nicht erwägt, daß der Staat durch indirekte Abgaben und überhaupt durch den Wohlstand der Bevölkerung mehr gewinnt, als was er durch jenen Zoll gewinnen kann, nächst dieser Regierungs-Kurzsichtigkeit ist es hauptsächlich das Vorurtheil der Handelsbilanz, was einer völligen Befreiung des Handels im Wege steht. Man fürchtet nämlich, dem mehr ausführenden Lande müsse endlich alles Geld des mehr einführenden zufließen. Allein das ist völlig ungegründet. Wenn dem so wäre, so hätte schon längst alles Geld des Continents nach England geflossen und dort aufgehäuft seyn müssen. Aber wenn auch in der That viel Geld nach England gekommen ist, so ist es auch wieder auf andern Wegen zurückgeflossen. Die Natur hilft sich überall und vermeidet die Extreme. „Ein großer Theil der Geldmittel, welche aus diesem Uebergewichte der Ausfuhr floßen, wurde auf eine Nutzen bringende Weise in fremden Ländern verwendet. Wie viele, mit englischen Kapitalien gegründete, merkantilische und industrielle Etablissements sind nicht auf dem europäischen Continent, und auch in den andern Welttheilen, entstanden? Sodann sind von englischen Kapitalisten ungeheure Summen in fremden Staatspapieren angelegt worden. Und endlich wurden und werden noch anhaltend dem Continent durch die große Masse reisender Engländer ungeheure Summen Geldes zurückgegeben. Dadurch erklärt es sich sehr leicht, daß verschiedene Länder, deren Einfuhr von England anhaltend ihre Ausfuhr dahin bedeutend übersteigt, nichts weniger als geldarm geworden, und in ihrem Wohlstande zurückgegangen sind. Nur unter solchen Umständen ist es möglich, daß eine Nation anhaltend eine weit größere Ausfuhr als Einfuhr habe."

In einem besondern Kapitel über die Schiffahrt gibt der Verfasser zu, daß Seestaaten, die eine Kriegsflotte halten müssen, der Kauffarteischiffahrt ihrer Unterthanen Vorrechte gönnen müssen, weil sie dieselbe

als Vorschule für die Kriegsmarine ansehen müssen. Dennoch aber dürfe es nicht zu sehr auf Kosten des Handels selbst geschehen, denn die allgemeinen Regeln bleiben immer: für den Handel ist die wohlfeilste Schifffahrt die beste, der Ausschluß fremder wohlfeileren zu Gunsten der einheimischen kostspieligeren Schiffe ist also dem Handel nachtheilig. Auch diese Regel fließt aus dem obersten Grundsatz, der die Seele des vorliegenden Werkes und durchgängig in demselben höchst klar ausgedrückt ist.

Nach dem gleichen Grundsatz beurtheilt Herr Osiander das Colonialsystem. Er gibt zu, daß es einer Seemacht in Kriegsfällen von Wichtigkeit sey, in seinen Colonien sichere Anhaltspunkte zu finden. Allein er verwirft die Monopolisirung des mutterländischen Handels als vernunft- und naturwidrig, wie denn auch die Erfahrung lehrt, daß sie sich auf die Dauer nicht festhalten läßt. Sie kostet mehr Aufwand zu ihrer Aufrechterhaltung, als sie einbringt, und je drückender der Zwang, desto gewisser die Emancipation der Colonien.

Gelegentlich macht Herr Osiander zwei nicht unpraktische Bemerkungen. Einmal, daß sich in den repräsentativen Körpern ungleich mehr staatsrechtliche als staatswirthschaftliche Kenntnisse offenbaren. Er hat Recht. Die Ansichten der Volksvertreter über die wahren Interessen der Produktion, der Industrie und des Handels sind noch gar schwankend, oft noch völlig ungebildet, wie namentlich Frankreich beweist, wo die verkehrtesten Maßregeln von den Kammern gutgeheißen werden und noch alte Vorurtheile herrschen, ohne daß die Betheiligten nur wissen, wie weit sie in der Kultur zurück sind. Auch die Protokolle mancher deutschen Ständeversammlung, z. B. bei Berathungen der Zollvereinsfrage, dürften merkwürdige Beweise liefern, wie wenig klar und festgestellt die Begriffe sind. Allein man darf sich darüber nicht wundern. In den Deputirtenkammern sitzen vorzugsweise Juristen oder wenigstens Personen, die in den gelehrten Schulen gebildet sind. Diesen ist die Handelswelt ein fremdes Terrain. Kaufleute dagegen und Industrielle finden sich nur in sehr geringer Anzahl in den Volkskammern.

Die zweite Bemerkung des Verfassers betrifft die Universitäten. Auf diesen gelten hin und wieder noch Lehrbücher (z. B. Say) als klassisch, durch welche große Irrthümer verbreitet werden, und die Theorie, die öffentlich und von Staatswegen gelehrt wird, steht mit den fortgeschrittenen Erfahrungen noch gar oft im Widerspruch.

Der Verfasser schließt mit einer Darlegung der Aktenstücke, die sich auf seinen Streit mit der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften beziehen. In seinem letzten Schreiben an die Akademie erklärt er mit Stolz: il est au-dessous de mon caractère de comparaître pour la troisième fois devant des juges qui ont fait de Hambourg un port de la mer noire.

Seelenkunde.

Die Symbolik des Traums von Dr. G. H. von Schubert. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse Oberlins ꝛc. Leipzig, Brockhaus, 1840. 8. S. 324.

Ein Werk, das wir bereits als bekannt voraussetzen und dessen neue Auflage nur der Anzeige, kaum einer noch weitern Empfehlung bedarf. Indem der berühmte Verfasser den Traum als die Vermittlung zwischen dem Wachen und Schlafwachen (im Magnetismus) bezeichnet, deutet er die Grundlinien einer in seiner Bildersprache liegenden Symbolik an. Es ist übrigens zu bedauern, daß die Wissenschaft über bloße Andeutungen noch nicht hinausgekommen ist. Wir besitzen allerdings einige Schlüssel zu bestimmten symbolischen Vorstellungsweisen, z. B. von Swedenborg, aber in dem gesammten Gebiet der träumerischen und visionären Einbildungskraft ist man noch keineswegs orientirt. Diese, wie man will, unter- oder überirdischen Blumen haben noch keinen classificirenden Linné gefunden.

Der Anhang von Oberlin ist interessant, obgleich er nicht streng genommen hieher gehört, da er von Geistern und vom Jenseits handelt, also von Dingen, die zwar die bekannten Gegner ins Gebiet der Träumerei zu versetzen pflegen, die aber hier scharf von den gemeinen Träumen unterschieden werden müssen. Statt dessen würde eine Sammlung von einzelnen Traumsymbolen und eine Analyse derselben eine passendere Bereicherung des Buches gewesen seyn; in der Art wie z. B. auf S. 75 die symbolische Bedeutung der Biene vortrefflich erörtert ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. August 1840.

Politische Schriften.

Adam von Müllers gesammelte Schriften. Erster Band. Mit dem Portrait des Verfassers. München, Franz, 1839.

Adam Müller ist durch seine fast rührende Anhänglichkeit an Friedrich Schlegel ausgezeichnet. Er folgte ihm in die österreichischen Dienste, er wurde mit ihm katholisch, er wurde mit ihm geadelt und er starb mit ihm, wenigstens sehr kurz nach ihm, und wie es hieß, aus Schmerz um ihn. Diese Sympathie leuchtet nun auch im vorliegenden Werke überall hervor. Der Verfasser bekennt sich streng zu der politischen Lehre Friedrich Schlegels.

Diese Lehre ist bekanntlich eine künstliche Cumulation alles dessen, was je gegen die bürgerliche und geistige Freiheit eingewendet und behauptet worden. Wir sagen eine künstliche Cumulation, weil Friedrich Schlegel allerdings viel zu viel hat beweisen wollen. Es kam ihm zu Statten, daß zu der Zeit, in welcher er lehrte, der Papst unmächtig und in dieser Noth dem österreichisch-kaiserlichen Interesse ergeben war. Damals ging wirklich das Interesse des Kaisers mit dem des Papstes Hand in Hand und so konnte man es nicht auffallend finden, daß Friedrich Schlegel die Wiederherstellung der Hierarchie und die Erhaltung des weltlichen Absolutismus zugleich lehrte. Der Natur der Sache nach ist aber nichts monströser als eine Verbindung dessen, was Innozenz III. wollte, mit dem, was die Hohenstaufen wollten. Der Gegensatz zwischen der Kirchen- und weltlichen Kaisergewalt ist unversöhnlicher als irgend ein anderer. Also hat auch die Allianz dieser ihrer Natur nach ewig einander gegenüberstehenden Principe bei Friedrich Schlegel nur einen Sinn, sofern er sie beide ihrem gemeinschaftlichen Feind, dem Liberalismus, entgegenhält.

Adam Müller hätte sich in einer nicht geringen Verlegenheit befinden sollen, da er es unternahm, die Lehren seines Freundes auf die Staatswirthschaft und Nationalökonomie anzuwenden; denn er mußte entweder den Lehren seines Freundes, oder der Natur der Dinge Gewalt anthun. Allein der Glaube an die Untrüglichkeit des Princips, von dem er ausging, setzte ihn über jede Verlegenheit hinweg und ersparte ihm alle die Skrupel, die sich einem andern Staatswirthschaftslehrer würden aufgedrängt haben.

Hören wir, inwiefern die Natur der Dinge mit den Lehren, die Müller dem System seines Freundes entlehnt, übereinstimmt. Die Natur der Dinge lehrt, daß freier Handelsverkehr unter den Völkern, wie unter den Bewohnern verschiedener Provinzen und Communen am meisten geeignet sey, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen und diese Thätigkeit zu belohnen; während Stockung des Verkehrs unvermeidlich auch die Entwicklung der Kräfte hemmt, oder der Arbeit ihren Lohn verkümmert. Zu dieser Einsicht hat die Erfahrung geführt. Immer klarer und deutlicher tritt sie hervor in der allmählig von allen frühern Täuschungen sich reinigenden Wissenschaft der Nationalökonomie. Dagegen nun behauptet Adam Müller, die Lehre von der Handelsfreiheit sey eine irrige, eine revolutionäre, abgeleitet aus den übrigen revolutionären Theorien des Zeitalters. „Das Streben nach absoluter Handelsfreiheit, nach Vernichtung aller merkantilischen Umgrenzungen der Staaten, der Provinzen, der Communen, d. h. aller Ganzheit, aller Geschlossenheit, aller Persönlichkeit der politischen Verbindungen ist nichts anderes, als ein nachgebliebener Sprößling jener falschen Freiheit, die das vereinigte Europa vor Kurzem bei den Wurzeln ergriffen und ausgerottet zu haben schien" (S. 78). Noch bestimmter

tadelt der Verfasser „die staatswirthschaftlichen Theorien der Zeit. Laßt den Privatmann gewähren, hieß es: der Privatmann kennt seinen Vortheil; der Eigennutz reguliert diese Dinge am besten; der Einzelne wird sich nach dem Marktpreise zu richten wissen; Gewinn und Preis bestimmen die Arbeit, also die Masse der Erzeugung; diese Verhältnisse ordnen sich unter einander von selbst: nur beschränkende Verordnungen von oben herab können ihren ruhigen Gang unterbrechen und stören. Diesen unglücklichen Theorien der Zeit ist vorzügliche Schuld beizumessen rc." (S. 199).

Wer sieht nicht ein, daß das Absperrungssystem, indem es den Handelsinteressen höchst nachtheilig ist, allerdings in politischer Beziehung den Gehorsam in engen Schranken, das Kleben an der Scholle, die Demuth rc. fördert und gewisse liberale Ansteckungen verhindert, die vom freien Handelsverkehr und von einem größern Wohlstand und Unternehmungsgeist überhaupt unzertrennlich sind. Insofern könnte man sagen, das Handelsinteresse muß dem höhern politischen Interesse weichen, es thut uns leid, aber rc. Aber wie wunderlich, das, was dem Handel so schädlich ist, gerade unter dem nationalökonomischen Gesichtspunkt rechtfertigen zu wollen. Welche Sophistik!

Geht man tiefer in die Denkweise des Staatswirthschaftslehrers, den wir vor uns haben, ein, so finden wir im Hintergrunde das Interesse des Adels, wie dies in Oesterreich allerdings das Gewicht an der Uhr ist. Sollte es aber nicht ein Mißverstand seyn, wenn man diesem Interesse durch ein System zu dienen glaubt, welches eine Hemmung des Verkehrs verlangt, die zuletzt immer wieder auch auf die Produktion hemmend und verkümmernd zurückwirkt? Die Ideen des Verfassers sind folgende: „Der Kampf des städtischen und des Territorial-Interesses, den die Geschichte zeigt, ist nach Gottes Anordnung keineswegs ein Vernichtungskampf, aber er wird es durch die Verblendung der Menschen und durch ihre Gottesvergessenheit. Wenn irgend ein Zeitalter seine eigenen Kräfte ungebührlich hoch anschlagen und die Rechte der Vergangenheit wie der Zukunft zurücksetzen wollte, wenn es erst angefangen hätte, die sichtbaren Kräfte und Dinge und den augenblicklichen Genuß für den eigentlichen Gehalt und Zweck des Lebens anzusehen, so würde das städtische Interesse für eigentliches Staats-Interesse gelten, das Territorial-Interesse würde zu unterliegen scheinen und der Ackerbau selbst würde der Gewerbs- und Industriepolitik anheimfallen. Nichts aber kann vorübergehender seyn als der Schwindel dieser Art, nichts vergänglicher und zeitlicher als der Zeitgeist, auf den er sich berufen möchte. Wenige Jahrzehende gehören dazu, um das Unheil, welches er nach sich zieht, weltkundig zu machen. Die Industrie kann den Ackerbau unterstützen, aber nicht begründen; sie kann die Dienstverhältnisse veredeln aber nicht ersetzen; sie kann die von Gott gegründete Territorialmacht befestigen und mäßigen, aber nicht vernichten. Von dem Tage an, wo alle Naturaldienste aus Europa verschwunden wären, wäre auch der Verfall der Städte und aller Kultur des europäischen Occidentes entschieden, denn die natürliche Verfassung des Landbaues ist recht eigentlich der Grund und Boden, der diese Städte und alles von ihnen abhängige Gute und Edle trägt. Die eigentliche Bestimmung des Handels aber ist die Vermittlung zwischen dem städtischen und dem Territorial-Interesse, also zwischen der Arbeit und dem Dienste. Eben weil der Commerz eine vom Landbau und der Fabrikation durchaus verschiedene Beschäftigung ist, die mit ganz besonderer Vorbereitung und ganz eigenthümlichen Mitteln getrieben seyn will, verfallen der Ackerbau und die städtische Industrie unvermeidlich, wenn sie nicht bloß dem Geiste ihres Berufes gemäß dienen oder arbeiten, sondern auch mit ihren Produkten oder Fabrikationen Handel treiben wollen. Das ist die unglückliche Verwirrung des dermaligen Weltmarktes, daß jeder Alles will, und der heutigen Gewerbsgesetze, daß jeder Alles darf. Der Fabrikant und der rationale Landwirth erscheinen auf dem Markte neben dem eigentlichen Handelsstande als ein zweiter und dritter Handelsstand mit denselben Ansprüchen, doch ohne Beruf und Befähigung. So wird dann auch der Handel seinerseits aus seinen natürlichen Schranken herausgenöthigt, seiner Standschaft beraubt, zum Güterbesitze und zu Fabrik-Unternehmungen verlockt oder allen lokalen und rationalen Angelegenheiten, dem Vaterlande und den Seinigen dadurch entfremdet, daß er sich an die große Farobank des europäischen Staatspapier- und Renten-Wesens flüchtet und der großen Bankloge einverleibt, die ein unsichtbares Netz über unsern Welttheil ausgebreitet hat und ihre Congresse hält, ihre Couriere schickt und ihre eigene Polizei organisirt wie die politische Macht." Wie es uns scheint, ist in dieser Erörterung Manches vermengt, was nicht nothwendig zusammengehört. Der Schwindel, den der Verfasser allerdings richtig und scharf bezeichnet, ist nicht sowohl Folge der alle Schranken durchbrechenden Freiheit, als vielmehr der unnatürlichen Mittelzustände zwischen Zwang und Freiheit, in denen wir uns gegenwärtig befinden. Wenn einmal der Verkehr ganz und überall frei gegeben wäre, alsdann würde sich Material, Arbeit und Vertrieb oder Produktion, Industrie und Handel in ein natürliches Gleichgewicht setzen und jeder würde auf natürliche Weise in seinem Interesse befriedigt,

auch in natürlicher Absonderung vom andern bleiben. Das Ueberspringen der Speculation von einem zum andern; die Hast, mit der man auf unnatürlichem Wege das Ziel des Erwerbs sucht, folgt lediglich aus dem Zwange, der immer noch hier und dort die natürlichen Wege versperrt.

Adam Müller sieht in dem Streben nach Handelsfreiheit, überhaupt in dem Uebergewicht, welches die materiellen Interessen erlangt haben, das Hereinbrechen einer dämonischen Gewalt und er mahnt öfters an die alte patriarchalische Unschuld der Feudalzeiten. Daher ist auch seine letzte Hoffnung die Religion. „Ich muß, sagt er, auf ein Lieblingsgleichniß zurückkommen, welches meine Meinung deutlich machen wird: Gesetzt, der faktische, der Rechtszustand der Welt mit allen seinen unläugbar drückenden Verhältnissen wäre eine große Verzauberung, wie man dergleichen in früheren Jahrhunderten dem Einflusse böser Geister zuschrieb, so möchten wir die vielfältigen alten Mährchen, welche von solchen Verzauberungen handeln, fragen, wie sie zu lösen sey? Es würde sich alsdann zeigen, daß mit dem Hereinschlagen nichts gefördert sey, und daß man sich ihnen aus bloß menschlichen Kräften nicht entwinden könne, daß aber der ganze Zauber augenblicklich verschwinde, sobald man sich ihm in Geduld und Liebe unterwerfe. Man erwäge den dermaligen Rechts- und Besitzzustand; mag es eine schlimme Bezauberung gewesen seyn, welche die französische Revolution veranlaßte, genug eine noch schlimmere, nämlich die der liberalen Ideen und des Geldes ist hinzugekommen; neue schlimmere Ketten zu den alten Ketten. Die Zeitgenossen glauben sich der Verzauberung zu entwinden, ihr entgehen zu können; ein unstäter Drang aus einem Zustande in den andern, aus einem Staate (status) in den andern, theilt sich jedem Einzelnen mit; man glaubt durch ein bloßes Vertauschen der Plätze und der Standpunkte dem Zauber zu entrinnen, der über allen Verhältnissen ausgebreitet liegt; man setzt das Wesen der Freiheit in die bloße Fähigkeit ohne Ende willkührlich Ort, Lage, Herrn und Gewerk zu verändern; man wüthet, möchte ich sagen, gegen das Netz, das alle umfangen hält, und verstrickt sich nur um so tiefer in dasselbe. Es ist kein Ausweg, keine Rettung, als die Eine, trotz aller Verzauberung den Ort, die Lage, den Herrn, das Gewerk zu dulden und zu lieben, in welche man sich versetzt findet, sich mit Freiheit und Neigung dem Vorhandenen zu unterwerfen. Wie aber ist es möglich, wenn der drückende und verzauberte Zustand der Dinge dem Einfluß böser Mächte zugeschrieben werden muß, wenn vielleicht der gesammte Rechts- und Besitzstand auf einem bloßen Rechte des Stärkeren beruhte? Es ist unmöglich, wie wir bereits oben gesagt, Jurisprudenz und Oekonomie, Recht und Nutzen mit einander zu vertragen, ohne höhere Dazwischenkunft, ohne die Religion, vor deren Erscheinen alle Widersprüche verschwinden; lerne deine Stellung in der Welt, wie sie auch drücken möge, deine unvermeidliche dienende oder arbeitende Stellung, deine Stellung als Sache, lieben, als Gottes Anordnung, um seinetwillen, d. h. um des allgemeinen Hausvaters willen, lieben, so verschwindet aller Zauber und aller Druck, du bist frei, mit dem ersten Gefühle der Demuth und des Gehorsams; du bist eine Person, die Würde deiner Menschheit ist gerettet in dem Augenblick, wo du eine wahrhafte Sache, Gottes Sache wirst. Du wirst nicht etwa in der bloßen Einbildung frei, wie ein träumender Gefangener oder wie ein Philosoph, der über der Religion prüfend steht; sondern Ketten und Mauern springen wirklich, wenn du dich wirklich mit echtem Gehorsam des Herzens Gott und seinen Anordnungen unterwirfst."

Dies ist sehr schön gesagt, aber es ist nicht genug. Gott hat uns nicht bloß jene Kraft der Duldung verliehen, die sich dem Nothwendigen unterwirft, wenn es unvermeidlich ist, sondern auch die Gabe des Verstandes, um etwas, was besser seyn könnte, besser zu machen. Gerade in jener wunderbaren und geheimnißvollen Naturgewalt, die alle falschen Theorien zu Schanden macht, die alle Versuche des Egoismus, sich auf Kosten der gesammten Menschheit ausschließlich geltend zu machen, wieder vereitelt und die Interessen jedes Einzelnen zuletzt immer nur in dem Maaße wahrhaft fördert, in welchem derselbe gegenseitig auch dem Interesse des Andern dient, gerade in diesem Naturgesetz offenbart sich die göttliche Weisheit deutlicher als in irgend etwas anderem in unserer den Wundern entfremdeten Zeit. Gott zwingt uns gleichsam gegen unsern Willen, anzuerkennen, was wir unsern Nebenmenschen schuldig sind, indem wir nur uns selbst zu dienen glauben. Er führt uns unmerklich dahin, die Weisheit und Güte, mit der er selbst die Natur zum allgemeinen Genuß der Menschen ausgeschmückt, gleichsam nachzuahmen, indem wir diesen Genuß unseren Nebenmenschen nicht mehr durch egoistische und unbarmherzige Absperrungssysteme rauben oder schmälern.

In der That, in der Lehre vom freien Verkehr ist mehr Christenthum als in Allem, was der fromme Adam Müller je geschrieben hat.

Lyrische Dichtkunst.

Klänge aus der Welt des Gemüths. Eine Reihe psychischer Dichtungen von Wilhelm Saint-Paul. Berlin, Heymann, 1839.

Der Dichter flieht aus der Verderbniß der Welt in das Innere der Seele zurück und sucht die erste Unschuld der Kindheit wieder. Hier, sagt er, sey allein noch Heil zu finden. Durch die Welt werde der ursprünglich gute Keim in uns verderbt, das gesunde Wachsthum der Seele verhindert.

Frühe schon sich selbst entfremdet im Aufgedrungenen,
Schmiegt sich dem Geiste der Freunde, dem herrschenden Sinne,
Der Macht des Hergebrachten der reifende Jüngling,
Und was dem Manne des Eigenen noch blieb:
Das verwischt die Kunstwelt des Menschen, die Gesellschaft,
Des freien Genius, der Natur Feindin,
Die Tiefen und Höhen ebnende Glätterin,
Das ersticken, in der Verflacherin Gefolge,
Eitelkeit, Noth und Zwang des irdischen Lebens,
Und so ist zerstört der Grundriß der eignen Natur!
Aus dem Schutte, den die Welt darüber gehäuft,
Ragt kaum eine Säule des lichten Tempels,
Dessen Dom prächtig emporsteigen sollte:
Verdorrt sind die herrlichen Keime der Gottessaat,
Kaum daß ein Blümchen entblüht dem ursprünglichen Boden,
Zwischen dem fremden Unkraut und Gesteine;
Verklungen ist die herrliche Symphonie der Gesammtnatur,
Kaum daß einzelne Klänge das Loblied verrathen,
Das dem Schöpfer zu singen sie berufen war.
So durchschwanken sie das Leben, marklose Rohre,
Göttlichen Urgebilds entadelte Ueberbleibsel,
Seelentorsen, Menschentrümmer,
Unter Tausenden kaum ein unzerstückelter Mensch.

In diesem Sinne sprechen sich beinahe alle Gedichte der Sammlung aus:

Nur eine Weisheit ist: zum Seelenleben
Ueber der Sinne Reich sich zu erheben rc.

° ° °

Bleibe dir selber getreu, verkauf dich dem Geiste der Welt nicht rc.

° ° °

Es ist das große Erdenleiden
Der menschlichen Gesunkenheit,
An dem die Bessern hier verscheiden,
Das Weh, das nur der Himmel heilt;

Das Herz verblutet hier den Reinen
Am Mißklang von Gemüth und Welt,
Dem Leben können sie nicht einen
Den Traum, der ihren Busen hellt.

° ° °

O wahrt, ihr tiefen Kindsgemüther
Den Schatz, den ihr im Herzen tragt rc.

Die Wiedergeburt des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit soll nur in einer Rückkehr zur Kindheit gefunden werden:

Vor dem Morgenstrahle der Liebe werden sich aufthun
Die Knospen der wiedererblühenden Unschuld,
Der Jungfräulichkeit Duft wird den Busen durchhauchen,
Träume des Himmels erwecken, Träume vom Vater,
Und selige Erinnerungen der Menschenkindzeit;
Und die höher sich hebende Sonne der Liebe
Wird die Seel' erfüllen mit hehren Ahnungen,
Und mit frommer Begeistrung Athem durchwärmen
Das dichtende Kindesgemüth,
Und in ihm wird geboren seyn: der heilige Geist.

Es liegt in diesem Heimweh der Seele, in dieser Sehnsucht nach der verlornen Unschuld allerdings etwas Wahres; doch so ausschließlich möchten wir dieser Empfindung nicht nachhängen. Wir sind nicht geboren, Kinder zu bleiben. Auch von der Sünde können wir nicht unberührt bleiben, wir müssen mit ihr kämpfen. Dem alten Adam bleibt nicht einmal die rechte Zeit, sich nach dem Paradiese zurückzuträumen, er muß — arbeiten.

Roman.

Carlo Broschi. Roman von Eugene Scribe. Nach dem Französischen von Wesché. Leipzig, Kollmann, 1840.

Ein Entsagungsroman. Doch entsagt hier nicht, wie gewöhnlich, die Heldin, sondern der Held des Romans, ein höchst großmüthiger Freund, der dem Freunde seine Liebe opfert und auf seine eigne Kosten dessen Glück erbaut.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. August 1840.

Aeltere Geschichte Deutschlands.

1) **Colonia Sumlocenne.** Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rücksicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt. Ein antiquarisch-topographischer Versuch von Domdekan v. Jaumann. Mit 28 Lithographien. Herausg. vom k. würtemb. Verein für Vaterlandskunde. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1840. 8. S. 257.

Schon seit mehreren Jahrhunderten sind in und um Rottenburg am Neckar einzelne römische Alterthümer aufgefunden worden. Schon Willibald Pirckheimer erhielt briefliche Mittheilungen darüber. Herrn Domdekan v. Jaumann aber, dem Verfasser des vorliegenden Werkes, gebührt der Ruhm, zuerst den großen Umfang der hier untergegangenen alten Römerstadt, die bisherigen Fünde von Alterthümern und Erinnerungen an die Römerzeit ansehnlich vermehrt und zu einem Ganzen verbunden, und endlich auch den alten Namen der Stadt entdeckt zu haben, so daß er in der That der zweite Erbauer der Stadt genannt werden darf, sofern er die in der Wirklichkeit untergegangene wenigstens in der historischen Erinnerung wiederhergestellt hat.

Natürlicherweise lag ein eigner Reiz darin, auf diese Art das Leichentuch von einer untergegangenen und überdies großen Stadt hinwegzuziehen und deshalb könnte man die Meinung hegen, der Forscher habe sich zuweilen von einer Vorliebe für seinen Gegenstand hinreißen lassen, um mehr zu sehen, als zu sehen war. Allein der Verdacht findet hier keine Anwendung. Herr v. Jaumann ist ein ruhiger und sehr verständiger Beobachter, der die große Zweifelsucht unsrer Tage und den Umfang der wirklich schon gegen seine Ansichten erhobenen Zweifel vollkommen kennt, daher auch nichts behauptet, wofür er nicht genügende Belege beibringt.

Die große Ausdehnung der alten Stadt, ihrer Befestigungen, ihrer Gebäude, der von ihr auslaufenden Straßen, die Spuren eines Amphitheaters, einer großen Wasserleitung ꝛc. sind außer Zweifel gesetzt. Auch die vielen Inschriften und Reste von Geräthschaften aller Art, die man aufgefunden hat, beweisen, daß hier eine sehr bedeutende Römercolonie geblüht haben muß. Auch die alten Lokalnamen erinnern daran, man kennt noch ein Jovisthörchen, eine Kesselhalde (Kessel = Kastell), eine Klause, eine Gegend „auf den Steinmauern.“ Der Name Rottenburg selbst bedeutet eine ausgerottete Burg oder Stadt. Daß die Römer bis in diese Gegenden und noch weiter in Deutschland vorgedrungen und angesessen gewesen sind, ist bekannt. Nach der Niederlage des Ariovist und nach der Auswanderung des Marobodus wurde der Winkel zwischen Rhein und Donau von den Römern mit Militärcolonien besetzt, an die sich gallische Colonisten als Ackerbauer anschlossen, weshalb man diese neue römische Eroberung die agri decumates nannte (Zehentland, man mag dabei an die Eintheilung des Bodens nach dem Decimalmaaß, oder an Zehnten als Steuer denken). Im dritten Jahrhundert wurden diese Römercolonien durch die Deutschen (Alemannen) schon wieder zerstört. Mit diesen Nachrichten der Geschichtschreiber stimmen auch die in Rottenburg aufgefundenen Inschriften zusammen. Sie beziehen sich auf die zwei Jahrhunderte, die zwischen den J. 70 und 282 liegen.

Nur der Name erregt mancherlei Bedenken. Herr v. Jaumann hat auf einer großen Menge von Inschriften, auf Geschirren (mit Stempeln eingedrückt oder mit Griffeln eingerizt) den Namen Sumlocenne, meist als Fabrikort neben dem Namen des Töpfers oder Geschirrfabrikanten gefunden. Der Name kommt nur einigemal in Inschriften auch an andern Orten vor, z. B. auf dem Grabstein eines von Sumlocenne Gebornen, der in Savoyen starb, auf einem Denkstein in Köngen und auf

Scherben in Cannstadt, welche letztere von Sumlocenne hergebracht seyn können. Das so sehr häufige Vorkommen des Namens aber auf in Rottenburg selbst gefundenen Scherben, so wie auch auf einem der Diana gewidmeten Stein daselbst beweist wohl augenscheinlich, daß hier auch die Stadt Sumlocenne selber stand. Sollten die vielen bloß mit den Griffeln gekrizelten Inschriften Bedenken erregen, da man dergleichen an andern Orten doch in solcher Menge nie gefunden hat, so bemerkt Herr v. Jaumann dagegen, sie würden überall an Orten, wo sich die Römer aufhielten, gefunden werden, wenn man sie suchen wolle. Er selbst habe dergleichen ohne viele Mühe in Cannstadt aufgefunden, wo man, wie überall, bisher nicht daran gedacht habe, sie zu suchen.

Also Sumlocenne heißt die Stadt. Noch jetzt heißt ein ganz nahe liegendes Oertchen Sülchen. Der Name wird abgeleitet von Samloc (sumloc), welches nach Schaw galic and english dictionary so viel als Sonnenort bedeuten soll (solis locus). Auch der von Ammianus Marcellinus erwähnte Ort, wo die Alemannen und Römer eine blutige Schlacht schlugen, und der unzweifelhaft am obern Neckar zu suchen ist, hieß Solicinium, welches der Verfasser für die römische Uebersetzung des ältern celtischen Wortes Sumlocenne nimmt. Zerlegen wir dieses Wort in seinem Bestandtheile, so finden wir drei derselben: 1) Sum. Der Verfasser erklärt es nicht näher, außer daß er die Deutung Schaws und ferner eine Stelle des Plinius erwähnt, der Samolum herbam, ein in Krankheiten der Schweine und Rinder heilsames Kraut nennt. Die Stammsylbe Sum (Sam) ließe noch sehr mannichfache Deutungen zu. Allerdings kann sie den Begriff der Sonne mit dem des Schweins verbinden, wenn man an die nordische Vorstellung denkt, welche die Sonne als einen goldborstigen Eber darstellt. Auch der Sommer (alt Sumer), Schimmer, Schimmel (weißes, der Sonne heiliges Roß) rc. wären hier zu erwähnen. Sam ist ferner wahrscheinlich die Stammsylbe im Namen der Semnonen (des Hauptvolkes unter den Sueven oder Schwaben), und erinnert an die Samanäer, an Samothrace, an den indischen Sommonocodam rc. Wenn es nicht mit Recht verpönt wäre, sich in ein vages Etymologisiren einzulassen, so ließen sich die Spuren hier noch sehr weit verfolgen. Doch scheint wenigstens so viel wahrscheinlich, daß der Name aus dem Kultus und der Mythologie entlehnt ist. 2) lo, loc. Diesen Namen leitet Herr v. Jaumann von Loch, lacus ab, wohl besser als von locus. 3) cenne, offenbar von den Cennen, einem von den Geschichtschreibern öfters und zwar in diesen Gegenden erwähnten Volke, die man auch mit den Cenomanni und Senones identificiren zu müssen geglaubt hat.

Inzwischen kommt es weniger auf die Etymologie des Namens, als vielmehr auf die Untersuchung an, wie dieses von Herrn von Jaumann neuentdeckte Sumlocenne sich verhält 1. zu dem Solicinium des Ammianus Marcellinus, 2. zu dem Samulocenis der Peutinger'schen Tafel.

Da Ammianus Marcellinus die Alemannenschlacht bei Solicinium ohnehin in die Gegend des obern Neckar versetzt und da sich in Rottenburg selbst auf Inschriften neben dem ältern celtischen Namen Sumlocenne auch mehrmals der spätere römische Solicinium vorfindet, so kann man kaum an der Identität beider zweifeln.

Ganz anders verhält es sich mit Samulocenis, welches die berühmte Peutinger'sche Tafel (eine altrömische Straßenkarte) an die Hauptstraße von Basel nach Regensburg und zwar auf das rechte Donauufer verlegt. Einige haben geglaubt, der römische Topograph oder Kartenzeichner habe sich vielleicht getäuscht oder die Sache nicht genau genommen und nur zufällig das rechte mit dem linken Donauufer verwechselt, und jenes Samulocenis sey wirklich Sumlocenne oder Rottenburg am Neckar. Aber Herr von Jaumann theilt diese Ansicht keineswegs. Er glaubt nicht, daß sich der römische Topograph eine so grobe Verwechslung würde haben zu Schulden kommen lassen. Er glaubt es um so weniger, als aus allen andern Umständen hervorgeht, daß die Peutinger'sche Tafel zu einer Zeit angefertigt worden sey, in welcher die Römer das linke Donauufer schon wieder verloren hatten, also Rottenburg oder Sumlocenne für die Römer gar nicht mehr existirte. Es bleibe ihm also nichts übrig, als anzunehmen, daß Samulocenis und Sumlocenne zwei ganz verschiedene Städte seyen, wie nahe auch der Namenähnlichkeit wegen ihre Verwechslung liegen mag.

Diesen anziehenden Untersuchungen fügt der Verfasser eine genaue Darstellung der Schlacht bei Solicinium bei, die im Jahr 368 Kaiser Valentinian den Alemannen lieferte. Solicinium war damals schon längst den Römern entrissen und zerstört. Valentinian kam in diese Gegend, die ehemals den Römern gehört hatte, als in Feindesland, und die hier bereits heimischen Alemannen setzten ihm den tapfersten Widerstand entgegen, wie er sich denn auch in Schwaben nicht mehr behaupten konnte, sondern über den Rhein zurückkehren mußte. In der Schlacht versank der Kämmerling des Kaisers mit dem goldenen, mit Edelsteinen reich geschmückten Helme desselben in einem Sumpfe und man fand weder ihn noch den Helm wieder. Er liegt also vielleicht noch dort.

Die zweite Hälfte des Werkes umfaßt ein Antiquarium, oder ein Verzeichniß und eine Beschreibung aller in Rottenburg gefundenen römischen Alterthümer, der

wenigen Mauerüberreste, der Denkmäler mit Inschriften und Bildwerken, der Grabhügel, der Geschirre und Scherben, der kleinen Bildwerke (Laren), häuslichen Geräthschaften, Waffen und der zahlreichen Münzen. Dieses Antiquarium ist durch zahlreiche Abbildungen illustrirt. Natürlicherweise konnten, da hier alles nicht wie in Pompeji bloß mit Asche bedeckt, sondern zerstört wurde, auch kaum einige Gegenstände von einer irgend ansehnlichen Größe oder hohem Werthe erhalten werden. Doch ist vieles davon für die Geschichte und Kulturgeschichte interessant. Sinnig ist besonders ein in Rottenburg aufgefundener Stein mit dem Bilde der Klio (auf andern Steinen finden sich Melpomene und Thalia). Der Verfasser berichtet darüber: „Auf der, der Muse entgegensetzten Seite sind zwei Bilder in zwei Feldern. Im ersten Feld ist eine Landschaft dargestellt, wo ein seiner Aeste und Krone beraubter Baum zwischen zwei üppig grünenden steht; eine männliche Figur, ein Tuch um die Lenden geschlagen, liegt nachläßig im Schatten eines der grünenden Bäume, und lehnt sich auf einen Stein, und blickt mit rückwärts gewandtem Gesichte in die Ferne (die Zukunft); in der rechten Hand hält er vorwärts ausgestreckt ein Schüsselchen, und ein Lamm steht mit den Vorderfüßen aufgerichtet in dem Schüsselchen, und scheint aus demselben essen oder trinken zu wollen. Im zweiten Felde steht wieder ein seiner Zweige entblößter Baum, nur ein Ast streckt sich frisch grünend vom Baume aus; zwei tüchtige Stiere gehen neben einander, wie in einen Pflug gespannt. Die dritte Seite füllen einzelne üppige Blätter des Lotus, auf denen sich Reben mit Blättern und Trauben, zierlich gereiht und verschlungen, erheben. Auf der vierten Seite ist endlich eine einfache Verzierung, wie zu einer Lyra aus Laubwerk geschlungen, mit einzelnen Blättern des Lotus oben in den Kelch einer Blume sich endend. Wir glauben die einfache Deutung geben zu sollen. Es ist der Cyclus der Geschichte. Hirtenvolk und im grünenden Walde der Jäger; der gekappte Baum zeigt noch Mangel an Obst und Gartenzucht. Nun folgt aber Ackerbau, Obstzucht in dem einzeln grünenden Aste am Baum; dann Rebbau, und zuletzt reiht sich die Kunst in der einfachen Verzierung gleich einer Lyra an. Wir vermeinen nicht, das Ziel der Deutung dieser symbolischen Darstellung der Geschichte, ihres Gangs und Fortschreitens verfehlt zu haben. Dieses Monument hatte leider das Loos, in die rauhen Hände eines Naglers zu fallen und zum Löschtrog zu dienen; aber auch als solcher war er verloren; und wie Vieles der Geschichte ist so ohne Spur dahin geschwunden?! Danken wir, daß uns wenigstens das Bild, als lieblicher Wiederschein zur Erinnerung, geblieben. Aber wie Forschung in der Geschichte so Manches wieder zu Tage fördert, so wurde auch dieser Stein, tief in einem Keller eingemauert, von mir wieder entdeckt, nachdem er mehr als sechzig Jahre verloren gewesen. Nur das Bild der Muse ist ausgehauen, die übrigen Abbildungen, obgleich sie sehr gelitten haben, sind doch noch kennbar; er steht noch an der domdekanatlichen Wohnung. — Fassen wir diese vier Steine zusammen, so ist wohl kein Zweifel, daß alle neun Musen in der Art der vorhandenen Steine dürften abgebildet gewesen seyn, und einen Cyclus, mit Apollo an der Spitze, wie bei den herkulanischen Gemälden, mögen gebildet haben. Merkwürdig ist die auf allen diesen Bildern wiederkehrende Lotusblume, welche sonst dem egyptischen Kult ganz eigen ist und überall als Symbol vorkommt."

In mehreren Figuren und Verzierungen der uns hier vorliegenden, meist zerbrochenen und defecten Alterthümer läßt sich der edle Geschmack des Alterthums nicht verkennen. Auffallend und verdächtig durch ein fast modernes Aussehen ist der Tab. XXII. Fig. 1. abgebildete, auf einem Steckenpferd reitende „Mime in griechischer Sklavenkleidung," dessen echt römischen Ursprung übrigens der Verfasser nicht bezweifelt, da er selbst bei der Ausgrabung und Reinigung dieser Figur zugegen war.

Das Werk ist reich ausgestattet. Die vielen wohlgelungenen Abbildungen und der Abschnitt aus der Peutinger'schen Tafel sind sehr willkommene Zugaben.

2) Geschichte der Allemannen und Franken bis zur Gründung der fränkischen Monarchie unter Chlodwig. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. J. F. Huschberg, Archivar zu Würzburg. Sulzbach, v. Seidel, 1840.

Eine gründliche Durcharbeitung der tumultuarischen Jahrhunderte, in welchen die große Völkerwanderung vor sich ging und das römische Reich weiland durch unsre kriegerischen Ahnen zertrümmert wurde.

Der Verfasser legt weniger Gewicht auf die ermüdenden Untersuchungen über die Namen und über die Genealogie der alten Völkerstämme, als auf die genaue Ermittlung und Darstellung der Kriegsereignisse und des allmähligen erobernden Vorrückens der Deutschen. Das ist denn auch das Wichtigste. Die Alemannen läßt der Verfasser aus dem noch ältern Suevenbunde, die Franken aus den niederrheinischen Stämmen (nicht aus der fabelhaften trojanischen Einwanderung), beide also aus dem, was in Deutschland schon vorhanden war, nicht aus neu hinzugekommenen Elementen hervorgehen. Ihre Kämpfe mit Rom schildert er sehr ausführlich und zwar mehr vom deutschen und weniger vom römischen Standpunkt aus, als es bisher meistens der Fall war.

Doch hätte er hin und wieder den Gegensatz zwischen Alemannen und Franken mehr markiren dürfen. Die Alemannen nämlich erscheinen fast immer nur als Todfeinde Roms, demselben nur im größten Unglück oder aus List unterwürfig, niemals treu und ergeben, immer ihre stolze Unabhängigkeit behauptend; während die Franken sich den Römern viel mehr nähern, sich viel enger mit ihnen verbinden und dem römischen Reiche sogar mehr als einen Kaiser aus fränkischem Blute geben.

Mit Recht geht der Verfasser sehr ins Einzelne der Begebenheiten ein. Das verworrene Gemälde der Völkerwanderung spricht im Ganzen, da sich darin endlos Kriege und Schlachten häufen, wenig an, wenn man nicht auf die Einzelheiten, wovon uns die Kunde erhalten ist, genauer achtet und wie durch Wolken, die unaufhörlich sich am Berg aufthürmen, einmal einen klaren Blick ins ferne Thal gewinnt. Leider haben uns nur wenige Schriftsteller der Völkerwanderung solche Blicke gegönnt, z. B. Ausonius von der Mosel, der uns das schöne Schwabenmädchen, das am obern Neckar in die Gefangenschaft der Römer gerieth, mit unnachahmlichem Leibreiz beschreibt, oder Salvianus von Marseille, der uns die ergreifendsten Gemälde hinterlassen hat von dem entsetzlichen Zustand, in welchem Gallien zur Zeit der deutschen Eroberungen sich befand. Das ohnehin leichte gallische Blut war vergiftet durch die Laster des römischen Despotismus; das Volk war bis zu einer Verworfenheit herabgesunken, die nothwendig mit dem politischen Untergange endigen mußte. Salvianus beschreibt, wie es damals in Mainz, wie es in Trier ausgesehen habe. Mainz war ein Hauptsitz römischer Verderbniß, ein Pfuhl aller Laster. Schauspiele, Gelage und Orgien aller Art beschäftigten ausschließlich die Bevölkerung und in bacchantischem Taumel wurde hier fortgeschwelgt, während vor den Thoren schon das Kriegsgeschrei der Deutschen tönte und die Brandfackel loderte. Man pflegte zu sagen, daß in Mainz Kinder und Greise in den schändlichsten Dingen mit einander wetteiferten; kein Alter, kein Stand blieb von Ansteckung verschont, das Laster machte alle gleich. Nicht viel besser sah es in Trier aus. Schon war es großentheils von den Deutschen zerstört und wieder verlassen, aber mitten unter Ruinen und modernden Leichen schrie der Ueberrest der römischen Bevölkerung noch nach Schauspielen und verlangte nichts zurück, als sein Theater. Ein solcher Zustand der öffentlichen Moral erklärt zur Genüge, wie die Deutschen Herrn des römischen Reiches werden konnten. Auch hat die überall in den Städten herrschende Corruption ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß die deutschen Eroberer, insbesondere die Alemannen, schonungslos fast alle Städte zerstörten.

Da es uns übrigens hier nicht möglich ist, auf die Einzelheiten des Huschbergischen Werkes einzugehen, begnügen wir uns, es im Allgemeinen solchen Lesern freundlich zu empfehlen, welche jenes eiserne Zeitalter näher kennen zu lernen wünschen.

Romane.

1) Tableaux aus dem Leben. Von E. Janinsky. Zwei Bände. Lemgo, Meyer, 1840.

Kleine Erzählungen. Ein armer junger Doctor wird von seinem reichen Oheim, einem Papierhändler adoptirt, fällt aber in das Netz eines verschmitzten Frauenzimmers, die er für einen Engel der Unschuld hält, geräth darüber mit seinem Oheim in Streit, wird enterbt, von der Treulosen entlassen und endlich Selbstmörder. Dies ist die erste Erzählung. Unter den folgenden sind noch einige von so düsterer Färbung; andere nehmen einen fröhlichen Ausgang. Der im Hühnerstall gefangene Bürgermeister geht sogar ins Burleske über.

2) Der moderne Liebeshaß. Skizzen und Novelletten von S. Hänle. Bamberg, Lit. artistisches Institut, 1839.

Zum Motto ist ein alter Reimspruch genommen: „Die Liebe überwindet alle Ding. Du lügst, sprach der Pfenning." Das ist denn auch das buchstäbliche Thema der vorliegenden Erzählungen. Liebe und Geldinteresse spielen da mit einander, und die Liebe gewinnt nicht immer dabei, so wenig wie die Poesie.

3) Sein und Schein. Roman von Dr. W. Francke. Leipzig, Kollmann, 1840.

Eine schöne junge Engländerin wird von einem deutschen Grafen geliebt, gibt ihm aber einen Korb; sie liebt einen andern liebenswürdigen Deutschen, erhält aber von ihm einen Korb und heirathet nun aus Verdruß einen Dritten, den weder sie liebt, noch von dem sie geliebt wird, mit dem sie aber dennoch vollkommen glücklich lebt, weil ihre Berechnungen zusammenstimmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. August 1840.

Geschichte.

Geschichte und Zustände des Herzogthums Schleswig oder Südjütland, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von C. v. Wimpfen. Flensburg, Baurmeister und Comp., 1839.

Geraume Zeit hindurch sind die Herzogthümer Holstein und Schleswig von Deutschland außer Acht gelassen worden. Erst in neuerer Zeit ist der Gegensatz, den sie gegen Dänemark bilden, wieder stärker hervorgetreten und man hat erinnert, daß es, wenn auch nicht mehr politisch, doch nach Sprache und Sitte die Grenzmarken Deutschlands gegen den skandischen Norden sind.

Holstein ist ganz, Schleswig dem größten Theil nach deutsch. Holstein wurde erst spät von Dänemark erworben; Schleswig wurde schon in früher Zeit, nachdem die Angeln aus diesen Gegenden nach England übergesiedelt waren, theils von Dänen, theils von Friesen besetzt (die sogenannten Nord- oder Eiderfriesen); aber auch Schleswig blieb lange Zeit unter den Schaumburger Grafen mit Holstein vereinigt und von Dänemark getrennt. Auch würde Dänemark kaum in das Schaumburgische Erbe eingesetzt worden seyn, wenn das deutsche Reich seine Vortheile besser gewahrt hätte. Als in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts die regierende Linie von Schaumburg ausstarb, wurden, obgleich noch männliche Verwandte des Hauses existirten, dennoch durch den Einfluß der mächtigen Familie Ranzau von den vereinigten Ständen Holsteins und Schleswigs die beiden Herzogthümer dem König von Dänemark übertragen, weil man, vom Reiche nicht unterstützt, nur auf diese Weise am besten die unaufhörlichen Streitigkeiten mit Dänemark glaubte beilegen zu können. Man muß solche Vorgänge scharf hervorheben. Sie stehen leider nicht vereinzelt in unserer Geschichte. Fast alle seine Grenzmarken hat Deutschland nach und nach verloren, weil sie isolirt, von mächtigeren Nachbarn getrennt und vom deutschen Reiche selbst im Stich gelassen wurden. So fielen Schleswig und Holstein an Dänemark, so Livland an Polen, Esthland an Schweden, später an Rußland; so die Niederlande an Burgund, später an Spanien ꝛc. Wie erbärmlich waren doch Jahrhundert lang die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands bestellt, daß man gedankenlos und fühllos die schönsten und wichtigsten Grenzländer abfallen und in die Gewalt der Fremden kommen ließ.

Indeß gelang es Dänemark nicht, jene deutschen Provinzen zu danificiren. Ihr Gegensatz gegen Dänemark machte sich immer wieder geltend, und die aus der k. dänischen Familie abgezweigten Herzoge von Holstein und Schleswig erhoben, auf diesen nationalen Gegensatz gestützt, eine fortdauernde Opposition gegen den königlichen Hauptzweig der Familie. Unter diesen Umständen wurde auch das dänische Element in der Bevölkerung Schleswigs nicht vermehrt und ausgebreitet, sondern umgekehrt zurückgedrängt, nicht bloß von dem altnordfriesischen, sondern auch von dem holsteinischen Element, und aus Holstein drang nicht nur die plattdeutsche, sondern mit der Reformation und dem deutschen Beamtenstande auch die hochdeutsche Sprache ein.

Der König von Dänemark ergriff nun die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, um den Widerstand, den ihm die beiden Herzogthümer beständig entgegensetzten, durch eine Theilung zu schwächen. Nach dem Tode Karls XII. von Schweden, der sich Holstein-Schleswigs thätig angenommen hatte, triumphirte Dänemark, zog Schleswig ein und ließ nur noch Holstein als ein besonderes Herzogthum bestehen, das aber ebenfalls im Jahr 1773 durch Vertrag an Dänemark fiel.

Indem nun die beiden deutschen Herzogthümer definitiv unter die dänische Hoheit und Verwaltung kamen, wurde allerdings sowohl ihre ständische Freiheit, als ihre deutsche Nationalität bedroht, am stärksten in der traurigen Zeit, in der Deutschland selbst außer

Stande war, sich zu helfen. In Schleswig begann die dänische Reaction schon unmittelbar nach der Einverleibung mit Dänemark. Herr von Wimpfen schreibt im vorliegenden schätzbaren Werke über diesen Gegenstand folgendes: „Unter Christian VI. wurden die Berichte sämmtlicher Kirchenvisitatoren über das Verhältniß der dänischen Sprache eingezogen und es ward darnach durch ein Rescript vom 2. Nov. 1739 verordnet, daß künftig kein Prediger oder Schullehrer angesetzt werden solle, der nicht fähig sey sein Amt sowohl in dänischer als in deutscher Sprache zu verrichten. Speziell ward dieses für die Probstei Flensburg verfügt und zur schnellern Ausführung bestimmt, daß drei Landprediger dieser Probstei, welche der dänischen Sprache nicht mächtig wären, sofort versetzt werden sollten. Durch ein Patent vom 1. April 1743 ward ferner denjenigen, welche auf der Kopenhagener Universität studiren würden, ein Vorzugsrecht bei Beförderungen versprochen und, um unbemittelten Schleswigern das Studiren in Kopenhagen zu erleichtern, ward 1758 bestimmt, daß die Schleswiger als rechte Dänen zum Genuß der Communität berechtigt seyn sollten. Indessen wurden diese Anordnungen wieder dadurch unwirksam, daß im Jahr 1768 den Schleswigern der zweijährige Besuch der Universität Kiel zur Pflicht gemacht ward. Nach dem Sturze des Struenseeischen Ministeriums 1772 ward beim Militär dänisches Commando an die Stelle des bisher üblichen deutschen allgemein eingeführt. Hingegen ward in der Verordnung vom 20. Febr. 1772 wegen Errichtung eines geheimen Staatsraths Schleswig noch zu den deutschen Provinzen gezählt, aus welchem Gesuche, Vorstellungen und Berichte in deutscher Sprache eingereicht werden sollten. Erst mit dem Jahr 1806 begann ein kräftigeres Wirken für die dänische Sprache. Zuvörderst ward die Benennung „deutsche Kanzlei" für das höchste Landes-Collegium, unter welchem Schleswig stand, abgeschafft, und damit ausgesprochen, daß Schleswig nicht länger als deutsche Provinz betrachtet werde. Ferner ward verfügt, daß alle Verordnungen ebensowohl in dänischer als in deutscher Sprache erlassen, und daß alle königlichen Bestallungen ausschließlich in dänischer Sprache ausgefertigt werden sollten. Auch ward bestimmt, daß auf allen gelehrten Schulen die dänische Sprache gelehrt, und daß diejenigen, welche der dänischen Sprache mächtig seyen, bei Besetzung der Aemter bevorzugt seyn sollen. Ferner ward vorgeschrieben, daß überhaupt alle Candidaten, welche eine Bedienung suchen, Zeugnisse über ihre Kenntniß in der dänischen Sprache beibringen sollen, und diese Vorschrift auch auf Gesuche um Advokatenbestallungen ausgedehnt. Endlich ward in einem unterm 19. Januar 1811 aus dem Schleswigschen Obergerichte erlassenen Rescripte ausgesprochen, wie es der königliche Wille sey, daß in den zum Herzogthume Schleswig gehörigen Distrikten, Aemtern und Inseln, wo dänisch geredet wird, die dänische Sprache nach und nach beim Gottesdienste, beim Schulunterrichte, bei den Gerichten und bei allen öffentlichen Angelegenheiten allgemein einführt werden solle. Aber hier zeigte sich, wie wenig Gesetze vermögen, sobald deren Ausführung nicht durch strenge Aufsicht und Controle gewährleistet wird. Jene Verordnungen förderten nicht allein die dänische Sprache wenig, sondern es ward vielmehr zu gleicher Zeit im südlichen Schleswig aufs eifrigste an der völligen Ausrottung der dänischen Sprache gearbeitet. Die deutschen Prediger, Küster und Schullehrer in diesem Theile Schleswigs ermahnten nämlich die Bauern unaufhörlich, daß sie mit ihren Kindern von Kindheit an nur deutsch (d. h. plattdeutsch) sprechen sollten. Beim spätern Schulunterricht wurde natürlich nur die deutsche Sprache geredet und gelehrt. Der Eifer der Schullehrer ging aber manchmal so weit, daß sie die Schulkinder tadelten, ja selbst züchtigten, wenn sie erfuhren, daß selbige außerhalb der Schule dänisch gesprochen hatten. Durch diesen fortgesetzten Kampf gegen die dänische Sprache ist es dahin gekommen, daß diese jetzt von den Ufern der Schlei und in dem südlichen Theile Angelns fast ganz verdrängt und ausgerottet worden ist."

Auf die Vorschläge übrigens, die Herr von Wimpfen macht, die dänische Sprache gegen ein weiteres Vordringen der deutschen zu schützen, wollen wir hier nicht eingehen.

Sein Werk ist ein sehr dankenswerther Beitrag zur Aufklärung norddeutscher Verhältnisse.

Blumenkunde.

1) Das Buch der Rosen. Eine populäre Monographie für Dichter, Botaniker, Gärtner und Blumenfreunde. Von Ferd. Frhrn. von Biedenfeld. Weimar, Voigt, 1840. 8. S. 521.

Eine musterhafte Monographie. Wer sollte glauben, daß man ein so umfangreiches Werk allein über die Rosen schreiben könnte, und doch hat die Königin der Blumen bereits eine sehr bedeutende Literatur. Schon vor dem Werke des Herrn von Biedenfeld sind viele andere über denselben Gegenstand erschienen, die er hier auch sorgfältig verzeichnet.

Die erste größere Hälfte des Werks interessirt vorzugsweise den Botaniker. Es werden darin alle Eigenschaften der Rose, so wie ihre Arten und Varietäten,

ihre Kultur und Behandlungsart beschrieben. Der umsichtige Verfasser hat nicht weniger als 1500 Rosenvarietäten unterschieden.

Die zweite kleinere Hälfte des Werks interessirt vorzugsweise den Dichter und Künstler. Es werden darin auf 108 Seiten eine unglaubliche Menge poetische Beziehungen verzeichnet, in denen die Rose in der Symbolik und Mythologie der alten Völker, beim Kultus, in den Volkssagen und im Volksaberglauben, unter den Sitten und Gebräuchen und endlich bei den Dichtern vorkommt. Obgleich die Rose in allen diesen Beziehungen immer vorherrschend die Königin der Blumen und das Symbol der Liebe bleibt, so ist doch dieses ewige Thema auf so mannichfache und kunstreiche Weise variirt, daß die poetischen Sammlungen des Verfassers den Eindruck von Monotonie durchaus nicht machen.

Für den Fall, daß der achtungswürdige Verfasser uns mit einer zweiten Auflage dieses schönen Werkchens beschenkt, theilen wir ihm hier noch einige poetische Notizen mit, wie sie uns Gedächtniß und Lektüre darbieten. Er wird durch Aufnahme derselben sein ohnehin so reiches Werk noch mehr vervollständigen können.

Der beste Rosenmaler war Daniel Seghers, dessen Rosen noch immer in der ersten Frische blühen, während die des berühmten Huysum, der Rachel Ruysch ꝛc. erblaßt sind.

Zu Königsberg blühte 1672 eine Rose, aus der wieder eine und noch eine hervorwuchs, in drei Stockwerken über einander. Dasselbe wird von einer Rose in Roeremonde erzählt.

Der Monte Rosa hat diesen Namen, weil er, von der Lombardei aus gesehen, wie eine Rose geformt und gefärbt erscheint, wenn er in der Morgensonne glüht.

Nach der Schlacht bei St. Jakob ritt Ritter Münch durch das Schlachtfeld und verglich es mit einem Rosengarten; da warf ihn ein schwerverwundeter Schweizer mit einem Steine todt, indem er rief: da friß eine Rose!

An der Meerenge von Suez legen Weiber, die ihre Geburt erwarten, eine Rosenknospe ins Wasser — und beobachten, ob sie sich leicht oder schwer öffnet, woraus sie auf eine leichte oder schwere Geburt schließen. (Niebuhr.)

Katharina Gordon, die Gemahlin des falschen York, von Heinrich IV. gütig an den Hof gezogen, hieß wegen ihrer Schönheit und wegen der Farbe Yorks „die weiße Rose."

Die bethaute Rose weint voll Mitleid mit dem Klagenden. (Griechische Anthologie.) — Wenn sie lacht, fallen Rosen in ihren Schooß. (Neugriechisch.) — Die Rose starb und hauchte ihre Seele in die Wangen des Mädchens, die an ihr roch. (Wetzel.) — Die Rose ist eine Sonne, die aus Monden besteht. (Rückert.) — Man konnte ein Rosenblatt, auf ihre Wange gelegt, nicht unterscheiden. (Altdeutsch.)

Als sich der h. Franciscus in Dornen wälzte, fingen dieselben sogleich an Rosen zu tragen.

Die h. Rosa von Lima in Peru wird in einer altkatholischen Hymne die schönste Blume im schönsten Garten der Erde genannt. Von derselben sagt die Legende, sie habe zuweilen Rosen in die Luft geworfen, um sie Gott anzubieten, und die Rosen hätten dann in der Luft ein von einem Kranz umschlossenes Kreuz gebildet.

Hildesheim wurde vom Kaiser Ludwig dem Frommen an der Stelle gegründet, wo mitten im Winterschnee ein Rosenstock aufgeblüht war, als er sein Reliquiarium an einem dornigen Zweig desselben aufgehangen hatte.

Die h. Elisabeth gab nach der Legende jedem Arbeiter zum Lohn nur eine Rose, die sich aber daheim in Gold verwandelte.

In Indien soll es eine Rose geben, auf deren Blättern der Name Allah steht.

In China soll es eine Rose geben, die bei Nacht weiß und bei Tage roth ist.

Die Rosenform der gothischen bunten Kirchenfenster soll die Liebe bedeuten, durch die das Licht kommt.

Wenn man einem Todten eine Rose mit ins Grab gibt, soll der Stock verderben.

Die Weiber der alten Picten und einiger nordamerikanischer Völker tättowirten sich Rosen auf den Leib.

Bischof Laurentius von Breslau starb am Rosengeruch, 1232.

Eine Elfenkönigin sitzt auf einer vollen Rose wie auf einem Stuhl und die hinter der Rose aufsprossenden Knospen dienen ihr als Lehne. (Tieck.)

Im Traum einen rothen Rosenkranz oder auch eine einzelne weiße Rose sehen bedeutet den Tod. Eine Rose riechen bedeutet ein liebes Kind. Eine Rose brechen bedeutet Freude von bösen Menschen.

Meleager sagte, zu seinem lyrischen Kranze habe die Dichterin Sappho nur wenige Blumen gegeben, aber Rosen.

2) Der Schönheit Blumenflor. Eine Huldigung, Deutschlands Frauen dargebracht. Vom Verfasser des Werkes: der Salon des Orients. Berlin, Burmeister, 1840.

Ein ähnliches Werk, nur mit Ausschluß der eigentlichen Botanik, bloß ästhetischen Inhalts. Der Verf. verzeichnet alle die Blumen, Pflanzen und Pflanzentheile, mit denen von alten und neuen Dichtern die weibliche

Schönheit verglichen zu werden pflegt, und citirt die betreffenden Stellen aus den Dichtern selbst. Daß dabei wieder die Rose eine Hauptrolle spielt, versteht sich von selbst. Inzwischen ist das vorliegende Werk im Vergleich mit dem vorhin besprochenen sehr mager. Der Herausgeber greift ziemlich willkührlich hie und da einen Dichter heraus und seine Wahl ist nicht immer glücklich. Statt der bedeutendsten Dichter werden oft unbedeutende genannt. Statt originellerer und tieferer poetischer Beziehungen (an denen das Biedenfeldische, nur von einer Blume handelnde Werk so reich ist), finden wir hier oft nur die bekanntesten Vergleichungen und deren Wiederholungen. Ginge man streng die ausgezeichneteren unter den alten und neuen, morgen- und abendländischen Dichter durch, so würde man eine ungleich reichere Blumenlese an poetischen Vergleichungen der Blumen mit weiblichen Reizen zusammenbringen müssen, als sie hier vorliegt. Auch hätte der Herausgeber wohl etwas mehr Kritik üben und auf die Schönheit der einen Vergleichung, auf die Unziemlichkeit der andern aufmerksam machen dürfen. Die Vergleichung der Schleben z. B. mit den Augen der Geliebten kommt zwar öfter vor, ist aber eine nichts weniger als glückliche oder passende, da die Schlehe einen matten und trüben Glanz hat, der sich mehr bei todten Thieren als bei lebendigen und schönen Mädchen findet.

Wenn aber auch das vorliegende Werkchen seinen Gegenstand nicht erschöpft, so enthält es doch viel Anziehendes und Schönes, das man nicht leicht so hübsch beisammen findet, und schon der Gedanke einer solchen Anthologie ist zu loben.

Dichtkunst.

Wilhelm Waiblingers gesammelte Werke. Mit des Dichters Leben von H. von Canitz. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. 9 Bände. Hamburg, G. Heubel, 1839.

Die Gedichte, poetische Erzählungen, Novellen, das Trauerspiel (Anna Bullen) und die (ästhetisch-kritisch-biographischen) Abhandlungen, italienische Reiseschilderungen und Aphorismen des früh verstorbenen Dichters W. Waiblinger; dazu dessen Lebensbeschreibung von ihm selbst begonnen, von anderer Hand vollendet. Waiblinger war 1804 in Heilbronn geboren und starb schon 1830 in Rom, wurde mithin nur 26 Jahr alt und hat gleichwohl in diesem Jugendalter Vieles und Geistvolles geschrieben. Aber aus diesen seinen Werken, wie aus seiner Lebensgeschichte erkennt man, daß ein geistiges Feuer in ihm brannte, von dem er beinahe unvermeidlich verzehrt werden mußte. Wie viel Schönes hätte dieser geniale Geist der Welt leisten, wie glücklich hätte Waiblinger selbst in einer langen Dauer des Lebens bei seinen überwiegenden Talenten werden können, wenn er mehr Maaß und Ruhe in sich gehabt hätte. Aber wie man von den Pfeilen des Sonnen- und Dichtergottes sagt, daß sie nicht nur erleuchten und befruchten, sondern auch versengen und verzehren, so ist auch das Feuer in der Seele der Dichter zuweilen von jener wunderbaren Doppelnatur und zerstört das Gefäß selbst, von dem es getragen wird.

Uebrigens findet man in den spätern prosaischen Arbeiten des Verf. weit mehr Klarheit, Ruhe, scharfe Beobachtung und Objektivität als in den frühern poetischen, und diese Wahrnehmung läßt um so mehr bedauern, daß ihm nicht vergönnt war, in einer längern ruhigen Existenz seine großen Gaben zu entwickeln und zur männlichen Reife zu gedeihen. Er besaß nicht bloß jenes wilde Feuer der Phantasie und jene Schwärmerei der Gefühle, die der Jugend natürlich ist und die man auch in ihren Ausschweifungen der Jugend verzeiht, sondern er besaß auch die Anlagen zu dem, was man am männlichen Alter vorzugsweise schätzt, Kraft, Klarheit und Schärfe des Geistes. Aber diese Anlagen wurden durch seinen frühzeitigen Tod in der ersten hoffnungsreichen Entfaltung zerstört.

Geographie.

Kurzer geographischer Abriß des österreichischen Kaiserthums. Von W. C. W. Blumenbach. Wien, Gerold, 1840.

Auf nur 128 Seiten ist hier die ganze Geographie des großen Kaiserreichs, Ungarn und Oberitalien mit eingeschlossen abgehandelt; natürlich also nur kurz, aber bündig; zuerst die physische Geographie, Lage, Größe, Boden, Berge, Flüsse, Klima, Produkte; dann die Statistik, Volkszahl, Städte, Institute, Industrie und Handel, Wissenschaften und Künste und von jeder Provinz die besondere Topographie. Eine gute Uebersicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 31. August 1840.

Witterungslehre.

1) Vorlesungen über Meteorologie von Prof. L. F. Kämptz. Mit 6 Tafeln in Steindruck. Halle, Gebauer, 1840. 8. S. 591.

Die frühern Arbeiten des H. Verfassers im Fache der Meteorologie sind rühmlichst bekannt. Er hat diese interessante Wissenschaft unausgesetzt neuen Prüfungen unterworfen, selbst beobachtet, fremde Beobachtungen gesammelt und sich dabei, was ihm sehr zur Ehre gereicht, von Hypothesen gänzlich fern gehalten. Bekanntlich wird man nirgends so leicht zu Hypothesen verleitet, als auf diesem Gebiete; daher ist hier Vorsicht und Resignation doppelt empfehlenswerth. Der Verfasser hat sich nicht verborgen, wie wenig man noch über die wahre Ursache und Beschaffenheit vieler Naturerscheinungen aufgeklärt ist, und er gesteht diese Armuth der Resultate einer Wissenschaft ein, die bis jetzt noch weniger befriedigt, als sie erst zur Thätigkeit anspornt. Inzwischen ist seit Humboldts einflußreichen Vorgang viel geschehen für vergleichende Beobachtungen, aus denen fort und fort bestimmtere Naturgesetze hervorleuchten.

Die Abschnitte, in welche das vorliegende Werk zerfällt, handeln 1. von der Wärme und Temperatur, 2. von den Winden, 3. von den wässerigen Meteoren, Dämpfen, Nebel, Wolken, Regen, Schnee ꝛc., 4. von der Wärmevertheilung auf der Erde unter verschiedenartigen Einflüssen, 5. von den Schwankungen des Barometers, 6. von den elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre, Gewitter, Hagel ꝛc., 7. von den optischen Phänomenen, Himmelblau, Dämmerung, Abendroth, Strahlenbrechung, Luftspiegelung, Höfe und Ringe, Nebensonnen ꝛc., 8. von den Polarlichtern insbesondere, 9. problematische Erscheinungen, Schwefel und Blutregen, Sternschnuppen, Meteorsteine ꝛc.

Wie wenig der Verfasser geneigt ist, die bisherigen Erklärungsweisen zureichend zu finden, davon hier nur ein Beispiel von einer der bekanntesten Erscheinungen, dem Gewitter. „Vergleicht man Alles das, was von verschiedenen Beobachtern über die Elektricität bei Gewittern gesagt worden ist, so erkennt man sehr bald, daß dieses vielleicht am meisten verwickelte Phänomen in der ganzen Meteorologie ist, und ich bezweifle, daß man bald dahin gelangen werde, den Vorgang im Einzelnen zu erklären. Es genügt schon ein einzelner Beobachter nicht, den ganzen Verlauf zu verfolgen. Um hier aufs Reine zu kommen, muß Elektricität, Windrichtung, Bewegung und Gestalt der Wolken, Stärke der Regentropfen und Richtung, in welcher sie fallen, Gestalt und Ort der Blitze, Divergenz des Elektrometers beobachtet werden, aber jedes dieser Phänomene nimmt bei diesem Vorgange schon die Aufmerksamkeit eines einzelnen Beobachters in Anspruch, um so lückenhafter muß also dasjenige seyn, was ein einziger Beobachter sieht, der noch obendrein einige Zeit dazu verbraucht, um das Gesehene niederzuschreiben. Da ferner jeder Beobachter nur die Gesammtwirkung aller einzelnen Punkte wahrnimmt, so müßte ein ähnliches Verfahren angewendet werden, als bei allen übrigen Erscheinungen, wo mehrere Kräfte zugleich wirken, es müßten nämlich gleichzeitig mehrere Beobachter an verschiedenen Punkten die Angaben des Elektrometers in kleinen Intervallen aufzeichnen und diese unter sich und mit den übrigen Einzelheiten des Vorganges vergleichen. Alle diese Verschiedenheiten rühren unstreitig davon her, daß wir bei dem Gewitter mehrere Wolkenschichten haben, welche in Gemeinschaft mit dem Boden auf einander einwirken und deren Elektricitäten sich gegenseitig binden, in Folge eines Blitzes oder eines neuen Niederschlages von Dämpfen aber wieder frei werden. Man ist gewohnt, das Gewitter als die mächtigste Elektricität auf unserer Erde anzusehen, daß es demjenigen, welcher nicht hinreichend mit den Gesetzen der Elektricität vertraut ist, fast

unmöglich scheint, daß sich oft gar keine Spannung von Elektricität zeigt, während es lebhaft blitzt und donnert. Und doch zeigt uns die Elektrisirung durch Vertheilung ähnliche Beispiele im Kleinen rc."

Sehr anziehend ist eine von dem Verfasser selbst gemachte Beobachtung geschildert. „Durch den glücklichen Umstand, daß bei einem Gewitter, welches ich am 13. August 1833 auf dem Faulhorne sah, die niedrigen Wolken fehlten, wurde es mir möglich, eine der großartigsten Erscheinungen dieser Art zu sehen. Mehrmals hatten sich in der Nähe und Ferne im Laufe des Tages Niederschläge gezeigt; gegen 7 Uhr Abends hatte die aus mehreren Schichten bestehende Wolkenmasse ein gewitterartiges Ansehen, die untere horizontal fortlaufende Grenze der Wolken hatte eine Höhe von etwa 10,000 Fuß, jenseits der Diablerets im Waadtlande und des Glärnisch im Kanton Glarus wurde der Gesichtskreis verdeckt. In diesem Gewitter, welches eine Ausdehnung von mehr als 20 Meilen hatte, blitzte es ganz deutlich an 5 verschiedenen Stellen, jenseits der Diablerets im Waadtlande, rechts vom Rinderhorne (vielleicht im Simmenthale), in der Richtung von Bern, in der von Luzern (genau hinter den Spitzen des Pilatus) und in der von Schwyz. Bestimmt ging aus der mehrere Stunden hindurch fortgesetzten Beobachtung hervor, daß die Elektricität an verschiedenen Stellen dieser großen Masse im innigsten Zusammenhange stand. Bei wenigstens einem Drittel der Blitze war der Vorgang folgender. Es blitzte zuerst im Waadtlande und zwar zwischen zwei Wolkenschichten, indem die untere Wolkenmasse unbestimmt erleuchtet schien; wenige Sekunden, oft fast momentan, nachher blitzte es in der Nähe des Rinderhornes, stets fuhr ein mehrfach gezackter Blitz strahlenförmig nach unten. Nach wenigen Momenten blitzte es in Bern, wobei nur die Wolken hell erleuchtet wurden, worauf ein gezackter Blitz in der Richtung von Luzern nach unten fuhr, dem einer in der Richtung von Schwyz zwischen Wolken folgte. Als es finsterer geworden war, bemerkte ich öfter noch weiter östlich Blitze, über deren Beschaffenheit ich wegen des beschränkten Gesichtskreises nichts sagen kann und welche ich daher auch weniger beachtete. Unstreitig war hier durch den ersten Blitz im Waadtlande der elektrische Zustand gestört worden, vorher gebundene Elektricität wurde frei, es entstand ein Blitz weiter östlich, der eine neue Vertheilung hervorbrachte, und so folgten mehrere Blitze durch die ganze Wolkenkette."

Auch den bisherigen Theorien vom Hagel versetzt der Verfasser starke Stöße, indem er besonders die vielen Ausnahmen von der zu voreilig aufgestellten Regel geltend macht. In Bezug auf die optischen Erscheinungen erklärt er sich sehr entschieden für Newton und gegen Goethe, welcher jenen nicht wohl verstanden.

Auch über die Nordlichter äußert sich der Verfasser mit vieler Vorsicht. „Die Polarlichter hängen dem Gesagten zufolge auf eine so innige Weise mit dem Erdmagnetismus zusammen, daß es unmöglich wird, jene zu erklären, ohne daß man das Wesen von letzterem angegeben hat. Wenn wir aber in Betreff auf letzteren auch die allgemeinen Gesetze seiner Vertheilung auf der Erdoberfläche kennen, so sind wir doch noch weit entfernt, diese mit einer solchen Schärfe anzugeben, daß wir aus diesen Gesetzen die wirkenden Ursachen ableiten könnten. Worin aber auch dieses Wesen bestehen möge, ob die ganze Erde selbst aus des Magnetismus fähigen Theilen zusammengesetzt sey, oder ob elektrische Ströme im Innern der Erde die Richtung der Magnetnadel bedingen: so viel ist gewiß, daß die Vertheilung der Temperatur einigen Antheil an der Bestimmung der Magnetpole hat, da diese nahe mit denjenigen Punkten zusammenfallen, welche wir für die kältesten auf der Oberfläche der Erde ansehen müssen. Wird nun durch irgend eine Ursache, vielleicht durch anomale Vertheilung der Temperatur, die Stärke des Magnetismus gesteigert, also ein Zustand herbeigeführt, welcher von dem mittleren Gleichgewichte abweicht, dann entsteht der magnetische Funke, auf eine ähnliche Weise, als wir ihn bei künstlichen Magneten erzeugen, wenn wir das Gleichgewicht in diesen ändern. Nehmen wir einen mit Seide besponnenen Kupferdraht, welcher an dem einen Ende eine kleine angelöthete blanke Kupferplatte trägt, und wickeln diesen spiralförmig stets nach derselben Richtung um einen Magneten, und biegen das zweite Ende des Drahtes so, daß es in geringem Abstande von der Kupferplatte steht und bei schwacher Federung diese berühren kann, so zeigt sich zwischen beiden Enden des Drahtes ein Funke wenn wir den Anker abreißen und wenn wir ihn anlegen, also jedesmal wenn der magnetische Zustand des Magneten geändert wird. Auf eine ähnliche Weise scheint auch das Polarlicht zu entstehen, wenn eine Störung im Gleichgewichte des Erdmagnetismus vorhanden ist. Aber mit Bestimmtheit nachzuweisen, wie daraus die einzelnen Thatsachen hervorgehen, ist bis jetzt noch nicht möglich; ich habe die Art, wie dieses geschehen könne und die mancherlei darüber aufgestellten Hypothesen ausführlicher in meinem Lehrbuche der Meteorologie betrachtet; hier möge die Bemerkung genügen, daß diese magnetischen Lichtstrahlen sich in den oberen dünnen Regionen der Atmosphäre eben so ausbreiten, als das elektrische Licht im luftleeren Raume; daß sie aber, die ihrer Natur nach magnetisch sind, von dem Erdmagnetismus eben so eine bestimmte

Stellung erhalten, als eine frei schwebende Magnetnadel, bedarf wohl kaum eines Beweises."

Das letzte Kapitel, das von den problematischen Erscheinungen handelt, enthält manche sehr interessante Andeutung. Das Phänomen des Höhenrauchs z. B. wird nicht ausschließlich aus den Moorbränden hergeleitet. Die Sternschnuppen und Feuerkugeln bleiben unerklärt, doch stellt der Verfasser alle Hypothesen darüber zusammen. Schließlich gedenkt er noch einiger Wahrnehmungen, hinter denen noch Naturgeheimnisse schlummern. „Mehrere Erfahrungen sprechen dafür, daß in dem Weltraume außer den größeren Weltkörpern noch viele kleinere, mit einer eigenen Bewegung begabte Massen vorhanden sind. Es gehören dahin die Lichtpunkte und Lichtfäden, welche die Astronomen öfter durch das Fernrohr gehen sahen, besonders aber die dunkeln Massen, welche man während des Tages vor der Sonne vorüberziehen sah, und welche oft eine sehr bedeutende Größe besaßen."

Möge dieses an Thatsachen so reiche, durchaus praktische und ohne Vorurtheil geschriebene Werk die Theilnahme finden, die es verdient.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart. Von Franz von Kobell. München, Wolf'sche Buchdruckerei, 1839.

Ueberall wehen uns in diesen Gedichten die bayerischen Farben entgegen. Wohin diese Farben reichen, dahin folgt ihnen auch des Dichters Phantasie, von den bayerischen Gebirgen bis in die untere Pfalz und weit hinüber nach Griechenland.

Herr von Kobell ist vorzugsweise Landschafts- und Genremaler. Er zaubert uns reizende Ansichten vor das Auge, und naive Bilder aus dem Volksleben. Und zwar ist er in diesem Fach sehr ausgezeichnet und gehören seine Gedichte zu denen, die im Strom der Vergessenheit nicht versinken werden, wie so unzählig viele andere Lieder unserer Zeit, in der Alles singen will und sich übersingt.

Hier zuerst einige seiner Landschaftsbilder aus Griechenland:

Aegina.

Es hüllt ein blaues Dämmerdunkel
Die weite stillbewegte See,
Wir seh'n in leichten Schattenzügen
Die Aeginet'schen Berge liegen.

Da weht heran die Morgenfrische,
Bald glüht am fernen Horizont
Hervor des Tages junge Rose,
Sich hebend aus der Wellen Schooße.

Sie blüht, mit ihrem Purpurlichte
Die Berge färbend und das Meer,
Zum Aether auf, dem ewig reinen —
Wie groß, wie schön ist ihr Erscheinen!

O sey gegrüßt, du Himmelsblume,
Die uns die Götter zugesandt,
Um der Natur erneutem Leben
Ein freundlich' Zeichen mitzugeben. —

Und aus der Insel duft'gen Höhen
Ragt in die Luft ein stolzer Bau,
Als wollte ihn der Morgen weihen,
Vergoldet er der Säulen Reihen.

Das sind die weitberühmten Reste
Vom alten Panhellenion,
Die ältesten in Hellas Lande,
Sie leuchten bis zum Att'schen Strande.

Die Trauer scheint in ihre Räume
Seit grauen Jahren eingekehrt,
Und nicht mehr weht in ihrem Schatten
Der Gott, den sie umfangen hatten.

Wer haus't jetzt in dem Heiligthume,
Das einsam hoch am Vorgebirg,
Und dem zuerst aus ihren Schaalen
Aurora opferte die Strahlen?

Es haus't unheimlich dort und stille
Ein einzig' Wesen nur — die Zeit,
An ihren Adel zu ermahnen,
Schont sie den Erbschmuck ihrer Ahnen.

Die Platane von Vostiza.

Es steht am Meere von Vostiza
Ein riesig zauberhafter Baum,
Ein stolzer Sprößling edler Zone
Trägt er die reiche Blätterkrone.

Die Steine, die er überwachsen,
Das Alter hat sie mürb' gemacht,
Von Wunderkraft emporgetrieben,
Ist jung der stolze Baum geblieben.

Wohl legt die Zeit die harten Ringe
Stets größer um sein Lebensmark,
Sie können seine Jahre zeugen,
Doch kann ihn keiner niederbeugen.

Wohl manche Blume ist gestorben,
Die unter seinem Schutz geblüht,
Wohl manche Jugend liegt begraben,
Die er geschmückt mit seinen Gaben,

Wohl mancher Held ist längst gefallen,
Der kühn wie er emporgeschaut,
Wohl manch' Geschlecht hat längst geendet,
Dem Duft und Schatten er gespendet ꝛc.

Die Bilder aus dem bayerischen Hochland sind meist in Hebels Art, ländliche Scenen, doch ist darin einerseits das Romantische in rührenden Volkssagen, und andererseits das Wildlustige in der Manier der Schnaderhüpfeln mehr markirt. Zu den hübschesten Dichtungen dieser Art gehört die Sage von der stolzen Dirne, die ihren Liebhaber auf die höchsten Alpen steigen und dort umkommen ließ; das naive Gedicht von dem frommen Mädchen, die im Traum in Gefahr kam und ein Gelübde that, das sie wachend erfüllte ꝛc. Eins der nettesten Genrebilde ist folgendes:

'S schlafadi Diendl.

Es schlaft a Diendl untern Baam
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie schlaft so süeß, so guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
An alter finst'rer Mon,
Der schaugt dees Diendl in sein Schlaf
Grad in Vorbeigeh'n on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz steht er lang vor ihr,
Auf's Mieder schaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dran dees reichi G'schnür.

Er werd' ja do koa Räuber seyn
Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjunges Diendl no
Und grau is scho der oan,

Na schau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat 'n was druckt,
Er hat si hinter'n Ohrna kratzt
Und 's Hueil hat er g'ruckt. —

Die pfälzischen Lieder sind weniger anziehend, obgleich äußerst treu aus dem Leben gegriffen. Im Unterlande hat das Volksleben überhaupt nicht mehr die ursprüngliche kräftige Naivetät wie im Oberlande; es mischt sich schon die Ironie und der gesuchte Spaß der Halbgebildeten und der Städter ein. Die Volkslieder und Volkswitze werden anders. Mögen in dieser Beziehung die Tyroler und „die Musen und Grazien in der Mark," oder die Appenzeller Witze und die Berliner Witze die Extreme bezeichnen, so ist doch auch schon in dem oberbayerischen und pfälzischen Wesen, die einander noch nahe stehn, ein Unterschied nicht zu verkennen. Hier eins der pfälzischen Lieder:

Lische, Lische,
Halt a bische,
G'schwind a Kißche! —
„Nee, wann's Jemand sehe thät" —
Ei wie so,
'S is Niemand do
Als der Bu, der nix versteht!
(Kuß.)
Un dem Kuß guckt eener zu,
Un des war a kleener Bu'!

Dank for's Küßche,
Hörschte Lische,
Morche gescht nit in die Kerch',
Kummscht zu mir, geh'n mer spazire
D'robe uf'm Karlsberch.
Loß dem Paff sei siebe Sache,
Mir sin jung un wolle lache!
Und do lache se und lacht darzu
Ganz fideel der kleene Bu':

Ganz naturtreu ist auch folgendes:

Schön Hannche un der Vater sitze
Im Garte vor'm Haus,
Es is a schöner Summerobed,
Die Katz' guckt obe 'raus.
Do sächt der Vater: Liebes Kind,
Ich bitt' dich, loß den Fritz,
Dann du hoscht nix un er hot nix,
Un wo nix is, do werd aach nix,
Dr'um loß du mir de Fritz ꝛc.

Doch macht das häufige Vorkommen von französischen Ausdrücken oder Redensarten, die den gebildeten Ständen oder Studenten abgeborgt sind, keine gute Wirkung. Je reiner das Ländliche ohne Beimischung vom Städtischen, je mehr erquickt es das Herz; daher sucht man es lieber im Ober- als im Unterlande. Gebe der Himmel, daß es nicht auch am Ende von dort vertrieben wird!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. September 1840.

Witterungslehre.

2) Theorie der Wolken oder Nepheleogie, nach ihren neuesten Standpunkten bearbeitet von Anton Gundinger. Wien, Gerold, 1840. 8. S. 186.

Eine artige Monographie der Wolken. Erst seit Howard ist der Wolkenphysiognomik die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden und man hat allmählich auf diesem Gebiete der beweglichsten und veränderlichsten Erscheinungen immer schärfere Beobachtungen gemacht. Doch bleibt noch Vieles zu erkennen und zu erklären übrig.

Wir wollen hier wenigstens eine kurze Skizze aus dem vorliegenden Werke mittheilen, da es wohl viele unsrer Leser interessiren dürfte, die wunderbare Wolkenschrift verstehen zu lernen.

Wolken überhaupt sind sichtbar gewordene Dünste. „Wenn die Dünste das Maximum ihrer Ausdehnungsfähigkeit überschreiten, so kehren sie in den tropfbaren, und bei fortwirkender Ausdehnungsursache in den tropfbar flüssigen Zustand zurück. Die Ursachen, welche den erwähnten Zustand bewirken können, sind gewöhnlich schnelle Verminderung der Temperatur, schnelle Aenderung des Luftdruckes oder Wind, der aus einer wasserreichen und warmen Gegend weht, und der Luft viele Dünste zuführt. Wenn die Dünste in den tropfbaren Zustand überzugehen anfangen, so müssen sie zuerst in Gestalt kleiner Dunstbläschen, die den Widerstand der Luft nicht zu überwinden im Stande sind, erscheinen. Da diese Bläschen ein sehr geringes spezifisches Gewicht haben, so bleiben sie auch in der Luft schweben, und nehmen gewöhnlich eine grauliche Farbe an. Das auf sie auffallende Licht reflektiren sie sehr stark, und ein Theil des Lichtstrahles, welcher durchgelassen wird, unterliegt häufigen Brechungen, und wird daher größtentheils absorbirt, wodurch es nothwendig geschehen muß, daß die Luft trübe wird. Hierin liegt auch eine Bedingung, welche auf die Farbe der Wolken großen Einfluß hat. Ein Agregat solcher in der Luft schwimmender Wasserbläschen, welches sie trübt, oft Gegenstände hinter sich verbirgt, bildet die Wolken. Zwischen Wolken und Nebel ist kein Unterschied. Nebel sind tiefliegende Wolken, Wolken sind hochschwebende Nebel.

Wenn sich Nebel oder eine Wolke so sehr verdichtet haben, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, so erreichen sie einen hohen Grad von Ausdehnung, und wird das Maximum der Expansivfähigkeit überschritten, so gehen die Dünste in den flüssigen Zustand über, und senken sich, da sie spezifisch schwerer werden als die Luft, zur Erde nieder, wie man auf lakirtem Leder leicht bemerken kann. Darin besteht das Nebelreißen. Je dichter die oberen Nebelschichten sind, desto gewisser wird das Nebelreißen erfolgen; da hingegen dünnerer Nebel von der hinzutretenden Sonnenwärme leichter aufgezehrt werden kann. Da bei jeder Verdünstung die Temperatur fällt, so ist erklärlich, warum nach aufgesaugtem Nebel immer Kühle eintritt. Bisweilen aber liegt der Nebel dicht auf der Erde auf. Steigt nun die Sonne den Horizont herauf, und kann ihre Strahlen der Erde zusenden, wodurch diese die Wärme reflektirt, so wird dadurch der Nebel sich heben und Wolken bilden. Am wenigsten hebt sich jener Nebel, der über Flüssen oder wässerigen Gegenden liegt, weil er dort eine niedere Temperatur hat, folglich viel mehr Wärmestoff erforderlich wird, damit eine Aufschwingung möglich werde. Aus denselben Gesetzen wird auch erklärlich, warum der Nebel an schattigen Orten länger bleibt, als an besonneten, in Wäldern länger als auf dem offenen Felde, an öden Plätzen länger als wo Anpflanzungen sich befinden.

Ist die obere Luft weniger mit Dünsten imprägnirt und leichter, die untere hingegen, worauf die Wolke ruht, dichter, so trachtet diese mit der höheren sich ins

Gleichgewicht zu setzen, und da die obere Luft wenig Widerstand leistet, so erfolgt ein Nachströmen der Dünste oder Nebelschichten, und somit eine Steigung der ganzen Wolke, wobei sie sich manchmal theilet. Aber auch die Wolke selbst hat hierauf Einfluß. Je wasserreicher eine Wolke ist, desto tiefer wird sie schweben, und desto höher muß sie steigen im entgegengesetzten Falle. Daher nimmt die Gewitter- und Regenwolke unter allen den tiefsten Platz ein, weil sie an Schwere alle übrigen übertrifft. Die Schäfchen hingegen, weil sie nur kleine, leichte Dunstwölkchen sind, stehen immer sehr hoch. Wie hoch die Wolken überhaupt steigen, ist sehr verschieden. Bourgier sah Wolken, welche 4800 Fuß über die Spitze des Chimborasso, und Gay Lussac, welche fast dritthalb tausend Fuß hoch standen. Andere Naturkundige meinen, daß auch die feinsten Wölkchen nur eine Höhe von kaum einer deutschen Meile erreichen.

Wegen ihrer Leichtigkeit sind die Wolken das Spiel aller Winde, woraus sich denn auch bei entgegengesetzten Strömungen der obern und untern Luft das Wegziehen einer Wolke unter der andern in entgegengesetzter Richtung erklärt.

Der Größe nach sind die Gewitterwolken am ausgezeichnetsten, welche alle Wolken umher an sich ziehen und mit sich vereinigen. Auch am dichtesten scheinen die Gewitterwolken zu seyn.

Die Farbe der Wolken steht mit ihrer Dichtigkeit im Verhältniß. Das Licht wird von der Wolke entweder reflektirt, oder durchgelassen, oder absorbirt. Ist eine Wolke dünn, so wird der Lichtstrahl gleichsam gespalten, ein Lichtbüschel dringt durch, anderes Licht aber wird reflektirt. Von daher datirt sich die weiße Farbe der Wolken. Sind mehrere Wolkenschichten gerade in der rechten Distanz hinter einander gestellt, so daß die obige Bedingung vorhanden ist, in welchem Falle der Lichtstrahl die genannten Veränderungen recht erleidet, so erscheinen solche Wolken um so weißer, ja sie gleichen ihrer blendenden Weiße wegen größeren über einander gelegten Schneemassen, wobei die reflektirende Kraft der weißen Farbe eine vorzügliche Rolle spielt. * Jene Wolken hingegen, welche dichter sind, haben eine größere Absorbirungsfähigkeit, woher es denn auch kommt, daß sie dunkel erscheinen. Gewöhnlich erscheinen die tiefer liegenden Wolkenschichten dunkler als die höheren, was in der größeren Quantität angesammelten Wasserstoffes, der auch in diesen Nebelbehältern an das Gesetz der Schwere gebunden ist, seinen Grund hat. Bisweilen scheint mitten in einer schneeweißen Wolke ein schwarzer Wolkenfleck wie eingewebt, ohne daß die tiefer liegenden Wolkenschichten, die sich nach der obigen Bemerkung mit Wasserstoff füllen sollten, ihre Farbe verändern. Die wahrscheinlichste Erklärung dieser Erscheinung beruht darauf, daß die beiden Wolken nicht vereinigt sind, sondern die weiße im Hintergrunde steht, und das Auge des Beobachters den zwischen beiden liegenden Zwischenraum nicht bemerken kann.

Auch das Abendroth wird vom Verfasser erklärt, doch hätten dessen verschiedene Nuancirungen und namentlich der dabei so auffallende Farbencontrast umständlicher beschrieben werden dürfen, was indeß zur Genüge in andern Werken geschehen ist.

Mehr Aufmerksamkeit als auf diese schöne optischen Spiele wendet der Verfasser auf die bei der Wolkenbildung thätige Elektricität. Die Entstehung derselben ist mannichfach: 1. Die Wolken folgen dem Luftzuge. Da wir aber aus Erfahrung wissen, daß die Luft oft nach entgegensetzten Richtungen wehe, so ist eine Reibung einzelner Wolkenschichten leicht möglich. 2. Die Erde ist beständig elektrisch, wie uns Beobachtungen zu dieser Ueberzeugung führen. Da nun auf der Erde Dunstbildungen vor sich gehen, so wird durch die aufschwebenden Dünste Elektricität mit aufgezogen und den Wolken mitgetheilt. 3. Die Sonnenstrahlen können sehr leicht in den Wolken Verdünstungen bewirken, erwärmte Wolkenschichten andere verdrängen, wodurch Elektricität erzeugt und angehäuft wird. 4. Die Luft selbst, welche die Wolken von allen Seiten umgibt, streicht an den Begrenzungen der Wolken, wo kein solcher Widerstand ist, schneller vorbei, in welchem Falle eine Reibung eine Entbindung der elektrischen Materie zur Folge hat. 5. Wolken werden oft an Berge oder dichte Wälder angetrieben, zusammengedrückt, oder in Wirbelwinden als kompaktere Luftsäulen fortgestoßen, wodurch ebenfalls Elektricität frei wird. Daß Winde unter diesen Bedingungen die genannte Wirkung hervorbringen, scheint der Umstand zu bestätigen, weil in Gebirgsgegenden, als den Heimathsländern der Winde und Stürme, die Gewitter am heftigsten blitzen und am fürchterlichsten sind. Aus den angegebenen Ursachen lassen sich mehrere Erscheinungen erklären, als: warum in heißen Tagen die Gewitterwolke heftiger blitzt und donnert; warum in der zweiten Hälfte des Tages, und besonders gegen Abend, wo mehr Verdünstung stattfindet, mehr Gewitter entstehen als in der ersten; warum in der gemäßigten Erdzone Gewitter häufiger sind als im kalten oder heißen Erdgürtel; in sumpfigen und waldigen Gegenden trifft man mehr Gewitter an, als in offenen und trockenen ꝛc. — Bei nasser Witterung wird man die Elektricität immer am meisten angehäuft finden. Hievon aber liegt

* Diese blendend weiße Farbe der Wolken, welche im August ziehen, mag auch zur Meinung der Alten, daß in diesem Monate der Schnee blühe, zuerst Veranlassung gegeben haben.

der vorzüglichste Grund im Niederströmen der Wassertropfen, deren Entstehung durch den Druck der Temperatur, wodurch Verdünstung mit bewirkt wird, geschieht. Es wird also ein Theil der in den Wolken vorhandenen elektrischen Materie mit dem herabfallenden Regen gleichsam mitgerissen, und somit muß auf der Erde viele Elektricität sich kund geben. Dazu kommt noch der Umstand, daß bei Regenergießungen die Erde selbst zu dunsten anfängt, wodurch wieder Elektricität frei wird und jene vermehrt werden muß.

Die angehäufte Elektricität concentrirt sich in den Gewitterwolken und zwar in gewissen Punkten, die man die Quellen des Blitzes nennen kann. Wie entstehen aber Anhäufungspunkte der Elektricität in den Wolken? Die Lösung dieser Frage wird leicht seyn, sobald man auf die Entstehungsart der Wolken selbst, und auf die Natur der Elektricität rücksichtlich der durch die Polarität hervorgebrachten Wirkungen zurücksieht. Homogene Schichten stoßen sich ab, da heterogene hingegen sich anziehen. In beiden Fällen also werden in der Wolke gewisse Bewegungen nothwendig gemacht, wodurch entweder Sympathie oder Antagonismus zu Tage gefördert wird. Jene Plätze also, wo die elektrische Materie nach diesem Absonderungsprozesse am meisten angehäuft wird, bilden die Blitzquellen.

Auch der Mond übt einen bedeutenden Einfluß auf die Wolken. Es ist bekannt, daß bei jedem Viertel des Mondes, so wie auch beim Neulichte und Vollmonde eine Aenderung der Witterung vor sich geht. Man hat die Beobachtung gemacht, daß beim zunehmenden Monde die Regentage häufiger als beim abnehmenden sind; in der dritten und vierten Lunation ist diese Anzahl fast gleich. Schübler stellte hierüber folgende Beobachtung an: Er nahm einen Zeitraum von 20 Jahren, theilte ihn in fünf Perioden, jede zu 4 Jahren, zählte in jeder der Perioden die Anzahl der Regentage zusammen, die während dieser 4 Jahre in dem ersten, zweiten, dritten und letzten Viertheile eines synodischen Mondmonates Statt hatten. Am Ende ergab sich aus seinen Beobachtungen, daß im besagten Zeitraume um 152 Regentage während der Zeit des wachsenden Mondes mehr waren, als während der Tage des abnehmenden Mondes. — Schübler schließt: da nun die Mondesphasen auf Witterung wirklich Einfluß haben, so müssen sie solchen zuerst auf die Wolken äußern, die sodann erst mit Regen entbunden werden. Ferner wissen wir, wie groß der Einfluß der Mondeshöhe auf Ebbe und Fluth des Meeres ist; warum sollte dasselbe nicht auch beim Luftmeere, das unsere Erde umgibt, bei der Atmosphäre der Fall seyn?

Die Gestalten der einzelnen Wolken und Wolkengruppen sind bekanntlich zuerst von Howard bestimmt worden. Die Hauptformen sind:

1. Die Federwolke (Cirrus).
2. Die Haufenwolke (Cumulus), welche kühn über einander gelegte Wolkenmassen bilden, und die auch Wolkenberg genannt wird.
3. Die Schichtwolke (Stratus), aus lauter Streifen, die durch Wolkenstoff mit einander verwebt sind, bestehend.

Zur Schichtwolke gehört auch der sogenannte Höhenrauch, als ein weit verbreiteter wagrecht über die Erde ausgedehnter Nebel. Ueber diesen Höhenrauch faßt sich aber Herr Gundinger etwas kurz und bringt die bekannte Streitfrage, ob er nicht wenigstens zum Theil den nordischen Moorbränden seine Entstehung verdanke, gar nicht zur Sprache.

Abgeleitete Wolkengattungen sind nach Howards Eintheilung bisher vier angenommen. Diese sind:

1. Die federige Haufenwolke, Cirro-cumulus.
2. Die federige Schichtwolke, Cirro-stratus.
3. Die geschichtete Haufenwolke, Cumulo-stratus.
4. Die gehäufte federige Schichtwolke oder Regenwolke, im Lateinischen Nimbus genannt.

Der Cirro-cumulus ist das bekannte Gewölk, das wir Schäfchen nennen und das immer schönes Wetter anzeigt. Der Cirro-stratus breitet sich umgekehrt gern aus, wird ein verwaschner Nebel und strömt Regen aus. Der Cumulo-stratus hat dieselbe nasse Tendenz und beide gehen gern in den Nimbus oder die eigentliche Regenwolke über.

Die Bildung, wie die Zerstörung dieser einfachen und zusammengesetzten Wolkenarten bietet eine große Mannichfaltigkeit von charakteristischen Phänomenen dar, die indeß noch bei weitem nicht scharf genug erklärt, oder auch nur erkannt sind. Wir wollen hier zwei solcher Phänomenen hervorheben, wie sie Herr Gundinger beschreibt.

Die Bildung großer wieder verschwindender Wolkenberge. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Haufenwolken sehr gerne an heiteren Tagen entstehen, und zwar in den Frühstunden des Morgens; bis zur größten Hitze des Tages nehmen sie beständig an Ausdehnung und Gruppenhaftigkeit zu, und gewähren oft einen imposanten Anblick. Wenn die Sonne aber dem abendlichen Horizont zueilt, verschwinden sie immer mehr, verlieren sich zuletzt größtentheils, und lassen nicht selten ein reines Licht zurück. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung kann nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Das Wahrscheinlichste jedoch ist, den letzten Grund in der Dunstbildung und Dunstmenge zu suchen, welche mit der Vermehrung der Wärme zunimmt.

Die Bildung von Schichtwolken, die in bestimmten Abständen von einander aufsteigen. Während der Zeit des Aufsteigens der Dünste, bis zu einer Lufthöhe, deren

niedere Temperatur der sofortigen Ausdehnung der Dünste in der Richtung nach der Höhe ein Hinderniß setzt, geschieht es, daß die Wärme stets abnimmt, weil von keiner Wärme ein Zufluß geschieht, folglich die später entwickelten Dünste zu keiner solchen Höhe mehr emporsteigen können, weil die erste Dunstschichte die im Zwischenraume zwischen ihr und der Erde vorhanden gewesene intensivere Wärme abgekühlt hat. In Folge dessen muß nothwendig zwischen der bereits in der Höhe schwebenden Wolkenschichte, die bei ruhigen Abenden oft kaum zehn Klafter von der Erde absteht, und der jüngst gebildeten ein Luftraum entstehen, in welchem eine niedere Temperatur herrscht. Aus dem Gesagten leuchtet ein, daß je öfter und anhaltender die Dunstbildung und Aufschwebung geschieht, die nachkommenden Wolkenschichten immer niederer werden müssen, wie uns auch die Erfahrung hievon überzeugt. Die Bildung der Schichtwolke findet am leichtesten an feuchten Orten gegen Abend, wenn die Sonne unter den Horizont herabgesunken ist, Statt, besonders wenn Windstille herrscht.

Herr Gundinger hätte wohl noch mehrere solcher charakteristischen Wolkenbildungen auffassen sollen. Insbesondere vermissen wir die Theorien der sogenannten Wind- oder Wetterbäume, jener lang über den ganzen Himmel gezogenen fedrigen Schichtenwolken, die sich durch mehr als eine räthselhafte Eigenthümlichkeit auszeichnen. Bald scheinen sie nämlich zwischen zwei in entgegengesetzter Richtung stehende Winde zusammengedrängt, gleich einem Streifchen Schnee, das mitten auf einem Wege stehen geblieben ist, den man von zwei Seiten her in entgegengesetzter Richtung gekehrt hat. Bald sind es Schäfchen, die sich zierlich in heitrer Luft in die Länge dehnen und keineswegs mehr den Eindruck machen, als ob der Sturm sie zusammengeweht habe. Auch gleichen jene Wetterbäume mehr einer Palme, die am Stamme dünn sich oben in eine zottige Nebelkrone ausbreitet, während diese Schäfchen vielmehr lange Strahlen bilden, die an der Wurzel dünner, je weiter sie am Horizont aufsteigen, sich ausbreiten, wie die Strahlen des Zodiakallichts. Zuweilen breiten sich mehrere solcher Wolkenstrahlen zugleich aus und zwar excentrisch aus einem bestimmten Punkt am Horizont, fast ganz so wie das Zodiakal- und wie das Nordlicht. Allein dieser Punkt ist ganz unabhängig sowohl von den Polen als von dem Standpunkt der Sonne. Referent sah das Phänomen noch vor Kurzem an einem schönen, doch feuchtschwülen Abend, dem ein Regentag folgte, genau zur Zeit des Sonnenuntergangs. Der Punkt, aus dem etwa fünf oder sechs Wolkenstrahlen excentrisch sich über den ganzen südwestlichen Himmel verbreiteten, lag vom Punkt des Sonnenuntergangs abwärts in Südsüdwest.

Eines sehr schönen Phänomens erwähnt auch Parry, das der Verfasser an der Stelle, wo er zu kurz über die Phosphoreszenz der Wolken spricht, hätte einfügen dürfen. Parry sah nämlich den nordischen Himmel bedeckt mit Schäfchen, die plötzlich durch ein vom Pole aufsteigendes Nordlicht berührt und dergestalt in Phosphoreszenz gesetzt wurden, daß zuerst immer nur ein Schafwölkchen mit elektrischem Licht sich ganz anfüllte, bis dieses Licht auch zum nächsten Wölkchen übersprang, also auf eine ganz andere Weise als z. B. die Abendröthe ihr rothes Licht den Wolken mittheilt, was bekanntlich in einer schnellen und allgemeinen Färbung geschieht.

Eben so wichtig wie solche, wenn auch seltne, doch allgemeine Phänomene sind die lokalen, die nur in gewissen Gegenden wahrgenommen werden, dort aber sich immer wiederholen. Der Verfasser erwähnt des sogenannten Ochsenauges am Cap, des weißen Wölkchens, das den Orkan verkündet. Allein es gibt noch mehrere und andere lokale Wolkenbildungen, deren genaue Beschreibungen man einmal sammeln und vergleichen sollte.

Vortrefflich ist, was Herr Gundinger über den Regen sagt. Wenn sich zwei Luftmassen verschiedener Wärmebeschaffenheit vermischen, so gleicht sich die Temperatur schnell aus; der also in beiden enthaltene Wasserdampf wird dadurch gleichsam zerstört, und da er spezifisch schwerer wird in der dünneren Luftschichte, überwindet er den Gegendruck, und es erfolgt ein Niederschlag, der Regen heißt. Von der größeren oder geringeren Menge Wasserdampf, welche sie enthalten, von dem größeren oder geringeren Unterschiede ihrer Temperaturen hängt es ab, ob ein heftiger oder schwacher Regen erfolgen soll. Die verschiedenen Abstufungen desselben in Anbetracht auf Stärke und Dauer lassen sich demnach unter Berücksichtigung aller Einflüsse auf die Regenwolke begreifen. Es ist auch nicht nöthig, daß wir jedesmal eine Mischung zweier Luftmassen, deren Temperatur verschieden ist, annehmen. Denn die Veränderungen, welche beständig in der Luft vor sich gehen, und theils auf ihre Temperatur, Dichtigkeit, Elastizität, theils auf ihren elektrischen und magnetischen Zustand Einfluß haben, können auch auf unmittelbare Weise Ursache werden, daß der Wasserdampf in der Atmosphäre sich verdichtet, das Maximum seiner Expansiv-Fähigkeit überschreitet, und zuletzt in tropfbarer Gestalt zum Vorscheine kommt. Nach der Stärke und dem Zusammenwirken dieser Bedingungen wird sich die Menge des Wasserdampfes, der Grad der Zersetzung, so wie die Stärke und Dauer des Regens richten müssen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. September 1840.

Gefängnißkunde.

Handbuch der Gefängnisse oder Darstellung des Buß- und Besserungssystems von Grellet-Wammy. Aus dem Französischen von K. Mathy. Solothurn, Reuter, 1838.

Nachdem wir im vorigen Jahr über das schöne Werk von Dr. Julius gesprochen, das uns die amerikanischen Besserungssysteme so anschaulich macht, wollen wir auch das vorliegende Werk, das uns durch Verspätung erst kürzlich zukam, in Betrachtung ziehen. Dasselbe ist nämlich in gewissem Sinn eine Ergänzung zu dem größern Werk von Julius, indem er die Vorzüge des Stillschweigens bei gemeinschaftlicher Arbeit geltend macht, während Julius sich mehr für das System der einsamen Arbeit aussprach. Das erste Verfahren nennt man bekanntlich das Auburn'sche System, das zweite aber das Pennsylvanische.

Herr Grellet-Wammy besteht auf dem Auburn'schen System, das er nur noch modificirt und noch schärfer auf ein Princip zurückführt. Er findet nämlich die einsame Einsperrung zu grausam und dem Zwecke der Besserung nicht ganz, gewiß nicht immer entsprechend. Der Mensch könne dadurch zur Verzweiflung gebracht oder wahnsinnig werden, er könne aber, wenn er seine fünf Sinne behält, nur verstockt, nicht gebessert werden, denn er sey in seiner Einsamkeit immer nur mit sich selbst und mit seinen Erinnerungen beschäftigt; er brüte darüber, spinne sich in sein Ich ein und werde der Welt immer mehr entfremdet und scheu. Die gemeinsame Arbeit dagegen gewöhne den Gefangenen unter dem strengsten Gebot des Stillschweigens, an Gehorsam, an Rücksicht auf Andere, reiße ihn aus sich und dem dumpfen Hinbrüten heraus und nöthige ihn, sich einer gesellschaftlichen Ordnung zu unterwerfen. Das erziehe und bessere weit mehr, als die Einsamkeit.

Hören wir den Verfasser selbst: „Die Verurtheilten sehen die Menschen an, als seyen sie bereit, ihrem Eigennutz Alles, selbst ihre theuersten Freunde zu opfern; sie erblicken in der Moral und in der Religion nur eine Erfindung der Mächtigen, um die Schwachen einzuschüchtern, die versucht seyn könnten, sie in dem Genuß ihres Vermögens zu stören. Tausend Thatsachen, wovon sie Zeugen waren, tausend Beispiele, die man ihnen anführte, lassen ihnen keinen Zweifel über die Verdorbenheit der Gesellschaft. Sie stellen sich das, was man ehrliche Leute nennt, als hartherzige Reiche vor, welche den Einfluß, den ihr Rang und ihr Vermögen ihnen geben, dazu benutzen, den Armen zu unterdrücken; welche die Religion ihrer Dienerschaft empfehlen, aber nicht selbst ausüben oder gar sie lächerlich machen; welche von Sitten und Moral sprechen, und mit schändlichen Dingen umgeben oder alle gesellschaftlichen Pflichten mit Füßen treten. Von diesen Ideen durchdrungen sehen sie immer Vermögen, Rang und Ehrenstellen den Feinsten zugetheilt, wie nichtswürdig sie sonst auch seyn mögen. Um wohl aufgenommen und angesehen zu seyn, handelt es sich also nach ihrer Ansicht nicht darum, gute Gesinnungen zu hegen, sondern nur darum, Geld zu haben und die Exzesse geheim zu halten, welche zu großes Aergerniß geben würden. Wie erscheint ihnen demnach die Gerechtigkeit? — Als eine Tyrannei, gegen welche es schön ist, sich aufzulehnen. Es ist einleuchtend, daß die Grausamkeit der Behandlung, weit entfernt diese irrigen Gefühle in ihnen zu berichtigen, sie noch verstärken muß. Wenn sie irgend etwas bedauern, so ist es der Umstand, daß sie sich haben fangen lassen; fühlen sie Reue, so ist es darüber, daß sie den nicht zu Boden geschlagen haben, der sie angegeben hat. Die Klugheitsregel, welche sie sich für die Zukunft vorsetzen, besteht darin, den Menschen noch weniger zu trauen, sich derselben zu ihren besondern Zwecken zu bedienen, und hinfür nur noch auf ihre eigene Verschlagenheit und auf ihre eigene Kraft zu rechnen. Einer von diesen

Gefangenen, der seit langer Zeit aufrichtig von seinen Verirrungen zurückgekommen war, und den man fragte, welche Wirkung nach seiner Ansicht die völlige Absonderung hervorbringen würde, erwiederte: Erbitterung. Wir kommen hierher, fügte er hinzu, ganz aufgebläht von Stolz; wir sind reizbar im höchsten Grade; wir können nicht den geringsten Widerpart von Seiten unserer Kameraden ertragen; wir sind wie das Stachelschwein, das, wie man sagt, seine Stacheln bei der leisesten Berührung schießen läßt, oder wie jene kleinen bißigen Hunde, die schnappen und beißen, wenn man sie nur ansieht. Man täuscht sich also sehr, wenn man glaubt, daß wir einander gern haben; wir halten zusammen, aber nur gegen die Vorsteher; wir können uns verständigen, um ihnen zu schaden, aber nicht um einander gefällig zu seyn; wenn wir uns zuweilen einen Dienst zu leisten scheinen, so geschieht es mehr um das Vergnügen zu haben, einen Aufseher anzuführen, als aus Humanität; wir werden einem Kameraden durchhelfen, bloß um der Verwaltung eins anzuhängen, aber nicht aus Freundschaft für ihn. Wir verachten uns gegenseitig; wir hassen uns sogar in dem Grade, daß wir bereit sind, über einander herzufallen wegen eines Wortes, einer Geberde, die uns verletzt, oder wegen einer Gunst, die einem Andern gewährt wird und die wir nicht erlangt haben. So sind wir, wenn wir hierher kommen. Würde man uns in einer Zelle abgesondert einsperren, so würde uns dies nicht lehren einander zu ertragen. Die Verbindlichkeit, neben einander zu arbeiten ohne zu wortwechseln, gewöhnt uns nach und nach beisammen zu leben, und das Gesetz des Stillschweigens läßt uns einen ungekannten Reiz darin finden, daß wir uns von Mitmenschen umgeben fühlen. Da sie uns keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben, so gelangen wir nach und nach dahin, daß wir Gefühle des Wohlwollens und der Menschenliebe für sie empfinden; unsere Gereiztheit legt sich und wir werden gesellig ꝛc."

Der Verfasser geht überall von dem Grundsatz aus, der Gefangene sey nicht sowohl zu bestrafen, als zu bessern; der Staat dürfe keine Rache an ihm üben, sondern müsse ihn erziehen. Daraus folgert er auch, daß die Strafzeit sich nach dem frühern oder spätern Eintritt der gründlichen Besserung richten müsse. Daraus folgert er ferner, daß allzustrenge Correctionsmittel (z. B. einsame Einsperrung, körperliche Züchtigung ꝛc.) ausgeschlossen bleiben müssen, sofern der Zweck der Besserung durch minder barbarische Mittel ebenfalls oder sogar noch besser zu erreichen sey. Endlich legt er den größten Werth auf die Besserung in Gesellschaft, bei gemeinsamer Arbeit, wo jeder Gefangene gewissermaßen wie beim wechselseitigen Unterricht den andern erziehen helfe. Für die Gesellschaft könne man auch nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft erziehen. Einsamkeit mache zum wilden Thier, und gesetzt auch sie machte in einem außerordentlichen Fall einmal zum Heiligen, so könnte dies doch nicht zum Maaßstab dienen.

Uebrigens will der Verfasser die Milde nicht bis zum Extrem treiben. Er schlägt vor, die Gefangenen derselben Anstalt in vier Klassen einzutheilen, in denen sie stufenweise minder streng gehalten seyn sollen, in dem Maaß, in welchem sie in der Besserung vorschreiten.

Seine beredte Vertheidigung der gesellschaftlichen Zucht verdient erwogen zu werden. Schade daß Herr Julius nicht darauf Rücksicht nehmen konnte, da beide Menschenfreunde ihre Werke, ohne von einander zu wissen, ungefähr zu derselben Zeit herausgaben. Aus diesem Grunde hat denn auch Herr Grellet-Wammy die nicht minder beredten Gründe, die Herr Julius für das Pennsylvanische System geltend macht, nicht berücksichtigen können.

Sollte die Wahrheit vielleicht auch hier in der Mitte liegen? Die Menschen sind so sehr verschieden. Für den Einen ist gewiß die einsame Einsperrung, wenigstens eine Zeit lang, sehr zuträglich und folgenreich. Für den Andern, vielleicht für die Mehrzahl gemeiner Menschen, ist dagegen die gesellige Zucht anwendbarer. Der Eine muß in sich gehen lernen, um sich zu bessern; der Andere muß in Gesellschaft gehorchen lernen. Auf den Einen wird die Einsamkeit mit ihren Schrecken furchtbar und erschütternd wirken, auf den Andern nicht. Den Einen wird die Macht der Einbildungskraft zur Verzweiflung bringen, der Andere Stumpfsinnige wird schlafen. Warum nun Einen wie den Andern behandeln? Mit der gesellschaftlichen Zucht ist es derselbe Fall. Dem gebildeten, an gesellschaftliche Rücksichten schon gewöhnten Verbrecher wird die Gemeinschaft mit rohem Gesindel unerträglich seyn, ohne daß er etwas dabei lernt. Bei dem rohen Verbrecher aber wird die gemeinsame Arbeit sehr gut anschlagen. Warum sie gleich behandeln? Bildung, Temperament machen hier die größten Unterschiede, die man berücksichtigen muß.

Vor Allem sollten die Menschenfreunde, die sich mit der Gefängnißkunde und mit den Strafsystemen beschäftigen, eine Vorfrage erledigen. Wie es uns scheint, muß man die Verbrechen wie die Krankheiten in chronische und akute eintheilen, und beide auf ganz verschiedene Weise behandeln. Dem chronischen Kranken entspricht der habituelle Verbrecher, der eine böse Neigung lange in sich genährt hat, der einem Laster fröhnt. Bei ihm allein und ausschließlich kann von einem Besserungssystem die Rede seyn. Dem akuten Kranken entspricht der Verbrecher aus Leidenschaft, der nur einem vorübergehenden Antrieb, vielleicht sogar einem edlen,

gefolgt ist. Was soll man an einem solchen, z. B. an einem, der seinen Nebenbuhler aus Eifersucht umgebracht hat, oder einem sogenannten politischen Verbrecher durch das Auburn'sche System etwa bessern? Würde bei Verbrechern dieser letztern Art nicht das Zuchtsystem, das auf Diebe von Profession sehr anwendbar ist, ganz unpassend seyn?

Daran ist noch viel zu wenig gedacht worden. Oder wenn man daran gedacht hat, so hat man mit einer gewissen Schadenfreude die unvernünftige Verwechslung und Vermengung zweier Kategorien, die ewig geschieden seyn sollten, beibehalten. Man schickt einen Doktor oder Professor, der politische Reden gehalten, ins Zuchthaus und setzt ihn mit einem Wollstrumpf unter die Diebe, nicht um ihn zu bessern, sondern um Rache an ihm zu üben. Frankreich, das sich bei jeder Gelegenheit seiner vorgeschrittenen Humanität rühmt, schmiedet einen gebildeten und talentvollen jungen Mann, weil er sich in eine politische Verschwörung eingelassen, an die Kette der Galeerensklaven, nicht um ihn zu bessern, sondern um Rache an ihm zu üben.

Zugegeben, daß in solchen akuten Fällen die Politik eine Strenge vorschreibt, die kaum von Rache zu unterscheiden ist, so sollte man wenigstens die Sache nicht bemänteln. Dem politischen Verbrecher Tod, wenn das Wohl des Staats davon abhängt. Dem Mörder aus Leidenschaft Tod, wenn die Umstände sehr erschwerend sind, oder Verbannung, wenn sie es nicht sind. Aber nur nicht eine Verurtheilung in die Zucht- und Besserungshäuser für Asoten, Diebe, Hetären 2c.

So lange man diese Unterscheidung nicht macht, werden Menschenfreunde, z. B. Volksvertreter, die bei der Strafgesetzgebung mitwirken, immer geneigt seyn, aus Rücksicht auf die akuten Fälle, in den chronischen zu milde zu verfahren, und um die Lage der in Zuchthäusern schmachtenden politischen Gefangenen zu erleichtern, gegen den Auswurf der Gesellschaft, der sich am Eigenthum und an der öffentlichen Sittlichkeit vergeht, eine zweckwidrige, ja unwürdige Nachsicht blicken zu lassen.

Witterungslehre.

2) Theorie der Wolken oder Nepheleogie, nach ihren neuesten Standpunkten bearbeitet von Anton Gundinger. Wien, Gerold, 1840. 8. S. 186.

(Schluß.)

Je mehr der Wasserdampf zersetzt wird, desto mehr strömt er von allen Seiten herbei, wodurch die Wolke einen neuen Stoff zur Unterhaltung des Regens erlangt. Ferner wird sie durch Winde, elektrische oder magnetische Einwirkungen von einer Stelle zur andern geführt, und trifft dadurch immer wieder auf neue Dunstmassen, welche an die Stelle der zerstörten Dünste treten, und nach kurzer Zeit ebenfalls zerstört werden. Und hierin liegt die Ursache der großen Wassermenge, welche beim Strichregen oder Platzregen niedergeschlagen wird. Man sieht aus dem Gesagten leicht ein, daß in diesem Falle die Regenwolke nicht immer dieselbe bleibt, wie sie, von der Erde aus gesehen, zu seyn scheint, sondern es waltet in ihr ein beständiger Wechsel des Freiwerdens und der Aufnahme ihrer Substanz, die sie durch innere Thätigkeit umbildet, so daß man von der Regenwolke recht eigentlich sagen könnte, es walte in ihrem Inneren ein zerstörendes und schaffendes Prinzip, von dem der Segen und die Fruchtbarkeit der Jahre bedingt werden. Es ist ganz gewiß ein Etwas in der Regenwolke vorhanden, das atmosphärischen Einflüssen sein Wirken zwar verdankt, und mit ihrer Intensität im ganzen Verhältnisse steht; ein Etwas, dem die Ausbildung der Dünste, die Umgestaltung in den tropfbaren Zustand, und dadurch die Entbindung des Regens untersteht, das aber in ihrer eigenthümlichen Wesenheit nicht erklärt, sondern nur aus den Folgen seiner Wirksamkeit erkannt werden kann. Denn die Wolke wird durch den herabgeschütteten Regen nicht erschöpft; im Gegentheile, sie erhält vielmehr neuen Zuwachs. Der Regen hört auf, nicht aber, weil es in der Atmosphäre an Wasserdämpfen gebricht, sondern weil entweder die Wolke, welche das zerstörende Prinzip in sich trug, vorübergeschwebt ist, oder weil in der Wolke selbst und in der sie umgebenden Luft Veränderungen vorgegangen sind, welche die Zerstörung des Wasserdampfes in ihr hemmten, und nach und nach die Dünste der Wolke selbst zerstreuen und auflösen.

Um das Entstehen der Wolkenbrüche in Betreff der dabei frei gewordenen Wassermenge erklären zu können, haben einige Naturlehrer eine Hypothese angenommen, bei deren genauerer Prüfung man fand, daß sie der Wahrheit ziemlich nahe liegt. Sie sagten: Die ganze Atmosphäre ist überall mit Feuchtigkeiten mehr oder weniger angefüllet, und diese zersetzen sich oft besonders unter dem vermischten Einflusse des elektrischen Prinzipes, der Temperaturwechslung und Wärme sehr schnell, und fallen als Regen zugleich mit dem Regen aus einer anderen Wolke darüber herab. Die Bildung des Regens beschränkt sich dabei nicht bloß auf diese Wolke, sondern füllt die ganze Luftmasse zwischen derselben und dem Erdboden aus; der Wasserdampf wird also in den unteren Schichten der Luft auf die nämliche Art wie in der Wolke selbst zersetzt und niedergeschlagen. Mit dem aus der Wolke frei gewordenen Regen verbindet sich

somit noch der Regen hier unten; die Wassermenge, so herabströmt, ist viel größer als gewöhnlich, und das ganze Schauspiel gewinnt ein Aussehen, als ob die Regenwolke unmittelbar auf der Erde aufläge. Der Wolkenbruch ist also, wie man einst fälschlich geglaubt hat, kein Riß in der Wolke, durch den das Wasser freien Auslauf aus ihrem Behälter erlangt, sondern in der Luft zwischen der Wolke und der Erde hat eine schnelle Zersetzung der Wasserdünste stattgefunden, und in Folge dieses Prozesses strömt der Regen herab.

Ueber den Hagel faßt sich Herr Gundinger viel zu kurz. Seine Theorie steht noch lange nicht fest. Erst unlängst haben wir in diesen Blättern gezeigt, wie sehr sich deßfalls die Annahmen der HH. Arago und Schumacher widerstreiten.

Schließlich spricht sich der Verfasser über die Wetterprophezeihungen aus, über die Vorgefühle der Thiere und Menschen, aus denen man Zeichen des bevorstehenden Wetters gemacht hat, und über die Loostage, d. h. über die kritischen Tage, aus deren Witterung man auf die eines ganzen Jahres oder einer bestimmten künftigen Zeit zu schließen pflegt. Der Verfasser beurtheilt diese Dinge sehr richtig. Er sagt nämlich, die thierischen Anzeichen haben ihren Grund in der Trockenheit, Feuchtigkeit, Anhäufung der Elektricität ꝛc., die das Thier aufregt oder ängstigt, und es sind insofern ganz sichere Zeichen der Temperatur. Auch die Loostage sind oft gut gewählt und ihre Vorhersagung trifft ein. Wenn um Johanni viel Schmetterlinge fliegen, gibt es im nächsten Jahr viele Raupen, das liegt sehr nahe. Wenn Weihnachten grün ist, ist Ostern gern weiß, das erklärt sich auch einfach aus der Regel, daß es irgend einmal im Winter kalt seyn muß, wenn also die Kälte sehr spät eintritt, so muß sie wohl gewöhnlich auch später erst wieder aufhören. Insofern hat also der Bauernkalender einen guten Grund. Doch versteht es sich eben so sehr von selbst, daß sich eine Menge alberner Aberglaube dabei eingeschlichen hat, z. B. wenn sich am Michaelistag viele kleine Fliegen auf die grünen Kugeln der Kartoffeln setzen, gibt es Krieg, und dergleichen mehr.

Dichtkunst.

1) Der fahrende Sänger. Nachbilder alter Legenden, Balladen und Reime. Von Johann N. Vogl. Wien, Wallishauser, 1839. S. 127.

Uebersetzungen älterer und fremder Dichtungen, die altenglische Ballade von den drei Schützen von Carlisle (worin sich die weitverbreitete Sage vom Tellnschuß wiederholt), altspanische Romanzen in dem wohlbekannten Versmaaße, handelnd

Von den Brüdern von Sanct Jago,
Von Maria de Padilla,
Von Don Pedro, Don Enrique,
Donna Blancas letzte Klagen,
Von der Schlacht bei Poncesvolles
Und den Mauren vorr Granada.

Ferner serbische Lieder, ebenfalls in wohlbekannten Tönen:

Von des Marko Kraljewitsch berühmtem
Säbel, von dem schönen Türkenmädchen,
Von der schmucken Temeswarer Jahnja,
Von der kleinen Rade von Kossowo ꝛc.

Endlich auch einige Bearbeitungen altdeutscher Lieder. Die Sammlung ist klein, aber ausgewählt.

2) Romanzen und Lieder von F. Brunold. Prenzlau, Vincent, 1839. S. 60.

Einige schöne Romanzen, vom König Trojan, der sich von der Sonne nicht erblicken lassen durfte, weil er sonst geschmolzen wäre, einst aber, zu lange bei seiner Geliebten verweilend, auf dem Heimritte von der Morgensonne überrascht wurde und in den Armen seines Pagen zerschmolz, — von der Beichte der unnatürlichen Mutter, die durch Zauberei sich den Kindersegen zerstört, — vom Todtenschiff, — vom Untergang Rantums durch die Sturmfluthen ꝛc. Unter den übrigen kleinen Gedichten zeichnen sich besonders landschaftliche Bilder von den Küsten der Ostsee aus, z. B.

Es wiegen die Wasserbinsen
Sich tief in dunklem Moor;
Die kalten Abendwinde
Rasseln in reifem Rohr.

Das Heer der wilden Enten
Bricht scheu aus dem Schilfe jetzt;
Die Dommel sich dicht am Stamme
Der gekappten Weide setzt.

Sie schaut nach den dunklen Mummeln,
Die auf dem Wasser sind.
Die Enten ziehn am Himmel,
Im Rohre raschelt der Wind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. September 1840.

Orientalische Literatur.

1) Falknerklee, bestehend in drei ungedruckten Werken über die Falknerei. Aus dem Türkischen und Griechischen verdeutscht und in Text und Uebersetzung herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien, in Commission bei Hartleben, 1840. Groß 8.

Herr von Hammer-Purgstall ist unermüdet thätig in der Herausgabe morgenländischer Bücherschätze. Hier theilt er uns ein altes merkwürdiges Falkenbuch mit, dessen Handschrift das älteste bekannte Denkmal der westtürkischen (seldschukischen, später osmanischen) Sprache und in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand aufbewahrt ist. Ferner aus der k. k. Hofbibliothek in Wien eine Habichtslehre der Byzantiner, endlich eine Handschrift Kaiser Maximilians I. über die Falknerei, woran sich noch ein Brief der berüchtigten Lucretia Borgia anschließt, der denselben Gegenstand betrifft.

In der Einleitung verbreitet sich der Herausgeber über das Alter und den Ruhm der Falknerei. Er leitet dieselbe aus Mittelasien ab. Erst von dort hätten sie die griechischen Kaiser gelernt. Die bisher unerklärten, auf die Falknerei sich beziehenden griechischen Wörter, stammen, wie Herr von Hammer hier beweist, aus dem Türkischen. Im frühern griechisch-römischen Alterthum war die Falknerei unbekannt. * Auch das Mittelalter soll sie erst vom Orient angenommen haben, in Folge der Kreuzzüge. „Daß die Byzantiner ihre Kenntnisse der Falkenjagd von den Morgenländern überkamen, erhellt zur Genüge aus den hier zum ersten Male erklärten und bestimmten morgenländischen Falkennamen des Orneosophion und Hierakosophion. Die Perser, von denen Griechen und Araber die Namen und die Kenntniß der Falkenarten erhielten, waren aber selbst nur Schüler der Türken, bei denen die Falkenjagd zuerst geblüht, und in deren Stammlande, in Turkistan, die edelsten Falken- und Habichtsarten, wie der Toghrul und Tschakir zu Hause, oder wie der Sonkur, der nächste nördliche Nachbar. Es ist schon oben bemerkt worden, daß das arabische Ssakar (der Sakerfalke) nur eine Verstümmelung des türkischen Tschakir, und gelegenheitlich sind die berühmten geschichtlichen Namen, wie Ssakar, Sonkur, Aksonkur, Schahin und Tuighun, welche alle von Falkenarten hergenommen, angeführt worden. An der Spitze solcher unter Vogelnamen in der Geschichte verherrlichten Fürsten und Feldherrn, stehen Toghrul, der Gründer des türkischen Reichs der Seldschuken und dessen Bruder Tschakir, d. i. der Habicht, oben an; wie das römische Reich mit Augustus begann und mit Augustulus endete, so begann und endete das seldschukische in Persien mit einem edlen und gemeinen Falken, indem der letzte Sprößling Toghrul's Tughanschah, d. i. der Falkenkönig, hieß. Ein anderer nicht minder als der Bruder Togruhl's, in der Geschichte unter dem Namen Tschakir, d. i. der Habicht, berühmte Fürst ist Ebu Said Tschakir der Statthalter Imadeddin Sengi's zu Moßul, der i. J. 539 d. H. hingerichtet ward, und dessen Lebensbeschreibung in den Biographien berühmter Männer von Ibn Challikjan. Es läßt sich begreifen, wie sehr die Falknerei an den Höfen der Fürsten geschätzt war, die selbst ihre Namen von Falken und Habichten, als den Sinnbildern der größten Scharfsichtigkeit und des höchsten Adels, hernahmen; Kaiser Friedrichs II. Falkenkunde ist gewiß großentheils eine Ausbeute der Kreuzzüge. Jagdvögel waren die Geschenke der Könige und Fürsten;

* Doch kommt im Hunter'schen Museum (tab. 66 der Beschreibung von Combe) eine Münze vor, auf welcher deutlich ein Falke, der einen Schwan stößt, zu sehen ist, nebst einigen griechischen Buchstaben, von übrigens unbekanntem Ursprung.

so begehrte König Richard von Melik el-Adil durch eine Gesandtschaft Hühner, um die aus England mitgebrachten Jagdvögel zu mästen, damit sie ein würdiges Geschenk für den Sultan; dieser antwortete scherzend: den König lüstet wohl selber nach Hühnern, die er auf diese Weise von uns erhalten möchte. Den weißen Falken, welcher vom Schiffe Philipps des Königs von Frankreich auf die Mauern Acca's geflogen, gab Ssalaheddin für die ihm gebotenen tausend Ducaten nicht heraus, weil er ihm glückvorbedeutend erschien. Im größten Style als Vorübung des Kriegs und als eines der wichtigsten Geschäfte des Reichs wurde die Jagd unter Tschengischan und seinen Nachfolgern betrieben. Von den vier obersten Staatsämtern, welche von seinen vier Söhnen bekleidet wurden, war die des Oberjägermeisters die erste; die Jäger waren in Regimenter eingetheilt, und die Falkner waren unter dem allgemeinen Namen der Kuschdschi, d. i. der Vogler begriffen. Das Dschihangüscha, d. i. die Geschichte Tschengischan's, vom Wesire Dschuweini geschrieben, und nach derselben Schereseddin Ali in seiner Geschichte Timur's erwähnen der großen Schwanenjagd, welcher die Söhne Tschengischan's, Dschagatai und Ogotai, einen ganzen Winter oblagen, indem sie mit dem Toghrul, dem edelsten Falken Turkistan's, auf Schwanen jagten und wöchentlich fünfzig mit Schwanen beladene Kameele nach Samarkand zur Vertheilung sandten, welche Vertheilung der Jagdbeute Tschirilgha, so wie des Geldes Okulgha hieß. Ueber die großartige Weise, auf welche unter den Nachfolgern Tschengischan's die Jagd überhaupt, und die mit Vögeln insbesonders betrieben wurde, geben die alten Reisenden Marco Polo von Venedig und Odorico von Udine hinglängliche Auskunft: Im Anfange März, erzählt der erste, bricht der große Chan von Chanbaligh mit beiläufig zehntausend Voglern auf, welche Falken, Habichte, Gerfalken und andere zur Jagd abgerichtete Raubvögel (Schekere), an der Zahl fünfhundert, mit sich führen. — Der Kaiser sitzt in einer hölzernen von vier Elephanten getragenen, inwendig vergoldeten, auswendig mit Löwenhäuten bedeckten Sänfte und hat zu seinem Vergnügen einige Führer und zwölf auserlesene Habichte bei sich. Neben den Elephanten-Trägern reiten viele Edle und Soldaten, welche, wenn sie Fasanen, Kraniche oder andere Vögel sehen, davon den Voglern, die um den Kaiser sind, Kunde geben. Diese benachrichten davon den Kaiser, sie öffnen die kaiserliche Sänfte und lassen die Habichte und Falken los, während der Kaiser auf Matten sitzend, dem Spiele der Vögel zuschaut. Außer diesen zehntausend Voglern begleiten den Kaiser noch andere zehntausend Menschen, welche paarweise die Haiden durchstreifen und dem Fluge der Falken und Habichte folgen, um ihnen, wenn nöthig, zu helfen; diese heißen auf tartarisch Taskaor, d. i. Hüter, indem sie durch einen gewissen Pfiff die ausgelassenen Vögel zurückrufen."

Uebrigens muß gegen die Annahme, als ob auch die germanischen Reiche des Mittelalters die Falknerei erst durch die Byzantiner und Türken in den Kreuzzügen kennen gelernt hätten, die Thatsache eingewendet werden, daß die Falken und die Falknerei nicht nur in sehr alten Volkssagen und Nationaldichtungen der Deutschen, sondern auch schon in den ältesten Gesetzen bedeutsam hervortreten. So sehr war die Falknerei unter den Deutschen verbreitet, daß Karl der Große mehr als einmal in seinen Capitularen den Geistlichen verbieten mußte, dieser Liebhaberei nachzuhängen. Schon lange vorher wird der Untergang des Thüringischen Reiches durch eine Begebenheit motivirt, bei der ein entflohener Jagdfalke die Hauptrolle spielt. Die Thüringer sannen heimlich auf Verrath an den Sachsen; als aber einem thüringischen Edeln sein kostbarer Falke zu den Sachsen entflohen war, und er denselben um jeden Preis wiederhaben wollte, entdeckte er den Sachsen das Geheimniß. Das geschah im 6ten Jahrhundert. Ueberdies galten die weißen Falken schon sehr frühzeitig als die kostbarsten und edelsten, und man holte sie nicht aus Mittelasien, sondern aus Skandinavien. Demnach ist die Falknerei bei den Deutschen ohne Zweifel so alt wie bei den Türken, und die Deutschen haben sie schon aus dem Orient mitgebracht, aber nicht erst in den Kreuzzügen gelernt.

In die Falkenlehre selbst, die alle Vorschriften enthält, wie man bei der Abrichtung und Jagd verfahren, wie man die Falken halten, nähren, in Krankheiten heilen soll 2c. näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Naturkundige und Jäger werden sie nicht ohne großes Interesse lesen.

Eine schätzbare Zugabe ist ein reiches Verzeichniß von Schriften, die in allen Sprachen über Falknerei bisher geschrieben und bekannt worden sind.

2) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte von Hammer-Purgstall. 6ter Band. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1839.

Die Fortsetzung des vortrefflichen Werks, das wir unsern Lesern schon in Nr. 23 und 24 des vorjährigen Literaturblatts empfohlen haben. Die Geschichte des arabischen Chalifats ist eine höchst dankenswerthe Ergänzung des berühmten Werks, welches der Verfasser in zehn starken Bänden über die osmanische Geschichte vor einigen Jahren so glücklich vollendet hat. Der vorliegende Band aber ist vorzüglich ausgezeichnet, indem er das Leben des großen Saladin, oder vielmehr, wie er hier genauer geschrieben ist, Ssalaheddin, enthält. Wer

kennt nicht Saladin, den Löwen der Wüste, den größten Helden des Islam während der Kreuzzüge, den glücklichen Gegner eines Richard Löwenherz, und der zugleich ein so weiser und humaner Fürst war, wie ihn Lessing in seinem Nathan geschildert hat? Dieses großen Mannes Leben schildert Herr von Hammer hier aus den Quellen mit der ihm eigenen Umsicht, mit reichen Details und dem echt orientalischen Colorit, das er allen solchen Darstellungen zu geben weiß. Gegenüber den Christen, wie sie damals im Orient waren, erscheint er oft in einem sehr günstigen Licht.

Dann folgen die Lebensbeschreibungen des Mohammed Aladdin, des großen Beherrschers von Chuaresm, der sieben und zwanzig gefangene Prinzen vor sich hergehen und goldene mit Edelsteinen besetzte Pauken schlagen lassen konnte, — und seines minder glücklichen aber muthvollen Sohnes Muhammed Mankburni, der von der Uebermacht Dschengischans und des neuen großen Mongolenreichs erdrückt wurde. Hier ein schöner Zug von ihm. „Als er besiegt und auf dem Punkte war, gefangen zu werden, sagte er seinen Kindern und Frauen Lebewohl, warf seinen Panzer weg, raffte seinen Sonnenschirm zu sich (das Attribut des Königthums), gab seinem Pferde die Geißel und sprang von dem zehn Ellen hohen Ufer des Sind, den er durchschwommen. Dschengischan, Zeuge dieses Heldenmuths, sagte zu den Seinen: „Von solchem Vater mußte solch ein Sohn kommen," und den hohen Muth desselben bewundernd, verbot er den Seinen, ihn über den Fluß zu verfolgen. Auf dem jenseitigen Ufer (wo die Furth von Kaitul) angelangt, nahm er seinem Pferde Schabrake und Zaum ab, trocknete es, reinigte seinen Säbel, spannte den Sonnenschirm auf die Spitze seiner Lanze aus, und saß allein, bis vor Sonnenuntergang sieben Tapfre ihn erreichten, welche den Fluß unter dem Pfeilhagel der Feinde durchschwammen."

Daran schließt sich die Biographie des Beibars Bondokdari, des Mameluckensultans in Aegypten. Das Chalifat war zerfallen, überall tauchten neue kriegerische Dynastien auf, deren Stifter oder mächtigsten Herrscher hier Herr von Hammer den ältern Chalifen anreiht, um in dieser Sammlung von Lebensbeschreibungen die Geschichte des Chalifats in Hauptpersonen und Hauptschicksalen zu verfolgen, mit Uebergehung der Nebenpersonen und minder bedeutenden Regierungen, deren genaue Aufzählung das Studium der orientalischen Geschichte bekanntlich überaus langweilig macht. Die vom Verfasser beliebte Behandlungsweise scheint demnach eine sehr glückliche zu seyn. Er verspricht die Geschichte der moslimischen Reiche zu vollenden, wie sehr auch ihre chaotische Verwirrung von Jahrhundert zu Jahrhundert überhand nimmt. Es will sein großes osmanisches Geschichtswerk vollständig durch demselben nebengeordnete Geschichtswerke über alle andern verwandten Reiche ergänzt sehen. Er sagt darüber am Schlusse: „Es wäre ein Leichtes, diesem halben Hundert großer oder berühmter moslimischer Herrscher aus den ersten sieben Jahrhunderten der Hidschret eben so viel aus den letzten fünf nachfolgen zu lassen; die arabischen Dynastien böten zwar keinen Stoff mehr; aber desto reicheren die indischen, der Nisamschahe, Behmenschahe, Aadilschahe, Kutbschahe, die persischen der Sòfi, die afghanischen, die türkischen, denen auch die Efscharen, (Nadirschah) und Katscharen (Fethalischah) zuzuzählen sind, nämlich: die der Seldschuken, Rum's, Karaman's, des weißen und schwarzen Hammels, die zweite Dynastie der Mamluken und die Osmanen; vor allem aber die Mongolen, deren Herrscherhaus so reich an Erobern, Gesetzgebern und Dynastiegründern nicht nur in den vier Ulusen (Ogotai, Dschagatai, Dschudschi und Tuli), sondern auch in den Absenkern des Herrscherhauses Hulagus; die Dynastien der Tschoban, Indschuh, Dschelair, Mosaffer, in dem Hause Timurs und in den sogenannten Großmongolen. Ueber keine von diesen Dynastien standen dem Verfasser so viele Hülfsmittel und neue Quellen zu Gebote als über die Geschichte der Mongolen, selbst nach Erscheinung der schätzbaren von Freiherrn D'Ohsson herausgegebenen Geschichte derselben. Zur Bearbeitung der Geschichte der Mongolen-Herrscher in Kipdschak hat den Verfasser die vor sieben Jahren von der Petersburger Akademie herausgegebene Preisfrage, zur Schreibung der Geschichte des Herrscherhauses Hulaga's in Persien der eigene Antrieb bewogen, weil er in derselben weit reicheren und mehr dankbaren historischen Stoff gefunden, als in den Wirren der mongolischen Herrschaft in Rußland. Diese beiden Geschichten der Mongolen in Kipdschak und der Mongolen in Persien, welche beide, wie der Gemäldesaal, als Vorläufer der beiden Geschichten des osmanischen Reichs und der osmanischen Dichtkunst betrachtet werden können, sind, Gott sey Dank! vollendet, und werden alsbald auf einander folgen."

Man kann dem Verfasser nur wiederholt für die erstaunenswürdigen Leistungen seines Fleißes danken. Die große und genaue Kenntniß des Orients, deren man sich in Deutschland rühmen darf, verdanken wir hauptsächlich ihm.

3) Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran. Von C. F. Gerock, Prof. zu Buchsweiler im Elsaß. Hamburg und Gotha, Perthes, 1839.

Mit Recht glaubt der Verfasser, es müsse in unserer Zeit, in welcher die Unterwerfung des Orients unter die europäischen Mächte nahe bevorsteht, auch interessant

seyn, das wahre Verhältniß des Muhamedanismus zum Christenthum kennen zu lernen. Bisher habe man sich dieses Verhältniß viel zu feindselig gedacht; es sey dies keineswegs. Gehe man auf die Quelle des Islam, auf den Koran zurück, so finde man darin vielmehr von Seiten Muhameds eine sehr achtungsvolle Anerkennung Christi und auch der christlichen Lehre und der Christen, die, abgesehen von den strittigen Dogmen, doch dem Muhamedaner immer weit näher stehen, als Juden und Heiden. Der glühende Haß der Muhamedaner gegen die Christen sey also nichts Ursprüngliches, sondern erst durch spätere Kommentatoren in den Islam hineingetragen. So wie auch umgekehrt unter den Christen die gehässigsten Vorstellungen von Muhamed und seiner Lehre aufgekommen seyen, die bei einer genauern Prüfung des Koran als ungerecht erscheinen. Muhamed sey kein Betrüger gewesen, er habe es sehr ernstlich und redlich gemeint, und die abgeschmackten Dinge, die von ihm erzählt wurden und die ihn allerdings als Betrüger verdächtigen, seyen spätere Erfindungen. Aus alle dem gehe nun hervor, daß eine Verständigung zwischen Muhamedanern und Christen nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre.

Der Verfasser glaubt, Muhamed habe seine Kenntniß des Christenthums nur aus Traditionen oder aus apokryphischen Evangelien geschöpft. Es wundert uns, daß er nicht kennet und erwähnt, was v. Hammer bereits im Jahr 1837 im ersten Bande seines Gemäldesaals über die Quellen, aus welchen Muhamed die Kenntniß des Christenthums schöpfte, gesagt hat. Nach v. Hammer war es Werka, der Sohn Naufils, ein Vetter der berühmten Chadidsche, der als ein Christ, als ein christlicher Priester und sogar als arabischer Uebersetzer der Bibel in Muhameds Nähe lebte und mit ihm genauen Umgang pflog. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß Muhamed gerade nach Werkas Tode als Prophet auftrat. Das Nähere findet man in dem Gemäldesaal Theil I. S. 57 ff. Also dürfe man, schreibt Herr von Hammer, nachdem die Stellung und Wirksamkeit jenes Werka ermittelt sey, nicht wieder auf die Hypothese zurückkommen, Muhamed habe das Christenthum erst auf Handelsreisen kennen gelernt.

Unter dem, was der Verfasser aus dem Koran anführt, um dessen freundliche Gesinnung für das Christenthum zu erweisen, ist besonders entscheidend, daß Muhamed sich für den Paraklet hält, für den Verheißenen der Christen. Doch beweist dies nicht mehr, als daß er seinen Koran in einem Verhältniß zu unserem neuen Testamente dachte, wie dieses zum alten Testamente steht.

Auf Seite 139 ist uns ein Citat aus Morgans Mahometism fully explained aufgefallen. Da werden die schwarzen Menschen von Jafed abgeleitet, der den trunkenen Vater Noah verspottet habe und dafür vom Herrn gezeichnet worden sey. Wie kommt es, daß hier Jafed mit Ham verwechselt ist?

Romane.

1) Blanka. Von Mdme. Junot von Abrantes. Aus dem Französischen von Emilie Wille. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1840.

Die arme Herzogin von Abrantes hat in ihrem hohen Alter um Geld schreiben müssen, und das sieht man ihren Romanen an, in denen das erste Feuer, das noch in ihren Memoiren glühte, gar sehr abgekühlt ist. Der Held des vorliegenden Romans ist ein junger Jude, der den Modehelden und Schöngeist spielt. Sein alter Papa dagegen ist eine Art von Shylock, der wüthend darüber wird, daß sein Sohn sich mit einer Christin (Blanka) verbindet, der dieselbe sogar todtschießen will, aber nicht sie, sondern seinen eignen Sohn trifft.

2) Louise. Von derselben. Uebersetzt von Wesché. Daselbst 1840. Zwei Bände.

Eine Ehestandsgeschichte. Das Verhältniß der beiden Eheleute ist äußerst peinlich. Er hat andere Liebschaften nebenbei, ist aber grimmig eifersüchtig auf seine Frau. Sie liebt ihren Mann, wird aber durch seine Untreue doch so gereizt, daß sie einen andern Mann wenigstens anhört, wenn sie ihm auch nicht die geringste Hoffnung macht. Dadurch entflammt nun die Eifersucht des Mannes. Er stößt die unschuldige Gattin von sich, die nun aus Gram stirbt.

3) Zenobia, Königin von Palmyra. Aus d. Engl. übersetzt von W. A. Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Ein historischer Roman in Briefen, erinnert an Agathokles von Car. Pichler und an die Feßler'schen Romane. Das rauhe und grausame Erz des ehernen Zeitalters, von dem er handelt, ist in moderne Sentimentalität aufgeweicht. Bekanntlich wurde die geistvolle Königin Palmyras von dem römischen Kaiser Aurelian überwunden, gefangen und bei seinem Triumphzug in Ketten mitgeführt. Aus dieser Barbarei macht nun unser Dichter eine moderne Galanterie. Der Kaiser steigt von seinem Triumphwagen ab, hebt die Königin aus dem ihrigen, befreit sie von ihren Banden, und läßt sie, unter dem Geklatsch und Gejubel des römischen Volks in seinen eignen Wagen sitzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. September 1840.

Erbauungsschrift.

Die erwecklichen Schriften des Märtyrers Hieronymus Savonarola. Zur Belebung christlichen und kirchlichen Sinnes übertragen von G. Rapp. Stuttgart, S. G. Liesching, 1839.

Savonarola, der berühmte Dominicanermönch und Reformator von Florenz, der auch in die politische Geschichte dieser Stadt so tief eingriff, nimmt neben Johann Huß die zweite Stelle unter den großen Märtyrern der Kirchenverbesserung ein. Schon Luther hat seiner rühmend gedacht. Die Protestanten haben ihn immer als den Ihrigen angesehen. Aber auch die katholische Kirche hat ihn nicht aufgegeben. Zwar wurde er auf Befehl des Papstes als ein verfluchter Ketzer gehangen und verbrannt, allein sein eigner Orden, der berühmte Orden der Ketzerverfolger, ehrt sein Andenken hoch. In den Annalen der Dominicaner von Steill findet man ihn unter den Heiligen und Seligen des Ordens aufgeführt und vor vielen andern gepriesen.

Diese seltene Gunst, von den feindlichen Confessionen gleich sehr anerkannt und geachtet zu seyn, verdankt Savonarola der christlichen Kraft und Unbefangenheit seiner Lehre. In ihm war etwas von jener ursprünglichen Reinheit des Christenthums offenbart, das von dem scholastischen Streit unabhängig war, oder sich glücklich durch denselben durcharbeitete, wie eine reine Quelle unvermischt den Sumpf durchbricht und als Springbrunnen krystallhell über dem Moore aufsprudelt. Mit guter Auswahl hat daher auch Herr Rapp die wissenschaftlichen und polemischen Schriften Savonarolas übergangen und nur diejenigen übersetzt, die das praktische Christenthum fördern: die Einfalt des Christenwandels — die Auslegung des Vaterunsers — Predigten — Klage der Braut Christi — Betrachtungen über den 51sten und 31sten Psalm, im Kerker 1498 geschrieben — Gebet vor seinem Todesmorgen. Dazu noch einige Werke in Versen: geistliche Lieder und ein Psalm.

Je mehr sich die moderne Erbauung verirrt hat in rationalistisches Räsonniren oder in sentimentales Kokettiren und überall in redseliges Salbadern, je herzerquickender erscheint die Strenge und Einfachheit in einem so alterthümlichen Werke. Doch um der neuern Zeit nicht Unrecht zu thun, muß anerkannt werden, daß sie vom Wortmachen zum Ernst der Sache zurückzukehren im Begriff ist, und daß in die Seelen vieler neuerer Kirchenlehrer die Kraft und die Liebe wieder eingegangen ist, die wir an den ältern Helden der Kirche eine Zeit lang mehr mit Staunen zu bewundern pflegten, als uns selbst je wieder aneignen zu können hofften.

Hier einige Stellen aus dem, was Savonarola über das Vaterunser sagt: „Unter allen Gebeten, die der Geist eingibt, ist dieses das herrlichste. Es ist so voll von Zuversicht; wer es betet, irret nicht. — Ein rechtes Gebet ist's, denn um nichts Ungeziemliches bittet es bei Gott, um nichts, das nicht für alle Menschen zu wünschen wäre. Sie wollen ja Alle Gutes erlangen und vom Uebel befreit werden. Unter dem Guten aber ist das Gute Gottes unserem Guten vorzuziehen, denn wir sollen Gott mehr lieben, als uns selbst. Um sein Gutes bitten wir zuerst in diesem Gebete, wenn wir beten: geheiliget werde dein Name, dann bitten wir in den folgenden Bitten um unser Gutes, zuerst um der Seele Gut, weil sie höher als der Leib ist. — Die Uebel aber sind solche, die das Gegentheil sind von dem göttlichen Gute, und solche, die das Gegentheil sind von dem unsern. Gegen Gott sind die Uebel der Schuld, gegen uns die Uebel der Strafe. Daher bitten wir zuerst um Freiheit von Schuld und dann um Freiheit von Strafe. — Siehe denn, was du von Gott nur bitten kannst, das ist in diesem Gebete. Und ihm ist es das angenehmste, weil er selbst es gegeben hat. Darum setzt er ein holdselig Wort an den Anfang und heißt uns beten: unser Vater, nicht unser Herr oder Gott. Der Liebe Wort ist's, nicht das Wort der Furcht.

Er hält uns, ob wir Sünder sind, des Kindesnamens nicht unwerth, er lehrt uns, wie vertrauensvoll wir ihm nahen und bitten sollen. — So ist in diesem Gebet die ganze Kunde des Geisteslebens und Geistesreichthums mit der Süßigkeit aller Gottesgaben. Und wundervoll sind die Früchte, die wir durch dieses Gebet erlangen."

So sinnig und innig tief und klar ist die Sprache Savonarolas durchgängig. Zuweilen spricht er in sehr anschaulichen Bildern, populär, doch immer würdig. So in den Predigten: „Mein zweites Mittel ist eine Todtenbrille auf deinen Augen. Durch die Farbe der Brille siehst du Alles nach ihr gefärbt; jeder Trieb, jeder Gedanke, der dich beherrscht, ist aber eine solche Brille und leiht seine Farbe allen deinen Vorstellungen und Gedanken. Siehst du durch die gelbe Brille des Neides, oder durch die rothe des Zorns, so färbt sie dir alles mit Grimm und Haß und zeigt dir das Leben in ihrem falschen Lichte. Stelle dir den Tod vor Augen, sieh Alles durch ihn. Dein Erstes, wenn du erwachst, sey, daß du diese Todtenbrille auf deine Augen legest und dich zum Herrn wendest mit dem Flehen: „o Herr, dich hab' ich beleidigt und so viel Sünden gegen dich gethan, vergib mir, ich bin ja vielleicht nahe dem Tode. Gib mir Gnade, daß ich dich nicht ferner beleidige." Ja mein Sohn, nimm dies Augenglas, es wird dir wunderbar helfen dein Leben lang. Setz es auf, wenn du in die Rathsversammlung gehst und sprich zu dir: ich muß die Wahrheit reden, denn ich muß sterben und die Sünde des falschen Rathes büßen. — Willst du im Handel gewinnen, vergiß diese Brille nicht, denke des Sterbens und sprich zu dir: dort werde ich meine Wechsel lösen und meine Rechnungen zahlen müssen und nichts von der Welt wird mich befreien. — Wendest du dich zu Ehre und Würden, nimm deine Todtenbrille und sieh durch sie, wie dich keine Weltehre in der Hölle schirmt. — Weib, die du in Pomp und Flitterpracht prunken willst, dein Todtenglas zeigt dir, wie du mit deiner eitlen Herrlichkeit zur ewigen Verdammniß ziehst. — Jüngling, den die Reize der Sünde locken, schau sie durch diese Gläser an, denke des Todes, gib dich in Christi Dienst mit lauterm Herzen und mit reinem Leibe. Langet nach der Todtenbrille, ihr Priester und Mönche, bei jeder Versuchung, ihr werdet sie kräftig finden. Nimm diese Brille, in welchem Stande du leben magst: ihre Todtenfarbe wird dein Leben ordnen und deine Sünden vertreiben. So drangen die Heiligen Gottes zum Leben durch."

Die Lieder sind sehr zart und voll eines seligen Gefühls:

Spät hab' ich dich gefürchtet, Herr der Macht,
Spät, uralt hohe Schönheit dich erkundet,
Du ew'ge Liebe, dich so spät geliebt.
Ich suchte dich, der Ruhe ist und giebt,
Ein schlimmer Sucher, der dich nimmer fand.
Ich suchte draussen dich im Sinnenland
Und du bist immer in dem Geisteshaus.
Ich ging nach dir auf allen Wegen aus,
So fern von dir, der mir so nahe war.

° ° °

O Jesu, hoher Tröster,
All' meine Liebe du,
Der Friedensorte bester,
Erlösung mir und Ruh'.
O Liebe süß und grenzenlos,
Und selig, wer sich an dich schloß.

Ich habe dich von Herzen
Mit Sünden oft verletzt,
Und trägst dafür die Schmerzen
Am hohen Kreuze jezt.
O Liebe ꝛc.

Welch eine Macht denn lenkte
Dich hin in alle Noth?
Welch' eine Liebe senkte
Dich in den grausen Tod?
O Liebe ꝛc.

So hast du dir gegründet
Die neue Wonnewelt,
Und jedes Herz entzündet,
Und jede Nacht erhellt.
O Liebe ꝛc.

Laß mich mit dir verschmachten,
Das ist des Knechtes Pflicht;
Mich deinen Tod umnachten,
Aus dem das Leben bricht.
O Liebe ꝛc.

Die Himmelsflamme quille
In meine Seele ein,
Und laß an Liebesfülle
Mich einen Engel seyn,
O Liebe ꝛc.

O Jesu, laß dich finden
Mit deinem Kreuz in mir,
Daran ich mich will binden
Zu Ruhm und Ehre dir.
O Liebe süß und grenzenlos
Und selig, wer sich an dich schloß.

Ein wunderbar schönes Lied, zumal wenn man sich erinnert, daß es der Sänger durch die That bekräftigte, indem er den Tod der Märtyrer litt.

Möge dieses Werk, durch welches das Andenken eines der edelsten Menschen unter uns erneuert wird, und in welchem ein Hauch ewiger Jugend, der reine evangelische Geist weht, allen gebildeten Christen empfohlen seyn.

Neue Reisen.

Erinnerungen aus einer Reise durch das südliche Deutschland in das mittägliche Frankreich und nach Algier. Von Moritz von Haacke. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1840.

Herr von Haacke, Regierungsrath und Kammerherr in Gotha, reiste über Nürnberg, München, Salzburg, Wien nach Pesth, zurück durch Wien, Tyrol und die Schweiz nach Frankreich, über Lyon auf der Rhone nach Toulon, zur See nach Algier, von da wieder zurück nach Marseille, Toulouse, Bordeaux, Paris und wieder heimwärts. Eine schöne Reise, die er auch als Mann von Geist und Erfahrung mit der Behaglichkeit genoß und beschreibt, ohne die man eigentlich nie reisen sollte.

Wir können ihm hier nicht in allen Einzelnheiten der an mannichfachen Wechseln so reichen Wanderung folgen. In Algier macht er die Bemerkung, die sich jedem aufdrängen muß, daß nämlich die Franzosen, so hartnäckig sie auch den Besitz dieses Landes vertheidigen, doch durchaus nicht gemacht sind, es behaupten zu können. Der Versuch, zu colonisiren, ist mißlungen und mußte mißlingen. Der An- und Verkauf von Grund und Boden wurde, nach der Eroberung, sogleich eine Quelle groben Betrugs. „Der Besitzer hat sein Land vielleicht nie gesehen, noch weniger bebaut, oder etwas davon geerntet, ja, weil er nicht weiß, wie lange überhaupt die Regierung ihre Colonie zu schützen im Stande ist, hat er das unsichere Grundstück wieder verkauft, und es ist der Fall vorgekommen, daß ein großes Stück Land in die sechste und siebente Hand übergegangen ist, bevor Jemand ernstlich daran dachte, es behalten zu wollen. Man betrachtet solche Verkäufe als eine Speculationsache. Bei vielen Ländereien, die zum Verkauf kommen, ist der Besittitel noch gar nicht constatirt; Viele benutzen diese Verwirrung und begehen die Betrügerei, Grundstücke zu verkaufen, die ihnen entweder nicht angehören, oder gar nicht existiren. Ueber solche Käufe und Verkäufe sind eine Menge Prozesse anhängig, deren Kostenbetrag die Kaufsumme bei weitem übersteigt. — Hierzu kommen die Inconsequenz und die verkehrten Maßregeln des Gouvernements. Algier leidet an denselben Mängeln und Gebrechen, welche Frankreich darnieder drücken. So wie hier der stete Ministerwechsel nachtheilig auf die Institutionen wirkt und die Verwaltung durch den damit verbundenen Wechsel der Beamten sich nirgends consolidiren kann, so haben auch die vielen Veränderungen in dem Regentschaftspersonal von Algier seit der Occupation nur einen verderblichen Einfluß geübt. Was der eine General oder Gouverneur aufbaut, reißt der andere ein, oder läßt es liegen, Jeder muß seine Erfahrungen theuer erkaufen. Wie nun ferner in Frankreich der Stand der Beamten eben nicht im Rufe der Unbestechlichkeit steht, sondern die meisten, da sie nicht wissen, wie lange das Ministerium ihrer Farbe am Ruder ist, darauf bedacht sind, sich wegen der Zukunft durch schnell gesammeltes Vermögen sicher zu stellen, so geht es denn auch mit dem Tochterland. Es wurden mir viele Beispiele der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit der französischen Beamten in Algier erzählt. Leider ist diese Stadt mit Bankerottiers und Abenteurern aller Art und aus allen Ländern überfüllt, die alle in der Hoffnung hierher kommen, sich schnell Reichthümer zu erwerben, um sie in behaglicher Ruhe im Vaterlande zu genießen. Sie kaufen Grundstücke und suchen nun Colonisten für dieselben, am liebsten Deutsche. Diese sind am meisten begehrt; denn ihre Arbeitsamkeit und Redlichkeit ist allgemein anerkannt. Aber wehe denen, die in die Hände solcher Schwindler fallen, diese kennen nichts Höheres als die Befriedigung ihrer Habsucht und opfern ihr gewissenlos durch mancherlei Chikanen die armen schuldlosen Fremdlinge auf. — Endlich ist der französische Charakter überhapt neuen Anpflanzungen nicht günstig. Es fehlt den Franzosen an zwei hierzu nöthigen Eigenschaften, an Beharrlichkeit und an Gemeingeist. Wenn eine Sache nicht gleich Nutzen bringt, wird sie verworfen; kaum denkt der Vater an den Sohn, am wenigsten die jetzige Generation an die folgende. Auf einen Franzosen wird selten in Anwendung kommen, was der alte Dichter von dem liebevollen Greise so schön sagt:

> Er pflanzet Bäume, die dem kommenden Geschlecht
> Von Nutzen sind.

Wie kann unter solchen Umständen eine Anpflanzung gedeihen, wo der Boden erst urbar gemacht werden muß? Wo man Erfahrungen über den Anbau von diesem oder jenem Produkte erst zu sammeln hat? Wo man Bäume anpflanzen muß, deren Schatten der Pflanzer kaum genießen, die Früchte gewiß nicht sehen wird? — Noch nachtheiliger wirkt aber der Mangel an Gemeingeist, die Eifersucht und der Neid unter den Franzosen. Keiner gönnt dem Andern etwas Gutes; Jeder freut sich, wenn es dem Nachbar schlecht geht. Ich könnte viele Beispiele der Art anführen, die mir von Andern erzählt worden sind; aber ein Fall, den ich selbst erlebt habe, ist zu merkwürdig, als daß ich ihn hier nicht mittheilen sollte. Als ich aus Duera herausfuhr, bemerkte ich mit Erstaunen, daß man einen großen Haufen Pferdedünger und

Stroh verbrannte. Auf mein Befragen erhielt ich zur Antwort: die Colonisten hätten inständig um diesen Dünger aus dem Lager gebeten; die Soldaten aber wollten ihn bezahlt haben. Da nun kein Geld unter den armen Colonisten sey, so hätte ein Kauf nicht zu Stande kommen können. Und so verbrannten die Soldaten unter den Augen der Offiziere den Dünger, um ihn nur nicht unentgeldlich den Colonisten zu überlassen, aus reiner Mißgunst. Ich wandte meine Augen mit Unwillen von diesem Schauspiele ab, und freute mich, ein Deutscher zu seyn; Krieger meiner Nation würden einer solchen Handlungsweise gegen ihre eigenen Landsleute nicht fähig gewesen seyn."

Ueberhaupt verleugnet der Verfasser nirgends seinen Stolz, ein Deutscher zu seyn, und macht ihn überall geltend, wo es die Ehre erfordert. Auf dem Eilwagen traf er einst mit einem französischen Republikaner zusammen. „Er gab sich für einen der Arznei Beflissenen aus, und sagte, er sey früherhin Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte gewesen. Nachdem er eine Menge hochtrabender Phrasen, die nur der Wahnsinn eines solchen Menschen eingeben kann, ausgekramt und mit französischer Logik Schlüsse für die Zukunft daraus gezogen hatte, richtete er plötzlich die Frage an mich: „wenn denn die Revolution in Deutschland ausbrechen werde, mit dem Zusatz: daß die Franzosen schon lange auf dieses Ereigniß gewartet, sie würden dann ihre alten Grenzen bis an den Rhein wieder einnehmen." Hatte ich bisher geschwiegen, so verdiente doch diese Aeußerung eine derbe Erwiederung." — Der Verfasser gab sie ihm und sagte ihm unter andern: „Sollte es, wie er zu wünschen scheine, dereinst zum Kriege kommen, so würden nicht die Franzosen, sondern die Deutschen ihre alten Grenzen wieder erobern. Wir würden demnach (darüber herrsche nur eine Stimme in Deutschland) das Elsaß, diese alte deutsche Provinz und ganz Lothringen reklamiren, kurz alle Länder, worin die deutsche Sprache die ursprüngliche Volkssprache sey. Jedenfalls wäre es 1814 und 1815, als man ganz Frankreich in Folge der Niederlage sämmtlicher Heere, als ein überwundenes Land occupirt hatte, eine sehr übel angebrachte Großmuth gewesen, daß man die deutschen Provinzen, namentlich das Elsaß und die deutsche Festung Straßburg den Franzosen zurückgegeben hätte. Darüber spreche sich in Deutschland bei jeder Gelegenheit der Unwille der Nation laut aus, und es wäre dieses Zeichen eine sichere Bürgschaft, daß ein solcher politischer Fehler in der Zukunft wieder gut gemacht werden würde. Blaß vor Wuth hörte der Republikaner diese Aeußerungen mit an; eine solche Sprache mochte ihm wohl noch nicht aus dem Munde eines Deutschen vorgekommen seyn."

Begreiflich. Der Verfasser kann nicht stark genug seinen Unwillen über die Nichtswürdigen ausdrücken, die aus unserm Vaterlande hinüber nach Frankreich kommen und durch die schnödeste Verleugnung ihrer Nationalität den Franzosen natürlicherweise eine sehr verächtliche Meinung von den Deutschen beibringen. Einen solchen entarteten Landsmann prostituirte unser Verfasser mitten unter den Franzosen und erntete Beifall dafür. Dem französischen Volke gewinnt man nur dann Achtung ab, wenn man ihm an Nationalstolz nichts nachgibt.

Doch lernte der Verfasser auch eine sehr ehrenwerthe Klasse von Deutschen in Frankreich kennen, nämlich vom Handels- und Gewerbestande, die sich daselbst niedergelassen und, ohne ihre Heimath zu verläugnen, vielmehr den Franzosen eine Sympathie für Deutschland eingeflößt haben. Er spricht von Bordeaux, wo er besonders gerne verweilte. „Fremde gibt es hier sehr viel; der große Handel vereinigt Menschen aus allen Nationen. Besonders sind die Deutschen sehr zahlreich in Bordeaux. Dem Deutschen wird es, vermöge seiner Rechtlichkeit und Industrie, leicht, in einem fremden Orte sich Eingang zu verschaffen. Man sucht seine Dienste gern auf. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß fast die Hälfte der zahlreichen Fremden aus Deutschen besteht, und ein großer Theil des wichtigen Weinhandels allmählich in ihre Hände gekommen ist. Sie wohnen meistens in Charteron. Man kommt öfters in eine größere Gesellschaft, wo die Conversation nur deutsch geführt wird. So sehr übrigens der Deutsche an seinem Vaterlande hängt, so sind doch hier die Annehmlichkeiten des Landes so groß, daß er sich selten in seine Heimath zurück wünscht. Wir haben von mehreren Landsleuten gehört, die nach längerer Abwesenheit ihr Vaterland besuchten, aber dann gern wieder nach ihrem Bordeaux zurückkehrten, welches ihnen durch Klima und Lebensweise lieb geworden war. Es gehört jetzt zum guten Ton für die höhere Kaufmannswelt, in Deutschland eine Zeitlang zugebracht und die deutsche Sprache erlernt zu haben; so sehr ist unser Land in der Achtung der Franzosen gestiegen. Meine Freunde Duffour und Reiber, welche beide ihre Bildung Deutschland verdanken, sind sprechende Beispiele für meine Behauptung. Irre ich nicht, so sind auch die Vorzüge, die wir oben an den Bewohnern von Bordeaux rühmten, eine Folge des Einflusses, welchen der Umgang mit den Deutschen und deren häufige Niederlassung in Bordeaux ausgeübt hat."

Wir schließen den Bericht über dieses anziehende Reisewerk mit dem Wunsche, daß alle deutsche Reisende, die nach Frankreich kommen, so auf die Wahrung ihrer Nationalehre bedacht seyn möchten, als Herr von Haacke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. September 1840.

Neue Reisen.

Briefe aus Paris von Eduard Devrient, k. Preuß. Hofschauspieler und Sänger. Berlin, Jonas, 1840.

Man liest so viel über Paris in Zeitungen und Unterhaltungsblattern, es wird so viel von dorther übersetzt, so viele deutsche Reisende beschreiben ihren Aufenthalt daselbst, daß das deutsche Publikum dort bereits in aller Weise orientirt ist. Bei so vielen Berichterstattungen hält es schwer, sich durch eine neue auszuzeichnen; indeß gehört die des Herrn Devrient zu den wenigen, welche einer besondern Aufmerksamkeit und Anerkennung werth sind.

Seine Auffassung der Dinge in Paris ist äußerst unbefangen, sein Auge klar, sein Urtheil bescheiden und anspruchslos. Diese Abwesenheit aller Affektation und Prätension thut außerordentlich wohl, da wir nur zu sehr gewohnt sind, deutsche Reisende, so wie sie die Residenz der Mode betreten haben, in ein ungeschicktes Kokettiren fallen zu sehen, welches der eigenen bequemen Nationalität entfremdet, die fremde gezwungen und geziert nachäfft. Herr Devrient bleibt immer ein einfacher gemüthlicher Deutscher, und will nichts anderes seyn. Mit wahrer Naivetät schildert er die ersten Eindrücke, die das Straßenleben in Paris auf ihn machte: „Von all' diesen Waarenausstellungen in Straßen, Passagen und unter den Säulenhallen des Palais-Royal sind mir als die auffallendsten und geschmackvollsten die der Speisen und Fleischwaaren bei den Charcutiers und Restaurants erschienen. Lache nicht, es ist wirklich so. Denke Dir nur hinter mächtigen, in Messing gefaßten Spiegelgläsern um einen kleinen Springbrunnen, riesige Silberfische, zum Theil angeschnitten, amphitheatralisch gelagert, große Seekrebse, schwarz und lebend über ihre roth gesottenen Brüder hinkriechend. Im Vordergrunde etwa ein Reh, wie im Leben auf Moos gelagert, auf der andern Seite Kalbs- und Schweinsköpfe blank von Gallert Dich anglotzend, daneben aufgethürmte Pasteten, jede mit einer kleinen Fahne besteckt, welche den Füllsel nennt. Gallertkuchen in reizenden Formen und Farben, auf Tellern Fleischarten in den verschiedensten Weisen völlig für die Pfanne zubereitet, große Gemüsebündel dazwischen, und Pyramiden von Aepfeln in Moos geschichtet. Ueber diesem genußwinkenden Boden hängt nun noch der ganze Himmel voll großer und kleiner Würste und Geflügel. Denke Dir das Alles und dann begreife, daß ich von diesen Fenstern mich anfangs gar nicht trennen konnte. Man kann sich hier wirklich satt sehen. Kurz wenn man den Kindern eine Feenstadt mit fabelhaften Kauf- und Kramläden beschreiben will, so braucht die Phantasie nicht über diese Wirklichkeit hinauszugehen. Anfangs, wie gesagt, lachte ich, stand und gaffte wie Pachter Feldkümmel, bald aber fingen die fremden Gegenstände und Menschen an mich zu bedrängen ꝛc."

So heiter und unbefangen gab sich der Verfasser den Eindrücken hin, die er in Paris empfing. Er besah die Sehenswürdigkeiten, die großen Gebäude, die Paläste, Kirchen und Gräber, die Kunstschätze, die Deputirtenkammer, vor allem aber die Theater, die ihn als Schauspieler am lebhaftesten interessiren mußten. In seinen Schilderungen und Beurtheilungen dieser Dinge tritt uns überall eine liebenswürdige Heiterkeit und Ruhe der Seele entgegen. Durch nichts geblendet und verführt, bewahrt sich der Verfasser ein gesundes und freies Urtheil, aber auch das Widrige, was ihm so oft in die Augen fallt, verleitet ihn zu keinem Verdammungsurtheil. Er sieht, auch wo er die äußerste Sittenverderbniß tadeln muß, doch Keime zum Bessern und zweifelt nicht, daß Paris noch einmal eine sittliche Reinigung erfahren werde.

Von den Pariser Schauspielern sagt Herr Devrient sehr viel Gutes. Er findet hier die ausgezeichnetsten

Naturgaben, durch Kunst und Routine veredelt, die Efflorescenz französischer Lebhaftigkeit, französischer Grazie, französischen Geistes. Er lobt das geübte Zusammenspielen, die trefflichen äußern Einrichtungen der Bühne (namentlich die geschlossenen Scenen statt der offenen Coulissen), die reiche Erfindung, den mannichfachen Wechsel der Theaterstücke, und die Gunst und Belohnung, die dem Talente sowohl der Dichter als der Schauspieler zu Theil werden. Er anerkennt auch die Vorzüge der berühmten Schauspielerinnen, die noch immer nicht aus der Mode sind, wie die Mars, oder die erst in die Mode gekommen sind, wie die Rachel; doch findet er gerade bei diesen Hauptpersonen der Pariser Bühne etwas Unheimliches, den Ausdruck jener Unnatur, die durch das ganze heutige Wesen der Franzosen geht. Die Mars, gleich dem alten Kaiserthum, spielt noch immer mit den alten Herrn, die ihren Lenz umflattert, die jugendlichen Rollen fort, ein versteinerter Frühling, noch immer achtunggebietend, aber unnatürlich und gespensterhaft. Die Jüdin Rachel drückt ganz die dämonische Leidenschaftlichkeit aus, von welcher die französische Poesie gegenwärtig glüht, aber herzlos, unschön. Und was begeistert sie? Der Verfasser besuchte sie. „Es wurde von Kabalen und Hinderungen gesprochen, welche Rachel, wie die Anwesenden sagten, erführe. Die Herren befleißigten sich, der Mars die Schuld von alle dem beizumessen. Dabei zeigte sich mir wieder die Pariser Denkweise recht deutlich. Die Herren trösteten Rachel, alle Kabalen würden ihr nicht schaden, sie würde dennoch, — was meinst Du, das nun folgte? Ruhm, Ehre und einen unbestrittenen Wirkungskreis erringen? Nein, nichts von dem; — sie würde dennoch in Zeit von zehn Jahren ein Vermögen von 500,000 Francs besitzen. Die Volnys habe in sechs Jahren so und so viel, die Mars so und so viel erworben, und nun wurde gerechnet und der Rentenertrag bestimmt, daß es eine Lust war. Es herrscht doch wirklich die pure Anbetung des goldenen Kalbes hier. Rachel erwiederte in ihrer Weise, sie habe auch keine Furcht vor allen Anfechtungen ꝛc." So nackt tritt da die Gemeinheit hervor, wo die Kunst ihren Höhepunkt in der gebildetsten Stadt der Welt erreicht zu haben scheint.

Der vorherrschende Ton in den neuern Schauspielen ist immer noch ein höchst unsittlicher. In den Lustspielen vergißt man dies mehr, weil alles heiter aufgefaßt ist und mit vollendeter Grazie gespielt wird. Aber in den ernsten Dramen und Trauerspielen tritt es grell und widrig hervor. Hier eines jener frivolen Lustspiele: „Das Stück Nanon, Ninon et Maintenon führt uns Koketten verschiedener Art vor. Nanon ist Besitzerin einer Schenke, wohin ihr zu Liebe die Herren des Hofes kommen, unter Anderen ein vornehmer Cavalier, der sich, als gemeiner Soldat verkleidet, in des Mädchens Herz stiehlt, doch als sie Ernst machen will ihn zu heirathen, unter dem Vorwande entflieht: er sey eines Duells wegen zum Tode verdammt. Man findet ihn bei Ninon de L'enclos wieder, die sich rühmt: noch kein Mann habe sie grausam genannt, wo er vor einem anderen Liebhaber versteckt wird, endlich bei seiner Tante Maintenon, welcher er das Geld zu all seinen Elendigkeiten ablockt, indem er die Couplets, die er am Morgen zu Nanons Ehre mit Trommelbegleitung gesungen, der frommen Dame zur Orgel vorträgt, als Zeichen seiner Huldigung. Alles athmet Heiligkeit in den Umgebungen der Maintenon, aber hinter den Heiligenbildern, die ihr Zimmer schmücken, entdeckt Nanon üppige Darstellungen und ertappt den König, der durch eine Tapetenthür eintreten will. Die Vermählung desselben mit der Maintenon schließt das Stück." — Und nun ein ernstes Drama: „Dann wurde Diane de Chivry von Soulié gegeben. Ein wunderliches Stück, in welchem die zartesten und furchtbarsten Zustände auf eine langsamere Folter gebracht werden, in dem aber äußerst lebendige Situationen und ein paar sehr schöne Charaktere sich finden. Diane, eine Blinde, von Mad. Albert ganz vortrefflich dargestellt, wird von einem Unwürdigen verführt. Ihre beiden Brüder fallen im Zweikampfe, um ihre Ehre zu rächen, da sie einen edlen, aber wildheldenmüthigen Mann zum Kampfe zwingen, den sie für den Verführer halten. Diane wird mit dem Geständniß ihrer Schuld nicht nur ihrem Vater und ihren Brüdern, sondern auch mit der peinlichen Erzählung des ganzen Herganges dem fremden Manne, dem Mörder ihrer Brüder, endlich gar dem öffentlichen Gerichte gegenüber gestellt. Man kann die Weiblichkeit kaum ärger martern. Diese Debatten, ob hier séduction oder violence gewaltet habe, sind kaum zu überdauern, dennoch wußte die Darstellerin dem Charakter eine rührende Reinheit und Schönheit zu bewahren, die aus aller entwürdigenden Anfechtung stets wie der helle Mond aus finsterem Gewölk aufstieg. Welche meisterliche Einzelheiten bot ihr Spiel dar! Sie findet einmal Journale auf dem Tische, in denen sie Nachrichten über ihren entflohenen Verführer vermuthet; wie die arme Blinde nun tastet und tastet, in Verzweiflung das Gesicht gegen die Blätter drückt, als würde sie dann lesen können, und nun ächzend über den Tisch hinsinkt, — es war unübertrefflich! Jemand, den sie ausfragen will, entschlüpft, sie sucht ihn durch das ganze Zimmer, will ihn halten und rennt gegen die Vertafelung der Hinterwand. — Das Alles ist so furchtbar und kann in der Darstellung leicht kraß und widrig werden; die Darstellerin aber wußte es durch den süßen Schmelz ihres ganzen Wesens rührend zu lindern. —Als die Großmutter

gegen Diane's Vater aussprechen will, daß sie entehrt sey, mit welchem Jammertone fällt sie ihr ins Wort und stürzt in ihre Arme, in die Knie, das Gesicht an dem mütterlichen Busen bergend, ganz den Rücken gegen das Publikum." Das Alles ist noch mild und sentimental. Aber nun die Lucrezia Borgia und ähnliche Stücke, worin alle Bestien, die in der Brust des Menschen wohnen, losgelassen sind!

Wunderbar und fast zu stark stechen gegen diese Darstellungen die frommen Wünsche ab, die der Verfasser für das Theater, zunächst in Deutschland hegt. Er sagt darüber S. 297: „Von welcher Wichtigkeit aber könnte die dramatische Kunst für das religiöse Leben im größten und weitesten Sinne werden, wenn man ihr die Bahn zu eigenthümlicher, ernster Entwicklung eröffnete! Denn wenn schon eine jede Kunst religiöser Natur ist, so muß es die dramatische insbesondere seyn, weil sie sich ausschließlich mit dem Menschen, und dem Menschen in seiner vollständigen Lebensentwicklung beschäftigt, wobei es ja immer auf die Manifestation seines Verhältnisses zu Gott hinauslaufen muß. Wenn diese wesentlich religiöse Tendenz der dramatischen Kunst erst allgemeiner erkannt wäre, und der Staat einmal ihre gewaltigen Wirkungen leiten wollte, um sie dem erhabenen Ziele der Veredlung der Menschheit zuzuwenden, welche fruchtbringenden Resultate müßten sich daraus ziehen lassen! Wenn der Staat die Bühne vor der Forderung beschützte, ein bloßer Belustigungsort zu seyn, wenn er sie auf sich selbst, und den heitern Ernst ihres Wesens stellte, nicht langweilige Moralpredigten von ihr begehrte, wohl aber, daß ihre Gebilde, im Ernste wie im Scherze, immerdar einen wirklichen geistigen Inhalt haben, daß sie Ideen aussprechen, sich demnach in bleibender Beziehung zum Unvergänglichen, und also zuletzt zur christlichen Wahrheit halte! Wenn nur diesem Zwange — der im Grunde nichts, als Antrieb zur höchsten Freiheit ist — die dramatische Kunst unterworfen wäre, so würde das Theater werden, was es seiner innersten Bedeutung nach seyn soll, eine Schule der Erkenntniß unserer selbst, die Vorhalle der Kirche. Allerdings kann dies nur das Resultat eines Entwicklungsprozesses seyn, dessen Dauer von der Förderung der Verhältnisse abhängt; aber strebt doch alles, worin der Geist lebendig ist, sich dem Ideale zu nähern, aus dem er geboren ist, und hat doch die Bühne schon im Alterthume die Wirksamkeit geübt, der ähnlich, die ich meine. Darum steht meine Ueberzeugung fest, daß jener Zustand, den ich bezeichnete, das Ziel der dramatischen Kunst ist, dem sie, wie auch ihre Durchgangsperioden beschlossen seyn mögen, allmählich zureift. Wie könnte man auch leben und wirken ohne solchen Glauben? ohne die Aussicht auf eine Zeit, in welcher die Begeisterung für diese Ueberzeugung nicht mehr als Thorheit belächelt wird? ohne die Hoffnung, daß jede getreue Thätigkeit, wäre sie noch so gering, doch ein Steinchen zutrage zu jenem Propyläenbaue, der, wenn er sich auch spät erst über unseren Gräbern erhebt, doch ein Zeugniß geben wird, daß auch unser schwaches, beschränktes Wirken schon auf die ewige Bestimmung der ganzen irdischen Existenz gerichtet war." Welch edle Gefühle — aber ein fernes, fernes Ziel, dem sie sich zuwenden!

Der Verfasser besuchte auch die Kirchen in Paris und hörte Predigten an. Hier eine Probe. „Davignan erschien, eine schlanke, nicht große Gestalt, ein ernstes etwas bleiches Gesicht, schwarzes Haar. Er empfing von Ferne den Segen des Erzbischofes, bezeichnete das große Kreuz auf seiner Brust und begann. — Er suchte zuerst aus der Geschichte und Eigenthümlichkeit des jüdischen Volkes die Nothwendigkeit darzustellen, daß gerade aus dessen Mitte der Erlöser erstehen mußte, und zählte dazu alle Eigenschaften, gute und schlimme, der Juden weitläuftig auf. Nun führte er das Bedürfniß der Zeit für Christi Erscheinen, das Zutreffen aller Verkündigungen an, um zu beweisen, Christus sey der Sohn Gottes, d. h. er stellte die Facta zusammen, wie er sie brauchte; es war eine Kette von Behauptungen, die er sodann als Beweise nahm, mit triumphirendem Eifer schrie: ainsi! — und die Schlußfolge mit aller Bequemlichkeit zog. Er setzte sich hierauf, trocknete den Schweiß vom Gesichte, ruhte ein Weilchen und begann alsdann den zweiten Theil. Darin wollte er aus der Persönlichkeit Christi seine Gottheit erweisen, und zählte deshalb in langer Kette alle seine Tugenden auf, wie vorher bei Aufzählung der Eigenschaften der Juden, bei jedem Worte die Hände wechselweis über die Kanzelbrüstung schleudernd, als würfe er die Tugenden stückweis hinab. Um zu beweisen, daß Christus sie alle besessen, donnerte er: c'est écrit! und fügte fast tonlos hinzu: c'en est assez. Mit großer Begeisterung citirte er dann eine Menge von Schriftstellern, welche die Gottheit Christi bestätigen, und setzte sich abermals, um sich zu erholen. Einen Beweis, hub er nun wieder an, habe er aufgespart, der alle Anderen aufwiege, der unwidersprechlich und unumstößlich sey: Christus habe selbst von sich gesagt, er sey Gottes Sohn, wir müßten es also glauben, oder ihn fähig halten d'un crime le plus lâche, le plus indigne, le plus infâme. Da dies aber bei seinen vorher erwiesenen Tugenden unmöglich sey, so müsse er Gott seyn 2c." Diese glänzende Oberflächlichkeit und herzlose, den Plaidoyers der Advokaten abgeborgte Dialektik paßt ganz zu dem übrigen Modeleben der Pariser, und obgleich hier die Anstimmung eines sehr tiefen apostolischen Baßtons und das Zürnen eines Propheten über die Sünden Babylons nicht am

unrechten Orte seyn würde, so scheint doch den französischen Priestern dieser Ton ganz von der Natur versagt zu seyn. Oder ist etwa de Lammennais ein Beweis dagegen. Er mag vielleicht gesprochen haben wie ein Prophet, allein er wurde nur aufgenommen wie ein Schauspieler.

Den Sittenzustand der Gesellschaft fand Herr Devrient ganz so, wie ihn auch Andere schon geschildert haben, nämlich im tiefsten Verfall: „Man gestand mir zu, daß die neuere Literatur, daß die Bühne mit ihren durch und durch unsittlichen Stücken den allgemeinen Zustand sehr verschlimmert habe, indem sie ihn ärger schildere, als er sey, und in seinem Verderbniß entschuldige, ja als natürlich und nothwendig darstelle; zugleich jede Neigung zur Tugend lächerlich mache und jede edlere Regung als dumm und langweilig verhöhne. So findet jede Verderbniß öffentliche Beschönigung, und Schriftsteller und Publikum wetteifern also, sich gegenseitig zu verschlimmern. Einem Räuber, Diebe, Taugenichtse, einer Metze eine tugendhafte Teintüre zu geben, das erträgt man, das ist guter Geschmack; aber Tugend da zeigen, wo sie in der Natur der Sache liegen soll, einen Priester fromm, einen Richter gewissenhaft, einen Ehemann treu, eine Frau keusch u. s. w., das ist durchaus lächerlich, langweilig und platt. Die Männer versicherten mich, was ich leider schon alltäglich hier gehört, daß die Schranken der Ehrbarkeit zwischen den Geschlechtern ganz gefallen seyen, daß eheliche Treue durchaus in allen Ständen zu den größten Seltenheiten, zugleich zu den größten bêtises gerechnet werde; man gab mir fast unglaubliche Details darüber, und wirklich waren die Männer selbst ernsthaft dabei und schlossen immer, oui, oui, nous sommes une mauvaise nation. Ich fragte natürlich, warum denn alle die, welche gleich ihnen dächten, nicht durch Rede und Beispiel für das Rechte wirkten, warum keiner ihrer Dichter beweise, daß auch die Tugend kurzweilig sey? O, mein Lieber, erwiederten sie, weil Niemand sich will ins Gesicht lachen lassen; weil verloren ist, wer in Paris lächerlich gefunden wird, und weil man nur mit dem großen Strome seinen Weg machen kann. Da hatte ich denn wieder einen Beweis, daß auch die Wohlgesinnten aus den Banden des Eigennutzes nicht frei werden können, der alle Verhältnisse hier beherrscht. — Sehen Sie, fuhr der junge Direktor fort, es ist so viel guter Sinn in Paris, daß Hunderttausende denken wie wir, aber im Contacte werden alle gleich schlimm. Sobald einer mit dem andern spricht, wird er schon schlechter, weil er den Muth nicht hat, besser erscheinen zu wollen, als er dem Anderen zutraut, zu seyn. Es ist die herrschende Gesinnung, die Masse, die alle überwältigt. In anderen Zeiten haben einzelne bedeutende Menschen die Masse gelenkt, in der Gegenwart reißt die Masse auch die bedeutendsten Einzelnen mit sich fort."

Deshalb nun erfaßte unsern gemüthlichen Reisenden mitten im lärmenden Paris eine Sehnsucht nach dem Frieden seines deutschen Hauses. „Glaube mir, gerade hier in Paris, in der üppigsten Fülle des überreich bewegten Lebens, hier wo das sinnliche Seyn auf die höchste Spitze getrieben, die Rennbahn offen ist für jede Fähigkeit, und Du Alles in athemlosem, ehrgeizigem Drängen siehst, hier gerade verblassen und verschwinden einem die nächtigen Irrlichter aller eitlen Wünsche und das stille Glück beschränkter Liebeskreise geht mit Mondesklarheit auf. Hier, wo das ungeheuere Leben alle Individuen verschlingt, wo Einer an dem Anderen sich verzehrt, und die Gesellschaft eine bedeutende Persönlichkeit nach der anderen verbraucht und Keinem Friede und Freude dadurch wird, hier kann man lernen, weise seyn. Hier fühlt man es: unser eigenstes, persönlich ewiges Leben gedeiht nur in dem stillen Kreise derer, die unserer Seele ganz und ewig angehören; da nur sind wir wir selbst, Herrscher, Könige, und die freie Selbstbestimmung ist unser bis an das Ende. Wer außer diesem, ihm eigenen Kreise herrschen will, verliert sich selbst, indem er Ungemessenes zu gewinnen denkt. Es wirke ein jeder nach seiner Kraft, so lange es Tag ist, und er freue sich, wenn die Spuren seiner Thätigkeit weithinreichen, aber sein ganzes Wesen gebe er nur hin an den stillen Zauberkreis seiner Liebe, dessen unsichtbar und scharf gezogener Grenze nichts Fremdes nahen darf, wie die Planeten durch die Gewalt ihres Umschwunges sich fern von einander halten und ihre Bahnen frei. Sie gehören alle dem großen Weltsysteme an, sind sich alle einander nothwendig, aber in sich ist ein jeder selbst eine Welt eigener Art und selbstständigen Wesens. Wie lieb und hold erscheinen mir von hier aus unsere deutschen planetarisch geformten Familienkreise, wo sich Alles um sich selbst dreht; ich habe oft darauf gescholten, aber nun erkenne ich, welches Gedeihen sie dem menschlichen wahren Seyn bringen. Hier schießt alles in wilden Cometenbahnen aus- und durcheinander, in jedem Augenblicke fürchtet man Zusammenstoß und Vernichtung; das nimmt sich prächtig aus, es wird in diesem wilden Wettstreite auch Großes erfochten; — aber welch eine Menge von Seelenopfern fallen diesem raschen Civilisationsprozesse!"

Es wird nicht nöthig seyn, mehr zur Empfehlung des vorliegenden Werkes zu sagen, in dessen reiche Einzelheiten weiter einzugehen es hier an Raum gebricht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 16. September 1840.

Geschichte.

Geschichte des Pugatschew'schen Aufruhrs. Aus dem Russischen des Alex. Puschkin von H. Brandeis. Stuttgart, Cast, 1840.

Man kennt im Allgemeinen den großen Bauernaufruhr, der in Rußland zur Zeit der ersten polnischen Theilung ausbrach. Schon im Jahr 1776 konnte man Leben und Abenteuer des Rebellenchefs Pugatschew in einem Romane lesen (angeblich aus dem Russischen ins Französische, und dann ins Deutsche übersetzt, gedruckt London 1776). Indeß wurde die Welt über den wahren Grund und Zusammenhang, so wie über die Einzelheiten jener großen merkwürdigen Begebenheit keineswegs aufgeklärt und ist es noch heute nicht vollständig. Alle Aktenstücke, die sich auf die Pugatschew'sche Verschwörung beziehen, liegen noch jetzt versiegelt im Archive zu St. Petersburg und Alex. Puschkin war nicht berufen, die Siegel abzulösen. Allein er hat von andern Seiten her Aktenstücke, sofern sie zu jener Zeit veröffentlicht wurden, Armeeberichte und Befehle, sodann Correspondenzen und Familiennachrichten benutzt und so ein sehr reichhaltiges Gemälde des großen Bauernaufruhrs entworfen.

Ueber die Wichtigkeit dieses Ereignisses verbreitet sich der einsichtsvolle Uebersetzer in den Vorworten, und hebt insbesondere hervor: „Das russische Volk befand sich von jeher unter dem Einflusse zweier, sein ganzes Wesen durchdringender Gefühle, dem nämlich einer unerschütterlichen, religiösen Treue gegen seine Monarchen und dem eines unversöhnlichen bittern Hasses gegen seine adeligen Herren. * Aus diesem Zwiespalte in dessen Gemüthe lassen zwei, ihrer Wirkung nach verwandte, und ihrer Ursache nach ganz verschiedene Begebenheiten sich erklären; ich meine das Auftreten Grigorij Otrepiew, der für Dimitrij, den in Uglitsch ermordeten Sohn Iwans des Schrecklichen und Bruder des letztverstorbenen Theodor, sich ausgab. Das Volk, der Adel und das Heer, alles strömte seiner Fahne zu, und nahm ihn mit Jubel als den rechtmäßigen Herrscher auf. Der mächtige, noch glorreiche Boris Godunow, seine fromme Gattin und seine zwei höchst liebenswürdigen Kinder gingen innerhalb weniger Monate schmachvoll unter. Der nichtswürdige Mönch ließ sich auf den Zarenthron im Kremel nieder. Wie vermochte dies ein Betrüger, und ein von den den Russen damals schon verhaßten Polen unterstützter Betrüger? War Boris selbst daran schuld, der in den letzten Jahren grausam und ungerecht sich gezeigt hatte? Nein, das russische Volk war seinen Zaren treu und anhänglich, auch dann, wenn von denselben die unglaublichsten Leiden ihm auferlegt wurden! Ruft nicht der treffliche Karamsin, bei seiner Schilderung der von Iwan dem Schrecklichen ausgeübten Grausamkeiten, aus: „er wisse nicht, ob er mehr die Grausamkeit Iwans oder die Geduld des Volkes anstaunen solle!“ Was war es also, das Godunows so raschen Sturz und des Abenteurers so leichten Triumph herbeiführte? Es war die den Russen so tief in die Herzen gegrabene Treue gegen ihre Monarchen! In dem Verwegenen glaubten sie den letzten Sprößling ihres rechtmäßigen Herrscherstammes zu sehen, und Boris Godunow, der nun als Usurpator ihnen erschien, war verloren. Hundert sechzig Jahre später sitzt eine gütige, weise, vom Volke wie eine Mutter verehrte Frau, mit einem Worte, Katharina die Zweite auf dem Throne

* Jeder Mißdeutung vorzubeugen, erkläre ich mit dürren Worten, daß hier nicht das jetzt bestehende Verhältniß zwischen dem russischen Leibeigenen und seinem Herrn gemeint ist; der heutige Adel in Rußland ist zu gebildet und zu klug, um nicht, durch schonende und oft sogar liebevolle Behandlung seiner Bauern, deren Anhänglichkeit zu gewinnen zu suchen. Uebrigens schützet das Gesetz den Leibeigenen gegen jeden Mißbrauch der Macht und gegen alle Willkühr.

Anmerkung des Uebersetzers.

Rußlands, und ein Landstreicher, ein Dieb vermag das Reich in seinen Tiefen zu erschüttern, weil er Peter den Dritten sich nannte. Wie geschah dies? Erblickte etwa das Volk wirklich in diesem gemeinen Kosaken den Zaren Peter den Dritten, und es war also die ihm angestammte Treue gegen den rechtmäßigen Monarchen, die, wie ehemals für den falschen Dimitrij, nun für den falschen Kaiser es bewaffnete? Nein! nimmermehr! Ein roher Räuber, ein Ketzer, der nie in eine Kirche trat, konnte unmöglich in den Augen eines mit so vielem natürlichen Verstande begabten Volkes für den rechtgläubigen Kaiser, Peter den Dritten gelten! was war es also, das die unbegreiflichen Erfolge Pugatschews bewirkte? Es war der Haß des Leibeigenen gegen seinen adeligen Bedrücker, es war die krampfhafte Zuckung eines kräftigen von Wenigen niedergetretenen Volkes, das in Pugatschews Erscheinen nur die Gelegenheit wahrnahm, seine schweren Fesseln abzustreifen und seinen Durst nach Rache zu stillen. Die Treue gegen seine Monarchen mußte also, dieses Mal, seinem Hasse gegen den Adel zum Vorwande dienen. Die Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht gewinnt durch die Thatsache, daß dem falschen Dimitrij alle Stände: Volk, Adel, Heer und Geistlichkeit huldigten, während Pugatschew, mit wenigen Ausnahmen, nur unter den Leibeigenen Anhang fand."

Nachdem uns der Uebersetzer auf eine so lichtvolle Weise orientirt hat, geht er zu dem Werke Puschkins selbst über. Er hat inzwischen dasselbe nicht in seinem ganzen Umfang übersetzt, sondern zwei starke Bände in einen schwachen Band zusammengezogen, indem er namentlich viele statistischen Noten und Beilagen für überflüssig hielt.

Puschkin beginnt mit einer Schilderung des Kosakenlandes am Jaik (Ural), und läßt den Aufstand hier wie aus einem kleinen Funken einen großen Brand entstehen. Doch bemerkt er, damit man den Aufstand besser verstehen lerne, daß Rußland um dieselbe Zeit Polen unterwarf und Eroberungen in der Türkei machte. Die russischen Bauern sind zwar keineswegs weder von Polen noch von Türken aufgehetzt und geleitet worden; allein ein natürliches Instinkt lehrte die Rebellen, gerade zu einer Zeit loszubrechen, in welcher die russischen Heere auswärts beschäftigt waren und mehr als einen Feind zu bekämpfen hatten.

Die nächste Veranlassung zum Aufruhr war das Verwaltungssystem, welches die russische Regierung seit Peter dem Großen mit einer eisernen Consequenz handhabte und welches durch Rohheit und Eigennutz der Gouverneure und ihrer Subalternen noch unerträglicher gemacht wurde. Das frühere System der Zaren war der althergebrachten Freiheit der Nomadenvölker günstig gewesen. Man hatte den herumziehenden Horden ihre alte freie Verfassung und Selbstregierung zugesichert, ihnen nur einen kleinen Tribut auferlegt, und dadurch sich das Vertrauen derselben erworben, so daß mehrere Stämme, früher nur ans Umherschweifen gewöhnt, sich auf russischem Gebiet niederließen und anbauten. So die Kosaken am Jaik. Aber seit Peter dem Großen, der in seinem ganzen Reiche das gleiche Verwaltungssystem durchführen wollte, wurden die alten Rechte jener Kosaken mit Füßen getreten, seit 1720. Man stellte sie unmittelbar unter das Kriegscollegium, ließ sie ihren Hetmann nicht mehr selber wählen, rekrutirte unter ihnen und zahlte ihnen den versprochenen Sold dennoch nicht aus, quälte sie mit Schreibereien und drückenden Auflagen und wüthete unter ihnen, als sie sich zweimal empörten (1766 und 1767), mit Hinrichtungen. Der Abgesandte, den sie nach Petersburg schickten, um die Kaiserin Katharina II. um Gerechtigkeit anzuflehen, wurde in Ketten gelegt.

Gleiche Barbarei übten die russischen Behörden gegen die große Horde der Kalmucken, die sich freiwillig unter russischen Schutz begeben hatte, die aber jetzt auf dieselbe Weise unter Verletzung der Verträge und heiligen Zusagen auf alle Art mißhandelt, controlirt und ausgesogen wurde. Da entschlossen sich diese Kalmucken kurz und wanderten allzumal nach China aus. Ihre Gesinnungen wurden von den Kosaken getheilt. Als die russischen Gouverneure, wüthend über den Abzug der großen Horden, die Kosaken zur Verfolgung derselben aufboten, verweigerten ihnen diese den Gehorsam. General Traubenberg verfuhr mit der äußersten Strenge; allein die härtesten Strafen waren nicht mehr hinreichend, diese erbitterten Menschen zum Gehorsam zurückzubringen. Den 13. Januar 1771 versammelten sie sich auf dem Markte, nahmen die Heiligenbilder aus der Kirche und begaben sich, unter der Anführung des Kosaken Kirpitschnikow, in die Wohnung des Garde-Hauptmanns Durnow, der damals, in Angelegenheiten der Untersuchungs-Commission, zu Jaizk sich aufhielt. Sie forderten die Absetzung der Kanzleibeamten und die Auszahlung des rückständigen Gehalts. Der General Traubenberg kam ihnen mit Truppen und Geschütz entgegen und befahl ihnen auseinander zu gehen. Allein weder dieser Befehl, noch die Ermahnungen des Heerhetmanns thaten die mindeste Wirkung. Traubenberg ließ auf sie feuern; die Kosaken stürzten sich auf die Kanonen, und es erfolgte ein Gefecht, in welchem sie Sieger blieben. Traubenberg ward an der Pforte seiner Wohnung erschlagen.

So begann der Aufruhr. Die Kosaken waren übrigens naiv genug, zu glauben, daß sie in vollem Recht gehandelt hätten, und daß die gnädige Kaiserin dies selber einsehen werde. Sie schickten daher wirklich

Abgeordnete nach Petersburg. Aber die Antwort brachte ihnen General Freimann mit Kartätschen. Nach einem hitzigen Gefecht wurden sie zerstreut, eingefangen, hingerichtet, geknutet oder nach Sibirien in die Bergwerke geschickt. Indeß traf dieses Schicksal nur die wenigen Hunderte, die den Aufruhr zuerst begonnen hatten, während in den übrigen Kosaken die Leidenschaften sich erst entzündeten.

Am Ende des Jahrs 1772 (am 5. August desselben Jahrs war die erste Theilung Polens unterzeichnet worden) machte sich ein fremder Mensch unter den Kosaken am Jaik bemerklich, ein gewisser Emeljan Pugatschew, ein Kosak vom Don, der den Russen Kriegsdienst gethan hatte und jetzt von Polen herkam. Dieser Mensch brach in Verwünschungen gegen die russische Regierung aus und rieth den Kosaken, auf das türkische Gebiet hinüberzuziehen unter den Schutz des Sultans (wie die Kalmucken kurz vorher unter den Schutz Chinas). Er wurde verhaftet. Man fand einen falschen Paß bei ihm. Man brachte ihn nach Kasan, hier aber ging er mit dem Soldaten, der ihn bewachen sollte, durch, im Juni 1773. Er floh wieder zu den Kosaken am Jaik, lebte bei ihnen versteckt und entwarf mit ihren Häuptern einen kühnen Plan. Er selbst behauptete nachher, sie hätten ihn dazu beredet, nicht er selbst sey auf den Gedanken gekommen. Man beschloß, er solle sich für den verstorbenen Kaiser Peter III. ausgeben und den Russen die Wiederkehr ihrer alten Sitten, das Tragen des Barts ꝛc., die Absetzung aller tyrannischen Beamten und den Leibeigenen insbesondere die Freiheit versprechen. So geschah es. Im Anfang des September zog Pugatschew als Kaiser Peter III. mit einigen hundert Kosaken durch das Gouvernement Orenburg, proklamirte die Freiheit, riß Alles mit sich fort und hatte bald ein großes Heer beisammen. Viele kleine Festungen nahm er im Fluge, ließ die Commandanten und Offiziere hängen und vereinte die Besatzung mit seinem Heere. Die benachbarten Kirgisen, Baschkiren und Tartaren jauchzten ihm zu, verstärkten sein Heer oder machten auf ihre eigene Hand Einfälle in Rußland. Fast alle Kosaken hingen ihm an, wie denn sie die Seele der ganzen Unternehmung waren. Aber den meisten Erfolg hoffte er von den russischen Leibeigenen, unter denen die Nachricht seines Auftretens wirklich eine große Gährung verbreitete, so daß man selbst in Moskau vor einem Aufstand der Sklaven zitterte. Der größte Theil der Truppen, die er in den Festungen fand oder die ihm entgegen geschickt wurden, ging zu ihm über.

Aber eben dieser Erfolg machte ihn zu sicher. Anstatt rasch ins Herz von Rußland vorzurücken und die Leibeigenen in Masse aufzubieten, hielt er sich bei der Belagerung Orenburgs auf. Er glaubte und äußerte, es habe keine Eile, die russischen Heere dürften sich immer sammeln, er fürchte sie nicht, sobald sie in seiner Nähe wären, würden alle Gemeinen ihre Fahnen verlassen und zu ihm übergehen. Zugleich überließ er sich der ganzen Rohheit seines Standes und seiner Nationalität. Obgleich nicht ohne Verstand und sogar nicht ohne Kriegsgeschick (denn die russischen Generale erstaunten über seine Verschanzungen und über den Gebrauch, den er von der Artillerie machte), wußte er sich doch nicht über die gemeine Natur des Kosaken zu erheben, fröhnte dem Trunke, machte eine unglückliche Offiziersfrau, deren Gatten er hatte hinrichten, deren Vater (den sehr dicken Oberst Elagin) er sogar hatte schinden lassen, zu seiner Maitresse und ließ dieselbe nachher sammt ihrem Kinde erschießen, und übte so gräßlicher Grausamkeiten mehr. In seinem Lager vor Orenburg sah es seltsam genug aus. „Waffenübungen, und besonders Waffenübungen mit dem Geschütze wurden täglich vorgenommen. Gottesdienst fand alle Tage statt. Im Kirchengebete ward des Kaisers Peter Fedorowitsch und dessen Gemahlin, der Kaiserin Katharina Alexejewna erwähnt. Pugatschew ging, als Sectirer, nie in die Kirche. So oft er über den Markt oder durch die Gassen ritt, warf er dem Volk Kupfermünze zu. Gericht hielt er vor seiner Wohnung, in einem Lehnstuhle sitzend; ihm zur Seite saßen zwei Kosaken, der eine rechts mit einer Keule, und der andere links mit einem silbernen Beile. Die ihm naheten verneigten sich bis zur Erde, bekreuzigten sich und küßten ihm die Hand. Die Slobode Berda war eine Höhle des Mordes und der niedrigsten Ausschweifung. Im Lager wimmelte es von Offiziers-Frauen und Töchtern, die den Straßenräubern preisgegeben waren. Jeden Tag fanden Hinrichtungen statt; die Hohlwege um Berda waren mit den Leichnamen erschossener, erdrosselter, und geviertheilter Märtyrer angefüllt. Räuberhorden verbreiteten sich nach allen Seiten hin, berauschten sich in den Dörfern mit Branntwein und plünderten die Kron- und herrschaftlichen Güter aus; das Eigenthum der Bauern hingegen rührten sie nicht an. — Unter den Häuptern der Aufrührer nahm Sarubin (auch Tschika genannt) die erste Stelle ein; gleich vom Anfange des Aufruhrs an, war er der Genosse und Führer Pugatschews; er nannte sich Feldmarschall und war der erste nach dem Betrüger. Owtschinkow, Schigaew, Lissow und Tschumakow waren die Anführer des Heeres. Sie legten sich die Namen der Großen bei, die damals den Thron Katharinas umgaben; Tschika hieß: Graf Tschernischew, Schigaew: Graf Woronzow, Owtschinkow: Graf Panin, und Tschumakow: Graf Orlow. Bjeloborodow, ein verabschiedeter Korporal von der Artillerie, besaß das volle Vertrauen Pugatschews; gemeinschaftlich mit Padurow besorgte er

das Schreibgeschäft bei dem des Schreibens und des Lesens unkundigen Betrüger; auch führte er strenge Ordnung und Mannszucht bei den Rotten der Aufrührer ein. Persiljew, der, zur Zeit des beginnenden Aufruhrs, in Angelegenheiten des jaizkischen Heeres, in Petersburg sich aufhielt, machte sich gegen die Regierung anheischig, die Kosaken zum Gehorsam zurückzubringen, und Pugatschew den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben; kaum war er aber in Berda angelangt, so zeigte er sich als einen der verstocktesten Anführer und verkettete sein Schicksal mit dem Pugatschews. Der mit der Knute gezüchtigte, von Henkershand gebrandmarkte Räuber Chlopuschah war, troß seinen bis auf die Knorpel aufgeschlitzten Nasenlöchern, einer der Lieblinge Pugatschews. Seiner Entstellung sich schämend trug er ein Netz über dem Gesichte, oder verdeckte dieses mit dem Aermel seines Rockes der Art, daß es das Ansehen hatte, als wollte er gegen die Kälte sich schützen. Das waren die Leute, welche das Kaiserreich zu erschüttern vermochten."

General Karr, der Orenburg entsetzen sollte, wurde zurückgeschlagen, General Tschernitschew mit 2000 Mann durch Verrath gefangen und mit 36 Offizieren gehenkt. Andere Truppen fehlten. Nichts hätte daher die Rebellen hindern können, bis in die Nähe Moskaus vorzudringen. „Eine Menge Edelleute hatte aus den von Pugatschew bereits verheerten, oder mit dem Aufruhr bedrohten Statthalterschaften nach Moskau sich geflüchtet. Die mit ihnen gekommenen, leibeigenen Diener verbreiteten auf den öffentlichen Plätzen Gerüchte von Freiheit und Ausrottung des Adels. Der zahlreiche Pöbel Moskaus taumelte trunken in den Gassen einher und äußerte unverholen die Ungeduld, mit der er Pugatschew erwartete."

Da erschien Bibikow, der in Ungnade gefallene alte General, den Katharina II. jetzt im Augenblick einer großen Gefahr wieder brauchte und dessen Treue sie versichert war. Dieser that Alles, was bisher versäumt worden, machte den Behörden, die den Kopf verloren hatten, wieder Muth und dirigirte von allen Seiten her Truppen gegen Pugatschew, der zu seinem Unglück so lange vor Orenburg gesäumt hatte. Während die Truppen unterwegs am Don die arme verlassene Frau Pugatschews und seine Kinder arretirten und nach Kasan ins Gefängniß führten, heirathete Pugatschew selbst ein schönes Kosakenmädchen, Ustinja, ohne sich um die Einreden seiner Freunde zu bekümmern, die ihm sagten, seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina II., sey ja noch am Leben. So hatte dieser Mensch drei Frauen, eine, die er verläugnete (die in Kasan gefangene), eine, deren Gatte zu seyn er vorgab (die Kaiserin), und eine dritte, die er eben geheirathet. Daß man ihm diese Tollheiten und Inconsequenzen nachsah, und daß er dadurch bei der Volksmasse sein Ansehen nicht verlor, ist ein Beweis, wie sehr er nur das Werkzeug der Rebellen war, und wie wenig es sich von seiner Person, wie ausschließlich es sich nur von der Sache handelte. Bibikow begriff das wohl, da er in einem seiner Briefe folgende merkwürdige Zeilen schrieb: „Pugatschew ist ein bloßes Spielzeug, mit dem Diebe, die jaizkischen Kosaken, spielen; nicht Pugatschew ist von Bedeutung, von Bedeutung ist der allgemeine Unwille."

Inzwischen waren alle Vorkehrungen von Bibikow getroffen und General Golizin hatte die Ehre, die Aufrührer in einer großen und blutigen Schlacht aufs Haupt zu schlagen, bei Tatischschewa. Er eroberte 36 Kanonen und nahm den tapfern Galeerensklaven Chlopuschka gefangen, der in Orenburg hingerichtet wurde. Pugatschew selbst entkam, wagte noch eine Schlacht und unterlag abermals. Auch ein anderes Rebellenheer unter Tschika, wovon ein Theil Schlittschuh angelegt hatte und das Corps des General Michelsohn umschwärmte, wurde geschlagen, Tschika selbst gefangen. Sogar Pugatschews neue Gattin, die Afterkaiserin Ustinja, fiel den Russen in die Hände. Um diese Zeit starb Bibikow an Anstrengungen und Aerger.

Pugatschew wurde scharf verfolgt, besonders von Michelsohn, doch gab er keineswegs die Hoffnung auf. Zwei, dreimal von Michelsohn besiegt, fand er immer ein frisches Heer, warf sich in andere Gegenden und nahm aufs Neue Festungen. Endlich gelang es ihm, sogar die große Stadt Kasan unversehends zu überfallen und zu erobern. Anstatt sich aber diese Hauptstadt zu befreunden, ließ er sie ausplündern und in Brand stecken. Hier fand er seine gefangene Gattin und seine Kinder wieder. Er weinte bei ihrem Anblick, verrieth sich aber nicht, sondern behauptete seine Rolle als Peter III. und sagte nur, er habe ihren Mann gekannt, der ihm einen wichtigen Dienst geleistet. Doch ließ er sie nicht in Kasan, sondern nahm sie mit sich und konnte sich namentlich nicht mehr von seinem Sohne, einem feurigen Knaben, trennen. Indem er aber vor der Stadt von der Beute schwelgte und sein Heer sich der wildesten Unordnung und Besoffenheit überließ, erreichte ihn Michelsohn und richtete ein furchtbares Blutbad in seinem Lager an.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. September 1840.

Altfranzösische Literatur.

Histoire de Gilion de Trasignyes et de Dame Marie, sa femme. Altfranzösischer Ritterroman nach dem einzigen auf der Universitätsbibliothek zu Jena befindlichen bekannten Manuscript herausgegeben von O. L. B. Wolff, ordentl. Prof. zu Jena. Leipzig und Paris, 1839.

Dieses Buch ist ein sorgfältiger völlig wortgetreuer Abdruck der einzigen bis jetzt als vorhanden bekannten Handschrift des obigen Romans, aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, welche durch die Vermählung Johann Friedrichs des Großmüthigen mit einer Tochter Herzogs Johann von Cleve mit andern altfranzösischen Handschriften nach Deutschland kam. Gilion oder Gilles, Herr von Trasigny und Silly, von welchem diese, der deutschen Sage vom Grafen von Gleichen ähnliche Geschichte erzählt ist, war Connetable von Frankreich und vermählte sich im Anfang des 13ten Jahrhunderts mit Maria, Tochter des Grafen von Ostervant, welche am Hofe ihres Verwandten Balduins, Grafen von Hennegau, erzogen war. Er verkaufte nach historischen Zeugnissen vor seinem Kreuzzug sein Gut Ath an den Grafen von Hennegau und starb im gelobten Land. Auch sonst hat man Urkunden von ihm und zwei gleichnamigen desselben Geschlechts, wovon der eine der Vater des genannten, der andere ein jüngerer war.

Sämmtliche führen den Beinamen li Bruns. Der Erzähler, welcher nach seiner Aeußerung aus einer altitalienischen Handschrift schöpfte, knüpft seine Geschichte, ebenso wie es bei der deutschen Sage der Fall ist, an einen Grabstein an, welcher sich in der Abtei Jolive in Hennegau befinde und die Gebeine des Kreuzritters zwischen seinen beiden Gemahlinnen bedeckt. Sie beginnt mit der Heirath des Herrn von Trasigny und der Gräfin Marie, und der Schilderung des ehelichen Glücks dieses Paars, welchem jedoch die Freude, Nachkommenschaft zu erhalten, versagt war. Beim Anblick einer Menge kleiner Fische, welche im Wasser des Schloßgrabens um die Mutter spielen, bricht der Schmerz der Gräfin in bittere Thränen aus und dieß bewegt den Gemahl, das Gelübde abzulegen, über das Meer ins heilge Land zu fahren, sobald ihm Gott einen Erben schenken würde. Sein Gebet wird erhört, und sobald seine Gattin ihn mit ihrem veränderten Zustand bekannt macht, ladet er seinen Lehensherrn und dessen mächtigste Barone nach Trasigny, empfiehlt ihnen sein Land, seine Gattin und den zu hoffenden Erben, und reist, ohne sich durch irgend ein Flehen zurückhalten zu lassen, ab. Gilion gelangt glücklich nach Jerusalem, wo er die heiligen Orte besucht und einen bedeutungsvollen Traum hat. Auf der Rückreise wird er von einem heftigen Sturm überfallen und in die Nähe einiger sarazenischer Schiffe getrieben, auf welchen sich der Sultan von Babylon befindet, der mit einer Flotte, die der Sturm zerstreut hat, gegen den König von Cypern zu Felde zieht. Von diesen wird das christliche Schiff angegriffen, die Mannschaft niedergehauen, Gilion allein, welcher einen Admiral getödtet und den Sultan selbst beinahe erschlagen hat, wird wegen seiner Tapferkeit am Leben gelassen, nach Cairo geschleppt und dort in einen tiefen Kerker geworfen. Zu derselben Zeit genest Marie von Trasigny zweier Söhne, die von der Mutter selbst gesäugt und erzogen werden und die Namen Jehan und Girard erhalten. Der Feldzug des Sultans gegen den König von Cypern läuft unglücklich ab. Er muß geschlagen heimkehren und sieht sich von ihm in seinem eigenen Lande bedroht. Zugleich erklärt ihm der König Ysor von Damaskus, dem er seine Tochter Gracyenna verweigert hat, mit zahlreichen Verbündeten den Krieg. Im Zorn darüber will er den Gefangenen, den er in seiner Gewalt hat, tödten lassen.

Gilion aber ermuthigt im Gefängniß die Erscheinung eines Engels, welcher ihm seine Heimkehr nach vielen Leiden und Gefahren verkündigt, setzt sich gegen diejenigen die ihn vor den Sultan führen wollen zur Wehre, und erschlägt den Thurmwärter und noch vier Sarazenen. Nun soll er an einen Pfahl gebunden und mit Pfeilen erschossen werden. Der Sultan will mit seiner Tochter vom Fenster aus der Hinrichtung zusehen; da wird letztere von der schönen Gestalt Gilions bewegt, und räth dem Sultan, ihn am Leben zu lassen, um ihn im Krieg gegen Cypern gegen gefangene Sarazenen auswechseln zu können. Gilion ist gerettet, und sein Loos wird noch dadurch erleichtert, daß der neue Thurmwärter, den er erhält, Namens Hertan, sich heimlich zum Christenthum neigt. Gilion bekehrt sowohl ihn völlig als auch Gracyenna selbst, welche von Liebe zu ihm erglüht ist, und durch Hertans Hülfe ihn um Mitternacht im Gefängniß besucht.

Indessen erscheint das Heer des Königs von Damaskus plötzlich in ungeheurer Zahl vor Cairo, eine blutige Schlacht wird gekämpft und der Sultan von Babylon, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hat, gefangen zu den Zelten der Damascener geführt. Dort soll er an einen Pfahl gebunden werden, bis ihn die Einwilligung seiner Tochter, Ysor zu ehelichen, rettet. Gracyenna hat unterdessen Gilion in den Palast kommen lassen, um die Angst über den Ausgang der Schlacht durch ein Liebesgespräch zu unterdrücken, als Fliehende die Nachricht von der Niederlage bringen. Gilion und Hertan wappnen sich nun mit Rüstungen und Rossen des Sultans, welches die Prinzessin gegen den Schwur, das Land nicht zu verlassen, zugibt, sammeln die Flüchtlinge und greifen das Lager der Feinde unvermuthet an; wo Gilion, den die wieder gesammelten Babylonier für den Sultan selbst halten, der sich gerettet habe, diesen befreit, den König Ysor mit mehreren seiner Verbündeten und Feldherren tödtet und ein großes Gemetzel unter den Schaaren anrichtet, so daß diese, alle Schätze zurücklassend auf die Schiffe fliehen und das Land verlassen. Hierauf kehren Hertan und Gilion auf einem heimlichen Wege zu der Prinzessin, der sie die Waffen zurückgeben, und dann in das Gefängniß zurück.

Der Sultan und seine Babylonier, nicht wissend, wohin ihr Retter gekommen, glauben nun nicht anders, als daß Mahomed selbst in der Rüstung des Sultans für sie gefochten habe, und nun ins Paradies zurückgekehrt sey. Deßhalb soll unter andern prächtigen Gaben dem Propheten auch der Christ geschlachtet werden, den der Sultan schon so lange gefangen hält. Die Prinzessin aber, welche durch Hertan den heimlichen Umgang mit ihrem Gilion öfters genießt, läßt ihn bei dem Feste, an welchem das Opfer vollzogen werden soll, in der Rüstung auftreten, die er in der Schlacht getragen, und entdeckt den wahren Hergang der Rettung des Sultans.

Gilion muß nun schwören, den Sultan nie ohne seine Erlaubniß zu verlassen, und wird mit Ansinnen zum Islam überzutreten überhäuft.

Indessen trifft das Heer des Königs von Cypern ein, der den Krieg in das Land des Sultans spielt, und von einer andern Seite zieht Dobry, Neffe und Admiral des Ysor von Damaskus, heran, der aus der letzten Schlacht allein entkam, und den Tod seines Oheims sowie seine Niederlage rächen will. Der König zieht gegen den erstern und schlägt ihn, gegen Dobry wird Gilion mit Heeresmacht gesendet. Durch seine Tapferkeit werden die Damasker wieder geschlagen, Dobry und ein mit ihm verbündeter König fallen durch Gilions Hand, der das Haupt des erstern dem Sultan zurückbringt. Der Sultan überträgt ihm nun die Bedienung seiner Tochter.

Hier kehrt die Geschichte zu Trasigny's Gattin zurück. Der Kummer der Dame, die neun Jahre ihren Gatten entbehrt, wird geschildert, zugleich der früh aufblühende Heldenmuth der beiden Söhne, die, sich in Ritterspielen fleißig übend, dem Vater nacheifern. Der Graf von Hennegau besucht die Frau von Trasigny und räth ihr, da sie keine Nachrichten von ihrem Gatten habe, sich wieder zu verehelichen. Da sie hierauf nicht eingeht, sendet er einen Ritter, Namens Amaury aus, um zu erforschen, ob Gilion noch lebe. Amaury ist aber von heimlicher Liebe für Marie von Trasigny entbrannt. Er wendet sich zuerst nach Jerusalem, wo er lange vergeblich nach Gilion fragt, endlich aber einem Pilger begegnet, der ihm seine Anwesenheit bei dem König von Babylon und seine Thaten im Kriege gegen den König von Damaskus erzählt. Amaury reist nun nach Babylon, trifft landend auch den Sultan selbst, welchem er seine Dienste anbietet. Der Sultan empfängt ihn freundlich und stellt ihn Gilion als Landsmann vor. Gilion fragt ihn sogleich um Nachricht von der Heimath, und der treulose Amaury berichtet ihn fälschlich, daß Marie gleich nach seiner Abreise und noch vor ihrer Entbindung gestorben sey. Rührend sind seine Klagen und die Trostworte, welche der treue Freund Hertan und Gracyenna ihm spenden.

Bald darauf wird der Sultan von Neuem durch den Mohrenkönig Felmur und zwei verbündete Könige angegriffen. Gilion, der im Kummer über den Tod Mariens sterben will, gefolgt von seinem treuen Hertan, übertrifft sich selbst an Heldenthaten; Amaury dagegen wird auf einer schimpflichen Flucht erschlagen. Trotz

Gilions, Hertans und des Sultans Muth bleibt die erste Schlacht unentschieden. In der zweiten siegt Gilion zwar vollständig, springt jedoch in der Hitze der Verfolgung mit den fliehenden auf ein feindliches Schiff, das er nehmen will. Die Mohren kappen die Anker, und so wird er unter dem Wehklagen seiner Freunde, die ihm nicht helfen können, gefangen und zu Tripolis ins Gefängniß geworfen. Auch hier wird er geschont, um zu einem Opfer aufbewahrt zu werden, während sein Freund Hertan den Plan schmiedet, sich in der Verkleidung eines Mohren nach Tripolis zu begeben, um ihn zu befreien.

In Hennegau sind unterdessen Gilions Söhne groß geworden und nachdem sie in einem Turnier bei der Vermählung des Grafen von March die Preise davon getragen, ziehen sie, durch einen Traum angeregt, aus, ihren Vater zu suchen.

Gilion wird durch den treuen Hertan, der den König von Tripolis listig zu täuschen weiß, gerettet und nach Babylon zurückgebracht; während seine Söhne, nachdem sie dem König von Cypern in einem gefährlichen Krieg gegen die Sklavonier große Dienste geleistet, deren ganzes Heer aufgerieben wird, auf einem Kauffahrerschiff von Seeräubern gefangen werden. Girard wird von den Corsaren nach Sklavonien, Jehan aber nach Tripolis verkauft. Während Jehan in Tripolis in demselben Gefängniß, in welchem sein Vater eingekerkert war, was er vom König erfährt, dem Tod entgegen sieht, gewinnt Girard die Liebe der Sklavonischen Prinzessin Natalye, deren Bruder sich auf die Nachricht von der Niederlage und dem Tod seines Vaters krönen läßt. Er verficht die Unschuld der Prinzessin gegen einen rachsüchtigen Anbeter, den er tödtet, und erhält darauf von dem König die Schonung seines Lebens.

Wie in Sklavonien Natalye, so wird in Babylon Gracyenna von einem verschmähten Liebhaber, König Galdin, verdächtigt, der sie eines zu vertrauten Umgangs mit Gilion beschuldigt. Da Galdin mit Gilion als einem Christen nicht kämpfen will, so übernimmt Hertan den Kampf, tödtet Galdin und beweist die Unschuld Gracyennas, welche nun Gilion zur Gemahlin erhält. Gilion, der seine Gattin Marie noch immer todt glaubt, heirathet sie, nachdem er ihr vorher die Taufe ertheilt hat. Ein neues großes sarazenisches Heer, das, um Galdin zu rächen, in Babylonien einfällt, wird von ihm und Hertan vernichtet. Es bricht nun ein Krieg zwischen König Morgant von Sklavonien und dem Mohrenkönig Fabur aus. Fabur wird in seiner Stadt eng belagert, gewinnt aber in einer Schlacht einige Vortheile. Es wird nun ein Waffenstillstand geschlossen, um den Krieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Der Mohrenkönig wählt Jehan von Trasigny, Morgant läßt seinen Gefangenen Girard kommen, und so stehen sich beide Brüder feindlich gegenüber, jeder den andern für einen Sarazenen haltend, und sich vornehmend, kein Wort mit ihm zu sprechen. Nachdem sie sich mit Lanzen, Schwertern und im Ringen lange bekämpft, wird endlich Girard von Jehan überwunden und erkannt. Da gibt sich Girard gefangen und Morgant muß abziehen. Der Mohrenkönig aber schreibt einen großen Heerzug gegen Babylon aus, und nimmt beide Brüder in seine Dienste. Sowohl dem König Fabur als dem Sultan ziehen zahlreiche Hülfsvölker zu. Im ersten Treffen, welches Gilion siegreich beendet, wird Hertan gefangen. Diesem retten die Zwillinge von Trasigny das Leben und bewirken seine Auswechslung. Hertan zeigt in der nächsten Schlacht dem Gilion von Trasigny seine beiden Retter, und dieser, der mit Erstaunen bemerkt, daß sie das Wappen seines Hauses und das Feldgeschrei Trasigny führen, gibt Hertan auf, sie gefangen zu nehmen. Dieses gelingt, sowie die völlige Niederlage des Mohrenkönigs, und nun erfolgt die Erkennung des Vaters und der Söhne und die Enthüllung der Lügen des Ritters Amaury. Gilion erhält vom Sultan die Erlaubniß zur Rückkehr, und geht mit Gracyenna, seinen Söhnen und Hertan über Cypern, wo sie mit großer Ehre empfangen werden, nach Rom. In Rom werden Gracyenna und Hertan vom Papste getauft, und letzterer, der den Namen Heinrich erhält, stirbt dort eine Stunde nach der Taufe und wird in der Peterskirche begraben. Gilion läßt, ehe er zu Trasigny ankommt, seine Gattin Marie auf seine Ankunft vorbereiten, die ihn und Gracyenna mit großer Freude empfängt. Beide Frauen Trasigny's ziehen sich nun in das Kloster Lalive zurück. Gilion aber übergibt seine Herrschaften seinen Söhnen und geht in das Kloster Cembry. Marie und Gracyenna sterben beide noch in demselben Jahr; Gilion läßt ihnen Grabmäler und sein eigenes zwischen beiden errichten. Ein Jahr später wird er vom Sultan wieder gegen dessen Feinde zu Hülfe gerufen, die er unterwirft, aber an einer in der Schlacht empfangenen Wunde stirbt. Sein Herz wird nach seinem letzten Willen nach Hennegau gebracht und zwischen seinen beiden Frauen beerdigt.

Dies in Kurzem der Inhalt. Der Ton der Erzählung ist höchst einfach, behaglich, oft etwas zu breit, nach der Weise der gleichzeitigen Chroniken. Wir dürfen das Buch wohl jedem Freunde der Dichtkunst dringend empfehlen, besonders aber möchte die Lektüre dieses und ähnlicher Werke solchen anzurathen seyn, welche sich

auf das Studium altfranzösischer Poesien vorbereiten wollen, da die Sprache zwischen dem modernen und dem mittelalterlichen Französisch so ziemlich die Mitte hält, und dem, der jenes versteht, wenig Schwierigkeiten bietet und eine Vorschule zu letzterm wird.

Geschichte.

Geschichte des Pugatschew'schen Aufruhrs. Aus dem Russischen des Alex. Puschkin von H. Brandeis. Stuttgart, Cast, 1840.

(Schluß.)

Allein Pugatschew verwandelte unerwartet seine Flucht in einen Triumphzug, indem er plötzlich über die Wolga ging und das ganze Land weitumher revolutionirte. Damals war Pulawski, der jüngere Bruder des berühmten Polenhelden bei ihm, den er als Gefangenen in Kasan befreit hatte. „Der Uebergang Pugatschews bewirkte einen allgemeinen Aufruhr. Die ganze westliche Seite der Wolga erhob und ergab sich dem Betrüger. Die herrschaftlichen Bauern empörten sich. Die Ungläubigen und die Neubekehrten begannen die russischen Priester zu ermorden. Die Wojewoden flohen aus den Städten, und die Edelleute von ihren Gütern; der Pöbel fing jene und diese ein und brachte sie zu Pugatschew. Dieser verkündete dem Volke die Freiheit, die Ausrottung der adeligen Geschlechter, die Entlassung der Steuern und Abgaben." In Saransk ließ Pugatschew über 300 Edelleute jedes Geschlechts und Alters aufhängen. Dieselben Grausamkeiten übte er auch in Saratow; alle Edelleute, alle Beamte, alle Fremden wurden schonungslos von den wüthenden Leibeigenen gemordet und Pugatschew befahl ausdrücklich, sie nicht einmal zu beerdigen. Der edle Pole verließ den Wüthrich und wollte nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Dagegen erhoben sich andere Bauernanführer neben Pugatschew, sogar noch ein zweiter Peter III., die alle sengten und brennten und die Edelleute vor den Thoren ihrer Schlösser aufhingen.

Mittlerweile war aber Panin an Bibikows Stelle getreten und hatten die russischen Streitkräfte sich vermehrt. Michelsohn, der böse Genius Pugatschews, verfolgte und umging ihn so glücklich, daß er einer Hauptniederlage nicht entgehen konnte, und der Rest der Geflüchteten sah sich von allen Seiten durch Truppen der Regierung bedroht. Da beschlossen die Kosaken, ihren Anführer auszuliefern, um sich selbst Gnade zu erkaufen. Als Pugatschew ihre Absicht merkte, hielt er ihnen selbst die Hände hin, und befahl ihnen, sie sollten ihn binden. Man brachte ihn nach Orenburg. Der berühmte Suwarow übernahm seinen Transport und ließ ihn in einen hölzernen Käfig einsperren. Auch Pugatschews junger Sohn war mit dem Vater gefangen worden. Panin ließ den Rebellen vor sich führen und dieser hatte die Kühnheit, zu sagen, ja, er sey Pugatschew, der Kosake und nicht Peter III., aber Peter III. lebe noch und befinde sich noch frei unter den Kosaken. „Man muß nämlich wissen, daß die jaizkischen Aufrührer, zur Widerlegung des allgemein gewordenen Gerüchts, den Glauben zu verbreiten suchten, daß allerdings ein gewisser Pugatschew unter ihnen sich befinde, dieser aber nichts gemein habe mit dem an ihrer Spitze stehenden Zaren, Peter dem Dritten. Als Panin wahrnahm, daß die Frechheit Pugatschews das, in großer Menge, umherstehende Volk in Erstaunen setzte, schlug er ihm das Gesicht blutig und riß ihm ein Büschel Haare aus dem Barte." Das Ende war, daß Pugatschew am 10. Jan. 1775 zu Moskau geviertheilt wurde. Mit ihm wurden mehrere andere seiner vornehmsten Anhänger hingerichtet. Vom ferneren Schicksal seiner Frauen und Kinder erfahren wir nichts. Pugatschews Haus wurde verbrannt und von der Erde vertilgt, wobei ein echt russischer Charakterzug zu bemerken ist. „Die Don'sche Behörde hielt sich genau an die Worte des allerhöchsten Ukas. Das in der Simowi'schen Staniza befindliche Haus Pugatschews war, ein Jahr vor dem, von seiner in die äußerste Noth gerathenen Frau verkauft, so fort abgebrochen, und in ein fremdes Gehöft gebracht worden; es ward nun wieder auf seinem vorigen Platz aufgestellt, und in Gegenwart der Geistlichkeit und sämmtlicher Einwohner verbrannt. Die Asche wurde dann von Henkershand in den Wind gestreut, der Hofraum mit einem Graben und einem Zaune umgeben, und als ein fluchwürdiger Ort der Verödung auf ewige Zeiten überlassen." Selbst der unschuldige Fluß Jaik, von wo die Revolution ausgegangen, mußte seinen Namen verlieren und heißt seitdem Ural.

Der Aufstand wurde vollständig gedämpft. Sklaven des Branntweins und viehischen Sitten hingegeben, konnten jene Barbaren die Freiheit zwar erkämpfen, aber nicht behaupten, zwar bedürfen aber nicht verdienen.

Die Anmerkungen, die dem Werk angefügt sind, enthalten schätzbare Notizen über Eigenthümlichkeiten des russischen Landes und Volkes, und darunter zeichnet sich besonders eine ausführliche Darstellung der Fischerei auf dem Jaik (Ural) aus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. September 1840.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Wilhelm Smets. Vollständige Sammlung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1840.

Der poetische Horizont dieses Dichters hat einen weiten Umfang. Zuerst zeigt er uns die hohe und dunkle Architektur gothischer Kirchen und heilige Schauer umwehen uns. Da klingen Lieder vom Kölner Dom:

Ach, Köln, du Stadt der Treuen
Am sangesreichen Strom,
Gar wilde Wetter dräuen
Jetzt deinem heil'gen Dom:
Drob Jammerseufzer beben
Die Herzen ehrenwerth,
In ihrer Gruft erbeben
Konrad und Engelbert.

Rings die Gerüste steigen
Um morscher Säulen Schaft,
Des Laubwerks Kronen neigen
Sich, bar der alten Kraft;
Die Flammenblume schwindet
Schon von den Wipfeln fort,
Und Aergres noch verkündet
Der Aussicht drohend Wort.

Sollst du denn nie mehr prangen,
Wie wir dich einst geschaut,
Vom Eichenkranz umhangen,
Drein klar der Himmel thaut?
Doch, doch, es kann entkeimen
Aufs neu' das dürre Laub ꝛc.

Ein geistliches Sturmlied:

Wie an der Meeresküste
Der Pharus glänzt im Sturm,
So strahlt im Abendgelbe
Das Kreuz herab vom Thurm.

In unserm Geist auch steigen
Wohl Schatten rings empor,
Umhüllend seine Strahlen
Gleich einem Wolkenflor.

Und in dem Busen tobet
Der Sturm entfesselt frei,
Und des Gewissens Stimme
Verhallt als Nothgeschrei,

Und hochaufwogend flutet's
Im Herzen auf und ab,
Und blitzerleuchtet klaffet
Des Seelenfriedens Grab.

Da reißen alle Segel,
Der reinen Sehnsucht Bild,
Und mit der Flagge schwindet
Der Tugend Wappenschild;

Es lösen sich die Fugen
Des Muthes und der Kraft,
Der letzten Hoffnung Steuer
Zerschellt die Leidenschaft.

Drum nach dem Kreuze blicke ꝛc.

Ein frommes Marienlied:

Mutter voll Erbarmen,
Die auf ihren Armen
Trägt das Heil der Welt,
Sieh mit huld'ger Güte
Hin auf Blum' und Blüthe,
Vor dein Bild gestellt.

Ein Bußlied:

Gedenk, o Mensch, du bist von Staub
Und wirst zu Staube werden ꝛc.

Legenden von Christi Jugend, vom h. Christoph, von Johannes dem Täufer, vom h. Aegidius und dem Wunder der drei Lilien, durch welche die lebenslängliche Jungfräulichkeit der Madonna bewiesen wurde ꝛc.

Sodann blicken wir in das alte romantische Land der Volkssagen. Da findet die Liebende am Ufer die abgehauene Hand ihres Geliebten, erkennt sie am Ringe, küßt sie und stirbt. Da reitet Ritter Gilgen Lorch auf dem Teufelsroß die Felsenklippen hinauf ꝛc.

Ferner öffnet uns der Dichter die Hallen der Geschichte und führt uns große Thaten, Helden und Heldinnen vorüber. Zuerst auf dem Altar des Vaterlandes flammen seine Opfer. Dem „letzten deutschen Kaiser" wird ein schmerzliches Klagelied nachgerufen. Hochgepriesen wird der Patriotismus des berühmten Mädchens von Saragossa:

Saragossa, Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nun in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nun vor Schmach und Schande bangen?

Saragossa, wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?
Willst du schlimmer als der Feind dem selber deine Freiheit morden?....
Aber sieh, es naht ein Mägdlein, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Korb' am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken;
Weh, da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone;
Rache! Rache! ruft sie heftig, daß ich dir es, Franzmann, lohne!

Und der Donner, überraschend, rings herum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen.
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger stürmen,
Männer, Weiber, Greise, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Oel und Felsenstücke, alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn darnieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen.—
Saragossa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Liebsten, ach, zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich gestärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den Liebsten liegen sah in seinem Blute:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

Aber auch den Feinden dieser heldenmüthigen Spanier, und dem Manne, der da aussprach: der deutsche Kaiser hat aufgehört zu regieren, auch diesem zollt der Dichter begeistertes Lob und beweint den großen Napoleon und seine Gefallenen bei Waterloo. Diese poetischen Thränen zu weinen hätte er wohl schicklicher französischen Augen überlassen sollen. In dem Gedicht „das Grab der Zehntausend bei Waterloo" heißt es sogar:

Das ist der Herr Marschall, Gerard genannt,
Zu schlichten die belgische Sache
Aufs Grab der braven Zehntausend gesandt,
Doch diese wähnten — zur Rache;
Nicht wußten sie, daß Standart' und Fahn',
Statt des Adlers, trug den gallischen Hahn
Vor Prinzen bourbonischer Abkunft.

Sie wähnten, es hab' aus dem Geisterreich
Sich der Kaiser gewaltig erhoben;
Da riefen sie ihm entgegen zugleich,
Und stürmten und drängten nach oben;
Doch gelangten sie nimmer ans Tageslicht,
Noch schlug die Stunde der Geister nicht,
Und Trauer erfaßte die Braven.

Und ein brennender Schmerz die Schatten befiel,
Der glüht' in ihr innerstes Leben,
Wie einst, wo, so nahe dem Siegesziel,
Sie starben, statt sich zu ergeben:
Das war die Thräne, so schwer und heiß,
Die der Marschall geweint in der Edeln Kreis,
Die so brannt' aufs Grab der Zehntausend.

Und um Mitternacht schwebten die Schatten herbei,
Zu wissen, was droben geschehe:
Da war auch der Kaiser mit Mürat und Ney,
Sie erjauchzten der heiligen Nähe;
Doch wie vor ihm aufzieht der Geisterschwarm,
Da flüstert der Kaiser: „Reposez vos armes!"
Und Alles ist wieder verschwunden.....

Poetisch ohne Zweifel, aber so sollten nur Franzosen, so sollte nie und nimmer ein Deutscher dichten. Es würde eine schlechte Ehre für Deutschland seyn, wenn die Franzosen wirklich einmal im Stande wären, die Schmach von Waterloo zu rächen. Was würde, wenn die glühende Sehnsucht jener Schatten in Erfüllung ginge, wohl aus Deutschland werden? Daran hätte der Dichter denken sollen.

Neben den heroischen Gedichten finden wir sodann auch Lieder des Frühlings und der Liebe, Waldgesänge, Reisegefühle, Herzenströstungen ꝛc., heiter, innig und gewiegt auf der Welle des Wohllauts:

Früh Morgens der Sänger zog über die Flur,
Von Heimath zu Heimath von dannen,
Sein Haus ist die ganze, die große Natur,
Nicht fragt er wohin und von wannen;
Da sah er ein Mägdlein, dem Schäfchen zur Huth,
Das rosig im wiesigen Thale ruht' ꝛc.

Endlich Gelegenheitsgedichte, Erinnerungen aus dem Leben. Höchst eigenthümlich und nicht ohne einen poetischen Zauber sind besonders die Beziehungen des Dichters zu seiner Mutter, der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder. Der Dichter wurde dieser Mutter in früher Jugend durch die Ehescheidung der Eltern entrückt und wußte sogar nichts mehr von ihrer Existenz, bis er sie als zwanzigjähriger Jüngling unerwartet in der allgefeierten Hofschauspielerin in Wien entdeckte.

Sie, sie sollt' es doch seyn, die gefeiertste Mime der Deutschen,
Die aus der Kindheit Traum mir noch als Mutter erschien.
Solches verhieß mir die Spur, der ich treu sehnsüchtig gefolgt war:
Nun, der Ersehnten so nah', faßte mich Zweifel aufs Neu'!
Aber es trieb mich zuerst nach Melpomene's Tempel die Ahnung,
Hier, hier sollt' ich sie sehn, hier sie erkennen vielleicht!
O, wie ward ich erfaßt von dem Bild, das jetzt vor den Blicken
Staunend erwartenden Volks wurde vorübergeführt:
„Salomo's Urtheil" war's; es standen die Mütter, die beiden,
Schon vor dem Throne, das Schwert zuckte schon über dem Kind.
Aber in schrecklicher Qual stürzt nieder die eine der Mütter:
„König verschone mein Kind! Gib es der Anderen hin!" —
Gott, wie wurde mir da! Ganz deutlich vernahm ich die eig'ne
Stimme, so wie sie mir selbst tönt aus der volleren Brust,
Thränendes Blicks entdeckt' ich im Antlitz die eigenen Züge:
Stirn' und Augen und Mund, selbst auch das Grübchen im Kinn.
— „Mutter, du bist's! Ich zweifle nicht mehr, es lebet dein Kind noch!"
„„Wilhelm! mein ältester Sohn!"" Rief sie, und sank mir ans Herz.

Am Schluß noch Uebersetzungen, hauptsächlich nach Lamartine. So ist denn diese Sammlung sehr mannichfaltig und reich, und gibt von einem angebornen schönen Talente, so wie von großen Wechseln des Lebens und der Empfindungen Zeugniß.

Altfranzösische Dichtkunst.

Das Gedicht von der Rose. Aus dem Altfranzösischen des Guillaume de Lorris übertragen von H. Fährmann. Mit einem Vorwort von F. H. von der Hagen. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1839.

Ein in Frankreich sehr geschätztes Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert, das hier zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt wird. Interessant ohne Zweifel, als eine Antiquität, doch wenig geeignet, dem deutschen Geschmack zuzusagen. Das Ganze ist eine gar weitläufige Allegorie. Eine Begebenheit, ein Charakter ist in dem ganzen Gedicht nicht zu finden. Dem Dichter produciren sich eine Menge allegorische Figuren, Tugenden und Laster, die Fröhlichkeit, die Adlichkeit, der Haß, die Habsucht ꝛc. Nur die ausführlichen Beschreibungen dieser Figuren, die theils halbnackt in antiker Weise, theils wunderlich altfränkisch costümirt und zuweilen mit aller Sinnengluth geschildert sind, geben den an sich tödtlich langweiligen Moralien, die sie im Munde führen, einigen Reiz der Abwechslung. Endlich kommt Amor an und schießt dem armen Poeten eine Menge Pfeile ins Herz, daß er wie der h. Sebastian davon starrt. Jeder Pfeil hat wieder den Namen und die Bedeutung einer Tugend (Schönheit, Natürlichkeit, Adlichkeit, Freiherzigkeit, Geselligkeit ꝛc.) und entflammt ihn zur brünstigsten Liebe gegen eine — Rose. Diese Rose ist ihm aber verwehrt abermals durch allegorische Figuren, durch die Gefahr, durch die Eifersucht ꝛc. Dame Vernunft redet auch ihr

Theil. Endlich kommt die Schönheit und überreicht dem Dichter zum Ersatz für seine Schmerzen die geliebte Rosenknospe.

Geschichte.

Geschichte der europäischen Staaten, herausg. von Heeren und Ukert. Geschichte von Portugal, von Dr. H. Schäfer. Zweiter Band. Hamburg, F. Perthes, 1839.

Dieser zweite starke Band führt die Geschichte Portugals nur bis ans Ende des 15ten Jahrhunderts und umfaßt noch nicht die Regierung König Manoels. Demnach wird die portugiesische Geschichte in der Sammlung von Heeren und Ukert verhältnißmäßig weit ausführlicher behandelt, als die Geschichte manches anderen, für uns wichtigeren Landes, z. B. der Niederlande, die in zwei Bänden abgethan worden ist, und die wohl eine erschöpfendere Behandlung, als die des Herrn van Kampen gewesen ist, namentlich in Beziehung auf die belgischen Provinzen hätte erfahren dürfen. Indeß rechtfertigt sich die größere Umständlichkeit, womit hier die portugiesische Geschichte bearbeitet ist, durch die Sache selbst. Eine genaue Geschichte ist stets dankenswerther, als eine oberflächliche und hier handelt es sich überdies von einem Land und Volke, über die wir bisher noch lange nicht genug unterrichtet gewesen sind.

Der vorliegende zweite Theil beginnt mit dem Ausgang der burgundischen Dynastie, durch welche das christliche Königreich Portugal begründet worden war. Nachdem der Verfasser die damalige Verfassung des Reichs und seiner Stände, den Streit der königlichen mit der bischöflichen Gewalt und das dadurch begünstigte Ansehen des Adels, der Ricoshomens rc. geschildert hat, beschreibt er die große Volksbewegung, durch welche die Königin Regentin Leonor, die Portugal mit Castilien verbinden wollte, vertrieben und Don Joao zuerst zum Defensor und Regedor des Reichs, später zum König erhoben wurde. Dann die glückliche, den Portugiesen stets in gesegnetem Andenken gebliebene Regierung dieses Königs und seines Connetable Nuno Alvares Pereira, der ein Ideal treuer Diener war, ein Sully und Belisar zugleich; die Siege der damals höchst kriegerischen Portugiesen über die Castilianer, wodurch Portugal seine Unabhängigkeit behauptete, die Gesetzgebung des guten Königs und die ersten Versuche der Seeherrschaft, die Eroberung von Ceuta in Afrika, die Entdeckung von Madera (im Anfang des 15ten Jahrhunderts). Hierauf die unglückliche Regierung von Joaos Sohn Duarte, die Niederlage und Gefangennehmung des Infanten Fernando (des standhaften Prinzen, dessen Schicksal Calderon besungen); den frühen Tod des Königs selbst, das großmüthige Benehmen seines Bruders Don Pedro, der für seinen jungen Sohn Affonso V. die Regierung übernimmt, die Undankbarkeit Affonsos, der den edlen Oheim und Schwiegervater (denn er war mit Pedros Tochter vermählt) ächtet, den Fall und Untergang Don Pedros in rühmlicher Schlacht; Affonsos Regierung, die Erweiterung seiner Seemacht, der Entdeckungen an der afrikanischen Küste, die Eroberung Tangers; dagegen den neuen nicht glücklichen Krieg mit Spanien. Endlich die Regierung seines Nachfolgers Joaos II., unter dem der Adel gegen die königliche Gewalt sich auflehnt und das Geschlecht Braganza, dem die Krone beschieden seyn sollte, zum ersten Mal sein Haupt erhebt.

Neue Reisen.

Reisebilder aus Süd-Deutschland und einem Theil der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838 von Gustav v. Heeringen. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Herr von Heeringen, derselbe, der den zweiten Gemahl der Königin Maria da Gloria nach Lissabon begleitete und eine sehr anziehende Schilderung seines Aufenthalts in Portugal herausgegeben hat, beschreibt in dem vorliegenden Werke eine kleinere Reise, die er von Sachsen aus nach Bayern, Salzburg, Tyrol zum Bodensee und zurück durch das Württembergische gemacht hat.

Obgleich er hier von Landschaften, Städten, Natur- und Kunstschätzen rc. spricht, die schon bekannt sind, so gibt er seinen Reiseschilderungen doch einen eignen Reiz durch die Heiterkeit, mit der er das Volksleben in den Alpenländern und die Naivetät jener gutmüthigen und herzlichen Menschen auffaßt, die man nur kennen darf, um sie zu lieben. Und auch aus der städtischen Welt gibt er uns einige glänzende Bilder, indem er Scenen aus dem Münchner Hofleben und Portraits hoher Personen entwirft, zu denen er als Cavalier den Zutritt hatte und von denen er die Ehre der Einladung genoß rc. — Auf seiner Gebirgsreise fesselten ihn insbesondere außer Salzburg und Innsbruck noch die Schlösser Ambras, das alte Lustschloß der Habsburger, wo die schöne Philippine Welser weilte, und Arenenburg, der neue Lustsitz der Königin Hortensie und ihres ungerathenen Sohnes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. September 1840.

Biographie.

Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Aus dem zwölfbändigen englischen Originalwerk sehr zweckmäßig ausgezogen, und übrigens ohne Commentar oder Anmerkungen nur mit einem kurzen empfehlenden Vorwort des Herausgebers versehen.

Das Werk ist vortrefflich und wirklich in jeder Beziehung zu empfehlen, nicht bloß dem Historiker, der hier eine völlig aktenmäßige Geschichte Washingtons findet, sondern auch jedem Gebildeten, denn was ist erfreulicher, und erhebt die Seele mehr, als die Betrachtung eines großen und zugleich reinen Charakters. Die Weltgeschichte hat deren nur wenige aufzuweisen.

Schon in seiner Jugend zeichnete sich Washington durch einen Adel der Gesinnung aus, der ihm um so mehr zum Ruhme gereicht, als er nie in aristokratische Anmaßung ausartete, sondern stets mit der reinsten bürgerlichen Tugend gesellt blieb. Man hat noch von Washingtons Hand eine Sammlung von Regeln des Anstands und der Schicklichkeit, die er als Jüngling zum eigenen Gebrauch aufsetzte, und die den Beweis liefern, wie weit er von demokratischem Cynismus entfernt war, ohne auf der andern Seite in vornehme Affektationen zu fallen. Die Lehren, die er sich selbst gab, gelten nicht einem Stande, einem Zeitalter, einer Mode, sondern sie sind gültig für alle Menschen und alle Zeiten. Sie mahnen nur daran, durch edle Sitte die Achtung vor sich selbst und vor andern zu wahren. Es sind Lehren der reinsten Humanität. Daß er aber überhaupt an das Bedürfniß solcher humaner Vorschriften dachte, erscheint in unsern Tagen ominös, da uns zahllose Reisebeschreiber übereinstimmend berichten, die nordamerikanische Bevölkerung theile dieses Bedürfniß heute noch und vielleicht mehr als je. Wenigstens war es nicht Washington, der seine Landsleute gelehrt hat, über eine Mahlzeit herzufallen wie Harpyen, die Füße auf den Tisch zu legen oder gegen den Ofen zu stemmen, seine Teppiche mit gekautem Tabak zu verunreinigen 2c.

Obgleich nun Washington so sehr für seine Sitten gestimmt war, verlangte er doch nie etwas anderes zu seyn, als Landmann. Er liebte sein Landgut leidenschaftlich, und befand sich nirgends wohler als hier im Schooße seiner Familie. Nur die Ereignisse riefen ihn in die größere Welt, und hier gewann er durch seine Talente wie durch seinen Charakter in dem Grade das Vertrauen seiner Mitbürger, daß er im Unabhängigkeitskriege Nordamerikas zum obersten Feldherrn und Dictator ernannt wurde. Wie er in dieser Stellung mit eben so viel Festigkeit als Milde, kühnem Muth und weiser Mäßigung die Angelegenheiten seines Vaterlandes zu einem glücklichen Ziele lenkte, ist weltbekannt. Ihm vorzüglich verdanken die V. Staaten wie ihre Unabhängigkeit überhaupt, so die Achtung, die sie sich vor Europa erwarben. In seiner Tugend sah man die seines Volks; er schien alle seine Mitbürger zu adeln.

Das siegreiche Heer, das er befehligt hatte, wollte ihn zum König erheben. „Die Unzufriedenheit der Officiere und Soldaten wegen des rückständigen Soldes ward immer größer, und da man jetzt glaubte, die Armee könne entlassen werden, ohne daß der Congreß die Mittel habe, die Forderungen der Truppen zu befriedigen, so äußerte sich das Mißvergnügen in lautem Klagen und Murren, was bedenkliche Folgen zu verkünden schien. Aber eine Gesinnung, die noch weit gefährlicher war, verbreitete sich im Geheimen immer mehr. In Betracht der beschränkten Gewalt des Congresses und der Abgeneigtheit der Staaten, auch die billigsten Forderungen zu gewähren, sehnte sich im Stillen ein großer Theil der Officiere nach einer veränderten Regierungsform, weil sie meinten, ihr Vortheil könne nur dadurch gefördert werden, und eine republikanische Verfassung habe

keinen Bestand. Ihre Grübeleien und Befürchtungen brachten sie so weit, daß sie sich vornahmen, ein neues kräftigeres System einzuführen. Sie erwählten einen Obersten in der Armee, der wegen seines Charakters hochgeschätzt und schon ein bejahrter Mann war, zu ihrem Anwalt, um ihre Ansichten dem Befehlshaber vorzutragen. In einem Briefe, der geschickt und fein ausgearbeitet war, wird erst der besorgliche Zustand der Dinge geschildert, die Verwicklungen der Geldverhältnisse und die unzähligen Verwirrungen, in welche das Land während des Krieges wegen seiner mangelhaften Verfassung gerathen war; zuletzt fügt der Schreiber des Briefes noch Folgendes hinzu: Dies ist für Alle, und vorzüglich für Diejenigen, welche im Kriegsdienste sind, ein deutlicher Beweis, wie schwach eine Republik ist, und daß die Armee nur darum etwas ausrichten konnte, weil sie unter Einem Oberhaupte steht. Deshalb zweifle ich keineswegs daran, wenn die Vorzüge einer veränderten Regierungsform richtig dargestellt und reiflich erwogen werden, so muß man sich ohne Anstand für dieselbe entscheiden. In diesem Falle wird, wie ich glaube, ein Jeder eingestehen müssen, daß derselbe Geist, welcher uns durch Hindernisse hindurch führte, die, wie es schien, keine menschliche Macht überwinden konnte, und uns auf dem Wege zu Ruhm und Glück voranschritt, daß die Tugenden, welchen ein großes Heer ungetheilte Verehrung und Achtung zollt, auch fähig seyn werden, uns auf dem sanfteren Pfade des Friedens zu leiten. Bei Vielen vermischt sich die Vorstellung einer Monarchie so mit dem Gedanken an Tyrannei, daß sie beide Begriffe nicht zu trennen vermögen. Deshalb würde es zuträglich seyn, dem Oberhaupt einer solchen Verfassung, wie ich sie vorschlage, einen dem Scheine nach gefahrvollen Namen zu geben; ist aber alles Uebrige beseitigt, so werden sich gewiß überzeugende Gründe anführen lassen und der Benennung König nichts mehr im Wege stehen, woraus nach meiner Meinung bedeutende Vortheile erwachsen. — Auf diese Mittheilung, die ebenso ungewöhnlich war, wie sie ihm unerwartet kam, erwiederte Washington Folgendes:

Newburg den 22sten Mai 1782.

Mein Herr!

Mit Staunen und Bestürzung habe ich das, was Sie mir übersandten, aufmerksam durchgelesen. Seyn Sie versichert, daß kein Vorfall im ganzen Kriege mir so großen Schmerz verursacht hat, als die Mittheilung, welche Sie mir machen und aus der ich sehe, daß in der Armee Gesinnungen gehegt werden, die meinen Abscheu erregen und meine strengste Zurechtweisung verdienen. Für jetzt soll das, was Sie mir geoffenbart haben, in meinem Busen verschlossen bleiben, insofern keine weitere Anregung dieser Sache mich zur Kundmachung derselben zwingt. Ich begreife nicht, wie mein Betragen Sie ermuthigt haben kann, mir einen Vorschlag zu thun, der nach meiner Ueberzeugung mein Vaterland mit dem größten Unheil bedroht, das es jemals treffen könnte. Wenn ich mich nicht durchaus über mich selbst täusche, so gibt es keinen Menschen in ganz Amerika, dem Ihre Entwürfe verhaßter seyn können, als mir. Zugleich muß ich aber, um meinen Empfindungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hinzufügen, daß Niemand so aufrichtig wie ich wünscht, der Armee möge im vollen Maaße ihr Recht geschehen; und soweit meine Macht und mein Einfluß sich auf einem verfassungsmäßigen Wege erstreckt, werde ich Alles anwenden, was in meinen Kräften steht, und keine Gelegenheit ungenutzt lassen, um Allen zu dem zu verhelfen, was ihnen gebührt. Ich beschwöre Sie deshalb, wofern Sie noch Liebe zu ihrem Vaterlande haben, Ihnen Ihr eignes und das Glück Ihrer Nachkommen am Herzen liegt, und wenn sie noch die geringste Achtung für mich hegen, so verbannen Sie diese Gedanken aus Ihrer Seele und äußern Sie nie gegen irgend Jemand, weder aus eignem Antrieb, noch im Auftrag von Andern, dergleichen Gesinnungen.

Mit vollkommener Hochachtung

Georg Washington.

Dies war die Sprache Washingtons, da ihm, als er an der Spitze der Armee und auf der Höhe seiner Macht stand, vom Volke geliebt und angebetet, der Antrag gemacht wurde, die königliche Würde anzunehmen."

Es wird nicht unergötzlich für unsere Leser seyn, dies Benehmen Washingtons mit dem anderer großer Männer, die sich in ähnlichen Fällen befanden, zu vergleichen. Was that Cäsar, als er an der Spitze einer siegreichen Armee in Rom eingezogen war? Hören wir Drumann, der die Nachrichten der alten Römer am kürzesten zusammengefaßt hat. „Schon lange hatte sich unter der Hülle des Volksfreundes der künftige Herrscher angekündigt, als er die Abstammung der Julia, einer Frau seines Geschlechtes, von einem Könige und einer Göttin hervorhob, und mitunter nach dem Beispiele der Könige von Alba, seiner angeblichen Ahnen, eine rothe und hohe Fußbekleidung trug. Nach der Entwaffnung seiner Feinde duldete er es gern, daß man ihn vorerst im Bilde den Königinnen zugesellte, und seine Anhänger verstanden ihn, wenn sie unerachtet des gelinden Tadels, mit welchem er es ablehnte, im Kreise der Vertrauten ihn König nannten, und dann dem Volke diesen Titel zu entlocken suchten. Um die Stimmung zu erforschen, ließen sie an seiner Statue auf der Rednerbühne einen Lorbeerkranz mit dem Diadem befestigen; die Tribune Marullus und Caesetius entfernten

die Binde, und der Mensch, welcher sich zu dem frevelhaften Werke hergeliehen hatte, wurde auf ihren Befehl verhaftet, „weil der Dictator einen solchen Unfug nicht wolle;“ jubelnd folgte ihnen das Volk und pries sie als die neuen Brutus. Cäsar bedauerte nur, wie man sagte, daß die Tribune ihm zuvorgekommen seyen. Aber er dachte anders. Bald darauf gibt er eine Ovation. Die Römer begrüßten ihn mit freudigem Zuruf, Einige als König; das Volk sollte einstimmen, es verstummte, ein dumpfes Murren ließ keinen Zweifel übrig, daß auch dieser Versuch mißlungen sey, und jene Tribune schickten die lautesten Schreier ins Gefängniß; nun erklärte der Dictator, sein Name sey Cäsar, nicht König, im Senat aber beschuldigte er Marullus und Caesetius, daß sie ihr amtliches Ansehen mißbrauchten, um solche Auftritte herbeizuführen und ihn zu verdächtigen; doch wurden sie nur ihres Amtes entsetzt, und aus der Curie geschlossen. Durch solche Versuche wurde nichts vorbereitet und alles verdorben; die zagende Hand deutet auf Unrecht, die Bewerbung auf die Befugniß, zu verweigern. Dennoch wendete er sich von Neuem an das Volk, und mit der Kühnheit eines Spielers, welcher das Letzte einsetzt. Ein Consul mußte ihm in dessen Namen öffentlich antragen, was er wünschte. Man irrte aber eben darin, daß es öffentlich geschah, daß die Römer gegen sich selbst zeugen, durch Zuruf eine Unwahrheit bekräftigen sollten; die Republik wurde gleichsam von Angesicht zu Angesicht mit der Monarchie zusammengestellt, ihr Bewußtseyn kehrte zurück, sie erhielt ihre Waffen wieder, mit dem Ansinnen, sich selbst zu vernichten, und sie weigerte sich. Die Hauptrolle übernahm Antonius; er war als Consul dazu berufen, beredt, furchtlos, gewandt und dem Dictator ergeben. Am Tage der Lupercalien begab sich Cäsar im Triumphal-Schmuck auf die Rednerbühne, von seinem goldenen Sessel den Aufzug zu sehen. Als Vorsteher der julischen Priester zeigte sich Antonius wohl gesalbt und nackt, den Gürtel ausgenommen, und hielt eine angemessene Rede an die Versammlung. Dann näherte er sich Cäsar; man sah das Diadem in seiner Hand, und Alles seufzte; er versuchte es mit den Worten, dies sendet Dir das römische Volk durch mich, um Cäsars Stirn zu binden, und veranlaßte lautes Wehklagen; der schwache Zuruf der Freunde und Erkauften ermuthigte nicht, Cäsar nahm das Geschenk nicht an, und es ertönte ein allgemeines Beifallsgeschrei. Aber Antonius blieb fest; fußfällig, im Namen des Vaterlandes beschwur er Cäsar, dessen Wünsche zu erfüllen; doch der Erfolg war derselbe, und Cäsar das verwegene Spiel durch die Erklärung: nur Jupiter sey König von Rom. Die Binde schickte er auf das Capitol, und in den Fasten mußte man bei diesem Tage bemerken, sie sey ihm auf Befehl des Volks von Antonius angetragen und von ihm abgelehnt.“

Was that in ähnlicher Lage Oliver Cromwell, als er an der Spitze seines Heeres in London eingezogen war und das Parlament zum blinden Werkzeug seines Willens gemacht hatte? Hören wir Hume: „Der Oberst Jephson wagte es, um die Neigung des Hauses zu erforschen, den Vorschlag zu thun, daß das Parlament dem Cromwell die Krone antragen möchte, und entdeckte dabei keine Verwunderung, und keinen Widerstand. Als Cromwell den Jephson hernachmals fragte, was ihn bewogen hätte, einen solchen Vorschlag zu thun; sagte er: „so lange ich die Ehre habe, im Parlament zu sitzen, muß ich den Vorschriften meines eigenen Gewissens folgen, so unglücklich ich auch immer seyn mag, Sie zu beleidigen.“ Geh, sagte Cromwell, indem er ihn sanft auf die Schultern schlug, geh du närrischer Kerl. Um sich den Weg zu diesem Schritte, den er so brünstig wünschte, zu bahnen, entschloß sich Cromwell, seine Generalmajore aufzuopfern, von denen er wußte, daß sie der Nation höchst verhaßt wären. Dieser Schritt war auch zu seiner eigenen Sicherheit nothwendig geworden, denn die Generalmajore, welche eine so ausnehmende Gerichtsbarkeit hatten, fingen an, einen besondern Anspruch auf die Gewalt zu machen, und waren dem Protector selbst furchtbar geworden. Er verständigt sich mit dem Parlament und so wurde ausgemacht, daß die Gewalt der Generalmajore verringert, oder vielmehr gänzlich vernichtet werden sollte. Zuletzt schlug der Aldermann Pok auf eine förmlichere Art vor, daß der Protector mit der königlichen Würde bekleidet werden möchte. Dieser Vorschlag erregte Anfangs viele Unordnungen, und theilte das Haus in Parteien. Der vornehmste Widerstand kam von den Generalmajoren, und solchen Officieren, die dem Protector am nächsten standen. Lambert, ein Mann voll tiefer Intriguen, und von großem Ansehen in der Armee, hatte lange den Ehrgeiz gehabt, dem Cromwell in seinem Protectorat zu folgen; und sah voraus, daß mit der Wiederherstellung der Monarchie auch das Erbrecht wiederhergestellt, und die Krone auf Cromwells Nachkommen übergehen würde. Er schützte also eine Gewissenhaftigkeit vor; und indem er gegen die königliche Regierung alle bürgerliche und religiöse Bedenklichkeiten wieder rege machte, welche man unter dem letzten Stuart mit so vielem Fleiß ausgebreitet hatte, so machte er sich eine zahlreiche Partei. Hingegen wurde der Vorschlag von allen unterstützt, welche dem Protector persönlicher ergeben waren. Auch viele Personen, denen ihr Land am Herzen lag, ließen ihre Hoffnung fahren, daß sie jemals im Stande seyn würden, die gegenwärtige widergesetzliche Regierung umzustoßen, und wollten gern dadurch, daß sie dieselben wieder

auf ihre alten Grundfesten erbauten, den Protektor durch eine Sorge für seine eigene Sicherheit zu einer Achtung für die alten Gesetze und Freiheiten des Königreichs bringen. Sogar die Anhänger des Königs traten unvorsichtig diesen Maßregeln bei; und hofften, wenn nur die Frage blos von Personen, nicht von Regierungsformen wäre, so würde kein Mensch zwischen der alten königlichen Familie und einem unedlen Usurpator, der sich durch Blutvergießen, Verrätherei und Treulosigkeit den Weg zum Thron gebahnet hätte, lange wählen können. Die Bill ging also mit einer großen Ueberzahl von Stimmen durch; und es wurde eine Comité ernannt, welche mit ihm disputiren sollte, um die Bedenklichkeiten, welche er wieder die Annehmung dieses freigebigen Antrages vorgab, zu überwinden. Die Conferenz dauerte verschiedene Tage lang. Die Comité gründete sich darauf, daß alle Statuten und Gewohnheiten von England auf einer vorausgesetzten königlichen Gewalt beruheten, und nicht ohne äußersten Zwang nach einer andern Regierung eingerichtet werden könnten. Die Schwierigkeit war nicht, den Cromwell zu bereden. Er war völlig von der Gründlichkeit dieser Schlüsse überzeugt; und sowohl seine Neigung, und sein Urtheil war völlig auf der Seite der Comité. Aber es war die Frage, wie man die Armee auf gleiche Gedanken bringen sollte. Unentschlossen zwischen dieser Furcht, und seiner brünstigen Begierde, zog Cromwell die Sache in die Länge, und schien sich den Gründen der Comité immer zu widersetzen, in der Hoffnung, daß es ihm noch durch Kunstgriffe glücken möchte, die wiederspenstigen Gemüther der Soldaten zu dieser neuen Würde zu bewegen. Der Obrist Pride veranstaltete eine Bittschrift wider das Amt eines Königes, welche von den meisten Officieren, die sich in London und in der Nachbarschaft aufhielten, unterzeichnet wurde. Man sagte, verschiedene Personen hätten sich verpflichtet, den Protektor einige Stunden, nachdem er das Anerbieten des Parlaments angenommen haben würde, zu ermorden. Man befürchtete mit Recht eine plötzliche Meuterei in der Armee. Und nach dem allem war Cromwell, nach der Angst und Verlegenheit eines langen Zweifels, zuletzt gezwungen, die Krone auszuschlagen, welche ihm die Repräsentanten der Nation aufs feierlichste angeboten hatten.

(Schluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

Virgilien. Nächtliche Lieder von Lebrecht Dreves. Bonn, König, 1839.

Nächtliche Lieder, in ihren Unterabtheilungen noch besonders betitelt: Wald- und Reiseschatten, Liebestraum, dunkle Stunden, Schattenbilder. Es sollte dem Leser also, indem er in diese poetische Nacht eintritt, ganz dämmerig, unheimlich und schauerlich werden. Indeß scherzt der Dichter nur; er gehört keineswegs zu den düstern Gemüthern. Er ist nicht einmal über die Gebühr sentimental, sondern meist ein recht heiterer Reimer. Wenn er je einmal weltschmerzlich scheint, so ist es reine Spielerei, z. B.

Ich wollt', es gäb' keine Sonne,
Dann braucht' ich nicht zu seh'n,
Daß doch sie muß am Abend
Wie Alles untergeh'n.

Ich wollt', es gäb' keinen Sommer,
Dann wär' mir unbewußt,
Daß er nicht Gluth entzündet
In freudenleerer Brust.

Ich wollt', es gäb' keinen Himmel,
Dann dächt' ich nicht daran,
Daß man ihn wohl gewinnen,
Doch auch verlieren kann.

Doch finden sich auch recht wohlgelungene Gedichte, z. B. ein hübsches Bild vom Rhein:

Auf des Rheines Spiegelwellen
Liegt ein Schiff, noch festgebannt,
Seinen Kiel, den windesschnellen,
Gegen Norden hingewandt,
Schwarzen Dampfes eine Säule
Quillet aus dem engen Schlot
Gleich dem Mohr, der mit Geheule
Ketten zu zersprengen droht.

Dieses Bild ist nicht minder glücklich, wie das von den schwarzen Schwänen, das Anastasius Grün von den Dampfschiffen gebraucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. September 1840.

Biographie.

Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1839.

(Schluß.)

Und was that Napoleon, als er in gleicher Lage an der Spitze des Heeres die Volksbehörden sich unterjocht hatte? Hören wir Mignet: „Der feile Senat wurde bearbeitet, sich bittweise an den ersten Consul zu wenden. Der Präsident François de Neuchâteau drückte sich so aus: „Bürger, erster Konsul, Sie gründen eine neue Zeitrechnung, aber Sie müssen solche verewigen: der Glanz ist nichts ohne die Dauer. Wir können nicht bezweifeln, daß dieser große Gedanke Sie bereits beschäftigt habe, denn Ihr schöpferisches Genie umfaßt alles, und vergißt nichts. Allein verschieben sie es nicht; Sie werden von der Zeit gedrängt, und von Ereignissen, von den Verschworenen und von den Ehrgeizigen; Sie werden in anderem Sinne gedrängt, durch eine Unruhe, welche die Franzosen in Besorgniß erhält. Sie können die Zeit fesseln, die Ereignisse beherrschen, die Ehrgeizigen entwaffnen, ganz Frankreich beruhigen, indem Sie ihm Institutionen ertheilen, die Ihr Gebäude befestigen, und für die Kinder fortdauern lassen, was Sie für die Väter thaten. Bürger, erster Consul, seyen Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Bürger zu Ihnen spricht." Bonaparte antwortete dem Senat aus Saint-Cloud am 5. Floreal des Jahrs XII (25. April 1804): „Ihre Zuschrift ist mir nicht aus dem Sinne gekommen; sie ist der Gegenstand meines beständigen Nachdenkens gewesen. Sie haben die Erblichkeit des höchsten Amtes für nöthig erachtet, um das Volk gegen die Komplotte unserer Feinde und gegen die Unruhen, die aus dem Ehrgeiz von Nebenbuhlern hervorgehen, sicher zu stellen. Zugleich scheinen Ihnen mehrere unserer Institutionen der Vervollkommnung zu bedürfen, um für immer den Sieg der Gleichheit und öffentlichen Freiheit zu sichern, und der Nation sowohl als der Regierung die doppelte Garantie zu gewähren, die sie nöthig haben. Je mehr ich meine Aufmerksamkeit auf diese großen Gegenstände gerichtet habe, je mehr habe ich gefühlt, daß mir in einem eben so neuen als wichtigen Umstand Ihr weiser und erfahrener Rath nothwendig sey, um alle meine Ideen festzustellen. Ich fordre Sie also auf, mir Ihre Gedanken ganz zu offenbaren." Der Senat erwiederte hierauf seinerseits am 14. Floreal (3. Mai): „Der Senat glaubt, daß es für das französische Volk vom höchsten Interesse sey, die Regierung der Republik Napoleon Bonaparte als erblichen Kaiser anzuvertrauen." Durch diesen einstudirten Auftritt machte man die Einleitung zur Errichtung des Kaiserthums. Der Tribun Curé begann die Erörterung im Tribunat durch einen ordnungsmäßigen Antrag; er machte dieselben Gründe geltend, wie die Senatoren. Sein Antrag ward mit Bereitwilligkeit aufgenommen. Carot allein hatte den Muth das Kaiserthum zu bekämpfen: „Ich bin weit entfernt," sprach er, „das dem ersten Konsul ertheilte Lob schmälern zu wollen; aber welche Dienste auch ein Bürger seinem Vaterlande geleistet haben mag, es gibt Grenzen, welche die Ehre sowohl als die Vernunft der Nationalerkenntlichkeit setzen. Wenn dieser Bürger die öffentliche Freiheit wiederhergestellt, wenn er das Heil seines Vaterlandes bewirkt hat, kann man ihm dann die Aufopferung eben dieser Freiheit als Belohnung anbieten, und hieße es nicht sein eigenes Werk vernichten, wenn man dies Vaterland zu seinem erblichen Eigenthum machte? Von dem Augenblick an, wo man dem französischen Volke vorschlug, über das lebenslängliche Konsulat abzustimmen, konnte jeder leicht einsehen, daß noch etwas im Hintergrunde sey: man sah eine Menge offenbar monarchischer Institutionen eine auf die andere folgen. Jetzt

endlich enthüllt sich das Ziel so vieler vorläufigen Maßregeln: wir sind berufen, uns über den förmlichen Vorschlag zur Wiederherstellung der Monarchie und zur Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an den ersten Konsul auszusprechen. Ward denn die Freiheit dem Menschen nur gezeigt, daß er sie nie genießen könne! Nein, ich kann es nicht zugeben, dies so allgemein allen andern vorgezogene Gut, ohne welches die andern nichts sind, als eine bloße Täuschung zu betrachten! Mein Herz sagt mir, daß die Freiheit möglich, daß ihre Regierung leicht und dauerhafter ist, als irgend eine willkürliche Herrschaft. Ich habe seinerseits gegen das lebenslängliche Konsulat gestimmt, eben so stimme ich gegen die Wiederherstellung der Monarchie, wie ich in meiner Eigenschaft als Tribun verpflichtet zu seyn glaube." Allein er war der einzige, der so dachte, und seine Amtsgenossen erheben sich um die Wette und mit Erstaunen gegen die Meinung dieses einzigen, freigebliebenen Mannes."

Wie beschämt stehen die großen Männer Cäsar, Cromwell, Napoleon vor der Muse der Geschichte, die so elende Umtriebe von ihnen berichten muß! Wie rein, wie herrlich aber steht Washington da, erhebend die edle freie Stirn, die das Diadem ausschlug.

Wie als Feldherr im Kriege, so zeichnete sich Washington auch später als Staatsmann im Frieden aus, durch Festigkeit und Mäßigung. Dies offenbarte sich besonders beim Ausbruch der französischen Revolution, deren schmutzigen Jakobinismus Washington von sich wies. For konnte sich nicht enthalten, ihm damals im englischen Parlament ein unsterbliches Lob zu sagen (1794): „Ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit des Generals Washington, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, zu gedenken, dessen Verfahren so verschieden von demjenigen der Minister unseres Landes ist. Wie unendlich viel weiser sind die Grundsätze, welche er in seiner letzten Rede an den Kongreß aussprach, als die Politik aller neueren europäischen Höfe! Fürwahr, ein ruhmwürdiger Mann! dem nicht sowohl seine hohe Stellung, als der Adel seines Gemüthes Ehre verleiht; vor dem alle erborgte Größe in nichts versinkt, gegen den alle Potentaten Europas, die Glieder unserer königlichen Familie ausgenommen, gering und verächtlich erscheinen! Er bedurfte es nicht, seine Zuflucht zu politischen Kunstgriffen oder vorgebildeten Schrecknissen zu nehmen; denn dieselben Mittel stützen seine Macht, durch die er sie erwarb, und sein Verfahren trug immer den Stempel der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit. Ungeachtet der Dankbarkeit, welche Amerika Frankreich für den Beistand schuldig war, den es ihm in dem großen Kampfe, welcher ihm seine Unabhängigkeit sicherte, geleistet hat, ließ Washington sich doch durch nichts dazu bewegen, in seinen Ansichten über die Neutralität wankend zu werden. Nachdem er sich einmal den Weg vorgezeichnet hatte, den ihm sowohl die Dankbarkeit als die Politik als den richtigsten anrieth, konnten alle Beleidigungen und Herausforderungen des französischen Ministers Genet ihn nicht von seinem Vorsatz abwendig machen. Er hatte keine Furcht vor den Jakobinern, ihre Grundsätze setzten ihn nicht in Schrecken, und er hielt es nicht für nöthig, ihre Fortschritte zu hemmen. — Er wußte, daß das Volk, dessen Vorstand er ist, die eignen Rechte und Pflichten kennt. Und er vertraute darauf, der richtige Sinn desselben werde sich dem Einfluß der Kunstgriffe widersetzen, welche angewendet werden, mißleitete Gemüther zu entflammen; er war davon überzeugt, so lange die Regierung sich die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen zu bewahren wisse, könne keine Gefahr ihr drohen; und zwar muß dies nicht eine blinde, unvernünftige Liebe, nicht ein unbedingt hingebendes Vertrauen seyn, sondern aus der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Regierung, aus der Erfahrung ihrer wohlthätigen Wirkung entspringen. Ich fühle mich in der That gedrungen, die Weisheit und das Glück dieses großen Mannes zu bewundern. Dadurch, daß ich seines Glückes erwähne, will ich sein großes Verdienst nicht im mindesten herabsetzen. Wir müssen es jedoch, ungeachtet seiner glänzenden Gaben und seiner makellosen Rechtschaffenheit, als ein großes Glück ansehen, daß ihm ein Loos zufiel, das den Sterblichen so selten zu Theil wird, und daß er durch so mannichfache Schicksale ohne Versündigung und ohne Vorwurf hindurchgegangen ist. Es ist wirklich höchst staunenswürdig, daß in einer so langen Reihe von Jahren, in so verwickelten Verhältnissen und auf einem so hohen Platze, sich niemals Zweifel gegen seinen Charakter erhoben haben; daß er nie und bei keiner Gelegenheit weder einer ungeziemenden Anmaßung, noch einer verächtlichen Unterwürfigkeit in seinen Unterhandlungen mit fremden Mächten beschuldigt worden ist. Ihm hatte der Himmel es vorbehalten, den Gipfel des Ruhmes zu erklimmen, ohne daß je ein Hinderniß seinen Lauf hemmte."

Benjamin Franklin, der selbst nicht ganz ohne Eitelkeit war, und der als Gesandter der Vereinigten Staaten in Frankreich großes Aufsehen erhalten hatte, machte Washington den sonderbaren Vorschlag, mit ihm zu reisen, d. h. sich bewundern zu lassen. Washington erwiederte: „Sie schlagen mir vor, nach dem Kriege eine Reise mit Ihnen zu machen, und dieser Antrag könnte mich wirklich bewegen, den Plan, mich gänzlich zurückzuziehen, fahren zu lassen und nach Europa zu kommen; aber meine angeborne Neigung zur stillen Häuslichkeit scheint dadurch, daß ich ihr gar nicht genügen kann, immer mehr zu wachsen." Und nach dem Kriege schrieb

er an Lafayette: „Endlich, mein lieber Marquis, lebe ich wieder als friedlicher Bürger an den Ufern des Potomac, unter dem Schatten meines eigenen Weinstocks und Feigenbaums; von dem Lärm des Lagers und der Geschäftigkeit des öffentlichen Lebens erlöst, erquicke ich mich an den stillen Freuden, von denen weder der Soldat, welcher stets dem Ruhme nachjagt, etwas weiß; noch der Staatsmann, der mühevolle Tage und schlaflose Nächte damit hinbringt, Plane zu entwerfen, welche die Wohlfahrt seines Vaterlandes befördern sollen, indem sie vielleicht andere Völker ins Verderben stürzen, als ob dieser Erdkreis nicht Raum genug hätte für uns Alle; noch der Hofmann, der beständig auf das Angesicht seines Fürsten achtet, in der Hoffnung, vielleicht ein gnädiges Lächeln zu erringen. Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, ich ziehe mich auch in mein eigenes Innere zurück und fühle mich fähig, die einsamen Wege und stillen Pfade des Lebens mit herzlicher Freude zu betreten. Keinen werde ich beneiden und für Alle ein herzliches Wohlwollen hegen; dies sey die Regel meines Wandels, und so will ich sanft den Strom des Lebens hinabschiffen, bis ich bei meinen Vätern schlafe."

Als Washington die Feldherrnstelle niederlegte, erließ er ein Rundschreiben an die Gouverneure der Provinzen, worin er dem Vaterlande zu seiner Befreiung Glück wünschte und zugleich einige erhabene und prophetische Worte der Warnung sprach: „Die Gründung unseres Reiches fällt nicht in die finstern Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens, sondern in eine Epoche, wo die Rechte der Menschheit besser verstanden und deutlicher ausgesprochen werden, als in irgend einem frühern Zeitabschnitt. Diejenigen, welche die Bedürfnisse und Forderungen des Menschen im geselligen Zustand zum Zweck ihres Nachdenkens machen, sind in ihren Forschungen weiter vorgedrungen als früher; die durch eine lange Reihe von Jahren von Philosophen, Gelehrten und Staatsmännern aufgehäuften Schätze des Wissens sind uns zur Benutzung geöffnet und wir können uns der gesammelten Erfahrung und Weisheit bei der Begründung unserer neuen Regierungsform bedienen. Die freie Ausbildung aller Wissenschaften, die unbegrenzte Ausdehnung des Handels, die fortschreitende Verfeinerung der Sitten, die wachsende Veredlung der Gesinnungen und vor Allem das reine, segnende Licht der geoffenbarten Religion, haben den beglückendsten Einfluß auf das menschliche Geschlecht ausgeübt und alle Vorzüge des gesellschaftlichen Zustandes unendlich vermehrt. In diesem Glück weissagenden Zeitpunkt erheben die Vereinigten Staaten sich zu der Würde eines selbstständigen Volkes; und wenn die Bürger dieses Landes nicht vollkommen frei und glücklich werden, so tragen sie selbst einzig und allein die Schuld."

Große, tiefbedeutsame Worte! Hat wohl Nordamerika alles gethan, was ihm hier vorgezeichnet ist? Hat es den Geist nicht sehr vernachlässigt über dem Geldinteresse?

Dichtkunst.

Die Sage vom Minneberg des Neckarthals. Ein Romanzenkranz von Friedrich Ernst. Mit Umrissen, nebst einer Musikbeilage von Hetsch. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1840.

Dieses sehr artig ausgestattete Werkchen theilt eine einfache und rührende Volkssage mit, die der Dichter mit vieler Anmuth etwas weiter ausgesponnen hat, ohne ihr den Grundcharakter zu nehmen. Der junge Ritter Edelmuth liebt die schöne Minna von Horneck, die ihn zärtlich wieder liebt, deren Vater ihn aber als einen zu armen Freier abweist und dagegen den reichen Grafen von Schwarzenberg für sie ausersieht. Edelmuth wirft seinen Nebenbuhler im Turnier nieder, erlangt aber von dem alten Hornecker nichts, als die Zusage, wenn er ins heilige Land ziehe und nach fünf Jahren glücklich wiederkehre, solle er die Tochter freien dürfen. Der Ritter nimmt wehmuthsvollen Abschied, haut und sticht sich wacker mit den Sarazenen herum und — wird gefangen. Schon soll er gleich den übrigen Gefangenen hingerichtet werden, da schilt er die Türken feige, daß sie Gefangene morden. Der wüthende Pascha wirft seinen Dolch nach ihm, trifft aber nicht den Ritter sondern den Henker. Dies wird als eine Fügung Gottes angesehen und der Ritter wird nicht nur gerettet, sondern erlangt auch die Gunst des Pascha. An seinen rauhen Norden gewöhnt, findet er sich hier plötzlich in ein unbekanntes Paradies versetzt:

Aufgeht ihm ein neuer Himmel,
Eine zaubervolle Welt,
Schwelgen sieht er Mensch und Erde,
Ueberall der Schleier fällt.

Jede Blumenlippe lispelt
Von der Erde Liebesgluth;
Hoch gen Himmel steigt die Pinie
In dem frohsten Lebensmuth.

Die Platane streckt die Arme
Liebesehnend nach ihr aus,
Der Orange Feuerwange
Lockt den Mund zum süß'sten Schmaus.

Selbst das Meer läßt von dem Zorne,
Glatt es seine Stirne zieht,
Von dem Bade heißer Busen
Seine bleiche Wange glüht.

Durch des Harems Gitterfenster
Wird der Blick zum Dragoman,
Daß des Fremdlings Auge flammet,
Doch dik Dogge schaut es an; —

Nach der Myrthe duft'gen Hainen
Lockt der Bajaderen Lied,
Und er lauscht, bis eine Schlange,
Unter'm Fuße zischend, flieht.

Auf den Polstern ruht Nadehla,
Sich in Träume einzuwiegen,
Schmeichelnd an der Sclavin Busen
Ihre Wangen Blumen schmiegen.

Mit den Blumen spielt sie wieder,
Rasch entblätternd Ros' auf Rose,
Und die schwarzen, schweren Locken
Ringeln sich in ihrem Scheose;

Keine Locke will sich fügen,
Keine Flechte will gelingen,
Sinken wollen stets die Arme
Und die Hände nimmer schlingen;

Durch der Fenster goldne Gitter
Stehlen Kuß auf Kuß die Lüfte,
Und, berauscht von ihrem Odem,
Wirbeln Falter um die Hüfte.

Aus den Augen strahlt ein Zauber,
Wie des Himmels Blick ihn spendet,

Denn ihr Auge hat versenket
Sich in eines andern Tiefe,
Doch ihr Herz kein Herz gefunden,
Und die Blumen — waren Briefe.

Das Glück will ihrer Liebe wohl, denn der Pascha selbst macht sie unaufgefordert dem Ritter zum Geschenk. Aber Edelmuth — verschmäht sie und schenkt ihr die Freiheit. Er will zurück zur Heimath kehren und schon schwellen die Segel das Schiff, das ihn zu seiner verlassenen Minna zurücktragen soll. Da scheitert das Schiff in einem Sturm und Niemand als Edelmuth und sein treuer Hund retten das Leben; aufs neue angeschmiedet an den Orient findet er auch die schöne Nadehla wieder, rettet sie aus den Händen von Räubern, muß sie aber in seinen Armen sterben sehen. Endlich wird es ihm möglich, wirklich heimzukehren. Aber schon ist es zu spät, das fünfte Probejahr verflossen. Die schöne Minna hat treulich und geduldig geharrt und in letzten Jahren die einsame Burg des Ritter Edelmuth besucht und darin vor dem Marienbilde in froher Hoffnung gebetet. Aber der Ritter bleibt aus. Da meldet sich der alte Freier wieder, Graf Schwarzenberg, und der Hornecker sagt ihm zu. Aber die treue Minna flieht und verbirgt sich tief im Walde.

In langen Reihen stehen die Finstern weit umher,
Auf Meilen in die Runde und recken, Speer an Speer,
Die Wipfeln nach den Wolken, als wären sie die Wacht,
Wenn durch die Auen Donner des Wolkenkampfes kracht.

Still ist es um die Düstern, es weckt der leise Fall
Des dürrsten Zweiges schnelle des Echos lauten Schall,
Daß in der Schluchten Tiefe aus dumpfem Schlaf erwacht
Die Eule und die Runde um Wald und Felsen macht.

Und aus der Felsen Ritzen wälzt sich der Nattern Knäul,
Der gelbe Wanst des Molches, des Menschenauges Gräul,
Es rennet die Eidechse im Zickzack durch das Moos,
In Sätzen springt der Kuder auf seine Beute los.

Des Waldes Sänger suchen den dichtbelaubten Hain,
Den Zahn sich scharf zu wetzen, kehrt kaum der Eber ein,
Die Krähe krächzt ihr Wehe vom Gipfel nur herab,
Und in den Schluchten wühlet der Dachs sein Wintergrab.

Des Geiers Kralle wühlet hier sicher in dem Raub,
Der Waidmann eilt vorüber, sein Auge suchet Laub,
Der Bettler kaum, zu brocken, keucht über Moos und Stein,
Da mag für einen Flüchtling wohl sich're Stätte seyn.

Hoch auf der Felsen Spitzen einsam ein Wandrer steht,
Ist es ein Geist der Berge, der sich im Wald ergeht?
Er lenket nach der Tiefe so zagend und so scheu,
Dem ist der Blick der Schluchten — dem ist ihr Grauen neu.

Aus des Gewandes Falten greift nach dem Strauch die Hand,
Weiß, gleich dem Elfenbeine; wer hat sie nicht erkannt?
Die Jungfrau ist es, Minna, des Hornbergs schöne Braut,
Die zitternd bald zur Tiefe, bald nach dem Himmel schaut.

Der kleine Fuß, geformet für Blumenpfade nur,
Zeigt von des Dornes Rissen die blutgetränkte Spur,
Der weiche Arm, gerundet, zu fesseln nur die Lust,
Nun sieht man ihn umflammern der Felsen harte Brust!

In dieser Waldwildniß lebt sie nun als Einsiedlerin und stirbt langsam in Sehnsucht hin. Endlich kehrt der Ritter heim und sucht sie. Die Niemand gefunden, er findet sie, aber sie stirbt in dem Augenblick, in dem sie ihn wiedersieht. — Ein zarter Hauch schwebt über diesem Gedicht, wie über den rührenden Einsiedlersagen der indischen Poesie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 30. September 1840.

Kirchliche Literatur.

1) Der protestantische Gottesdienst und die Kunst in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp., 1840.

Ein Erlaß des K. Preuß. Ministers v. Schuckmann vom 17. September 1814 kündigte (unmittelbar nach der Rückkehr des Königs aus dem großen Kriege) der protestantischen Kirche Reformen an, die „dem Gottesdienst mehr Feierlichkeit geben sollten, da der bisherige das Gemüth nicht genug mehr errege und ergreife." Diese Worte waren das erste Signal einer ästhetischen Reaction im Protestantismus. Zwar schreitet diese Reaction sehr vorsichtig und langsam fort, doch gewinnt sie im Stillen immer mehr Terrain. Zuerst beschränkte sie sich auf die lutherische Confession, jetzt regt sie sich auch in der calvinischen. Die Lutheraner waren es, die mit dem Beispiel vorangingen und das bisher herrschende System, welches die Kunst aus der Kirche verbannt wissen wollte, zu bestreiten wagten. Man erinnerte sich, daß Luther selbst für alles Schöne Sinn hatte, daß er nicht nur der Kirchenmusik einen neuen Impuls gab, sondern auch die Bilder, den Schmuck, den die bildenden Künste der Kirche gewähren, namentlich vertheidigte, und daß nicht er, daß es vielmehr nur der Zelotismus seiner Nachfolger war, der die protestantische Kirche alles Schönen entkleidete. Man frug sich, ob denn die Kunst, eine der edelsten Gaben, die wir von Gott empfangen haben, unwürdig seyn sollte, auch Gott zu dienen? Man machte Versuche, man gab dem Gottesdienst in Preußen, wie es jener Ministerialerlaß zuerst verkündigt hatte, mehr Feierlichkeit. Eine große Bewegung kam insbesondere in die kirchliche Lyrik und Musik. Selten, doch aber hin und wieder, wurde auch der Wunsch ausgesprochen, man möchte die bildende Kunst nicht ganz außer Acht lassen. Selbst für Veredlung der so lange tiefgesunkenen Kirchenbaukunst zeigte sich in jüngerer Zeit wieder einiger Sinn.

Die Calvinisten blieben hinter den Lutheranern nicht zurück. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, ein reformirter Geistlicher, stimmt vollkommen in die ästhetischen Wünsche der Lutheraner ein. Auch ist seine Stimme nicht die erste, die von der Schweiz aus auf solche Weise sich vernehmen läßt. Vergl. Nr. 16 des Literaturblatts vom vorigen Jahre.

Natürlicherweise verwahrt sich der Verfasser gegen jede Mißdeutung, als wolle er dem Bilderdienst das Wort reden. Er will aus den Werken der Kunst nicht Gegenstände der Anbetung machen, sie sollen nur als Mittel dienen, das Gemüth zu erheben und den Gesammteindruck des Gottesdienstes zu vermehren.

Er weist nach, wie die reformirte Kirche selbst von dem Extrem, zu dem sie anfangs ausgeschweift, wieder zurückgekommen sey: „Das Ringen nach einer Vollkommenheit, die auf Erden nicht möglich ist, zeichnet die Reformirten aus, gibt ihnen einen Ernst und eine Würde, wie sie bei andern Kirchenparteien selten ist. Aber so schön und ehrwürdig dies ist, kann es doch nicht gut seyn, wenn das so mannichfache Gute, das Gott uns auf dieser Erde gegeben, so sehr verkannt wird, daß bei Vielen das nach der Theorie trübselige Leben wirklich praktisch trübselig wird, daß die Freudenfeste der Kirche ganz in die Tage der Buße verwandelt werden. Eine richtige Schätzung der Sinnlichkeit wird auch diese als der Heiligung fähig und bedürftig erkennen und zum Frieden der Seele helfen, während eine übertriebene Geistigkeit entweder zur Abtödtung des Fleisches oder zum großen Widerstande desselben führt, was beides gleich irreligiös und unsittlich wäre. Die Stifter der reformirten Gemeinschaft sind zwar nie so weit gegangen, und wie bei ihnen Gebet, Gesang und Sacrament durch eine eigenthümliche Gewalt alter Liebe sich erhielten, indem ihnen der lehrhafte Charakter aufgedrückt wurde, wie die Freiheitscocarde einem beliebten Edelmanne, so

erhielten diese Uebungen sich auch bei ihrer Partei immer fort, ja bald genug durch ihren eigenen Werth, ohne scheinen zu müssen, was sie nicht waren. Ja es kehrten auch bald die Orgeln in die Kirchen zurück, und das Geläute vertrat nicht mehr bloß den Einlader zum Gottesdienste; man hörte wieder feierliches Grabgeläute, die Betglocke, das Samstags- und Sylvestergeläute; die goldenen und silbernen Gefäße kehrten an vielen Orten wieder, ohne das hellere Gold ihres Inhaltes zu verdunkeln; gemalte Scheiben hatte man meist stehen lassen, jetzt wurden sie wieder gesucht; wo man mit den Katholiken gemeinsame Kirchen hatte, brauchten sich ihre Altäre und Bilder nicht mehr hinter Vorhänge und Schranken zu verbergen. So näherte man sich in Bezug auf die Kunst wieder den andern Parteien; doch stand man noch lange nicht mit den Lutheranern auf *einem* Boden."

Der Gegensatz der calvinischen und lutherischen Kirche wird hier sehr gut aufgefaßt: „Man hat Luther nicht begriffen, daß er mit den Schweizern keinen Frieden haben wollte und nur wegen des Abendmahls eine Gemeinschaft ausschlug, die so großen Nutzen in jeder Beziehung versprach. Man wollte seine Halsstarrigkeit aus seinem Widerwillen gegen Carlstadt erklären, dem er, auch wo er Recht gehabt hätte, nichts würde haben gelten lassen, und suchte in der äußern Aehnlichkeit der Texterklärung genügenden Grund für sein Benehmen. Die Antwort, die er dem Zwingli in Marburg gegeben: „Das ist mir eine verfluchte Liebe, die mir Vater und Mutter, Weib und Kinder mordet und sagt hernach: Lieber laß uns Frieden halten, es hat nichts zu bedeuten," hätte genug zeigen sollen, daß ein tieferer Grund da war, der nicht in der Worterklärung allein zu suchen sey. Luther hatte ein sehr richtiges Gefühl vom Zusammenhange der reformirten Lehre mit den wiedertäuferischen Bestrebungen, und es war von ihm nicht zu fordern, daß er anerkennen sollte, was uns leicht klar wird, daß Gott in die Persönlichkeit dieser Männer eine Garantie gelegt hatte gegen das Falsche der Lehre, und daß ihre Auffassung eine nothwendige Ergänzung der seinigen war, eine von den Entwicklungsstufen, über die der heilige Geist seine Gläubigen in alle Wahrheit leiten wollte. Wir müssen nämlich den Kern der lutherischen Abendmahlslehre nicht in seiner Worterklärung suchen, die gewiß gegen die reformirte zurückstehen muß, sondern in seiner Ansicht von der *Kirche*, die sich sowohl in seinen Schriften als in seinen Anordnungen ausspricht und die gewiß eher dem Bedürfniß der Menschennatur entspricht, als die reformirte; nur daß sie nicht sich abschließen und erstarren durfte, sondern gern von allen Seiten hätte Anregung annehmen sollen. — Luther ging aus von einem persönlichen Gotte, der mit den Menschen ein gegenseitiges Verhältniß eingehe, indem er im *Sacrament* sich mit ihnen vereinige. Diese Herablassung Gottes zum sündigen Menschen müsse freilich dem Letztern ein Sporn seyn, Gott zu dienen in einem heiligen Leben; aber, wie Gott sich zu uns nahe — ohne daß wir von unserer Seite schon rein seyn müßten — und durch dies Nahen uns reinige, so dürfen wir uns auch ihm nahen und ihm auch unvollkommene Opfer bringen, die darum ihm doch wohlgefällig seyn können. Daher kommt die Heiterkeit Luthers bei der ernstesten Ueberzeugung vom menschlichen Verderben, das kindliche Zutrauen, mit dem er Gott sich darstellt und auch das Geringste und Schwächste ihm zu weihen wagt, wenn es nur aus aufrichtigem Herzen kommt, — daher sein „pecca fortiter sed crede fortius" — was wohl keiner von den Reformirten je gesagt hätte, was aber *bei ihm* gewiß das wahre Christenthum gewesen. Freilich waren die Gegner Speners, die den Leichtsinn statt des christlichen Gleichmuths zur Pflicht machen wollten, um die Kraft des Sacraments zu bewähren und die Gebete für Spieler ꝛc. aufsetzten, gerade solche Nachfolger Luthers, wie die Wiedertäufer Nachfolger Zwinglis waren. Es liegt in allem diesem die volle Zuversicht, daß Gott ihn als Menschen erwählt und angenommen habe, daß er jetzt die Liebe Gottes besitze und erwiedere und darum auch die Hoffnung haben dürfe, daß nach dem Tode, wenn er nicht mehr durch irdische Schranken in Schwachheit gehalten werde, diese ewige Liebe reiner und reifer werde — daß er also jetzt zu Gott stehe, wie ein kleines Kind zu seinen Eltern, das wohl oft fehlt, aber darum doch nicht gehaßt und verstoßen wird, noch sich entfremdet fühlt. Es wird suchen, es besser zu machen, aber nicht verzweifeln, wenn es nicht gleich besser geht. Jeder Fehler ist ihm ein einzelner, neuer, die Liebe aber bleibt die alte. Nur bei diesem Sinne ist ein eigentlicher *Gottesdienst* möglich, indem man Gott darbringt was man hat und kann, wie ein Kind den Eltern, die dieser Gaben auch nicht bedürfen. Eine echte Religionsphilosophie wird diesem nicht zuwider seyn und nicht „durch den reinen Begriff die schöne Welt der Religion zerklären," sondern anerkennen, daß eine solche Symbolik dem Menschen natürlich ist. Religion ist nur da möglich, wo man sich von einem höhern Wesen abhängig fühlt — also nie, so lange man meint, Gott völlig *in* sich zu haben."

Sehr mit Recht fragt der Verfasser, was am Ende werden soll, wenn die Kirche nichts als Predigten gewährt, wenn die Predigten nichts als Vorlesungen sind, und wenn man demnach auch consequent dahin gelangt, sie lieber zu lesen als zu hören? „Wir kennen den Verfall des Protestantismus, die eisige Kälte, die nichts mehr geben konnte, als leere Predigten eigener Weisheit

und Genügsamkeit, entstanden aus einer ausschließenden Abgrenzung der Dogmen, als sie im Katholicismus gewesen, da fühlte man sich nicht mehr als ein Glied des Ganzen und merkte nichts von einem Bedürfniß, mit Andern Gott zu dienen. Wer genug gewußt hätte, der hätte der Kirche nicht mehr bedurft. Da fingen die Träger und Vorläufer dieser neuen Bildung an, sich Hörsäle mit bequemen gepolsterten Sitzen zu bereiten, in denen sie, unbekümmert um einander, Jeder für sich nur lernen wollten oder lehren. In solchen Kirchen wird man bald nicht mehr begreifen, warum es nicht besser sey, zu Hause von einem Weisern zu lesen, als der ist, den man gewöhnlich hören kann. Darum werden jetzt so viele Predigten gedruckt und gekauft, damit man wenigstens etwas zu lesen hat, wenn etwa das Bedürfniß kommen sollte. Das Wecken aber dieses Bedürfnisses gilt wenig mehr."

In Bezug auf die Wiedereinführung der Kunst in die Kirche macht der Verfasser noch einige gute praktische Bemerkungen. Er warnt unter andern vor der kleinlichen Nachahmung dessen, was im Mittelalter groß war, z. B. im Kirchenbau. Er warnt vor den allegorischen Darstellungen (der caritas, religio etc., von denen er mit Recht sagt, man könne eben so gut heidnische Gottheiten aufstellen). Er warnt vor der Verbindung der Altäre mit den Bildern, weil sie nothwendig auf die Idee der Anbetung führe. Er warnt vor dem Gebrauch der Statuen, die nur sehr bedingt dem christlichen Cultus anzupassen sind. Er warnt vor der widrigen Vermischung des antiken und romantischen, des Jesuitenstyls und des gothischen rc.

Auch die wenigen Bemerkungen, die er über die Kirchenbehörden macht, von denen die Reformen des Kultus ausgehen sollen, sind durchdacht. „In Preußen ist die Sache von oben her angeordnet worden, und obwohl man einige Berechtigung des Volkes in solchen Dingen anerkannte, so sind doch die Generalsynoden, die die Sache behandeln sollten, nicht zu Stande gekommen. Der Zweck wurde erreicht, aber nicht in der Art, daß das Volk nun auch nur ein rechtes Organ seines eigenen Gottesbewußtseyns in dieser neuen Weise des Gottendienstes finden könnte, geschweige, daß es völlig darin lebte. Vielleicht wäre auf den, zuerst im Plane liegenden Synoden Mancher eher dafür gewonnen und die Sache auch in sich selbst volksthümlicher gestaltet worden." Die Regierung allein hält der Verfasser nicht für befähigt oder berufen, das kirchliche Leben zu gestalten. Aber geistliche Synoden auch nicht. Er traut priesterlichen Corporationen nicht Unpartheilichkeit und Unbefangenheit genug zu. Er will, daß das Volk selbst zugezogen werde, um eine für das Volk so wichtige Sache gründlich und befriedigend berathen zu können. Er wünscht gemischte Synoden, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt. Aber er mißkennt nicht, wie unendlich schwierig es ist, die Meinungen zu vereinigen, da sie noch so gar wenig gebildet sind. „Wie wenige Laien, ja wie wenige Geistliche haben sich bisher mit solchen Studien ernstlich beschäftigt, die zu solchen Vorschlägen erforderlich wären! Man murrt wohl allgemein und spricht von etwas Lebendigerm, das man haben wolle, aber der Eine verlangt dies, der Andere das, und was der Eine wünscht, ist dem Andern ein Greuel. Wenn wir die Sache angreifen und eine Vereinigung stiften wollen, so müssen wir fürchten, es gehe uns wie bei dem Baue des babylonischen Thurmes, daß man sich gar nicht mehr verstehe und die Trennung, die dann ins Bewußtseyn treten müßte, erst recht sich fixire." Leider nur zu wahr!

2) Ist der Kirchenbesuch Noth? Ein Wort an die Gebildeten von Theodor Schwarz, Dr. Pastor zu Wiek auf Rügen. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes, 1839.

Indem der würdige Verfasser die jetzt so sehr vorherrschende Neigung, sich von der Gemeinde auszuschließen, bitter beklagt, gibt er zu, daß der gemeinschaftliche Gottesdienst der Protestanten bisher allerdings Manches zu wünschen übrig gelassen habe. Darunter rechnet er gewisse Lieder in den Gesangbüchern, die anstatt zu erheben, nur langweilen oder gar zu einem spöttischen Lächeln auffordern; ferner gewisse Predigten, die zu gedehnt, zu polemisch-dogmatisch, zu rationalistisch klügelnd, zu salbungsreich pietistisch rc. sind. Doch meint er, daß man deshalb die Kirche nicht versäumen solle, einmal, weil auch in der unbehaglichen Schaale doch ein heilsamer Kern sey, und sodann, weil man jetzt von vielen Seiten thätig sey, jenen Uebelständen abzuhelfen.

Noch tiefer dringt der Verfasser in die Frage ein, indem er das Verhältniß der Kirche zum Staate erörtert. Er sieht die Welt in einem großen Kampfe: hier kämpfen Regierungen für das Bestehende; dort verlangen die Oppositionen Verbesserungen und Neuerungen aller Art. Aber der Kirche sind beide entfremdet, die Kirche wird von beiden auf die Seite geschoben. In dieser Mißachtung sey vorzüglich der Grund zu suchen, warum die Kirche in Verfall gerathen sey. Darum wünscht der Verfasser, die Kirche solle auf der politischen Schaubühne wieder in den Vordergrund treten, als Vermittlerin zwischen den streitenden politischen Parteien: „Um so nothwendiger ist es, das die Kirche mit ihren höheren Principien auf den Landtagen und bei den neuen Gesetzgebungen als Vermittlerin eintrete. Denn sie hat, recht verstanden, einen Vorstand zum Besten des Ganzen,

denn die einzelnen weltlichen Repräsentationen in ihren particulären Strebungen nicht haben. Sie steht durch den christlichen und gemeinnützigen Gesichtspunkt über Allen, weil es ihr an keiner Partei gelegen ist. Ihr Interesse ist ein göttliches, und so kann sie auch nur das Göttliche und Unwandelbare in die Staatsverfassung hineinbringen. So kann sie allein dem Gesetzbuch jenen Anhauch geben, daß seine Buchstaben nicht auslöschen im Strome der Zeit. Man werfe nicht ein: da haben wir ja wieder die alte Hierarchie! die Priester wollen herrschen und unter dem Schein der Vermittlung jesuitisch die Zügel des Staats ergreifen. Nein, das kann in evangelischen Staaten nicht mehr aufkommen und ist eine zerfallene Form früherer Jahrhunderte der Kindheit, die ihren Nutzen stiftete, aber längst im Grabe liegt. — Die Kirche kann unter Protestanten nicht mehr weltlich herrschen und mit ihren Bannstrahlen schrecken; aber sie kann unter uns geistlich ordnen und verbinden, was in Zerwürfnissen selbstischer Maximen getrennt liegt. Sie kann in allen Richtungen den Staat wieder an den Himmel knüpfen, damit jede Institution desselben ihr volles Recht gewinne. Dazu ist ihre Repräsentation ein nothwendiges Mittelglied der Stände, welches nicht nur als Kirche sich selbst repräsentirt, sondern auch in jedem andern weltlichen Staatsgliede seinen Reflex bildet. Denn das ist das Wesen der evangelischen Kirche, daß sie wie ein guter Sauerteig in alle Lebenskreise eindringt, und so auch in der Ständeversammlung durch Deputirte ihren höheren Ernst geltend macht. Eben weil dieses Element fehlt, ist auch kein rechtes Band der Gemeinschaft zwischen Ständen und Obrigkeit, Vorschlagenden und Verfügenden, denn es zersplittert sich jede Berathung zu sehr in einzelne Interessen, die sich mit gleichem Rechte entgegenstehen und also nicht anders als durch ein Machtwort vermittelt werden können. Die Kirche bedarf dieses Machtworts nicht, weil sie das Gesetz der Freiheit repräsentirt und also das Allgemeinverbindende ist von Hause aus. Sobald der Staat dieses Recht der Kirche einräumt, daß sie ein Stand unter den Ständen werde, wenn gleich in einer besonderen Stellung und nicht etwa wie in Schweden, wo sie wieder eine weltlich-politische Macht bildet, so bald tritt sie auch aus ihrem geistlichen Particularismus in das Staatsleben über und wird ein nothwendiges Moment der Gesetzgebung werden. So bald wird das allgemeine kirchliche Interesse bei den Staatsbeamten auch erweckt und belebt werden und die Nothwendigkeit der kirchlichen Gemeinschaft zur Erkenntniß gebracht. Denn die Kirche ist ein Triebrad im Staate geworden und die ganze Maschine hat dadurch gleichsam einen neuen Schwung gewonnen. Jeder Bürger fühlt ihre Wichtigkeit dann und merket ihren höheren christlichen Verstand, wie er ordnend und schützend in alle Lebenskreise eingreift. Sie genügt sich dann nicht eine bloße Anstalt zur Moralisirung und Belehrung des Volks zu seyn. Sie wird ein Reich Gottes und gleichsam das Herz des Staatskörpers, welches alles Blut warm und frisch durch die Adern treibt und dem Gesetz seine höhere ethische Macht gibt. Erst dadurch wird der Glaube im evangelischen Staate ein Gemeingut und die Kirchlichkeit eine Ehrensache, darauf man sich nicht mehr die Hände zu geben braucht, um sie zu halten, weil sie das heiligste Gemeinfühl des Bürgerthums ist."

3) Rede des h. Basilius des Großen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller. Uebersetzt und erläutert von F. A. Nüßlin, großh. bad. Geh. Rathe. Mannheim, Löffler, 1839.

Eine sehr schöne Rede. Der h. Basilius, einer milden Weisheit voll, gibt den Zeloten seiner Zeit die Lehre, daß, wenn man den jungen Christen das Studium der alten Klassiker untersage, der Reiz dazu um so mehr überhand nehmen werde. Es liege so viel Anziehendes in diesen Klassikern, daß es unmöglich sey, sie ganz zu verbieten. Man solle es aber nicht einmal wollen. Sie seyen eine Folie und eine treffliche Vorschule für den Christen. „Soll doch der hochgefeierte Moses, dessen Name in der Weisheit groß bei allen Menschen ist, durch Uebung seines Geistes in ägyptischen Wissenschaften zur Erkenntniß des Wahren durchgedrungen seyn. Auf ähnliche Weise wie er, wiewohl in spätern Zeiten, soll auch der weise Daniel in Babylon sich erst nach Erlernung der chaldäischen Weisheit zu den göttlichen Lehren hingewendet haben." — Daß man den heidnischen Unsinn, die Liebesgeschichten des Vater Zeus und dergleichen verwerfen müsse, verstehe sich für die Christen von selbst. „Da sich aber auch edle Thaten von Männern des Alterthumes durch eine Reihe von Ueberlieferungen bis auf unsere Zeit im Andenken erhalten haben, oder in Schriften von Dichtern und Geschichtschreibern aufbewahret wurden, so wollen wir uns auch den hieraus zu gewinnenden Vortheil nicht versagen. — Möget Ihr Euch also nach dem vollen Sinne des Bildes von den Bienen mit jenen Schriften beschäftigen. Sie gehen nicht an alle Blumen ohne Unterschied, noch weniger wollen sie diejenigen, nach welchen sie fliegen, ganz hinwegtragen; sondern nur so viel, als für ihr Geschäft dienlich ist, daraus entnehmend lassen sie das Uebrige unversehrt. Darum werden auch wir, wenn wir weise sind, das uns Förderliche und der Wahrheit Verwandte aus den Schriften entnehmen, das Uebrige unbeachtet lassen, und wie wir beim Pflücken der Rosen die Dornen meiden."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. Oktober 1840.

Dichtkunst.

1) Fabeln und poetische Erzählungen von G. C. Pfeffel, in Auswahl herausgegeben von H. Hauff. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1840.

Vorn ein sehr gutes Portrait des Dichters. „Pfeffel, geboren zu Colmar den 28. Juni 1736, war der Sohn eines bedeutenden Mannes, der nach mancherlei Schicksalen eine Anstellung im Staatssecretariat der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris gefunden, sich später in Colmar niedergelassen hatte und daselbst mit der Würde eines Stätterichters oder Stadtvorstehers bekleidet worden war. Der junge Pfeffel studirte in Halle, verlor aber schon in dieser frühen Periode fast sein ganzes Gesicht. In diesem Zustand lebte er bald in Colmar, bald in Straßburg bei Verwandten, wo er durch ungewöhnliche Geistesbildung und liebenswürdige Lebendigkeit die Seele der guten Gesellschaft wurde und jetzt auch anfing, bei geselligen Anlassen mit einem Liede, einer Ekloge, einer Fabel oder einem Sinngedicht den „holden Pieriden" zu opfern. Und in diesen Kreisen fand er auch das treffliche Weib, das ihn auf dem dunkeln Pfade durch sein langes Leben mit treuer, aufopfernder Liebe geleiten sollte: Margarethe Clerophe Divour, die Tochter eines ihm verwandten Kaufmanns. Auf dem einen Auge schon ganz erblindet, verlobte er sich im Jahr 1758; aber kurze Zeit darauf zerstörte eine akute Krankheit auch das andere Auge völlig. Pfeffel gab der Geliebten ihr Wort zurück; aber diese schloß sich nur um so inniger an den Unglücklichen an, und so wurde 1759 die Verbindung geschlossen, welche dem edeln Mann in vollem Maaße das häusliche Glück bereitete, dessen er doppelt bedürftig war. Pfeffel betrat jetzt ernstlich die schriftstellerische Laufbahn. Vorerst veranlaßte ihn der Umstand, daß eine Anzahl seiner Gedichte ohne sein Vorwissen in einer Straßburger Zeitschrift bekannt gemacht worden waren, selbst eine Sammlung seiner Poesien zu veranstalten. Sie erschien 1761 unter dem Titel: „Poetische Versuche in drei Büchern," Frankfurt bei Garbe. Er hat nur einen Theil dieser Stücke in die spätern Ausgaben aufgenommen; sie fanden indessen vielen Beifall und erwarben ihm einflußreiche Freunde. Er ließ sodann eine Reihe kleiner dramatischer Versuche folgen, die jetzt zwar vergessen sind, die aber in der Wasserfluth der Gottsched'schen Periode, über der eben erst Lessings Sonne aufging, bedeutend hervorragten. Im Jahr 1762 gab er eine prosaische französische Uebersetzung von Lichtwehrs Fabeln heraus, und 1764 ließ ihn der Patriotismus eine für das Elsaß berechnete „Bibliothek des Schönen und Guten" gründen, die sich aber in jenem Zwitterlande nicht halten konnte. Von 1763—1774 beschäftigte er sich, neben eigener poetischer Produktion, vorzüglich mit der Uebertragung neuer französischer Theaterstücke: er gab fünf Bände „theatralischer Belustigungen nach französischen Mustern" heraus und übergab 1766 dem Publikum ein halb hundert eigener Gedichte mit launigter Vorrede und scherzhaftem Register, unter dem Titel: „Neue Beiträge zur deutschen Makulatur. Erster und letzter Band." — Neben diesen belletristischen Arbeiten trug er aus den besten französischen Schriftstellern eine Sammlung von Anekdoten und historischen Zügen zur Bildung der Jugend zusammen und ließ sie in zwei Bänden unter dem Titel: „Magasin historique pour l'esprit et le coeur," erscheinen. Dieses Werk wurde in der Pariser Kriegsschule und in andern Instituten eingeführt; es hat viele Auflagen erlebt und wird in Frankreich noch jetzt benutzt. Zugleich übersetzte er Fleurys Kirchengeschichte ins Deutsche und Büschings Erdbeschreibung ins Französische. Endlich gab er sich in diesem Zeitraume, auf Anregung des Grafen Moritz von Brühl, viel mit einer Wissenschaft ab, die dem Blinden so ferne zu liegen scheint, mit der Taktik, und die Kenntnisse, die er sich darin erwarb, kamen ihm später

in seiner pädagogischen Laufbahn wohl zu statten. Ueberhaupt war sonderbarerweise Kriegswissenschaft, und was sich auf den Krieg bezieht, seine vornehmste Liebhaberei, und vorzüglich gern beschäftigt sich seine Phantasie damit — Uniformen zu erfinden. So konnte er unter andern, als er 1763, vom Landgrafen von Hessen Darmstadt zum Hofrath ernannt, am Hofe desselben erschien, diesen großen Soldatenfreund gehörig unterhalten. — Im Jahr 1773 faßte er den Gedanken, ein Erziehungshaus zu gründen; und je mehr schon diese Idee eines blinden Mannes überrascht, desto erstaunlicher erscheint, was er, des wesentlichsten Sinnes beraubt, in einer langen Reihe von Jahren als Erzieher wirklich geleistet. Die Pariser Kriegsschule nahm keine Protestanten auf, und so errichtete er Anfangs ein pensionnat militaire für eine kleine Anzahl protestantischer, zum Kriegsdienste bestimmter Edelleute. Aber bald machte das Zuströmen der Zöglinge eine bedeutende Erweiterung des Plans nöthig; Pfeffel erhielt an seinem Freund Lerse einen trefflichen Mitarbeiter, und so wurde aus dem Pensionat eine von der Regierung patentirte Académie militaire, in welche übrigens Jünglinge aus allen Ständen und Ländern ohne Rücksicht auf ihre Bestimmung aufgenommen wurden. — Wie alle edeln und guten Männer unseres Vaterlandes begrüßte auch Pfeffel die französische Staatsumwälzung als die schöne Morgenröthe einer neuen Zeit, wurde aber desto schneller und bitterer enttäuscht, je näher der Sturm ihn umtobte. Im Jahr 1793 zerstörte die Revolution seine geliebte Anstalt, und zu derselben Zeit verlor er einen großen Theil seines Vermögens durch das Papiergeld. Aber weder dies, noch häusliches Unglück vermochte seinen Geist zu beugen; er stand jetzt als Greis fast auf demselben Punkte, wo er einst als junger Mann gestanden, und entschloß sich noch einmal zu angestrengter Thätigkeit, um seine zahlreiche Familie zu nähren. Um diese Zeit lernte er Cotta in Tübingen kennen, und dieser für unsere Literatur so ausgezeichnet thätige Mann unterstützte ihn jetzt in seinen Bestrebungen auf alle Weise. In dieser seiner letzten Epoche brachte Pfeffel ungleich mehr Fabeln und Dichtungen überhaupt hervor, als in seinem ganzen übrigen Leben, und dieses im höhern Alter Producirte steht zugleich höher als das Frühere. Er arbeitete dabei die meisten seiner ältern Produkte mit großer Sorgfalt um, und so entstand die letzte Ausgabe seiner poetischen Versuche, die von 1802 bis 1809 in neun Bänden, (Cotta, Tübingen) herausgekommen ist. — Seit der Wiederherstellung der öffentlichen Erziehungsanstalten in Frankreich war er fortwährend Mitglied und Präsident der verschiedenen Unterrichtsjurys im Departement des Oberrheins. Er übernahm das Amt eines Dolmetschers und Uebersetzers der Präfektur, und setzte dieses Geschäft, das bei ihm oft die Musen verdrängte, bis an sein Ende fort. Napoleon erkannte auch seine Verdienste und ertheilte ihm einen Jahresgehalt, der auf seine Wittwe überging. — Am segensreichsten für sein Vaterland hat er aber durch den wichtigen Antheil gewirkt, den er an der Einrichtung und Verwaltung des protestantischen Kirchen- und Schulwesens genommen. Er war seit 1803 Präsident des Colmarer Consistoriums, er wirkte in ununterbrochener Thätigkeit für Kirche und Schule, und half überhaupt nicht wenig zur endlichen gesetzlichen Constitution des Protestantismus im Elsaß." In diesem Amte fand ihn der Tod im Jahr 1809.

Dies die wichtigsten Momente aus Pfeffels merkwürdigem Leben. Gewiß ist er einer der interessantesten Blinden, die es jemals gegeben hat.

Hier betrachten wir ihn nur als Dichter. Seine Fabeln und poetischen Erzählungen verdienten vollkommen, ins Gedächtniß der Neuzeit zurückgerufen zu werden. Sie sind zwar von sehr verschiedenem Werthe, einige von matter Erfindung, und in vielen fällt die altmodische Manier auf (z. B. Ausdrucksweisen, die zu seiner Zeit für höchst elegant galten: Schach Löwe, Sultan Tiger, Milady Raupe, Miß Fama; der Fuchs, der Attila der Hühner, der Nestor unter den Bären ꝛc.) Allein trotz diesen Mängeln ist in Pfeffels Fabeln ein Kern von Geist und Wahrheit, der ihnen neben den besten des Alterthums die Unsterblichkeit sichert.

Was sie insbesondere auszeichnet, ist die große Freimüthigkeit. Schlechten Regenten und Ministern, höfischen Einflüsterern, Sinecuristen ꝛc. sagt er nicht weniger wie unwürdigen Priestern oder „Bonzen" die derbsten Wahrheiten, mit einer wirklich göttlichen Grobheit. So wendet er z. B. zweimal (I. S. 417 und II. S. 3) das Bild des ägyptischen Apis auf die Würdenträger in Staat und Kirche an: Ein Wanderer kommt in einen ägyptischen Tempel, und sieht, wie Alles ehrfurchtsvoll anbetet:

Allein wie stutzt er nicht; als er den Gott erblickt!
Ein goldner Ochse war's, mit Perlen ausgeschmückt,
Kaum kann er sich des Lachens noch erwehren.
Ein großes Glück für ihn! Wird diesen fremden Gast
Ein guter Wind einst nach Europa wehen,
So kann er, ohne weit zu gehen,
In manchem glänzenden Palast
Dergleichen Götter täglich sehen.

Die andere Fabel lautet:

Gott Apis und der Drachengott zu Babel
Beklagten ihr Geschick, das in der Unterwelt
Mit allen Bestien der Götterfabel
Zum großen Troß der Schatten sie gesellt,

„Mein Reich war leider! kurz; es warf," so sprach der Drache,
„Mir täglich einen Zoll von fetten Opfern ab,
Als ein verwünschter Jud, ein Atheist, aus Rache
In Butterklößen mir vergab."

„Mit mir," versetzt der Stier, „trotz aller Weihrauchsnebel,
Die mich umgaben, trieb ein Wütherich,
Cambyses, gleiches Spiel; sein mordgewohnter Säbel
Entgötterte mit einem Hiebe mich."

„Wir müssen hart für unsern Schwindel büßen,"
Sprach jener. „Freund, wo dachten wir nur hin,
Daß wir zu Göttern uns erheben ließen?
Der Einfall war doch wohl zu kühn."

„Herr Bruder," sprach der Stier zum Drachen,
„Die Kühnheit wird mich nie gereun.
Wenn Priester ungescheut aus Menschen Ochsen machen,
So dürfen Ochsen Götter seyn."

Allein man würde doch sehr irren, wenn man den guten blinden Pfeffel für einen Sansculotten und Illuminaten halten wollte. Sein edles Herz empörte sich über die Greuel der französischen Revolution nicht weniger, als es sich vorher über die Verderbniß der Höfe empört. Oft wandelte ihn ein Schauder vor der Menschheit überhaupt an, die zu solchen Extremen überspringend selbst das Thier an Unvernunft und Grausamkeit übertrifft. In dieser Stimmung sind Fabeln gedichtet, wie folgende:

Eine grimmige Hyäne
Ueberfiel ein Beutelthier;
Schäumend grinste sie die Zähne:
Und ihr Blick war Mordbegier.

„Laß mich, rief sie brüllend, „sehen
Was in deiner Tasche steckt;"
Weder Sträuben half noch Flehen,
Hastig ward sie aufgedeckt.

Doch was fand sie? Säugend ruhte
Ihm ein Zwillingspaar im Schooß.
„Bist du Mutter?" sprach die Gute,
Und das Raubthier gab sie los.

Los? — Ihr zweifelt? — Mutterthränen
Können viel. Vergeßt nur nicht,
Daß mein Mährchen von Hyänen,
Nicht von Maratisten spricht.

Inzwischen bezieht sich nur der kleinere Theil der Fabeln auf die Uebel seiner Zeit; in der weit größern Mehrheit faßte Pfeffel Welt, Natur und Leben so allgemein auf, wie alle andern Fabeldichter. Seine Gedanken haben meist immer eine schlagende Wahrheit und oft eine überraschende Feinheit und den glücklichsten Geschmack in der Wahl des Bildes. Von dieser Art mögen hier nur einige ausgezeichnet werden:

Der Pommer und der Kater.

Ein Pommer ward von einem Schusse lahm,
Der seinem Herrn, den er beschützen wollte,
Verrätherisch das Leben nahm.
Unwissend, wie er nun sein Brod gewinnen sollte,
Kroch er betrübt bis in die nächste Stadt,
An deren Thor ein Kater zu ihm trat,
Dem eines Abtes Koch vor wenig Tagen,
Weil er ein Rebhuhn stahl, das Bein zerschlagen.
Bedrängte werden gleich bekannt:
Sie unterhielten sich von ihren Unglücksfällen.
Zuletzt sprach Mauz: „Freund, laß uns durch das Land
Als ein paar treue Spießgesellen
Hausieren gehn." Der Pommer sagte: „Nein;
Wir sind zwar beide lahm; allein
Ich möchte doch nicht gern mit dir verglichen seyn." (I. 47.)

Fama und der Nachruhm.

Die alte Fama ritt auf einem Hippogryph
Mit ihrem Horn ins Land. Ein Heer von Menschen lief
Der Klatsche nach. Ihr Zug glich einem Donnerwetter.
Der Nachruhm saß am Weg und ließ sie ungegrüßt.
Sie rief ihm höhnisch zu, „Was machst du, träger Vetter?" —
„Ich warte hier," sprach er, „bis du vorüber bist." (II. 169.)

Phantasus und die Sphinx.

Der Gott der Träume, Phantasus,
Bekam einst Lust zu freien.
Er warb um eine Sphinx. Man muß
Ihm seine Wahl verzeihen.
Er schaute bloß auf ihr Gesicht,
Das, wie man weiß, beim Sphinxgezücht
Der schönsten Jungfrau gleichet.

Der Brautschatz, den sie mitbekam,
War auch nicht zu verachten:
Ein Schulsack mit dem reichsten Kram
Von Räthseln aus den Schachten
Der göttlichen Philosophei,
So schwer, daß ohne Zauberei
Sie kein Oedip erriethe.

Mit Kindern war kaum Vater Zeus
So reich wie sie gesegnet.
Sie kamen jährlich dutzendweis
Dem Paar ins Haus geregnet.

Es äzte sie in seinem Schooß
Mit Träumen und mit Räthseln groß,
Und nannte sie Systeme. (II. 255.)

Die einzige Fabel, die einigermaßen frivol gedacht ist, während der Dichter sonst immer nur die edelste Humanität und Moral predigt, ist gleichwohl eine der witzigsten: Ein Schröter streitet mit einer Schnecke über den Vorzug ihrer Hörner.

Ein Amor, der auf einer Reise
Als Schmetterling sein Wesen trieb,
Und sich, um auszuruhn, ins Grüne
Herabließ, mußte Schiedsmann seyn.
„Ich," sprach er mit gelehrter Miene,
„Bin für die Hörner, die man fein
Verbergen kann; doch dächt ich wären
Die Augen füglich zu entbehren." —
„Ei, rief die Schnecke, „Freund, wie so?"
Allein der kleine Schelm entfloh,
Anstatt das Räthsel aufzuklären.

Pfeffels Ausdrucksweise ist immer naiv, klar, ungezwungen. Oft malt er aber auch trotz dem besten Genre- und Thiermaler und verdient dies Talent besonders an ihm gerühmt zu werden. Man betrachte folgendes treffliche Bild. (I. 301.)

Der Wallfisch und der Löwe.

Zween Herrscher, der vom festen Lande
Und der vom Ocean, geriethen einst in Streit.
Warum? Der Löwe ging in seiner Herrlichkeit
Lustwandelnd an des Meeres Rande,
Indeß der Wallfisch einen Solotanz
Auf seiner Fläche hielt. Er peitschte mit zum Schwanz
Die grüne Fluth, und sprizte bis dem Strande
Den Zwillingsstrom, der seiner Nas' entquoll.
Der feuchte Staub erreicht des stolzen Leuen
Geweihtes Haupt. Dergleichen Neckereien
Verzeihet kein Monarch. Er wurde toll,
Er hob den starren Schweif, er sträubte seine Mähne,
Er bleckte die gewezten Zähne,
Und rief den Seetyrann mit gräßlichem Gebrüll
Zum Zweikampf auf. Der Wallfisch rennt entrüstet
Auf seinen Gegner los, der sich zum Kriege rüstet.
Allein indem er sich ihm nähern will,
Prallt er vom klippigten Gestade
Ins Meer zurück. Des Löwen Muth,
Der ihm entgegenschießt, zäumt die gethürmte Fluth.
Er schnaubt und schäumt und bleibt gebannt am Ufer stehen.
Kurz, beiden Kämpfern läßt die gütige Natur
Nichts als die Macht sich tobend anzusehen.
Sie sahen bald sich satt. Der Leviathan fuhr
Hinab in seine feuchten Staaten,
Schach Löwe brollte sich in seinen Hain.
O Himmel, möchte doch auch unsern Potentaten,
Ein solches Ziel gestecket seyn!

Kann man das Bild des Wallfisches und Löwen natürlicher malen? So wohlgelungene Gedichte sollte man in den poetischen Lehr- und Lesebüchern für Schulen ja nicht vermissen. So klare Bilder und Gedanken sagen der Jugend weit besser zu, als mancher modern romantischer und sentimentaler Bombast, den man ihr als besten Geschmack aufdringt.

Wir bemerken noch, daß die beiden Bändchen ziemlich stark sind (442 und 308 Seiten) und die vorliegende Auswahl mithin sehr reich ist.

2) Dichtungen von Hermann Kurtz. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp., 1839.

Eine Sammlung von kleinen Erzählungen und Skizzen in Versen und in Prosa. Das Charakteristische darin ist ein gewisser idyllischer Humor, wenn man anders einen solchen Ausdruck brauchen darf. Es sind zum Theil wirkliche Idyllen, Familiengeschichten, kleinstädtische Genrebilder, aber ihre Gutmüthigkeit ist geistreich und mit Humor gewürzt, und ihnen zur Seite stehen eigentliche Capriccios, satyrische Lehrgedichte und Mährchen.

Schwaben, insbesondere die rauhe Alp macht sich als landschaftlicher Hintergrund bemerklich. Auch in die Vorzeit werden Rückblicke geworfen. Ueber das neuentdeckte Sumlocenne wird (mit Unrecht) gescherzt. Ein Bild portraitirt den Feudalbauer im schwäbischen Oberlande. Die bunte Sammlung umfaßt auch einige kleine Komödien, eine nach Gozzi, und einige hübsche kleinere Gedichte zärtlichen Inhalts und vom König May. In einem halbkritischen Lehrgedicht scherzt der Dichter über mancherlei Mängel unserer Poesie und gibt sich als ein besonderer Verehrer Immermanns zu erkennen.

Da der Verfasser neben den Gaben des Geistes, die in unserer jungen poetischen Welt weniger selten sind, auch die des Gemüthes besitzt, die immer seltner werden, so muß man ihm Willkommen und guten Erfolg wünschen, der ihm auch gewiß nicht fehlen wird, wenn er von den kleinen Skizzen zu größeren fortschreitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. Oktober 1840.

Lebensbeschreibung.

Erinnerungen aus dem äußern Leben von Ernst Moritz Arndt. Leipzig, Weidmann, 1840.

Welcher Deutsche freut sich nicht, daß der edle Mann, der einst die Gefühle seines Volkes so treu aussprach und die Rechte seines Volks mit solchem Donner des Worts verkündigte, daß Ernst Moritz Arndt seinem Amte zurückgegeben ist. Freilich spät, sehr spät!

Dennoch weht uns aus seinem Buch ein frischer Hauch der Jugend an, die Erinnerung an eine große schöne Zeit, die so warm noch in ihm lebt. Wie erfreut dies junge Buch des Greises unter so vielen unheimlichen Büchern unseres welken jungen Deutschland!

Er führt uns anfangs in eine Idylle ein, in die ruhige Zeit vor der französischen Revolution und auf die stille Insel Rügen, wo er 1769 geboren wurde. Sein Vater war ein Freigelassener, ehemaliger Leibeigener, der sich zum Inspector von Landgütern emporgeschwungen hatte, also zu den Honoratioren gehörte. Arndt schildert gar anmuthig den Kontrast der einfachen ländlichen Sitten mit den Ansprüchen des Perücken- und Reifrockstyls in jener Zeit. Er verweilt lange bei dem Andenken an seine Knabenjahre, und seine Schilderungen haben ein psychologisches Interesse, auch wenn sie nicht schon um seiner Persönlichkeit willen ansprechen sollten. Doch wollen wir sie hier übergehen, um unsere Aufmerksamkeit mehr den wichtigern Dingen zuzuwenden. Arndt ging in Stralsund auf das Gymnasium, studirte später in Greifswald und Jena, unterbrach aber diese Lehrzeit öfters durch Rückkehr und längeres Verweilen in der Heimath und beim Selbststudium. Da er sich der Theologie gewidmet hatte, predigte er bereits als Kandidat einigemal, als ihn sein unruhiger Geist und seine Lust, die Welt zu sehen, auf Reisen trieb. Im Jahr 1798 pilgerte er (immer vorzugsweise aus Liebhaberei zu Fuß) nach Wien, Ungarn, Italien, Frankreich. Im folgenden Jahre ließ er sich auf der Universität Greifswald anstellen und heirathete die Tochter des Naturforschers Quistorp.

Um diese Zeit begann Arndt auch als Schriftsteller zu wirken und seine politischen Ansichten zu veröffentlichen (in der Schrift: Germanien und Europa und in der Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen). Ueber seine politische Bildung sagt er: „Mit Recht betrachtet man den Anfang der französischen Umwälzung als den Punkt des Uebergangs der sinnlich sentimentalen und ästhetischen Epoche zu der überschwänglich philosophischen und politischen, und als den Beginn des Erlöschens oder doch Untertauchens aller andern Gefühle und Ansichten. Aber in einem gewissen Sinn hatten sich bei mir doch schon viel früher, schon im Knabenalter manche eigenthümliche und einseitige Ansichten festgesetzt, welche noch jetzt bei meinem schneeweißen Kopf oft besserer Warnung und Einsicht nicht weichen wollen. Ich hatte als kleiner Junge, als Zeitungsvorleser und Kronikenleser zwischen meinem neunten und zwölften Jahre schon gewisse politische Verhärtungen und Versteifungen. Ich brauche diese Worte absichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königlicher (Royalist) gewesen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die meisten Menschen ganz unbewußt etwas werden durch die ersten Gewöhnungen des frühen Alters." In Schwedisch-Pommern geboren ward er frühzeitig begeistert für Gustav Adolph, Karl XII. und den Reformator Gustav III., so wie nicht minder durch die nahe Berührung mit Preußen für den großen Friedrich. Dieser Liebe für die großen germanischen Könige war frühzeitig ein Haß gegen die französischen beigesellt. Namentlich war Arndt durch Puffendorf und Andere genau bekannt mit den Freveln, die Ludwig XIV. an Deutschland begangen hatte. Er sah Frankreich selbst: „Napoleon war einige Tage nach meiner Abreise von Paris aus Aegypten zurückgekommen. Ich sah die herrische Gestalt der Zeit sich schwingen und

fortschwingen, folgte seinen Listen, seinen Schlachten, seinen Weltklängen und Faustgriffen. Begriff ich ihn schon klar? Ich weiß nicht; aber nach der Schlacht von Marengo wandelte mich ein Grauen an vor dieser Gestalt, vor dieser von so vielen und von so hohen Menschen vergötterten Gestalt: es schien ein unbewußtes Grauen vor dem Jammer der nächsten zehn Jahre zu seyn. Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Luneville und mit den schimpflichen Verhandlungen und Vermäkelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Loos und Loose ausschnitten und ausfeilschten. Die Jahre 1805 und 1806 rissen endlich die beiden letzten Stützen nieder, woran sich ein bischen Deutsches geschienen hatte halten und erhalten zu können. Jetzt ward das Letzte geschehen, alles einzelne Deutsche, das Kleinste wie das Größte, das Ruhmvollste wie das Dunkelste, lag nun in Einem großen gemeinsamen Jammer über und unter einander hingeworfen, und der übermüthige wälsche Hahn krähte sein Victoria! über den Trümmern der geschändeten Herrlichkeit. Da war der Tag gekommen, wo alle einzelne Gefühle und Urtheile und Vorurtheile und Lieben und Vorlieben in dem großen Schutt mit zusammen sanken. Was Kaiser und Könige verloren und aufgegeben hatten, davon mußten sich endlich auch die Kleinen lösen! Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem treuen Zorn zu hassen. Es war nicht allein Napoleon, nicht der listige, geschlossene, höhnische, in dem Lande, wo Honig Gift ist, geborne Korse, auf welchen die Lügenhaften später als auf ihren großen Sündenbock allen Zorn Europas hinzuhetzen gesucht haben, den ich zornig haßte, den ich am meisten haßte — sie waren es, die Franzosen, die Trügerischen, Uebermüthigen, Habsüchtigen, die hinterlistigen und treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten — sie haßte ich im ganzen Zorn, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der schwedische Partikularismus war nun auf einmal todt, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andere Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht Nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit."

Darin nun ist seine erste politische Schrift motivirt. Die zweite über die Leibeigenschaft erklärt sich aus den großen Mißbräuchen im damaligen Schwedisch-Pommern. Der Adel nämlich hatte sich auf Speculationen gelegt, die Bauerngüter zusammengeschlagen und im Großen zu höheren Preisen verkauft, dabei häufig die armen Bauern von Haus und Hof gejagt und den Grundbesitz um und um gekehrt. Dagegen schrieb Arndt. Die Betheiligten, insbesondre zwei Brüder von Bagwitz, klagten ihn bei König Gustav IV. Adolph als Revolutionär an, aber Arndt schickte dem König seine Schrift selbst zu und der König sagte, nachdem er sie gelesen: „wenn dem so ist, hat der Mann recht." Es wurde Arndt kein Haar gekrümmt, vielmehr machte er bald darauf seine bekannte Reise durch Schweden.

Von dieser kleinen Episode kehrt Arndt bald wieder zur Theilnahme an den großen Schicksalen Deutschlands zurück. Er schoß sich mit einem Schweden, der verächtlich von den Deutschen gesprochen und wurde verwundet. Er verließ Greifswald selbst, als Napoleon die preußische Monarchie und nebenbei auch Schwedisch-Pommern über den Haufen warf. Er sprach abermals zum Volk in seinem „Geist der Zeit." Aber er fand wenig Anklang, Alles war angedonnert und verblendet von Napoleons Größe. Er schreibt über jene traurige Epoche: „Meine letzten anderthalb Jahre in Greifswald waren mit vielen Dornen durchsäet, besonders durch die Flauheit und den wälschelnden Sinn derjenigen, welche ich wegen alter freundlicher Erinnerungen und verwandtschaftlicher Verhältnisse hätte ehren sollen. Kosegarten war unterdeß Professor in Greifswald geworden. Dieser und mein Schwiegervater Quistorp, und dessen Bruder der Maler Quistorp waren so von der napoleonischen und französischen Bezauberung und von der Vergötterung der sogenannten liberalen Ideen der Franzosen befangen, daß dies die alte herzige Gemeinschaft unter uns störte. Die Geister sonderten sich jetzt und nahmen ihre verschiedenen Quartiere ein; und das mußte so seyn. Dies ging denn oft über bloße Verdrießlichkeiten hinaus. Ja es ging bis zu dem Grade, daß der alte Quistorp seinen Enkel, meinen neunjährigen Sohn, der einmal gesagt hatte „die großen Deutschen sollten die kleinen Franzosen alle todt schlagen" züchtigte mit den Worten: so ein kleiner Naseweis müsse das Maul halten. Doch mochte immer der gebrochene Johannes Müller gerufen haben: „Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Finger Gottes, und Alles soll sich beugen!" mochte Heeren in dem Deutschen Museum dem deutschen Volke eben eine hoffnungslose Grabrede gehalten haben; mochten auch andere nachkrächzende Krähen solcher Verirrten und dienstfertige Zurechtmacher und Ausschmücker der Feigheit und Schande seyn, welche, wie später der große Niebuhr von ihnen sagte, gleich gefesselten Opernhelden, die unter Schäferinnen gerathen, sich die garstigen Ketten schon mit Blumen umwanden — es gab allenthalben noch recht zornige und auch hoffnungsvolle Protestanten gegen diese Lehre eines widerlichen fatalistischen Gehorsams." — Ueber die damalige Beaufsichtigung der deutschen Geister bemerkt Arndt: „Die Franzosen — sie sagen, Napoleon,

aber in diesen Künsten sind sie von jeher Meister und Ueberlister gewesen — hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflaurerei und Späherei geworfen, in dessen weiten Falten jene zischelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterlist und des Verraths verborgen lauerten. Dieses Gewebe, ja dieses Netz und die einzelnen Fäden desselben hielt vor vielen andern der französische Gesandte Reinhard in Kassel und der westphälische Botschafter Freiherr von der Linden in Berlin, und der Franzose Bignon in Stuttgart in der Hand, welcher später unter den Bourbons unverschämt genug den Verfechter der sogenannten großmenschlichen und freisinnigen Ideen des Jahrhunderts gespielt hat. Es hat mich immer geschämt und gegrämt, daß jener deutsche Apostat Reinhard, noch dazu ein deutscher Schwabe, ein Mann aus dem besten deutschen Stamm, erst Jakobiner, nun ein williger Scherge des Mannes, der sein deutsches Vaterland schändete, sich zu solchen Künsten gebrauchen ließ. Nein! nein! nicht das hat mich geschämt und gegrämt — was können die wackern Schwaben für einen einzelnen Unreinen? — sondern jenes viel Schlimmere, daß die deutsche Sorglosigkeit und Herzlosigkeit gegen das geliebte Vaterland und seine Ehren sich so weit hat vergessen können, diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäcenaten und Musageten zu nennen. Dank ihm der Teufel sein böses Handwerk! Und was soll man Rühmliches und Löbliches da heraus pressen, daß er, während er das ganze Volk nach seinen Kräften mit in den Sack schieben half, diesem und jenem deutschen Schriftsteller wohl mal irgend eine Hülfe oder einen Wink der Vorsicht gegeben hat?"

Von 1809 bis 1810 hielt sich Arndt in Berlin, später wieder in Greifswald auf; aber er konnte es unter den triumphirenden Franzosenfreunden nicht aushalten und floh 1812 nach Rußland, wo damals die meisten Feinde Napoleons sich sammelten. Auch der Minister Stein. Von diesem wurde Arndt unerwartet berufen und trat als Sekretär unmittelbar in seine Dienste. Die Reise nach Rußland gehört zu den anziehendsten Schilderungen des Buches. Arndt machte sie von Böhmen aus mit einem Schmuggler, für dessen Commis er sich ausgab, um allen Nachstellungen zu entgehen. Sein Marsch führte ihn über Brody. In Rußland nahm man ihn mit offenen Armen auf, zuerst in Moskau, später in Petersburg.

Sehr interessant ist, was Arndt über die damalige Stimmung in St. Petersburg sagt. Indem er von seiner Stellung zum Minister Stein und von dessen Stellung zum Kaiser Alexander spricht, bemerkt er: „Auf dem obern Theil des Steinschen Antlitzes wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige breite Stirn, seine geistreichen freundlichsten Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Theil des Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jachzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Theil im Zorn zuckte und der kleine bewegliche Mund mit ungeheuerer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein schöner sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß wer vor der unteren Macht erschrack durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Muth und Frömmigkeit. Er war ein herrischer Mann, wäre ein geborner Fürst und König gewesen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiemit nicht gesagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich seyn und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war dazu nicht geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigenthümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte; was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft gethan haben und thun müssen. — Ich weiß nicht, auf welche besondere Weise oder durch welche besondere Veranlassung der Herr vom Stein nach Petersburg gekommen ist. Auf die Einladung des Kaisers durch einen Brief — das versteht sich, und das hat er mir selbst erzählt. Von andern habe ich wohl gehört, der Kaiser, jetzt auf dem Rande eines ungeheuren Durchbruchs der Dinge stehend, habe sich an Worte erinnert, welche der Minister im Sommer 1807 zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen habe, und habe, diese Weissagungen in seinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Wie dem nun sey, der Herr vom Stein hatte hier keine Kämpfe — denn er ging ohne Furcht immer gerade durch und überließ das Uebrige Gott — aber der Kaiser Alexander hat sich langsam durchkämpfen müssen. Dieser Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmüthigen fähig, aber es war etwas Weiches in seiner Natur, was die feste Ausdauer und die männliche Härte versagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt und die ersten blutigen Zusammenstöße hatten schon geknallt; aber noch immer saß Romanzoff am Ruder und hatte den Minister des Innern, den verdienten Sperandki und den Geheimen Staatsrath Beck in seinem Ministerium, weil sie dem Kaiser Vorschläge und

Rathschläge zu den kühnsten und geschwindesten Maßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geschickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Oesterreich beschwornen und nur zu lange und zu schimpflich gehaltenen napoleonischen Bündnisses; er, in seinen Sitten und Gewohnheiten ein abscheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schicksalsmann des göttlichen Fingers sahen, den keine irdische Macht werde bändigen können; sein Rath war Friede und Unterwerfung gewesen. Kaiser Alexander hatte nicht den Muth, sich plötzlich von dem alten Mann zu scheiden und loszureißen, obgleich Stein über diese Stellung, besonders über die Meinung, welche diese Stellung bei England, Oesterreich, Preußen und bei allen, die einmal an dem Joche des Korsen schütteln könnten, nothwendig hervorbringen müsse, dem Kaiser die redlichsten und tapfersten Wahrheiten gesagt und geschrieben hatte. Ich habe von ihm an den Kaiser gestellte Briefe abschreiben müssen, welche nach Wien und London geschickt wurden, in welchen dieses Verhältniß und die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des weichlichen, wollüstigen und charakterlosen Mannes mit dem leisen Tritt und der honigsüßen Miene mit Steinscher Kürze und Klarheit geschildert war. So wirkte er auf den Kaiser, aber eine breitere mächtigere Bahn machte er sich bald in der großen Petersburger Gesellschaft, und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Muth, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein, und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Muth durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst im leichteren Kosen und Scherzeln hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Gesellschaft; sein tapfrer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sey, der mit dem Siege wieder gegen Westen wolle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltykowe, Ouwarowe, Kotschubey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterliche Fürst und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam, und Czar Konstantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserin Mutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen diesen heitern Muth. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackeren Deutschen bei ihm zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken, und sprach: „Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei vier Mal verloren; man muß sich gewöhnen es hinter sich zu werfen: weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer seyn. — Diese Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino den 7. September, der Einzug der Franzosen den 14., und der Brand der alten Hauptstadt den 15. und 16. September machten einen großen Einschnitt, den ersten großen Einschnitt in den Lauf dieses Feldzugs, jagten auch in Petersburg die verschiedensten Meinungen und Ansichten in einem ungeheuren brandenden Wellenschlage durcheinander, siegten aber endlich durch heitres sich aufhellendes und stählendes Frostwetter des ausharrenden Muthes bei dem Kaiser und bei dem Volke. Auch hier waren anfangs die Ansichten getheilt, ob die Franzosen oder ob der General Rostopschin die Einäscherung Moskaus verschuldet habe. Die den Mann kannten, sagten, Rostopschin, aber die meisten fluchten auf die That als auf eine schauerliche Gräulichkeit. Als aber die Franzosen anfingen darüber zu fluchen und Rostopschin als einen Abscheu der äußersten Barbarei hinzustellen, da wendete es sich bei den Russen um, und da erst merkten sie, welche Glorie für das Volk und welche Niederlage für den Feind in diesem flammenden Opfer aufgelodert sey."

Mit Entzücken schildert Arndt hierauf die Tage des Siegs, der Begeisterung, des Freudenrausches, der großen Hoffnungen. Indem er der Armee aus Rußland nach Deutschland folgte, genoß er Schritt für Schritt das Vergnügen, das die Flucht eines so mächtigen Feindes den Verfolgern gewährt. Doch in Sachsen ward eine Weile Halt gemacht, ja es begann im Frühjahr 1813 sogar die retrograde Bewegung. Arndt traf in Dresden zufällig mit Goethe und Theodor Körner zusammen. Von ersterem sagt er: „Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiederte Goethe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. Oktober 1840.

Lebensbeschreibung.

Erinnerungen aus dem äußern Leben von Ernst Moritz Arndt. Leipzig, Weidmann, 1840.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl wurden sie zerbrochen. Aber Arndt konnte sich des Sieges, als er entschieden war, nicht herzlich freuen. „Die Verbündeten kamen nach blutigen Schlachten nach Paris; Napoleon ward entthront, und ließ sich ganz zahm nach der Insel Elba abführen; die Bourbons bestiegen den Thron ihrer Väter. Was soll ich, was alle Deutsche damals empfunden haben, was alle wissen, hier weiter berühren? Talleyrand war sogleich voran da, und nahm den Kaiser Alexander in Empfang; ja er nahm ihn gefangen, er nicht allein, sondern die Franzosen, sondern die Pariser. Wie knirschten die preußischen Krieger, wie die Oesterreicher, daß sie vor den Thoren und in den Straßen von Paris hungern und dursten mußten, daß ihnen nicht einmal Quartier vergönnt ward in dieser Hauptstadt der gesitteten Welt, wie die Wälschen sie nennen, sie, die Berlin und Wien und die grausam und hinterlistig berechneten Mißhandlungen so vieler Jahre fühlten!“ Schmerzlich beklagt Arndt besonders, daß uns das Elsaß damals entging: „O mit welchen Gefühlen, mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, und daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich in Straßburg auf dem hohen Münster gestanden, und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Vogesus vor mir sich bläuen sehen! Eine herrliche Stadt, und die Menschen darin wie deutsch noch! wie leicht erkenntlich die ächte schlichte deutsche Art von der mehr verzierten und beweglichen wälschen! und welche schönen kräftigen Bauerngeschlechter in diesem herrlichen Rheinthal! Es sind Alemannen — die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze gestoßene Accent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit sagt es. — Welche glückliche, ja welche selige Augenblicke habe ich bei jenen Streifzügen und Durchflügen durch die Lande durchlebt! wie viele edle deutsche Menschen, damals alle von der Gluth unendlicher Hoffnungen durchhaucht, sind mir begegnet! in Worms und Speier, in Baden, im Schwarzwald, selbst im Elsaß begegnet! Schon in Frankfurt hatte ich Elsasser getroffen — ich traf durch ihre Anweisungen ihnen ähnliche in Straßburg — welche sagten: Wir sind Deutsche, und viele von uns möchten wieder deutsch werden, aber uns mit einem kleinen Fürstenthum zusammenlöthen, das würde nicht halten; schafft etwas Größeres, sonst bleiben wir lieber, wie wir sind.“

Der Verfasser geht über zum Wiener Congreß; daß dort fremde Mächte, sogar das eben unterworfene Frankreich zu Gericht über Deutschland saßen und Alles anwandten, um die kräftige nationale Entwicklung, durch die allein der Sieg über Napoleon möglich geworden war, wieder niederzudrücken, das kann Arndt immer noch nicht verschmerzen. (Und wer könnte es?) „Rußland, England, Frankreich, Spanien standen in Wien als Einheiten, Deutschland als Vielheit, endlich gar als eine zersplitterte und zwieträchtige Vielheit, worunter und womit die Fremden desto besser ihr Spiel treiben konnten. Das war aber gar das Seltsamste, daß man den Urheber alles Unheils, daß man das niedergeworfene und besiegte Frankreich, dem man durch den Frieden von Paris eben sein Erbe wieder zugetheilt hatte, hier in Wien sogleich wieder mithandeln und mitstimmen ließ, daß man den Mann, der mit den deutschen Fürstenthümern und Herrlichkeiten jüngst noch so schandlich gefeilscht hatte, der alle unsere Unebenheiten, Schwächen und Gebrechen auf das gründlichste kannte, daß man Talleyrand als den Mitsprecher und Mitrather unter den erlauchten Räthen und Freunden der Herrscher mitsitzen ließ.“ Preußen, anstatt seine ganze Aufmerksamkeit auf die westliche Grenze zu richten, ließ sich auf

einer andern Seite beschäftigen. „Man mattete sich um Sachsen ab, verfeindete sich, stritt sich todt um Sachsen, und hier — weh! daß ich es sagen muß! — hier den hinterlistigen lüsternen Wälschen gegenüber ließ man die Fremden die Länder gutwillig und demüthig zerschneiden und zuschneiden, und gebärdete sich dabei, als wenn es sich um Kleinigkeiten handle. Ja, ich bin noch heute überzeugt, hätte hier, für diese wichtigste Grenze, der Geist der Klugheit und Stärke gewaltet, hier wäre ganz Anderes und Größeres zu erlangen gewesen, als bei dem traurigen Streit um Sachsen. Freilich England hatte mit dem Prinzen von Oranien und mit seinen holländischen und deutschen Räthen und Helfern ein neues austrasisches Königreich frühe zugeschnitten; aber weil Hardenberg das wußte, mußte er sich mit offenen Falkenaugen über diesen Landen schwebend halten und die künftige Entscheidung nicht so dem Zufall oder der Willkühr überlassen. England hatte von Preußen für Geldanleihen, Waffen und andere Lieferungen Zusagen ganzer preußischer Landschaften erhalten (Ostfriesland, Hildesheim, einen Theil des Münsterlandes u. s. w.). Hardenberg mußte England und Holland gegenüber nicht den Reichen und Großmüthigen spielen. Mit Holland besonders war große Abrechnung zu halten. Hat nicht Oesterreich die Wiedereroberung Italiens von den Fürsten Italiens sich mit vielen Millionen bezahlen lassen? Und Preußen eroberte Holland und die meisten belgischen Lande und Festungen mit seinem edelsten Blute, und es hat erobertes Geschirr und Geschütz und noch so vieles Andere den wohl und strenge rechnenden Kaufleuten umsonst ausgeliefert. Und was ist geschehen? Nicht einmal die Maas und die Maasfestungen theilten wir mit dem neuen Königreiche, sondern ließen uns die allerschlechtesten, unsichersten und schwächlichsten Grenzen, die den künftigen Unterthan verletzendsten und schädlichsten von den Holländern mit ihrer gewöhnlichen Knickerigkeit und listigen Zaudrigkeit ordentlich zuschneiden. Ja diese waren mit einem Male so länderdurstig geworden, daß sie gern alles Deutschland bis an die Mosel mit verschlungen hätten, was ihnen noch mehr als Belgien unverdauliche Aufstöße gegeben haben würde. Eben so unpolitisch, sorglos und gedankenlos ließ man an der Ostseite die schönen Rheinlande in ein halbes Dutzend Stückchen zerschneiden und einzelnen Fürstenthümern als eine kleine Ergötzlichkeit hinwerfen. Dazu lächelte Frankreich ins Fäustchen; darüber trauerten alle einsichtsvollen Vaterlandsfreunde. Hier aber wäre ein Streit um und für das ganze Rheinland besser und gründlicher durchzuführen gewesen als bei Sachsen."

Daher nun auch das traurige, ewig beklagenswerthe Resultat: „Was Napoleon eingerichtet und vergrößert hatte, das blieb als etwas Unantastbares stehen; viele kleine deutsche Fürsten, gleichsam als sey durch sie das Vaterland vorzüglich gerettet worden, wurden noch mit Landen und Leuten vermehrt; England, Rußland und Oesterreich hatten gehörig für sich gesorgt; Preußen allein, welches in der heiligen Arbeit dieses Kriegs am meisten gethan und gelitten hatte, erhielt nicht den Inhalt der Quadratmeilen, welche es im Jahr 1806 besessen hatte, kaum seine alte Einwohnerzahl, und ward in seinen südwestlichen Landschaften mit den schlechtesten von fremder Politik abhängigen Grenzen, dem laurenden Frankreich und dem habsüchtigen Holland gegenüber hingestellt, so hingestellt, was man in der Luft hinstellen nennt."

Arndt trat in preußische Dienste über und wurde als Professor an der neuen Rheinuniversität angestellt. Allein seine Wirksamkeit war von kurzer Dauer. „Im Herbste des Jahrs 1820 bin ich in meiner amtlichen Wirksamkeit still gestellt und einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen worden. Ich habe durch sie und ihre Folgen mehrere schöne Jahre verloren, wohl die letzten, wo mir noch einige Kraft übrig blieb. In meiner Wirksamkeit gehemmt bin ich geblieben, Wiederherstellung in meine Amtsthätigkeit habe ich nicht erlangen können, bin endlich mit Beibehaltung meines vollen Gehalts in den Ruhestand gesetzt. In dieser schweren und jeden menschlichen Stolz demüthigenden Prüfungszeit habe ich Gott und meine Freunde kennen gelernt; und das war freilich eine große Freude im Leide. Aber es sind auch gewesen, die mich unter dem Titel, ich sey in diesen Gegenden ein gefährlicher Mann, wohl gern irgendwohin wie ins Elend geschickt hätten. Doch habe ich die Gnade und Gerechtigkeit meines Königs dafür zu preisen, daß ich in meinem Gärtchen am Rhein habe wohnen bleiben dürfen. Die Geschichte dieser Untersuchung darf und kann ich, wie der Tag steht, nicht schreiben. Die allgemeine Anklage lautete auf Theilnahme an Geheimen Gesellschaften und bösen Umtrieben, die dem deutschen Vaterlande gefährlich werden könnten. Ich bin davon freigesprochen worden. Aber meine trotzige und harte Natur durch wie viele Demüthigungen hat sie lernen müssen, daß ich für das liebe Vaterland auch noch meinen Marterweg von Leiden zu laufen, daß ich auch noch meine Wunden zu holen hatte, da ich mich auf Schlachtfeldern nicht unter Kugeln und Schwertern umgetummelt hatte. Ich habe es, nachdem ich mich über die ersten Plagen besonnen und gefaßt hatte, wirklich so hingenommen als ein Verhängniß des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen lassen wollen; und dies hat mich — wofür ich Gott noch mehr danke — vor jener Erbitterung und Verfinsterung behütet, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtene Männer traurig untergehen. Doch habe ich in den langen,

in Ungewißheit und Schweben zwischen Furcht und Hoffnung hingeschleppten und verlornen Jahren den Vers sprechen und singen können:

Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt,
Den nimmt ein sel'ger Tod im frischen Muth der Stunden:
Doch auf wem Liliput mit tausend Nadeln sitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden.

Zwar schien ich während dieser Untersuchung und während der Folgen und Nachfolgen derselben mich nach dem Urtheile meiner Freunde mit leidlicher Gleichmüthigkeit und Besonnenheit zu benehmen; aber doch habe ich die langsame Zerreibung und Zermürsung meiner besten Kräfte bis ins Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Thurm, so lange er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöst haben. Das Schlimmste aber ist gewesen, daß ich schöne Jahre, welche ich tapferer und besser hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelndem und spielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es ist zu spät; diese Zeit, und überhaupt meine Zeit, ist vergangen und verloren." Vielen wird es interessant seyn, zu erfahren, daß Arndt auf das bestimmteste erklärt, er sey nie im Tugendbunde gewesen und habe nicht einmal um ihn gewußt. Was man ihm in Bezug auf seine spätere Thätigkeit vorgeworfen, daß er in die sogenannten demagogischen Umtriebe verwickelt gewesen sey und Jünglinge dazu verleitet habe, weist er auf eine schlagende Weise zurück. „Ich will vor Gott und vor allen Redlichen verloren seyn, wenn man mir einen Einzigen nennt, den ich zu böser Bündelei oder nur zu dummer Narrheit verleitet hätte. Habe ich in ungestümer wilder Zeit, wo alles aus seinen gewohnten Ufern trat und daraus treten mußte, auch mitunter ungestüme und wildhinfliegende Worte gebraucht, wie sie der ordentliche oder matte Friedenszustand nicht hören mag, so waren sie an Männer gerichtet und nicht an unbärtige Jünglinge, auf das Ziel der Abschüttelung und Zerbrechung fremder Tyrannei gerichtet. Jünglinge, wo sie in meinen Kreis gerathen sind, habe ich immer in ihre gebührlichen Grenzen des Wartens und Hoffens gewiesen und auf eine Zukunft hin, wo ihnen der Bart der Kraft und des Verstandes gewachsen seyn würde." — Und in Bezug auf seine angeblich republikanischen Gesinnungen sagt Arndt: „Ich hatte mich von Kindheit auf an das Königthum und die Monarchie so gewöhnt, ja in dasselbe hineingelebt, daß ich auch der besten Republik in ihrer besten Zeit kaum mit Gerechtigkeit gewogen war, und daß ich namentlich für die Engländer gegen die Amerikaner, für die Könige und Fürsten gegen die französische Republik schon in frühester Jugend immer Partie nahm. Später, als ich über die Dinge und Einrichtungen dieser Welt auch denken lernte, war mein Facit: daß große Freistaaten ein Unding sind ꝛc."

Arndt wollte nie etwas anderes, als eine Mehrung und Stärkung Deutschlands nach außen durch ein festes Zusammenhalten der deutschen Fürsten, durch Zurückweisung ausländischen Einflusses, durch ein kühnes Zugreifen, wo es galt, gestohlnes Eigenthum (Elsaß und Lothringen) wieder zur Hand zu nehmen, und durch Sicherstellung der Militär- und Merkantilgrenzen. Daß eine fremde Macht am Rhein festsitzt und daß die Kanonen auf Straßburgs Wällen gegen Deutschland gerichtet sind; daß uns fremde Mächte die deutschen Meere, ja sogar die deutschen Flüsse zusperren, darin sieht Arndt nicht ein Resultat deutscher Macht und Weisheit. Und wer sollte es anders ansehen?

Am Schlusse seines Werks macht Arndt noch einmal in bündigen Sätzen auf alles das aufmerksam, was Deutschland in Rücksicht seiner äußeren Lage fehlt. „Unsere ganze Westküste ist flankirt oder abgeschnitten und in fremder Gewalt, und im Fall eines Krieges sind wir an jener Seite sehr gelähmt. Belgien und Holland haben unsere Küsten besetzt und können unsern Hauptfluß, den Rhein, mit allen seinen größeren und kleineren Zweigen sperren. Eben so steht es auf der Nordwestküste: Elbe, Weser, Ems sperrt uns der Engländer, wann er will, zu jeder Stunde. Sein Leopard hat sich in Helgoland auf die Lauer hingelegt, und kann von dort leicht von dem einen Fluß zu dem andern hinspringen. Es ist in Wien, während man mit unzeitiger Gelindigkeit und Sorglosigkeit den Engländern für sich und für Hannover alles, was sie begehrten, nur zu leicht hingab, von der Zurückgabe Helgolands an Deutschland nicht einmal die Rede gewesen. Helgoland aber hat die Elbe und Weser unter ihren Augen liegen. — Unsere lange Nordküste längs der Ostsee ist leider in jedem Kriege eben so bloßgestellt: denn wir haben auch nicht ein einziges Orlogschiff. O du altes kriegerisches Germanien, dem einst die Völker sich verneigten! wohin? — — Und doch wenn wir die erste beste Landkarte auflegten und betrachten, finden wir, daß Deutschland so viel Küsten hat als Frankreich, wenn wir längs der Nordsee von Dünkerken bis zur Eider und an der Ostsee von Kiel bis Tilsit messen. Die Bucht der Adria, die wir in unserm Südwesten berühren, will ich gar nicht einmal mit einrechnen. Was fällt uns dabei ein? Vieles fällt uns ein, woran diejenigen nicht gedacht haben, die vor einem Vierteljahrhundert das Loos über die Länder warfen, woran aber unsere Enkel und Urenkel denken müssen.

Es entsteht denn das nothwendige unvermeidliche Unglück für unsere mächtigen deutschen Staaten und für ganz Deutschland bei dem Ausbruche eines Krieges:

1) daß unsere Küsten und unser Handel schutzlos und von Freund und Feind verletzlich und angreiflich sind;

2) daß, wann wir selbst in Krieg verwickelt werden, wir der Gunst von Seemächten bedürfen, deren Mitwirkung wir, wann wir selbst seemächtig wären, aus andern Gründen nimmer suchen noch annehmen würden; und daß wir

3) bei Beendigung solcher unserer Kriege bei den sogenannten Friedensschlüssen die Bundesgenossenschaft solcher Seemächte meistens sehr theuer bezahlen müssen: Bedenkt nur ein bischen die Friedenshandlungen und Friedensschlüsse von Ryswik, Utrecht, Luneville, Paris ꝛc. ꝛc.

Was soll man hieraus lernen?"

Arndt legt, als Norddeutscher, großes Gewicht auf das Meer, und wünscht, die deutschen Mächte sollten alles thun, um Holland und Belgien zu gewinnen und aus den Küsten von Ostende bis Memel ein engverbundenes Ganze zu machen, das alsdann stark genug seyn würde, die deutschen Meere unter ausschließlich deutsche Bewachung und Herrschaft zu stellen, und der deutschen Flagge freie Bahn und ehrenvolle Anerkennung zu verschaffen.

Ferner wünscht Arndt ein pragmatisches Staatsgesetz, welches die Einheit der deutschen Länder, namentlich auch bei Vermählungen deutscher Fürsten und Fürstinnen mit fremden Herrscherhäusern sicherte. Das wäre recht schön und gut, wenn nur erst Deutschland einmal in seiner vollen Integrität dastünde. Aber es fehlen ihm leider seine schönsten Grenzländer, Holland, Belgien, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Esthland, Kurland, Livland, Schleswig, Holstein und die Insel Helgoland. So viel hat es sich von den fremden Mächten abzwacken lassen und der deutsche Bund ist etwas gar mageres in Vergleich mit dem alten Deutschland, wie es zu den Zeiten weiland des alten Reichs war und wie es noch ist, wenn man alles Land zu Deutschland zählen muß, wo man deutsch redet. Ein pragmatisches Gesetz hat nun bekanntlich jene alte Integrität des deutschen Reichs nicht schützen können. Würde es den Rest, den wir noch haben, etwa besser schützen? Wir glauben nicht. Auch würde eine solche pragmatische Sanction mit den Legitimitäten streiten. Stürbe z. B. ein deutsches Haus aus und der nächste Erbe wäre Rußland oder England, würden diese Mächte wohl ihre Ansprüche aufgeben und einem dritten deutschen Hause abtreten? oder würden sie nicht vielmehr ihre legitime Nachfolge mit den Waffen in der Hand behaupten und sogar mit demselben Recht, das die deutschen Häuser selbst in Bezug auf ihre Legitimität stets behauptet haben? Und wie will man verhindern, daß der fremde Erbe eines deutschen Thrones nach Gutdünken verfahre? Schützen hier Reichsverband, Anrufung von Reichshülfe? Man denke an den weiland burgundischen Kreis, der gegen Philipps II. spanische Henker so oft vergebens den Reichsschutz anrief. Oder schützen Landesverfassungen? Man denke an Hannover. Was sind Verfassungen? Ein Fußtritt wirft sie um.

Unter den fremden Einflüssen, von denen Arndt gern das gute Deutschland frei sähe, ist natürlicherweise auch der römische nicht vergessen. Darüber sagt Arndt in seiner derben Weise, die derjenigen von Görres nichts nachgibt: „Das arme verkommene Volk in Italien und Rom will im neunzehnten Jahrhundert die gutmüthigen Deutschen wie die Dummen und Albernen hänseln, als welche sie es immer ausgelacht hat. Unter dem gleißenden Mißbrauch des herrlichen Verses: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen" fangen selbst einige deutsche Nachtraben und Eulen an mit ihren heiseren Kehlen durch diesen Dampf zu schreien, und hätten gar nicht ungern, daß Aufruhr und Empörung um einiger fanatischen Plattlinge willen, die den alten ultramontanischen Teufel im Leibe haben, unsern vielköpfigen deutschen Leib wieder zarhaderten, und daß die laurenden Wälschen über Alpen und Ardennen herbeiliefen, die Zerspaltenen und Zwieträchtigen nach ihrer Weise zu schützen und mit einander zu befrieden. Ich denke hier nicht sowohl an die Anfänge, als an die Enden solcher Hader. — Der Pabst ist, mit Herrn von Görres Erlaubniß, kein geborner deutscher Papa und Großpapa, er ist ein fremder Herrscher, und weder ein Kaiser von Oesterreich noch ein König von Preußen wird diesem fremden Italiener das deutsche Herz aus der Brust herauszufühlen suchen. Ich meine, die deutschen Herrscher haben die Wärme italienischer Priesterherzen genug gefühlt. Ich habe hier auch über den Streit des Kirchenfürsten in Rom und des Königs von Preußen nichts zu erörtern — ich will nur auf die Finsterlinge und auf die Haderlumpen hinweisen, welchen der deutschen Ehre und des deutschen Glücks schon wieder zu viel däucht. Wehe ihnen! wehe jedem, der über dem Kleinen, über unauflöslichen Fragen, die den Erdenfrieden nun nicht mehr stören sollten, über einem bischen Pfaffenehre und Pfaffenhoffart das heilige Vaterland vergisset!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. Oktober 1840.

Lebensbeschreibung.

Erinnerungen aus dem äußern Leben von Ernst Moritz Arndt. Leipzig, Weidmann, 1840.

(Schluß.)

Während Arndt auf diese Weise vornehmlich immer die auswärtigen Angelegenheiten Deutschlands im Auge hat, beschäftigen ihn die innern weniger. Nur über die Verhältnisse der Bauern und des Adels verbreitet er sich in einer größern Abhandlung, in der er ein schon 1820 erschienenes, von ihm verfaßtes Schriftchen verbessert wiedergibt.

Was er vom Adel verlangt, ist schwer ausführbar. Er will ihn auf altvenetianische Art fixiren, auf eine bestimmte, in ein goldenes Buch einzutragende Zahl beschränken, und ihm auf englische Art durch die Bevorzugung der Erstgeburt und durch Unveräußerlichkeit des Grund und Bodens die Erhaltung des Familienreichthums sichern. „Ja es ist meine feste Ueberzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre, Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände bestehen soll, er auf festem bleibenden Besitz und auf Majoraten gegründet seyn muß. Es müßte auch überhaupt kein Edelmann gemacht werden, der nicht entweder schon durch Reichthum bedeutend wäre oder die Würdigkeit hätte, daß der Herrscher oder das Volk ihn so mit liegenden Gründen begabten, daß die Unabhängigkeit seiner Familie nach ihm gesichert wäre. Arme Familien adeln, wie leider täglich in Deutschland geschieht, däucht mir ein großes Unwesen. Wenn ich gesagt habe, daß arme hungrige Bauern ein Unglück und Verderben des Staats sind, so meine ich dies noch weit mehr von einem armen hungrigen Adel. Ein Land kann viel zu vielen Adel haben; und es ließe sich nach der Volksmenge und den Verhältnissen und Hülfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl bestimmen, die es tragen könnte. Es ließe sich für jedes Land ein goldenes Buch machen, wie weiland in Venedig, und zwar ein geschlossenes Buch, und es sollte gemacht werden — auf die Weise, daß nur beim Erlöschen eines Stammes ein neuer adlicher Stamm gepflanzt werden könnte, und daß selbst die Kinder und Enkel der größten Helden der That, Wissenschaft, Kunst und Erfindung (welchen allein so Hohes vorbehalten seyn müßte: denn wenn man den Adel hoch hielte, wäre es etwas Hohes), die eines Blücher, Leibnitz, Goethe, Dürer, auf der Warte stehen bleiben müßten, bis Gott eine leere Stelle gemacht hätte. Doch werden diese seltensten großen Männer nicht so dicht ausgesäet, daß es bei solchem gewissenhaften Verfahren jemals viele Wartende geben würde. Daß den Kindern solcher Lehrmänner von dem Volke, das von ihnen mit Glück, Macht und Ruhm bekränzt worden, für die würdige Tragung und Erhaltung ihres Adels nach englischer Sitte eine angemessene Begabung und Begründung gemacht werden müßte, folgt durchaus aus unserm Bilde vom Adel. Wir kennen Polens Geschichte und kennen seinen wimmelnden hungrigen Adel; auch Schweden ist mit zu vielem und armem Adel überschwemmt; auch in manchen deutschen Landschaften ist es nicht viel besser, und immer fährt man fort auf die alte traurige Weise leicht und leichtsinnig durch Adelsbriefe alljährlich arme Junkerfamilien zu stiften. Es ist lange ein trauriger Haß gewesen zwischen dem Mittelstande und dem Adel, und er ist leider noch nicht ausgestorben, und hat seine bösen Folgen auf das Ganze, da durch diesen unseligen Neid so manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieser Haß und Neid stammt zum Theil aus dem alten Soldatenwesen, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren noch bestand; er stammt wohl mehr aus der Herabwürdigung und wirklich unanständigen und fast schimpflichen Vermehrung des Adels

durch die Reichskanzleien, wodurch der alte Adel, worunter die Neugestämpelten sich allmählig doch mischten, sein glänzendes Gepräge verlor. Krämer, Roßtauscher, Lieferanten u. s. w., ohne ein anderes Verdienst als das einer gefüllten Tasche, kauften des heiligen Römischen Reichs adliche Wappenehre oft um 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei zu Wien; ja während der Ledigkeit des Kaiserstuhls wie wohlfeil und wie schmutzig verschacherten die Beamten in den Kanzleien der Reichsverweser oft die Würden von Freiherren und Grafen! — Soll also Adel seyn, so muß er reich und unabhängig seyn, damit er in freier Ehre und Würde im Staate stehen und durch seine selbstständige Haltung wohlthätig auf das Ganze wirken könne. Ein armer Adel löscht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch seine Geburt Ansprüche, die er ohne Vermögen schwerlich erfüllen kann. Er muß also dienstbar, glücksuchend, ja oft glückjagend seyn wie Menschen aus den untersten Klassen; er muß für sein Fortkommen Künste gebrauchen, die wenigstens solche nicht zieren. Darum lobe ich mir die englische Art, wo der Aelteste des Hauses das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder desselben und der Besitzer der Güter ist, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meistens zum ganzen übrigen Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung und Befleckung ihres edlen Bluts meistens allen Gewerben und Geschäften der andern Klassen ihre Thätigkeit zuwenden mögen. Und darum ist der Adel auch nirgends so wirklich vornehm und geachtet als in England."

Allein die frommen Wünsche des Verfassers für den Adel (man hielt ihn mit Unrecht für einen Feind des Adels) werden nicht in Erfüllung gehen. Die großen Hindernisse sind: 1) die ungleiche geographische Vertheilung des Adels. Ein deutsches Land ist mit viel Adel überfüllt, in einem andern ist er ganz oder zum Theil ausgerottet. Wenn Preußen eine Pairskammer hätte, wie ungleich würden dann die östlichen und westlichen Provinzen repräsentirt seyn? 2) Der ungleiche Besitzstand. Einige Familien des deutschen Adels sind außerordentlich reich begütert, die meisten sind dagegen arm. Welche Revolution müßte der Besitz erleiden, um hier eine Gleichförmigkeit zu erzielen, wie sie eine geschlossene Adelskette von den Ringen, aus denen sie zusammengesetzt ist, verlangen muß. 3) Das einmal erworbene Recht. Man kann den überzähligen verarmten oder nie reich gewesenen Adelichen ihren Adel und ihre darauf gesetzlich gegründeten Vorrechte nicht nehmen und sie in die Bürgerklasse hinabstoßen. 4) Die Eitelkeit der Bürgerlichen auf der einen und das Cabinetsinteresse auf der andern Seite. Die Adelsverleihung ist das, was man mehr als Orden und Sold sucht, was daher unter schwachen Regierungen am meisten erbettelt und erschlichen zu werden pflegt. Die Adelsverleihung ist überdies eines der zweckmäßigsten Bestechungsmittel, wenn man sich der Ergebenheit sey es eines Banquiers, oder eines tüchtigen Offiziers, Staatsmanns oder auch sogar Publicisten versichern will. Die Adelsverleihung ist endlich auch in der constitutionellen Praxis, wenigstens beim Zweikammernsystem, kaum entbehrlich, denn wenn die alten Pairs obstinat sind, muß die Regierung einen Schub von neuen in Bereitschaft haben. Unter diesen Umständen wird eine wahre Reform, Reinigung und Kräftigung des Adels, wie sie Arndt im Sinne hat, nicht so bald zu Stande kommen. Ja vielleicht nie. Zugegeben, daß es im Interesse des Staats liegen mag, erstens den Grundbesitz dem allzuhäufigen Wechsel der Besitzer und den Speculationen der Städter zu entziehen, zweitens die Ackerbauer selbst zu theilen in Barone und Bauern, und drittens, den Baronen als ersten Repräsentanten des liegenden Gutes auch in den Repräsentationen die conservative Stellung anzuweisen; — so würde doch gerade die ausschließliche Bevorrechtung dieses Güteradels ein ewiger Stein des Anstoßes für die Verdienste und Talente seyn, die sofort in der Bevorrechtung zurückstehen müßten. Wie will man den Ehrgeiz der im Militär und Civil vorwaltenden Talente befriedigen, wenn man ihnen nicht einen Platz in den Reihen der Pairs öffnet, und wie will der Adel seine Privilegien gegen den Sturm der bürgerlichen Talente vertheidigen, wenn er diese Talente nicht unter sich aufnimmt?

Im Grunde ist diese Frage nicht einmal die wichtigste. Der Adel wird mehr oder weniger immer eine Art Vorrecht in Erwerbung und Erhaltung sowohl des Besitzes als der Ehrenstellen behaupten, also auch immer Gelegenheit haben, Talente und Verdienste geltend zu machen. Seine Sache steht gar nicht so schlecht, als Viele gern glauben machen möchten. Für den Staat im Ganzen und für die übrigen Stände, oder das Volk, ist es aber ziemlich gleich, unter welchem Titel und unter welchen Modalitäten der Adel seinen Einfluß übt, sofern er ihn unter allen Umständen eben doch übt.

Ungleich wichtiger ist die Bauernfrage. Von der Organisation der untern Stände hängt Wohl und Wehe eines Volkes ungleich mehr ab als von den Formen, unter welchen der Adel existirt. Der Bauernstand bleibt immer der Kern des Volkes. Wenn der anfault, wehe dann dem Volk! Nun ist aber wirklich auch in unserm guten Deutschland schon nicht wenig geschehen, diesen alten gesunden Kern in Fäulniß zu versetzen. Man erwäge nur die Branntweinpest, durch welche man den

Volksstamm entnerven und erschlaffen läßt. Arndt hebt vorzüglich die Eigenthumsverhältnisse der Bauern heraus. Auch ihm, wie vielen andern Nationalökonomen unserer Tage erscheint die unumschränkte Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Bodens verwerflich. Er trennt diejenige nützliche und heilsame Einschränkung, die bei aller Freiheit bestehen könnte, von dem alten Feudalzwange. Beides sollte nie verwechselt werden. Die große Emancipation des Bauernstandes aus jenem Feudalzwange ist eine welthistorische Nothwendigkeit und ein Fortschritt vom Unrecht zum Recht. Die Einschränkungen aber, die man verlangen muß, damit der Bauernstand nicht durch endloses Theilen der Armen und endloses Zusammenhäufen der Reichen destruirt werde, sind nichts Reaktionäres, sondern vielmehr eine nothwendige Bedingung und Ergänzung jener Emancipation. Darum aber muß man sich sehr hüten, sie mit wirklichen Reaktionen zu verwechseln. Die Wünsche der Nationalökonomen für Herstellung eines tüchtigen Bauernstandes in freien Staaten sind ganz etwas anderes als die Seufzer nach Rückkehr der Frohnen und Leibeigenschaftslasten. Arndt sagt: „Es klingt so lustig das Wort für den kleinen Besitzer und für den Bauer: „Juchhe! jetzt sind wir des Edelmanns Gleiche! keine Patrimonialgerichte, keine Leistungen, keine Frohnen, keine Zehnden mehr, jeder in seine ursprünglichen Menschenrechte eingesetzt, alle künftig mit Einem Maaße gemessen und über Einem Kamm geschoren." Wie sollte eine so lustige, wohllautende und schmeichelhafte Lehre der leicht bethörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindler so leicht einbilden können, jede noch so billige Abhängigkeit sey eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf sie eine hinterlistige Beschleichung und Ueberdrängung? Und was erfolgt bei der völligen Freilassung der Personen und bei der Befreiung der Güter? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß Einige dieselbe zur Verbesserung ihres Wohlstandes zu gebrauchen verstehen; aber die Menge geht offenbar in Sittlichkeit und Wohlstand zurück, wie sehr der äußere Schein auch das Gegentheil zu bezeugen scheint. Wir haben es ja an mehr als Einem Orte gesehen, wo alle höhere Aufsicht über diese unmündigen Menschen, alle Beschränkung ihrer s. g. Freiheit von ihnen genommen ist, wohin es sie getrieben hat. Zwar mehr Thätigkeit und Gerührigkeit hat sich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geschicklichkeit hin und wieder entwickelt, aber wo ist der stille und fromme deutsche Bauersinn, und endlich auch, wo ist der alte Wohlstand geblieben? die alte unstörbare Sicherheit des Besitzes? Denn hat das unruhig und gescheidt gemachte Geschlecht durch größere Gerührigkeit und Umsicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen gelernt, so hat es noch häufiger das Dreifache verthun gelernt, und der gepriesene erhöhete Wohlstand, der aus dem neuen glücklicheren Zustand hervorgegangen seyn soll, ist nur ein baarer blanker Schein und nichts weiter. Den sehr wenige aus diesen unteren Klassen der Staatsgesellschaft sind so mäßig oder gescheidt, daß sie ihr Glück selbst zu verwalten und zu erhalten verstehen. Das schon ist sehr schlimm für die Sitten und für den Charakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; schlimmer ist das, daß kein Aufseher, Hüter und Schirmer da ist. Juden und Judengenossen geben Anleihen darauf und setzen sich in den ganzen oder halben Besitz. Stirbt ein Besitzer auch im Wohlstande und hinterlässet mehrere Kinder, so theilen sich diese in das Gütchen oder die Hufe oder sie bleiben auch in Gesammtwirthschaft darauf sitzen, und wirthschaften sich auf einem Grundstücke an den Bettelstab, auf welchem vor zehn oder zwanzig Jahren ein durch Unterthänigkeit und Lehnbeschränkungen gebundener Hufner in sicherer geborgener Mittelmäßigkeit lebte. So verschwindet endlich ganz die alte Einfalt, Frömmigkeit, Treue und Ruhe des deutschen Bauers; er wird klug, schlau, thätig, auf geschwinden Gewinn grübelnd und diesen Gewinn geschwind wieder verthuend, bei der Wandelbarkeit des Besitzes an keinen festen Ort, an keine feste Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Mensch ohne Heimath, unstät an Trieben, unstät in Gesinnung, leichtfertig und vagabundisch. Ein solcher ist euer deutscher Bauer vom jüngsten Gepräge, euer französisch erlöster und gelöster Bauer."

Sehr wahr. Aber so wenig wie man hätte sollen aus der Sklaverei in die Anarchie übergehen, so wenig soll man sich aus der Anarchie in einen der Sklaverei auch nur entfernt ähnlichen Zustand zurückwünschen. Der Verfasser unterscheidet dies scharf: „Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbesitzer und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechsels des Besitzes, die Veräußerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundstücke und die Erlaubniß mit ihnen zu schalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müssen, ist oben angedeutet, und wahrlich nicht mit Uebertreibung; so daß wir darin ganz der Meinung der Vertheidiger des alten Lehnsystems, ja selbst einer drückenden Hörigkeit seyn müssen, und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichste ist, wenn der Staat den Landbesitz und seinen Wechsel so ganz dem Zufall und der Willkühr überläßt. Die Personen müssen frei seyn, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her fliegen wie Federn im

Winde, wenn selbst das Festeste beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei dem Menschen auch in dem nichts mehr fest, was die Gesetze unerschütterlich machen sollen, wie die ewigen alten Berge Gottes, in der Gesinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, welche diese Kernkraft eines Volkes am einfältigsten und innigsten bewahren, sind auf dem Lande die Bauern und in der Stadt die Handwerker. Diese aber verlieren alle festhaltende Gediegenheit und alle sittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräußerlich, wechslich und theilbar macht und wenn man durch die Auflösung der Zünfte und die Einführung der belobten allgemeinen Gewerbfreiheit die letzte alte Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann einem im verblendeten Freiheitsschwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug sagen, daß nicht alles Freiheit ist, was den Schein und Namen davon hat. Aber um das Rechte einzurichten und zu erschaffen, dazu bedarf es weder Hörigkeit noch Leibeigenschaft, welche der Willkühr und Ungerechtigkeit häufig Thür und Thor geöffnet und einen Theil der Landbewohner in Spartaner, den andern in Heloten verwandelt haben, sondern der Staat kann einen Weg gehen, den die Zeit ihm sehr gebahnt hat, er kann durch ihr angemessene Einrichtungen den Zufall und die Willkühr einschränken, welche, wenn man sie frei schalten läßt, zuletzt Natur, Land und Menschen verderben."

Arndt schlägt nun folgende Gesetzgebung für den Bauernstand vor:

1) Die Bauerngüter würden gleichsam Lehen des Staats. Sie gehörten freilich dem Käufer und seinen Erben eigenthümlich, aber folgende Bedingungen und Verpflichtungen hafteten darauf:

2) Sie gingen für alle künftige Zeiten zu Bauernrecht. Bauern und Bauerngenossen könnten sie nur besitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Fabrikant u. s. w.; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen oder gehalten werden (es sey denn während einer Minderjährigkeit), sondern der Eigner müßte selbst darauf sitzen, oder sonst, wann er ein anderes Geschäft ergreifen wollte, sie an seine Verwandten oder Bauerngenossen überlassen.

3) In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut in Wehr bliebe und der Besitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirthschaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut schuldenfrei wäre, seine Geschwister und Miterben nur mit einem Sechstel des Werthes der Grundstücke abzufinden; die bewegliche Habe aber, außer dem durch das Gesetz bestimmten nothwendigen Geräth und Vieh, würde unter alle gleich getheilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe; unter mehreren Söhnen bestimmte vielleicht das Loos über die Nachfolge; hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, looseten diese ebenfalls. Unmündige Geschwister hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an ihren Tod. Die Art und das Maaß würde das Gesetz bestimmen.

4) Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zusammenbrächten, würde, wenn Kinder geboren würden, gemeinschaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da, und der Lehnbauer stürbe vor der Frau, so nähme sie ihr Eingebrachtes wieder, und räumte dem Erben das Gut. Hätte sie Kinder gehabt, die vor ihr gestorben wären, so erbte der überlebende Theil die ganze bewegliche Habe des verstorbenen.

5) Solche Güter möchten auch, z. B. wenn eine Familie durch schlechte Wirthschaft oder Unglück sie so heruntergewohnt oder verschuldet hätte, daß sie sie nicht behaupten könnte, auf andere Art immer veräußert werden, aber nur mit Einstimmung der Berechtigten, und mit der Bedingung, daß sie wieder an Bauerngenossen kämen. Ein Besitzer ohne Kinder und Lehnsverwandte, die da Ansprüche auf ein solches Gut hätten, möchte es veräußern bei seinem Leben und darüber verfügen nach seinem Tode, versteht sich innerhalb der Genossenschaft.

6) Wie Ein Bauer nicht mehrere solcher Güter besitzen dürfte, so dürften auch die Felder mehrerer solcher Güter nicht zu Einem Gute zusammengezogen werden. Eben so wenig wäre ein solches Bauergut in mehrere kleinere theilbar.

Wir haben in unsrer Anzeige bei diesen bäuerlichen Verhältnissen länger verweilt, weil wir sie kaum für minder wichtig halten, als die oben erwähnten auswärtigen Verhältnisse Deutschlands. Die Erhaltung eines physisch und moralisch tüchtigen Volksstammes hängt wesentlich ab von der weisen Organisation des Bauernstandes. Deßhalb zeigt es von der Klarheit und Tiefe des Geistes, der aus dem vorliegenden Buche spricht, daß darin vor allem die äußere Lage Deutschlands zu Europa und das Verhältniß der Bauern hervorgehoben ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 14. Oktober 1840.

Deutsche Geschichte.

Vorarlberg. Aus den Papieren des Priesters F. J. Weizenegger. In 3 Abtheilungen. Bearbeitet von M. Merkle, Präfekt des Gymnasiums zu Feldkirch. 1ste und 2te Abtheilung. Innsbruck, Wagner, 1839.

Ein schätzbares Werk, worin sehr ausführlich Aufschluß ertheilt wird über die gegenwärtige Verfassung und Verwaltung des Vorarlberg und über die frühere Geschichte besonders seiner berühmten Adelsgeschlechter, der Buchhorn, Montfort, Hohenembs, Brandis, Toggenburg, Waldburg, Sulz, Blumenegg 2c. und der ältesten und vornehmsten Kirchen des Landes. Die eigentliche Volksgeschichte, die Kriege des Landes mit der Schweiz, in der Schwedenzeit und namentlich im Jahr 1809 sind hier nicht ausführlich erzählt oder nur ganz kurze Erinnerungen an diese Begebenheiten der Topographie angereiht; aber einige Biographien berühmter Vorarlberger sind umständlich erzählt, z. B. das Leben des ausgezeichneten spanischen Feldherrn Hannibal von Hohenembs, und der Künstlerin Angelika Kaufmann, des berühmten Geisterbeschwörers P. Gaßner, Heinrichs des Findelkindes, der 1386 das erste Hospital auf dem Arlberg baute, das Muster aller später entstandenen Gebirgshospize 2c. Von römischen Alterthümern ist nicht die Rede. Von merkwürdigen Sitten des Mittelalters wird einiges Interessante mitgetheilt. Noch mehr von neuern Gewohnheiten und Sitten, von dem jährlichen Hinüberwandern nach Schwaben, um daselbst zu arbeiten und mit dem Lohn des Winters wieder heimzukehren, von der seltsamen Landestracht (Faltenrock, Ledergürtel, Goldlatz und Wollkappe der Weiber 2c.).

Mit Schmerz äußert sich der Verfasser über den Verfall der guten alten Sitten und über die Entnervung, die auch hier im Landvolk um sich gegriffen hat, wie fast überall. Er leitet das Uebel seines Landes aus der benachbarten Schweiz her, und was er sagt, dürfte sehr beherzigendswerth erscheinen: „In der benachbarten Schweiz fingen in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Baumwollenmanufakturen zu blühen an, und beschäftigten nicht nur die eigenen Hände, sondern lockten die dießseitigen Einwohner über den Rhein, entweder daselbst zu arbeiten, oder das Material zur Veredlung herüber zu holen, um sich Geld zu verdienen. Um das Jahr 1780 standen im Lande eigene Unternehmer auf, und bald wurde dieser Erwerbszweig allgemein, brachte aber auch eine solche Veränderung im Volkscharakter mit sich, daß von dem alten Bilde kaum mehr ein Schattenriß zurück blieb. Kinder, welche vorher in der freien Luft erstarkten, wurden jetzt an das Spinnrad, erwachsene Mädchen zum Strickrahmen, und größere Knaben in den Webkeller gebannt. Die nächste Folge hievon war eine schlechtere Bestellung des Feldes, die so lange fühlbar blieb, bis man durch Vermehrung des Zugviehes nachhelfen konnte; zur Noth mußten sogar Kühe eingespannt werden, obgleich die nährende Milch dadurch beinahe versiegte. — Alle Arbeit lag nun den Eltern ob, weil die Kinder ein einträglicheres Geschäft zu betreiben hatten; zur Bereitung des Hanfes, Flachses und der Schafwolle gab es jetzt keine Zeit mehr. Die bisherige Hausmannskost sagte der sitzenden Lebensart nicht zu; blaß und kränklich kamen die Kinder aus ihrem Zwinger, bis man den Kaffee einführte, dessen flüchtiges Oel die erschlafften Lebensgeister wieder aufregte, und öfters im Tage mußte dieses Reizmittel wiederholt werden, das jetzt statt des Brodes mit den schon gemein gewordenen Kartoffeln die Hauptnahrung ausmachte. Wollten die Eltern diesem Getränke den Eingang sperren, so brach in dem Hause eine kleine Meuterei aus, und bald kam es dahin, daß die Arbeit von der Gewährung des Kaffees abhing; denn jetzt waren die Kinder der verdienende Theil im Hauswesen, und konnten genau die Summen vorrechnen, welche ihre Hände einbrachten

Die Eltern mußten nachgeben, und machten am Ende selbst mit, obgleich für diese Bohne und den Zucker ein Nambaftes von dem Gewinne wieder abfiel. Fingen die kleinen und größern Arbeiter an nachlässig zu werden, so setzten die Eltern gewisse Tag- und Wochenaufgaben fest, die unnachsichtlich betrieben wurden. Gut — hieß es — wir werden es leisten; wenn wir aber mehr liefern, so behalten wir den Ueberschuß zur eigenen, selbstgefälligen Verwendung. Die Hausvorstehung ließ sich darauf ein, und so entstanden so viele Nebenkassen, als sich Arbeiter in einer Familie befanden. Das Mädchen kaufte sich schöne, in die Augen fallende Zeuge, Bänder, Schnüre, Borten ɪc., mit welchen sie am Sonntage beim Kirchgange nicht wenig Parade machte. Der Knabe bekam Ekel an seinem Landesanzuge; Beinkleider und Rock von Tuch nach dem neuern Schnitte, farbige Weste, buntes Halstuch von Baumwolle oder Seide, runder Hut, Modeschuhe mit silbernen Schnallen, glänzende Stiefel waren das Ziel seiner Wünsche, und hatte er dieses erreicht, so mußte eine mit Silber garnirte Tabakpfeife den Staat vollenden; gern hätte er sich eine Taschenuhr beigelegt, aber das Zechen in den Wirthshäusern hatte schon zu viele Sparpfenninge verschlungen. Die Jahresrechnung in den meisten Haushaltungen zeigten zwar vielen Verdienst, aber auch viele Verschleuderungen, und beim Lichte betrachtet stand man sich nicht besser, als vorher. Die einmal angenommene Beschäftigung der jungen Leute war jetzt zahlreichen Zusammenkünften in einem Hause günstig, das wachsame Auge der Eltern aber, die jetzt zu Feld- und Stalldiensten beinahe allein verurtheilt waren, konnte keine Aufsicht mehr führen. Fand sich unter der Menge nur das eine oder andere Mitglied von verdorbenen Sitten ein, so breitete sich die Ansteckung schnell aus; Fehler wurden zu Lastern, die an der Gesundheit nagten, und manches hoffnungsvolle Leben in der Blüthe zerstörten. — Ein Tanz im Freien sagte dem Geschmacke der Jugend nicht mehr zu, da schwächliche Stubenmenschen sich nicht ohne Nachtheile dem Luftzuge aussetzen durften. In den Wirthshäusern richtete man sich immer schöner ein, aus Lauben wurden beleuchtete Säle, die Musik vervollkommte sich mit Violinen, Flöten, Klarinetten, Hörnern und Trompeten, und darum kein Wunder, wenn schon von Ferne die Füße dem Wirthshause mehr zu tanzten, als gingen. Gebratene und gebackene Hühner, Kapaunen, Schinken, Zuckergebäcke, Kaffee, Wein ɪc. füllten den Tisch, die Verführung streckte ihre gierigen Hände aus, und konnte ihres Opfers beinahe immer gewiß seyn. Von jetzt an zeigten die Taufregister in jenen Dörfern, welche sich mit Baumwollenarbeiten beschäftigten, viele Kinder, die wohl eine Mutter, aber keinen Vater, der für ihre körperliche und sittliche Erziehung gesorgt hätte, aufweisen konnten. Vaterschaftsklagen wurden freilich anhängig gemacht, aber gerade bei diesen zerstob die Heiligkeit des Eides am leichtesten, und ist einmal diese Schranke übersprungen, so führen wenige Schritte weiter zum gänzlichen Verderben. — Eiferten die Seelsorger über Eitelkeit und Kleiderpracht, wenn sie in ihrem Berufe bei Gesunden oder Kranken Besuche machten, und oft nichts als Schmutz und Unrath, keine Leib- und Bettwäsche, keinen Vorrath an Lebensmitteln für Gesunde, vielweniger eine geeignete Nahrung des Kranken, sondern nur ein schlechtes Lager und dumpfe Kammern antrafen, dagegen aber Flitterstaat, Tabakpfeifen oder Uhren umher liegen sahen; so entschuldigten sich die Eltern mit dem unbeugsamen Sinne der Kinder, die ja das Geld selbst verdient haben, und doch auch eine Freude haben müssen. Widerlegte der Pfarrer die irrige Ansicht, und gab er zu verstehen, daß in einer solchen Vertheidigung das eigene Verdammungsurtheil liege, und die Eltern für die Veranlassung zur Unsittlichkeit dem höchsten Richter verantwortlich seyen, so stutzten Vater und Mutter; kam es aber dahin, daß ein Kind derselben namentlich und mit vollem Ernste wegen gemachter Fehltritte einem wohlmeinenden Verweise nicht entging, dann kam Feuer in das Dach, man nahm es übel auf, und dem Geistlichen ging es noch glimpflich, wenn er als ein mürrischer Mann, dem man nichts recht machen kann, der keine Sorge hat, und nicht weiß, was Kinder sind, in den Gesellschaften durchgezogen ward. — So hätte ein alter biederer Vorarlberger in seinem Sonntagsstaate, der in einem weißgrauen, aus Hanfgarn und Schafwolle gewobenen, mit Flanell gefütterten, und bis auf die Knöchel reichenden warmen, vorn zugeknöpften Rocke, Lederhosen, Wollenstrümpfen, genagelten Bergschuhen, schwarzem Flor um den Hals, dreispitzem Hute und Fäustlingen bei der Rocktasche durchgesteckt, bestand, seine Nachkommen nicht mehr erkannt, und glauben müssen, sein Bergland habe sich in eine Hauptstadt verwandelt."

Zu diesem Uebel gesellt sich noch ein anderes, nämlich die Prozeßsucht und die Speculation auf Rechtsmißbräuche. Winkeladvokaten oder sogenannte Rechtsbeistände halten die Prozeßsucht beständig in Athem, stöbern jeden Anlaß zu irgend einem Rechtsstreit auf. „Gab es nicht immer gewichtige Rechtshändel, so nahm man wie der Storch mit einem herbeischwimmenden Frosche fürlieb. Kleine Schulden und schlechte Zahler trifft man in jedem Lande; diesen spürten die Prozeßkrämer nach, ließen sich einen Theil der Forderung versprechen, wenn sie die Zahlung ausfechten, oder kauften die ganze Schuld um einen todten Pfenning an sich. Nun ging es unbarmherzig über den Schuldner her; Pfänden, Ganten, von Haus und Hof treiben, die

Familie auf die Gasse setzen, Alles wurde ausgeübt, was nur mit dem Buchstaben des Gesetzes sich vereinigen ließ. Der Bedrängte erboste dann ebenfalls, verheimlichte einen Theil seines Vermögens, suchte an, daß die gepfändeten Gegenstände der Schande wegen nicht bei Tage aus dem Haus genommen werden, und schaffte sie vor Nacht selbst auf die Seite; vor Gericht galt eine solche Bewilligung für geschenktes Zutrauen, und der Gläubiger kam ganz in der Ordnung um seine Pfandstücke. Gebrach es an Schuldsachen, so spekulirten solche Wespen auf den Honig in Familienangelegenheiten, ertheilten Rathschläge, führten Briefwechsel, setzten Verträge auf, errichteten Heirathsbriefe, Testamente, Stammbäume, regelten Erbschaftstheilungen, nahmen sich der Wittwen und Waisen an, und ließen sich für Alles reichlich bezahlen. In so weit könnte man noch alles in guter Ordnung erklären, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; allein solche Winkelgeschäfte blieben lange geheim, bis ein Benachtheiligter sich rührte, und vor Gericht Hülfe suchte; dann kam das Machwerk mit allen seinen Erbärmlichkeiten an das Licht, die Dokumente hatten wesentliche Mängel, das widerrechtlich bezogene Vermögen war schon verschleudert ꝛc."

Wir wissen nicht, ob die Farben hier vielleicht zu stark aufgetragen sind; doch stimmt das Gesagte mit den Klagen, die auch anderwärts geführt werden, z. B. in den vortrefflichen Schriften von Bizius (Gotthelfs Bauernspiegel ꝛc., worin die Corruption in der Schweiz grell aufgedeckt wird) und in den vielen neuern Werken über die namentlich in Norddeutschland um sich greifende Branntweinpest und über das Verderben der unbeschränkten Gütertheilung nur zu sehr überein. Ueberall wird eine bedauernswürdige Veränderung im Landvolk wahrgenommen; die ländlichen Trachten verschwinden je mehr und mehr und machen den geschmacklosen städtischen Trachten Platz. Die alte Treue und Genügsamkeit verschwindet, Trug und Genußsucht mehren sich. Am besten hat unlängst über dieses schlimme Zeichen der Zeit Ernst Moritz Arndt gesprochen.

Physiologie.

Ueber Virilescenz und Rejuvenescenz thierischer Körper. Von Dr. K. W. Mehliß. Leipzig, Schreck, 1838.

Wir können diese sehr interessante kleine Schrift nicht unerwähnt lassen. Sie handelt 1) von der Virilescenz, d. h. von dem Uebergang des weiblichen Habitus in den männlichen. Man findet zuweilen alte Frauen, die einen Bart und eine Stimme bekommen, wie ein Mann; alte Hennen, die sich nach und nach mit den Federn des Hahns schmücken und sogar, wie junge Hähne zu krähen anfangen, alte Hirschkühe, welche Hörner bekommen ꝛc. Alle diese Fälle treten ein, wenn bei erloschener Geschlechtsfunktion die vegetative Lebenskraft noch sehr stark vorhanden ist. Bei einer kräftigen Hirschkuh wurden zufällig die Ovarien auf einer Seite zerstört, und auf dieser Seite wuchs ihr aus der Stirn ein Horn hervor, nicht aber auf der andern Seite, deren Ovarien erhalten worden waren. Das Beispiel zeigt sehr deutlich, wie sich die Sache verhält. Obgleich nun aber auf eine charakteristische Weise auch das männliche Geschlecht, wenn bei ihm die Geschlechtsfunktion erlischt, sich dem Habitus des weiblichen nähert (die Effömineseenz der Castraten), ganz so wie bei der Virilescenz das weibliche Geschlecht zum männlichen überzugehen Mine macht, so gibt dennoch der Verf. nicht zu, daß ein allgemeines Naturgesetz die wechselseitige Anziehungskraft der Geschlechter verlange. Wenn nämlich ein solches Gesetz bestünde, müßte die Virilescenz häufig und allemein seyn, da sie im Gegentheil selten und immer abnorm ist.

Wie die Virilescenz und Effömineseenz, so betrachtet der Verf. auch den Hermaphroditismus als bloße Entartung und Abweichung von der **thierischen** Norm, während er umgekehrt die Doppelgeschlechtigkeit, den Uebergang eines Geschlechts ins andere und ihre vollkommenste Zusammenstellung in einem Individuum als die charakteristische Norm der **Pflanzenwelt** und aller nicht doppelgeschlechtliche Pflanz n als Entartungen und Abweichungen von der Norm bezeichnet. Diese Untersuchung (S. 50 ff.) ist sehr bedeutungsvoll.

2) Von der Rejuvenescenz oder Wiederverjüngung im Alter. Es sind Fälle vorgekommen von Greisen, die neue Zähne bekamen, deren weißes Haar sich wieder dunkel färbte ꝛc., von alten Frauen, bei denen sogar Geschlechtsfunktionen wiederzukehren schienen. Eine hochbetagte Aebtissin wurde auf diese Weise wieder jung und erhielt außer neuen Zähnen, Haaren ꝛc. sogar auch ein jugendliches Ansehen des ganzen Körpers wieder. Dergleichen unzweifelhafte (nur oft von den Beschreibern übertriebene) Erscheinungen erklärt der Verfasser ebenfalls aus einem Uebermaaß der vegetativen Kraft, die sich auf irgend eine Weise in abnormen Bildungen entwickle.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Adolph Köttgen. Herausgegeben von J. P. Lange, Pfarrer in Duisburg. Essen, Bädeker, 1839.

Der verstorbene Dichter war ein angesehener Fabrikbesitzer in Langenburg, widmete aber seine Mußestunden

in frühern Jahren der Malerei und später hauptsächlich der Dichtkunst. Seine Gedichte zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Weichheit, Milde und Frömmigkeit aus. Fast alle sind frommen Inhalts, Festlieder, andachtsvolle Empfindungen, Glockentöne in der Sabbathstille:

Die Sonntagsruhe leise weht
Wie Lispelhauch und Stillgebet
Durch hochgewölbte Tempelhallen.
Die Luft, ein weites Friedensmeer,
Ist doch nicht todt und tönleer;
Die fernen Glockentöne wallen
Auf ihren Wogen weich ans Herz,
Und wecken wundersüßen Schmerz.

Ein Heimwehschmerz! Kein andrer Laut
Sey unsrer Seele so vertraut!
Was Sonntagsstille will ihr sagen;
Sie mahnt: Du baust klein bleibend Haus
Im Erdenthal rc.

Zuweilen nehmen auch die Bilder des Dichters etwas von dem Mollton seiner Gefühle an und seine Phantasie schmilzt in eine Weichheit, die ihn für erhabene Dinge gar zu schwache Vergleichungen wählen läßt, z. B.

Die Sonne sank, wie noch in Liebe glühend,
Das Abendroth, ihr Nachruhm, schwimmt so blühend
In einem Friedensmeer von sanftem Blau,
Die Erde trinkt des Himmels kühlen Thau.
Sie ruht, gehüllt in weiche Dämmerflöre,
Zum Schlummer flöten sanfte Vögelchöre. —
So ruht ein Kind in Windeln sanft gehüllt,
Die Amme lullt dem kleinen Engelbild.

Das ist doch gar zu weiblich und mutterselig empfunden. Daher sind auch die Kriegs- und Siegslieder aus dem Jahr 1813 nur schwach.

Nur in der Glaubenskraft erhebt sich der Dichter auch zum Ausdruck männlicher Begeisterung; so in dem schönen Gedicht „der Missionär"

Da stehst du ohne Gürtel, ohne Taschen,
Und doch ein Welteroberer! — Angethan
Mit hoher Rüstung; — willst nicht gierig haschen
Durch blut'ge Siege nach der Herrschsucht Wahn.
Ein heilig Buch ruht still in deinen Händen,
Aus deinen Augen glüht der Liebe Strahl.

So eilst du zu den Brüdern an den Polen,
Vor ew'ger Winternacht erschrickst du nicht,
Du zündest dort der Geister mildes Licht.

So eilst du in die glüh'nden Gürtelzonen,
Wo deinen Schatten selbst der Mittag scheucht;
Weil dort im Todesschatten Brüder wohnen,
Die, ach! noch nicht das Licht der Welt erreicht.
Dort labst du mit des Lebens kühler Quelle.

Doch hätte der Dichter jene modernen Apostel nur in ihrer frommen Hingebung als Boten des Friedens, nicht auch in ihrem zelotischen Eifer als Boten des Glaubenskrieges preisen sollen, wie er in dem Liede „Otaheiti" gethan hat. Was die Missionäre auf dieser glücklichen Insel sich erlaubt haben, erinnert weit mehr an den Hund, der die Fackel trägt (den die Mutter des h. Dominicus im Traum sah, zum Zeichen, daß sie den Stifter der Autodafés gebären werde) als an das Lämmlein der Herrnhuter.

Es folgen noch viele Gelegenheitsgedichte und am Schluß zwei größere dramatische Dichtungen, Lazarus von Bethanien und die Zweifler, beide religiösen Inhalts.

Werk über Griechenland.

Die Verfassung der ionischen Inseln und die neuesten Bemühungen, eine Reform derselben herbeizuführen. Vom Geh. Justizrath Neigebaur. Leipzig, Focke, 1839. S. 75.

Nachdem der Verf. einen kurzen Blick auf die frühern Verhältnisse der ionischen Inseln geworfen hat, charakterisirt er die Constitution, welche dieser s. g. Freistaat im Jahr 1817 unter der neuen Herrschaft der Engländer erhielt. Er beweist, daß die Constitution den Erwartungen und Stipulationen nicht entsprochen, die Freiheit der griechischen Bevölkerung nicht garantirt habe und nur eine Maschine der englischen Politik geworden sey, da schon bei den Wahlen das veto des Lord Ober-Commissärs alle Elemente der Repräsentation ausscheidet, die der Regierung irgend mißfällig seyen, möchten sie auch noch so populär seyn. Daran knüpft dann der Verf. die klägliche Geschichte der bisher versuchten und immer mißlungenen Petitionen und Reclamationen, durch welche man eine Reform jener mangelhaften Constitution herbeizuführen, namentlich in jüngster Zeit gehofft hat. Schließlich zieht der Verf. eine gute Parallele: „Im englischen Parlament haben sich wiederholt über die Angelegenheiten der freien Stadt Krakau viele Stimmen auf das Kräftigste vernehmen lassen; wenn dort die drei Schutzmächte sich zu Einschränkungen veranlaßt, nachdem Krakau der Zufluchtsort Derer geworden war, welche in den eigenen Staaten der drei Schutzmächte blutigen Aufstand versucht hatten, fanden darnach mehrere ausgezeichnete Parlamentsredner darin eine Verletzung der Wiener Congreßakte. Die ionischen Inseln aber fanden bisher noch keine solche Vertheidiger, und das ionische Volk ist zu loyal, und befindet sich auch unter englischem Schutz zu wohl, als daß es, wenn auch nur indirekt, suchen sollte, auf das Einschreiten der andern Mächte zu provociren, welche den Vertrag von 1815 über die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit dieses Staates unterzeichnet haben."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. Oktober 1840.

Dramatische Dichtkunst.

1) Die dramatische Poesie der Deutschen. Von Joseph Kehrein. Zwei Bände. Leipzig. Hinrichs, 1840.

Eine gedrängte Geschichte der dramatischen Literatur Deutschlands von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Dem Herausgeber kam es vorzüglich darauf an, möglichst vollständig die Namen und Werke der dramatischen Dichter zu verzeichnen. Deren ist nun eine ungeheure Zahl, und zwei Bände haben kaum hingereicht, sie zu fassen, obgleich der Herausgeber viele auf jeder Seite nennt. Die Charakteristik und Beurtheilung ist dabei natürlicherweise nur kurz. Zum Lesen würde das Werk wohl angenehmer und belehrender seyn, wenn es die gar unbedeutenden dramatischen Dichter ausgelassen und dagegen die wichtigern mit mehr Ausführlichkeit behandelt hätte. Zum Nachschlagen aber ist das Buch, wie es ist, sehr brauchbar, das reichhaltigste und beste, das wir kennen, und die Frucht einer unsäglichen Arbeit, da der Verfasser selbst die unbedeutendsten dramatischen Kleinigkeiten der jüngsten Dichter zu verzeichnen sich die Mühe gegeben hat.

2) Allgemeines Theaterlexikon oder Encyclopädie alles Wissenswerthen für Bühnenkünstler, Dilettanten und Theaterfreunde, unter Mitwirkung der sachkundigsten Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von R. Blum, K. Herloßsohn, H. Markgraff. Erster und zweiter Band. Altenburg und Leipzig, Expedition des Theaterlexikons. (Pierer, Heymann), 1839. 1840.

Warum für „Bühnenkünstler" und nicht für Schauspieler? Bühnenkünstler klingt fast wie Kleiderkünstler und ist ein recht abgeschmacktes pretiöses Wort. Seit wir Bühnenkünstler und keine Schauspieler mehr haben, ist die Bühne gesunken. Die Bühnenkünstler sollten sich schämen, schlecht zu spielen, nicht aber Schauspieler zu heißen.

Dies nebenbei. Das vorliegende Werk ist empfehlenswerth. Es entspricht vollkommen seinem Zweck, es ist mit Verstand und guter Oekonomie angelegt und ausgeführt. Es umfaßt 1) die Theorie der Schauspielkunst, Erklärung aller Kunstausdrücke derselben, aller mythologischen, historischen, archäologischen Namen, die oft bei ihr in Anwendung kommen, so wie alles Technischen und Oekonomischen beim Theaterwesen und aller äußern Verhältnisse der Schauspieler zur Direction und zum Publikum; 2) die Geschichte der Schauspielkunst bis auf unsere Tage, ihre Alterthümer im Allgemeinen und die Geschichte und Statistik der einzelnen Theaterstädte insbesondere, Darlegung ihres gegenwärtigen Zustandes und Biographien der berühmtesten älteren und neuesten Schauspieler, Schauspielerinnen, Sänger, Sängerinnen, Tänzer, Tänzerinnen, Dichter, Componisten rc.

Die belehrenden Artikel sind kurz und klar, sehr wohl berechnet auf ein Publikum, bei dem kein tiefer gehendes gelehrtes Bedürfniß voraus zu setzen ist. Philosophische Spitzfindigkeiten in der Aesthetik oder ein pedantischer und prahlerischer Citatenluxus in der Kunstgeschichte wären hier sehr am unrechten Orte gewesen. Es kam darauf an, das Nothwendigste kurz und bündig zu erklären, und das ist hier geschehen. Nur einigen wenigen Artikeln hätten wir eine größere Ausdehnung gewünscht, z. B. dem Artikel Costüm.

Auch die zahlreichen biographischen Artikel sind verhältnißmäßig kurz und mit einer Mäßigung in Lob und Tadel abgefaßt, die alle Anerkennung verdient. Wenn man auch Manchen und Manche erwähnt und gelobt findet, die schwerlich noch in hundert Jahren einen Namen haben werden, so wird man doch diese dem Mittelmäßigen gewidmete Schonung und Rücksicht

natürlich finden, da ja das Buch zunächst der Gegenwart und dem betheiligten Stande selbst gewidmet ist.

3) Theaterlexikon. Herausgegeben von Ph. J. Düringer, Regisseur, und H. Barthels. Leipzig, Otto Wigand, 1839. Die Lieferungen A—E.

Die Concurrenz dieses Lexikons mit dem vorigen ist zwar nicht stark, da es die zahlreichen statistisch-biographischen Artikel, die jenes charakterisiren, gänzlich ausschließt und hauptsächlich die theoretische und technische Seite der Schauspielkunst behandelt. Dennoch fällt es auf, daß in derselben Stadt zu gleicher Zeit zwei Theaterlexika herauskommen. Es ist wohl wahr, daß man denselben Gegenstand von mehr als einer Seite und mehr oder weniger ausführlich behandeln kann; es ist auch wahr, daß die Ansichten und Interessen zweier Redactionen oft schlechterdings unvereinbar sind; es ist endlich auch wahr, daß die Verlagshandlungen bei solchen Gelegenheiten ihr Interesse wie das Schwerdt des Brennus in die Wagschale legen. Aber man kann doch nicht oft genug wiederholen, daß es im Interesse des Publikums nicht liegt, zwei Bücher kaufen zu müssen, statt des Einen, in welchem es das Gute von beiden zugleich beisammenfinden könnte.

Das Theaterlexikon der Herren Düringer und Barthels entbehrt, wie gesagt, der Uebersichten über die Theaterverhältnisse der einzelnen Hauptstädte und der Lebensbeschreibungen, behandelt aber dafür mit desto mehr Genauigkeit und Ausführlichkeit die allgemeinen in die Aesthetik und Technik einschlagenden Artikel. So finden wir z. B. unter dem Artikel Costüm eine sehr dankenswerthe übersichtliche Zusammenstellung aller Costüme der verschiedenen Zeitalter und Nationen.

4) Ueber die Schaubühne. Von einem großen Verstorbenen. Würzburg, Stahel, 1839, 8. S. 60.

Wer der große Verstorbene sey, wird nicht gesagt; aber das kleine Buch ist wirklich klassisch in seiner Art. Es spricht schlagende Wahrheiten über unser modernes Theater aus, darf aber auf keine gute Wirkung davon rechnen, ja vereitelt diese selbst, indem es zu weit geht und das Theater überhaupt verdammt. Man kann dem Verfasser alles zugeben, was er über die Verderbniß, die vom Theater ausgeht, mit so vieler Beredtsamkeit vorträgt; aber man wird die Schuld davon nicht, wie er thut, dem Theater an sich, sondern nur dem Mißbrauch, der mit dem Theater getrieben wird, zuschreiben. Man kann ihm zugeben, daß Städte, die bisher sittenrein waren, erst durch das Theater, das darin aufkam, verdorben wurden; daß Griechen und Römer durch ihre Theater entnervt sind; allein man wird hinzufügen, nicht das Theater war die Ursache, sondern das allgemeine Verderben bemächtigte sich auch der Theater. Es liegt etwas sehr Wahres darin, wenn der geistvolle Verfasser sagt, das Theater sey der Schaum, den die Sündfluth vor sich herwälze, wenn sie Völker vernichten wolle; aber das Theater ist, wie gesagt, nicht die Ursache, sondern in seiner Verderbniß nur ein Symptom des schon aus ganz andern Ursachen vorhandenen Verderbens. Auch hat es Völker gegeben und gibt es deren Gott sey Dank noch jetzt, bei denen das Theater blüht, ohne daß man irgend sagen könnte, diese Völker seyen entnervt oder gingen dem Untergang entgegen. Wie groß, wie stark, wie sittlich und fromm ist das englische Volk, und doch hat es seit vier Jahrhunderten sein Theater.

Also laßt uns die Sache nicht übertreiben, aber auch auf der andern Seite nicht mißkennen, daß der gegenwärtige Zustand der deutschen Bühne dem Verfasser allerdings Anlaß zu schweren Vorwürfen geben mußte.

Hören wir diese Vorwürfe:

„Der eigentliche Zauber der Bühne besteht darin, daß sie unserer Trägheit, unseren Lüsten, unserm Stolze schmeichelt. Je minder reichhaltig ein Mensch ist, desto mehr drückt ihn sein eigenes Daseyn. Seine feuchte Sanduhr stockt, wofern sie nicht erwärmt oder geschüttelt wird. Selbst zum Lesen schaler Romane sind viele Menschen zu nichtig. Was von ihnen soll vernommen werden, muß zugleich ihr Auge und ihr Ohr ansprechen. Daher lieben sie, ohne Wahl, jede gesellschaftliche Zusammenkunft, und entladen sich auch gerne am Abende eines Theils ihrer Zeit, das heißt, ihres ihnen selbst lästigen, obschon werthen, Daseyns in der bunten Zusammenkunft des Schauspiels, wo sie, mit ungefähr gleicher Theilnahme, Zuschauer der Vorstellung und Angaffer der Zuschauer sind. Bei diesen vierstündigen Sitzungen werden zwar in solchen Menschen wenige Triebe erregt, aber sie gedeihen dabei zu einer fast unheilbaren Nichtigkeit. Ein nicht kleiner Theil der Zuschauer, vorzüglich der ausgeschliffenen ältlichen Weltlinge von beiden Geschlechtern, gehört zu dieser Ordnung. — Sie sind bequeme Eltern für die Jugend, welche an ihrer Seite das Gift der Bühne mit vollen Zügen trinket. Hat die Dichtung einen hohen poetischen Werth, und haben die jungen Zuschauer eine ihr entsprechende Empfänglichkeit, so werden sie entflammt von Gluthen der Leidenschaft oder auf eingebildete Höhen versetzt; beides, indem sie sich selbst mit schmeichelnder Täuschung in die gespielte Rolle so hineinempfinden, daß das junge Mädchen sich eine von Eifersucht und Gefühl verschmähten Werthes rasende Medea dünket, oder eine angebete und zaubernde Armida; und der Jüngling sich die Größe eines Jason oder eines Rinaldo

aneignet, weil er von ihren Schwächen etwas ahnen kann. Ich gestehe, daß ich nicht mit vielen andern die schönen Schauspiele für gefährlicher, als die schwachen halte. Diesen entsprechen andere Zuschauer, als jenen. Junger Most berauscht, wie duftender alter Rheinwein, und Manche taumeln ja von Bier. Die edleren, empfänglicheren Seelen kommen vielleicht leichter zurück vom Schwindel der Jugend, entwinden sich eher dem feinen Netze des Voglers, als der Träge sich von der Leimruthe löset, welcher er anklebt. — Es ist nicht etwa nur zufällig, daß das Schauspiel die Leidenschaften entflamme; wesentlich ist ihm diese Wirkung, ist eingestandene Absicht der Dichter und der Schauspieler. Der Zuschauer soll ergötzt, soll hingerissen werden! Darum schmeichelt es den Lüsten, die es entschuldigt und liebeswürdig zu machen strebt, — ein Streben, in welchem ihm der Zuschauer nur zu willfährig hilft; die Lüste macht es zu Leidenschaften, und diese zu Tugenden! Zwar zeigt es uns falsche Tugenden, und eben diese Täuschung ist die gefährlichste, weil zugleich mit der Sinnlichkeit, deren wir uns schämen sollten, dem Stolze des Herzens geschmeichelt wird. Diese zweifache Wirkung gibt aber dem Schauspiele eine ungeheuere Kraft."

Von der wahren Tugend, von der christlichen und von der Religion, sagt der Verfasser, dürfe in unsern Theatern gar nicht die Rede seyn. „Sollte wohl der Gedanke an den Allsehenden uns im Schauspiele willkommen seyn? Es seyn dürfen? Die Erwähnung des Heiligen, welche in manchen unserer Theatervorstellungen statt findet, ist nicht allein dem Spötter lächerlich, sondern auch dem Bessergesinnten anstößig, wenn sie auch ehrenvoll gemeint ist; weil Alle empfinden, daß sie nicht auf die Bühne gehöre, nicht von Schauspielern müsse ausgesprochen werden. Man nimmt Anstoß an solcher Mischung des Unheiligen mit dem Heiligen. Gehören aber Christen dahin, wo, weder nach ihrem eigenen Gefühle, noch nach dem Urtheile der Welt, die Religion erscheinen darf? Haben wir Neuere gleich einige Schauspiele, welche mit hohem poetischen Werthe das Verdienst tadelloser Reinheit verbinden, so ist deren Zahl doch klein, und wir müssen erröthend bekennen, daß die tragische Muse der Griechen frömmer war, als die unsrige. — So edel auch die Tragödie der Griechen war, ward sie doch, gleich der Comödie, von den Pflegern der lykurgischen Verfassung in Sparta nicht geduldet. „Denn," sagten sie, die Comödie würde unsere Bürger gewöhnen, über die Gesetze zu spotten, und die Tragödie würde sie weichherzig und mitleidig machen." Man erschaudert mit Recht vor einer Härte, welche das Mitleid — dieses schöne, der leidenden Menschheit so natürliche, dieses edle Gefühl, ohne welches sich edle Menschlichkeit selbst nicht denken läßt, — verbannt; aber sollten wir Christen uns nicht schämen, gefälliger gegen den Sittenverderb zu seyn, als die Spartaner es gegen das Mitleid waren?"

„Bei den Griechen durften nicht Weiber als Schauspielerinnen auftreten; die weiblichen Rollen wurden von Männern vorgestellt. Bei den Römern waren die Schauspieler ehrlos, ausgeschlossen von den Zünften und vom Kriegsdienste. Cäsar war schon Herr der römischen Welt, als er durch mächtiges Bitten den Laberius, einen römischen Ritter, der beliebte Schauspiele gedichtet hatte, bewog, eine Rolle selbst zu spielen. Er that es; bezeugte aber in einem schönen Prologe, wie tief er sich gekränkt fühlte, daß er, nach unbescholtenem sechzigjährigem Leben, als Greis einer solchen Forderung sich fügen müßte; als römischer Ritter sey er aus seinem Hause gegangen, als Schauspieler werde er wieder heimkehren! Er habe um einen Tag sich überlebt! Obgleich er bittere und treffende Stellen wider Cäsar in das Lustspiel mischte, wollte doch Cäsar sich nicht getroffen fühlen, und verehrte ihm nach der Vorstellung einen Ring, wie ihn die Ritter trugen, zum Zeichen, daß er ihn in seinen Stand wieder einsetzte. Standeserhöhung können Fürsten verleihen und Würden; aber nicht die Würde verlorener Achtung wieder herstellen. Als bei der nächsten Vorstellung Laberius im Theater seinen Sitz als Ritter einnehmen wollte, rückten seine Genossen so dicht aneinander, daß ihm kein Platz gelassen ward. Gleichwohl erniedrigten sich bei eben diesen, zur Verherrlichung Cäsars gegebenen Spielen, denen er die Ehre des Laberius aufopferte, andere Ritter noch tiefer, indem sie als Gladiatoren kämpften. — Plutarch bemerkt, daß die Athener hauptsächlich durch die Schauspiele so tief gesunken wären, daß Macedoniens Philipp sie unter sein Joch habe beugen können. Cicero, Juvenal, Seneca, der Philosoph Tacitus reden nicht günstiger vom Schauspiel; ja selbst der unzüchtige Ovidius macht der römischen Bühne Vorwürfe, welche nur zu sehr auch das Lustspiel unserer Zeiten treffen. Denn wird nicht auch in ihm mit Zoten gescherzt, Liebe geheuchelt, ein begünstigter Ehebrecher aufgeführt, der, einverstanden mit der schlauen Neuvermählten, den Gemahl täuscht? Weiden nicht Jungfrau und Matrone, Mann und Jüngling, ja Männer, die in den höchsten Würden stehen, sich an solchen Vorstellungen?"

„Die Huldigungen, welche dem zarten Geschlechte und der Jugend gebracht werden, indem man der Leidenschaft schmeichelt, vergiften die Weiber und geben den Jünglingen jenen Dünkel, welcher sich die Weisheit und die Würde der Jahre verachten lehrt. Rosseau würde hierüber noch kräftiger geschrieben haben, wenn er die Umwälzungen unserer Zeit erlebt hätte. Die Sitten unserer Zeit untergraben die Autorität der Eltern zuerst, dann alle Autorität. Die lebhafte Vorstellung der Liebe verführt allezeit und entnervt das Herz. Die Liebenden

werden immer als sehr edle Charaktere vorgestellt und sind immer die Hauptpersonen. Welchen Reiz gewinnt nicht die Leidenschaft solcher Herzen! Bald scheinen nur sie uns liebenswürdig! Dann scheinen sie uns allzeit liebenswürdig, die Leidenschaft reiße sie auch noch so weit dahin! Und was nennen wir zuletzt Liebe, wenn das Lustspiel den Unterricht vollendet, den die Tragödie begann?"

„Wie Vieles ließe sich noch sagen von dem Mißbrauche der Zeit, die im Schauspiele vergeudet wird; von der thörichten Wahl einer solchen Erholung, in welcher sitzend der Leib drei oder vier Stunden verpesteten Dunst einhaucht, und das unbewachte Herz der Jugend in langen Zügen den Giftbecher leert, an dem der alte frostige Weltling und die eitle Matrone mit ekelhafter Behaglichkeit schlürfen! Man sehe diese nur an, und wage dann noch die Behauptung, daß die Bühne unsere Empfindungen erhöhe, reinige, ordne, veredle! Sie wird zum Bedürfnisse dem, welche an ihr die natürlichen Empfindungen stumpfte, so wie Branntwein es dem Säufer wird. Die Lebensgeister müssen gewaltsam erregt werden, weil der sanfte Quell des innern Lebens versiegte; im Herzen des Zuschauers erhebt sich eine Bühne, auf welcher die Phantasie die Rolle der Empfindung, die Buhlschaft die Rolle der Liebe, feindselige Triebe die Rolle des Edelmuths, List die Rolle der Weisheit, der Weltsinn die Rolle der Tugend spielen, bis der Vorhang fällt, und — er fällt einmal!"

So spricht die Stimme des großen Verstorbenen, und daß er, abgesehen von der Verdammniß des Theaters überhaupt, in der Schilderung der modernen Bühnenfrivolität Recht hat, wer möchte das zu leugnen wagen?

Die Bühne würde so schädlich nicht wirken, wenn sie wäre, was sie seyn soll und was sie zum Theil in England wirklich ist, nämlich eine Schule des Patriotismus. Zu religiösen Darstellungen eignet sie sich wohl nicht, weil die Profanation gar zu nahe liegt. Aber die Tragödie soll den Nationalgeist anregen, und die Comödie poetische Gerechtigkeit an allen Parteien und Tendenzen des Tages üben. Der alte Ruhm der Nationen soll dem Zuschauer auf der Bühne vorübergehen und die neue scharfgegeißelte Thorheit, Shakespeares Geist und der Geist des Aristophanes. Unser Theater ist nur darum so verkommen, weil es keinen politischen Beruf und keine nationale Ehre hat.

Tagespolitik.

Blick auf die Lage von Europa. Geschrieben im Junius 1840. Heidelberg, C. F. Winter, 1840. 8. S. 56.

Ein richtiger Blick, der fest und sicher das, was an der gegenwärtigen Weltlage unveränderlich ist, fixirt, ohne das, was nothwendig schwanken muß und jeden Augenblick eine andere Ansicht gewährt, zu mißkennen.

Das Hauptinteresse dreht sich um die orientalische Angelegenheit und um die Kriegsfrage. Der Verfasser sagt: „Frankreich sieht sich also, oder hat sich vielmehr selbst getäuscht, daß sein Weigern, was ihm bisher so gut gelungen, die übrigen Mächte auch ferner abhalten werde. — Frankreich kann die Blokade nicht hindern, ohne sofort mit England in einen Seekrieg zu gerathen, dem es in der Länge nicht gewachsen ist, noch weniger kann es den Russen in Kleinasien entgegentreten; es kann also nur seinen Regreß in Belgien, am Rhein und Italien nehmen wollen. Dann muß es aber gegen die vereinten Mächte, also unter sehr nachtheiligen Verhältnissen kriegen, wenn ihm auch eine schnelle Offensive anfangs Vortheile geben sollte. — Nach gewöhnlichem Calcül wird es also die Sache nicht aufs äußerste treiben. — Auf der andern Seite aber hat sich seine Regierung dem eigenen Land und Europa gegenüber zu entschieden ausgesprochen, um noch mit Ehren zurück treten zu können, und dem König wird es unmöglich, ein Ministerium zu entlassen, welches die Würde Frankreichs zu vertheidigen scheint. — Es waffnet also und hat 150,000 Mann und 10,000 Matrosen einberufen, unterhandelt aber noch und sucht Oesterreich und Preußen von der Ratification abzuhalten. — Wird es gleich losbrechen, wenn dies mißlingt? Gewiß, wenn Thiers nicht durch Louis Philipp verhindert wird. Wahrscheinlicher aber ist es, daß eine intermediäre Richtung, eine Zögerung entsteht, und daß man sich vielleicht über eine Mittelgrenze für den Vicekönig vereinigt, wodurch dann der Friede noch weiter fortgeschleppt wird. — Bricht aber der Krieg aus, so tritt der Orient gleich in den Hintergrund; es wird dann der Streit um die großen politischen Interessen der fünf Mächte, um Monarchie und Volkssouverainetät wieder aufgenommen und andere Grenzen und Verhältnisse werden entstehen."

Das ist sonnenklar, daß der Streit, wenn er entschieden wird, am Rhein entschieden werden wird.

Daraus folgt nun für uns Deutsche, daß wir, ohne bei blindem Lärm in philisterhafte Hitze zu gerathen, doch vorsichtig auf- und umschauen sollen. Denn was noch nicht ist, kann werden. Hannibal ist noch nicht vor den Thoren, aber er kann kommen. Es wird uns am Ende doch einmal die Frage schwer ins Gewissen fallen: wo ist die vierte Bundesfestung? wo ist das Sicherheitsgefühl? wo ist das öffentliche Vertrauen? wo ist die patriotische Begeisterung?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. Oktober 1840.

Dramatische Dichtkunst.

5) Calderons Schauspiele, übersetzt von J. D. Gries. Zweite durchgesehene Ausgabe. Erster bis fünfter Band. Berlin, Nicolai, 1840.

Gries ist als Uebersetzer romantischer Dichterwerke längst hochgeachtet und berühmt. Sein großes Verdienst in dieser Beziehung wird ihm Niemand streitig machen. Er hat die größten italienischen Dichter in unsere Sprache mit so viel Glück und Beifall übertragen, daß sie durch ihn erst ganz uns angeeignet und unter uns so bekannt geworden sind, wie in ihrer Heimath. Auch mit dem wunderbaren Spanier, dessen Geist und Autorität auf die neue deutsche Romantik so mächtigen Einfluß üben sollte, auch mit Calderon ist das deutsche Publikum zuerst durch Gries vertraut worden. Ueber die Treue und Schönheit dieser Uebersetzung haben sich schon so viel Stimmen ausgesprochen, unter andern auch die Goethes, daß es überflüssig wäre, etwas hinzuzufügen.

Die vorliegende sehr elegante Taschenausgabe empfiehlt sich überdies auch durch ihr Aeußeres.

6) Eine kurtze Comedien von der Geburt des Herren Christi. Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstl. Hofes im Jahr 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handschrift nebst geschichtlicher Einleitung. Verlag von Trautwein in Berlin. 8.

Sehr schön gedruckt und das Werkchen selbst eine niedliche Reliquie aus der guten alten Zeit. Ein gewisser Rebhuhn ist der unschuldige Verfasser dieser heiligen Comedie; die Schauspieler aber, welche dieselbe aufführten waren Friedrich Markgraf von Brandenburg — das Christkind, Fräulein Elisabeth von Mansfeld — die Madonna. Die Damen des Mansfeldischen Hauses waren damals die berühmtesten Schönheiten; eben in jener Zeit wurde Kurfürst Gebhard von Köln aus Liebe zur schönen Agnes von Mansfeld protestantisch und kurz vorher lebte eine andere Elisabeth von Mansfeld, die man die einäugige Venus nannte, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und weil sie sich einmal aus Versehen mit Scheidwasser gewaschen und ein Auge geblendet hatte. Uebrige Personen: Zwei brandenburgische Markgrafen und ein Graf zu Zollern — die h. drei Könige; ein Caspar von Buckersroth — Joseph; dazu Engel und Hirten. Das Stück selbst ist gar naiv fromm, aber die Verse hart und gedehnt in damaliger Weise.

7) Bianca Medicis, Drama in vier Akten von Fr. Löhle. München, Franz, 1840.

Bianca liebt den schönen Ottavio und wird von ihm wieder geliebt, aber von dem treulosen Fernando verleumdet, der Untreue bezüchtigt und dadurch von Ottavio getrennt. Später meldet sich derselbe Fernando als Freier Biancas und erhält ihre Hand, da es ihre Eltern wünschen. Nun aber kommt der Betrug an den Tag, Fernando fällt von Ottavios Hand und die Liebenden kommen am Ende versöhnt und glücklich zusammen.

8) Mas' Aniello. Geschichtliche Tragödie in fünf Aufzügen von Alexander Fischer. Leipzig, Hartknoch, 1839.

Theils in Prosa, theils in Versen. Freier, natürlicher, lebenvoller als die gewöhnlichen Tragödien in steifleinenen Jamben. Die Charaktere gut aufgefaßt, besonders aber der Charakter des Volks. Dieses Volk ganz wie in Shakspeares Cäsar wetterwendisch, jeden Augenblick bereit zu bewundern, was es eben gehaßt hat und zu hassen, was es eben bewundert hat. Zwischen dem Pöbel und den Spaniern italienische Patrioten mit tiefem Schmerz. Unter den Helden des Aufruhrs selbst

mannichfache lebendige Abwechslung. Der Hauptcharakter, Mas' Aniello, ist ebenfalls richtig aufgefaßt, aber nicht ganz so gut durchgeführt. Seine Monologe sind, wie uns dünkt, zu lang; sein Wahnsinn zu wortreich und eben deshalb nicht ergreifend genug.

9) Merwich. Ein Trauerspiel. Berlin, Trautwein, 1839.

Der treulose König Chilperich, der berüchtigten Fredegunde vermählt, hatte seinen Bruder Sigebert umbringen lassen und dessen Gemahlin Brunehild gefangen; aber sein eigener Sohn Merwich aus früherer Ehe (den Fredegunde verfolgte) verliebte sich in die schöne Gefangene, befreite sie mit Hülfe eines treuen Bischofs und vermählte sich mit ihr. Das ist in der That ein sehr romantischer Stoff. Aber der Dichter hat ihn alles Romantischen entkleidet, indem er die Verbindung bloß zu einer politischen macht, Merwich vor der Brunehild schaudern läßt und ihm ein junges Mädchen mit dem Shakspeareschen Judenmädchennamen Jessica zur Geliebten gibt.

10) Karl I., König von Großbritannien. Trauerspiel in fünf Akten von Franz Bernoth. Magdeburg, in Commission bei Fabricius (Rubach), 1840.

Der Tod Karls I. ist eines der ergreifendsten Trauerspiele, welches die Geschichte in der Wirklichkeit aufgeführt hat. Aber es war hier nicht bloß Religionsschwärmerei und Ehrgeiz, die sich am Gesalbten des Herrn vergriffen, wie der Dichter meint; sondern durch ein langes unheilvolles System von Zweideutigkeit und Unwahrheit, das Karl I. dem Parlament und Volk gegenüber befolgte, wurde allmählich eine tödtliche Erbitterung gegen den König genährt und erst als die Mißstimmung des Volks unversöhnlich geworden war, gossen religiöser Fanatismus und persönlicher Ehrgeiz revolutionärer Emporkömmlinge Oel ins Feuer. So lehrt die Geschichte und so gestaltet sich das Trauerspiel auch viel dramatischer, als wenn man die Volksführer bloß als Narren und Bösewichter, den schuldvollen König bloß als Märtyrer darstellt. Die Sprache des vorliegenden Trauerspiels ist eine ungewöhnliche Mischung von Prosa und Jambus.

11) Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Akt von Uffo Horn. Wien, Mausberger, 1839.

Camoens verbannt und der hingeschiedenen Geliebten nachtrauernd, wird von einer Andern mit zarter Liebe angegangen, weist aber diesen Trost zurück und steht zuletzt da, in der einen Hand den welken Kranz der Geliebten, in der andern die geknickte Rose der Liebenden und spricht:

Geknickte Rose und verwelkter Kranz. —
Was kann ich geben, würdig diesen beiden?
(mit erstickter Stimme)
Auf ewig mit gebrochnem Herzen scheiden.

Ein edel aufgefaßter Moment im Leben eines eben so edeln als unglücklichen Dichters; doch theilen wir im Allgemeinen die Ansicht des in den Vorworten erwähnten Freundes. Der Moment ist peinlich und man sollte wohl die wunde Brust der Dichter in dieser rauhen Zeit nicht so oft, als es geschieht, entblößen. Der Dichter schildere Helden und überlasse es Helden den Dichter zu ehren. Dichter sollten nicht so viel von Dichtern dichten.

12) Shakespeare in der Heimath oder die Freunde. Schauspiel in vier Akten von Karl von Holtei. Schleusingen, Glaser, 1840.

Eines mehr heitern Inhalts. Alles eine Apotheose des Dichters. Aber Shakespeare lehrt, daß ein Dichter die große Welt und nicht sein eignes Spiegelbild malen solle.

13) Albrecht Dürer. Dramatisches Gedicht in sechs Bildern. Der Erinnerung des Meisters geweiht von Friedrich Wagner. Nürnberg, Bauer und Raspe, 1840.

Wie Deinhardsteins bekanntes Drama den Hans Sachs, so verherrlicht das vorliegende den Albrecht Dürer, stellt seine liebenswürdige Person in helles Licht und bekrönt ihn reichlich mit Lorbeerkränzen des Ruhms.

14) Lorbeerbaum und Bettelstab, oder drei Winter eines deutschen Dichters. Schauspiel in drei Akten von Karl v. Holtei. Schleusingen, Glaser, 1840.

Der deutsche Dichter? Deutsch will hier so viel sagen, als arm. Es ist von einem armen Poeten die Rede, der nicht anerkannt wird und zuletzt an den Bettelstab kommt. Als wahnsinniger Bettler singt er um ein Almosen, und findet endlich bei einer solchen rührenden Gelegenheit seine verlornen Kinder wieder.

Wir haben uns schon öfter darüber ausgesprochen, daß die zahllosen Romane, Novellen und Schauspiele, in denen die Dichter nur wieder Dichter schildern, und die Künstler selbst mit sich liebäugeln, eine Ausschweifung der Kunst bezeichnen. Die Poesie soll eine Nachtigall

seyn, und Himmel und Erde besingen, nicht aber ein Kukuk, der sich nur selbst besingt.

Politische Wissenschaften.

Nicolo Machiavelli's sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Ziegler. 4—7ter Band. Karlsruhe, Groos, 1838.

Die ersten Bände dieses schönen Werkes erschienen im Jahr 1832 und 1833. Wir haben darüber berichtet in Nr. 32 des Literaturblatts von 1832 und in Nr. 110 des Literaturblatts von 1834. Die letzten Bände sind ziemlich spät nachgefolgt, doch freuen wir uns, daß das dankenswerthe Unternehmen, die sämmtlichen Werke des großen Machiavelli ins Deutsche zu übersetzen, zu Stande gekommen ist.

Der vierte Band umfaßt die berühmte florentinische Geschichte, der 5te und 6te Gesandtschaftsberichte und historische Fragmente, der 7te die Lustspiele, die Gedichte und vermischten Aufsätze. Unter den Gedichten dieses großen Staatsmanns ist besonders charakteristisch das auf die Fortuna, worin die Treulosigkeit des Glücks, und das auf die Undankbarkeit, worin besonders die Unterlassungssünden des Fürsten markirt werden. In seiner alles durchdringenden Schärfe und mitleidlosen Härte dringt der Stachel seines Geistes in die menschlichen Dinge ein und die kalte Spitze scheut selbst nicht, die Herzen der Fürsten zu seciren. Und wenn dann die Radikalen sich freuen wollen über die bittern Wahrheiten, die er den Großen sagt, dann rasch wendet er sich gegen sie um und sagt ihnen von den Republiken, was noch gallenbitterer ist. Hier nur eine Probe aus dem merkwürdigsten Gesange dieses schrecklichen Dichters:

„Also such ich singend aus dem Herzen zu ziehen und zu bezähmen den Schmerz, über die widrigen Schicksale, welcher wüthend durch meine Gedanken läuft.

Daß man dienend die Jahre verliert, daß man in Sand säet und in das Wasser, wird nun der Gegenstand meiner Verse seyn.

Als den Sternen, als dem Himmel der Ruhm der Sterblichen mißfiel, kam zu ihrer Erniedrigung die Undankbarkeit zur Welt.

Des Geizes Tochter und des Argwohns, gesäugt in des Neides Armen, lebt sie in der Fürsten Brust und der Könige.

Hier schlug sie ihren Hauptsitz auf, von hier aus besprützet aller Menschen Herzen ihr verrätherisches Gift.

Es herrschet diese Seuche überall, weil ihrer Amme Zahn voll Grimm Alles zerfleischet und durchbohrt.

Nennt Anfangs sich auch Mancher glücklich, weil der Himmel mild, und seinen Wünschen günstig, nicht lange Zeit darauf nimmt er es zurück.

Wenn er sein Blut sieht, wenn er seinen Schweiß, wenn er des Lebens Kräfte, aufgewendet im treuen Dienst, belohnt sieht durch Verläumdung und durch Kränkung.

Es naht sich dräuend, diese Pest, und nie kömmt sie, daß sie nicht in den Köcher, den sie auf der Schulter trägt, einen nach dem andern

Drei grausame, in Gift getauchte Pfeile legt, mit welchen sie bald Den, bald Jenen zu treffen nicht aufhört, auf den sie zielt.

Der erste der drei Pfeile, die sie schießt, macht, daß der Mensch von der Wohlthat redet, sie ohne zu belohnen eingesteht.

Der zweite, den sie hierauf wählt, bringt in Vergessenheit empfangnes Gute, doch wird geläugnet ohne zu verletzen.

Der letzte macht, daß nie der Mensch des Guten gedenkt, noch es lohnt, und daß er nach allen Kräften den Wohlthäter zerfleischet und beißet.

Dieser Schuß dringt ins innere Gebein, diese dritte Wunde ist die tödtlichste. Dieser Pfeil kömmt mit der größten Kraft.

Niemals wird diese böse Seuche erstickt, tausendmal ersteht sie, wenn sie einmal stirbt, denn unsterblich ist ihr Vater und ihre Mutter.

Sie triumphirt, wie ich gesagt, im Herzen jedwedes Mächtigen, doch am liebsten weilt sie in des Volkes Herzen, wenn es herrscht.

Dies wird von jedem Pfeil viel grausamer verwundet; denn immer bleibt es wahr, wo man weniger weiß, argwöhnt man mehr.

Und seine Diener, von jedem Neid erfüllt, erhalten stets den Argwohn wach, und das Volk hält der Verläumdung das Ohr stets offen.

Hieraus entspringet, daß man häufig sieht, daß ein guter Bürger Früchte erntet, verschieden von dem Samen, den er säte."

Nun schildert der Dichter die Undankbarkeit der weiland römischen und atheniensischen Republik:

„Miltiades, Aristides und Phocion, und des Themistocles hartes Loos, sind ein Zeugniß ihrer Handlungsweise.

Für ihre herrlichen und großen Thaten waren dies die Triumphe, die sie von ihr erhielten, Verbannung, Kerker, Schmach und Tod.

Erstürmte Städte, das vergoßne Blut, und ehrenvolle Wunden, verlöscht beim Pöbel der üble Ruf wegen geringen Fehlers.

Aber der Verläumdung Unrecht und ein solch Erkühnen, gegen den tugendhaften Bürger, verwandelt manchmal den menschlich sanften Sinn in Tyrannei.

Oft wird ein Bürger zum Tyrannen und übertritt des Bürgerthums Schranken, um den Schaden des Undanks nicht zu leiden.

Der Undank machte, daß Cäsar die Herrschaft ergriff, und was er ihm verweigerte, gab ihm gerechter Zorn, gerechte Rache.

Doch lassen wir die Interessen der Völker, ich wende mich zu den Fürsten, und zu den Neuern, in deren Herz auch die Natur den Undank gelegt hat.

Der Bassa Acomat, nicht lange, nachdem er dem Sultan Bajazet das Reich gegeben, starb, den Hals mit einer seidenen Schnur umwickelt.

Fern von Appuliens Küsten ist Gonsalvo, und er lebt verdächtig seinem Könige, zum Lohn für Galliens Niederlagen.

Durchsuche der Erde weite Räume, und wenig Fürsten wirst du dankbar finden, wenn du liesest, was man von ihnen schreibt.

Und du wirst sehen, daß der Lohn derer ist, die Staaten umgeändert, und Königreiche geschenkt haben: Verbannung oder Tod.

Denn, weißt du den Staat zu ändern, so fürchtet der, den du zum Fürsten gemacht hast, daß du ihm nehmest, was du ihm gegeben.

Er hält dir nicht Treue, noch Vertrag, denn mächt'ger wirkt in ihm die Furcht vor dir, als die übernommene Verpflichtung.

Und es währet diese Furcht, so lange als er nicht vertilgt siehet deinen Stamm, nicht erblickt dein und der Deinen Grab.

So mühet man sich oft zu dienen, und für die guten Dienste ist der Lohn ein elendes Leben und ein gewaltsamer Tod.

Da also der Undank nicht todt ist, so fliehe ein Jeder die Höfe und die Staaten, denn nirgends kömmst du schneller zu dem Punkte,

Darüber zu klagen, daß du erlangt hast, was du gewollt."

Nicht minder furchtbar ist die vorwurfsvolle Klage des Dichters über Italien. Ja Machiavellis schonungslose Härte übertrifft noch die Klagen Filicajas und Leopardis an poetischer Tiefe. Denn der weinende Schmerz theilt gleichsam die Schwäche, über die er weint. Machiavelli weint nicht:

„Knechtschaft ist des Landes Loos, jedweder Drangsal, jeder Unbild ist es unterworfen, wo das Volk zugleich ehrgeizig ist und feig.

Wenn Feigheit und schlechte Ordnung sich dem Ehrgeiz beigesellen, so kömmt schnell jedes Unheil, Verfall und jedes andre Uebel.

Und wer die Natur beschuldigen wollte, daß jetzt Italien gebeuget und erschöpft, kein tapferes und hartes Volk erzeugt,

Der würde nicht entschuldigen und frei sprechen unser Italien, denn ersetzen kann Erziehung, was Natur versagt.

Sie war's, die einst Italien blühen machte, und die ganze Erde zu erobern gab die stolze Erziehung die Kühnheit.

Jetzt lebt, wenn weinend athmen leben heißt, Italien im Verfall und in so hartem Loos, als es sein langer Müßiggang verdient.

Beweint wird hier des Vaters, dort des Gatten Mord, und jenen gramgebeugten Mann reißt man mit Schlägen aus seinem Bette nackt heraus.

Wie oft hat man dem Vater, der den Sohn in seinem Arm umschlungen hält, durch einen Stoß zugleich mit seinem Kind die Brust durchbohrt.

Die väterliche Schwelle verlässet Jener, die Götter der Grausamkeit beschuldigend und des Undanks, gefolgt von seiner schmerzerfüllten Familie.

O unerhörter nie erlebter Greuel! Man sieht jeden Tag Kinder, in großer Zahl, zur Welt gekommen aus dem aufgeschnittenen Leib der Mütter.

Hinter der Tochter hergehend spricht die schmerzerfüllte Mutter: welch' unglückseliger Eh' bewahrt' ich dich und welchem grausamen Gemahl!

Von Blut gefärbt sind die Gräben und die Wässer, voll Häupter, und Arme und Füße, und anderer zerrissenen und verstümmelten Glieder.

Raubvögel, wilde Thiere und Hunde, sind nun statt ihrer Ahnen Grüfte. O furchtbar gräßlich schauderhafte Gräber.

Auf ihrem Antlitz malt sich Schreck und Sorge gleich Menschen, die in dumpfem Staunen neues Unheil erwarten, oder plötzlich aufschauern." rc.

Gar seltsam stechen gegen diese ernsten Dichtungen die Scherze Machiavellis ab, seine verliebten Schäfergedichte, sein goldner Esel, seine weltberühmte Novelle vom Teufel Belfagor, der vor einem Weibe, die schlimmer als er war, fliehen mußte, und die Gesetze für eine „bizarre Gesellschaft." Sie beweisen, daß Machiavelli nicht nur ein politischer Denker des ersten Ranges, sondern auch ein liebenswürdiger Gesellschafter gewesen seyn muß, und daß er sich über die schreckliche Lage seiner Zeit und insbesondere seines Vaterlandes und über die Laster der Welt durch den Umgang mit den heitern Musen tröstete.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. Oktober 1840.

Literaturgeschichte.

1) Geschichte der französischen National-Literatur neuerer und neuester Zeit (1789—1837). Von Dr. K. W. E. Mager. Zwei Bände (der zweite in drei Abtheilungen). Berlin, Heymann, 1837 bis 1840.

Man kann dieses Werk in vieler Beziehung ein brillantes nennen. Es ist mit sehr lebhaftem Geist geschrieben und schüttet eine reiche Fülle von Material vor uns aus. Auch das Urtheil, das der Verfasser über die neuere französische Literatur und insbesondere über die berühmtesten Repräsentanten derselben fällt, ist fast durchgängig ein richtiges und gesundes. Wenn man das inhaltreiche Werk mit einiger Aufmerksamkeit durchliest, kann man sich nicht verhehlen, der Verfasser ist für die Hegel'sche Philosophie, zu der er sich mit unnöthiger Ostentation bekennt, eigentlich nicht geboren. Seine Sphäre ist nicht die Scholastik. Diese zieht nur durch seinen Geist, wie ein Nebel durch eine reiche Landschaft und wird hoffentlich vorüberziehen.

Zum Beweise, wie unnöthig Herr Mager die Hegelsche Denkweise herbeizieht, um historische Erscheinungen zu erklären, die sich ohne diese Hebammenkunst der Begriffe viel natürlicher und klarer begreifen lassen, heben wir heraus, was er über die erste Reaction der romantischen Schule in Frankreich gegen die klassische sagt. Die klassische Schule culminirte im Atheismus der Revolution, da entfaltete Chateaubriand das romantische Banner, die Kreuzesfahne. Eine christliche Reaction gegen das neue Heidenthum, die unter den gegebenen Umständen nicht mehr als natürlich war. Man sprang aber aus einem Extrem ins andere über, wie das immer geschieht. Ueber diese Thatsachen drückt sich nun Herr Mager folgendermaßen aus: „Um zu begreifen, wie ein so ausgezeichneter Kopf wie Chateaubriand mit einem Schlage aus dem System des abstrakten Unglaubens plötzlich in das diametral entgegengesetzte System der katholischen und legitimistischen Objektivität umschlagen konnte, müssen wir einen Blick auf die Weise werfen, wie Frankreich seine katholische und monarchische Weltanschauung verloren hatte. — Auch Deutschland hat den Kampf gegen alles Objektive, besonders gegen die religiöse Autorität unternommen und hat die Subjektivität und später gar die empirische Individualität auf den Thron gesetzt. Da wir aber ein gründliches Volk sind, geborne Grübler und Spekulanten, so hat es der abgeschmackte Empirismus und die Philosophie des gesunden Menschenverstandes nicht vermocht, uns um den objektiven Inhalt zu bringen, — dazu war der Kritizismus und Idealismus nothwendig. Wäre nun der vermeintliche Hiatus zwischen dem Subjekt und Objekt, dem Denken und Seyn, dem Glauben und Wissen, dem Vernünftigen und Wirklichen ein Letztes und Wahres, so hätten wir nach Fichte in der absoluten Leere ersticken, oder in den Ausschweifungen des gröbsten Materialismus ein heroisches Mittel gegen die Verzweiflung der Nichtigkeit suchen müssen. Man weiß, daß der letzte Weg von Einigen unter uns eingeschlagen worden ist. Glücklicherweise aber ist jener Unterschied kein absoluter; das Ideale ist was das Reale, die selbstbewußte Vernunft erkennt sich identisch mit der Wirklichkeit, welche die seyende Vernunft ist, versöhnt sich mit ihr und hebt die unwahre Trennung auf, indem sie zugleich den Unterschied anerkennt. Das ist der Gang der deutschen Bildung gewesen, und wenn nicht alle Vermuthungen täuschen, so muß, wie ehedem der Kampf gegen die Objektivität von der Philosophie aus in die Bildung herabgestiegen ist, so auch mit der Zeit der allgemeinen Bildung das Bewußtseyn kommen, daß dieser Kampf in den höheren und reineren Regionen geendigt und überhaupt ein Bruderkrieg gewesen ist. Wenn die Fürsten sich umarmt haben, dann sollen auch die Geringeren den Streit enden, nur daß die Friedenschlüsse im Reiche des Gedankens nicht in Amtsblättern oder von

Ausrufern bekannt gemacht werden können und überdies ein Jeder hier souverän ist und seinen Separatfrieden zu schließen hat. Frankreich ist einen andern Weg gegangen, oder richtiger, es hat diesen Weg noch zu machen. Der Kampf gegen die kirchliche und politische Objektivität war dort einestheils ein gerechtfertigter, andrentheils aber wurde er mit so schlechten Waffen, mit so unglaublich rohen Gründen geführt, daß man sich billig wundern darf, wie nur irgend etwas Bestehendes hat solchen Angriffen erliegen können. Das ganze schwere Geschütz der französischen Philosophie ist im Grunde nicht im Stande, auch nur einen Paragraphen in Professor Krug's philosophischen Schriften niederzuschießen, denen doch Keiner eine sonderliche Festigkeit zutraut. Wäre Kirche und Staat in Frankreich nicht völlig wurmstichig gewesen, hätte die Nation nicht, nach Chateaubriand's Ausdruck, in der legalen Korruption gelebt, so wäre es der größte Schimpf für sie, daß Voltaire und Rousseau, Diderot und Beaumarchais haben die Monarchie und die Religion stürzen können. Da aber Alles von selber fiel, so lebte alle Welt in der verzeihlichen Täuschung, eins der Symptome der allgemeinen Krankheit für die Ursache der Krankheit zu halten, und da das natürliche Rechts- und Wahrheitsgefühl der Nation den Encyklopädisten in ihren Anklagen der bestehenden Zustände Recht geben mußte, so verführte dies auch das Positive der encyklopädistischen Theorien für Wahrheit zu nehmen. Indem man aber im Laufe der Revolution mit Schrecken gesehen hatte, wie sich die realisirten Ideale ausnahmen, konnte eine heftige Reaktion gegen die ganze Bildung des vorigen Jahrhunderts nicht ausbleiben, und Viele, welche ehedem schwachköpfig genug gewesen waren, an die encyklopädistische Weisheit zu glauben, diese bewiesen jetzt eine nicht geringere Schwachheit, indem sie mit beiden Füßen wieder in das alte kirchliche und politische System hineinsprangen. Wir haben an einem andern Orte Frankreich das Land der Abstraktion genannt, das Land, wo man so lange aus einem der festen Gegensätze in den andern taumeln wird, bis eine begreifende Philosophie die Einsicht gebracht haben wird, daß die Dialektik nicht bloß eine Kunst irgend eines Sophisten, sondern die absolute Macht in den Dingen selbst und die Natur alles Endlichen ist."

Wer sieht nicht ein, daß der Verfasser hier die in der französischen Literatur kämpfenden Gegensätze sehr richtig aufgefaßt hat; allein indem er den Franzosen zumuthet, sie sollen die Versöhnung in der Hegel'schen Philosophie suchen, so schreibt er etwas, was hier in jeder Beziehung ein hors d'oeuvre ist, denn es handelt sich von der Geschichte der französischen Literatur, wie sie war und ist, nicht von dem Zuschnitt, den sie nach der Meinung irgend wessen erst noch bekommen soll; und überdies wäre das Volk, von dessen Literatur es sich handelt, weniger als irgend ein anderes fähig, sich den Hegel'schen Gedankenzaum anlegen zu lassen und die Reitschule des Geistes durchzumachen, in der sich unsere deutsche Jugend so lächerlich ausnimmt. Also hätte wohl in einer Geschichte der hinter uns liegenden französischen Bildung nicht von dem die Rede seyn sollen, was als täuschende Hoffnung vor den Augen einer deutschen Philosophenschule liegt. Beides paßt gar nicht zusammen.

Doch, wie wir schon angedeutet, zieht sich jener Hegel'sche Nebel nur leicht durch das Werk hin und wenn man davon abstrahirt, ist fast alles, was der Verfasser uns von den französischen Schriftstellern, ihren Werken und deren Charakter sagt, aus einer sehr umfassenden Kenntniß derselben geschöpft, klar, scharf eingehend ins Einzelne und gerecht.

Hören wir, wie wahr, wie edel er sich z. B. über Victor Hugo ausspricht. „Wie incommensurabel auch V. Hugo's poetische Geistesmacht ist, so kann man doch mit Bestimmtheit sagen, daß tüchtigere wissenschaftliche Studien dem Dichter eine intellectuelle und positive Grundlage gegeben haben würden, die man auch in seinen allerneuesten Werken noch vermißt. Wir wollen V. Hugo es eben nicht besonders vorrücken, daß ihm manche Kenntniß fehlen, die jeder gebildete Mann hat, der Dichter kann zur Noth die Botanik oder die Chemie ignoriren. Aber der Dichter soll die Fülle der seine Zeit bewegenden Gedanken, die Bildung der Zeit in sich aufnehmen, und das hat V. Hugo nicht gethan. Hätte er, wie so viele andere junge Leute seines Alters, sich der Bildung versichert, wie man sie von 1818 bis 1830 unter Guizot, Cousin, Villemain und andern ausgezeichneten Professoren und Schriftstellern erwerben konnte, so würde er in seinen ersten Jahren nicht Jacobit, Cavalier, neumodischer Katholik gewesen, er würde jetzt nicht, wie La Mennais, ganz sachte auf den Standpunkt des religiösen, politischen und philosophischen Nihilismus herabgesunken seyn. Seine Weltanschauung würde ein festes Fundament gehabt haben; er würde, wenn er auch in einzelnen Augenblicken

> Que vous ai-je donc fait, ô mes jeunes années,
> Pour m'avoir fui si vite et vous être éloignées,
> Me croyant satisfait?

sagen, wenn er auch

> Le frais enchantement de ses jeunes années,

„das er nicht mehr über seine Werke verbreiten kann," bedauern könnte, dennoch nicht zu der stupiden Resignation an allem Glücke, zur Verzweiflung am Heil, als der einzigen, wahren Weisheit, gelangt seyn; er würde, begreifend, daß und warum uns kein endliches Objekt, nichts, was zwischen Himmel und Erde, Ruhe, Frieden

und Seligkeit geben kann, den Verlust des einen und andern Gutes durch höhere, reinere Güter, durch das wahrhafte summum bonum zu ersetzen gewußt, er würde im Grunde kaum irgend etwas verloren haben, denn was einmal wahrhaft besessen, das kann man gar nicht verlieren; aus dem schäumenden Moste wäre ein reiner, klarer, stärkender Wein geworden, während jetzt der Dichter sich in eine radical antipoetische Stimmung, in eine Stimmung verloren hat, die durchaus nicht die sthenische Verzweiflung, sondern der asthenische Ueberdruß eines wohlgenährten, wohlhabenden Pariser Bourgeois ist, der sich über Langeweile und daraus entstehendem Ekel am Leben beklagt. In so weit ist seine Stimmung durchaus antipoetisch, dergleichen erzählt man seinem Arzte. Wenn V. Hugo seine alten Ueberzeugungen wie Flugsand unter den Füßen gewichen sind, und er sich nun über den Zweifel beklagt, der, gleich einem Strome, langsam ein Stück festen Erdreichs nach dem andern von dem Herzen der Menschheit abspült, so ist darin ein poetisches Element, obgleich kein mächtiges. Es gibt für jedes Individuum Mittel dagegen; nur ist das gleichgültige Sichgehenlassen, die stumpfe Resignation, die Brutalität des Nichtwissens, das immer ein Nichtwissenwollen ist, kein Mittel. Im Grunde beklagt sich aber V. Hugo mehr über den Wechsel, den Mangel an Dauer derjenigen Gefühle, ohne deren Befriedigung das Leben in Wahrheit eine dürre Wüste ist. Hier aber fängt die moralische Seite der Sache an, die wir nicht vollständig beleuchten mögen. Hugo beklagt sich in seinen neuesten Gedichten, wie er um sich nur Treulosigkeit und Verrath, erlogene Freundschaften u. s. w. sehe. Was kann man darauf antworten? Zum Theil sind diese Klagen lächerlich; lächerlich ist es, wenn er sich über seinen Ruhm und wie dieser ihn drücke, so ausspricht, wie etwa ein Galeerensclave über seine Ketten murren könnte; lächerlich ist es, wenn er sich unglücklich dünkt, weil es Leute gibt, die einige seiner Werke schlecht, erzschlecht finden, wenn er für einen Gott gehalten seyn will; — wenn endlich Gefühle, die ihn einst glücklich gemacht, erkaltet sind — nun, ich will es gerade heraus, obgleich so milde als möglich, sagen: die erste, aber auch die einzige Bedingung, um glücklich zu seyn, ist, daß man allen Egoismus von sich abthut, daß man sich ganz, mit unverbrüchlicher Treue hingibt, daß man sein Ich verliert, um es reicher, verdoppelt wieder zu gewinnen:

> Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
> Das Ich, der dunkele Despot.

Aber sich über seine Krankheit beklagen und das Heilmittel nicht anwenden — es wäre kindisch; wenn es nicht fürchterlich wäre und Herzen brechen könnte. Ich halte ein — meine Gedanken schweifen von V. Hugo ab." Das ist schön gefühlt und gesagt, und nichts weniger als hegelisch.

Auch über George Sand sagt der Verfasser sehr viel Wahres: „G. Sand scheint gedacht zu haben (es ist sehr wahrscheinlich, daß sich diese Gedanken seitdem modificirt): wenn man nur das drückende Band der Ehe sprengen und hierdurch die Verbindungen zu freien machen könne, so ginge Alles gut. In Jacques ruft sie aus: Pauvres femmes, pauvre société, où le coeur n'a de véritables jouissances que dans l'oubli de tout devoir et de toute raison. Der Leser hat aus den wenigen Auszügen, die wir in der Note mitgetheilt, gesehen, welch einem Skeptizismus Mme. Dudevant verfallen ist. Alles ist ihr wankend geworden, die religiöse Lehre so gut wie die moralische, im Staate sieht sie eben so wenig etwas Festes. Sie weiß nur dieses, daß sie unglücklich ist. Wir können uns nicht wundern, wenn das Weltgebäude, das uns G. Sand aus ihrer Reflexion aufführt, sehr baufällig, wenn die mehrtausendjährige Moral des kleinen Katechismus und des Dekalogs besser, tiefer und genialer ist, als die über Nacht aufgeführten Baute eines kranken Bewußtseyns, dessen ursprüngliche Trefflichkeit freilich nirgend zu verkennen und schon aus der Aufrichtigkeit, womit das Aergste gesagt wird, zu entnehmen ist."

So würden wir denn in der lebendigen Fülle der literarischen Charaktere, die uns Herr Mager vorführt, seine Privatliebhaberei an der Hegel'schen Philosophie ganz vergessen, wenn er uns nicht gelegentlich immer wieder daran erinnerte, indem er die Hoffnung festhält, Frankreich werde durch die Hegel'sche Philosophie, wie überhaupt die ganze Welt wiedergeboren und das goldene Zeitalter der Kultur werde dadurch und ausschließlich dadurch erreicht werden. Indem er die furchtbare Entartung der französischen Literatur zugibt, glaubt er darin doch nur die Wehen der Wiedergeburt zu erblicken: „Die Vorwürfe, die man der französischen Literatur macht, sind schwer und haben, wenn man nicht gewöhnt ist, die poetische Literatur als den Ausdruck des geistigen Zustandes einer Zeit zu betrachten, sondern von ihr ein abstrakt Schönes, Gutes, Sittliches verlangt, was sie zu geben aber keineswegs verpflichtet ist, den Schein großer Wahrheit. Man hat V. Hugo, A. Dumas und einigen anderen dramatischen Dichtern nachgerechnet, wie viel Mord, Verführung, Blutschande in ihren Stücken vorkomme. Man beklagt und verwünscht den Mangel an religiöser Ueberzeugung, an Sittlichkeit, Geschmack und Gewissenhaftigkeit. Romane über Romane, heißt es, Dramen über Dramen vermehren unaufhörlich die Elemente der Zwietracht und des Meinungskampfes, von

dem Frankreich zerrüttet wird. Immer Scenen der ekelhaftesten Ausgelassenheit, oder des wild-nackten Abscheus; bald Worte des Unsinns und der Raserei, bald der schmutzig-trunkensten Ausschweifung. Des Volkes Charakter werde verdorben, der Genius alles Bösen, der Verwirrung und des Chaos sey die alleinige Muse der Dichter. — Alle diese Klagen, und wir könnten sie noch sehr vermehren, sind sehr wahr aber nicht richtig. Nicht, als ob es an wahrhaft sittenlosen Schriften fehlte; auch läßt sich nicht wohl behaupten, daß der Inhalt vieler krassen Dramen und Romane den äußerlichen sittlichen Zustand Frankreichs spiegele, wo in der That nicht mehr Verbrechen begangen werden als anderwärts: aber wenn man nur irgend tiefer zu blicken vermag und die einzelne That nicht isolirt, sondern ihre Wurzeln, die im Gemüthe, in der Denkart liegen, betrachtet, so läßt sich den besseren französischen Schriftstellern nicht abstreitig machen, daß sie die geistige und ethische Anarchie der gegenwärtigen Periode, den Todeskampf einer zerfallenden und die Geburtsschmerzen einer neuen Welt und Bildung vortrefflich schildern." Unter der neuen Welt und Bildung aber versteht Herr Mager, worüber wir uns nicht genug verwundern können, das Hegelthum. Die Menschheit werde ihr Ziel erreicht haben, meint er, wenn die begreifende Philosophie allgemein die Menschen zur Einsicht gebracht haben wird, daß die Dialektik die absolute Macht in den Dingen selbst ist. (S. oben.)

Wir erinnern an Schiller's Trostsprüchlein:

So lange bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Die Philosophie, die das Menschengeschlecht in Masse durchdringen und auf eine höhere Stufe der Kultur führen könnte, wird wahrscheinlich etwas länger auf sich warten lassen, als die begeisterten Jünger Hegel's sich schmeicheln.

Doch davon abgesehen, wir haben es hier nur mit Frankreich zu thun. Den Lebenstrieb in der Nationalität dieses Landes leugnen zu wollen, wäre thöricht. Deßhalb ist das Land noch nicht am Rande des Verderbens, weil die Mehrzahl seiner Poeten und Literaten in erlogenen Lastern ausschweift, welche durch die Wirklichkeit selbst beim besten Willen nicht einmal erreicht werden können. Es sind böse Träume, die am Ende vorüber gehen. Aber stärkend sind diese Träume nicht und lassen zwar einen nüchternen miserabeln, aber keineswegs einen frischen und kräftigen Zustand am nächsten Morgen erwarten. Deßhalb kann man in der gegenwärtigen Desorganisation der französischen Poesie wohl nicht die Wehen einer gesunden Geburt sehen. Der bessere Geist im Volk wird allerdings früher oder später dagegen reagiren. Aber bis jetzt sind in der französischen Literatur noch keine neuen Keime einer großartigen, kräftigen und gesunden Geburt oder Wiedergeburt zu entdecken.

2) Lehrbuch der Literärgeschichte von Gräße. Zweiter Band. Literatur der berühmtesten Völker des Mittelalters. Erste Abtheilung in zwei Hälften. Dresden und Leipzig, Arnold, 1839.

Mit Bezugnahme auf unsere frühere Anzeige der beiden Abtheilungen des ersten Bandes (im Literaturblatt von 1839 Nr. 85 und 132) empfehlen wir auch diese Fortsetzung als ein wohlgeordnetes und sehr reiches Werk, welches in der Literatur der dunkeln Jahrhunderte trefflich orientirt. Die erste Hälfte umfaßt Theologie und Poesie, die zweite Philosophie, mathematische Wissenschaften, Medicin, Jurisprudenz, Geschichte und Philologie des Mittelalters. Die Haupteintheilung ist zweckmäßig nach Fächern gemacht, jedem Fach ordnen sich die wieder unter sich abgesonderten Nationalliteraturen unter. Sollte man gleichwohl etwas beim Nachschlagen nicht schnell genug finden, so hilft dazu ein jedem Bande angefügtes Register. Der Herausgeber hat sich die sehr dankenswerthe Mühe gegeben, bei allen wichtigen Werken die alten Handschriften und Ausgaben, die etwa neu aufgefundenen Fortsetzungen oder Ergänzungen, und die literarhistorischen Werke oder auch nur Artikel, worin die besten Nachrichten darüber zu finden sind, zusammenzustellen, und besonders in Bezug auf die ältere Geschichte des Mittelalters lernt man daraus die Fortschritte kennen, welche die Geschichtforschung seit den Bestrebungen eines Pertz und Anderer gemacht hat. Auch die Theologie und Scholastik des Mittelalters überblickt man hier in ihrer reichen Fülle. Hätten wohl die Aufklärer des vorigen und die Rationalisten des neuen Jahrhunderts geglaubt, daß noch einmal nach jenen verschimmelten Kirchenvätern und Scholastikern Nachfrage geschehen würde. Keine Gattung von Büchern ist bei den Antiquaren gegenwärtig so gesucht und wird so theuer bezahlt, als die dicken Schweinslederbände aus Klosterbibliotheken, die früher nach dem Centnergewicht in die Käsebuden verkauft wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. Oktober 1840.

Die neuesten Werke Tholucks.

1) Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens von A. Tholuck, Dr. der Theologie und Philosophie, Consistorialrath und Prof. ꝛc. Neue Ausgabe der vier Sammlungen von akademischen Predigten. Zwei Bände. Hamburg, Fr. Perthes, 1838.

So viel auch von gewissen Seiten her der Verfasser dieser Predigten angefochten wurde und bis in die neueste Zeit angefochten wird, so läßt sich, wovon auch vorliegende Predigten zeugen, demselben doch Geist, Vielseitigkeit, Gewandtheit, und ein freierer, jedoch echt christlicher Sinn in keiner Weise absprechen. Doch ist Rf. auch überzeugt, daß Hr. Tholuck noch Größeres leisten würde, wenn er es über sich gewinnen könnte, sich mehr zu concentriren, was freilich einem so strebsamen, vielseitig gebildeten und talentvollen Manne schwer fallen mag. Doch, wer etwas Großes schaffen will, der „sammle im kleinen Punkte die höchste Kraft!" — Eben wegen der verschiedenen Urtheile nun, die derselbe über sich ergehen lassen muß, wird eine etwas nähere Betrachtung seines Geistes, seiner theologischen Richtung, seiner Darstellung am Platze seyn.

Im ausführlichen Vorwort zu der ersten Sammlung spricht Hr. Tholuck sich schön aus über den „köstlichen," aber auch schweren geistlichen Beruf und verlangt mit Recht, daß der Geistliche nicht nur Prediger sey, der „vor und über der Gemeinde" rede, sondern daß derselbe „in und unter der Gemeinde" wirke, ohne welches derselbe sich nie eine „Gemeinde im echten biblischen Sinn" schaffen werde. Besonders zu beherzigen ist, was er in dem ausführlichen Vorwort zur zweiten Sammlung „über die Predigt für die Gebildeten in unsern Tagen" sagt, wobei er als Muster Schleiermacher aufstellt und Württemberg, so wie einige Gegenden Sachsens die noch kirchlichsten Länder nennt.

Als Mittel, die gebildeten Klassen wieder zur Theilnahme am Gottesdienst zurückzuführen, verlangt Tholuck eine ganz neue Predigtweise; denn die Macht des Herkömmlichen in der Form und Abfassungsweise der Predigt habe einen schädlichen Einfluß. Zwar habe früher, als „der Glaube noch Substanz des Volkslebens" gewesen sey, der Glaube, in jene Form gebracht, segensreiche Früchte getragen; aber nun werde der Prediger, indem er aus dem Kreise des Glaubens für die innerhalb dieses Kreises Stehenden rede, dadurch denen, die außerhalb dieses geweihten Kreises stehen, unverständlich. Derselbe soll zwar nicht aus der festen Burg seines Glaubens herausgehen, aber sich zu den Umherirrenden herabneigen, — soll „die h. Schrift auslegen ohne alle andere Voraussetzungen, als die eines Herzens, welches für die Menschheit empfänglich ist." (Diese an sich richtige Forderung, mit der Herr Tholuck wohl sagen will: der Prediger solle sich ohne Voraussetzung des Glaubens auf den allgemein menschlichen Standpunkt stellen und zeigen, wie das Christenthum alle Bedürfnisse des menschlichen Herzens befriedige, die Fragen des Wahrheit suchenden Geistes löse, — dürfte in dieser Allgemeinheit ausgesprochen wohl etwas zu modificiren seyn, indem sonst die innerhalb des Glaubens Stehenden doch Manches vermissen würden.)

Hiezu wird eine möglichst große Bildung und Umsicht dem Geistlichen selbst empfohlen. In einer Zeit, wo Shakespeare eine stärkere Autorität für Viele sey, als Paulus und ein Distichon Goethe's eine kräftigere Belegstelle als der ganze Römer- und Galaterbrief, dürfe der Geistliche, welcher auf seine Gemeinde wirken wolle, mit ihren Gewährsmännern nicht unbekannt seyn. Wenn irgendwo, so gelte auch hier des Apostels Wort: Alles ist Euer! „Wollen wir unsere Gebildeten der Kanzel näher bringen, so werden wir nicht vermeiden können, öfter als der gewöhnliche Styl es thut, auf die Gebiete,

in denen ihr Leben wurzelt, hinüberzuweisen. Paulus, der in Athen den Aratus, und vor den Kretern den Epimenides in seiner Predigt citirt, wird unser Schirm seyn, wenn die Homileten uns anklagen und verdammen." Zu demselben Ende wird ferner die Homilie und noch mehr die zusammenhängende Erklärung biblischer Bücher empfohlen, wodurch zur Erzeugung eines mehr persönlichen Verhältnisses zwischen dem Prediger und seiner Gemeinde hingewirkt und das persönliche Verhältniß, in dem der Prediger zur Bibel steht, aufgedeckt wird, während jetzt häufig an ein einzelnes Sprüchlein eigene Einfälle und Gemeinplätze angeknüpft werden. Zu Hebung des Kultus endlich soll namentlich auch durch Belehrung, Benützung der Kirchengeschichte u. s. w. der liturgische Theil des Gottesdienstes, als wesentlich gehörig zur Idee eines christlichen Gemeindelebens zur Anerkennung gebracht, von rechter Art der Kirchenordnung, des Kirchenregiments, von dem Begriff der Kirche und Gemeinde gesprochen werden. — Ueber das „Wie?" des zu Sagenden verlangt Tholuck: der Geist sey im Prediger lebendig; seine Predigt sey nicht bloß auswendig gelernt, sondern das auf der Studirstube aus dem Geiste Geborene werde unter des Geistes Anhauch von Neuem lebendig auf der Kanzel. Die Predigt spreche den ganzen Menschen an, enthalte einen Kern der Lehre, Gedanken und Aufschlüsse in biblischer Sprache, eingetaucht in Gefühl und Phantasie, fern von kühlem Abhandlungston, übrigens — wie später diese Forderung modificirt wird, auch verbunden mit sinniger verständiger Reflexion; sie sey aus der Gemeinde entstanden und wecke wiederum das Gemeindeleben; sie sey nicht ohne individuelle Beziehungen, Stimme der Natur, ein lauter Seufzer des lebendig pulsirenden Herzens, ein Lebensodem wehe in ihr, der den heiligen Zunder in den Herzen entzündet.

Mit diesen in der Vorrede zu der neuen Ausgabe noch näher entwickelten und bestimmten Forderungen wird man im Ganzen wohl einverstanden seyn können, obschon Dr. Theremin denselben das Postulat entgegenhielt: „Predige also, daß du nur Gott zu gefallen suchest!" So wahr dies ist, so kann es doch leicht mißverstanden werden. Freilich soll ferne seyn alle Gefallsucht und das widerliche Kokettiren und süßliche Akkomodiren. Aber es gibt auch „eine heilige Akkommodation;" alle Rücksicht auf den Eingang der Predigt in die Herzen darf nicht bei Seite gesetzt werden, wie Paulus zwar sagt: „Predige ich jetzt Menschen oder Gott zum Dienst, oder gedenke ich, Menschen gefällig zu seyn? wenn ich den Menschen nach gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht!" — aber auch: „ich bin Jedermann Allerlei geworden, auf daß ich Allenthalben Etliche selig mache."

Betrachten wir nun die Predigten, bei denen nicht aus der Acht zu lassen ist, daß sie für eine akademische Gemeinde * bestimmt waren, im Verhältniß zu den aufgestellten Forderungen, so bekennt zwar Hr. Tholuck selbst, daß er, abgehalten von einer gewissen Schüchternheit, denselben keineswegs genügt habe. Doch ist dies nicht so ganz wörtlich zu nehmen; denn offenbar haben diese Forderungen viel Einfluß auf die Art und Weise dieser Predigten ausgeübt. So wird namentlich der Hauptforderung, der Geistliche solle mit Profanskribenten, mit den Gewährsmännern der gebildeten Welt bekannt seyn und auf die Gebiete, in denen ihr Leben wurzelt, hinüberweisen, in ziemlicher Ausdehnung entsprochen und zwar meist mit dem zugehörigen Maaß, so weit christliches Leben sich daran anknüpfen läßt. So finden sich fast in Ueberfülle schon in den Vorreden deutsche, englische, französische, lateinische, griechische Verse, Sprüchwörter, Redensarten u. s. w.; in der zweiten Predigt wird „der große Sokrates" als den Mangel des Menschlichen (also das christliche Bedürfniß) fühlend vorgeführt, und in der achten Predigt wird eine Vergleichung angestellt zwischen Sokrates und Jesus, natürlich zum Vortheil des Herrn. In Nr. 22 erscheint ein Vers aus Schillers Gedichte „Macht des Gesanges," und in der eilften Predigt des zweiten Bandes wird Pindars Beschreibung des Elysiums angeführt, als Beweis, daß in Aller Brust das Bild eines heiligen und ungetrübten Lebens wohne, wo keine Thräne mehr fließe und kein Seufzer mehr zum Himmel steige; und auch sonst finden sich Berufungen auf die prophetischen Sänger der alten Heidenwelt mit ihren Ahnungen und Geistesblitzen. Ja schon die Ausdrucksweise verräth häufig, daß sie sich unter Einfluß der Lektüre unserer Klassiker ausbildete. So erinnert in der eilften Predigt des zweiten Bandes der Aufruf: „Jünglinge, ahnt ihr nicht, daß es nach der Kraft noch etwas Größeres gibt? — ihre Beherrschung durch das Gesetz Gottes!" — deutlich genug an den Ausspruch Jean

* Eine gebildete Gemeinde setzt natürlich auch einen gebildeten Prediger voraus. Im Allgemeinen aber liegt es nicht in der Natur der Dinge, noch in der Erfahrung, daß die Bekehrung oder der Uebergang vom Zweifel zum Glauben durch die größere Bildung und Ueberredungskunst des Predigers und durch das geschickte Eingeben desselben in die Denkweise der Zuhörer bewirkt werde. Im Gegentheil imponirt den Zweiflern und gerade den gebildetsten Zweiflern nichts so sehr, als der schlichte einfältige Glaube, und das absichtslose Wort eines Frommen ergreift sie tiefer, als alle Reden der Apologeten. Denn das Disputiren ist Spaß, der Glauben aber ist Ernst, und wen dieser Ernst berührt, nur der bekehrt sich.

Anmerkung der Redaktion.

Pauls: „Nach der Kraft gibt es nichts so Hohes, als ihre Beherrschung!“ ꝛc.

Ueberhaupt ist eine freiere Richtung in diesen Predigten nicht zu verkennen, und nur Uebelwollende können ein engherziges, beschränktes Christenthum darin finden. In der fünften Predigt des zweiten Bandes sagt Hr. Tholuck, daß „der rechte Glaube, wenn auch in der ernsten Zeit des Kampfes der Mensch das Haupt muß sinken lassen, doch nicht zu Kopfhängerei führt, sondern zu getrostem Wandel mit aufgerichtetem Haupt;“ ferner II, Pr. 13 findet er, daß das Christenthum nicht nur Wärme, sondern auch Licht gebe, und daß zur Versöhnung nicht nur, wie oft einseitig geschieht, der Tod Jesu, sondern auch sein Leben, seine ganze Menschwerdung gerechnet werden müßte. Hr. Tholuck hängt nicht am Buchstaben, sondern macht mit Recht auf das wechselseitige Zeugniß aufmerksam, das die Schrift und die Menschenherzen für einander ablegen (II, Pr. 5), er beruft sich deßhalb auch nicht allein auf den Buchstaben der Schrift, sondern auch auf das Zeugniß des Geistes, auf das Gewissen, auf die Bedürfnisse des Geistes und Herzens, auf die Natur ꝛc.; dabei erkennt er, daß jeder irdische Beruf, wie jedes irdische Verhältniß dem himmlischen Berufe verwandt sey und innere, nie äußere Früchte bringen könne, wenn er mit Treue und aus Liebe zum Sohne Gottes und zu den Brüdern betrieben wird. Tholuck sieht (I, Pr. 5) auch im Vorchristlichen das göttliche Walten; und gegen die, welche das Heidenthum ganz verdammen, macht er den Ausspruch des Apostels vor den Athenern geltend: „Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen!“ wobei bemerkt wird: der, welcher ein Vater heiße aller Menschen, habe auch nach der Schrift für das Flehen aus eines Heiden Herzen ein Ohr. Er verwirft (II, Pr. 27) nicht unschuldige Freuden, hat überhaupt keine finstere, kopfhängerische Lebensansicht und II, Pr. 17, wo er über die Wunder Gottes in der Höhe und in der Tiefe spricht, tritt er den einseitigen Frommen entgegen, deren „nach Innen gewendeter Blick die Fähigkeit verloren habe, die Wunder Gottes in der Welt zu erkennen, denen über dem starren Halten an dem Buchstaben der Schrift der Sinn verloren gegangen sey für die Schriftzüge Gottes am Firmamente und in der Herrlichkeit der irdischen Natur.“ Ueber die falsche, unverständige Frömmigkeit, die Frömmelei, spricht er sich I, S. 247 aus, und dieser Richtung gegenüber, die in der Regel nur plötzliche Erleuchtung und Bekehrung gelten lassen will, macht Tholuck I, Pr. 18 mit Recht geltend, daß Gott mit einem Jeglichen auch seinen eigenen Weg gehe in der Berufung zu seinem Reiche. „Nach einem Paulus streckt er plötzlich vom Himmel her die Hände, einen Petrus und Johannes erzieht er langsam zu des Täufers Füßen. Wie sollte nun nicht auch diese Verschiedenheit seiner Führung ein verschiedenes Gericht mit sich bringen? Wahrlich, meine Brüder, wir werden es sehen, wie es uns der Heiland selbst versichert, daß „unser Richter der harte Herr nicht ist, der da schneiden will, wo er nicht gesäet hat.“ So sehr übrigens der Verfasser die göttliche Liebe hervorhebt, so geschieht dies doch nicht einseitig oder lau, indem er ihr den göttlichen Zorn entgegenstellt; er erklärt ihn II, Pr. 26 als „das ernstliche und thätige Mißfallen am Bösen,“ und seine Realität wird besonders an der Weltgeschichte schön nachgewiesen. Stets wird auf ein ernstes, thätiges Christenthum gedrungen I, Pr. 13, auf einen „Glauben, der Früchte bringe nach innen und außen.“ Auch wird I, Pr. 2 mit Recht hervorgehoben; das, daß in Christo die Gottheit mit der Menschheit versöhnt ward, sey nicht bloß eine Verkündigung, sondern eine Thatsache, und das Christenthum sey nicht bloß Lehre, sondern Leben. — Oefters werden auch passende Erzählungen über die göttliche Gnadenführung ꝛc. eingestreut. — Bezeichnend für den Standpunkt Tholucks in der Kirche und Theologie ist namentlich die letzte Predigt des zweiten Bandes, wo er sich gegen die Seperation der Lutheraner von der unirten Kirche ausspricht.

Was die Form der Predigten betrifft, so sagt der Verfasser: die freiern Homilie, wie Chrysostomus sie behandelt habe, sey die Form, welche seinem Bedürfniß als Prediger am meisten zusage; doch habe er sich auch in diesem Stücke dem Herkommen gefügt. Indeß hat er zuweilen den Text ziemlich frei behandelt.

In Band II, Pr. 4, über Ephes. 4, 25, wo der Text bloß von der Wahrhaftigkeit gegen die Nächsten spricht, dehnt der Verf. das Thema weiter, auch auf die Liebe gegen uns selbst und gegen Gott aus. Dabei hat er auffallenderweise bei der Frage: „wie gelangt man zur christlichen Wahrhaftigkeit?“ eigentlich nur Ein Verwahrungsmittel gegen die Unwahrheit gegen den Nächsten, — das Bewußtseyn der fortwährenden Gegenwart des allwissenden Gottes. Dies ist — so isolirt stehend — eigentlich doch nur ein äußerliches, oft nur Furcht und Legalität bewirkendes Verwahrungsmittel, während vielmehr die göttliche Heiligkeit und Liebe, die Entstellung des göttlichen Ebenbilds im Menschen durch die Lüge hätte sollen premirt werden. Ueberhaupt ist die gemachte Spaltung des Begriffs: „Wahrhaftigkeit“ in die Wahrhaftigkeit gegen den Nächsten, gegen sich selbst und gegen Gott, fehlerhaft, wie sie hier erscheint. Wäre der Verf. zunächst, dem Texte gemäß, bei der Wahrhaftigkeit gegen den Nächsten stehen geblieben und hätte sodann nachgewiesen, daß dieselbe aufs innigste verbunden und wesentlich Eins sey mit der Wahrhaftigkeit gegen Gott und gegen uns selbst,

so wäre diese Predigt ohne Zweifel besser gelungen. Ebenso nennt die folgende Predigt die Pflichten und die Liebe gegen den Nächsten wunderlich genug den Vorhof, die Selbstliebe — das Heiligthum und die Liebe zu Gott — das Allerheiligste.

Zum Beweise, daß, „wo es an einer einzelnen Tugend fehlt, es bei einem jeglichen Christen am Ganzen des christlichen Lebens fehle, ist (I, Pr. 9: „Warum ist die Liebe die größte unter allen Tugenden?") nicht sehr passend jenes Wort, eines edlen Mannes und Weltweisen (Jakobi) angeführt, wo dieser von sich sagte: er sey mit dem Kopf ein Heide, mit dem ganzen Herzen ein Christ und schwimme zwischen zwei Wassern, von denen das eine ihn versenke, wenn ihn das andere hebe. Tholuck erklärt dies für unmöglich, weil, „wenn in Wahrheit christliches Feuer im Herzen brenne, nothwendig sein Widerschein auch das Haupt erleuchten müßte." Es scheint hier einige Begriffsverwirrung obzuwalten. Allerdings ist die christliche Moral eine zusammenhängende, unauflösliche Ordnung und allerdings fördert christliches Leben auch christliche Erkenntniß, aber Jakobi will nur die Zwietracht eines gläubigen Gemüths und eines dem Glauben widersprechenden Denkens bezeichnen. Eine solche Disharmonie des Glaubens und Denkens aber ist nicht nur möglich, sondern wird häufig wirklich gefunden, z. B. bei Kaiser Mark Aurel, bei Schiller und Andern.

Die Redeweise ist blühend, schön, manchmal gewählt, und erhebt sich nicht selten zur Sprache der Begeisterung. Die Bilder sind oft treffend und glücklich, wie der kühne, aber schöne Ausdruck (ohne Zweifel mit Beziehung auf das blutflüssige Weib): „Sein Werk war Liebe, Liebe floß vom Saume seines Kleides." Weniger glücklich sind einige andere Ausdrücke, z. B.: „Der, welcher Fünftausende speist, nimmt Almosen (?) von den ihn begleitenden Frauen; oder das nach des Ref. Gefühl unschöne Bild: „jeder Stern am Himmel und jeder Wurm auf der Erde hat eine Zunge, mit der sie von der ewigen Liebe Zeugniß ablegen." Dem Mißverständnisse leicht ausgesetzt ist: „der (dem das Ewige und Unvergängliche zuwider ist), der ist es, der, wenn er einst in den Himmel kommt, die Hölle finden wird. Tändelnd erscheint es, wenn die göttliche Liebe nicht nur, wie die Schrift es thut, mit der Mutterliebe verglichen, sondern, wenn auch gleich mit Bezug auf ihre Offenbarung in der Natur — selbst mit diesem Namen angeredet wird, besonders, wenn unmittelbar darauf Gott wieder als Vater erscheint, wie (I, Pr. 6): „O wie er da Alles mit seinem eigenen Herzen singen und beten fühlt: ewige Mutterliebe, geheiligt werde dein Name! — Ja, meine Brüder! Gott der Vater hat sich uns menschlich gemacht." — Eine weitere Ausstellung verdient, daß der Verfasser manchmal ohne Noth und zu weit von der Hauptsache abschweift, wie z. B. (II, S. 145).

Dramatische Dichtkunst.

15) Die Schlacht am Morgarten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Wilhelm Rueß. Weinfelden, in Commission bei Huber u. Comp. in St. Gallen, 1840.

Obgleich es sich hier von einem Trauerspiel und von einer Schlacht handelt, macht sich dennoch das sanfte lyrische, blumentreibende Talent des Dichters auch auf diesem blutigen Boden geltend. Im Vordergrund eine Gruppe von Liebenden. In weichen Versen zärtlicher Ausdruck der Gefühle. Die Schlacht im Hintergrunde. Beides, die Liebe und Schlacht vermittelnd der junge Held, einer der Verbannten, die im Morgarten das Vaterland retten halfen.

Dem kleinen Trauerspiel sind poetische Reisebilder angehängt, in denen der Dichter den Strom seiner Gefühle und Bilder in Wellen des Wohllauts dahingleiten läßt.

Die Sonne sinkt, die Schatten werden länger;
Im Wasser glimmt des Strahles letzter Brand.
Der Kreis des Lichtes zieht sich eng und enger;
Nun hängt es schmerzlich an der Felsenwand.
Wie je dem Schmerz die Schönheit ist entsprossen,
Die Weihe, die der Liebe Reiz und Glück —
Der Fels erblüht, von Rosenduft umflossen,
In Silberschleiern wieget sich der Blick.
Die Nacht bedeckt die Thale schwarz und leer;
Auf Bergen schwimmt des Himmels Purpurmeer.

Ich wandle durch die kühle Nußbaumlaube,
Steinen entlang, das schon im Schlummer liegt.
Erinnerung, der Seelenarche Taube,
Sich auf der Heimath Lindenzweigen wiegt.
Da find' ich der Kapelle Friedensstätte,
Stauffachers liebefindlich Todtenmal.
Umkränzt von eines Wiesengrundes Bette,
Geschmücket mit des Monds zerstreutem Strahl.
D'rob ist gewölbt ein Dach von hohen Linden,
Um welche rings sich Gluthguirlanden winden ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. Oktober 1840.

Die neuesten Werke Tholucks.

2) Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von A. Tholuck. Zwei Abtheilungen. Hamburg, Fr. Perthes, 1840.

Gewiß, Viele empfanden schon mit Herrn Tholuck „den Mangel nach (an) einem lebendig aus der Gegenwart hervorgegangenen und mit Weisheit die Bedürfnisse der Gegenwart ins Auge fassenden, gehaltvollen christlichen Andachtsbuche," das für unsere Zeit das wäre, was Arndt und Kempis für die ihrige. Denn allerdings wird durch jene älteren Erbauungsschriften ein aus der Gegenwart hervorgegangenes Andachtsbuch nicht entbehrlich gemacht, da, wenn gleich das Christenthum ewig dasselbe und keiner Perfektibilität mehr fähig ist, doch die Art des Ausdrucks des religiösen Lebens auch mit der jedesmaligen Bildungsstufe so weit zusammenhängt, „daß verschiedene Zeiten verschiedene formelle Anforderungen an ein Erbauungsbuch machen."

Wir besitzen zwar die bekannten, so weit verbreiteten Aarauer „Stunden der Andacht," aber wenn wir gleich nicht verkennen, wie dies auch Tholuck nicht thut, daß sie manchen guten Samen gepflegt; so findet sich in ihnen doch auch manche verderbliche Speise und dem echten Christen kann jene Speise, die des Salzes des Evangeliums entbehrt, nimmer genügen. Das nun, was die Aarauer „Stunden der Andacht" vermissen lassen, will Hr. Th. in dieser Erbauungsschrift, der er eben deßhalb den gleichen Namen gab, und die in einer Zeit eigener Anfechtung entstand, leisten, nämlich, fern von Einseitigkeit und Krankhaftigkeit, den Weg des Heils, den die evangelische Kirche für den wahrhaften erklärt, darlegen, die Entwicklung des christlichen Lebens nach innen und nach außen in der Form von Betrachtungen darstellen. Was der Bischof Mynter nach den Lehrstücken der Dogmatik zu leisten suchte, Belehrung über die Dogmen mit Erbauung, das strebt Hr. Tholuck in Betreff der Lehre vom christlichen Heilswege an.

Das Buch ist in zwei Theile getheilt, in einen allgemeinen und einen besondern. Der allgemeine hat drei Unterabtheilungen nach den drei christlichen Kardinaltugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, mit den etwas gesucht klingenden Ueberschriften:

I. Vom rechten Glauben abgetrennt
Bleibt auch die Lieb' ohn' Fundament.

Dies wird dann nachgewiesen in folgenden Abschnitten:

O selig, wer sich selber straft, — (Betrachtung 1—8.)
Dem wird der Glaub' eine Gotteskraft. (Betr. 9—15.)
Die Schrift, die ist des Glaubens Grund, (Betr. 15—19.)
Daraus uns Gott und Mensch wird kund. (Betr. 20—25.)

II. Hat Glaub' in Lieb' das Herz erschlossen,
Viel tausend Blumen auf einmal sprossen.

Mit folgenden Abschnitten:

Da waltet ein Gärtner so mild und treu,
Der jätet die Beete vom Unkraut frei, (Betr. 26—30.)
Es thauet vom Himmel so früh, wie spat
Und labt aller Enden, was schwach und matt. (B. 31—40.)
Nimmt Sonn' auch manchmal das Trauerkleid,
Manch' Blum' im Schatten zumeist gedeiht. (B. 41—47.)
Ob auch der Garten inwendig blüht,
Sein Gedüft doch alle Welt durchzieht, (B. 48—55.)
Kein Rang ist und kein Stand im Leben,
Den seine Düfte nicht reich umweben. (B. 56—64.)

III. Fehlts manchmal auch noch im Schmelz der Farben,
Hoffnung in Saaten sieht volle Garben. (B. 65—67.)

Der besondere Theil enthält: 1) den Kreislauf des Lebens der Kirche (Festbetrachtungen) und 2) den Kreislauf des Menschenlebens (Betrachtungen über wichtige Abschnitte des Menschenlebens), wieder mit gereimten Ueberschriften. (Betr. 68—88.) Die acht Betrachtungen nun des ersten Abschnittes erster Abtheilung („O selig, wer sich selber straft") haben, um nur Ein

Beispiel zu geben, folgende Themate: 1. Wir sind göttlichen Geschlechts. — 2. Das Leben ist gar ein mühselig Ding. — 3. Eins ist Noth. — 4. Herr, Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen. — 5. Wir sind allzumal Sünder. — 6. Ich bin aus sündlichem Samen gezeuget. — 7. Wir fehlen alle mannichfaltiglich. — 8. Ich bin mir wohl Nichts bewußt, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt. —

Man muß wünschen, daß Herr Tholuck mit Versen und Reimen etwas sparsamer und vorsichtiger gewesen wäre. Derselbe sagt in der Vorrede: weil „die Dichtkunst noch in einem andern Dialekt zum Herzen spreche, als die Prosa," und er Sprüche aus ältern Liedern, wie er sie wünschte und bedurfte, selten gefunden habe, so habe er selbst „die Sprache der Poesie" geredet. Aber hier wird oft durch Reime voll Apostrophirungen und Elisionen, durch leichte spielende Verse, bei denen auf die Form wenig Fleiß verwendet wurde, ein gebildeter Geschmack abgestoßen.

Gar zu profane Ausdrücke sind z. B. S. 14.

„O Menschen, ihr seyd allzueilig, meiner Treu,
Ihr sucht die Thür' und lauft vorbei!"

Der Würde eines Andachtsbuches nicht angemessen finde ich auch den S. 8 angeführten Vers von Claudius:

„Es gibt in dieser Welt nicht lauter gute Tage,
Wir kommen hier zu leiden her;
Und jeder Mensch hat seine eigne Plage
Und noch sein heimlich crève-coeur."

Doch soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht viele sehr schöne und poetische Verse vorkommen. Nur wäre eine strengere Auswahl nöthig gewesen, um jeden Tadel in dieser Beziehung zu vermeiden.

Auch fällt der würdige Verfasser hin und wieder in eine zu wenig natürliche Nachahmung älterer Redeweisen, z. B. Luthers. Hierher rechne ich S. 99: „Die beste Würze muß doch der Koch dazu thun, der am Ende bei allem Gutschmecken das Meiste zur Sache thut: der Hunger. O lieben Leute! daß der Hunger ein guter Koch ist, das rühmet ihm alle Welt längst nach, aber was der auch für ein guter Professor ist. Dolmetscht dem geringsten Bäuerlein das Evangelium St. Johannis, darüber doch manchmal ganz gelehrte Herren sich mit langen Gesichtern anschauen, so verständlich und machet ihm so liebliche Glößlein, daß man seine herzliche Freude daran kriegt. Was Wunder, ihr gelehrten Herren, daß einem frommen Herzen eure Glossen göttlichen Worts doch unterweilen — in aller Ehre seys gesagt — nicht anders, denn als Glossen, und eure Dolmetschung nicht anders, denn als eine Tollmetschung bedünken will, wofern ihr von dem Professor nicht Rath wollt, dem schon unser lieber Heiland eine so hohe Rekommendation gegeben" :c. :c. — (Wer denkt hier nicht an Abraham a Sta. Clara?) — Besser, in Luthers Geist gesprochen ist S. 251—254 die Auseinandersetzung des Lehrers über die Anfechtungen des Teufels; ebenso ist nach des Ref. Gefühl die naive kindliche Darstellung S. 105 sehr schön. Am ansprechendsten aber ist das Buch da, wo Tholuck in der Sprache unserer Zeit natürlich und ungezwungen in schöner, blühender, bald erhabener, bald ruhig entwickelnder Rede spricht und darüber vergessen wir denn auch gern einzelne weniger anziehende Partbien.

Daß die Belehrung ein besonders hervortretendes Element werden mußte, und die Erbauung öfters zurücktreten, ist natürlich. Denn, wie Tholuck selbst sagt, die Kraft der Unmittelbarkeit und damit auch des frischen Glaubens bricht sich in gegenwärtigen Zeiten an der Uebermacht der Reflexion und dies ist der Wurm, der an der Glaubensfrische unserer Zeit nagt und die Erbauungsbücher nicht zu Kräften kommen läßt, — selbst wenn die Reflexion ein Reflektiren auf die guten Gründe des Glaubens und kein Zweifeln ist. Doch erhebt sich Tholuck am Schlusse der Betrachtungen öfters zum Gebet oder spricht in einem Gedichte andächtige Gesinnungen und Gefühle aus.

Im Allgemeinen ist die Schrift sehr zu empfehlen und wird die Gebildeten gewiß in mancher Beziehung ansprechen, namentlich auch wegen ihres apologetischen Charakters und weil sie sehr große Belesenheit verräth besonders auch interessante Aussprüche von frommen und geistreichen Männern enthält; auch wird sie dadurch anziehend, daß der Verf. nicht selten seine Subjektivität hervortreten läßt und auf seine früheren Mängel, Zustände, Irrthümer und Erfahrungen hinweist. Es weht in ihr echt christlicher Geist, was am deutlichsten wird bei Vergleichung z. B. der 51. 60. 61—63. 86. Betrachtung über die Keuschheit, Ehe, Kindererziehung mit denen ähnlichen Inhalts in den Aarauer Stunden der Andacht. Sie ist hauptsächlich für Gebildete, denn Ausdrücke, wie „Schachbieten" und „Schachwerden," „Nemesis," „der stumme Götze des Schicksals," „Resignation, dieses Panzerhemd von Eis," „Prometheus," „Titanen," „Sophist," „Kompendium" u. s. w. sind nicht Jedermann verständlich. Mit Recht hofft der Verf. deßhalb auch besonders dem Bedürfniß derer entgegen zu kommen, „in denen zwar christliche Anregungen vorhanden seyen, aber ohne Durchbildung der christlichen Erkenntniß.

Zum Schlusse muß Ref. noch dem Verf. (welcher die Männer, die etwa über sein Andachtsbuch ihre Stimme öffentlich abgeben, auffordert, zu erklären, ob und in wiefern sie darin eine krankhafte und pietistische Darstellung des evangelischen Glaubenslebens finden),

bezeugen, daß er darin nur den rein evangelischen Glauben gefunden habe. Herr Tholuck spricht nicht nur S. 100 und 101 gegen den Buchstabenglauben, und verlangt S. 187 neben der göttlichen Gnade mit Recht bei der Wiedergeburt auch Etwas auf unserer Seite, sondern er spricht auch den Kopfhängern gegenüber aus S. 467:

„Die Erd' ist schön genug, den Himmel zu erwarten,
Ihn zu vergessen, ist nicht schön genug ihr Garten."

In der 45. Betrachtung gibt er sein Verhältniß zum Pietismus genau selbst an. Er unterscheidet dort ganz richtig Heuchler, Solche, welche „im Frommseyn zu viel" thun, Kopfhänger, die nicht erkennen, daß das Christenthum „fröhlich, frisch, frei" ist und wiederum Solche, die nur der erste überwältigende Eindruck des neuen beseligenden Besitzes allzueifrig und im Eifer einseitig macht. — Daß aber neben der Liebe von Hr. Tholuck auch der Zorn der Liebe geltend gemacht und behauptet wird, daß zwar Gott zumeist aus Liebe strafe, aber daß Strafe auch ein Akt seiner Gerechtigkeit sey, also eine große Nothwendigkeit in ihr liege, dies wird Niemand pietistisch nennen, der eine durchgebildete christliche Ansicht hat.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von August Lamey. Straßburg, Schmidt und Grucker, 1839.

Wieder ein Straßburger Dichter und der recht gute Lieder mitbringt. Zwar hat er Vieles nur aus dem Französischen übersetzt, Fabeln von Lafontaine, Chansons von Beranger, mehrere Gedichte von Victor Hugo und Lamartine, allein der größere Theil seiner Dichtungen ist original und es verräth sich darin wie ein zarter Sinn für das Rührende und Tragische, so nicht minder ein echt deutscher Humor. Zum Belege theilen wir hier eines seiner rührenden Gedichte mit:

Kind Junot.

Herr Junot nach Egypten ging
Mit Bonapart' dem Helden;
Ein Söhnlein er zu Hause ließ,
Thut Frau Abrantes melden.

Wo bleibt Gespiele mein, so frug
Der Knab' am selben Tage;
Der Bettgeselle fehlet noch:
Hub nächtig an die Klage.

Den zweiten Tag, die dritte Nacht
Ihn faßten bange Wehen,
„Kind, Vater ist nicht gangen fern,
Du sollst ihn morgen sehen."

Wegstoßend Mutterkuß und Spiel,
Schon gar des Kummers Beute:
O, seufzt' er, wenn ist morgen doch!
Lieb Väterchen, komm heute.

Und wie der Gram aus kurzem Schlaf
Das weiche Knäblein weckte,
Die zarte Hand nach Vaters Hand
Sich eitelsuchend streckte.

„Ach wär' ich nur wohin er ist!"
„Wohlauf, mein Kind, wir reisen."
Sie fahren lang, die Kutsche hält,
Man thät ein Schloß ihm weisen.

„Ist da der Freund? kömmt nicht heraus?
Hei, laßt mich nur ihn kriegen."
Klein Junot rannt' ans offne Thor,
Klettert' hinauf die Stiegen.

Durch Gäng' und Säle jubelt' er:
„Will Vater sich verstecken?"
Leis' hinter Thür und Umhang schlich,
Er meint im Spiel zu necken.

Bald sank die Lust, er wurd' so blaß!
Durchspäht ist jede Kammer.
Den Knaben hat nach solchem Trug
Getödtet stiller Jammer.

Dahin gehört auch das schöne Gedicht vom Invaliden, der selbst verschmachtend seinen treuen Hund, um ihn nicht ohne Pflege zu hinterlassen, lieber erschießt.

Ein schöne Sage, die sich wohl sehr glücklich als Roman bearbeiten ließe, ist folgende:

Martius und Gallus.

Nach der Sage vom Heidenloch zu Hangenbieten.

Gallus.

Wie lange, Vater, hält mich deine Zucht
In der finstern Schlucht?
Hier kenn' ich nur den Wald, den menschenleeren,
Die Reh' und Bären.
Lustsamer, heller, freier ist es draus;
Ein Sehnen treibt ins Heitre mich hinaus.

Martius.

Bleib', Sohn. Die alten Götter wohnen hier.
Sie gebieten dir.
Ich floh mit ihnen vor dem neuen Gotte
Zur fernen Grotte;

Sie herrschten ehmals auf dem Erdball weit;
Die Völker waren groß zu jener Zeit.

Gallus.

Bewahrst du nun ihr letztes Heiligthum
Einsam, ach, warum?
Sie hatten Schutz verliehn den Erdenreichen
Und mußten weichen!
Die fahlen Bilder auf dem Steinaltar
Ists dieses, Vater, was so mächtig war?

Martius.

Ja, sie verehrend wurden Rom, Athen,
In der Macht gesehn.
Mit ihrem Ruhm fiel Muth und Landestreue,
Da kam das Neue.
Hat schnöde Welt der Opfer sie beraubt,
Dem sind die Götter hold, der an sie glaubt.

Gallus.

O Vater: gestern hatt' ich auf der Jagd
Mich hinausgewagt?
Ein Mädchen zart ließ auf besonnten Rasen
Ein Lämmlein grasen:
Sie winkte mir, die holde, reizend mild,
Und kniet' am Weg vor ein geschmücktes Bild.

Martius.

Genug; das andre weiß ich rathend schon;
Fahre wohl, mein Sohn.
Wir sind umsonst dem Kreuzesdienst entronnen,
Du bist gewonnen.
Die Mutter schied. O lege, denn sie ruft,
Mich und die Laren bald in ihre Gruft.

Von sehr malerischem Effekt ist die Sage von dem Ritter, den auf Hirschen reitende Gerippe, die Geister der wegen Wilderei grausam hingerichteten Bauern, verfolgen.

Auch Napoleon wird besungen, sein Grab auf St. Helena ꝛc., desgleichen wird Klebers, des Elsaßers Gedächtniß, poetisch gefeiert. Doch herrscht der französische Geist keineswegs vor. Auch die alten Kaiserbriefe und einige Satzungen der Stadt Straßburg, welche die Sänger, Spielleute und Spötter betreffen, werden mit patriotischer Vorliebe mitgetheilt, und der deutsche Humor schlägt überall vor.

Die krumme Welt.

Die Sonne zieht so schräge,
Die Erde hängt so schief!
Drum hier auch seine Wege
Kein Ding gerade lief.
Es muß sich alles schränken,
Zu Eck und Winkel drehn;
Dabei wir, muß ich denken,
Selbst in die Quere sehn ꝛc.

In trefflicher Laune ist das Trommelständchen gedichtet:

Ich bin der Trommelschläger laut,
Dem zittern Thor und Fenster;
Ich komm' zu meiner Trubel traut,
Will scheuchen die Gespenster.
Wenn's auch unerlaubt Nachbarsohren packt
Klopft ihr Herze nur mit im rechten Takt,
Ich schlage bis der Schlegel müde knakt.

O schönste Hirtin, grollst du sehr,
Gestört im süßen Schlafe?
Dein Philax knurrt so ruhig her,
Kein Wolf beschleicht die Schafe.
Drück den Laden auf, wink mir gute Nacht;
Leise rühr' ich dann, trete näher sacht'
Und lausch' ob nicht im Hof ein Späher wacht.

Wie zart aber der Dichter empfindet, zeigen mehrere seiner echt lyrischen Klänge:

Die ausgerissene Staude.

Soll ich dein Weh nicht mitempfinden,
O Staude, frisch dem Grund geraubt?
Wie nackter Wurzel Kräfte schwinden,
Erkrankt dein blüthenreiches Haupt.

Du liegst; ich rath' ein innres Leiden,
Der zarten Faser stillen Schmerz!
So lag ich einst, nach bitterm Scheiden,
Und fühlte mein zerrißnes Herz.

Und welche gute Gesinnung er hat, wie wenig er sich durch das Geschrei des Tages verwirren läßt, davon gibt der schöne Vers Zeugniß:

Ihr Vielen, die ungläubig schwanken,
Vom Himmlischen ins Wüste sanken,
Mißkennt, wofür die Brust gepocht!
Was könnte heilen euch, ihr Kranken?
In Dunst verglomm der Lampe Docht.
Unstetes Prüfen! lautes Wählen!
Das Hehre muß den Busen stählen,
Das Schlaffe, Lahme, tritt mein Fuß.

Haltet fest am Glauben,
Brüder, das ist noth;
Selig sind die glauben!
Zweifeln ist der Tod.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. Oktober 1840.

Die neuesten Werke Tholucks.

3) Vermischte Schriften, größtentheils apologetischen Inhalts von A. Tholuck. 2 Theile. Hamburg, Fr. Perthes, 1840.

Mehrere der in vorliegender Schrift sich findenden Aufsätze waren in früheren, vergriffenen Jahrgängen des literarischen Anzeigers enthalten und haben fast alle, wenn freilich zum Theil etwas entfernt, einen apologetischen Charakter. Sie können auch erwarten, nicht bloß in theologischen, sondern auch in andern gebildeten Kreisen Leser zu finden und zu Befestigung christlicher Ueberzeugung beizutragen.

Einen solchen apologetischen Charakter haben namentlich die drei vordersten Abhandlungen, die gegen ⅘ des ersten Bandes einnehmen, und von denen Nr. 1 und 2 zum ersten Male hier erscheinen. Hat man, um die Würde und Einfachheit der Erscheinung und namentlich auch der Wunder Jesu hervorzuheben, früher schon öfters den wunderthätigen Jesus der kanonischen Evangelien dem der apokryphischen Evangelien gegenübergestellt, so finden wir hier in der ersten „Abhandlung über die Wunder Muhammeds und seinen Charakter," wie ebenso abenteuerliche und oft unsinnige mythische Ausschmückungen die Phantasie der Jünger des Propheten von Mekka an der Erscheinung und Thätigkeit dieses angebracht habe. Muhammed hat nicht nur einen Baum, zu dem hinzugehen er keine Lust hatte, mit einem Worte zu sich herbeschieden, sondern noch viel schwerere Proben, die ihm seine Feinde aufgegeben, hat er glänzend bestanden. So stellte Habib, der Sohn Malek, die Forderung: „Muhammed, es ist jetzt Mittag, sollen wir dir glauben, so laß es sofort Nacht werden, sodann wirst du dich auf den Berg Abu-Kobais stellen und dem Monde, der jetzt der Sonne nahe ist (denn wir sind im fünften Tage des Monats), befehlen, daß er sogleich Vollmond werde. Darauf wirst du ihn heißen, sich über die Kaaba zu stellen und sieben Mal die Wallfahrt um das heilige Haus zu vollenden, dann wirst du ihm sagen: wirf dich nieder vor der Kaaba und wirst ihm befehlen, daß er dir eine tiefe Reverenz mache und in gutem Arabisch, so daß Städtebewohner und Landleute es verstehen können, dir zurufe: Friede sey über dir, wahrhaftiger Apostel Gottes! Nach dieser Reverenz wirst du ihn heißen am rechten Ellbogen in deinen Rock hineingehen und am linken Ellbogen wieder heraus, dann soll er in zwei Hälften sich spalten und die eine sich an den Osten, die andere an den Westen stellen, mit dem leichten Sprung eines Heuschrecken sollen sie dann wieder zusammenspringen und sich wieder vereinigen!!" Und also geschah es und 470 Mekkaner wurden gläubig! Durch den allzuübertriebenen Charakter dieser Wundergeschichten werden wir natürlich schon a priori darauf geführt, wenigstens das Grellste der Art der spätern Sage zuzuschreiben; Hr. Tholuck erweist aber nun sofort, daß dies in Bezug auf sämmtliche von ihm ausgesagten Wundergeschichten das Resultat einer nähern historischen Untersuchung sey. Denn obschon der Kuran wenigstens einige scheinbare Haltpunkte für solche Vorgebungen enthält, so widersprechen doch viele entschiedene Aussprüche desselben der Meinung, daß der Mann selbst sich habe zum Wunderthäter aufwerfen wollen, und Muhammed, von seinen Zeitgenossen aufgefordert, Wunder zu thun, hat sich für unfähig erklärt. Die ältesten schriftlichen Quellen dieser mährchenhaften Wunderlegenden sind zweihundert Jahre nach der Hedschra zu setzen und von Verfassern von sehr zweifelhafter intellektueller Befähigung und Wahrheitsliebe. Daß dem Propheten fabelhafte Wunder nacherzählt werden, läugnen die vernünftigern oder redlicheren muhammedanischen Lehrer selbst nicht.

Doch von andern Wundern, die Muhammed nicht gethan, aber erlebt habe, spricht der Kuran viel, nämlich von den, dem Gebiete der Vision angehörenden Engelserscheinungen. Von dem Kuran selbst hat

Hr. Tholuck zwar keine hohe Ansicht, indem er durchaus keine Gluth orientalischer Phantasie darin erkennen will. Wenn er aber auch in der Schriftstellerei des „Pseudopropheten" keine Indicien von Schwärmerei erkennt, sondern kluge Politik darin findet, daß er von jeglicher Gattung von Kulten Etliches zu entlehnen wußte, so will er ihn doch nicht bloß für einen Betrüger erklären, sondern „wenigstens eine feste religiöse Ueberzeugung von seinem Rechte, den Götzendienern gegenüber, und von der Trefflichkeit des abrahamitischen reinen Gottesglaubens müsse ihm beigewohnt haben." Das Resultat ist, daß „bei dem Pseudopropheten gemischte Motive und Zustände" angenommen werden, wobei auch Ref. dem Verf. beistimmt, nur daß er hervorheben zu müssen glaubt, daß eine bewußte Trennung derselben in Muhammed selbst gewiß nicht stattfand, wofür wahre psychisch-räthselhafte Analogien, z. B. Cromwell, sprechen.

Hat nun Herr Tholuck schon bei Muhammed zugegeben, „daß in dessen Leben extatisch-nervöse Zustände vorgekommen seyen, wie sie uns die Geschichte der griechischen Mantik, die Geschichte der asiatischen Religionen und die neuere Geschichte des Magnetismus vorführt," so unterzieht er sich in der zweiten größern Abhandlung der sehr interessanten, aber schwierigen und kitzlichen Aufgabe, „über die Wunder der katholischen Kirche und insbesondere über das Verhältniß dieser und der biblischen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus zu sprechen.

Hr. Tholuck nimmt nach dem Abtritt der Apostel noch Fortdauer der Wundergabe an und läßt diese Wunderkraft erst seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts verschwinden. Ref. kann hiemit nicht einverstanden seyn. Er kann den Wundern vielmehr nur ihre historische Bedeutung, die erste Einführung des Christenthums vermittelt und die Herrschaft des Geistes über die Natur bewährt zu haben, zuerkennen. Das Mißverständniß scheint uns darin zu suchen, daß Herr Tholuck gar keinen Begriff des Wunders voranstellt und erst nachher im dritten Kapitel einen mangelhaften und nicht gehörig bestimmten gibt: „Wunder sey ein von dem uns bekannten Naturlauf durchaus abweichendes Ereigniß, welches einen religiösen Ursprung und einen religiösen Endzweck habe." Abgesehen vom Uebrigen, was uns mangelhaft an dieser Definition scheint, wollen wir nur hervorheben, daß hier zwischen wunderbarem Ereigniß und dem Wunder als That nicht unterschieden ist. Nur Jesus und die Apostel als erste Gründer der Kirche waren mit der eigentlichen Gabe, Wunder zu thun, ausgestattet und mit ihnen hörte dieselbe auf, da nun die einmal gestiftete Kirche durch ihre innere Kraft allein um sich greifen sollte. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß namentlich in der ersten Kirche von Gott unmittelbar, d. h. ohne weitere Vermittlung, als die verheißne Kraft des Gemeindegebetes, gewirkte wunderbare Ereignisse noch vorkamen, mit welcher Ansicht sich die von Hr. Tholuck angeführten Autoritäten recht wohl vereinigen lassen. — Daß aber in der ersten Kirche dergleichen Ereignisse öfter vorkamen, als nachher, läßt sich leicht erklären durch die größere Kraft und Intensität des damaligen Glaubens, während durch Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion jener eben nicht gewann. Eben darin, verbunden mit andern historischen Ereignissen, findet sich auch, unbeschadet der Glaubwürdigkeit der Wunder der ersten apostolischen Kirche, die Andeutung zu einer Grenzlinie zwischen diesen und den katholischen Wunderlegenden. Gibt doch Hr. Tholuck nachher etwas inconsequent wieder die Möglichkeit der Fortdauer des Wunders bis auf unsere Tage selbst zu und sagt nur von der Masse der katholischen Wunderlegenden: sie beruhen entweder auf Betrug, oder sie sind Resultate der unabsichtlich ausschmückenden Sage, oder endlich sie beruhen auf anthropologischen Erscheinungen und Zuständen. Zu denen nun, welche aus theils absichtlicher theils unabsichtlicher Täuschung hervorgiengen, werden die Wunder des Ignatius Loyola und des Franz Xaver, Jüngers des Erstern gerechnet; unter die katholischen Wunder dagegen, welche mit den Erscheinungen des Somnambulismus und Magnetismus Verwandtschaft haben: 1) die Visionen in der katholischen Kirche; 2) jene seltsame Exuberanz nervöser Aufregung, die sich unter dem Namen Tanzwuth darstellt. (Franziskus von Assisi; Katharina Emmerich; Wunder am Grabe des Abbé Paris.) Sehr lesenswerth ist, was hiebei über das Wesen des Somnambulismus und Magnetismus, in denen Herr Tholuck übrigens mit Hegel eine niedrigere, dem bewußten Leben unterzuordnende, Geistesstufe sieht, und was über das Verhältniß der neutestamentlichen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus gesagt wird. Nicht minder lehrreich ist die dritte Abhandlung „über Apologetik und ihre Literatur (schon im liter. Anzeiger 1831, 1832 u. 1833 enthalten), welche übrigens nur von Grotius an geht und die englischen Apologeten des 17ten und 18ten Jahrhunderts, welche besonders empfohlen sind, sodann die französischen, unter denen besonders Pascal, Huet und Bonnet hervorgehoben werden, und endlich die deutschen, Leibnitz, Haller, Euler, und am Schlusse kurz die theologischen Apologeten neuerer Zeit vorführt.

Manchen angenehm wird Abhandlung VI seyn über Zinzendorf (den berühmten Stifter der Brüdergemeinde). Grundton im ganzen Leben Zinzendorfs, in

allen seinen Unternehmungen war die Liebe zum Heiland. Von geistlichem Hochmuth will Herr Tholuck den Grafen frei sprechen, dagegen „eine gewisse Eigensinnigkeit und Herrschsucht" nennt der Verf. demselben eigenthümlich; doch geht wieder ein demüthiger Jüngersinn neben eigenwilligen Aufwallungen oder nach ihnen her. So konnte er namentlich auch seine persönliche Würde mit Demuth sehr wohl vereinigen, wie er auch mit Taubeneinfalt und hoher Kindlichkeit Schlangenklugheit zu verbinden wußte. Der Werth seiner Schriften ist sehr ungleich; keine ist durchgebildet, aber oft reich an schönen Gedanken und Gefühlen. Seine Poesien sind ebenfalls sehr ungleich; selbst in der Gemeinde improvisirte er und die Gemeinde von Schustern und Schneidern mußte geduldig mitsingen, wenn Zinzendorf vorsang:

Du Räthsel der Vernunft
Du Tohu vebabohu
Von der gesammten Zunft
Der blutlichtscheuen Uhu;
Du Wunder aller Welt
Mixtura inconfusa,
Du bist's, der mir gefällt,
Dein Gnadenstuhl fraß Usa.

Aus Band II zeichnen wir besonders aus: „Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland stattgefunden. Es enthält derselbe die Geschichte eines religiösen Umschwungs, der um so merkwürdiger ist, weil sonst überall die Priester oder Geistlichen die Verfechter ihrer Religion gegen den Unglauben waren, in Deutschland, besonders im protestantischen, dagegen sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Unglaube an die Grundwahrheiten des Christenthums ausbildete, welcher seine Vertreter vorzüglich unter einem großen Theile des geistlichen Standes fand. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung wird einerseits im Mangel an selbstständigen und mit Macht ausgerüsteten Kirchenbehörden, wie sie neben der katholischen Kirche auch die Kirche Englands hat, noch mehr aber in der vorzugsweise der Wissenschaft zugewendeten theoretischen Richtung der Deutschen gefunden. Herr Tholuck nun, obschon er jenem Unglauben ganz entfremdet ist, ist doch auch weit entfernt, zu wollen, daß die Theologie, in völliger Ignorirung aller dazwischenliegenden Erzeugnisse und Gestaltungen ohne Weiteres wieder anzuknüpfen habe an die Wissenschaft der lutherischen Kirche des 17ten Jahrhunderts; er betrachtet vielmehr (mit den bedeutendsten gegenwärtigen Repräsentanten des biblischen Glaubens) „als das treibende Princip der Umgestaltung zwar zum Theil den Unglauben, aber auch zum Theil ein echtes Bedürfniß nach einer dem Wesen des Christenthums angemesseneren Wissenschaft." Deßhalb sucht er einfach nur nachzuweisen, auf welchem Wege, unter welchen begünstigenden Umständen und in welcher Stufenfolge sich die modernen Ansichten gebildet haben.

Der Verf. geht zu dem Ende aus vom „Zustand der Theologie am Beginn der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts," wo die Theologen der evangelischen Kirche einigermaßen zum Frieden gelangt waren, indem der eifrige Kampf gegen Reformirte und gegen Pietismus so ziemlich aufgehört hatte und man fast überall Verträglichkeit und Duldung verlangte. Das christliche Leben bot im Ganzen in dieser Zeit einen schönen Anblick dar; doch hatte das Zeitalter von 1750 weder die starre Kraft der bisherigen Orthodoxen, noch das Feuer der Liebe der damaligen Pietisten (Spener, Franke, Breithaupt). (Auch Männer, wie J. A. Bengel, Mosheim, Rieger, Rehberger, Steinmetz, A. Struensee, F. Ch. Oettinger starben um diese Zeit.) Dem noch übrigen Pietismus gebrach es an der nöthigen Kraft und er verschmähte nicht selten gelehrte Bildung. Der Unglaube trat aber in Deutschland nicht mit Witz und Spott auf, sondern gründete sich auf gelehrte Forschungen und daher griff er auch so schnell um sich. Dabei werden von Hrn. Tholuck als von außen her wirkende Faktoren genannt: 1) Der Einfluß der Wolfischen Philosophie. 2) Der Einfluß der englischen Deisten. 3) Der Einfluß Frankreichs. 4) Die Regierung Friedrichs II. (des Großen) von Preußen. Sofort werden ausführlich der Charakter, die Ansichten und der Einfluß eines Mannes betrachtet, „der, ohne eine eigene Schule zu bilden, doch den Brand in sich trug, aus welchem die Funken auf den überall unter den Zeitgenossen verbreiteten Zunder aussprühten" ꝛc. Es ist dies Semler, der offen, oft stark, aber doch auch wieder mit Billigkeit geschildert wird. Hieran wird „ein Entwicklungsgang der neuern Theologie bis in das erste Decennium des neunzehnten Jahrhunderts" geknüpft und die interessante Abhandlung schließt mit einem Ueberblick der allmähligen äußern Verbreitung der Neologie. Besonders zu beachten ist auch, was über die Unsittlichkeit der damaligen Studirenden beigebracht ist, wogegen die jetzigen Tugendhelden sind; ferner das aus dem Leben des berüchtigten Bahrt.

Auf ein anderes Gebiet — das der Naturwissenschaften, führt uns unser gelehrter Verfasser in der Abhandlung: „Was ist das Resultat der Wissenschaft in Bezug auf die Urwelt?" Der braunschweigische Prediger Ballenstedt in seiner Urwelt hatte ausgesprochen: man erkläre die Sagen und Erzählungen der Bibel, wie jede andere Sage und Dichtung, sehe nur auf ihre moralische Tendenz, wie bei den Fabeln und Erzählungen eines Aesop, Lafontaine ꝛc., und halte sich nicht bei der Einkleidung auf. Die Schöpfungsgeschichte, die Sündfluth u. s. w. beruhen auf Sagen und Mythen eines

Volks, das erst aus dem rohen Zustand sich herausarbeitete, — für unsere erleuchteten Zeiten sind jene Erzählungen und Berechnungen nicht mehr passend. — Aehnlich meint Bretschneider: durch die Erfahrungswissenschaften sey der alte theologische Lehrbegriff besonders wankend gemacht worden. Die Astronomie habe die Begriffe Himmel, Hölle u. s. f. sehr angegriffen, die Naturforscher, indem sie die bedeutenden und bleibenden Unterschiede der Racen zeigten, einen Unterschied, der sich nicht auf Rechnung des Klimas, sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung gründen müsse, haben die Theologen in große Verlegenheit gebracht. Wenn es nicht mehr Einen Adam für alle Menschen gebe, sondern einen Adam für die Kaukasier, einen andern für die Neger u. s. f., wohin wollte nun die Dogmatik mit dem Einen Adam der Bibel, wohin mit der Lehre vom Sündenfall und der Erbsünde; und wenn diese wegfielen, wozu eine stellvertretende Genugthuung Christi u. s. w.?

Gegen diese seichten und oberflächlichen, dabei aber so anmaßend auftretenden Reden der neuern Rationalisten, die sich selbst bekanntlich den Namen „die Wissenschaftlichen" geben, unterwirft nun Hr. Tholuck, gestützt auf die angesehensten Naturforscher, die wichtigsten betreffenden Fragen einer Untersuchung, indem er folgende Punkte in Erwägung zieht: die Bildung der Erde; die untergegangenen Wesen der Urwelt; das Alter des Menschengeschlechts; die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts; die Ursprache. Der Verf. legt eine sehr große Belesenheit auch in diesem Fach an den Tag, der Eindruck des Ganzen ist befriedigend, und das Resultat ist, daß durch die Forschungen der Naturwissenschaften, soweit dieselben ein sicheres Resultat erzielen konnten, die Hauptangaben der mosaischen Urkunde nicht nur nicht umgestoßen, sondern vielmehr bestätigt werden.

Die noch übrigen 3 Abhandlungen sind kleiner und zum Theil verhältnißmäßig weniger bedeutend, und wir müssen uns darauf beschränken, sie nur ihrem Namen nach aufzuführen. In dem Aufsatze über Paulus ist besonders der Abschnitt über die Offenbarungen des Apostels von Wichtigkeit; in einer andern nur 30 Seiten starken Abhandlung werden dem Reformator Calvin seine Verdienste als Ausleger der heiligen Schrift vindicirt; eine dritte, noch kleinere, untersucht die Natur der Sünde wider den heiligen Geist. Resultat ist — einstimmig mit der lutherischen Kirchenlehre: daß nur Wiedergeborene diese Sünde begehen können, während bekanntlich die Reformirten lehren: nur von Unwiedergeborenen könne jene Sünde begangen werden. — Außerdem finden sich in diesen „vermischten Schriften" noch „Anzeigen" von Schriften über und von „Goethe, Keppler, Jakobi, De Wette," die auch manches Interessante über die genannten Männer, so wie auch über Lavater, Wieland, Herder, Jean Paul, Stolberg, enthalten.

Zu bedauern ist nur, was der vielseitige Verfasser in der Vorrede auszusprechen sich genöthigt sah, daß, obschon sämmtliche Aufsätze Nachbesserung erhalten haben, er doch nicht alles Gesagte gegenwärtig mehr vertreten könne. Dies ist immer ein mißliches Geständniß, namentlich, wenn das Betreffende nicht genau bezeichnet ist. Nur Eine Abhandlung: über die Urwelt, — empfiehlt Hr. Tholuck in dieser Beziehung namentlich der Nachsicht, „weil auf diesem Gebiete der Wechsel der Ansichten so groß sey," und er hofft diese um so mehr, da denn doch der Theologe auf einem Gebiete, das den Meisten fern liege, eine Anzahl Data und Mittheilungen gebrauchen könne, die man sonst nicht so leicht beisammen finde.

Biographie.

Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Eduard Irvings, gewesenen Predigers an der schottischen Nationalkirche in London. Herausgegeben von Michael Hohl. Mit Irvings Handschrift und Bildniß. St. Gallen, Scheitlin, 1839.

Irving war ein edler Mann, fiel aber in Schwärmerei, und zwar in die nämliche, die im Christenthum, seit die Kirche feststeht, immer wiedergekehrt ist. Die Kirche nämlich genügte ihm nicht. Er wollte die Gottähnlichkeit des Menschen ganz und vollkommen herstellen, und legte eben deshalb auf die Menschheit Christi den Accent, weil je menschlicher Christus selbst, um so mehr auch der Mensch Christo ähnlicher, also göttlicher gedacht werden kann. Man setzte ihn wegen des unkirchlichen Dogmas ab. Er stiftete nun eine Separatistengemeinde und legte sich darin Amt und Titel eines „Engels," den Auserwählten in seiner Gemeinde aber die Aemter und Titel von Propheten, Evangelisten und Aposteln bei. Kurz, so trefflich dieser Mann war, es schnappte mit ihm über und er starb auch an der geistigen Ueberreizung eines frühen Todes im Jahr 1834.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. November 1840.

Dramatische Dichtkunst.

16) Bibliothek englischer Lustspieldichter. Zweiter Band: G. Farquhars dramatische Werke, übersetzt von S. Frankenberg. Dritter Band: J. Sheridan Knowles dramatische Werke, von Dr. Susemihl. Leipzig, Hinrichs, 1840.

Sehr treffend sagt der Herausgeber des zweiten Bandes in der Vorrede: „Leider ist die deutsche Lustspieldichtung so weit gesunken, daß sie zumeist nur mit französischen Oberflächlichkeiten und schlüpfrigen Possen noch ihr schwaches Daseyn fristet, daß sie zur Afterblüthe der kernigen deutschen Poesie geworden und um so mehr zu einer kräftigen Verbesserung ermahnt, als eben jene erborgten und zubereiteten transrhenanischen Gedanken- und Meinungsflittern sich mit den Ideen und Ansichten des deutschen Publikums verschmelzen wollen, und die Lohndiener der Kritik Alles aufbieten, das Gefühl zu zersetzen, den Geschmack zu verwirren und ein declamatorisches Scheinleben heraufzuschwören." Demnach findet er es zeitgemäß, bei eigner Unkraft der hereinbrechenden Gallomanie wenigstens wieder, wie im vorigen Jahrhundert, die Angolomanie entgegenzusetzen. Ob übrigens gerade die englischen Lustspiele, die er übersetzt hat, ein zweckmäßiges Gegengift gegen die Pariser Frivolitäten seyen, möchte zu bezweifeln seyn. Farquhar dichtete nämlich zu einer Zeit, in welcher die englische Gesellschaft selbst von der lüderlichen Sitte der französischen Aristokratie angesteckt war, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und wenn man auch seine Lustspiele für Satiren halten will, so sind sie es doch nur etwa in dem Sinn, wie die des Beaumarchais; d. h. über dem Vergnügen an dem reizenden Leichtsinn vergißt man ganz, daß es eigentlich darauf abgesehen ist, ihn zu prostituiren.

Beide hier vorliegende Lustspiele Farquhars haben englische Stutzer zu Helden, Stutzer, wie sie damals waren, den Parisern nachgeäfft mit einem Rest von altenglischer Rohheit und Jovialität. Das erste Stück „das beständige Ehepaar" war seiner Zeit sehr berühmt; es kommen auch wirklich äußerst komische Scenen darin vor, aber das Ganze ist unerfreulich, weil alle Personen darin gemein sind und nur nach gemeinen Motiven handeln. Der Held, ein reicher Stutzer, wird von einem Freunde, der sich an einer spröden Schönen rächen will, zu dieser hingeführt, um die Rache für ihn zu übernehmen. Aber die Schöne nimmt die Sache ernsthaft und weiß den feigen Stutzer zu einer Heirath zu zwingen, wobei sie übrigens nicht im mindesten von Liebe, sondern nur vom Interesse geleitet wird. Derselbe Stutzer hat zu gleicher Zeit noch eine andere Liebschaft mit einer eben so interessirten und noch viel abgefeimteren Kokette, deren Mann, ohne sie wieder zu kennen (was sehr unwahrscheinlich ist) ihren Liebhaber spielt und auf sehr ergötzliche Weise von ihr gefoppt wird, indem er auf den Stutzer eifersüchtig ist und mit demselben in sehr komische Collisionen kommt. Das Stück endet mit der Heirath des Stutzers und der Wiedererkennungsscene der Kokette und ihres Mannes, der eher ihr Mann als ihr Liebhaber war. — Das zweite Stück „Stutzerlist" ist dem ersten ziemlich ähnlich. Auch hier schlingen sich wieder zwei Paare in einer dramatischen Quadrille in und auseinander. Das eine kommt zusammen, das andere geht auseinander und am Ende bleibt es zweifelhaft, welches Paar glücklicher ist, das, was sich findet, oder das, was von einander loskommt?

Die Lustspiele von Sheridan Knowles sind viel heiterer und unschuldiger. Die darin handelnden Personen gehören der bessern, nicht der verdorbensten Klasse der Gesellschaft an, und nicht das Geldinteresse und die Prostitution, sondern die edle Bescheidenheit und Unschuld triumphirt. In beiden hier übersetzten Stücken ist die Heldin ein Mädchen höhern Standes, die in niederm Stande, als Magd die Liebe eines edlen Mannes prüft und am Schluß im Glanz ihrer Geburt

erscheint. Im ersten Stück „die Liebesjagd" dient die Heldin Lydia als Kammermädchen bei einer Wittwe, die sich einbildet, sie selbst und nicht das Mädchen sey der Gegenstand, der den edlen Liebhaber anziehe, wodurch denn diese schon an sich reizende Situation der Liebenden noch anziehender wird. — Im zweiten Stück „der Bettler von Bethnal Green" dient die Heldin, eines vornehmen Lords Tochter, gar nur als arme Bauernmagd, weil ihr Vater seiner Güter beraubt worden ist, aber der Sohn des Räubers selbst wird ihr heimlicher Liebhaber und am Schluß spricht die Königin Elisabeth Gnade und Segen aus über das in Bauerntracht entdeckte, in ihr reiches Erbe wieder eingesetzte Paar.

Sehr liebenswürdige Dichtungen, auch in der Sprache oft voll Geist. Was darin noch dem deutschen Ohr nicht glatt genug ist, ließe sich durch eine leichte Bearbeitung ausgleichen. Namentlich würde völlige Prosa gefälliger seyn, als der Wechsel derselben mit Jamben.

17) Das Innere einer Familie oder der Haustyrann. Charaktergemälde in fünf Aufzügen von J. v. Plötz. (Nach der Idee des A. Duval.) München, Franz, 1839.

Der Haustyrann, Polterer (wie Raymunds trefflicher Rappelkopf) oder die Haustyrannin, Rafflerin, Zänkerin (wie Shakespeares Widerbellerin) sind von jeher gute und beliebte Bühnencharaktere gewesen. Aber es sind nothwendig komische Charaktere. Aus dem Gebiet des Komischen soll man sie um des Himmels willen nicht herausreißen. Wenn Tyrannen tragisch und rührend erscheinen sollen, so müssen es Staatstyrannen seyn, nicht Haustyrannen, so muß von ihnen der Weltfriede gestört werden, nicht der Hausfriede. Wenn es aber nur Philister und nur zu Hause Tyrannen sind, so können es auch nur komische Figuren seyn. Das vorliegende Stück ist unglücklicherweise ein Rührstück, verletzt also diese Regel. Der Haustyrann wird am Ende ganz zahm, sentimental und weinerlich und alles ist ernsthaft behandelt, ohne Ironie und vis comica.

18) Der Ruf oder die Journalisten. Lustspiel in einem Aufzuge von J. v. Plötz. Nach der Idee Scribes. München, Franz, 1840.

Ein junger Mediciner wird berühmt und der Schwiegersohn eines reichen Herrn ohne sein Zuthun, bloß durch die Posaunenstöße der Journale, welche dadurch ihre Macht beurkunden. In Paris ist die in diesem Lustspiel liegende Wahrheit schlagend. Doch auch bei uns ist es nichts Neues mehr, daß die unbedeutendsten Personen durch verabredetes Coterielob in Journalen zu einem gewissen Ruf gelangen.

19) Salomon und Salomeh. Dramatisches Mährchen in drei Akten von Franz Krutter. Solothurn, Kaßmus, 1840.

Das artige alte Mährchen von Salomon und Markulf erscheint hier dramatisirt und mit einer, dem Gegenstande angemessenen heitern Ironie durchgeführt, denn Salomeh ist das Urbild alter Koketten. Um eine Probe von dem poetischen Talent des Verfassers zu geben, wählen wir eine kleine episodisch eingeflochtene Erzählung aus:

Adam war todt und seine Söhne starben,
Geschlechter standen auf und sie verdarben. —
Da wandelt' einst nach langer, trüber Zeit
Ein Seraf, weinend um der Erde Leid,
Dem Menschenaug' verhüllt, im Morgenland
An eines Silberbächleins Blumenstrand.
Was hat er da mit einem Mal erblickt,
Das süßer ihn als Himmelsthau erquickt?
Schön Adah war's, die herrliche Gestalt,
Ein Erdenmädchen, zwanzig Sommer alt,
Gewachsen schlank, der hohen Ceder gleich;
Die Formen sanft geschwellt und schwanenweich;
In Ringeln floß das schwarze Lockenhaar
Um Hals und Schultern, alabasterklar;
Mit süßem Duft der Wehmuth überzieht
Ein Ahnungstraum der hohen Stirn Gebiet.
So steht sie sinnend an des Flusses Rand,
Den Blüthenglanz in weißer Blüthenhand.
Sie neigt das Haupt hernieder zu der Welle;
Die wirft ihr Bild zurück, krystallenhelle.
Der Seraf schaut den holden Widerschein,
Da faßt ihn Sehnsucht an mit süßer Pein.
Sie hebt das Haupt; ein dunkles Augenpaar,
Worin die Seele flammt, nimmt jener wahr,
Gedanken sieht er, der Elohim werth,
Er sieht ein liebend Herz, das Lieb' begehrt. —
Dem Asrael sein Engelthum wird Leid;
Er denkt an's Loos der Sterblichen mit Neid;
Der Liebe Sehnen quält ihn fort und fort;
Und bald vergißt er Gottes strenges Wort.
Den Strahlenleib, die Flügel er verhüllt,
Und wählt sich aus das schönste Jünglingsbild.
So tritt er vor die Jungfrau und bekennt
Mit süßem Wort, wie er in Liebe brennt;
Beredter, als der Mund, sein Auge spricht.
Sie will ihm zürnen, und vermag es nicht:
Eh' ihrer Lippe sich ein Laut entwand,
Knüpft Kuß auf Kuß das wonnevollste Band.
Sechs Monde schwanden hin im Liebesrausche;
Der Seraf kehrte nicht in seinen Himmel,

Dem Könige gleich, der vom erhabnen Throne
Herniedersteigt, im schlichten Hirtenkleide
Sich einer Schäferin der Trifft gesellt,
Und Kron' und Macht und Reich und Pracht vergißt.
Zwar Asrael verbarg den Himmelsglanz,
Daß nicht die Irdische daran vergehe;
Doch nannt' er Adah seinen hohen Ursprung.
Nun war sie stolz vor allen Erdentöchtern;
Doch demuthsvoll besorgte sie, der Engel
Möcht' eines Tags erkennen ihren Unwerth,
Und seine Liebe reuig ihr entziehn.
Es schien, als fühle sie, woran der Seraf
In seiner treuen Liebe nie gedacht,
Doch was sie fühlte, wer enthüllte das?
Zum Schlusse nun:
Sechs Monde sind gleich einem Traum entflohn,
Da ruft der Ewige vor seinen Thron
Der Engel Chor; sie stellen all' sich ein;
Nur einer fehlt, nur Asrael allein.
Es steigt der Herr in seinen Wolkenwagen
Und läßt zur Welt die Flammenrosse jagen,
Ihm folgt der Engel Heer im Wetterlicht;
So eilt er hin zum Zornesstrafgericht. —
Im Staub lag Asrael erbebend da;
Schön Adah wußte nicht, wie ihr geschah.
Er zagte: Herr, vergib den Frevelmuth!
Sie ist so schön, so liebenswerth und gut. —
Wohl ist sie gut, — erklang des Herren Spruch,
Du aber hast gewagt den Pflichtverbruch.
Drum gehe Du zur Strafe, sie zum Lohn
Als Seraf diene sie vor meinem Thron;
Du aber weile hier als Erdensohn,
Und trag der Erde Joch und bitter Leid,
Bis Dich der Tod erlöst von diesem Kleid. —

Hier ist zwar nicht ganz treu die alte orientalische Sage von Asael und Asa, die Beide als Engel zur Erde herabkommen und fallen, wiedergegeben, aber auch die hier gewählte Wendung ist sehr glücklich.

20) König Kodrus. Eine Mißgeburt der Zeit von Karl Stahl. Leipzig und Reisland, 1839.

In aristophanischer Weise, wie Platens verhängnißvolle Gabel. Die Lüderlichkeit der Modeliteratur wird darin aufs schärfste gegeißelt. König Kodrus, der sich selbst geopfert, ist erschlagen.

Timokrates.

So haltet denn ein mit dem Jammergeschrei und eröffnet der
Seelen Beschluß mir!

Athener.

Athen verzichtet
Auf Königthum,
Durch Kodrus Ruhm
Liegt es vernichtet.

Medon.

Was soll ich künftig beginnen?
Ich lernte ja nichts, als Stutzermanier, Ausreiten, Theaterbesuchen,
Unsinn, Schnickschnack, sprachmengende Kunst, nichtsnutzige modige Floskeln,
Aufstehn, Anziehn, Frühstücken, Besuch, Diniren, Soupiren, Zubettgehn,
Aufschneiden, so wie's der „Verstorbene“ thut, Absprechen wie Hegelscher Anhang,
Whist, L'hombre, Piket, Roulette, Boston, Patience, Bub' Pereat, Solo,
Treize, Rouge et Noir, Landsknecht, Hahnrei, Pharao, Casino und Vingtün,
Jagdhundedressur, Schnauzbärtchenfriseur und Mädchengewissenbeschwichtung.

Timokrates.

Greif zu, Medon! Mein Töchterchen liebt noch immer dich über die Maßen.

Medon.

Du Engel von Mann! Nun nehm' ich sie gleich, und die Mängel verdecke die Mitgift!

° ° °

Eugenia.

Voll Vorurtheils und gemeiner Ideen, altfränkischen Philosophemen
Hartnäckig geneigt und der Keuschheit hold, alongenperückige Seele!
Untheilhaft stets des erhabenen Schwungs, der meine Gefühle beflügelt;
Fort! Hemme mich nicht mit stumpfem Geschwätz von frauengeziemender Sitte
Im Erfüllungsdrang hochheiliger Pflicht weltweibererlösender Sendung;
Denn gebieterisch heischt Culturfortschritt allseitige Polygamieen!

Timokrates.

Eugenie du? Wie gerufen erscheinst du mir sammt deinem Verlobten.

Medon.

Ich bin's!

Eugenia.

Herr Je! Ach haltet mich doch, denn ich falle vor Freuden in Ohnmacht.
Medon, o Gemahl! Nun kehr' ich zurück und entsage dem Saintsimonismus.

Timokrates.

Du bekehrest dich schnell.

Medon.

Wie der Fürstbischof, der Alles in Allem gewesen,
Mensch, Schurke, Gemahl, Staatsmann, Witzbold, Rathgeber, politisches Leichhuhn,
Im Leben ein Fuchs, im Sterben ein Narr, der schließlich den Teufel geprellt hat.

Timokrates.

Nicht jener allein! Man sieht es ja längst in deutschen Tragödien gleichfalls.
Wer eben ein Schuft, rein wäscht er sich noch von Sünden, bevor er die Schminke
Wegwäscht; dies nennt kritisirendes Volk die Beruhigung tragischer Stürme.

Auf die Berliner scheint es der Verfasser besonders abgesehen zu haben:

Der attische Schwarm neumodiger windiger Stutzer,
Mit krausem Gelock, mit dem Bambusrohr, Lorgnetten an goldener Kette,
Den Glaceehandschuhn, dem gepolsterten Frack, den a Conto genommenen Modesten
Und den Sporen am Fuß und den Phrasen im Mund, die hier sie stipizen und dorther,
Aus Hegel und aus pietistischem Brei, aus Weibernovellen und Mündtchens
Jungdeutschem Gewäsch, aus Pücklergeklatsch, selbst aus Varnhagens berühmten
Sandartigem süß candirten Desert, das Keiner vermag zu verdauen rc.

Der ganze Hegelianismus, Rahelismus, Weltschmerz, das ganze Jungdeutschthum und nachgeäffte Franzosenthum, erscheint dem Dichter als eine erbärmliche Entartung deutscher Literatur. Und mit Recht.

Da reckten das Haupt Ohnmächtige bald und schnitten Medusengrimmassen,
Denn genügt jemals das Erhabene wohl der verweichlichten Stümpergesellschaft:
Sie begreift zu sehr ihr Jammergeschick und die Kleinheit ärmlicher Seelen,
Um schaffenden Triebs das Gewaltige schön und das Leidende edel zu bilden.
Zu dulden sogar! Das Entsetzliche sucht sie lüstern in Moder und Nacht auf,
Schandthaten verkappt in bestechliche Pracht sie geübt jesuitisch poetisch,
Und Scheußliches läßt die Versammelten sie anschauen mit Schauern der Gänshaut.
Manch reines Talent ging unter im Strom leichtfertiger Pfuscherergüsse,
Und Liebliches schwand im wilden Geheul zähnklappender Henkerintriguen.
Nie wieder erhebt, wohl fühlt der Poet, was er sagt, nie wieder erhebt sich
Aus tiefstem Verfall die geschändete Kunst, wenn nicht das verzärtelte Volk sich
Aus tiefstem Verfall aufrichtet zuvor in verjüngter und sittlicher Reinheit.

Mechanik.

Geschichte und erklärende Beschreibung der Dampfmaschinen, Dampfschiffe und Eisenbahnen von N. N. W. Meißner. Mit 60 Lithographien und 11 Tafeln. Leipzig und Dresden, Gerhard Fleischer, 1839.

Ein Buch aus dem man sich trefflich von allem, was den Dampf und seinen staunenswürdigen Einfluß auf Industrie und Verkehr betrifft, unterrichten kann. Zuerst theilt es die physikalischen Vorkenntnisse mit, ohne die man die Wirkungen des Dampfs, seine Elasticität rc. nicht begreifen würde; dann die Geschichte der Erfindung und allmähligen Vervollkommnung der Dampfmaschine, und ihre verschiedene Anwendung in Fabriken oder auf Dampfschiffen und Dampfwagen; die genaue Beschreibung und Vergleichung aller bisher beim Bau der Maschinen angewandten Methoden und endlich insbesondere eine Darlegung dessen, was im Königreich Sachsen für Dampfwesen und Eisenbahnen geschehen ist.

Die Maschinen theilen sich in drei Klassen, Aspirations-, Rad- und Kolben-Maschinen. Die letztern sind einseitig wirkend mit Luftdruck oder mit Dampfdruck, mit niederm oder hohem Druck, mit oder ohne Expansion; am vollkommensten aber sind die doppeltwirkenden Maschinen. Durch jede neue Verbesserung ist die Kraft der Maschinen, und bei Locomotiven die Schnelligkeit der Bewegung verstärkt worden. Man hat es dahin gebracht, auf Eisenbahnen vermittelst der Dampfwagen eine Last von 800 Centnern binnen einer Stunde drei deutsche Meilen weit zu führen, und die Schnelligkeit der unbelasteten Locomotive ist die doppelte, so daß sie in einer Stunde sechs deutsche Meilen zurücklegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. November 1840.

Geschichte.

Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem. Aus dem Lateinischen des Erzbischof Wilhelm von Tyrus. Von E. und R. Kausler. Mit einem Kupfer, zwei Plänen und einer Karte. Stuttgart, Krabbe, 1840.

Wilhelm von Tyrus ist der berühmteste Geschichtschreiber der Kreuzzüge und hätte schon längst die Ehre verdient, in die deutsche Sprache übertragen zu werden, eine Ehre, die man jetzt freilich so vielen nichtswürdigen Schriften des Auslands angedeihen läßt, daß sie leider beinahe zu einer Schande geworden ist.

Die Herausgeber (zwei Brüder, einer derselben Herr Archivrath Kausler, dem wir bereits die Herausgabe der Assisen von Jerusalem und einer trefflichen Niederländischen Chronik verdanken) sagen nicht zu viel, indem sie den Bischof von Tyrus in der Vorrede um seiner Schreibart willen eben so sehr loben, als wegen des wichtigen Inhalts seiner Geschichte. „Wilhelm von Tyrus wird wohl keine der Forderungen, die man an einen großen Geschichtschreiber macht, ganz unbefriedigt lassen. Er war in der Lage, sich den reichlichsten Stoff verschaffen zu können, denn er war auf dem Schauplatz der Begebenheiten einheimisch, und die äußerste Zeit, auf die seine Geschichtschreibung zurückgeht, war von der Zeit, in der er sein Werk niederschrieb, nicht so weit entfernt, daß sich die Erinnerungen nicht noch frisch erhalten hatten. Von einem guten Theil des Vorgefallenen aber berichtet er als Augenzeuge, oder nach Angaben von Augenzeugen. Die Gesundheit des Urtheils, die überall das Wahre herauszufinden weiß, die Unbestechlichkeit eines hohen Sinnes, die den Beruf des Geschichtschreibers in seiner ganzen Größe auffaßt, zeigen sich auf jeder Seite seines Werkes. Dazu besitzt er in höchster Ausbildung alle jene Eigenschaften, die der Geschichtschreiber mit dem Dichter gemein haben muß, vor Allem die Gabe der anschaulichsten Darstellung, die ihm bei einer Geschichte, die großen Theils eine Geschichte kriegerischer Unternehmungen ist, so sehr zu Statten kommt. Wer ein lebendiges Bild von jener großen Zeit bekommen will, wird es nur durch diesen Geschichtschreiber erhalten können, der sein Werk in derselben Begeisterung niederschrieb, welche die Kreuzzüge hervorrief, und selbst einer der größten Charaktere jener Periode war, deren gelehrte und politische Bildung er in sich vereinigte."

Da der Verfasser im Orient geboren war, so faßt er auch die Geschichte der Kreuzzüge vorzugsweise aus dem Gesichtspunkt seiner Heimath auf und schildert nicht sowohl die mühevollen Abenteuer der Kreuzfahrer auf ihrer langen Reise zum h. Lande hin, sondern vielmehr die Schicksalswechsel in diesem Lande selbst. Nur beim ersten Kreuzzug macht er davon eine Ausnahme, indem er ihn sehr ausführlich von seinem Ausgangspunkt an verfolgt und mit sichtbarer Begeisterung schildert. Zu bemerken ist, daß er den Heerführer jenes Zugs, welcher der erste König von Jerusalem wurde, Gottfried als Herzog von Lothringen einführt, und nicht, wie unsere deutschen Geschichtschreiber thun, als Herzog von Bouillon. Gottfried war aus deutschem Geschlecht, ein Herzog des deutschen Reichs, und nach dieser Würde muß er genannt werden, nicht nach dem unbedeutenden Schloß Bouillon, bei dem man unwillkührlich an eine französische Lehnsherrschaft denkt und geneigt ist, Gottfried für einen Franzosen zu nehmen. — Der ganze Zug Gottfrieds wird hier beschrieben, besonders umständlich die Belagerung von Antiochia und endlich die von Jerusalem selbst. Um eine Probe von der trefflichen Darstellungsgabe des alten Bischofs von Tyrus zu geben, theilen wir hier eines seiner Bilder mit, die Eroberung von Jerusalem. „Und nicht nur die verstümmelten Leichname und die abgeschnittenen Köpfe waren ein furchtbarer Anblick, den größten Schauder mußte das erregen, daß die Sieger selbst vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut bedeckt

waren. Im Umfang des Tempels sollen an die zehntausend Feinde umgekommen seyn, wobei also die, welche da und dort in der Stadt niedergemacht wurden, und deren Leichen in den Straßen und auf den Plätzen umher lagen, noch nicht gerechnet sind, denn die Zahl Dieser soll nicht geringer gewesen seyn. Der übrige Theil des Heeres zerstreute sich in der Stadt und zog die, welche sich in engen und verborgenen Gassen, um dem Tode zu entkommen, verborgen hatten, wie das Vieh hervor, und stieß sie nieder. Andere machten sich in Schaaren zusammen, und gingen in die Häuser, wo sie die Familienväter mit Weibern und Kindern und dem ganzen Gesinde herausrissen, und entweder mit den Schwertern durchbohrten, oder von den Dächern hinabstürzten, daß sie den Hals brachen. Das Haus aber, das Einer erbrach, nahm er sich mit Allem, das darin war, zum Eigenthum für immer, denn man war vor Eroberung der Stadt mit einander dahin übereingekommen, daß nach der Eroberung derselben jeder, was er sich erwerbe, für alle Zeit als rechtliches Eigenthum ansprechen dürfe. Wenn sie also in der Stadt umher gingen, um die Wohnungen der Bürger und ihre geheimsten Zufluchtsörter zu erbrechen, und Einer ein Haus in Besitz genommen hatte, so heftete er seinen Schild oder irgend ein anderes Waffenstück an die Thür, um den andern anzuzeigen, daß sie weiter gehen sollen, weil der Platz schon seinen Herrn habe. Wie nun die Stadt völlig unterjocht und die Bürger getödtet waren, auch der Tumult sich ein wenig gelegt hatte, traten die Fürsten, noch ehe sie die Waffen niederlegten, zusammen, und verordneten, daß jeder Thurm zu größerer Sicherheit mit Wachen besetzt werden, auch an jedem Thor der Stadt ehrenhafte Männer als Pförtner aufgestellt werden sollten, bis durch allgemeine Uebereinkunft und durch den Beschluß der Fürsten Einem die Sorge für die Stadt übertragen würde, der dann Alles nach seinem Gutdünken einrichten könnte. Sie waren nämlich mit Recht vor den Feinden, die rings herum lagen, auf der Hut, und befürchteten von diesen einen plötzlichen Ueberfall. Als endlich auf diese Art in der Stadt die Ordnung hergestellt war, legten sie die Waffen nieder, wuschen sich die Hände, zogen reine Kleider an, und gingen dann demüthigen und zerknirschten Herzens, unter Seufzen und Weinen, mit bloßen Füßen an den ehrwürdigen Orten umher, welche der Erlöser durch seine Gegenwart heiligen und verherrlichen mochte, und küßten dieselben in größter Andacht. Bei der Kirche zu dem Leiden und der Auferstehung des Herrn kamen ihnen sodann das gläubige Volk der Stadt und der Klerus, die beide seit so vielen Jahren ein unverschuldetes Joch getragen hatten, voll Dankes gegen ihren Erlöser, der ihnen wieder die Freiheit geschenkt, mit Kreuzen und den Bildern der Heiligen entgegen, und geleiteten sie unter Lobliedern und geistlichen Gesängen nach der vorgenannten Kirche. Es war ein gar lieblicher Anblick der das Herz mit frommer Lust erfüllte, das Volk in brünstiger Andacht die heiligen Orte betreten zu sehen, zu sehen mit welchem Jubel und mit welcher geistlichen Freude sie die Stätte küßten, wo der Herr gelitten hatte. Ueberall Thränen, überall Seufzer, aber nicht von Angst und Betrübniß ausgepreßt, sondern aus glühender Andacht, aus der höchsten Freudigkeit des innern Menschen Gott zum Opfer dargebracht. Sowohl in der Kirche, als in der ganzen Stadt erhob sich von dem Volke, das dem Herrn seinen Dank darbrachte, ein solches Getöse, daß es sich bis zu den Sternen zu erheben schien, daß man mit Recht davon sagen konnte: „Man singet mit Freuden vom Siege in den Hütten der Gerechten.“ (Psalm 118, 15.) In der ganzen Stadt wurden in frommem Eifer Gott wohlgefällige Werke vollbracht. Die Einen bekannten dem Herrn ihre Sünden, und gelobten, sie hinfort nicht mehr zu begehen, Andere schenkten Alles, was sie hatten, mit verschwenderischer Großmuth den gebrechlichen Greisen und den Armen, denn daß ihnen der Herr vergönnt hatte, diesen Tag zu sehen, galt ihnen für den höchsten Reichthum. Wieder Andere gingen mit entblößten und gebogenen Knieen unter Seufzen und Weinen an den verehrungswürdigen Orten umher, und benetzten alle mit ihren Thränen, und konnten mit Recht sprechen: „Meine Augen fließen mit Wasser.“ (Psalm 119, 136.) Was soll ich viel Redens machen, es ist unmöglich, die überschwengliche Andacht, welche bei dem gläubigen Volke herrschte, in Worte zu fassen. — An diesem Tage erschien der treffliche Mann, der Bischof Ademar von Puy unsterblichen Andenkens, der, wie wir früher erzählt haben, bei Antiochien das Zeitliche verlassen hatte, vielen Menschen in der heiligen Stadt. Außer diesem wurden auch manche Andere, welche auf dem Zuge, dem sie sich in frommer Ergebenheit angeschlossen hatten, selig in Christo entschlafen waren, von Vielen in der Stadt gesehen, wie sie, gleich den Andern, nach den verehrten Orten wallfahrteten. Hieraus sah man aufs deutlichste, daß sie, ob sie gleich aus diesem zeitlichen Leben unterdessen zur himmlischen Seligkeit abgerufen worden waren, dennoch nicht um die Erfüllung ihres heißen Wunsches kamen, sondern Alles in Erfüllung gehen sahen, nach was sie sich gesehnt hatten, womit sie ein großes Zeugniß für unsere künftige Auferstehung lieferten.“

Die nachfolgende Geschichte des Königreichs Jerusalem reicht bis zum Jahr 1183. Kummer und Sorge ließen den Verfasser damals die Feder niederlegen, denn schon war das Reich in der größten Verwirrung und aufs äußerste bedroht. Vier Jahre später erfolgte die

entscheidende Schlacht bei Tiberias und Jerusalem fiel wieder in die Hände der Türken.

Betrachtet man die Vorgänge im Königreich Jerusalem, welche diesen kläglichen Ausgang herbeiführten, so kann man sich nicht verhehlen, daß an allem Unglück hauptsächlich der französische Geist Schuld war, der nun einmal den Tugenden, durch welche man Colonien behauptet und mehrt, durchaus fremd ist. So lange Jerusalem einen deutschen Herrn hatte, ging es noch gut. Da aber die uneigennützigen und frommen Deutschen das h. Land, nachdem sie daselbst gestritten und gebetet, regelmäßig wieder verließen, um in ihre Heimath zurückzukehren, die habgierigen und frivolen Franzosen aber dort blieben, theils um das Land systematisch auszuplündern und von der Beute in allen Ueppigkeiten und Lastern zu schwelgen, theils um auf die nachkommenden Pilger selbst zu speculiren, und demnach das h. Land bald von einer neuen französischen Bevölkerung wimmelte und auch ein französisches Königshaus erhielt, da ging es bald schlecht. Ungefähr so wie es jetzt in Algier geht.

Dramatische Dichtkunst.

21) Ueber die Anwendung der Musik in den Comödien der Alten. Ein Versuch von Dr. Werner Reinhold. Pasewalk, Freiberg, 1839. 8. S. 38.

In dieser kleinen Schrift wird bedauert, daß die Alten gar so wenig Gewisses in Bezug auf ihre Theatermusik hinterlassen haben. Aber der Verfasser hat eine Spur entdeckt: „In den Comödien selbst nämlich glaube ich, nach klaren Andeutungen des Donat, des Diomedes und Anderer, den Schlüssel zu diesem bisher verschlossenen Gebäude, den Faden der Ariadne in diesem Labyrinth gefunden zu haben. Wir wollen zuerst die Hauptzeugen auftreten lassen. Diomedes sagt (Buch III, S. 489): „Die Comödien sind in drei Theile getheilt: das Diverbium, der Gesang, der Chor.“ Ferner: „Diverbia sind Theile der Comödien, in welchen verschiedene Personen auftreten.“ Und: „In den Gesängen aber darf nur eine Person seyn, oder, wenns zwei seyn sollten, so muß es also geschehn, daß die eine versteckt hört, und nicht anredet, sondern für sich, wenns nöthig ist, spricht.“ Endlich fügt derselbe hinzu: „Die Lateinischen Comödien haben keinen Chor, sondern bestehen nur aus zwei Theilen, dem Diverbium und dem Gesang.“ Und: „Lateinisch sagt man fabulae oder fatibulae, denn in den lateinischen Fabeln (Comödien) sind mehrere Gesänge, welche gesungen werden.“ Noch tiefer geht Donat an verschiedenen Stellen auf die Sache ein. So sagt er in seiner Abhandlung über die Tragödie und Comödie: „Die Diverbia sprachen die Schauspieler; die Gesänge aber waren mit Melodien, nicht vom Dichter, sondern von einem Musikverständigen gemacht, versehen.“ In seiner Vorrede zur Andria: „Das Lustspiel ist in Diverbia und Gesänge lieblich eingetheilt.“ Zum Verschnittenen: „Viele Diverbia sind oft hergesagt (recitirt), und Gesänge mit oft veränderten Melodien gegeben worden.“ Zur Schwiegermutter: „Die Gesänge und Diverbia sind in diesem Lustspiel mit dem größten Beifall aufgenommen worden.“ Zum Phormio: „Und dies ganze Lustspiel war mit sehr witzigen und das Geberdenspiel auf der Bühne fordernden Diverbien und sehr lieblichen Gesängen geschmückt.“ Zu den Brüdern: „Oft aber hat er mit in der Scene veränderten Weisen die Gesänge verändert, was der Titel der Scene anzeigt, indem unter die Rollen die Buchstaben M. M. C. geschrieben sind. Auch sind Diverbia häufig von den Schauspielern recitirt worden, welche durch die Buchstaben D. und M. nach dem Namen der Personen vorgeschrieben sind an der Stelle, wo die Scene anfängt.“ Zu dem Verschnittenen: „Oft aber hat er durch in der Scene veränderte Weisen die Gesänge verändert, welches der Titel der Scene bezeichnet, indem unter die Rollen die Buchstaben M. M. C. geschrieben sind.“ Klar geht hieraus hervor, daß die Comödien der Alten eine Art Vaudeville waren, oder Singspiele. Mit Fleiß haben wir bisher das Wort diverbium noch nicht übersetzt, und den Ausdruck modi stillschweigend durch Melodie gegeben. Man versteht unter diverbium den Dialog; ich glaube, unrichtig. Man erklärt, diverbium getheilte Rede, d. h. Dialog, und scheint sich dabei auf die Bemerkung des Diomedes zu stützen: „Diverbia sind Theile der Rede, in welchen verschiedene Personen auftreten.“ Aber wie? Donat setzt die Diverbia und Gesänge (cantica) neben einander; also mußten sie doch, obgleich verschieden, Verwandtschaft mit einander haben; und hätte er den Dialog verstanden, so würde er auch des Monologs erwähnt haben. Von dem, was bloß gesprochen, sagt aber Donat überhaupt gar nichts; er hat es hier nur, wie auch Diomedes, mit den musikalischen Partien zu thun. Deshalb erkläre ich diverbia für Recitativ. Wir haben hier also 3 Theile: Verba (Worte, sowohl Monolog, als Dialog, welches Diomedes und Donat mit Recht stillschweigend übergehen, da es sich von selbst verstand), diverbia (Recitative) und cantica (Gesänge, sowohl Arien, als Duette, als überhaupt Verse, die gesungen, nicht bloß recitativisch mit Musik begleitet, vorgetragen wurden).“

Die Gesänge, erklärt der Verfasser weiter, wurden von Instrumenten begleitet. „Auch hatte das Orchester

mitunter nicht den Gesang zu begleiten, sondern sonst zu spielen. So tritt in dem siebenten Auftritt des vierten Aufzugs Thraso mit seinem Heere à la Falstaff auf, um das Haus der Thais zu erobern. Thraso, der alles militärisch thut, tritt natürlich mit einem Kriegsmarsch auf. Dies glauben wir nicht weiter beweisen zu brauchen. In demselben Auftritte Vers 18 fragt der Schmarotzer den Thraso: Quam mox irruimus? Befehlen Sie, daß wir bald Sturm laufen? Ich glaube nun, daß auf diese Frage das Orchester, komisch genug, stürmisches Signal zum Angriff gebe, und im Heere des Thraso eine Bewegung stattfindet. Deshalb ruft Thraso mit komischer Feldherrnwürde und donnernder Stimme fein: Mane! Halt!!! dazwischen. — Thraso zieht ab; ohne Musik gewiß nicht; sondern der Componist ergriff die Gelegenheit, sein Genie durch einen, diesem komischen Feldzuge entsprechenden Siegesmarsch zu zeigen. Endlich am Schlusse eines jeden Lustspiels wirkte das Orchester mit."

Der Verfasser hat den Terenz übersetzt, und der vorliegende Versuch ist ein Beitrag zu seiner Erklärung; gewiß ein Zeichen, wie sehr er sich bemüht hat, sich das antike Theater aufs lebendigste zu vergegenwärtigen. Beim Orchester ist natürlich noch nicht an ein modernes zu denken.

Philosophie.

Versuch einer systematischen Beleuchtung der ersten Elemente einer christlichen Philosophie. Von Constantin Joseph, Erbprinzen zu Löwenstein-Werthheim-Rosenberg. Frankfurt a. M., Andreäische Buchhandlung, 1840. 8.

Es läßt sich erwarten, daß dieses nachgelassene Werk des leider so frühe verstorbenen Erbprinzen Constantin zu Löwenstein, das als ein schönes und würdiges Denkmal seines Geistes und Herzens betrachtet werden kann, von Seiten des christlichdenkenden Theiles unsers deutschen Publikums mit Beifall aufgenommen werden wird. Der verewigte Verfasser setzte sich eine doppelte Aufgabe: erstens führt er philosophisch die Vernunft auf ihre Quellen zurück, und untersucht die Art und Weise, auf welche wir die theoretische Begründung des gesunden Menschenverstandes erlangen. Jedoch sucht er keineswegs die Vernunft selbst durch Abstraction zu constituiren. Letztere hält er nur für das Werkzeug, wodurch man zu der Vernunft gelangt, welches aber, wenn nicht von dem Gemüthe gehörig geleitet, häufig auch zur Behauptung des Paradoxen mißbraucht wird. Als Bedingung zum Daseyn der Vernunft setzt er vor Allem das Vorhandenseyn der Fähigkeit der Liebe des Wahren und Guten, und mit dieser zugleich auch der Fähigkeit des Glaubens. Nur unter deren Leitung und auf deren Impuls vermöge die Vernunft das Wahre zu entdecken und den Menschen zu erleuchten. Eine weitere Aufgabe des Verfassers war es, den Inhalt der geoffenbarten Lehre und deren Wiederklang im menschlichen Herzen in ihrer Uebereinstimmung nachzuweisen. So ging der Verfasser in das Gebiet der Theologie über und erörterte in derselben die wichtigsten Fragen. Um den reichhaltigen Inhalt des Buches einigermaßen anzudeuten, braucht man nur auf die Ueberschriften der Hauptabtheilungen und Abschnitte zu verweisen. Die erste Abtheilung, welche eine psychologische Analyse des menschlichen Selbstbewußtseyns gibt, handelt nach einer allgemeinen Betrachtung desselben, von dem Verstande, von dem geistigen Gefühlsvermögen, von dem freien Willen und schließt mit einigen Betrachtungen über die allmählige Entwicklung der menschlichen Geisteskräfte im Individuum und deren vernunftgemäßen Gebrauch, als höchstes Resultat ihrer Zusammenwirkung. Die zweite Abtheilung, welche von den ersten Elementen aller menschlichen Erkenntniß handelt, geht von den natürlichen Grundlagen alles menschlichen Wissens zu den ersten Elementen und Motiven des religiösen Glaubens über und handelt zuletzt von den Grundlehren einer christlichen Metaphysik. Die dritte Abtheilung, welche das Werk schließt, und überschrieben ist: „Philosophische Betrachtungen der Grundlagen des Glaubens an eine allgemeine christliche Kirche," handelt von der kirchlichen Auctorität zur Reinerhaltung der Glaubenslehre, gibt eine Prüfung der Mittel, deren sich die Reformatoren bedienten, die von ihnen beabsichtigte Reform der Kirchenverfassung zu bewerkstelligen und bespricht den Grundsatz, daß außer der Kirche kein Heil sey. — Kein Leser des Buches wird verkennen, daß der Verf. mit der Wärme festester Ueberzeugung der katholischen Kirche angehörte. Dieser Umstand übte aber keinen Einfluß aus auf etwaige einseitige Auffassung der kirchlichen Zustände. Wie sehr im ganzen Buche überall strenge Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe wie auch versöhnende Milde herrschen, muß um so mehr gerühmt werden, je seltener, auch in unseren Tagen noch, bei confessionellen Controversen diese Tugenden geübt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 113.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. November 1840.

Romane und Novellen.

1) Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Breslau, J. Max u. Comp. 1840.

Der verehrte Dichter bewahrt eine seltene Frische und Jugendlichkeit der Erfindungs- und Darstellungsgabe. Kaum daß uns aus seinen frühern Schöpfungen, dem William Lowell und Franz Sternbald, eine so warme südliche Luft mit lebensvollem Hauch entgegenwebt, als aus diesem Roman.

Die Begebenheit, die er schildert, ist aus der wirklichen Geschichte entlehnt, aber vom Dichter frei behandelt. Wir werden nach Rom und in die unruhige Zeiten Gregors XIII. versetzt, dessen schwache Hand die Parteiwuth des Adels und die Intriguen der Cardinäle nicht bemeistern konnte. Mitten unter den wilden, übermüthigen oder tückischen Männern jener Zeit tritt uns nun eine reine, lichte Gestalt entgegen, die Heldin des Romans, Vittoria Accorombona. Eine Jungfrau, in der sich körperliche Schönheit, Adel des Gemüths und ein hochgebildeter Geist vereinigen, die mit ihrer schrecklichen und rohen Umgebung wunderbar und reizend contrastirt, die für die ewig heitern Regionen der Poesie geboren ist, und gleich einer prachtvollen Blume, die über dem Sumpfe wächst, dem unreinen Boden, mit dem sie zusammenhängt, doch nicht anzugehören scheint. Keineswegs überfeinert oder vom Dichter verzärtelt, ist sie vielmehr kräftig, stolz, feurig, und echt italienisches Blut rollt in ihren Adern; aber diese Kraft, die sie dem Unwürdigen trotzig entgegenzusetzen weiß, hindert nicht, daß ihr Wesen echt weibliche, ja kindliche Hingebung wird, wo sie vom Zauber der Liebe berührt wird. In diesem weiblichen Charakter liegt eine hohe Naturwahrheit.

Vittoria ist die Tochter einer armen Wittwe, einer ihrer Brüder ist in die Verschwörungen der Unzufriedenen verwickelt und als Bandit geächtet. Doch hat ihr Haus edle Freunde, die besonders von der Schönheit und Bildung der Tochter angezogen werden. Einer derselben, Cäsar Caporale, bringt einmal auch den Dichter Torquato Tasso unerkannt ins Haus, wobei denn das ganze dichterische Feuer der schönen Römerin aufflammt, und wir Gelegenheit erhalten, in das Innere ihres schönen Geistes hineinzublicken. Allein solche heitere und freudige Begegnisse wechseln bald mit den schwärzesten und schrecklichsten ab. Ein wildes Parteihaupt in Rom, Luigi Orsini, verliebt sich in Vittoria und fällt sie auf eine brutale Weise an, daß sie Noth hat, seiner Rohheit zu entrinnen. Ja sogar der alte mächtige Cardinal Farnese wagt es, ihr einen schändlichen Antrag machen zu lassen, indem er sie an Lucretia Borgia und alle die andern Maitressen der Cardinäle und Päpste erinnert, die zu Fürstinnen erhoben worden seyen und unsterblichen Ruhm erlangt hätten. Er wird natürlich mit Stolz zurückgewiesen. Aber um so gefährlichen Nachstellungen zu entgehen, sieht sich die Familie gezwungen, sich dem Schutze des ebenfalls sehr einflußreichen Cardinal Peretti anzuvertrauen, und Vittoria muß den Neffen desselben, einen jungen, kleinen, ganz unbedeutenden Menschen, heirathen. Sie bringt dies Opfer ihrer Mutter und ihrem geächteten Bruder. Natürlich kann sie sich in ihrer Ehe nicht glücklich fühlen, doch lebt sie ruhig und bescheiden und in gutem Frieden mit ihrem Gatten.

Da tritt ein neuer Charakter in diesem Trauerspiel auf, Herzog Bracciano, ein eben so schöner als edler und geistreicher Mann, den die Natur für Vittorien geschaffen zu haben scheint. Sie erkennen sich bald. Vittoria verhehlt ihm nicht, daß sie ihn liebe, denn ihr ganzes Wesen ist edle Aufrichtigkeit; aber sie will den Eid, den sie am Altar geschworen hat, nicht brechen. Da wird sie dieses Eides auf eine schauderhafte Weise

erledigt. Ihr Gatte Peretti, schwach und gemein, wie er ist, läßt sich von dem Cardinal Farnese durch Drohungen und Versprechungen gewinnen, ihm Vittoria abzutreten. Vittoria soll entführt und in die Gewalt des Cardinals gebracht werden. Durch Zufall aber erfährt Bracciano diesen Plan und vereitelt ihn. Die Rache des Cardinals trifft den ehrlosen Peretti, der unter der Hand der Banditen fällt.

Vittoria ist Wittwe, aber nicht frei, vielmehr angeklagt, den Mord ihres Gemahls veranlaßt zu haben und vor Gericht gestellt. Man denke sich die reine dichterische Seele des edeln Weibes unter diesen Qualen. Indeß steht Bracciano schützend ihr zur Seite, bringt Gegenbeweise vor und bewirkt, daß sie freigesprochen wird; dennoch bleibt sie einstweilen noch in leichtem Gewahrsam, und erst nach dem Tode des Papstes gelingt es dem liebenden Herzog, sie zu befreien, worauf er sie sogleich zu seiner Gemahlin macht.

Aber der neue Papst Sixtus V., eben jener Cardinal Peretti, dessen Neffe Vittorias Gatte war, droht dem neuen Paare mit seiner Rache, und vor diesem gewaltthätigen Papst, dem Schrecken der Römer, flieht Bracciano an den Gardasee und lebt hier mit seiner Gattin ein höchst glückliches Leben, indem sie sich aller Laune der Liebe und Poesie überlassen. Doch auch hier werden sie verfolgt. Mitten im Paradiese beschleicht sie unter Blumen die Schlange. Der Herzog wird vergiftet. Der wilde Orsini findet sich wieder ein und fordert als nächster Verwandter die Besitzungen. Da der Prozeß aber eine für die Wittwe günstige Wendung zu nehmen scheint, läßt Orsini die unglückliche Vittoria umbringen.

Dies der wesentliche Inhalt des Romans, dessen übrige Schönheiten wir hier nicht alle aufzählen können. Die Charakterschilderungen sind von hoher Meisterschaft. Ueberdies ganz dem Geiste seiner Heldin und ihren Unterhaltungen mit den gebildetsten Männern ihrer Zeit gemäß, streut der Dichter Betrachtungen mannigfacher Art und geistreiche Gedanken überall in sein Werk aus, und mildert durch die Heiterkeit dieser poetischen Unterhaltung das Widrige und Schreckliche, das in den äußern Schicksalen Vittoriens liegt.

2) Ludwig Tieck's gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. Zweite Auflage. Zehn Bändchen. Breslau, Joseph Max u. Comp. 1838. 1839.

Eine neue Auflage der schönen Novellen, die zuerst in Almanachen erschienen und wohl den meisten unserer Leser schon hinreichend bekannt sind. In den Vorworten spricht der Dichter über den unruhigen Geist der Zeit, der dem stillen Gedeihen echter Poesie nicht günstig sey. „Was jetzt am seltensten gefunden wird, ist das, worauf ein Autor am liebsten rechnen möchte. Unbefangenheit des Urtheils, Behaglichkeit im Genuß der Poesie und Laune. Die meisten Leser erwarten Bestätigung dieses und jenes Vorurtheils, welches sie gerade beherrscht, sey es politische oder religiöse Leidenschaft, eine philosophische oder medizinische Mode, und der harmlose Scherz, ruhige Darstellung, irgend ein Wort im Munde einer sprechenden Person wird dem verletzbar aufgeregten zur Ausforderung, selbst zur persönlichen Beleidigung. Freilich leiden wir an Systemen aller Art, an einer sonderbaren Freigeisterei in Betreff der wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse: die neuen Lehrer ersetzen durch heftigen, schnellwechselnden Sinn die Gründlichkeit, durch bewußtvolle, sich aufdrängende Paradoxie oft sogar die Ueberzeugung: Aufsehn machen, Anregen, Erschrecken, wenn es seyn muß Aergern ist die Aufgabe, und das Ziel, welches sie sich gestellt haben; in dieser unruhigen Gesellschaft ist der heitere Dichter, besonders wenn er Meinungen vorträgt und sie von verschiedenen Seiten beleuchtet, wenn er sich ausdrücklich dem Schwarm entzieht und keinem prosaischen oder poetischen Fanatismus sich anschließen will, übel berathen. Viele, die sich des Urtheiles anmaßen, verdammen gerade diese seine Tugend und freie Unabhängigkeit am härtesten: der Poet, der sich dermalen in der freien grünen Landschaft ergeht, soll eingefangen und auch in der Meinungsfabrik als haspelnder, zwirnender, rühriger und stets thätiger Knecht zum Besten des allgemeinen Wohles angestellt werden. Die Unfreien, die sclavisch die Worte, welche von Stimmführern zum Feldgeschrei erhoben und sanctionirt sind, nachschreien, diese sind es gerade, die ihn, den Freien, einen Sclaven, Abergläubigen und Feind der Freiheit schelten. — Schon durch manche Krisen sind wir gegangen, und auch diese wird sich, so hoffen wir, aufklären. Wenn man von allen Seiten sündigt, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß die unsichtbare Wahrheit aus der Verfinsterung treten, und sich wieder sichtbar zeigen werde. Auch Mißverstand dient am Ende dem Verständniß, und mögen zuweilen Larven und gespenstische Wunder unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen, so bleibt Apollo in lichten Regionen doch stets der heitere Gott.“

Treffliche, kräftige Worte! Auch in der Novelle selbst nimmt der, überall Klarheit und heiteres Licht um sich verbreitende Dichter oft Gelegenheit, über die Täuschungen der Gegenwart zu sprechen und den falschen Enthusiasmus eines Jahrhunderts, das die Gegenstände seiner Neigung in so heterogenen Gebieten wählt und so oft damit wechselt, mit der feinsten Grazie zu ver-

spotten. Doch geht er wohl zuweilen zu tief in Dinge ein, denen er lieber ganz den Rücken kehren sollte. Viel freudiger folgen wir ihm in die Gebiete der reinen Poesie, in die keine unangenehme Erinnerungen auf der Gegenwart eindringen.

Staatenkunde.

Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa, von Prof. Dr. F. W. Schubert. Vierter Theil. Königsberg, Gebrüder Bornträger, 1839.

Der vorliegende Theil des sehr empfehlenswerthen Werkes umfaßt die (nicht österreichischen) italienischen Reiche und gibt eine umfassende Uebersicht über die Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung, Finanzen rc. zuerst der Königreiche Neapel und Sicilien, dann Sardiniens, des Kirchenstaats, Toscanas, Parma und Piacenzas, Modenas, Luccas und der kleinen Republik San Marino.

Das statistische Gemälde von Italien ist nicht das erfreulichste, denn mit Ausnahme Toscanas, das schon längere Zeit eine gute Verwaltung genießt, und vielleicht Sardiniens, wo man wenigstens allmählig bessert, befinden sich die Länder des mittlern und untern Italiens in einer wahrhaft kläglichen Lage, die sogar unerträglich seyn würde, wenn nicht das leichte südliche Blut, der schöne Himmel und die geringen Bedürfnisse Entbehrungen aller Art ertragen ließen. Was könnten Neapel und Rom seyn? Was war einst Sicilien? Was war einst die römische Campagna? Diese Fragen haben sich wiederholt allen Reisenden und Geographen aufgedrängt.

In die Erörterung der neapolitanischen Verhältnisse verflicht der Verfasser auch eine Auseinandersetzung der legitimen Rechte der in Neapel regierenden Linie Bourbon auf die Throne von Frankreich und Spanien: Rechte, die ihr hier durch die Julirevolution und dort durch die pragmatische Sanction Ferdinands VII. wenn nicht für immer entzogen, doch im höchsten Grade gefährdet worden sind. In neuerer Zeit hat zwischen Frankreich und Neapel wieder eine Annäherung Statt gefunden. Ludwig Philipp sieht sehr wohl ein, wie großartig der Gedanke Ludwigs XIV. gewesen ist, die echt romanischen Reiche Europas (Frankreich, Spanien und Italien) unter dem Hause Bourbon in eine eng föderirte Masse gegenüber den unter sich eifersüchtigen und getrennten germanischen Reichen (England, Schweden, Dänemark, Holland, Preußen, Oesterreich, Bayern, Sachsen, Hannover, den kleinern deutschen Fürsten und der Schweiz) zu vereinigen. Die Trennung Frankreichs unter der jüngeren bourbonischen Linie von Spanien und Neapel, die unter der ältern blieben, war ein Vortheil für die germanischen Reiche, und eben deßhalb ein Nachtheil für die romanischen. Deßhalb sucht Ludwig Philipps kluge Politik diesen Nachtheil zu entfernen, und wenn ihm die Oppositionen in Frankreich und Spanien nur Zeit ließen, würden wir bald eine neue romanische Coalition zwischen Frankreich, Spanien und Neapel entstehen sehen, die namentlich auf den päpstlichen Stuhl und auf die katholische Welt mächtig würde einzuwirken suchen.

In der Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Kirchenstaats erweckt insbesondere die von den Finanzen handelnde Parthie ein tiefes Mitleiden. Das Herz ist voll, aber der Beutel leer. Ein wunderbarer Contrast in den großen Ansprüchen der Curie und in den materiellen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen. Und doch liegt in der weltlichen Armuth vielleicht das Geheimniß der geistlichen Macht. Im Mittelalter pflegte man zu sagen, die Hirten waren golden, als die Stäbe noch hölzern waren, jetzt sind die Stäbe golden, aber hölzern die Hirten. Da nun jetzt wieder umgekehrt das Gold von den Stäben abhanden gekommen ist, sollten die Hirten da nicht wieder golden werden wollen? Hier die kurze Skizze der Finanzgeschichte Roms. Schon seit sehr langer Zeit herrscht eine üble Oekonomie in Rom. Welche ungeheure Summen immer die gläubige Christenheit dahin strömen ließ, sie wurden immer bald durch den überhand nehmenden Luxus der päpstlichen Hofhaltung und der Prachtbauten, durch Nepotismus und unzähliche kleine Canäle verschlungen. Die Ansprüche blieben dieselben, die Verschwendung blieb dieselbe; aber die Quellen des Zuflusses versiegten nach und nach. Die protestantische Welt gab keinen Tribut mehr; die katholische, im heißen Kampf mit jener, verlangte eher Geld von der Curie, als daß sie es ihr hätte geben können. Da mußte die Curie Schulden machen. Am Ende des dreißigjährigen Krieges hatte Rom schon 48 Millionen Scudi Schulden. Im vorigen Jahrhundert wurde trotz des hergestellten Kirchenfriedens diese Schuldenlast noch vermehrt, weil auch die katholischen Staaten von der sogenannten Aufklärung ergriffen, gegen Rom sehr karg wurden, die meisten Klöster aufhoben rc. Da mußte die Curie noch mehr Schulden und Papiergeld machen. Die französische Revolution brach aus und drohte der Kirche den Untergang. Große Anstrengungen wurden nöthig. Pius VI. nahm allein an gezwungenen Anleihen 40 Millionen Scudi ein. Aber sie schützten den heiligen Stuhl nicht.

Napoleon machte dem Kirchenstaat ein Ende. Er erstand wieder. „Aber bei der Restauration des Papstes Pius VII. im Jahre 1814 betrug die gesammte Masse der für den Kirchenstaat zu übernehmenden Schulden, mit Inbegriff des auf 22,000,000 Scudi sich belaufenden Papiergeldes, 120,000,000 Scudi (174,000,000 Thaler). Dabei aber wurden die laufenden Ausgaben des Jahres nicht durch die Einnahmen gedeckt, und das jährliche Deficit betrug schon im Jahre 1816 1,200,000 Scudi (1,740,000 Thlr.). Die Erhebung der indirecten Steuern wurde jetzt zum Theil verpachtet, wie die Tabacks- und Salzgefälle auf zwölf Jahre, indem man sogleich auf die stipulirten Pachtbeträge bedeutende Summen voraus erhob. Die noch vorhandenen Domainen wurden zur Tilgung der Staatsschulden verkauft. Die gewöhnlichen Einnahmen und Ausgaben betrugen in den letzten Jahren der Regierung des Papstes Pius VII. zwischen 5,500,000 und 6,000,000 Scudi. — Unter der Regierung Leos XII. stiegen die Ausgaben bis auf 7,000,000 Scudi (10,150,000 Thaler), die consolidirte Staatsschuld zu 5 Procent verzinset war aber auf 22,500,000 Scudi (32,625,000 Thaler) herabgebracht. Der Stand der fliegenden Schuld und der für Rechnung der Staatsverwaltung ausgegebenen Bankzettel blieb zwar unbekannt, wurde jedoch auf die Hälfte der damligen consolidirten Schuld geschätzt. Die durch die inneren Unruhen des Kirchenstaates seit der Regierung Gregors XVI. vermehrte Geldnoth des päpstlichen Hofes fand nur ihre Rettung bei Anleihen im Auslande, die unter sehr kostbaren Bedingungen in drei Jahren (1831 bis 1833) den Stand der consolidirten Staatsschulden um 9,000,000 Scudi (13,050,000 Thaler) zu 5 Procent Zinsen vergrößerten, aber wirklich nur 6,225,000 Scudi (9,029,150 Thaler) in die päpstliche Staatskasse lieferten. Denn die Häuser Rothschild in Paris und T. Wilson in London liehen im Jahre 1831 3,000,000 Scudi (4,350,000 Thaler) zu 62½ Procent baar, nachdem noch voraus ein Abzug von 2½ Procent Provision gemacht war, im darauf folgenden Jahre dieselbe Summe zu 10 Procent Mehrbetrag in Metallgeld, also 72½ Procent, und im Jahr 1833 wieder dieselbe Summe mit abermals 7½ Procent Mehrbetrag in baarem Gelde, also zu 80 Procent: außerdem blieb auch bei den beiden letzten Anleihen dieselbe Provision von 2½ Procent. Zur Sicherheit für die richtige Verzinsung und zur allmähligen Tilgung der Anleihen vermittelst eines jährlichen Amortisationsfonds von 1 Procent wurden sämmtliche Einkünfte der Douanen und die Pachtgefälle des Salzes und des Tabacks angewiesen: die Zinsen sind jährlich im Juni und December in Paris zu zahlen. Das Budget der Ausgaben erreichte nunmehr im Jahre 1835 die Summe von 8,421,215 Scudi (12,210,761 Thaler). — Die Cholera im Jahre 1837, sehr bedeutende Ausfälle in den Einnahmen während der letzten Jahren bei immer stärker gesteigerten Ausgaben, sehr drängende Anforderungen zur Tilgung einzelner Theile der schwebenden Schuld und endlichen Befriedigung eingegangener Vertragsverpflichtungen, erheischten eine neue sehr ansehnliche Anleihe bei dem Hause Rothschild in Paris, die im September 1837 auf 20,000,000 Scudi (29,000,000 Thaler) Nominalbetrag, 5procentig zu verzinsen, zu 87½ Procent Metallwerth abgeschlossen wurde, also 17,500,000 Scudi (25,375,000 Thaler) nur als wirkliche Einnahme verhießen. Darauf hatte aber das Haus Torlonia schon vor Abschluß des Anlehnvertrages einen Vorschuß von 600,000 Scudi wegen großer Geldverlegenheit des päpstlichen Hofes im Juni 1837 gemacht. Es beträgt demnach gegenwärtig die Gesammtmasse der mit 5 Procent verzinsten consolidirten päpstlichen Staatsschulden 51,500,000 Scudi oder 74,675,000 Thaler, deren Verzinsung jährlich 2,575,000 Scudi kostet. Da nun aber die Rothschild-Wilsonschen Anleihen jährlich 90,000 Scudi zum Amortisationsfonds verlangen, so erfordert überhaupt gegenwärtig jährlich die öffentliche Schuld eine Summe von 2,685,000 Scudi (3,893,000 Thaler) oder über ein Viertel der jährlichen Staatsausgaben."

An die Erörterung der sardinischen Verhältnisse wollen wir hier nur eine kurze Bemerkung anknüpfen. Sardinien war früher ein Zwitterstaat, berüchtigt durch die Treulosigkeit, mit der es in den großen Kämpfen der Häuser Habsburg und Bourbon abwechselnd je von der einen zur andern Partei übertrat, und in sehr üblem Andenken bei uns Deutschen, sofern es, da sich das Glück auf die Seite Frankreichs neigte, zuletzt vorzugsweise dieser Macht anhing und dem hinsterbenden deutschen Reiche Fußtritte geben half, wie weiland der Esel dem sterbenden Löwen. Diese Stellung Sardiniens zu Deutschland hat sich nun aber ganz verändert. Seitdem die altsavoyische Dynastie durch die französische Revolution entthront worden ist, sieht sie in dem revolutions- und eroberungssüchtigen Frankreich fortwährend einen Feind, findet dagegen nur an Oesterreich einen Rückhalt und ist mithin dieser Macht jetzt eben so zugeneigt, wie sie ein Jahrhundert früher Frankreich zugeneigt war. Ueberdies hat diese Dynastie durch die Gnade der gegen Frankreich alliirten Mächte Genua erhalten, ist dadurch ans Meer gerückt und kann von englischen Flotten unterstützt oder angegriffen werden, wie es früher nicht der Fall war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. November 1840.

Romane.

3) Der Roland von Berlin. Von W. Alexis. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1840.

Ein mittelalterliches Gemälde, Debatten eines ehrbaren Rathes, tumultuarische Volksversammlungen, Fastnachtslustbarkeiten, häusliche Idyllen in altem Costüme ꝛc. Die Berliner Bürger revoltirten einmal gegen ihren alten Rath, d. h. die gemeinen Zünfte gegen das aristokratische Regiment der Geschlechter, wie es in den meisten andern deutschen Städten während des 14ten und 15ten Jahrhunderts auch der Fall war. Aber ohne es zu wissen, waren in Berlin die Zünfte nur das Werkzeug der Brandenburger Markgrafen, und mit der alten Aristokratie ging auch die Unabhängigkeit der Stadt zu Ende. Der Verfasser schließt mit den schönen Reden des Markgrafen, der den verduzten Bürgern sagt, es handle sich nicht sowohl von der Freiheit, als vielmehr von der Ordnung, die er allein künftig handhaben wolle und werde. Die sogenannten Freiheiten seyen keine Rechte, sondern den frühern Fürsten nur in Zeiten der Noth abgelockt und abgetrozt worden, er nehme sie hiermit zurück ꝛc. — Es hätten sich nicht uninteressante Betrachtungen an diese alte Berliner Geschichte anknüpfen lassen. Die Burggrafen von Nürnberg hatten lange Zeit mit den Städten Krieg geführt. Als sie die Mark Brandenburg erwarben, lebte noch in ihnen der Haß gegen die Städte, und obgleich sie dort weit mehr vom Adel als von den Städten angefeindet wurden, so zogen sie es doch vor, sobald erst der Widerstand der wildesten Ritter gebrochen war, sich an den Adel, als an die Bürger anzuschließen. Der Adel wurde auf alle Weise von ihnen begünstigt, die bürgerliche Freiheit aber niedergedrückt. Dieses System ist lange beibehalten und eigentlich erst 1807 erschüttert worden.

4) Grumbach. Von Ludwig Bechstein. Drei Theile. Hildburghausen und Meiningen, Kesselring, 1839.

Herr Bechstein ist Meister im vaterländischen Geschichtsroman. Er beurkundete dies Talent schon frühe in seinem anziehenden Roman „Libussa's Weissagung," aus dem unsre Unterhaltungsschriftsteller lernen können, wie man die weitschweifigen alten Chroniken benutzen muß, um den poetischen Stoff, der so häufig in ihnen liegt, für die heutigen Leser zu bearbeiten und für den heutigen Geschmack genießbar zu machen.

Auch der neue Roman Bechsteins, Wilhelm von Grumbach, bewährt aufs Neue die ausgezeichnete Gabe des Verfassers. Er hat hier einen Stoff aus der Reformationsgeschichte entlehnt. Wilhelm von Grumbach war ein fränkischer Reichsritter und theilte die Gesinnungen der kurz vor ihm untergegangenen Sickingen und Hutten. Er wollte, unabhängig von den kleinen Fürsten, unmittelbar unter dem Kaiser der Reichsritterschaft ein neues überwiegendes Ansehen im Reiche verschaffen. Händel und Prozesse mit dem Bisthum Würzburg steigerten seinen Unwillen und seinen Hang zu abenteuerlichen Reichsrevolutionsplänen. Erst schloß er sich an den berüchtigten wilden Markgrafen Albrecht an, der im Solde Frankreichs die deutschen Länder verwüstete. Später hing er sich an Johann Friedrich II., den Sohn jenes unglücklichen Johann Friedrich, der als Luthers eifrigster Anhänger von Karl V. bekriegt und besiegt, die Churwürde an den schlauen Moritz abtreten mußte. Der jüngere Johann Friedrich konnte die verlorne Chur nicht verschmerzen, sammelte Unzufriedene aller Art um sich, wurde durch magische Täuschungen und falsche Prophezeihungen im Geist der damaligen Zeit noch mehr gesteigert, ließ sich überreden, er werde noch Kaiser werden und glaubte in der verschworenen Reichsritterschaft das Mittel zu finden, um seine Hoffnung zu verwirklichen. Allein Grumbach hatte nur über wenig mißvergnügte Freunde zu verfügen. Der Plan wurde entdeckt.

Johann Friedrich kam in die Reichsacht und wurde nach Oesterreich in eine lebenslängliche Gefangenschaft abgeführt, Grumbach hingerichtet.

Der Dichter hat den wilden Charakter Grumbachs und die verwirrte Zeit gut und mit der historischen Treue und Umsicht geschildert, die ihm eigen ist; denn das Zeitalter der Reformation und zumal die damaligen Verhältnisse Sachsens kennt er sehr genau. Er idealisirt seinen Helden nicht, nur daß er ihn von der Ermordung des Würzburger Bischofs freispricht, als die gar nicht in seinem Plane gelegen haben könne. Auch der Herzog Johann Friedrich ist sehr gut geschildert, edel, stolz, aber gutmüthig zugleich und leichtglaubig, wie es die vornehmen Herren zuweilen sind. In allen Fürsten der Zeit hat der Dichter auf löbliche Weise nach Portraitähnlichkeit gestrebt; um aber die Prosa, die jedem Reichsprozeß anklebt, möglichst zu beseitigen und überall an schicklichen Stellen die Romantik vorwalten zu lassen, hat der Dichter nicht nur die Frauen des Herzogs und Grumbachs mit Vorliebe und auf eine sehr anziehende Weise geschildert, sondern auch eine Nachtwandlerin mit dem tragischen Geschick des Grumbachschen Hauses und einen prophetischen Knaben mit den mysteriösen Umgebungen des Herzogs zwanglos und auf eine geschickte Art verbunden. Endlich ist der Ausgang in jeder Weise rührend und tragisch.

5) Freiherrn N. Josika's sämmtliche Werke. 9ter bis 12ter Band. Die Böhmen in Ungarn. Vier Bände. Aus dem Ungarischen übersetzt von H. Klein. Pesth, Heckenast, 1840.

Ein historischer Roman, der die Zeiten des Königs Mathias von Ungarn schildert. Der Dichter besitzt eine lebhafte und malerische Phantasie; daher tritt uns in diesem Werke das alte Ungarland klar und nahe vor die Seele und Roß und Mann springen in hellem scharfen Umriß uns entgegen. Nur darin versieht es der Dichter, daß er den Barbaren jener Zeit und jenes Landes so gar süße Worte und empfindsame Redensarten in den Mund legt: „Ich bin strafbar, Serene, doch du wärest die Göttin nicht, die ich anbetete, wenn du mir zürnen könntest, weil ich für die Seligkeit dieses Augenblicks gern mein Leben hingäbe. O Serene, sey gerecht, ich liebe dich, wie kein Sterblicher noch je geliebt" ꝛc. (Theil III. S. 220). So haben sich doch wohl jene wilden Helden nicht ausgedrückt, die im Kampf mit den Türken an die blutigste Grausamkeit und durch vielfachen Mord der Königshäuser an Verrath und Treulosigkeit gewöhnt, unter jenem schwarzen Mathias wahrlich kein Blüthenalter edler Gesittung durchlebten. Indeß folgt der Dichter dieses Romans nur denen aller andern historischen Romane, die sämmtlich in der Beschreibung der Häuser, Zimmer, Trachten ꝛc. das Costüm aufs genaueste einhalten, in den Reden aber, die sie den Helden vergangener Jahrhunderte in den Mund legen, regelmäßig aus der Rolle fallen und vollkommen modern sind.

6) Agay-Han. Nach dem Polnischen des A. K. von Emil Brachvogel. Leipzig, Einhorn, 1840.

Eingang. Marina, die schöne polnische Gemahlin des falschen Demetrius findet diesen ihren Gatten ermordet ohne Kopf daliegen, erkennt ihn aber an seiner Gestalt und an seinem Ringe. Ein gar wunderliches Individuum, der Tartar Agay-Han, kommt dazu, bestürmt sie mit wilder tartarischer Liebe, vertheidigt sie aber tapfer. Nachher wird sie vom Hetman der Kosaken geschützt, geliebt, erwirbt seine Liebe, hofft noch einmal den Czaarenthron zu besteigen, muß aber ihren Geliebten ebenfalls unterliegen sehen und fällt zuletzt nochmals in die Hände des verliebten Tartaren, der bereits vollständig wahnsinnig geworden ist, sie auf einem beeiseten Flusse fortträgt und dort beim Eisbruch mit ihr untergeht. Ist dieses abenteuerliche Zeug wirklich aus einem polnischem Kopfe hervorgegangen, so bedauern wir, daß wir in der von Arm zu Arm herumgeworfenen Marina das Urbild einer edlen Polin nicht wiederzuerkennen vermögen.

Literargeschichte.

Geschichte der römischen Literatur im Karolingischen Zeitalter von Hofrath Dr. J. Chr. F. Bähr. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1840.

Eine für sich bestehende Arbeit, die aber zugleich auch einen Supplementband zu der größern Geschichte der römischen Literatur desselben Verfassers bildet.

Zum ersten Mal wird hier die Literatur eines dunklen und verachteten Zeitalters mit derselben Theilnahme, Umsicht und Genauigkeit behandelt, deren sich bisher gewöhnlich nur die Blüthenzeitalter der Literatur zu erfreuen hatten. Es ist zwar schon viel über die wissenschaftlichen Bestrebungen, die durch Karl den Großen und seine Nachfolger begünstigt wurden, und die vorzüglich an Alcuin und später an Rhabanus Maurus ihre Centralpunkte fanden, geschrieben worden; doch erhalten wir hier zum ersten Mal ein vollständiges Handbuch über jene Literatur im Geist der gründlichen Wissenschaftlichkeit, die unser Jahrhundert auszeichnet. Der Verfasser verzeichnet alle Schriftsteller jener Zeit und charakterisirt sie und ihre Werke im Zusammenhange mit den politischen und kirchlichen Zuständen. Zuerst schildert er die Stellung der Schule und Wissenschaft

zum Reiche Karls des Großen und zur Kirche; dann den veränderten Charakter der römischen Literatur unter dem Einfluß der christlichen und germanischen Ideen und geht dann die einzelnen Literaturfächer durch, die damals angebaut wurden: die Poesie, Geschichte, Theologie, Philosophie, das wenige, was außerdem noch für andere Wissenschaften geleistet wurde und endlich die Rechtsbücher.

Das Reich Karls des Großen war überwiegend ein deutsches; seine römischen Bestandtheile waren die geringeren und untergeordneten. Sogar die Männer, die vorzugsweise für die Literatur thätig waren, die größten Lehrer der damaligen Zeit, Alcuin, Rhabanus, Gottschalk, Paschasius Radbert, Walafried Strabo, Einhard rc. waren sämmtlich Deutsche, Angelsachsen oder Franken, Schwaben rc. Und doch war die Schriftsprache, war die ganze Literatur eine römische, weil alle Bildung damals von der Kirche ausging und mit der Kirche zusammenhing, die ihr römisches Monopol im Gegensatz gegen die Versuche, Nationalkirchen und wenigstens nationale Liturgien zu gründen, siegreich durchgesetzt hatte. Deutschlands Apostel, der h. Bonifacius, fürchtete das Auseinanderfallen der großen christlichen Gemeinde, wenn innerhalb derselben nationale Trennungen überhand nähmen. Er glaubte, die christliche Kirche könne sich gegen das damals noch im Norden mächtige Heidenthum, gegen den eben so mächtig anstrebenden Muhamedismus, gegen die Ketzereien im Innern und gegen die Willkühr der Könige nur dann schützen, wenn sie ein Ganzes bildete mit einer Sprache und mit einem Oberhaupt, dem Papste. Die Karolinger begünstigten diese Ansicht, da sie ihrerseits nach der Herrschaft über die gesammte christliche Welt strebten und die Einheit der Kirche ein Mittel werden mußte, auch die Einheit des weltlichen Reichs zu erhalten. So erklärt es sich, warum im Reich der Deutschen eine undeutsche Literatur aufkam.

Der Verfasser bemerkt desfalls: „Es wird sich allerdings herausstellen, daß diese Literatur nicht aus dem frischen Leben einer noch ungebildeten Nation erwachsen, allmählig in streng naturgemäßem Gange sich entwickelt hat: was, wenn man den Bildungszustand der deutschen Stämme, die sich über das alte römische Reich ergossen, und zugleich die ganze Stellung und die Verhältnisse der Kirche und des einzig gebildeten Standes der Geistlichkeit erwägt, eine Unmöglichkeit gewesen wäre, sondern daß sie vielmehr auf der Gesammtbildung der römischen Vorzeit, der heidnischen wie der gebildet christlichen, beruht, weil diese die einzigen Grundlagen und Elemente darbot, auf welche in dieser Zeit und unter den damaligen Verhältnissen eine Wissenschaft, die erstorben, und eine höhere Bildung, welche untergegangen war, wieder ins Leben zurückgeführt, gepflegt und gehoben werden konnte. Wenn man daher auch diese Literatur in Bezug auf die Art und Weise ihrer Entstehung und Entwicklung, wie dies im Einzelnen demnächst näher sich ergeben wird, eine künstlich hervorgerufene und künstlich gepflegte nennen, mithin als Produkt einer künstlich aufgenommenen, dem Leben der Nation fremdartigen, gelehrten Schulbildung bezeichnen wollte, so hängt sie doch in ihrer Entwicklung sowohl, wie in dem, was sie geleistet hat, mit dem Leben der Zeit und der Gesammtbildung derselben, so weit sie die höheren Stände betrifft (denn von den niederen wird hier so wenig wie von der Gesammtmasse des Volks, das von dieser ganzen Bildung und Literatur ausgeschlossen war und blieb, die Rede seyn können), namentlich aber mit der Kirche, die doch damals allein in ihren Gliedern die wissenschaftliche Richtung der Zeit zusammenfaßte und repräsentirte, so innig zusammen, daß sich in der That nicht absehen läßt, wie und auf welchem anderen Wege unter solchen Verhältnissen eine Literatur, eine Wissenschaft, überhaupt höhere Geistesbildung und die dadurch bedingte Civilisation, die mit Karls des Großen politischen Plänen genau zusammenhing, hätte entstehen und sich entwickeln, und in dieser Entwicklung so manche schöne Früchte tragen können, wie sie wirklich sowohl in der Poesie, wie in der Wissenschaft getragen hat."

Vergleicht man damit die ungefähr um dieselbe Zeit zur Blüthe gedeihende Literatur der Araber, so könnte man sagen, die Deutschen hätten wohl eben so gut, wie die Araber, vom Christenthum und von der antiken Welt Impulse empfangen können, ohne darum ihre angeborene Sprache aufzuopfern. Auch zeigte sich wirklich ein Streben nach deutscher Liturgie, nach deutschem Gesang und sogar schon die Lust, die deutsche Prosa zu bilden. Es zeigte sich schon bald nach dem Tode Karls des Großen in der damaligen gelehrten Welt ein sehr lebhafter Schimmer von dem Geiste, der sich erst Jahrhunderte später frei machte. In Rhabanus Maurus, dem Vater der Schulen, dem Pfleger deutscher Sprache, dem freisinnigen und klaren Theologen war etwas von Luther, während Gottschalk schon an Calvin erinnert. Aber eine Nationalkirche war in jener Zeit aus den angegebenen Gründen unmöglich und das Interesse der herrschenden römischen Kirche zu mächtig, als daß nicht der Romanismus auch in den Schulen und in der Literatur hätte die Oberhand behalten müssen. Unnatürlich war es immer, aber es konnte nicht anders seyn.

Die Unnatur hat sich in dem frühen Hinwelken dieser Karolingischen Literatur offenbart. Wäre sie nicht etwas Fremdes gewesen, hätte sich der Geist damals schon unmittelbar im deutschen Laut offenbaren können, so würde die Bildung fortgeschritten seyn und sich

allmählig dem ganzen Volk mitgetheilt haben, anstatt ins Stocken zu gerathen und zu verkümmern. Man würde in jenes Zeitalter den Anfang der deutschen Literatur setzen, anstatt daß man jetzt in dasselbe nur das Ende der römischen setzen kann.

Dennoch bleibt diese Literatur im gewissen Sinn immer eine deutsche, sofern ihr Inhalt und Charakter trotz der römischen Sprache oft entschieden deutsch ist. Sie enthält nicht nur die vaterländische Geschichte, sondern auch den Ausdruck deutscher Ideen und selbst deutsche Poesie, nur in antikem Versmaaß vorgetragen. Daher ihr Studium für jeden Deutschen, der sein Volk durch und durch bis in die ältesten Zeiten kennen lernen will, von hohem Interesse ist.

Politik.

Ueber die Interessen Europas. Nach Ansichten des Philosophen von Sanssouci. Leipzig, Gebrüder Schumann, 1840. S. 126.

Eine Sammlung von Aussprüchen Friedrichs des Großen über die Franzosen, das europäische Gleichgewicht, Rußland, Preußen und Deutschland, commentirt und angewendet auf die neueste Zeit von dem ungenannten Herausgeber.

Vieles ist außerordentlich treffend. So sagt Friedrich der Große über die Franzosen: „Die vielen Erschütterungen Frankreichs sind aus dem Geiste der Nation entsprungen. Ihre hervorstechenden Eigenschaften sind Leichtsinn und Unbestand; sie sind unruhig, ausgelassen, jedes Zustandes bald überdrüssig, neuerungssüchtig selbst in den wichtigsten Dingen. Es scheint, die Cardinale, die von der Nation gehaßt und geachtet, sie nach einander beherrschten, befolgten Machiavellis Lehren, indem sie die Großen demüthigten; sie benützten den Nationalgeist, um die Stürme zu beschwören, mit welchen die Könige stets von ihren leichtsinnigen Unterthanen bedroht waren." Als Parallelstellen führt der Herausgeber noch folgende Aussprüche an: Von Voltaire: „Unser Volk gilt für eine unterhaltende Truppe von Affen; es hat aber jederzeit auch Tiger darunter gegeben; — wir sind ein Volk von widerspenstigen Kindern, die Zuckerwerk und die Ruthe haben müssen; — die Nation war immer leichtsinnig und mitunter sehr grausam; nie hat sie sich selbst beherrschen können, der Freiheit ist sie nicht würdig. Von den Parisern, die in Gutem und Schlechtem längst die Nation repräsentirten, sagt Duclos: Wer einen Andern listig betrügt, der bildet sich ein: er habe eine schöne Schachpartie gewonnen, und der Betrogene gibt sich selbst die Schuld, daß er sie verloren. Eben so die Frau von Genlis: wurden einträgliche Kniffe mit Anstand und Klugheit ausgeführt, so pflegte man sie als erlaubte Geschicklichkeiten anzusehen; das Benehmen wurde weit weniger durch Gemüth oder Grundsätze, als durch Eitelkeit bestimmt, daher jede gute Handlung mit Ostentation begangen. Die Frau von Staël bemerkt, in Frankreich werde das Urtheil über eine Handlung durch den Erfolg bestimmt" ꝛc.

Der Herausgeber selbst drückt sich über den Mangel an Moral im französischen Charakter um so stärker aus, als er die Uebel, die dadurch über Deutschland verhängt worden sind, mit in Anschlag bringt. Er erinnert daran, was wir Deutsche uns bereits seit Jahrhunderten von diesem Volke haben gefallen lassen und wie beispiellos gemäßigt wir als Sieger gegen sie gehandelt haben. Mit Recht bemerkt er, die Franzosen hätten unser deutsches Reich beraubt und bestohlen, wir hätten ihnen nur einen Theil des Raubes wieder abgenommen und einen guten Theil, der unser gehöre, großmüthig gelassen und nun wollen sie uns anklagen, als hätten wir ihnen etwas abgenommen, das ihnen gehöre und das sie um jeden Preis und von Rechtswegen wieder haben müßten. Das wäre ganz so, als wenn ein Räuber, der Straßenraub begangen und dem ein Theil der Beute wieder entrissen worden wäre, vor Gericht über Eigenthumsverletzung klagen wollte.

Rußland wird hier ganz auf dieselbe Weise vom deutschen Standpunkt aus betrachtet. Es wird citirt, was Friedrich der Große schon im Jahr 1739 gesagt: „Als die Schweden Brandenburg anfielen, während die preußischen Truppen in Vertheidigung des Kaisers gegen Frankreich am Niederrhein standen, riethen die Minister, die Hülfe Rußlands anzurufen. Aber der große Churfürst sah weiter als sie, und sagte: Die Russen sind Bären, die man nicht loslassen muß, weil es schwer ist, sie wieder anzubinden. Edelstolz vertraute er seinen eigenen Kräften, und hatte nicht Ursache, es zu bereuen. — Lebte ich in dem nächsten Jahrhundert, so würde ich über diesen Punkt noch einige vielleicht nicht unpassende Bemerkungen machen; es gebührt mir aber nicht, das Benehmen der jetzigen Regenten zu richten." Ferner gibt die vielbesprochene Schrift „die europäische Pentarchie" dem Verf. zu Wiederholung der Bemerkungen Anlaß, die schon von vielen Seiten her gemacht worden sind und er äußert sich desfalls nicht weniger patriotisch, als es überall geschehen ist. Jenes unwürdige Buch hat das Ehrgefühl der Deutschen tief gekränkt und wahrscheinlich nicht nach dem Wunsch seines verkappten Verfassers den Beweis hergestellt, daß überhaupt ein solches Ehrgefühl noch existirt.

Die Bemerkungen über Preußen sind minder erheblich. Es hätte sich darüber mehr sagen lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. November 1840.

Kirchengeschichte.

Die großen Kirchenversammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts, in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt von J. H. v. Wessenberg. Vier Bände. Constanz, Glükher, 1840.

Ein Werk von großer Bedeutung, wenn man erwägt, daß Herr von Wessenberg diesmal, wie immer, die Gesinnungen eines sehr ansehnlichen Theils der katholischen Welt ausspricht, nämlich des aufgeklärten und friedlich gesinnten Theiles.

Man hat es wohl als ein schlimmes Zeichen ansehen dürfen, daß in neuerer Zeit von sophistischen Geschichtsschreibern oder Geschichtsphilosophen wieder allen Mißbräuchen der mittelalterlichen Hierarchie das Wort geredet und die Reformation, als ein Werk des Satans, als rein bösartig, unmotivirt und als etwas ewig Beklagenswerthes bezeichnet worden ist. Man erlaubte sich mit frecher Stirne die klarsten Thatsachen in Abrede zu stellen oder zu ignoriren und an die Stelle der Geschichte ein Lügenwerk zu setzen. Und leider begann dieser Unfug bei Protestanten, die für baares Geld katholisch wurden.

Darum ist es sehr erfreulich, die unbestochene Stimme eines edeln und reinen Katholiken zu vernehmen, der den von der Friedrich Schlegelschen Lügenschule ausgegangenen bösen Zauber mit der Kraft und Wahrheit des heiligen Geistes beschwört. Herr v. Wessenberg spricht sich mit der größten Freimüthigkeit über die wichtigsten Angelegenheiten der katholischen Kirche aus, indem er sich überall theils auf die geschichtlichen Erfahrungen, theils auf den Zweck und die Idee des Christenthums überhaupt stützt. Und seine Worte sind ein zweischneidiges Schwert, unwiderleglich, weil die Wahrheit in ihnen ist und zugleich der erhabenste und einfachste, der echt apostolische Glaube und die versöhnende Liebe.

Der Verfasser erkennt die Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Kircheneinheit an, will aber damit nicht jeden Mißbrauch entschuldigen. „Man muß," sagt er in dem Vorworte Seite XIX, „die große Wohlthat, die aus dem verstärkten Ansehen des apostolischen Stuhles zu Rom für die Verbreitung des Christenglaubens und für die Erhaltung der kirchlichen Einheit hervorging, dankbar anerkennen. Wie sollte der Katholik wünschen, daß dieses Band der Einheit in Lehre und Zucht sich löse? Das oberste Bischofthum ist der Schlußstein des ganzen Gebäudes, und war stets für die Kirche von großer Wichtigkeit zur Handhabung ihrer innern Ordnung sowohl als ihrer geistigen Freiheit und Unabhängigkeit von weltlichen Mächten und bloß irdischen Einflüssen. Aber eben deßwegen, weil er den päpstlichen Stuhl verehrt und dessen Aufrechthaltung zum Besten der Kirche wünscht, muß der katholische Christ, welcher ungetrübte Einsicht mit reinem Eifer verbindet, eine Sehnsucht darnach empfinden, daß der Stuhl zu Rom von entstellenden Mißbräuchen, welche von der Verkehrtheit der Zeiten erzeugt und fortgepflanzt wurden, gereinigt, als ein makelloses Vorbild aller echt christlichen Weisheit und Tugend, das über die Vergänglichkeit erhaben ist, vor aller Welt leuchten möge."

In einer sehr ausführlichen Einleitung überblickt der Verfasser die frühere Kirchengeschichte bis zu dem Zeitpunkt der großen Concilien, die er insbesondere zu schildern unternimmt. Er beweist darin, daß die römische Kirche, in manchen Lehren und Disciplinen abweichend von dem echt apostolischen Christenthum, entartet und in so tiefes Verderben versunken sey, daß jene großen Concilien zur Rettung derselben hätten einberufen werden müssen. Ihr Zweck war kein anderer, als die Reformation der Kirche „an Haupt und Gliedern," wie dies schon lange vor Luther und sogar schon vor Huß allgemein anerkannt war. Herr v. Wessenberg leitet das Verderben ganz aus der nämlichen Ursache her, aus denen es schon damals die von ihm in großer Zahl und

sehr zweckmäßig citirten Zeitgenossen herleiteten. Die Kirche war aus einer geistlichen Anstalt eine weltliche geworden, und aus einer Anstalt der Liebe und des Friedens eine Anstalt der Tyrannei, der Habgier und Verfolgung. Sie machte durch die Einführung des Cölibats Anspruch darauf, die sämmtlichen Priester in mehr als Menschen, in Engel umzuwandeln und durch ihre Heiligkeit vor allem übrigen Volke zu unterscheiden; aber eben diese Priester versanken in die schamloseste Unsittlichkeit, und ihre moralische Versunkenheit war es vorzüglich, was endlich die Laien, die in ihren Ehen mehr Moral gerettet hatten, gegen die ehelosen Priester waffnete. Nirgends mißkennt der edle Verfasser die unschuldigen Anfänge und edeln Motive solcher kirchlichen Maßregeln, die am Ende zu Uebertreibungen und Ausartungen führen mußten; aber die historische Wahrhaftigkeit nöthigte ihn, eben so wenig die Fäulniß jener ursprünglich zarten und reinen Blüthe zu mißkennen. Hören wir, wie er sich über den Cölibat ausdrückt. (I. S. 222):

„Besonders einflußreich auf das Leben wurde die durch die stets gesteigerte Meinung von Herrschaft in kirchlichen Dingen herbeigeführte Ausschließung der Geistlichkeit von der Ehe. Sie geschah nur allmählig unter Begünstigung der Zeitbegriffe. Sonst hätte die Voraussicht bedenklicher Folgen sich der Ausdehnung der Maßregel auf den ganzen zahlreichen Klerus gewiß stärker widersetzt. Denn unter allen Mitteln die Aeußerungen des Naturtriebs, dem der Schöpfer in der weisesten Absicht seine Stärke verlieh, mit der Moral in Einklang zu bringen, wurde von jeher, wo Gesittung Eingang fand, ganz vorzüglich aber in der christlichen Kirche, die Ehe als das achtungswürdigste, weit wirksamste, wohlthätigste und der Erhaltung der Gesellschaft angemessenste anerkannt. Gemäß des Erlösers Lehre von der Unauflöslichkeit ihres Bandes (Matth. XIX. 4—9. Mark. X. 5—72) ward sie zum Sakrament erhoben (Ephes. V. 25. p.). Paulus erklärte ihre Verwerfung, ihr Verbieten für Teufelslehre (1. Tim. IV. 3). Eingedenk des Wortes Jesu von Solchen, die um des Reichs Gottes willen der Ehe entsagten, was Vieler Fassungskraft übersteige (Matth. XIX. 11, 12), verlangte der Apostel in dieser Hinsicht volle Freiheit, damit Jeder sich selbst prüfe, was ihm zur Tugend am zuträglichsten sey (1. Kor. VII.). Wegen den Umständen, die den Christen die Bewahrung ihrer Glaubenstreue sehr erschwerten und wegen den noch bedenklichern Zeichen der kommenden Zeit rieth er allerdings, jedoch mit ausdrücklicher Verwahrung, daß er darüber keine Vorschrift des Erlösers kenne, und Niemanden eine Schlinge umwerfen wolle, Jedem, der es ohne Gefahr seiner Tugend vermöge, sich der Ehe zu enthalten (1. Kor. VII. 6, 8, 35). Diesen Rath mochten die Christenlehrer, als der Verfolgung am meisten ausgesetzt, mehr als Andere zu Herzen nehmen, da im ehelichen Stande sie weniger sorgenfrei waren, und ihr Muth stärker auf die Probe gestellt wurde. Doch waren (wahrscheinlich) die mehrsten Apostel selbst, auch ihre Gehülfen verehlicht und ihre Frauen befanden sich in ihrem Gefolge. Schon zu ihrer Lebzeit nahm jedoch die Idee von dem unbedingten hohen sittlichen Vorzug der Jungfräulichkeit für sich selbst einen ungemeinen Schwung. Eine vorzügliche Pflegerin dieser Idee war die morgenländische Weltweisheit, die jetzt mit der Berufung auf des Heilands unverehlichten Stand, auf seine Geburt von einer Jungfrau und auf sein Wort von denen, die um des Reiches Gottes willen der Ehe entsagen, und auf des Apostels Paulus Rath, auch durch die Meinung von der Nähe des Weltgerichts sich verstärkte. Auch der Gnostiker und Montanisten Schwärmerei, die den Geschlechtsumgang als Verunreinigung der Seele verabscheute, kam ihr zu Statten. Hermas, Justin, Ignatius, Clemens von Alexandrien, Cyprian, Origines stimmen hierin überein. Des Irenäus nüchterne Ansicht fand weniger Anklang. Ambrosius zu Mailand forderte die Junfrauen auf, auch wider der Eltern Willen mit Ueberwindung der Ehrfurcht gegen sie sich dem ehelosen Stand zu widmen, und äußerte den Wunsch, jeden Hochzeitschleier in einen Schleier der frommen Jungfrauschaft verwandeln zu können. Auch Augustin hielt es für wünschenswerth, daß Jedermann ehelos bliebe, damit die Stadt Gottes eher voll und das Ende der Welt beschleunigt werde. Gleiche Ansichten hegte Hieronymus, dem die Ehe sich nur als Pflanzstätte von Mönchen und Nonnen als lobwürdig darstellt, gleichwie von Dornen Rosen, aus Muscheln Perlen entstehen. Auch Basilius, Chrysostomus, Gregor von Nazianz und von Nyssa und alle griechischen Väter sind einstimmig in begeisterter Empfehlung der Ehesflucht. Zwei Dinge sprechen der Ehelosigkeit des Priesters das Wort: die Befreiung von vielen schweren und zerstreuenden häuslichen Sorgen, wodurch die Widmung des ganzen Herzens und aller Kräfte für das Heil der Gemeinde erleichtert wird, und der Achtung gebietende Eindruck der Bezwingung eines mächtigen Sinnentriebs aus reiner, für Andere sich opfernden Liebe. Schön war der Gedanke: die Geistlichkeit möchte, irdischer Bande ledig, ganz dem nur leben, was des Geistes ist. Indessen lag zwischen der Idee vom herrlichen Vorzug der Jungfräulichkeit, welche Manchen von der Ehe zurückhielt, und dem Verbot der Priesterehe noch ein weiter, der christlichen Freiheit offener Raum. — Mögen nun die Kirchensatzungen, die die Ehelosigkeit des Klerus betrieben, die größere Sittenreinheit beabsichtigt haben, doch war nicht einmal äußere Sittlichkeit das Ergebniß, wie viel unkräftiger mußten

sie erst seyn, die innere zu fördern und zu verhindern, daß die geheime Unzucht sich mit einem Heiligenschein umgebe!"

Die Folge offenbarte sich auf solche Weise, daß sich innerhalb der Kirche beinahe systematisch das Gegentheil von dem erzeugte, was sich nach dem ursprünglich guten Willen derselben hätte erzeugen sollen. Der Hirt der Heerde wurde zum Wolf, die Sittenprediger wurden Verführer, der Geist wurde faules Fleisch, das offne Herz wurde zum Geldbeutel. Der Verfasser zeichnet mit fester Hand das wachsende Verderben und gibt zuletzt folgendes Bild der Kirche, wie sie war, als endlich die Concilien einberufen werden mußten, um ihren Bankerot aufzuhalten, wie später in Frankreich die Nationalversammlung einberufen wurde, um den Staat zu retten. „Das Beispiel der Gebräuche und Sitten am päpstlichen Hofe (zu Avignon) wurde für die gesammte Geistlichkeit Losung und Deckmantel der abscheulichsten, theils neuen, theils fortgesetzten Ausartung. Alle Kirchenstellen waren käuflich: kaum eine konnte ohne Rechtshandel vor geistlichen Gerichten erworben oder behauptet werden. Gold war der vollgültigste Beweis der Fähigkeit. Weder Frömmigkeit noch Wissenschaft wurde berücksichtigt. Schulen und Gelehrsamkeit sanken in immer tiefern Verfall. — Die meisten Bischöfe mit ihrem Domklerus ergaben sich einem regellosen, üppigen und prunkvollen Wohlleben, in Beschäftigungen und Ergötzungen den Weltleuten des höhern Rangs sich gleichstellend. Selbst in den vormals durch Gelehrsamkeit berühmtesten Klöstern war diese jetzt verschwunden. Sie waren eher die Kerker und Gräber, als die Zufluchtsstätten der Ueberbleibsel geistiger Schätze des Alterthums, indem man sie in ihnen unbenutzt und sorglos vermodern ließ, während die Aebte und Mönche in der Jagd und in Gelagen, wo nicht selten Pantomimen und Possenreißer die Gäste zu ausgelassener Lustigkeit reizten, in Fehden, Turnieren und Prachtfesten das Geschäft oder vielmehr den Zeitvertreib ihres nutzlosen Lebens suchten. — Die Leichtigkeit, womit die heiligen Weihen ertheilt wurden, brachte eine Menge von Leuten in den geistlichen Stand, die bloß dem Elend oder drückender Leibeigenschaft oder auch nur der Arbeit entrinnen wollten. Viele solche Kleriker ohne Berufsgeist und Bildung, auch viele müßige Mönche schweiften umher, Aergerniß verbreitend, von abergläubischem Volksbetrug sich nährend. Das Cölibatsgebot trug immer schlechtere Früchte, je mehr der Klerus in Rohheit, Unwissenheit und müßiges Wohlleben versank. Auch das Kirchengut zerfiel. Die Pfründen groß und klein waren durch die päpstlichen Abgaben und durch Plünderungen der Fürsten und des Adels verarmt. Das Vermögen der Klöster war sichtbar im Schwinden, theils wegen der Abgaben und Rechtshändel, theils wegen der Ueppigkeit und Verschwendung der Mönche. Die Bettelmönche, wegen Nachläßigkeit der Weltgeistlichen beinah im Alleinbesitz des religiösen Volksunterrichts, predigten die albernsten Dinge; sie waren voll Anmaßung, oder in gänzlicher Ausartung. Die zur Zeit Ludwigs des Bayers gemachte Erfahrung, daß der Bettelmönche Einfluß auf das Volk auch dem päpstlichen Ansehen gefährlich werden könne, bewog die Päpste, sie durch Vermehrung ihrer Gunstbezeigungen noch enger an ihr Interesse zu fesseln. Von der Zeit an wurden sie aber noch mehr der Gegenstand der Eifersucht der Weltgeistlichkeit, die sich besonders an den Universitäten offenbarte. Am verdorbensten waren die Orden, in denen sich dem Ritterthum das Mönchthum beigesellt hatte. Auch die Nonnenklöster standen im Rufe leichtfertigen Lebens und großer Unsittlichkeit. — In einer Rede, welche später der Bischof Jakob von Lodi hielt, wird bemerkt, daß die Geistlichen, die den Andern zum Muster dienen sollten, jetzt die Lebensregeln von den Laien lernen müßten, bei denen mehr Anstand, Sittsamkeit, Sittenernst und Frömmigkeit anzutreffen sey, als bei ihnen."

So in die Augen schlagende Greuel weckten natürlicherweise große Unzufriedenheit im Volke. Daher die vielen, immer mehr sich häufenden Ketzer. „Da erneuerte sich," sagt der Verfasser Theil III. S. 27, „die Wahrnehmung, daß eine tiefe Verdorbenheit der Sitten auch eine Verkehrtheit der Begriffe und, wie Petrarka sich ausdrückt, einen Haß der Wahrheit nach sich ziehe. Sophistik ward schon oft der Anwalt des Lasters. So auch jetzt. Die zeitlichen Vortheile, die man aus dem Bekenntnisse des Christenthums ziehen konnte, gaben den vorzüglichen Maßstab, dessen man sich zur Schätzung seines Werthes und des Werthes seiner äußern Einrichtungen bediente. Diese Vortheile waren es, was der gewaltthätige Glaubenseifer im Auge hatte. In jeder Verbesserung, wodurch die zeitlichen Vortheile geschmälert oder gefährdet wurden, erblickte er einen Frevel gegen Gott und seine Kirche. Um die Mißbräuche in Schutz zu nehmen scheute man sich nicht, die durch dieselben verdrängte alte kirchliche Einrichtung und Uebung als der Reform bedürftig und die wirklichen Mißbräuche als Verbesserungen auszugeben, und so in der Werthschätzung der kirchlichen Anstalten, Gebräuche und Ueberlieferungen die Ordnung völlig umzukehren. Dem, was von Gregor VII., Innozenz III. und IV. und Bonifaz VIII. eingeführt worden, wurde vor dem, was in den Zeiten, die den Aposteln nahe standen, in Uebung gewesen, der Vorzug eingeräumt."

Doch endlich wurde der moralische Zorn Meister der Lüge. Was Keinem vorher gelungen, selbst nicht den Concilien, das gelang dem kräftigen Gemüth eines Mannes. Herr v. Wessenberg drückt sich darüber Theil III.

S. 37 also aus: „An dem weichlichen, überverfeinerten und in weltlichen Sorgen versenkten päpstlichen Hofe konnte man einen Charakter, wie der Mönch von Wittenberg war, nicht begreifen. Man sah in ihm nur einen gewöhnlichen Scholastiker, dessen Verstand sich in der Spekulation gleich vielen Andern vor ihm verstiegen habe. Von der Tiefe seines Gemüths, von dem Ernst seines Willens, von seiner unbeugsamen Entschlossenheit, von seiner furchtlosen Begeisterung für das, was ihm Wahrheit schien, hatte man dort keine Ahnung, noch weniger davon, daß bei der Denkart und Stimmung im deutschen Volke solch ein Charakter damals eines zahlreichen und bedeutenden Anhangs versichert seyn konnte. Seine ausschließlich der Theologie zugewendeten Studien und sein Mangel an genauerer Kenntniß der Welt und der verborgenen Triebwerke ihrer Angelegenheiten dienten nur dazu, seinen Enthusiasmus zu verstärken."

Aber eben deßhalb fand auch Luther bei denen, welche die Kirche leiteten, nirgends die Fähigkeit oder den Willen vor, auf seine wohlgemeinten Verbesserungsvorschläge einzugehen. Er fand nur Widerstand, der nun auch ihn und seine Parthie zu Einseitigkeiten trieb, und so kam die so lange sehnlich gewünschte Reformation der Kirche nicht zu Stande, sondern nur ein Bruch der Kirche in zwei oder mehrere Theile.

Dadurch wurde nun die Kirche von der weltlichen Macht abhängig und zugleich dem Einfluß der ihrem Bereich entrückten und selbstständig gewordenen Schulen, den Angriffen der Philosophie und des Unglaubens bloßgestellt. Und dagegen hat in jüngster Zeit die Kirche wieder zu reagiren begonnen. Aber mit welchen Mitteln? zu welchem Zweck? Diese Frage beschäftigt den edeln Verfasser sehr ernstlich.

Kann es der so vielfach bedrohten Kirche zuträglich seyn, gerade das Zufällige und Mißbräuchliche festzuhalten? kann es ihr zuträglich seyn, selbst auf Mißbräuche zurückzukommen und dieselben wieder gut zu heißen, die schon lange beseitigt und durch das Urtheil der Geschichte gerichtet scheinen? Man kann damit eine kurze Zeit lang überraschen ohne Zweifel, aber das sind denn doch nicht die Waffen, mit denen ein dauerhafter Sieg erstritten wird.

Die Vorschläge des Verfassers sind im echten Geist christlicher Liebe gedacht, durchaus würdevoll, dem heiligen Beruf der Kirche zuträglich und praktisch, abgewogen nach reiflicher Erfahrung.

Welcher Vorschlag könnte z. B. in der Cölibatsfrage weiser und angemessener seyn, als der, welchen Herr von Wessenberg unterstützt, wenn er Theil IV. S. 320 sagt: „Es läßt sich nicht mißkennen, daß das Eheverbot nie gesetzlich eingeführt worden wäre, wenn die Regenten der Völker die Ueberzeugung von seiner Schädlichkeit für die bürgerlichen Verhältnisse gehabt hätten. Selbst diejenigen Regenten, die zur Zeit des Concils von Trient Nachsicht in Betreff des Cölibats verlangten, beriefen sich dabei bloß auf sittlich-religiöse Beweggründe, die allerdings von Seite der obersten Kirchenbehörden die achtsamste Erwägung verdienten. Ist doch dieser Gesichtspunkt der einzige, der hierin die Kirche leiten darf. Wird je in ihrem Schooße die Ueberzeugung vorherrschend, daß die Ehe der Heiligkeit des größern Theils ihrer Diener zuträglicher wäre, als der Cölibat, und stimmt damit die Ueberzeugung der Staatsgesellschaft überein, daß ein längeres Festhalten des Verbots der Priesterehe ihrer gesetzlichen Ordnung und Wohlfahrt entgegenstehe, so wird es die Kirche gewiß vorziehen, von der Strenge des Verbots nachzulassen, als zuzugeben, daß der Gegenstand der weltlichen gesetzgebenden Macht anheim falle. Achtbare Stimmen haben neuerdings als Mittel, Aergernisse zu verhüten, die Zurückversetzung in den Laienstand solcher Geistlichen, deren sittliche Kraft dem Cölibat, wozu sie sich aus Unkunde ihrer Schwäche verpflichteten, nicht gewachsen sind, in Vorschlag gebracht. Verdiente dieser Vorschlag nicht vor Allem Berücksichtigung?"

Was ist natürlicher, als ein solches Verfahren? Es wurde schon in frühern Zeiten befolgt. Wenn wir nicht irren, gebot schon die erste Regel des h. Benedikt den Mönchen, denen es zu schwer würde, ihr Gelübde zu halten, das Kloster zu verlassen und in die Welt zurückzukehren. Dadurch wurde der Wahnsinn und die Scheußlichkeit heimlicher Begierden und die noch widerlichere Heuchelei und Scheinheiligkeit ausgeschlossen Es wurde kein gesetzlicher, nicht einmal ein moralischer Zwang geübt und eine Tugend, die entschieden freiwillig war, konnte keinem Verdacht unterliegen. Oder um ein biblisches Gleichniß zu gebrauchen, man entließ die räudigen Böcke aus der Heerde. Wie thöricht wäre es gewesen, sie zum Verweilen in der Heerde zu zwingen? Und dennoch wurde dieser Zwang später zum Gesetz.

Leider ist das, was das natürlichste ist, oft am Schwersten in der Welt herzustellen. So wird denn auch der so vernünftige Vorschlag, zur Praxis des h. Benedikt zurückzukehren, ein unübersteigliches Hinderniß nicht nur in dem einmal als unfehlbar angenommenen System der Kirche, sondern auch bei den Betheiligten selbst finden, sofern in der Regel der Priester, der aus anticölibatären Gründen sein Amt aufgeben will, hülflos in der Welt dastehen und selten die ökonomischen Mittel haben würde, um heirathen zu können, also doch einmal auf Ehelosigkeit mit oder ohne Amt angewiesen, die mit dem Amt der ohne Amt vorziehen wird.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. November 1840.

Kirchengeschichte.

Die großen Kirchenversammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts, in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt von G. H. v. Wessenberg. Vier Bände. Constanz, Glükher, 1840.

(Schluß.)

Der Verfasser appellirt in dieser Sache, wie in jeder andern Kirchensache an ein Concil. „Selbst die Aufhebung des Eheverbots könnte vielleicht einst dazu dienen, dem Cölibat einen sittlichen Glanz zu verleihen, dessen ihn jetzt das Verbot durch den Verdacht des Zwangs und der Heuchelei vielfach beraubt. — Ein künftiges Concil, bei welchem christliche Liebe mit christlicher Weisheit den Vorsitz führt, möge entscheiden."

Ein Concil? Ja. Es ist die ernstlichste Meinung des Herrn von Wessenberg und sein Werk ist hauptsächlich in dieser Tendenz geschrieben, daß der Kirche wie im Großen ein Concil, so im Kleinen Provinzialsynoden Noth thäten.

Auch die Frage der gemischten Ehen wünscht er vor solchen öffentlich verhandelt zu sehen. Der Mittelweg, für den er selbst in Betreff der gemischten Ehen votirt, scheint uns noch nicht aus der Sache zu führen. „Zu Rom behauptet man: das Aeußerste zugestanden zu haben, und weiter gehen, hieße religiöse Gleichgültigkeit fördern; dagegen zu Berlin: man könne von dem Staatsgesetze nicht abweichen, welches, indem es Verträge über die Kindererziehung vor der Ehe untersagt, nur die Rechte der Eltern in Ansehung auf Kindererziehung gegen jeden Zwang beschütze. Da indessen einerseits der Staat sich bisher alles Zwangs gegen die katholischen Pfarrer in Hinsicht der Einsegnung enthalten hat, und anderseits die in vielen Gegenden vorlängst geübte mildere Praxis in Betreff der Einsegnung gemischter Ehen nicht ohne Erwägung der wahren Interessen der Kirche von den Bischöfen eingeführt wurde: so steht die Aussicht auf mögliche Ausgleichung noch offen. Natürlich wünscht jede Kirche, daß die Kinder in ihrem Bekenntniß erzogen werden. Einem jeden wird billig die Befugniß eingeräumt, durch Vorstellungen und Ermahnungen sich für die Erfüllung dieses Wunsches zu verwenden. Aber einerseits darf kein Pfarrer seine kirchliche Amtsgewalt gegen den Ehetheil des andern Bekenntnisses in Anwendung bringen; anderseits benimmt zwar die Verweigerung der Einsegnung sowohl der sakramentalischen als der bürgerlichen Gültigkeit der Ehe (für den katholischen Ehetheil) nichts, indem ihre Gültigkeit auch ohne katholische Einsegnung von der Kirche anerkannt ist. Aber die Verweigerung der Einsegnung enthält doch eine Kirchencensur; und wen trifft nun im fraglichen Fall diese Censur? Gerade den kirchlich-unschuldigen katholischen Theil; denn nicht dieser ist Schuld, daß dem Wunsche und Ansinnen wegen vorläufiger Zusicherung der Erziehung aller Kinder im katholischen Glauben nicht entsprochen wird; die Schuld liegt auf dem protestantischen Theile, der sich des ihm in dieser Beziehung eingeräumten Rechtes nicht begeben will. — Das Interesse der katholischen Kirche fordert überhaupt von ihr, mit Censuren so sparsam als möglich zu seyn und sich ihrer zu enthalten, wo sie Schuldlose treffen könnten, oder nicht dazu dienten, die religiöse Gesinnung zu verbessern und das Ansehen der Kirchengesetze zu befördern ꝛc." Zuletzt schlägt der Verf. vor: „1) daß der katholische Theil seinem Pfarrer vor der Einsegnung die mündliche Zusicherung gebe, sich nach Thunlichkeit für die katholische Kindererziehung verwenden zu wollen, und 2) daß für die Einsegnung der gemischten Ehen eine Form vorgeschrieben werde, wodurch jeder Schatten des Argwohns einer Billigung der Gleichgültigkeit in Bezug auf die religiöse Kindererziehung hintangehalten würde." (IV. 330.) Eine nur halbe Maßregel, wie uns dünkt.

Dagegen scheint uns die Berufung auf öffentliche

Synodalverhandlungen sehr beherzigenswerth. „Rom erhob die stärksten Klagen über verletzte Kirchenfreiheit und sprach jenen Prälaten die Märtyrerkrone für deren Vertheidigung zu. In einer Fluth von Streitschriften suchten die Parteien in Deutschland den Vorfall zu ihren Zwecken auszubeuten. Die Gemüther kamen in große Aufregung, und in recht auffallender Weise offenbarte sich hier der Nachtheil, der für die Kirche aus der Nichtbeobachtung ihres Grundgesetzes hervorgeht, welches alle wichtigeren Angelegenheiten den Provinzsynoden zur Entscheidung zuweiset. Solche Versammlungen hätten durch ruhige, umsichtige Erörterung und weise Verfügungen allen Schritten begegnen können, wodurch die Gemüther beunruhigt und die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat gefährdet wurden. Von Synoden wäre am zuverlässigsten die allseitige Erwägung der Sache im Geiste jener Liebe zu erwarten gewesen, die alle kirchlichen Vorkehren dem Gesichtspunkte unterordnet, wie Erbauung und Frieden am besten befördert, Aergerniß und aufregende Erbitterung beseitigt werden können. Allein seit Jahrhunderten ist man gewöhnt, für das Kirchliche den Weg diplomatischer Verhandlungen vorzuziehen." (IV. 327).

Es ist in der That auffallend, daß man in unsrer Zeit, in welcher das constitutionelle System und die Oeffentlichkeit so viele Freunde gefunden haben, so wenig daran denkt, auch der Kirche ihre altehrwürdige Constitution und die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen auf Concilien und Synoden zu vindiciren. „Ein erleuchteter Papst, Benedikt XIV., hat in einem eigenen Werke den Nutzen und die Nothwendigkeit der Provinz- und Bisthumssynoden so überzeugend dargestellt, daß man glauben sollte, jedem Zweifel und Bedenken sey der Weg verschlossen. Er zeigt, daß zu verschiedenen Zeiten in der Kirche die Vernachlässigung dieser Versammlungen als Hauptursache des Verfalls die Disciplin betrachtet wurde; daß man die Synoden als Nerven und Sehnen des Körpers der Kirche angesehen, bei deren Erschlaffung dieser sich auflöse; daß sie es sind, die den Visitationen der Bischöfe in ihren Sprengeln das Siegel aufdrücken, und daß sie selbst eine vollständige Generalvisitation genannt werden dürfen, indem hier alles Kirchliche genau und gemeinsam von Allen, denen es zukommt, untersucht und geprüft wird. Die regelmäßige Abhaltung solcher Versammlungen ist deßwegen durch die allgemeinen Concilien von Nicäa, Constanz, Basel und Trient unbedingt vorgeschrieben. Eben deswegen wär' es Verletzung der den obersten Wächtern des Kirchenthums schuldigen Achtung, bei ihm eine Abneigung gegen Synoden zu vermuthen. Jener Geist, von welchem die Bischöfe gesetzt sind, legt ihnen übrigens die Pflicht auf, auch dem kirchlichen Oberhaupte die Wahrheit, selbst auf die Gefahr hin, zu mißfallen, wie Paulus dem Petrus, vorzuhalten, und ihre Verehrung für die erhabene Würde seines Amtes vorzüglich dadurch an den Tag zu legen, daß sie ihm die Gebrechen und Mißbräuche, die dem Seelenheile hinderlich sind, und die wahren religiösen Bedürfnisse der Gemeinden mit der größten Freimüthigkeit darlegen, und auf Abhülfe dringen, ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst. Auf welche Weise könnte das geziemender geschehen, als mittels der Synoden? — Mittels derselben treten die Bischöfe gegen den römischen Stuhl in das rechte Verhältniß, welches mit der Ehrfurcht gegen den Mittelpunkt der Einheit die Wahrung der Rechte und Selbstständigkeit der einzelnen Kirchen im Einklang erhält. Der noch bestehende Metropolitanverband der Bischöfe ist ohne die Wirksamkeit solcher regelmäßig abgehaltenen Versammlungen nur ein Schattenbild, und die Provinzsynoden allein, wie die Concilien von Basel und Trient sie anordnen, können dasselbe wieder beleben. Durch wohlgeordnete Provinz- und Bisthumssynoden wird der Weg zu einem allgemeinen Concil gebahnt, welches, von gleichem Geiste beseelt, diejenigen Verbesserungen allgemein anordne, die in einzelnen Sprengeln bereits vorgekehrt wurden, und noch solche hinzufüge, welche die gesammte Verfassung und Verwaltung der Kirche betreffen. Weil die besten Einrichtungen, sagt ein berühmter Schriftsteller, durch die Zeit altern und von den Leidenschaften endlich entstellt werden, so ist gut, wenn Epochen und Mittel bestimmt sind, wodurch eine freie Verfassung sich selbst erneuert. Hierdurch gewinnt sie, in Vervollkommnung fortzuschreiten, gleichwie der menschliche Geist, und vermeidet eine überaus große Gefahr, endlich außer allem Verhältnisse zu seyn mit andern Umständen der Weltverfassung. Nun ist Alles dies seit vierzehn Jahrhunderten in der Kirche bestimmt; warum also mit Befolgung dieser Bestimmungen in einem Zeitpunkte zaudern, wo alle Zeichen einhellig verkünden, daß nur Eine Wahl übrig sey: entweder schmähliche Auflösung oder Befestigung der Einheit durch gemeinsame Erneuerung?" (IV. 435).

Der Verf. erinnert, welchen mächtigen Einfluß die Mannichfaltigkeit der Ansichten zuletzt üben muß, wo die Einheit vom monarchischen Kirchenprincip aus allein nicht mehr hinlänglich gesichert werden kann, und wie es auf Vereinigung ankomme, zu denen eben nur Kirchenversammlungen führen. „Einer Grundreform, welche mehr in einer Umänderung der Gesinnungen und des Lebens, als der bloßen äußern Gestaltungen und selbst der bloßen Vorstellungsarten und Begriffe besteht, setzt die Macht theologischer Systeme kein geringes Hinderniß entgegen. So lange dergleichen Systeme dem religiösen Unterrichte und der sittlichen Erziehung zum Leitgestirn dienen, wird jene vermeinte Verbesserung bloß in Worten bestehen, in der That aber durchaus eitel seyn. Welcher andere Grund könnte der Kirche gegeben werden,

damit die Pforten der Hölle nichts gegen sie vermögen, als der Grund, den der Stifter selbst gelegt hat — das in Glauben, Hoffnung und Liebe bestehende Urchristenthum, welches nur die innere Heiligung im Auge hat, welches, stets nüchtern und bescheiden, aller stolzen Rechthaberei und allem selbstsüchtigen Streben fremd, sich alles Grübelns und aller Zänkereien über den Glauben enthält; welches diesen, weil selbst von Gott zum Frieden berufen, nie durch Unduldsamkeit, sondern nur durch liebende Theilnahme, Sanftmuth und Verträglichkeit an den Tag legt; welches selbst keine Theorien menschlicher Wissenschaft erzeugt, aber doch das Streben der Vernunft nach Wissenschaft ehrt, auch jede Erscheinung im Gebiete des Wissens und Glaubens gerecht und liebreich beurtheilt und vor nichts Furcht einprägt, als vor dem, was sündhaft ist, oder zur Sünde führt; welches endlich in allen Obern die Anordnung Gottes erblicken läßt, und Bereitwilligkeit zur Befolgung ihrer Vorschriften einflößt, aber auch den Muth verleiht, dem anerkannten Willen Gottes mehr als den Menschen zu gehorchen? — Warum haben noch immer die bloßen Meinungen so viel, die Glaubenslehren so wenig Einfluß auf die religiösen Uebungen und Einrichtungen? Woher noch immer die Menge von Verordnungen in kirchlichen Dingen und die Seltenheit ihrer Beobachtung? Woher noch jetzt das schweigsame Dulden so mancher Pflanzstätten und Vehikel des Aberglaubens? Woher die Nachsicht für die Ausgeburten der Andächtelei, da doch zu Trient dieses Dulden und diese Nachsicht laut verworfen worden? — Warum müssen oft die trefflichsten Seelenhirten mit Schmerz ihr Unvermögen beklagen, durch ihr vereinzeltes Wirken den trübenden Einflüssen der Welt auf die religiösen Gesinnungen und die Sitten ihrer Herden rechtzeitig und mit Erfolg zu begegnen? — Woher endlich die oft noch so grellen Gegensätze im Benehmen der Seelsorger der nämlichen Kirchenprovinz, der nämlichen Diöcese gegenüber den Gemeinden? — Eine Hauptursache liegt offenbar darin, daß die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten durch regelmäßige Provinz- und Bisthumssynoden immer mehr in Abgang kam. — Wenn die dazu berufenen Männer, von den Gesinnungen des Urchristenthums, das allen Wandel und Wechsel der kirchlichen Formen überlebt, durchdrungen, in einer Synode sich vereinigen, um mit brüderlichem Sinne zu berathen: was der Kirche, was der christlichen Gesammtheit im weitern oder engern Kreise noth thut, was für ihr sittlich religiöses Gedeihen sich hinderlich zeigt, mithin zu beseitigen, oder was ihm förderlich wäre, mithin zu veranstalten sey; läßt sich von einer solchen Synode nicht mit Zuversicht erwarten, daß der von Jesus versprochene Geist mit ihr sey, daß ihre Beschlüsse sich als Früchte dieses Geistes bewähren werden? — Allerdings wird derjenige, der jenes Urchristenthum nicht im Herzen trägt, in einer Synode nur Mißtöne hervorbringen können; aber kommen auch Solche hier mit Andern zusammen, die ein echt christlicher Geist beseelt, sie werden nicht selten gleichfalls von diesem Geist ergriffen und fortgezogen werden. Gottes Geist hat eine Gewalt, der nichts widersteht. Wie oft hat schon ein Einziger als Organ desselben ganze von einer widerstrebenden Gesinnung erfüllte Versammlungen durch die Wunderkraft seines Wortes umgewandelt! Uebrigens kann Widerspruch, auch wenn er von Verkehrtheit herrührt, selbst dazu dienen, die Wahrheit desto klarer zum Vorschein zu bringen und ihren Sieg glänzender zu machen. Von Synoden, wo aus dem Schatze religiöser und kirchlicher Weisheit Altes und Neues hervorgeht und treu benutzt wird, darf die Kirche erwarten, daß sie die Gegensätze und Mißklänge zwischen den Einsichten, Bedürfnissen und Wünschen in ihrem Schooße vermitteln und aussöhnen werden. Die Anordnung der Synoden ist, wie Jedermann anerkennt, die Perle unter den Disciplinarbeschlüssen des Concils von Trient. Wie könnten wir diesen unsere Achtung bezeigen, wenn wir gerade ihre Perle im Staube liegen ließen? — Sie, die Synoden, sind das einzige, durchgehends wirksame Mittel, um das bleibend Heilsame, was zu Trient vorgeschrieben worden, recht ins Leben zu bringen und das viele Gute und Bessere, dessen Veranstaltung daselbst wegen der Unbild der Zeit unterblieb, theils vorzubereiten, theils zu verwirklichen, nachdem die Zeit dafür reifer geworden seyn wird. Nichts geschieht ohne die Zeit; aber Alles erwartet die Zeit. Eitel ist die Einwendung, der Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche mache die Rückkehr zum Urchristenthum unmöglich. Hegt doch die unfehlbare Kirche keinen andern Glauben, als den des Urchristenthums. Alles, was diesem Glauben zuwider ist, ist es auch dem Glauben der wahren, der apostolischen Kirche. Alles Hergebrachte, und wär' es noch so alt, muß der unveränderlichen Regel des Glaubens — der ewigen Wahrheit weichen. Jene Regel weiset immer zu dieser Wahrheit zurück. (IV. 421.)

Die Achtung, welche die Beschlüsse von Trient in Anspruch nehmen, darf den Wunsch nach weiteren Kirchenreformen nicht ersticken. Durch göttliche Fügung haben sich seit diesem Concil die Einsichten über viele Gegenstände ausnehmend verbessert, was wir vorzüglich der gründlicheren und mehr verbreiteten Erforschung der heiligen Urkunden und des kirchlichen Alterthums verdanken. Der uns diese bessern Einsichten verliehen hat, wird auch dafür sorgen, daß sie die rechten ihm wohlgefälligen Früchte hervorbringen; er, dessen Wirksamkeit nicht auf Zeit und Raum beschränkt ist, wird nicht aufhören, unsere Einsichten zu berichtigen und zu läutern." (IV. 441.)

Goldene Wahrheiten, die, wenn sie heute nicht

anerkannt werden, dem edlen Wessenberg den schönsten Ruhm bei der Nachwelt eintragen werden.

Noch glauben wir einen Punkt hervorheben zu müssen, auf den bei den modernen Kirchenwirren nicht wenig ankommt. Die Fanatiker sind nämlich allezeit schnell bereit, Jeden, der zum Frieden räth, eines Verrathes an der Kirche und einer servilen Gesinnung gegen den Staat anzuklagen; und überhaupt den Staat auf eine Weise anzufeinden, als ob am Staat eigentlich gar nichts Gutes wäre, als ob er gar nicht existiren, als ob er ganz in der Kirche untergehen sollte. Auf der andern Seite ist wieder nur zu wahr, daß die Kirche und ihre Diener sehr häufig in eine schmähliche Abhängigkeit vom Staate gerathen, daß sie bis zur Niederträchtigkeit servil geworden sind. Aber soll denn der Priester nur Rebell oder Höfling seyn? Keines von beiden. Herr von Wessenberg hat sehr Recht, wenn er andeutet, daß Concilien und Synoden dem geistlichen Stande viel von seiner verlornen Würde zurückgeben würden, daß diese Würde ihm Concessionen von Seite der weltlichen Macht erwerben und ihn selbst auch wieder mit der weltlichen Macht mehr versöhnen dürfte. Also ist in den Vorschlägen des Herrn von Wessenberg nichts, was der wahren Macht und Würde der Kirche zu nahe träte, so sehr er auch allen vernünftigen Forderungen des Zeitgeistes entgegenkommt.

Taschenbücher auf 1841.

Urania.

Obgleich ohne Kupfer, mit Ausnahme eines Titelkupfers (das Portrait des berühmten Malers Lessing), zeichnet sich doch die bei Brockhaus in Leipzig erscheinende Urania immer durch gefällige, zuweilen meisterhafte Erzählungen aus. So auch wieder in diesem Jahrgang. Der Inhalt besteht aus vier Novellen oder Erzählungen: der Prätendent, von W. Alexis; Cursorius isabellinus, von Wilhelm Martell; die drei Schwestern, von A. Hagen; und Waldeinsamkeit, von L. Tieck. Alle diese Erzählungen haben neben der ernsten auch eine heitere Seite und insbesondere ist Tiecks Novelle hierin ausgezeichnet. O wie thut es doch wohl, unter den finstern und oft henkermäßigen Mienen, die unsere Dichter machen, zuweilen noch einer lächelnden Grazie zu begegnen! Die Novelle Waldeinsamkeit hat einige Aehnlichkeit mit einer früheren, einer der trefflichsten Novellen desselben Dichters, nämlich mit „den Reisenden." Auch hier wird ein junger Baron eingesperrt und kommt mit dem Wahnsinn, jedoch nur von seiner heitern Seite in Berührung. Zuletzt löst sich das ergötzliche Capriccio sehr anmuthig und befriedigend in einem sentimentalen Accord auf.

Iris.

Herausgegeben von Grafen Mailath und Dr. S. Saphir. Pesth bei Heckenast. Mit sechs größtentheils sehr schönen Stahlstichen. Der Inhalt ist mannichfaltig aus Novellen und Gedichten gemischt. Unter den erstern zeichnet sich eine des Freiherrn von Bülow aus. Gedichte sind mitgetheilt von Seidl, Graf Mailath, Vogl, Frankl, Draxler-Manfred, Storch, Freiherrn von Feuchtersleben rc. Auch Damen haben sich in Prosa und Versen vernehmen lassen. Endlich finden wir einige sehr artige Beiträge aus der orientalischen Poesie, Leila, von Freiherrn von Hammer-Purgstall, und aus ungarischen Volkssagen von Fr. v. Pulszky.

Dramatische Dichtkunst.

22) Ariadne. Drama in drei Abtheilungen von Friedrich Osann. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1840.

In antiker Weise, wie Goethes Iphigenia. Der Dichter wählt das bekannte Abenteuer des Theseus, der die Liebe der schönen Ariadne benutzt, um den Kampf mit Minotaurus zu bestehen und glücklich wieder heimzukehren, das arme Mädchen aber undankbar und treulos auf dem Felsen von Naxos sitzen läßt. Der Dichter schildert nun Ariadne trostlos und voll Reue, daß sie ihren Vater verlassen hat, aber alles habe das Schicksal vorherbestimmt, weil Minos selbst einst die Mutter Ariadnes treulos verlassen habe und nun durch den Kummer um die Tochter dafür habe bestraft werden müssen. — Diese Lösung ist, dünkt uns, nicht so glücklich, wie die bekannte der alten Mythe, welche der armen verlassenen Ariadne statt des treulosen Helden, einen liebenden Gott, den Bacchus zuführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. November 1840.

Zur Geschichte der Buchdruckerkunst.

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst hat eine bedeutende Anzahl Gelegenheitsschriften hervorgerufen, Programme, Festbeschreibungen, Festreden ꝛc. Mehrere Prachtbibeln und andere Meisterwerke der Typographie dienten die Fortschritte und den heutigen Standpunkt der Kunst zu bezeugen. Viele Städte, in denen das große Fest gefeiert wurde, lieferten Beiträge zur Geschichte der Kunst, indem sie ihre typographischen Alterthümer mittheilten. Auch umfassendere Darstellungen fehlten nicht. Indem wir uns versagen müssen, auf alle Spezialitäten dieser Festliteratur einzugehen, zeichnen wir nur einige der vorzüglichsten Werke aus.

1) Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung von Dr. Karl Falkenstein, k. sächs. Hofrath und Bibliothekar. Ein Denkmal zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Typographie. Mit einer reichen Sammlung in Holz und Metall geschnittener Facsimiles der seltensten Holztafeldrucke, Nachbildungen von Typen alter berühmter Offizinen und Proben von Kunstdrucken nach den neuesten Erfindungen. Leipzig, Teubner, 1840. Groß 4.

Ein Prachtwerk von seltener Vortrefflichkeit, sowohl was den Inhalt, als was die äußere Ausstattung betrifft. Der durch seine Thätigkeit als Bibliothekar längst rühmlichst bekannte Verfasser entwirft darin die Geschichte der Buchdruckerkunst mit einer Genauigkeit und Vollständigkeit, wie sie erst in unserer Zeit möglich wurde, nachdem so viel neu aufgefunden und gesammelt und der Streit über die Anfänge der Kunst von allen Parteien so lange durchgestritten worden ist. Zuerst beschreibt er die ältesten Druckversuche, die Holztafeldrucke, die dem Druck mit Typen bekanntlich vorangingen. Die genaue Schilderung dieser ältesten Holzschnitte und die beigelegten treuen Copien derselben gereichen dem Werk zur größten Zierde. Die meisten sind nur wenig, einige noch gar nicht bekannt gewesen.

Dann geht das Werk über zu dem Druck mit beweglichen Typen, womit die eigentliche Buchdruckerkunst erst begonnen hat. Herr Falkenstein prüft alle Meinungen über den Ursprung ihrer Erfindung, reasumirt die langen Verhandlungen dieses Prozesses, hebt alle Entscheidungsgründe scharf hervor und weist somit nach, daß nicht Harlem, nicht Straßburg oder irgend eine andere Stadt, sondern allein und ausschließlich Mainz auf die Ehre der ersten Erfindung Anspruch zu machen hat, und so auch nicht Coster, noch Mentelin ꝛc., sondern nur Guttenberg. So interessant, wie die Behandlung dieses Streites, ist auch die Darstellung der ersten Druckversuche Guttenbergs und seiner Compagnons Faust und Schöffer. Das Mißgeschick, das den Erfinder der Kunst getroffen, muß um so mehr rühren, in je grellerem Contrast es mit der unermeßlichen Wirkung seiner Erfindung steht. Wie reichen Dank zollt ihm jetzt die Welt für das, was ihm, so lange er lebte, fast nur Sorgen und Kummer machte.

Herr Falkenstein gibt auch von den ältesten Drucken mit beweglichen Lettern Proben, wie von den älteren Holztafeldrucken, und verfolgt den Fortgang der Kunst Schritt für Schritt, indem er in chronologischer Ordnung alle Drucker und die Städte, in denen sie arbeiteten, bis ins sechszehnte Jahrhundert verzeichnet, und unter den spätern bis auf unsere Zeit wenigstens die, welche sich um die Kunst besonders verdient gemacht haben. Damit ist die Geschichte der Verbreitung der Buchdruckerkunst verbunden. Der Verfasser geht ihr nach bis in die entlegensten Welttheile. Wo irgend möglich, theilt er biographische Notizen und Nachweisungen über die Drucke der ältesten Officinen mit, desgleichen alte Schriftproben in Menge.

Endlich beschreibt der Verfasser die mechanischen Fortschritte der Kunst, die allmähligen Verbesserungen

der Presse und alle auf die Kunst bezüglichen neuen Erfindungen, die modernen Kunstdruckarten in Farben, mit erhabenen Buchstaben 2c., wovon die beigebundenen Blätter sehr schöne Proben enthalten, so wie auch vom Notendruck, vom farbigen Landkartendruck 2c. Dem schließt sich an ein alphabetisches Namenregister aller bekannten Drucker bis zum Jahr 1500, ein chronologisches Verzeichniß aller Druckorte bis zum Jahr 1831, und eine Typenschau von orientalischen Schriften, allen orientalischen Alphabeten, die sich in der großen k. Buchdruckerei zu Paris finden.

2) Die Buchdruckergeschichte Ulms zur vierten Säcularfeier 2c., geschrieben von Dr. K. D. Haßler. Mit artistischen Beilagen, Facsimile 2c. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung, 1840. Größtes 4.

Unter den specialgeschichtlichen Werken, die aus Anlaß des großen Druckerfestes erschienen sind, wohl die beste. Abgesehen von der reichen Ausstattung (illuminirte gothische Titel, Erinnerungsblatt in Kupfer, Holzschnitte, Facsimiles und trefflicher Druck) ist auch der Inhalt sehr interessant, denn der Mann, der in Ulm die erste Druckerei anlegte, war auch in anderer Beziehung merkwürdig. Ludwig Hohenwang, ein Ulmer, druckte das erste Buch in seiner Vaterstadt und war zugleich ein Holzschneider, der mit sehr viel Geist und Laune erfand und darstellte. Proben seiner ausgezeichneten Holzschnitte sind hier treu copirt. Schade, daß nicht die ganze Sammlung mitgetheilt werden konnte! Man darf ihn mit zu den Vorläufern der Reformation rechnen, denn er verspottet in seinen Bildern die damalige Pfaffheit. Der Verfasser vindicirt ihm die Ehre, der erste Buchdrucker Ulms gewesen zu seyn vor Zainer, der bisher dafür gehalten wurde, in einer sehr ausführlichen Darlegung, auf welche näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Dann folgt eine Geschichte der spätern Drucker und aller Werke, die aus den ältesten Ulmer Officinen hervorgegangen sind, kritisch gesichtet und vermehrt.

Ein Holzschnitt Hohenwangs ist uns besonders aufgefallen. In einem satirischen Buch de fide concubinarum in sacerdotes (von Wimpfeling und ein Pendant zu den epistolis obscurorum virorum)¹, das schon 1501 gedruckt wurde, stellt Hohenwang bildlich die Pforte der Hölle dar, die von der Concubine eines Pfaffen geöffnet wird. Der Pfaff will nicht mit ihr gehen, sondern seitab in den Himmel, da treten ihm aber entgegen ein Türke mit gezogenem Säbel, ein Ritter, der zum Schwert greift, und ein Bauer, der den Dreschflegel gegen ihn erhebt. Als solche Bilder componirt und verbreitet wurden, war die Reformation nicht mehr weit, und sogar der Aufstand der Ritter unter Franz von Sickingen und der Bauern im Jahr 1525 sind darin schon prophezeiht.

3) Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte. Zur Feier 2c. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel. Verfaßt von J. Stockmayer und B. Reber. Mit Holzschnitten. Basel, Schweighäuser, 1840. Größtes 8.

Papier und Druck prachtvoll, das Schönste, was man in dieser Art sehen kann.

Basel erhielt eine Druckerei, wie Ulm, nachdem durch die Eroberung der Stadt Mainz unter Adolf von Nassau im Jahr 1462 die geheimnißvolle erste Buchdruckerei des Guttenberg, Fust und Schäffer aufgesprengt und die Drucker zerstreut worden waren. Also gehört auch Basel zu den Städten, wo am frühesten gedruckt wurde und überdies zeichnete sie sich bekanntlich seit der Reformation als ein Hauptdruckort Deutschlands und der Welt aus. In dem vorliegenden Werk wird nachgewiesen, daß Basel nicht später, sondern wenn nicht früher, doch gewiß gleichzeitig mit dem kleinen Flecken Beronmünster im Canton Luzern eine Druckerei erhielt, daß also diesem nicht ausschließlich die Ehre gebühre, in der Eidgenossenschaft der erste Druckort gewesen zu seyn.

4) **Joannae Grajae litterae ad H. Bullingerum.** Johanna Grays Briefe an H. Bullinger. Diplomatischer Abdruck des Originals. Denkschrift zum Jubiläum 2c. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1840. Groß 4.

Ebenfalls prachtvolle Ausgabe, Druck und Papier herrlich. Auch der Text interessant. Die schöne unglückliche Königin von England schreibt an den Nachfolger Zwinglis in Zürich. Auch das Facsimile ihrer merkwürdig correcten Handschrift ist dabei.

5) Die Erfindung des Alphabets. Eine Denkschrift zur Jubelfeier 2c. von Dr. Ferd. Hitzig. Daselbst. Groß 4.

Aus derselben Officin und eben so schön gedruckt. Der Verfasser glaubt, der Erfinder der Buchdruckerkunst müsse uns auch an den unbekannten Erfinder der Buchstabenschrift erinnern und theilt nun mit, was wir von der Entstehung der Buchstaben wissen und was die Gelehrten darüber vermuthet haben. Er selbst vermuthet, das jüdische Alphabet sey das älteste. Seine Gründe sind aber nicht schlagend. Wie sollten die Juden, die noch ein ungebildetes Hirtenvolk waren, als schon

mächtige Kulturstaaten blühten, die Erfinder der Buchstaben gewesen seyn?

6) Neue Beiträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift. Bei der Säcularfeier rc. herausgegeben von Dr. G. F. Grotefend. Mit einer Steintafel. Hannover, Hahn, 1840. 4.

Eine gelehrte Untersuchung der so berühmten Keilschrift, von der in neuerer Zeit immer mehr Ueberreste bekannt geworden sind, die zur Erklärung auffordern. Unter den Erklärern behauptet Grotefend längst, wie bekannt, den ehrenvollsten Rang. Der Inhalt der Inschriften bezieht sich auf die alten Perserkönige und die Religion des Zoroaster.

Angehängt ist eine Untersuchung über den ältesten Schriftdruck. Dies ist nämlich eben jene babylonische Keilschrift, die in Thon abgedruckt zu werden pflegte, auf Backsteinen, deren so viel gefunden worden sind, ferner in Siegelringen, auf Amuleten rc., als deren Heimath Babylon schon von den Alten gerühmt wurde.

7) Schatten und Licht. Eine Festgabe zur Säcularfeier rc. zu Frankfurt a. M. dargebracht von Stockmar und Wagner. Größtes 8.

Auf bläulichem Papier mit bunten Randzeichnungen elegant gedruckt, enthaltend eine kleine Abhandlung über die Buchdruckerkunst in China, eine Ehrenrettung und Vertheidigung der Presse gegen die, welche ihre Mißbräuche tadeln, und ein Gedicht, das am Ende ruft „Es werde Licht.“

8) Sechs Jahrhunderte aus Guttenbergs Leben. Kleine Gabe zum großen Feste. Text von Dr. Fr. Dingelstedt, Randzeichnungen von Fr. Müller, Holzschnitte von Andrew, Best, Leloir und Gubitz, Druck von J. Hotop in Cassel. 1840. Folio.

Groß und prächtig gedruckt. Ein Text in Versen, welcher die ersten sechs Jahrhunderte nach Erfindung der Buchdruckerkunst charakterisirt, und dazu Holzschnittvignetten. Die letzte ist gar pikant, denn sie stellt Guttenbergs Denkmal in Mainz zerstört dar, und vor demselben Kosaken; eine halbnackte allegorische Person, welche die Presse oder die Freiheit vorstellen soll, in Ketten. Wenn die Worte des Dichters für das vorhergehende Jahrhundert in Erfüllung gehen sollten, so würden wir uns über diesen Kosakenbesuch gar nicht wundern, denn der Dichter singt:

Seys daß wir auf des Zweifels Felsenriffen
Uns festgerannt und innerlich zerspalten
Von dannen ziehn auf todesfrohen Schiffen;
Wir folgen doch des Geistes Allgewalten,
Am Steuer steht ein Lootse, der Gedanke,
Und Freiheit heißt der Pol, auf dem wir halten!
Uns kümmerts nicht, ob um uns schwindelnd wanke,
Was einst gewesen, ob in Schutt und Staub
Zusammenstürze jede alte Schranke rc.

Eine Freiheit, die im Zweifel wurzelt, die an ihr eigenes Leben nicht glaubt, da sie „des Todes froh“ ist, und die alles, was da war und ist, in Schutt und Staub zu sehen wünscht, ohne irgend etwas Neues dafür bauen zu wollen — eine solche Freiheit wäre freilich der nächste Weg in die Barbarei. Der Dichter aber hat nicht Unrecht, die Warnungsstimme zu erheben, denn der Schwindel, dem sich die zahlreichen Anhänger der Hegelschen Philosophie und der französischen Modeliteratur hingegeben haben, der lüderliche Fanatismus, der die Welt vom Christenthum und vom Moralgesetz emancipiren will, ist ein toller Rausch, der, wenn er sich sogar der minder gebildeten Klassen bemächtigen könnte, bald das andere Extrem hervor- und herbeirufen müßte.

Moden.

Form und Farbe, ihre hohe Bedeutung für die Industrie von C. F. Terne. Mit 4 Abbildungen. Chemnitz, Expedition des Gewerbeblatts, 1839. 4.

Indem der Verfasser das Verhältniß der Aesthetik zur Industrie, so weit sich beide berühren, auseinandersetzt, macht er manche sehr treffende Bemerkung. Er zeigt, wie in Kleidung, Möbeln, Geräthschaften rc. überall auch Schönheit und guter Geschmack sich geltend machen können und sollen, wie es aber an sichern Regeln und an einem richtigen Gefühl dafür noch gar sehr mangle. In einem Lande, wo es Nationalgeschmack ist, keinen zu haben, in einem Zeitalter der Eklektik, in welchem die schönen Künste selbst und ihre hochgeehrtesten Meister in der Vermischung aller Geschmäcke, in dem Kokettiren mit den Stylen und Manieren aller, auch der heterogensten Zeiten, den Triumph des guten Geschmacks sehen, in dem sich alle poetischen Formen westöstlich, antik-romantisch, nordisch-italisch und nadowessisch-

chinesisch durchdringen, und in welchem man antik-romantisch, griechisch-katholisch und byzantinisch-lutherisch baut, in einem solchen Zeitalter darf man gewiß von der Industrie nicht erwarten, daß sie einen entschiedenen ästhetischen Charakter haben soll. Denn die Industrie bleibt wie billig immer nur die Nachahmerin der Kunst, empfängt von ihr Gesetze, gibt sie aber nicht.

Indeß könnte man sich doch auch bei diesem eklektischen Verfahren ausschließlich an das Schöne, Zweckmäßige und Würdige halten. Sey es darum, daß man hier alles im griechischen, dort alles im gothischen, am dritten Ort alles im maurischen, am vierten im chinesischen, am fünften alles im Rokokostyl ꝛc. zuschneidet, so könnte man doch überall die würdigere und gefälligere Form auswählen. Aber das ist nicht immer der Fall. Der Geschmack springt oft aufs bizarrste ab, läßt oft das Schöne geflissentlich liegen und wählt das Häßliche, weil es — die Mode so mit sich bringt. Ueber diese launige Dame spricht sich der Verfasser recht gut aus: „Die Mode ist die Rathgeberin des schönen Geschlechtes; der Geschmack ist ihr unter dem Pantoffel gehaltener Ehemann, die Abgeschmacktheit ihre vertrauteste Freundin; sie ist die Gebieterin des Tages und die Verächterin der Vergangenheit. Man nennt sie wohl auch den Hebel der Industrie, was nur in Frankreich wahr ist: in Deutschland ist sie der Hebel des Kleinhandels, der das Ausland bereichert. Die Mode ist die sich täglich wiederholende Geschichte vom grünen Esel, vom wohlgestalteten Mann im Land der Hinkenden: sie ist die Kunst, welche die Leute zwingt, wider Willen auf den Köpfen zu gehen und Räder zu schlagen. Die Mode ist ein nüchterner Rausch, ein freudenloses Verliebtseyn, ein bewußter und doch willenloser Traum, die Schminkbüchse unserer Thorheit und der Trost unserer Nichtigkeit. Die Mode ist das Narrenseil, das Frankreich uns durch die Nase gezogen, das Schlepptau, an dem wir nachkeuchen. Die Mode ist endlich die leibhaftige Unbeständigkeit, und übt als solche in unserem unbeständigen, bewegungs- und eisenbahnsüchtigen Abendlande eine unbestrittene und gern geduldete Herrschaft aus, von der weder unsere Antipoden im himmlischen Reiche, noch unsere Vorbilder in der Kunst, die Griechen im Elysium, eine Ahnung, geschweige denn einen Begriff haben können. Da es unter dem Wechsel des Mondes nun aber einmal nicht immer so bleiben kann, so lasset uns wenigstens das unausbleibliche Aprilwetter zu unserem Vortheil wenden. Einst herrschten spanische Moden: es war zu der Zeit, als Kaiser Karl V. und nach ihm Philipp II. über Europa Spaniens Einfluß ausbreiteten. Schon mit Ludwig XIII. und Richelieu wird französischer Einfluß merklich, der unter Ludwig XIV. seinen Höhepunkt erreichte. Jetzt fängt England an, im Bereiche der Mode Raum zu gewinnen, und wenn die Pariser Modeschmiede in Verlegenheit kommen, etwas Neues an den Tag zu fördern, so holen sie es aus den drei vereinigten Königreichen oder vielmehr aus London. Nur Deutschland wendet immer seine sehnsüchtigen Blicke nach Westen, nicht in der Hoffnung, einen neuen Welttheil zu erspähen, sondern zu sehen, wo die neuen Moden herkommen; diese lassen auch nicht lange auf sich warten, denn während die Mode in Deutschland ihr Geweih nur alljährlich abwirft, wie der Hirsch, so häutet sie sich in Paris allmonatlich, wie die Raupen. Doch betrachten wir die Sache ohne weiteren Scherz! Wie sich die Sachen jetzt verhalten, ist also der deutsche Fabrikant, der vorzugsweise Modeartikel erzeugt, genöthigt, den französisch gestimmten Geschmack seiner Abnehmer, der Kleinhändler, bei Herstellung neuer Erzeugnisse zu berathen. Diese haben aber mehr Interesse ausländische, als inländische Waaren abzusetzen, weil die ausländischen durch Fracht und hohen Zoll vertheuert werden und sich an theuren Waaren mehr gewinnen läßt. Für den Fabrikanten kann die Herrschaft fremder Moden wohl bequem, aber nicht vortheilhaft seyn. Sie kann bequem seyn, denn sie überhebt ihn der Mühe, Künstler für seine Industrie zu gewinnen, und aus dem, was sie hervorbringen, selbstständig zu wählen; allein seine Waaren werden durch anhaltendes Kopiren von Jahr zu Jahr mehr entwerthet, so daß der geringe Vortheil, keines Künstlers zu bedürfen, sich zu einem bedeutenden Verlust umwandelt. Steht nun einmal eine Gegend in dem üblen Ruf, nur Nachahmungen zu liefern (die in Bezug auf Form immer schlechter sind als die Originale), so wird sich dieselbe nur durch niedere Preise Absatz verschaffen; ist aber der Weg des Herabsetzens eingeschlagen, so wird er bis aufs Aeußerste verfolgt. Ein solches Verhältniß kann wie ein Fluch auf einem Lande lasten. Demnach ist es im wohlverstandenen Interesse der Fabrikanten, so wie eines jeden Staates, der überwiegend auf Industrie gewiesen ist, dem Einfluß fremder Moden entgegen zu wirken und Selbstständigkeit zu erringen."

Sehr wahr, doch wird es nicht viel helfen. Deutschland ist vielleicht noch einmal im Stande, sich der Herrschaft französischer Feldherrn und Diplomaten zu erwehren, aber das Joch der Pariser Schneider wird es nie abwerfen. Der deutsche Bär konnte 1814 und 1815 mit grimmigen Tatzen unter dem französischen Volke wüthen und doch kam er von dem leichten Bande, von dem papiernen Schneidermaß, nicht los.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. November 1840.

Zur Geschichte der Buchdruckerkunst.

9) Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier ꝛc. Durch Dr. Karl Haltaus. 1840. Fest'sche Buchhandlung in Leipzig. gr. 8.

Sehr anständige Ausgabe. Unter den gedruckten Denksprüchen der verschiedenen Verfasser findet sich je ein Facsimilie ihrer Unterschriften. Es sind deren über zweihundert (je einer auf einer oder zwei Seiten, im Ganzen 309 Seiten). Darunter befinden sich berühmte und ausgezeichnete Namen: v. Ammon, Ernst Moritz Arndt, Barthold, Bechstein, Bretschneider, Burdach, Creuzer, Ehrenberg, Fouqué, Gaudy (der kürzlich verstorbene), Gesenius, Gieseler, die Brüder Grimm, von Hammer, Heeren, Hermann, Alexander von Humboldt, Jacobs ꝛc. ꝛc. Man sieht, daß das Werk in der That sich der ehrenhaften Theilnahme zu erfreuen gehabt hat und von der Elite der deutschen Geister unterstützt worden ist. Die mitgetheilten Denksprüche und Verse sind natürlicherweise von sehr verschiedenem Geist und Werth. Einige der ausgezeichnetsten zeichnen wir hier aus:

Prof. Enk von der Burg:

Der Lüge ward sie dienstbar, wie der Wahrheit;
So ward der Menschheit sie zum Doppelsegen:
Der Wahrheit leiht sie tausend eh'rne Zungen;
Die Lüge zwingt sie dem Gericht zu stehn.

Hofprediger Grüneisen:

Mein Werk trugst Du hinaus auf Millionen Schwingen:
Das Deine wird Dir nur durch meinen Rath gelingen.

Consistorialrath C. A. Menzel.

Cicero sagt (de Natura Deorum II. c. 37.) zur Widerlegung derjenigen, welche die Welt aus einem zufälligen Zusammenlauf von Atomen entstehen ließen: „Wer das für möglich hält, warum glaubt der nicht auch, daß die Annalen des Ennius der Reihe nach zum Lesen vor die Augen treten könnten, wenn Jemand unzählige Formen der Buchstaben, aus Gold oder irgend einer anderen Materie gebildet, zusammenthäte und dann auf die Erde schüttete? Ich zweifle, ob der Zufall auch nur einen einzigen Vers zu Stande bringen würde."

Wie nahe lag es hier, anstatt des Zufalls verständige Anordnung walten und aus den Buchstabenformen Wörter, Zeilen und Bücher zusammensetzen zu lassen! Der Schritt zum Abdruck war noch kürzer. Daß die hierzu erforderliche umgekehrte Stellung der abzudruckenden Formen den Alten nicht unbekannt war, bezeugen Siegelringe und Münzen. Dennoch vergingen funfzehn Jahrhunderte, ehe der vorhandene Grundgedanke der Buchdruckerkunst zur Anwendung gelangte. Würde die römische Welt sich anders gestaltet haben, wenn dies früher geschehen wäre, oder hat die Erfindung erst von dem Entwicklungsgrade der Menschheit ihre Bedeutung empfangen, mit welchem sie im rechten Momente zusammentraf?

Dr. Gustav Pfizer.

Du trotzest, Gutenberg, des Grabes Nacht;
Kein Rost zerfraß Dein blankes Rüstzeug nicht,
Und zittern, nach vierhundert Jahren, macht
Die Herzen der Despoten noch sein Licht.
Sie zeugen Dir in ihrem feigen Grimme
Mehr als der Dichter und der Redner Stimme.

Bei weitem die meisten Stimmen preisen die Presse, ihren Erfinder und ihre Freiheit. Gutenberg erscheint als der große Lichtträger, als der Morgenstern einer neuen Zeit. Nicht ohne Vergnügen liest man in dem vorliegenden Werke die Verse eines edeln katholischen Erzbischofs:

Durch Beides wohl — erhabene Gedanken
Und Thaten — schwingt sich zur Unsterblichkeit
Der Mensch empor, weit über alle Schranken
Der Endlichkeit, weit über Raum und Zeit:

D'rum, Gutenberg, wird nie die Säule wanken,
Die Dir die Welt zum ew'gen Ruhme weiht:
Die Presse zeugt, statt aller and'rer Kunden,
Du hast das Höchst' und Wichtigste erfunden!

Den Lobrednern der Presse stellen sich aber auch — und wie billig — Tadler des Preßunfugs entgegen. So sagt der fromme Scheibel die wahren und schönen Worte:

Ein höchst merkwürdiges Erinnerungsjahr tritt ein: die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Vorher unter allen Völkern nur einige hunderttausend Bücher, und mit welcher Mühe geschrieben; nach 1440, nach vielleicht noch zu geringer Zählung, über 3 Millionen gedruckt, die Exemplare jedes Einzelnen ungerechnet. Die Bibliotheken von Paris, Wien, Berlin und Göttingen, denen die der andern Hauptstädte Europas nahe kommen, zeigen, was geschehen ist. In mehr als 140 Sprachen liegen an 20 Millionen Exemplare des Buches aller Bücher vor den Augen der Christen. Wer müßte nicht preisen den Geist aller Weisheit und aller Kraft, der diese Quellen der Wahrheit und des Wissens, und durch Künstler des Vaterlandes, durch Erfindung einer einzigen schnelleren Buchstabenvermehrung ins Leben rief! Aber, welcher besonnene Kenner der Geschichte neuerer Zeit muß am Nachmittage und Abende des feierlichen Festes nicht auch denken der tausend und aber tausend Bücher, die Frechheit gegen Gott, Lüge über und gegen die Offenbarung desselben, Irrthum statt Wissenschaft, Unwahrheit statt Wahrheit, Böses statt Gutes in den Herzen von Millionen erweckten? Denkende Christen werden, wie vor schon 30 und mehr Jahren ein deutscher Gelehrter von dieser Feier sagte, am Morgen desselben ein Dankfest, Nachmittags einen Bußtag begehen; sey es in der Kirche, oder im stillen Hause. Doch die große Erfindung gab Gottes Geist, alle Bücher und ihr Wirken sind und bleiben in seiner Macht.

Professor Böttiger:

Gutenbergs Presse hat der Finsterniß mehr Land abgenommen, als Columbo, noch sein Zeitgenosse, zu entdecken im Stande gewesen wäre. Aber die Menschen verunehren wieder ihre herrlichsten Erfindungen und Entdeckungen. Ein Pasquill oder ein Schandroman ist in der literarischen, was der Negersklave in der neuen Welt. Wie wenig vermögen Censoren und Wilberforce's dagegen?!

Professor Ewald:

Wenn gedruckte Bücher und Zeitungen in Deutschland erst anfangen ein reiner Spiegel zu seyn, welcher die Wahrheit über die Grundfesten und Heiligthümer des menschlichen Lebens weder verzerrt noch verdunkelt wiedergibt, dann mögen deutsche Schriftsteller ein Fest feiern, an welches sie im Jahre 1840 nicht ohne Erröthen denken können, der Spiegel ist auch durch ihre Schuld erblindet.

Professor Steffens:

Als die Bücherpressen zu arbeiten anfingen, ward das Wort frei. Es tönt ganz in ein jedes Ohr hinein, wie das Licht in ein jedes Auge hineinschaut. Es hat die Schöpferkraft der Sonne, aber auch die zerstörende Macht des Feuers erhalten. Die Zeit hat Eile, seit das Wort sich in seiner Freiheit bewegt. Geologische Epochen sind in der Geschichte wach geworden, Gebirge erheben sich und sinken. Der Abgrund ruft aus seinen finstern Tiefen, aber die Sonne scheint zugleich unwandelbar herab. Die Ungeheuer der Urzeit erscheinen wieder; aber wer ihre Zeichen zu deuten weiß, der hat es erkannt, daß selbst diese das Bild einer besseren Zukunft in sich verbergen, aus sich zu entwickeln gezwungen sind. Wie das erste Wirbelthier — (indem es in der dunkeln Urzeit der Erde die Masse als Knochengerüste nach Innen drängte, daß sie dort besiegt würde) — zugleich durch seine Bildung den Menschen und eine geordnete, beruhigte, in sich geschlossene Natur mit ihm verhieß; — so wird das freigewordene Wort alle Massen des Daseyns durch Gesinnung und Erkennen, in ihrer ewigen Einheit, nach dem Innern drängen und besiegen. Die Sonne der allnährenden, allbildenden Liebe weissagt eine selige Zukunft und eine den Geistern durchsichtige Natur, die sie nicht mehr bindet, sondern befreiet. — Durch alle Mißgestalten verworrener Zeiten und Geister geht dieser, durch Nichts gehemmte, Fortschritt seinen unaufhaltsamen ruhigen Gang, von denen erkannt, die durch Glauben und Liebe gestärkt sind. Seit ein Jeder das Wort vernahm, tönt es in allen Ohren, nie zu verdrängen. Es enthält den Fluch alles Nichtigen, alles Bösen und Falschen. — Personen, wie Völker sind gezwungen, sich innerlich immer härter, immer strenger selbst zu bestrafen."

Gar schön sagt Dr. Mises (Fechner):

A. Wie kommt's, daß man die Kunst doch preist,
Die uns mehr Schlecht's, als Gut's erweist?
Schau auf der Bücher groß Gedränge,
Wie wen'ge taugen von der Menge!

B. Die Frage scheint mir sonderbar;
Allein die Antwort drauf ist klar;
Das Schlechte kann's nicht lange treiben;
Das Gute wird uns immer bleiben.

Romane und Novellen.

7) Ernste Novellen und Skizzen. Sehnsuchtsklänge nach der Heimath. Von Hofrath Dr. J. E. Nürnberger. Kempten, Dannheimer, 1839.

Der sinnige Verfasser, dem Publikum und insbesondere den Lesern unseres Morgenblattes wohlbekannt durch seine so gründlichen als klaren und heitern Aufsätze über Astronomie und Physik — derselbe hat sich auch schon öfter auf dem poetischen Gebiete versucht, und mit Glück, sofern er nicht aus seinem Charakter herausgeht, sondern auch in diesen Arbeiten immer vorzugsweise Naturgeheimnissen nachforscht. Die vorliegenden Mittheilungen sind insbesondere von psychologischem Interesse: eine Vision oder Geistererscheinung; die Erfüllung einer Prophezeihung; Verbrechen bestraft durch Verbrechen, ein psychologischer Collisionsfall (ein Erbschleicher wird von dem Jüngling, den er um all das Seine gebracht, wieder bestohlen, versöhnt aber das Schicksal und die poetische Gerechtigkeit, indem er ihm auch noch den Rest seines Vermögens hinterläßt), ein zweiter Collisionsfall, der von einer moralischen Bigamie handelt. (Ein Prinz liebt die Eine und heirathet die Andere; die Erste stirbt, er bleibt ihr aber noch im Tode auf ideale Weise treu und trägt seine Liebe zu ihr auf sein Volk über; unbeschadet dessen bleibt er auch der Andern auf reale Weise getreu. Das ist gar zu spitzfindig und vor dem Ernst der Wahrheit nicht probehaltig.) Endlich unter verschiedenen Titeln (Glockentöne, Lenz, Herbst, Winter des Lebens) allgemeine Betrachtungen über die Menschen und das Leben, gesammelte Erfahrungen, seine Beobachtungen. Die Mißtöne des Lebens werden hier nicht selten scharf hervorgehoben, aber nie fehlt ihre Auflösung in den Accord des ewigen Lebens. Dieses stete Hinweisen auf ein anderes, höheres Daseyn ist ein wohlthuender Zug in allen Werken des Verfassers. Nur hin und wieder hätte er, statt über die Prosa des Diesseits mit der unendlichen Poesie des Jenseits nur zu trösten, auch einigermaßen ermahnen können. Wenn er z. B. Seite 348 ein Wort von Goethe commentirt, das gegen unsre Ehen gerichtet ist und die Ehen auf eine bloß fünfjährige Dauer beschränkt wünscht, so hat er allerdings sehr recht, die Gemeinheit und Rohheit zu beklagen, die aus der Sicherheit des Ehebündnisses entspringt, sofern man oft von einer Person, die unauflöslich an uns gebunden ist, ein Maximum von Leistungen verlangt und ihr dagegen ein Minimum gewährt; allein nicht die Ehe ist deshalb anzuklagen, sondern die Verdorbenheit der Menschen und dies hätte schärfer unterschieden werden dürfen. — Am Schluß folgen noch kleine Reiseerinnerungen und eine Schilderung von Muskau.

8) Still-Leben, oder: Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Briefe an eine Freundin von demselben. Daselbst.

Hier überläßt sich der Verfasser frei seiner Lieblingsneigung, sich die künftige Welt so schön als möglich zu träumen. Sein Thema ist das Bibelwort „in meines Vaters Hause gibt es viele Wohnungen.“ Unter diesen Wohnungen versteht er zunächst die uns fremden Himmelskörper, die wir einst nach dem Tode sollen kennen lernen. Den Zug der Geister nach Jenseits erkennt er in Allem wieder, und auch auf die Visionen und Geistererscheinungen wird desfalls hingewiesen, wobei der Verfasser sich ziemlich zu den Ansichten unsers Justinus Kerner bekennt.

9) Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Bilder des Lebens. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1840.

Heitere und ernste Lebensbilder. Die Verfasserin faßt das menschliche Herz und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die es so oft beglücken, ihm aber auch so oft schweren Kampf bereiten, mit großer Klarheit auf und nimmt zugleich, wenn wir so sagen dürfen, mit einer mütterlichen Wärme Theil an den Personen, die sie schildert. Ihre fließende Sprache ist von einer Correctheit, wie man sie bei Damen selten antrifft, da deren Wohlredenheit gewöhnlich nicht von einer strengen Kunst gezügelt ist. Sehr oft erinnert die Sprache dieser Erzählungen an die gewiegte Prosa Goethes. Aber auch im Inhalt, in der Art, wie die Verfasserin Menschen und Dinge schildert, herrscht ein schönes Maaß, wie es zum Glück bei allen edeln und guten Frauen in der Welt gefunden wird, wenn auch vielleicht am wenigsten bei Schriftstellerinnen. Denn die letzteren schwelgen entweder noch in blühenden Gefühlen und breiten eine unwahre Rosenfarbe über die Welt aus, oder sie sind in der ersten Gährung der Schmerzen und durch Thränen wird ihnen das klare Bild der Welt verwischt, oder sie haben die Gährung überstanden und sind nun — essigsauer geworden, polemisiren gegen die Liebe, rächen sich an der Männerwelt, indem sie sie in Romanen schlecht darstellen, und fallen zuletzt auf thörichte Emancipationsideen. Nur in den seltnern Fällen überwindet eine schreibende Frau diese Gefahren durch ausgezeichneten Geist oder, was immer noch besser ist, durch ein kräftiges, reines und unzerstörliches Gemüth. Jener Geist nähert das Weib dem Manne, wie es bei der berühmten Staël der Fall war. Dieses Gemüth aber läßt das Weib ganz Weib bleiben, und wer möchte läugnen, daß dies liebenswürdiger ist. Ein solches echt weibliches Gemüth

nun, ein ruhiges und doch warmes und theilnehmendes begegnet uns in den vorliegenden Bänden auf jeder Seite.

In einer Zeit, in welcher die Lesewelt überschwemmt wird mit zerrissenen, befleckten, blutigen Romanen sind so reine Lebensbilder, wie sie hier geboten werden, doppelt zu empfehlen.

10) Ausgewählte Erzählungen von Maria Edgeworth. Aus dem Englischen von Adelbert Keller. Erster bis dritter Band. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1840.

Erster Band: Helena. Zweiter: Vivian. Dritter: Almeria, Frau von Fleury, der ungestüme Mahner. Die neue Griseldis. — Von diesen Romanen und Erzählungen läßt sich ungefähr dasselbe rühmen, wie von den eben besprochenen. Auch Miß Edgeworth entwirft Bilder des gewöhnlichen Lebens, natürlich vorzugsweise der englischen Gesellschaft. Auch sie hält jenes schöne weibliche Maaß ein, das Schriftstellerinnen nie hätten überschreiten sollen. Auch bei ihr waltet die Grazie der Sittlichkeit bei schöner Wärme des Herzens. Auch ihre Werke sind als eine durchaus reine und edle Lektüre der weiblichen Lesewelt zu empfehlen.

Obgleich die Engländerin und die Deutsche (Miß Edgeworth und die Verfasserin der Lebensbilder) nicht so glänzen wie die vergötterte Französin (G. Sand), so ist es doch ein Triumph für uns germanische Nationen, daß es in Deutschland, England und Nordamerika einem Frauenzimmer nie auch nur entfernt einfallen würde und dürfte, sich literarischen Ruhm auf eine so schamlose Art zu erkaufen, wie jene Pariserin.

11) Cordelia. Von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1840.

Adeliger Damenroman; etwas goethisirend wahlverwandtschaftlich pretiös geschrieben.

12) Phantasiestücke und Historien von C. Weisflog. Zwölf Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1839.

Taschenausgabe. Weisflogs Erzählungen haben meist einen heitern Charakter und wiegen sie auch nicht schwer auf der Waage der Poesie, so muß man doch sie und ihre unschuldige Zeit preisen im Vergleich mit dem Wust und dem Verbrechen der neuesten romantischen Mode. Mancher bescheidene Novellist, der vor zehn oder zwanzig Jahren schrieb, kommt heute erst zu Ehren. Denn seit sich die Sitten und der Wohlgeruch des Bagno in der Literatur eingedrängt, erscheint jeder Autor, der nur reinlich und manierlich ist, durch den Contrast geadelt.

13) Der Liebe Wonn' und Weh. Sagen, Novellen und Skizzen von Wladimir. Altenburg, Pierer, 1840.

Liebesgeschichten, außerordentlich sentimental vorgetragen. Liebe, unendliche Liebe fast auf jeder Seite. Es ist rührend, daß es noch junge Schriftsteller gibt, die noch à la Siegwart empfinden, da seit einiger Zeit die trockenste Herzlosigkeit Mode geworden ist.

14) Novelletten von Brunold. Prenzlau, Vincent.

Viele kleine romantische Gemälde, kurz, aber phantasiereich, z. B. die Rache eines Zauberers (im Callot-Hoffmannschen Style), aber auch kleine Genrebilder, z. B. die Fürbitte des Königs von Rom bei seinem Vater Napoleon, die nicht viel bedeuten wollen. Der Verfasser sollte die guten Stoffe etwas mehr ausführen und die übel gewählten lieber ganz fallen lassen; alsdann würde er das Darstellungstalent, das er ohne Zweifel besitzt, besser anwenden.

Geschichte.

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen so wie auf das Bedürfniß der gebildeten Jugend beiderlei Geschlechts von Prof. Ludwig Bauer. Fünfter und sechster Band. Mit Stahlstichen. Stuttgart, Belser, 1839.

Hiermit ist das Werk geschlossen, das wir schon in Nr. 118 des Literaturblatts von 1838 unsern Lesern empfohlen haben. Es ist auf die gebildete Jugend berechnet. Der Verfasser hat als Lehrer an einer Erziehungsanstalt für Fräulein und als Professor eines obern Gymnasiums die Bedürfnisse dieser Jugend beiderlei Geschlechts kennen zu lernen hinreichend Gelegenheit gehabt. Indem er die Geschichte bis auf die neueste Zeit verfolgt und die letzten Jahrhunderte besonders ausführlich behandelt, ist es ihm darum zu thun, das Verständniß der Gegenwart durch die genauere Kenntniß der jüngst vergangenen Zeit zu fördern, wobei er zugleich alle extremen Ansichten vermeidet und vermeiden lehrt. Das Werk eignet sich seiner Ausdehnung wegen weniger zum Schulhandbuch als zur Privatlektüre und insofern besonders auch zu Angebinden und Weihnachtsgeschenken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 25. November 1840.

Zur Geschichte der Buchdruckerkunst.

10) Allgemeine Preßzeitung, redigirt unter der Leitung von Dr. J. E. Hitzig. Leipzig, J. J. Weber, 1840.

Dieses Unternehmen ist gewissermaßen durch das Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst hervorgerufen worden, wenigstens hat es den edlen Zweck, den ausschließlichen Interessen der deutschen Presse als Organ zu dienen und dazu beizutragen, daß die noch immer gar verschiedene Gesetzgebung der Presse und alle äußern Rechtsstellungen der Presse gegen Staat und Publikum, der Autoren gegen Verleger und vice versa endlich wo möglich unter einen Gesichtspunkt gebracht werden möchten. Allerdings ist die Unklarheit oder Verschiedenheit dieser Rechtsverhältnisse noch sehr groß und auffallend, und um so mehr hat man Ursache, sich darüber zu verwundern, als die Presse eine so einflußreiche Macht geworden ist und so zahlreiche bürgerliche Existenzen an sich fesselt, daß eine Regulirung hier wohl als ein dringendes Bedürfniß erscheinen muß. Indeß ist es nun einmal das Unglück oder Glück Deutschlands, bei einer unerschöpflichen innern Lebensfülle über die äußeren Bedingungen des Lebens nur sehr langsam ins Klare zu kommen. Es ist ein Unglück, durch Theilung sich nach außen zu schwächen, durch Theilung im Innern jede gedeihliche Entwicklung zu hemmen, durch den Widerstreit kleiner Ansichten und Interessen das Aufkommen und die Durchführung großer Ansichten und Interessen zurückzuhalten. Aber es ist auch wieder ein Glück, daß nicht Alles gleich übers Knie gebrochen wird, daß man nicht übereilt baut, um Alles bald wieder einzureißen, wie in Frankreich, sondern daß man langsam und gründlich zu Werke geht, und aufs langweiligste erst alle Meinungen abhört, und alle möglichen Versuche durchmacht, um gegen Jedermann billig zu seyn und jenseits aller Irrthümer endlich die Wahrheit, und durch Summirung aller Bruchtheile endlich die Eins zu finden. Es ist ein Unglück und Glück zugleich und das Schicksal deutscher Dinge von jeher gewesen. Darum nur die Geduld nicht verloren und langsam gründlich vorwärts geschritten, wenn nicht für uns, doch für unsre Kinder!

Ueber wie vielerlei Gesetze, Verordnungen, Gutachten, Beschwerden hat nicht die Preßzeitung zu berichten. Wie nothwendig ist ein solches Organ, durch das man in dem so sehr verwickelten Rechtsterrain der Presse orientirt wird. Wie nothwendig ist diese vergleichende Anatomie der Preßgesetze, durch die allgemeine Grundsätze gewonnen werden, die künftigen Gesetzgebern wieder zur Richtschnur dienen können.

11) Die Literatur der ersten hundert Jahre nach der Erfindung der Typographie in den meisten Hauptfächern der Wissenschaften. Von Geh. Rath Prof. Harleß in Bonn. Leipzig, Fest, 1840. 8.

Durch diese Festgabe wollte der Verf. augenscheinlich darthun, welche schnelle und große Fortschritte die Buchdruckerei gemacht und welchen unermeßlichen Einfluß sie schon bald nach ihrer Erfindung in der Welt ausgeübt hat. Von allem andern abgesehen, so wäre die Reformation schwerlich so bald zu Stande gekommen, wenn nicht vorher durch den Druck die h. Schrift und die Schriften des klassischen Alterthums in so großer Menge wären verbreitet worden. Indem der Verfasser dies auseinandersetzt und den Segen, den die Erfindung allen Wissenschaften gebracht, gebührend rühmt, charakterisirt er zugleich die Leistungen der Presse während des ersten Jahrhunderts der Erfindung, in den einzelnen Fächern, hauptsächlich in Deutschland, wo die Sache den Anfang nahm, aber auch in den andern Ländern, die von uns die Presse erhielten. Eine große Uebersicht der ersten Buchdruckereien (am Schlusse des Werkes) macht uns in den nicht deutschen Städten die ersten deutschen Buchdrucker, die dahin eingewandert sind, namhaft.

12) Leistungen der Universität und Stadt Freiburg im Breisgau für Bücher- und Landkartendruck. Festrede von Dr. Heinrich Schreiber. Freiburg, Emmerling, 1840. 8.

Freiburg druckte zuerst Ablaßbriefe im Jahr 1480. Zehn Jahre später wurde hier Waldseemüller immatriculirt, der merkwürdige Uebersetzer der Reisen des Amerigo Vespucci, den Alexander von Humboldt unlängst ins Gedächtniß der Nachwelt zurückgerufen hat. (Vergl. Nr. 73 unsrer Blätter vom vorigen Jahre.) Waldseemüller bewies damals schon, welche Macht die Presse zu üben im Stande ist. Er, der deutsche Uebersetzer, war es, der dem noch namenlosen neuen Welttheile eigenmächtig zuerst den Namen Amerika gab und weil sein Buch in vielen Auflagen schnell durch den Druck verbreitet wurde, verbreitete sich auch der neue Name so allgemein, daß ihn die Spanier selbst zuletzt anerkennen mußten.

13) Handbuch der Bibliothekwissenschaft, der Literatur und Bücherkunde. Von J. A. F. Schmidt. Weimar, Voigt, 1840. 8.

Sehr umfassend. Wenig Raisonnement und Theorie, aber eine klare Eintheilung und Definition und unter jeder Rubrik die Literatur derselben und Nachweisung aller Quellen der weitern Belehrung. — Zuerst Handschriftenkunde, Unterricht über die alten Handschriften, ihren Stoff, ihre Schrift und Verzierung, die Kennzeichen ihres Alters 2c. Dann Geschichte der Buchdruckerkunst und ihre Vervollkommnung bis auf unsere Tage. Ferner eine Geschichte des Buchhandels, womit eine der Censur und des Nachdrucks verbunden wird. Viertens Bibliographie, Geschichte der Formate und Verzierungen, der seltnen Werke, Incunabeln 2c. Fünftens Bibliothekenkunde, Theorie der Sammlung, Anordnung und Katalogisirung, Geschichte der Bibliotheken 2c. Endlich Kunde der Literatur im Allgemeinen, der Eintheilungssysteme, der Literargeschichte.

Eine sehr gute Uebersicht und sehr brauchbar zum Nachschlagen wegen der großen Reichhaltigkeit der angeführten Quellen.

14) Gutenberg und Franklin. Eine Festgabe, zugleich mit Antrag zur Gründung von Stadt- und Dorfbibliotheken von Karl Preusker. Leipzig, Weinedel, 1840. 8.

Schon früher hat der Verfasser den öffentlichen Antrag gestellt, Bibliotheken für größere Gemeinwesen zu errichten, versteht sich Bibliotheken von ausschließlich guten und nützlichen Büchern. Er hat gewiß Recht und sein Antrag ist sehr zeitgemäß. Denn in einer Zeit, in welcher nun einmal so überschwenglich viel gedruckt wird, sollte ein Gemeinwesen seinen Bürgern eine gute Auswahl des Brauchbarsten darzubieten haben, damit die Bürger nicht entweder mitten im Flor der Kultur und Presse unwissend und unberathen bleiben, oder damit sie nicht Geld und Zeit für schlechte Bücher aufwenden. (Vergl. Nr. 95 unsrer vorjährigen Blätter.)

15) Zur Bibliothekonomie von H. Ludwig. Festgabe 2c. Dresden, Gärtner, 1840. 8.

Aus Anlaß des Festes spricht der Verf. über die Aufbewahrung, Classificirung und bequeme Benutzung dessen, was die Buchdruckerkunst hervorbringt, und macht ziemlich strenge Anforderungen an die Bibliothekare, indem er die Anfertigung eines „raisonnirenden Real-Catalogs“ von ihnen verlangt, der alles vereinigen und übertreffen soll, was die gelehrtesten Bücherkenner bisher in dieser Beziehung notirt haben. Seine gründliche Methode ist sehr zu beherzigen, die Ausführung kann aber nur nach und nach erwartet werden.

16) Bibliothekonomie oder Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken. Aus dem Französischen des Constantin. Leipzig, J. J. Weber, 1840.

Eine noch vollständigere Theorie dieses Gegenstandes. Der Verfasser hat in der großen Pariser Bibliothek denselben hinlänglich studiren können. Die vielen Pflichten, die er den Bibliothekaren vorschreibt, werden, so unerläßlich sie sind, doch vielleicht nicht Jedermann gefallen, da es noch nicht lange her ist, seit man allgemeiner einzusehen angefangen hat, Bibliothekarstellen dürften keine Sinecuren seyn, sondern nähmen ihren Mann sehr in Anspruch.

Wir entheben dem Werke einige gute Bemerkungen: „Eine der drückendsten Pflichten des Bibliothekars ist die, auch auf die trivialsten, unbedeutendsten und indiscretesten Fragen mit eben so viel Zuvorkommenheit und Nachsicht zu antworten, als auf die gelehrtesten und interessantesten Erkundigungen; er muß gleichsam sein eigenes Selbst verläugnen und sich gewissermaßen mit jeder Person identificiren, die ihn befragt und nur zu oft seine Zeit und seine unversiegbare Gefälligkeit mißbraucht. Das ist ein Opfer, welches er in seiner Stellung bringen muß. Da seine ganze Thätigkeit auf die Nützlichkeit seiner Bibliothek gehen soll, so muß er sich mit Resignation bewaffnen, wenn er die Erfahrung macht, daß das Publikum für die Wohlthaten, die es aus einem

solchen Schatze zieht, nur dem Stifter Dank schuldig zu seyn glaubt, und keineswegs dem Bibliothekar, dessen Obsorge und Thätigkeit allein alle Reichthümer derselben zu finden und mitzutheilen versteht. Das Publikum wird im Allgemeinen gegen die Fehler, die es in öffentlichen Anstalten (welche es als die seinigen betrachtet) trifft, stets unerbittlich, dennoch aber undankbar gegen diejenigen seyn, welche die Mißbräuche abschaffen und ihre ganzen Kräfte anzubringenden Verbesserungen widmen. Daher werden die Arbeiten und Mühen des Bibliothekars kaum anders belohnt, als durch einige habituelle Besucher der ihm anvertrauten Bibliothek; die größten Erfolge seiner Anstrengungen und seines Eifers bleiben außerhalb der engen Grenzen der Bibliothek unbekannt, während die Erzeugnisse derjenigen, welche die Literatur und die Wissenschaften cultiviren, Lob und Beweise der öffentlichen Achtung zur Folge haben.

Viele Administratoren und Geschäftsführer haben den großen Fehler sich einzubilden, daß sie ewig leben werden, und weder an die Zukunft noch an ihre Nachfolger zu denken. Sie verlassen sich auf ihr Gedächniß, behalten den Schlüssel zu ihren Arbeiten im Kopfe, vertrauen nichts dem Papiere an, und wenn der Tod oder irgend eine andere Ursache sie von ihrer Stelle entfernt, so befinden sich die ihnen anvertrauten Angelegenheiten in einem solchen Chaos, daß man sie nur mit großer Mühe, vieler Zeit und bedeutenden Kosten wieder entwirren kann. Noch tadelnswerther sind diejenigen, die so etwas aus Eifersucht thun, oder um sich während ihrer Dienstzeit nothwendig zu machen und zu bewirken, daß ihre Abwesenheit bedauert werde. Zum Unglück trifft man nur zu häufig auf eine solche Handlungsweise, die man mit Recht eine ungetreue Amtsverwaltung nennen kann."

Von den Sineeuren sagt der Verfasser, „sie sind in den Verwaltungen der Bibliotheken so häufig, daß sie fast als eine sich von selbst verstehende Sache betrachtet werden. Sie sind aber hier, wie allenthalben, ein wahrhaftes administratives Laster, welches die pecuniären Hülfsquellen erschöpft, und die Beamten, deren Arbeit schlecht bezahlt ist, entmuthigt. Die Gehalte der Beamten müssen zu den Kenntnissen und Arbeiten jedes Einzelnen im Verhältniß stehen, denn nur dadurch erwirbt man sich das Recht, von allen Beamten ohne Ausnahme den nothwendigen Fleiß und Eifer zu verlangen. Oft aber nehmen die oberen Stellen einen zu großen Theil der Fonds weg, um zu gestatten, die arbeitenden Beamten zweiten Ranges gehörig zu besolden, von denen man daher weder großen Eifer, noch angestrengten Fleiß fordern kann."

Von den Rechten des Publikums handelt ein gutes Kapitel: „Die Rechte, welche das Publikum im Allgemeinen, oder eine gewisse Classe der Personen auf eine Bibliothek haben kann, stützen sich nur entweder auf den Ursprung einer solchen Anstalt, oder auf die Quelle, aus welcher die zu ihrer Erhaltung nothwendigen Fonds fließen. In jedem Falle muß man, sobald die Zulassung von Besuchenden und Arbeitern einmal gestattet ist, alle möglichen Mittel anwenden, daß dieselbe nicht illusorisch oder ohne Nutzen sey. Doch gibt es mehr als eine Bibliothek, die mit dem stolzen Namen einer öffentlichen prunkt, wo die übertriebene Menge des Reglements und die willkührliche Gewalt, welche die Bibliothekare ausüben, dieses Wort fast zu einer Ironie macht: so sind diese Bibliotheken in England eigentlich nur durch eine ganz besondere Vergünstigung zugänglich; so auch in Italien, insbesondere die des Vatikans, für welche der Papst Clemens XIII. ein Regulativ erlassen hat, welches den Beamten die frivolsten Vorwände gibt, Alles zu verweigern &c."

Mit großer Umsicht ertheilt der Verfasser hierauf seinen Rath in Bezug auf die Classification und Catalogisirung der Werke, wobei er jedoch nicht so überaus strenge Forderungen an den systematischen Realcatalog macht, wie Herr Ludwig, — und in Bezug auf die Aufstellung, Bewahrung, Erhaltung und die gesammte äußere Oekonomie. Ueberall zeigt er in diesen Belehrungen den Mann, der aus Erfahrung spricht.

Russische Literatur.

1) H. Königs literarische Bilder aus Rußland in ihrem wahren Licht dargestellt von N. Gretsch. Aus dem Russischen von W. v. Ö. Berlin, in Commission bei Herbig, 1840.
2) N. Gretsch und die russische Literatur in Deutschland von H. König. Hanau, König, 1840.
3) H. König und seine Lügen. Hamburg, in Commission bei Perthes-Besser und Mauke, 1840.

Ueber die literarischen Bilder des Herrn König haben wir uns bereits in Nr. 11 des Literaturblatts vom vorigen Jahre ausgesprochen. Seitdem hat dieses Buch einen sehr animosen Streit zwischen dem Verfasser desselben und Herrn Gretsch, Redakteur der nordischen Biene, hervorgerufen. Da beide genannten Herren deutsche Schriftsteller sind, sollten sie die Angelegenheiten der russischen Literatur nicht auf deutschem Boden und im deutschen Sprachgebiet verfechten, sondern lieber den Russen überlassen. Einmal, weil es den Deutschen keine

große Ehre macht, sich über russische Dinge vor den Augen der ruhig und ironisch zusehenden Russen herumzuzanken. Sodann, weil die letzte Entscheidung hier überhaupt nicht den deutschen Schriftstellern zusteht, sondern den russischen. Herr König hat sich in seinen literarischen Bildern nur als das Echo eines russischen Journalisten, des Hrn. von Melgunow, der eine Zeitlang in Hanau krank lag und hier die Bekanntschaft des Herrn König machte, vernehmen lassen. Für die in jenen Bildern ausgesprochenen Urtheile ist also nur Herr von Melgunow verantwortlich, nicht Herr König, wenn dieser sich nicht selbst — ohne Noth — dafür verantwortlich machen will. Es ist Herrn König wohl sehr zu verzeihen, wenn er bona fide manches, was ihm Hr. v. Melgunow gesagt hat, als richtig und triftig angenommen hat, wenn es in Wahrheit auch unhaltbar ist. Da Hr. v. Melgunow über eine außerordentlich große Menge von russischen Werken und Schriftstellern gesprochen hat, die wir in Deutschland nicht kennen, so mußte Herr König jenes russische Urtheil wohl auf guten Glauben annehmen. Ihm fehlte die Autopsie, wie sie fast allen deutschen Schriftstellern fehlt, daher wir auch gar nicht im Stande sind, zu entscheiden, in wie weit Hr. v. Melgunow richtig oder unrichtig geurtheilt hat. Nur in einigen wenigen Fällen reichte das, was wir durch gute Uebersetzungen von der russischen Literatur kennen, so weit hin, um uns zu überzeugen, daß Hr. v. Melgunow nicht immer richtig urtheilt. Dies ist z. B. in Bezug auf Bulgarin der Fall, daher wir auch schon in unserer frühern Anzeige des Werkes von König die Ehre Bulgarins zu retten uns gedrungen fühlten. Da nun Bulgarin hinlänglich bekannt ist und über die Bedeutung seiner Schriften weder in Deutschland noch in Rußland irgend ein Zweifel mehr obwalten kann, so hätte Hr. König dies, unbeschadet seiner schriftstellerischen Ehre, anerkennen und desfalls das Urtheil, das seine Bilder über Bulgarin fällen, nachträglich modificiren können. Er gewinnt wenigstens nichts dabei, indem er bei seiner oder vielmehr bei Hrn. v. Melgunows Ansicht beharrt, da das Urtheil der Welt über Bulgarin nothwendig ein anderes seyn muß und bleiben wird, als das des Herrn von Melgunow.

Ueber diesen einen besonders auffallenden Punkt ist uns nun eine Stimme vergönnt, da wir Bulgarin kennen. Ueber eine Menge andere Streitpunkte aber, welche andere, in Deutschland weniger oder gar nicht bekannte Schriftsteller Rußlands betreffen, (z. B. um nur eins anzuführen, ob Dumarokow ein guter oder schlechter Satiriker sey?) können wir nicht urtheilen, sondern müssen uns an die russischen Urtheile halten. Nun hat Herr Gretsch, als ein mit der russischen Literatur eben so vertrauter Gelehrter, wie Hr. v. Melgunow, die Urtheile des letztern bestritten, und macht Anspruch darauf, daß wir sein Urtheil, und nicht das seines Gegners, adoptiren sollen, indem er zugleich die über ihn selbst in den Bildern von König gefällten Urtheile mit großem Unwillen zurückweist. Herr König aber überhäuft ihn dafür als Stellvertreter des stumm bleibenden Hrn. v. Melgunow mit Schmähungen, und Herr Gretsch erwiedert diese Schmähungen abermals in eben so derber Weise.

Was soll nun Deutschland zu diesem Streite sagen? Der Gegenstand desselben ist uns größtentheils ganz fremd und entzieht sich dadurch von selbst unsrer Entscheidung. Die Art und Weise des Streits aber ist eine unerfreuliche, und wir wünschen seine Beendigung um so mehr, als die Russen stolz genug sind, nicht einmal Notiz davon zu nehmen.

Romane und Novellen.

15) Der letzte Abend auf der Ostburg. Historische Novelle. Aus dem Schwedischen von Eichel. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1840.

Ein Harald und eine Seraphine, der rauhe Norden und der glühende Süden, Schweden und Italien vermählen sich in diesem Roman, der insofern an Müllners Schuld erinnert. Die Verwicklungen werden seltsam genug gelöst. Die Burg im Norden, worin die Italiener ihr leidenschaftliches Feuer noch zuletzt zusammenschüren, versinkt plötzlich in einer improvisirten Ueberschwemmung und das Feuer wird in Wasser gelöscht.

16) Der Decan der St. Leonhardskirche, von St. Demarp. Mannheim, Löffler, 1839.

Hier wird auf ähnliche Weise Süden und Norden, das heiße Spanien und die ehrbare Reichsstadt Frankfurt am Main contrastirt. Der Decan nämlich ist ein Spanier und bringt einen glühenden Hauch aus den Orangewäldern des Südens in das nüchterne deutsche Bürgerleben, in dessen Vordergrund auch einigemal als deus ex machina der Doctor Luther tritt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. November 1840.

Zur Geschichte der Buchdruckerkunst.

Auf die vielen Beschreibungen des Jubelfestes wollen wir uns hier nicht einlassen, da ohnehin schon alle Zeitungen davon voll gewesen sind. Sofern aber die Journale jeder Stadt, in der das Fest gefeiert worden, ihr Fest besonders hervorgehoben und die öffentliche Aufmerksamkeit auf dasselbe gelenkt haben, ist es nicht unbillig, daß auch wir hier wenigstens einer Festbeschreibung gedenken.

17) Das vierte Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Stuttgart, mit einer Ansicht des Marktplatzes am Festtage und einer Abbildung des Festzugs. Stuttgart, gedruckt auf der Schnellpresse bei J. Kreuzer, 1840. 4.

Das Jubelfest wurde in Stuttgart mit einer Einhelligkeit und Begeisterung begangen, die aufs Neue bewiesen hat, wie viel gereifter das Volk ist, als manche glauben oder glauben machen wollen. Das ganze Volk der Stadt und Umgegend nahm an dem Feste Theil. Alle Straßen waren geschmückt, fast alle Bürger waren mittelbar oder unmittelbar thätig für den imposanten, nie gesehenen Festzug. Vom Lande herein strömten die Gesangvereine, zum Theil ausschließlich in ihrer ländlichen Tracht, denn in Schwaben wird weit und breit der vierstimmige Gesang gepflegt. Zwei Tage gab die Volksmenge sich der Lust hin, und nicht ein einziger Exceß wurde begangen, nicht eine Klage vor die Polizei gebracht, die überdies an diesen Tagen unsichtbar war, indem die bürgerlichen Festordner allein und ohne Mühe die Ordnung handhabten. Dem Festcomité war bei dem Entwurf, wie bei der Ausführung des Festes, auch nicht die geringste Censur auferlegt oder angesonnen worden, und hinwiederum fiel in Handlungen und Reden nicht das geringste vor, was die Regierung hätte verletzen können. Der König sah dem fahnenreichen Zuge vom Balkon des Schlosses aus zu, nahm die Begrüßung der Fahnen an und erwiederte sie unter dem donnernden Jubelruf der Menge.

Welcher gute Geschmack und Takt, und welche Pracht in fast allen Theilen der öffentlichen Feierlichkeit hervortrat, wird der geneigte Leser in der vorliegenden Festbeschreibung finden. Dem Geist fehlten schöne und erhabene Formen nicht, indem er ein guter Geist war und alle durchdrang. Die vorliegende sehr genaue und warme Schilderung des Festes ist von Herrn Buchhändler J. Fr. Liesching im Auftrag des Comité verfaßt worden und dürfte Auswärtigen, die sich für die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlands interessiren, nicht bloß als die Beschreibung eines Festes, sondern auch als ein Beitrag zur schwäbischen Volkskunde zu empfehlen seyn. Solche Feste sind Schlaglichter, die nach langen Zwischenräumen eines allmähligen und stillen Wirkens plötzlich die Fortschritte, die das Volk gemacht hat, offenbaren.

Auch wird es vielen Auswärtigen von Interesse seyn, hier genauer zu erfahren, welchen erstaunlichen Fortschritt der literarische Verkehr in Stuttgart gemacht hat, wie groß die Zahl der Druckereien ist, wie sie keiner deutschen Stadt mehr in dieser Beziehung nachsteht, als einzig der Stadt Leipzig, der alten ehrwürdigen Metropole des Buchhandels.

Wir entlehnen zum Schluß dem, was Herr Hofprediger v. Grüneisen in der Stiftskirche zu Stuttgart an diesem Festtag gepredigt, einige Worte der Wahrheit, die im weitesten Kreise vernommen und beherzigt werden sollten:

„Indem wir uns anschicken zu einem christlichen Nachdenken über den Inhalt und Werth der heutigen Erinnerungen und Gefühle, darf uns nichts anderes genügen, als daß wir den höchsten Maaßstab, der uns zu Gebote steht, bei einem Gegenstande anlegen, den hinter uns vier Jahrhunderte und mit uns aller Orten, wo unter dem Schutze weiser Gesetze und Obrigkeiten das geistige Leben der Völker in frischer Entfaltung gedeiht, Unzählige segnen. Dieser höchste Maaßstab der

Beurtheilung findet sich für Christen allein im Christenthume: er ist vielmehr das Christenthum selbst und der Bezug, in welchen zu ihm jede andere Erscheinung des menschlichen Lebens, jede andere That und Bestrebung des menschlichen Geistes vor oder nach ihm tritt. Darum knüpfen wir billig unsere Festbetrachtung an einen Spruch von Gottes Offenbarung in Christo, als einen Spiegel, worin allein der Werth und die Macht und die Aufgabe der Erfindung erkannt zu werden vermag, an welcher heute unser Jubelgedächtniß hängt. Einen solchen wohlbekannten Spruch finden wir aufgezeichnet in den Worten des Evangelisten Johannes (1, 14): Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit. — Dasselbige Wort nun, wie es in menschlicher Sprache durch die Schriften der Propheten und Apostel seinen unmittelbarsten und reinsten Ausdruck gefunden — wodurch hat es zugleich eine zahllose und doch unveränderte Vervielfältigung empfangen, ist so in alle Welt ausgezogen und hat auch in den Hütten der Armuth und Niedrigkeit eine bleibende Stätte sich bereitet? Durch die Kunst, deren ältestes und häufigstes Werk, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, die Bibel ist. — Wodurch ist überhaupt der menschliche Geist, der zum Ebenbilde Gottes geschaffen, in jeder Hinsicht die träge Masse des Fleisches und den widerstrebenden Stoff der Natur beherrschen soll, wodurch ist er, im weitesten Umfange des Wissens und Vermögens, der sichtbaren Welt kundig und mit der unsichtbaren vertraut geworden? Durch dieselbige Kunst, welche den Ausspruch frommer Meister, das Ergebniß tiefster Forschung und die Mittheilung jedes nützlichen Gedankens in den raschesten Umlauf bringt und so einer der mächtigsten Hebel des Fortschrittes aller Bildung und Gesittung ist, wie davon am allermeisten die christliche Kirche seit jener Zeit, und namentlich durch das Bekenntniß, das am morgenden Tage vor 310 Jahren gethan ward; — wie davon ferner jedes Land mit seinen Gesetzen, jede Gemeinde mit ihren Ordnungen, jedes Hauswesen mit seiner Zucht, jede hohe und niedere Schule, jede Kunst und jedes Gewerbe zeugt."

„Zwar ist auf dem Gebiete, welches die Thätigkeit dieser Erfindung umfaßt, ein lauter und nicht selten leidenschaftlicher Verkehr menschlicher Meinungen und Zwecke entstanden, und nicht wenige haben gefürchtet, es müsse daraus eher eine Verwirrung als Vereinigung der Gemüther, eher eine Verfinsterung und Zerstörung als Erleuchtung und Veredlung des Lebens entspringen. Auch ist nicht selten mit den Waffen der Schrift und Presse eine unlautere Gesinnung umhergeschlichen und hat um Gewinnes und Gunst willen den Schein für Wesen, und die Wahrheit für Trug ausgeboten, und insonderheit die Blätter der Geschichte fälschend, das Heilige beschimpft und das Beschimpfenswerthe gepriesen. Wohl ist auch auf offenere Weise von den Werkstätten dieser Kunst Manches in die Welt ausgegangen, was der Mensch sich hätte schämen sollen nur zu denken, was mit dem Glauben an Gott, mit der Ehrfurcht vor Christo, mit den Zeugnissen des Gewissens stritt und die Beobachtung guter Sitten und heiliger Verhältnisse verhöhnte; ja wodurch im bösen Sinne das Wort Fleisch geworden ist und tausendfaches Aergerniß zur Rechten und zur Linken, unter allen Ständen und in allen Kreisen angerichtet hat. Und dies eben ist die Wehmuth, die wir uns nicht ersparen dürfen, wenn wir heute auf eine in ihrem Ursprung und Endzwecke so reine Sache hinschauen. Dies ist der Vorwurf, welchen an heiliger Stätte jeder empfinden wird, der an der Entstehung und Verbreitung unwürdiger Dinge durch Schrift oder Druck einen Antheil hat, und woran zu erinnern, das Amt christlicher Lehre fordert, welches die Kirche ihrem Diener übertragen hat. — Doch, diesen schlimmsten unter ihren Feinden wird die Kunst überwinden, wenn sie sich nur immer den Schutz und Segen ihres allmächtigen Freundes bewahrt: und diesen wird sie bewahren, wenn sie sich, unverblendet von den Lockungen eines vergänglichen Gewinnes und eines täuschenden Ruhms, zu keinem andern Dienste als dem einer lautern Gesinnung und gemeinnützigen Thätigkeit begibt, und wenn wir Andern sie gleichfalls nur in diesem Sinne ehren und befördern. Alsdann auch auf dem Kampfplatze der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, wo es nur immer mehr ein Kampf redlicher Ansichten und Ueberzeugungen, nicht aber herrschsüchtiger Triebfedern und arglistiger Gesinnungen ist, wird doch am Ende, weil die Achtung zum Vertrauen und das Vertrauen zur Vermittelung führt, ein Gemeinsames den Sieg behalten, und wird über alles die Erkenntniß Gottes, ungekränkt in ihrem Werth und Segen, ja vielmehr für das menschliche Verständniß geläutert, aus jeder Anfechtung hervorgehen, auf daß wir sehen das Wort in seiner Herrlichkeit, einer Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Dann werden, was von der Unvollkommenheit langsamer Fortschritte unzertrennlich war, so manche Störungen und Hemmnisse von der einen, so manche Kränkungen und Mißverständnisse von der andern Seite weichen, und es müssen am Ende wohl auch die widerstreitenden Ansichten Derer, welche heute unsere Freude mißbilligen und unsre Feier meiden, sich unter einander und mit uns versöhnen: der Einen, welchen in ihrem gegenwärtigen Zustande die Ausübung dieser Kunst schon allzuentfesselt und dem öffentlichen Wohl gefährlich, und der Anderen, welchen

sie noch zu sehr gehemmt und für eine gründliche Verbesserung der Dinge unmächtig erscheint."

Heilkunde.

1) Der gegenwärtige Zustand der Vaccination von John Baron. Aus dem Englischen von Prof. F. G. Gmelin. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag, 1840. S. 90.

Die Resultate dieser sehr interessanten Abhandlung sind im Wesentlichen folgende:

1) Es ist bewiesen, daß das Rindvieh in verschiedenen Zeiten und Ländern von den Pocken befallen wurde.

2) Diese Krankheit herrschte unter den niederen Thieren gleichzeitig mit den Pocken unter den Menschen, und verfolgte seine Opfer in allen Theilen der Erde; sie herrscht gegenwärtig in Asien in einer schlimmen und pestartigen Form.

3) Sie erschien in England unter dem Rindvieh im Jahr 1745 und wieder im Jahr 1770, und setzte ihre Verheerungen bis zum Jahr 1780 fort; die örtlichen Ueberbleibsel dieser Epizootien treten gelegenheitlich noch immer mit bedeutender Heftigkeit auf.

4) Die zufällige Uebertragung dieser Krankheit auf die Melker in den Maierhöfen von Gloucestershire und ihre darauffolgende Immunität von menschlichen Pocken führte Dr. Jenner zu der Untersuchung dieser besonderen Krankheit und zuletzt zu der Substitution derselben für die mehr pestartige und verderbliche Form dieser Krankheit.

5) Wenn die Krankheit unter den niederen Thieren in einer bösartigen Form erscheint, so bewirkt sie durch Einimpfung eine Krankheit von ähnlicher Heftigkeit unter den Menschen.

6) Wie der Mensch diese Krankheit von der Kuh empfangen hat, so bekommt sie die Kuh gleichermaßen von dem Menschen.

7) Die unmittelbare Impfung der Kuh mit Menschenpocken bewirkte eine milde und gemäßigte Krankheit, und diese Krankheit, die durch Impfung von Menschen reproducirt wurde, stimmt völlig in ihrem Charakter, in ihrem Verlauf und in ihrer Schutzkraft mit dem Variolae vaccinae überein, wie sie Dr. Jenner beschrieben hat, wodurch sein Fundamentalsatz unwidersprechlich bewiesen ist, daß Kuhpocken und Menschenpocken nicht bonâ fide verschiedenartig, sondern identisch sind, und daß die Kuhpockenkrankheit nicht ein Präservativ für die Menschenpocken, sondern diese selbst sind, — indem die virulente und ansteckende Krankheit eine bösartige Varietät derselben sind.

Indem nun der Verfasser von diesen Grundsätzen ausgeht und darnach die Praxis der Impfungen bestimmt, verbreitet er sich ausführlich über die, zunächst in England eingerissenen Mißbräuche und Vernachläßigungen dieser so wichtigen Präservative.

2) Ueber Kuhpocken an Kühen. Von Prof. E. Hering. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1839.

Hier wird die Erscheinung der Krankheit an den Kühen mit außerordentlicher Gründlichkeit untersucht; eine Menge originaler Krankheitsfälle werden beschrieben und die verschiedenen Symptome derselben überdies durch illuminirte Abbildungen deutlich gemacht. Dabei ist der Zweck des Verfassers, darzuthun, daß der Impfstoff von Kühen, bei denen die Krankheit unmittelbar entstanden sey, größere Heilkraft besitze und zur Uebertragung auf Menschen geeigneter sey, als der schon oft übertragene und durch Impfung lange fortgepflanzte Stoff.

Da diese Schrift auf eine vielumfassende, von der Regierung des Königreichs Württemberg thätig geförderte Beobachtung und Erfahrung gestützt, und ihr Resultat von großer praktischer Bedeutung, glauben wir aus derselben mittheilen zu müssen, was überall beherzigens- und nachahmenswerth erscheint. „Schon 1832, sagt der Verfasser, hatte ich die Ansicht ausgesprochen, daß die Beschreibungen der originären Kuhpocken, wie sie Jenner und Sacco gegeben haben (dessen Abbildungen in der Sprengel'schen Uebersetzung sehr naturwidrig colorirt sind), der Berichtigung bedürfen: daß die originären Kuhpocken in Württemberg nicht selten vorkommen, daß die meisten Pockenausschläge an dem Euter der Kühe echte Kuhpocken seyen, obgleich die angenommenen Kennzeichen ihrer Echtheit zum Theil fehlen, wie namentlich das Fieber, der Hof, die Verminderung der Milch, die Färbung und der gleichzeitige Ausbruch der Pusteln u. s. w. Seit jener Zeit habe ich mit vermehrtem Eifer die Gelegenheit, Euterausschläge beim Rindvieh zu beobachten, benützt, auch mir die bei dem königl. Medicinal-Collegium über die seit 1827 vorgekommenen Kuhpockenfälle eingelaufenen Berichte zur Durchsicht und Benützung erbeten, welchem Gesuche jene hohe Stelle mit Huld entsprochen und dadurch Alle, die an der Förderung dieses wichtigen Gegenstandes Antheil nehmen, zu ehrerbietigem Danke verpflichtet hat. Auf diese Weise bin ich in den Stand gesetzt worden, die früher aphoristisch ausgesprochenen Ansichten durch so zahlreiche Beobachtungen zu unterstützen, daß sie den weiteren Untersuchungen zur sicheren Grundlage dienen können. Viele Irrthümer, die bis auf die neueste Zeit in Beziehung auf Vorkommen, Verlauf und Symptome der echten Kuhpocken an Kühen gehegt worden sind, werden hiebei ihre Berichtigung erhalten, und es wird dadurch das Auffinden dieser Krankheit an manchen Orten erleichtert werden, wo man sie bisher nicht erkannte. Wenn man fragt, warum gerade

in Württemberg, einem Lande, das in so vielen Beziehungen mit den angrenzenden Staaten übereinstimmt, und an Thierkrankheiten nichts ihm Eigenthümliches darbietet — warum gerade hier so viele Fälle von Kuhpocken beobachtet werden, so antworte ich mit Sacco, welcher sagt: „ich für meinen Theil glaube, daß angestrengte und fleißige Nachforschungen wohl überall, wo es Kuhheerden gibt, diese Krankheit auffinden würden.“ Wollte man die mit der Sanitätspolizei beauftragten Aerzte, ja selbst die Lokalärzte und Chirurgen zu solchen Nachforschungen verwenden, würde man gewiß sehr selten den Zweck erreichen; es ist nothwendig, diejenigen Personen, welche täglich das Vieh abwarten, füttern, melken, wie die kleinen Eigenthümer, die Stallleute, Hirten u. s. w. ins Interesse zu ziehen, und dies kann am besten durch die Zusicherung einer Geldprämie geschehen. Dies ist fast allein im Stande, jene Leute dahin zu vermögen, daß sie die Krankheit ihrer Kuh zur Anzeige bringen; außerdem pflegen sie dieselbe eher zu verheimlichen, weil sie das Gerede der Nachbarn, die Entwerthung ihres Viehs, den Abfall der Milchkunden u. s. w. befürchten. Es ist somit nicht uninteressant, den Gang kennen zu lernen, den die k. würt. Regierung, auf Anrathen der obersten Sanitätsbehörde, verfolgte, um die ihrem Zwecke entgegenstehenden Vorurtheile, die Gleichgültigkeit und Trägheit einer großen Menge von Viehbesitzern zu besiegen, ohne zu lästigen Zwangsmaßregeln ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Nachdem die längst schon in Württemberg allgemein übliche Vaccination durch eine Generalverordnung vom 25. Juni 1818 gesetzlich eingeführt und darin vorgeschrieben worden, daß die Säumigen und Widerspenstigen mit einer Geldstrafe belegt, auch die Kinder bei der Aufnahme in die öffentlichen Schulen, in Waisenhäuser u. dgl. sich über die mit Erfolg stattgefundene Vaccination ausweisen müssen, handelt der §. 18 von der „Wiedererneuerung des Impfstoffs, um sich seiner dauernden Wirksamkeit zu versichern. Hiezu sollen jährlich in 2 Oberämtern eines jeden der 4 Kreise, und ebenso in dem Bezirk der Residenzstadt Stuttgart auf Kosten der Gemeindekassen — je eine Kuh mit Schutzpockenlymphe geimpft, und wenn es mit Erfolg geschehen, in den öffentlichen Blättern davon Nachricht gegeben werden.“ In der beigefügten Instruction wurden noch besonders die Aerzte aufgefordert, auf die Erneuerung des Impfstoffs Sorgfalt zu verwenden, und sich zur Impfung von Kühen nur der Lymphe von vollständigen Pusteln gesunder Kinder zu bedienen. Indessen war die Impfung von Kühen, wie in einer Verfügung vom 13. Nov. 1825 „die Gewinnung des Impfstoffes zu den Schutzpocken betreffend“ gesagt ist, bei weitem in den meisten Fällen, obgleich sorgfältig unternommen, erfolglos gewesen; jedoch hatte man Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der von geimpften Kühen wiedererzeugte Stoff sich durch selteneres Fehlschlagen bei den damit geimpften Menschen, durch Erregung stärkerer Fieberbewegungen und örtlicher Entzündungsfälle, so wie durch das öftere Entstehen eines allgemeinen Ausschlags auffallend in seinen Wirkungen vor demjenigen Impfstoff auszeichne, welcher durch immer wiederholtes Verpflanzen von einem Menschen auf den andern die erwähnten Erscheinungen nicht mehr in dem zur Tilgung der Empfänglichkeit für die Menschenpocken erforderlich scheinenden Grade hervorbringe. Da sich nun aus den jährlichen Impfberichten ergab, daß die ursprüngliche, natürliche Kuhpockenkrankheit in vielen Gegenden bei dem Rindvieh vorkomme, gewöhnlich aber zu spät oder gar nicht erkannt werde, so weist die Verfügung 1) die Oberamtsärzte an, derselben alle mögliche Aufmerksamkeit zu widmen, und mit den Thierärzten darüber Rücksprache zu nehmen; sie setzt ferner Prämien von 2 Kronenthaler für diejenigen Vieheigenthümer aus, die sich durch zeitige Anzeige der Krankheit (d. h. daß die Kuhpocken als solche erkannt und zu Impfversuchen an Kindern benützt werden können) verdient machen. Dieser Verfügung war eine Belehrung über die Erscheinung und den Verlauf der Kuhpockenkrankheit beigeschlossen, die sich jedoch ganz an die Angaben von Saccos bekanntem Werk hielt. In Folge dieser Verfügung wurden i. J. 1826 ein, i. J. 1828 drei, und im Frühjahr 1829 vier solche Preise zuerkannt. Unterm 28. März 1829 wurde die Prämie für den Fall gelungener Impfung auf 4 Kronenthaler erhöht, und die Hälfte der Prämie für die nicht gelungenen Impfversuche beibehalten; noch im Laufe dieses Jahres wurden 8 ganze und 17 halbe Prämien bewilligt, in der Mitte des nächsten Jahres wieder 8 volle und 27 halbe Prämien, i. J. 1831 3 volle und 28 halbe Prämien u. s. w. Unterm 5. Aug. 1831 wurde die frühere Bestimmung dahin abgeändert, daß nur noch für gelungene Impfungen von Kühen auf Menschen, dem Besitzer des Stücks der volle Preis von 4 Kronenthaler zuerkannt wurde, die halben Preise aber für nicht gelungene Imfversuche wegfielen. Zugleich wurden die Impfärzte aufgefordert, sich durch die nicht gleichzeitige Entwicklung der originären Pusteln am Euter von Impfversuchen nicht abhalten zu lassen, sondern dieselben an 2 oder 3 aufeinander folgenden Tagen zu wiederholen. Eine ausführliche auf den Grund der bisherigen Erfahrungen gebaute Verfügung vom 28. Juni 1838 behält die bisherigen Prämien bei, bestimmt das Verfahren bei den anzustellenden Impfversuchen näher, ordnet genaue Berichte über die dabei zu beachtenden Umstände an, und regulirt den Aufwand dieses Geschäfts. Die derselben beiliegende „Belehrung, die ursprünglichen Kuhpocken betreffend,“ ist am Schlusse dieser Abhandlung, zur Vergleichung mit dieser, aufgenommen.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. November 1840.

Kritik.

L. Börnes Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1840.

Indem wir von Börne reden, wollen wir die Billigkeit nicht außer Acht lassen. Seine letzte Schrift war gegen den Herausgeber dieser Blätter gerichtet. Aber er ist todt. Ueberdies war auch damals, als er noch lebte, die Leidenschaft auf seiner, nicht auf unsrer Seite. Wir sind uns bewußt, immer gegen ihn gerecht gewesen zu seyn.

Nur wenige deutsche Schriftsteller haben sich auf einen so freien und hohen Standpunkt gestellt, wie Börne. In der Restaurationsperiode, nach den Karlsbader Beschlüssen, in einer Zeit, in der sich die deutsche Literatur mit allem andern, nur nicht mit den Nationalangelegenheiten beschäftigte, gehörte Börne zu den wenigen, die wie Görres, Jassoir 2c. sich noch diesen Angelegenheiten widmeten und gelegentlich die Stimme des Vorwurfs ertönen ließen. Es war eine Stimme in der Wüste. Wir wollen die Bitterkeit seiner Satire nicht in allen Beziehungen rechtfertigen, aber gewiß ist, daß er in der Hauptsache Recht hatte, denn es geschah damals sehr vieles, was den deutschen Nationalstolz verletzen mußte, und was den wahren Interessen Deutschlands gegenüber dem Ausland nicht gemäß war. Auch zeigte die deutsche Geisterwelt, versenkt in unfruchtbare Speculationen und poetische Modethorheiten, wenig oder gar keine Theilnahme für die Sache des Gesammtvaterlandes. Das allein war es, was Börne so tief kränkte, was ihn mit so viel Haß und Verachtung erfüllte. Er zog sich dadurch viele Feinde zu und wurde gewissermaßen ein Märtyrer des Patriotismus. Dies erwarb ihm aber auch wieder viele Freunde. Daß man den Mann ehren müsse, der uneigennützig und treu der Idee des Vaterlandes lebte, war noch nicht ganz vergessen in Deutschland.

Nun aber kam die Julirevolution und Börne veränderte seine Stellung zu Deutschland, indem er nach Paris ging und seinen Standpunkt physisch und moralisch auf ausländischem Boden nahm. Früher war er ein politischer Sittenprediger in Deutschland gewesen, hatte als patriotischer Deutscher zu den unpatriotischen Deutschen geredet, wie Demosthenes zu den verblendeten Athenern, und man hatte ihn darum gefürchtet und geehrt. Er war unser mit seinem Haß und seiner Liebe. Neue Gefahren bereiteten sich dem Vaterlande, neue Thorheiten traten an die Stelle der alten. Von einem so bewährten Patrioten hätte man nun erwarten sollen, daß er dem Vaterlande treu bleiben würde. Von einem Manne, der den Deutschen so oft und so unerbittlich streng vorgeworfen, daß sie ihre eigne Sache aufgäben, daß sie keine Nation zu seyn verstünden 2c., hätte man erwarten sollen, er werde es selbst nicht eben so machen, er werde selbst die deutsche Sache und die deutsche Nationalität nicht aufgeben, er werde mithin gegen die Deutschen, welche sich nach der Julirevolution den Franzosen in die Arme warfen, sich eben so bestimmt erklären, wie gegen die, welche sich früher dem russischen Impulse hingegeben. Einem Patrioten, der die Gesammtehre der Nation in sich zu fühlen und zu vertreten gewohnt war, mußte man diese Consequenz zutrauen. Aber Börne gab seine patriotische Mission gänzlich auf und übernahm eine weltbürgerlich liberale. Vaterland, Nation, Nationalehre wurden beseitigt; nur von Freiheit war noch die Rede und die Freiheit sollte von Frankreich aus Deutschland erobern. Ja er bezeichnete den nämlichen Patriotismus, dessen Abnahme seit den Karlsbader Beschlüssen er früher so bitter beklagt, dem er noch in seiner „Waage“ so treu das Wort geredet hatte und der immer die Tugend gewesen war, um derentwillen man ihn so hoch geschätzt hatte, jetzt auf einmal als eine feindliche Macht, die man bekämpfen und auf

jede Weise verhöhnen müsse. Wer jetzt noch ein deutscher Patriot sey, hieß es, wer jetzt noch etwa die deutschen Grenzen gegen Frankreich vertheidigen wolle, sey ein Feind der Freiheit, ein Emissär Rußlands. Daß es ein Drittes geben könne, was weder russisch noch französisch sey, beliebte ihm nicht anzunehmen. Und so sehr verließ ihn in seiner kränklichen Ueberreizung der gesunde Takt, daß er sogar anfing französisch für Franzosen zu schreiben. Und was schrieb er ihnen? Wahrlich, es war nicht schön, daß er den Franzosen die Schwächen Deutschlands aufdeckte und sich sogar noch in ihren Augen verächtlich machte. Ja verächtlich. Denn kein Franzose würde es einem Franzosen verzeihen, wenn derselbe in deutscher Sprache den Deutschen nur von Frankreichs Schande vorerzählen und Frankreich beschimpfen wollte. Mit wahrer Verachtung müssen sie, wenn sie überhaupt davon Notiz genommen haben, auf die Deutschen herabsehen, unter denen so etwas möglich ist!

So lange nun Börne in guter patriotischer Gesinnung schrieb, haben wir, wie sehr er sich auch zuweilen zu allzu bittern Schmähungen und zu ungeduldigem Verzweifeln hinreißen ließ, ihm doch immer gern das Wort geredet, ihn gegen übermüthige Zurechtweisungen vertheidigt und den Schmerz, der seine Brust zerriß, geehrt. Aber sein Auftreten als französischer Schriftsteller mußte uns eben deshalb empören. Wir hatten ihm früher nicht so viele Theilnahme zugewendet, wenn wir nicht den Patrioten in ihm geehrt hätten. Die Gesinnung, der wir unter allen Umständen treu geblieben sind, berechtigte und verpflichtete uns, ihm sein unpatriotisches und wahrhaft taktloses Benehmen vorzuwerfen, doch mit Schonung und indem wir an sein eigenes besseres Gefühl appellirten. Die Antwort war leider eine Schrift, die er nicht bloß in deutscher, sondern auch in französischer Sprache ausgehen ließ, und worin er die Schwäche hatte, den Franzosen zu sagen, es sey einer in Deutschland, der sie fressen wolle.

Unmittelbar darauf starb er. Wir haben ihn tief bedauert. Vielleicht trug das Unnatürliche der Stellung, in die er sich geworfen hatte, dazu bei, seinen Tod zu beschleunigen. Die Erinnerung an Georg Forster, der in einer ähnlichen politischen Verirrung endete, muß uns billig stimmen. Wenn so edle Geister so übereinstimmend irren können, liegt die Schuld nicht ganz an ihnen selbst, sondern zum größern Theil an den Verhältnissen. Wenn solche Männer ihr Vaterland aufgeben, ist nicht bloß in ihren Herzen, sondern auch etwas im Vaterlande selbst zerrissen und aus den Fugen.

That nun aber auch Börne übel, gegen sein Vaterland auf diese Weise zu handeln, so handelte er doch immer im vollen Feuer einer großen politischen Leidenschaft. Er dachte dabei nicht an sein kleines Ich, er war über alle Jämmerlichkeiten schriftstellerischer Koketterie erhaben und fühlte und glühte nur für die Sache der Menschheit und der Völker. Der Privatmann ging bei ihm ganz im Staatsmann unter. Er war ein politischer Charakter.

Deshalb ziemt es sich nun gar nicht, ihn mit Heine in Parallele zu stellen, obgleich beide geborne Juden und deutsche Schriftsteller sind, die nach Paris auswanderten. Diese sehr zufalligen Aehnlichkeiten heben den unermeßlichen Unterschied nicht auf, der zwischen ihnen besteht. Heine war nie ein politischer Charakter und nie von einer großen politischen Leidenschaft durchdrungen und erfüllt, obgleich er die Eitelkeit hatte, Börne in politischen Sarkasmen nachahmen zu wollen. Bei Heine ist alles Grimasse; er ahmte Börne nach, wie etwa ein Affe den einsam und schwermüthig vor sich hinwandelnden Timon nachgeahmt hätte.

In dem vorliegenden kleinen Buche ist Heine recht gut charakterisirt. Es ist nicht der Mühe werth, mehr über ihn zu sagen. Genug und übergenug Ehre für ihn, daß man sich so viel mit ihm beschäftigt hat.

Politische Wissenschaften.

1) Geschichte und System der Staatswissenschaft. Von Dr. Buß, Prof. in Freiburg, und G. Ph. Hepp, Prof. in Straßburg. In drei Theilen. Freiburg und Karlsruhe, Groos, 1839.

Herr Buß gibt in den ersten beiden stärkern Bänden die Geschichte, und Herr Hepp im dritten schwächern Bande das System.

Der erstere gibt aus der rein geschichtlichen Betrachtung und Vergleichung aller bisherigen staatsrechtlichen Theorien folgendes Resultat. „Schule und oft Leidenschaft unterscheiden in chaotischer Wirre in der Politik in Beziehung auf die Quelle der Erkenntniß das System der Tradition und den Rationalismus, in Bezug auf die socialen Interessen das monarchische, aristokratische und demokratische Interesse, in Beziehung auf die Staatsform das absolut monarchische, das constitutionelle und das republikanische System; in Beziehung auf die Parteien die theologische und radicale, die aristokratische und liberale, welche letztere wieder das Königthum bald mit vorherrschendem demokratischem, bald vorwaltendem aristokratischem Element anstrebt; in Beziehung auf die Richtung die stabil-conservative und reformatorische Bewegungspartei, in Beziehung auf die Gesinnung den Liberalismus und Servilismus. Alle

diese Unterschiede sind nur verzogene Momente aus einem einheitsvollen Ganzen, das die Wissenschaft zu construiren hat. Es fragt sich, nach welchem Typus? Offenbar nach dem der menschlichen Natur. Denn der Mensch wirkt nur Menschliches, und das von ihm Gewirkte bildet sich selbst nach den Gesetzen der menschlichen Natur fort; selbst dasjenige, auf welches er wirkt, ohne es geschaffen zu haben, die Natur, hat zu dem menschlichen Wesen eine tiefe Synergie und Sympathie, und die Geschichte, großentheils sein Werk, trägt sein Gesetz in sich. So muß auch der Staat metatypisch die menschliche Natur nachbilden, und insofern hat er ein spirituelles, materielles, ideales und reales Element, wie das menschliche Wesen aus Geist, Körper, Seele und Leib besteht. Diese vier Elemente sind dem Staat nothwendig, sowohl in Beziehung auf seine Gründung, als seine Erhaltung. Das spirituelle Element ist das religiöse; die es hervorhebende Schule, die spiritualistische, gibt daher dem Staat eine religiöse Stiftung, und erkennt in der providentiellen Entwicklung desselben den kirchlichen Geist als den Erhalter des Staats. Das materielle Element ist das sinnliche, wenn ein vereinzeltes freiheitsloses Moment, wie z. B. der Racenunterschied, die Sklaverei, die naturgebotene Arbeit zum Ausgangspunkt und zur Erhaltungskraft des Staats gemacht, oder das Gemeinsame des Staats der wüsten chaotischen Auflösung einzelner Egoismen überantwortet wird, daher der Republikanismus wesentlich den politischen Materialismus darstellt. Das reale Element ist das traditionelle; die es pflegende historische Schule legt die Keime des Staats in die Vergangenheit, die sie den Nachkommen, welche sie bloß anzunehmen brauchen, überliefert; als Erhalter dieser socialen Institutionen nimmt sie die körperschaftliche Autonomie an, durch welche die socialen Institutionen ihre Selbstentwicklung vollführen. Das ideale Element ist das rationalistische; die es entwickelnde Schule der Liberalen gibt dem Staat seine Genesis in der Subjectivität des Verstandes, der alles Staatliche selbst macht, eben deßwegen aber, der Staatsgewalt mißtrauen, der Subjectivität und ihrer individuellen Freiheit zur Erhaltung Garantien gibt. So stellen sich also in der Geschichte und im Leben vier streng geschiedene Systeme der Politik heraus: das spiritualistische, das materialistische, das idealistische und realistische, wie wir dieselben oben bei der Betrachtung der politischen Schulen Frankreichs bis in die einzelsten Züge nachgewiesen haben. Die Wissenschaft soll aber das Seyn und Leben in seiner vollen Objektivität nachbilden, und die Methode das Bild des Aktes dieser Nachschöpfung seyn. Geschichte und Erfahrung zeigen aber, wie das Eine System in vier Elemente zerfallen, so die Eine Methode in eine entsprechende und allen Wissenschaften eigene Vierheit aus einander gegangen, in die dogmatische, skeptische, kritische, syncretistische, die sich auch auf dem Gebiet der Staatswissenschaft in abweichender Regsamkeit verbreitet. Und diese Zerrissenheit sollte Wahrheit seyn und Wahrheit bringen! Nein. Wie die vier aufgezeigten Systeme ein großes, einheitliches, lebenvolles System als Ausgang und Ziel voraussetzen und verkünden, so bildet sich aus den vier genannten Methoden hervor und über sie hinaus eine fünfte Methode, die constructive, welche das Seyn und Werden wissend und bewußt in der Wissenschaft nachbildet und geistig erbaut. Das von mir angedeutete organisch genetische System der Politik geht aber weit über den Eklekticismus hinaus, den wir in neuester Zeit die staatswissenschaftliche Literatur immer mehr und mehr beherrschen sehen; denn der Eklekticismus hält nur die einzelnen Gegensätze gegen einander, und randet ihre Kanten ab, ohne die gemeinsame Wurzel sämmtlicher Gegensätze und ihr Ziel zu ahnen und zu suchen, während das organisch genetische System sich an ein Vorbild hält, als dessen Glieder es die im Lauf der Geschichte sich ablösenden Einzelmomente und die darauf sich ansiedelnden Schulen erweist, und ein Ziel, d. h. den Bau des vollen ethischen Organismus des Staats aufstellt, welchem die nachgewiesenen Einzelmomente als immanente Instanzen eingegliedert werden, und zwar in abgestufter Zeugung und Ernährung, so daß das spirituelle Element als höchste geistige Lebenskraft das reale und ideale Element überwaltet, welche beide ihre Nahrung aus dem materiellen Element ziehen, und eine fortlaufende Läuterung und Vergeistigung in dem Processe des ethischen Lebens des Staates verlaufen. Diesem Werke dient die von uns angezeigte constructive Methode, welche einheitlich und innerlich versöhnend alle andern genannten Methoden als große Functionen der politischen Wissenschaft verwendet und beauftragt. Dieses Ziel ist groß, es ist die Arbeit von Zeiten. Welche Nation hätte aber die Weihe, diese heilige Sendung der Wissenschaft reiner zu übernehmen, als die deutsche, welche, wie sie ohne Abbruch und Sturm als das Gewissen des Welttheils ihr staatliches Leben in hoher sittlicher Resignation vollführt, mit frommer Emsigkeit an dem ewigen Bau des Wissens schafft, ernst und still, wie jene einsamen Meister des Mittelalters, die, eine Welt im Geist und eine Ewigkeit im Herzen tragend, bescheiden und verschämt hinter ihre Dome zurückgetreten sind!"

Was den baulichen Eifer der deutschen Gelehrten betrifft, so läßt sich dieser freilich nicht genug rühmen, aber in Praxi ist von einem Bau, von einem großartigen Dome leider noch nichts zu sehen. Die längst vergessenen ehrwürdigen Baumeister der gothischen Dome würden gewiß ernsthaft protestiren, wenn man ihnen sagte,

das deutsche Staatsrecht werde gegenwärtig nach den Principien construirt, nach denen sie einst ihre Dome construirten. Um Gotteswillen, wo ist die Einheit? werden sie fragen, wo die Symmetrie? In den Köpfen der Gelehrten, wird man ihnen antworten. Ach, in den Köpfen, werden sie dann erwiedern, in den Köpfen. Aber es handelt sich ja gerade darum, daß die Sache nicht bloß in den Köpfen existire, sondern groß und majestätisch ins Leben heraustrete.

Das System des Herrn Hepp ist in demselben deutschen, alles erwägenden, historisch unparteiischen Geiste, und mit deutschem, wahrhaft scholastischem Scharfsinn geschrieben, entlehnt aber von Frankreich her den meisten Stoff, sofern es hauptsächlich von der schärfsten Unterscheidung und Abwägung der constitutionellen Gewalten handelt, bei der wir beständig an die Vorgänge in Frankreich erinnert werden. Der Verfasser glaubt, die Theorien seyen hinter den Thatsachen zurückgeblieben. Während im wirklichen Leben die Gegensätze sich mehr und mehr versöhnen, dient die Theorie noch immer den alten extremen Leidenschaften, und eine falsche Consequenzmacherei in der Wissenschaft kommt den praktischen Ultras immer zu Hülfe. „Die Theorie, indem sie versucht, die Ergebnisse so fehlerhafter Grundsätze in Formeln zu bringen, verpfändet sich selbst an ausschweifende Leidenschaften, und erzeugt bald die Lehren des Absolutismus, bald die glänzenden und verderblichen Täuschungen der Demokratie ohne Kontrole und ohne Zügel. In beiden Fällen ist die Logik befriedigt; allein der gesunde Verstand empört sich, die Interessen schaudern, die Leidenschaften sinnen auf neue Rache. Denn die reinen, die extremen Formen passen schlecht zu der zusammengesetzten Natur, zu den verwickelten Interessen unserer Civilisation, zu den verschiedenen vorgefaßten Meinungen, die uns beunruhigen, zu jenen Garantien der Ordnung, der Ruhe und der freien Entwicklung, die ein Hauptbedürfniß unserer Existenz geworden sind. Der Despotismus befriedigt uns eben so wenig, als die Anarchie, und die Theorien, von welchen wir sprechen, haben keine andern Geschenke uns zu bringen. Doch bisweilen fügen sie sich, gedrängt durch eine unbestimmte Ahnung der Gefahr oder der Unzulänglichkeit ihrer Grundsätze, mit dem entgegengesetzten Princip einen Vergleich einzugehen; die Anhänger des göttlichen Rechtes lassen sich nur mit Widerstreben die um die Reihe trägen oder aufrührischen Gegengewichte der Feudalmonarchie, gegründet auf den ausschließlichen Einfluß der Kasten, gefallen, während die Helden der Souveränität der Einzelwillen die Herablassung bis zur königlichen Demokratie treiben. Wo bleiben nun die Garantien? In der Abwesenheit der Leidenschaften oder in dem Verderbniß. Die Geschichte wird euch sagen, welches die Stärke dieser Stützen ist. Wenn die Ergebnisse, welche wir eben aufgestellt haben, unvermeidlich sind, sobald das Individuum und die Gesellschaft gegenüber gestellt werden, und die Staatsgewalt als Princip berufen ist, Körper an Körper mit dem individuellen Egoismus oder mit dem hitzigen Ungestüme der souveränen Einzelwillen zu kämpfen, oder sobald der Mensch, der ganzen Schwäche seiner individuellen Hülfsmittel Preis gegeben, der rohen Gewaltthätigkeit einer blinden und zügellosen Staatsgewalt erliegt, so ist es augenscheinlich, daß man anderswo die Combinationen der Weisheit, die Elemente des Gesetzes, die Garantien der Ordnung und der Freiheit aufsuchen müsse. Um die unwandelbare Fortdauer der beiden Grundthatsachen, der beiden Legitimitäten der gesellschaftlichen Ordnung, des Menschen und der Gesellschaft, der Freiheit und der Gewalt zu sichern, muß man sie jedem direkten Kampfe entziehen; um mit Erfolg die Leidenschaften zu beschwören, muß man sie entwaffnen; es bedarf noch mehr, man muß ihre Wirksamkeit dort, wo sie unvermeidlich ist, neutralisiren durch ein geschicktes System von Gegengewichten und entgegengesetzten, aber natürlichen Einflüssen, welche sich auf die Interessen stützen, die zu vertheidigen sie berufen sind. Um dem Individuum, wie der Staatsgewalt als Princip den Vorwand zu Gegenbeschuldigungen, zum Hasse und zur Rache zu nehmen, muß man beiden jede direkte Intervention, jede habituelle Wirkung auf den regelmäßigen Gang der gesellschaftlichen Angelegenheiten entziehen."

Daraus folgt Ruhe auf dem Thron, Ruhe im Volk und nur zwischen den Ministern und Kammern die Bewegung der Waagschaale, einer Waagschaale, an welcher der Verfasser mit dem größten mathematischen Scharfsinn und mit der strengsten Gewissenhaftigkeit das Hypomochlion abmißt.

Allein dieses, wenn auch noch so gerechte und weise System thut offenbar der Natur der Dinge Gewalt an. In ihrem Kampfe werden stets die Minister sich auf die königliche Gewalt, die Kammern sich auf das Volk berufen und dieselben vorschieben, sobald ihnen Gefahr droht. Das ist nur allzu natürlich, als daß es nicht bisher immer hätte der Fall seyn sollen, und als daß es nicht so bleiben sollte. Daher werden auch aller schönen und besten Theorien ungeachtet weder der Despotismus noch die Revolutionen aus der Welt verschwinden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. December 1840.

Deutsche Geschichte.

1) Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. Zweiter Band, 1ste und 2te, dritter Band, 1ste Abtheilung. Berlin, Duncker und Humblot, 1840.

Mehrere jüngere Gelehrte haben sich zu diesem Unternehmen mit Herrn Ranke vereinigt. Der Zweck ist strenge kritische Sichtung der Thatsachen aus den echten Quellen mit Beseitigung alles Unsichern und Fabelhaften, was sich leider in der Geschichte jener dunkeln Jahrhunderte (des 10ten und 11ten) in so reichem Maaße findet. Auf diese Weise nun sichtet im zweiten Theile der Jahrbücher Herr Giesebrecht die Geschichte Kaiser Ottos II. und Herr Wilmans die Kaiser Ottos III. Im ersten Heft des dritten Theils aber unterwerfen die Herren Hirsch und Waitz das alte Chronicon corvejense einer kritischen Prüfung.

Durch diese Arbeiten wird in der That viel für die genauere Aufklärung jener Zeiten überhaupt, wie für die richtigere Auffassung einzelner Charaktere und Begebenheiten gewonnen. Mancher poetische Zug, der bisher für historisch galt, fällt freilich weg; allein indem uns eine längst vergangene Zeit mit ihren Personen und Interessen plötzlich ganz nahe rückt, wird das, was ihnen an romantischem Reiz abgeht, durch die historische Wahrheit ersetzt, die selbst in ihrer Nüchternheit mehr werth ist, als alle schöne Uebertünchung, hier aber besonders anzieht, weil uns die Politik der damaligen, vielfach durch Geist und Gaben ausgezeichneten Weltlenker, und die Motive ihrer Handlungen mehr, als je zuvor, in ein klares Licht treten.

Uebrigens ist hier die Forschung alles, und nur auf Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, nicht auf beredte und ästhetische Geschichtschreibung machen diese Jahrbücher Anspruch.

2) Das Stadt- und das Landrechtsbuch Ruprechts von Freysing. Ein Beitrag zur Geschichte des Schwabenspiegels von G. L. v. Maurer, k. bayr. Staats- und Reichsrath. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Im Anfang des 14ten Jahrhunderts wurde der Schwabenspiegel, wahrscheinlich mit Benutzung des Sachsenspiegels, von dem Fürsprech (Advokaten) Ruprecht in Freysing zum Gebrauch der Stadt und des Landes bearbeitet; wie dergleichen Bearbeitungen nach lokalen Bedürfnissen auch anderwärts vorgenommen worden sind. Westenrieder gab bereits die ältere Handschrift heraus, doch noch unkritisch. Herr von Maurer hat fünf Handschriften verglichen und edirt die beste derselben mit Rücksicht auf die andern und auf die Rechtsgeschichte des Zeitalters überhaupt. Ein sehr schöner Beitrag zur ältern Vaterlandskunde.

In das Nähere können wir hier unmöglich eingehen, doch bemerken wir, daß jenes alte Rechtsbuch, während es in Bezug auf weltliche Dinge noch zuweilen an die Zeiten uralter germanischer Freiheit und Rechtssitte erinnert, dagegen in Bezug auf geistliche Dinge das Gepräge der blindesten Unterwürfigkeit unter den Papst an sich trägt, ja eine wahre Knabenangst vor Rom verräth. Im 200sten Kapitel, das von Ketzern handelt, wird nicht nur befohlen, jeden Ketzer ohne weiteres auf einer Hürde zu verbrennen, sondern auch den Richter in den Bann zu thun, wenn er sich dessen weigere. Selbst Fürsten sollen in diesem Fall durch den Papst entsetzt werden. Denn des Papsts Gericht gehe über alle andern und erstrecke sich über alle Menschen. Dabei werden die Päpste citirt, die Kaiser und Könige nicht geschont, sondern sie von Rechtswegen verstoßen und entsetzt. Das

Rechtsbuch ist schon ganz guelfisch, während der ältere Sachsenspiegel noch ganz ghibellinisch war.

3) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens, von Johannes Voigt. Neunter Band. Königsberg, Gebrüder Bornträger, 1839.

Mit diesem Bande ist das große und sehr verdienstvolle Werk geschlossen. Der letzte Band enthält die klägliche Geschichte der letzten Zuckungen und des endlichen Untergangs eines aristokratischen Institutes, das einst so mächtig in die Schicksale des Nordens eingriff, und das überhaupt seines Gleichen nicht hat, denn der Orden der Templer gelangte nie zu der Entwicklung, und der Orden der Johanniter nie zu der Selbstständigkeit, wie der deutsche Orden. Schon in den frühern Bänden hat der Verfasser auseinandergesetzt, wie dieser Orden allmählich in den Verfall gerathen ist und in Verfall gerathen mußte, da er auf Unnatur und auf eine Gewalt gebaut war, die nothwendig im Verlauf der Zeit erschlaffen mußte. Von äußern Feinden und Nebenbuhlern bedrängt und im eignen Lande unpopulär geworden, konnten die Ordensritter nur noch mühsam ihre Existenz und ihr altehrwürdiges Ansehen fristen. Der siebente und achte Band der Geschichte Voigts schilderte die Revolution Preußens, den Aufstand des Landadels und der Städte gegen den Orden und die Politik Polens, die davon Nutzen zog; endlich die Theilung des alten Ordenslandes, die Abtretung Westpreußens an Polen und die Unterwerfung des noch übrigen Ordenslandes unter die polnische Lehnsherrlichkeit. Der neunte Band fährt nun fort, das traurige Hinsiechen des Ordens zu schildern. Unter dem Hochmeister Martin Truchseß von Wetzhausen wagte derselbe noch einmal einen ehrenvollen Kampf gegen Polen, war aber schon zu schwach und unterlag, im Jahr 1479. Er mußte Polen aufs Neue huldigen und der folgende Hochmeister Johann von Tiefen einen Kriegszug für Polen gegen die Türken thun, auf dem er starb. Außer der polnischen Vormundschaft plagte den Orden der böse Wille der Bischöfe, die seit lange schon nach Unabhängigkeit strebten und den Verfall des Ordens benutzen wollten, um jede Autorität, außer der des Papstes, zu verwerfen. In dieser Noth gab die ritterliche Aristokratie die Hoffnung auf, sich durch eigene Kraft erhalten zu können und suchte Schutz bei den Fürsten, deren mächtige Nebenbuhlerin sie ehemals gewesen war. So wurde Herzog Friedrich, Bruder des bekannten Herzog Georg von Sachsen, Hochmeister des Ordens. Dieser gab sich nun zwar alle Mühe, die übrigen deutschen Fürsten für die Rettung des deutschen Ordenslandes zu interessiren, allein das deutsche Reich war damals so sehr in Trägheit und innere Zwietracht versunken, daß kein patriotischer Aufschwung möglich war. Schon wollte der König von Polen sich Preußens ganz und für immer bemächtigen und der Orden hätte es nicht hindern können, als zum Glück in Polen selbst Unruhen ausbrachen, die den König zurückhielten. Als der sächsische Friedrich starb, wählte man abermals einen Fürsten zum Hochmeister, den brandenburgischen Albrecht, 1511. Auch dieser wurde fortwährend von Polen bedroht, bekam aufs Neue den heftigsten Streit mit den Bischöfen, und nahm, da er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, seine Zuflucht zu Rußland, zu demselben Rußland, dessen Barbarenhorden eben erst den Landmeister von Livland bekriegt und das Land aufs grausamste verheert hatten. Aber diese Verbindung half ihm nichts. Die Polen fielen in Preußen ein und eroberten fast das ganze Land. Erst im Jahr 1520 zogen dem Hochmeister Albrecht 14,000 Mann aus Deutschland zu Hülfe, allein anstatt sie zum raschen Zuschlagen zu benutzen, verlor er die Zeit mit Unterhandlungen, bis jene deutschen Söldner wieder auseinanderliefen. Man sieht wohl, er glaubte nicht an einen dauernden Erfolg gegen Polen und suchte sich um jeden Preis mit diesem Lande zu versöhnen. Dazu bot ihm nun die eben begonnene deutsche Kirchenreformation die beste Gelegenheit. Der Papst, an den sich Albrecht öfters um Hülfe bittend gewandt hatte, gab ihm höhnisch zur Antwort, er solle vorher den schlechten (antibischöflichen) Geist aus dem Orden verbannen und denselben durchaus reformiren. Diesen Reformbefehl erlaubte sich Albrecht, etwas anders auszulegen, als er gemeint war. Der lutherisch gesinnte Prediger Osiander, den Herzog Albrecht in Nürnberg kennen lernte und dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, zog ihn zu der neuen deutschen Reformationspartei hinüber. Albrecht sprach mit Luther selbst und dieser sagte ihm gerade heraus, er solle ein Weib nehmen und das Ordensland zu einem erblichen Herzogthum machen. Das that nun auch Albrecht, wobei ihn alles unterstützte, der Haß des Volks gegen den Orden, der schon so weit ging, daß sich kein Ritter mehr in der Tracht des Ordens öffentlich sehen lassen durfte, die Begeisterung für Luther und seine Lehre, der Eifer, mit welchem selbst zwei Bischöfe, von Samland und Pomesanien, sich der Reformation widmeten, und endlich die Bereitwilligkeit Polens, ihn als erblichen Lehnsträger anzuerkennen. So nahm der Orden in der kürzesten Frist ein ruhmloses Ende, nachdem er so viele Jahrhunderte des blutigsten und ehrenvollsten Kampfes gebraucht um seine Herrschaft zu gründen. Durch Albrechts raschen Entschluß wurde Preußen das Erbe der Hohenzollern.

4) J. C. v. Pfisters Geschichte der Verfassung des Würtembergischen Hauses und Landes. Aus dessen Papieren von C. Jäger. Heilbronn, Classische Buchhandlung, 1838.

Eine sehr werthvolle und verdienstliche Arbeit des sel. Pfister, dessen deutsche und schwäbische Geschichte allgemein bekannt sind. In dem vorliegenden Werk handelt er in noch speciellerer Beziehung von Wüttemberg und von dem ständischen Wesen, das in diesem Lande schon so lange einheimisch ist. Die im Eingang ausgesponnene Hypothese von der Abstammung des regierenden Hauses gehört streng genommen nicht in eine Geschichte der Landstände und entbehrt überhaupt der Haltbarkeit. Gegen die Definition, welche der Verf. von der älteren Politik des Hauses auf Seite 57 gibt, ließe sich ebenfalls Manches einwenden. „Schandhafte Bekämpfung jeder, die deutsche Freiheit beschränkenden Erbmacht" war es wohl nicht, um was es sich handelte. Erstens wurde durch das Streben der Kaiser, ihre Macht erblich zu machen, nicht die deutsche Freiheit, sondern nur die Feudalaristokratie gefährdet, deren Sache der deutschen Freiheit bekanntlich von jeher schnurstracks entgegengesetzt war. Zweitens aber finden wir die Grafen und Herzöge von Württemberg eben so oft in der engsten Verbindung mit der kaiserlichen Erbmacht, als gegen sie gewaffnet, so daß gerade sie weniger als manches andere Fürstenhaus in dem Falle waren, den der Verf. als den eigentlich die Politik des Hauses charakterisirenden bezeichnet. Drittens ist das Moment, auf das es hier eigentlich ankommt, nicht etwas, das dem württembergischen mit andern deutschen Häusern gemein gewesen wäre (der Kampf des in den Fürsten repräsentirten aristokratischen Princips gegen das im Kaiser repräsentirte monarchische Princip), sondern vielmehr etwas, das die Württemberger ganz besonders auszeichnet und von andern Fürstenhäusern unterscheidet, — nämlich: die bürgerliche Tendenz ihrer Politik, die sich bewährt hat 1) in der Entfernung des Adels aus den ältesten Besitzungen der Grafen und Herzöge von Württemberg; 2) in der verhältnißmäßigen und sehr frühzeitigen Emancipation der Bauern daselbst; 3) in dem fortwährenden Auskaufen des Adels auch noch in den ruhigen Jahrhunderten; 4) in der Geneigtheit, sich für die Reformation und für bürgerliche Fortschritte zu interessiren, daher auch in der frühzeitigen Begründung und Handhabung einer Verfassung, in welcher die Repräsentanten des Bürgerstandes schon ursprünglich vorherrschten.

Doch abgesehen von seiner nicht ganz richtigen Definition hat der sel. Pfister gleichwohl in der Durchführung seines Werkes das richtige Princip überall aufgefunden und dargelegt, und den höchst interessanten Verlauf des constitutionellen Lebens in Altwürttemberg mit einer Klarheit und Schärfe verfolgt, die ihm große Ehre macht. Auch wird man in seiner Darstellung Freimüthigkeit nicht vermissen, sogar zuweilen da, wo man sie nicht einmal erwarten durfte.

Wenn nicht schon England den bündigsten Beweis lieferte, so würde ihn Württemberg liefern, daß dem germanischen Geist und Charakter das Verfassungswesen durchaus angemessen ist. Auch ist es ja aus dem germanischen Wesen hervorgegangen. Der Orient und das klassische Alterthum kannten keine Verfassungen, nur entweder Despotie oder Republiken. Das verfassungsmäßige Königthum ist eine echt deutsche Schöpfung und von den Deutschen durch die Völkerwanderung auch auf die romanischen Nationen übertragen worden. Ununterbrochen hat sich diese Verfassung nur bei den Angelsachsen in England von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage erhalten. Aber nach mancherlei Veränderungen des Besitzstandes ist sie in demselben Geiste und nur in veränderter Form auch in Deutschland selbst immer wieder zum Vorschein gekommen. An die Stelle der alten Gauversammlungen und Maifelder traten bald, nach Auflösung der Herzogthümer, die in den neuen Territorien gebildeten Landstände. Repräsentation war immer da oder kam bald wieder auf, sie ist von der Art und Weise, wie die Deutschen den Staat ansehen und haben wollen, schlechterdings unzertrennlich. Eine zweitausendjährige Erfahrung hat es bewiesen.

Darum ist es wahrhaft erbärmlich um das Wissen oder um die Absichten derer bestellt, die uns weiß machen möchten, das Verfassungswesen sey etwas Neues, etwas Undeutsches, ein französisches Gift, das wir zu meiden hätten. Deutschland hatte weit eher eine Verfassung als Frankreich. Die Franzosen sind bei uns in die Schule gegangen, nicht wir bei ihnen.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder von Julius Alfret. Stuttgart, Metzler, 1840.

Der größte Theil dieser Gedichte besteht aus Liedern der Sehnsucht und Liebe, aus Ergüssen des jugendlichen Herzens im Mai des Lebens. Der Grundton ist ein heitrer und gesunder. Man nimmt darin nichts Krankhaftes, nichts Ueberspanntes wahr, und auch von Leiden und Unglück ist nicht die Rede. Fast alles athmet eine sanfte, oft auch eine stürmische Freude. Auch ist es erfreulich, daß die Lieder nicht mit jener männlichen Koketterie oder sentimentalen Donjuanerie, die an so vielen neuern Dichtern zu tadeln ist, an einem Harem von eingebildeten oder wirklichen Geliebten herumliebeln, sondern gut deutsch und treu sich einer Einzigen widmen;

Fallen im Herbste die Blätter,
Welken die Blumen dahin,
Sieht man die Vögel alle
Ueber die Lande ziehn.

Aus dem Herzen zogen
Lieder um Lieder mir fort,
Konnten's nicht ertragen
An dem kalten Ort.

Ziehet, Lieder, ziehet
In der Liebsten Herz,
Dort ist ewge Wonne,
Frühling ohne Schmerz!

In mehreren Gedichten finden wir glückliche Bilder, ungesucht auf eine naive Weise angewandt, wie in den besten Volksliedern:

Sternschnuppen.

Festgewachsen sind die Blumen,
Würden sonst von allen Fluren,
Wo die Liebste wandelt, fliehend
Folgen ihren holden Spuren.

Wenn sie bei den Blumen wandelt,
Ist das nicht ein Nicken, Grüßen!
Manche neigen sich in Sehnsucht,
Sterbend vor der Liebsten Füßen.

Arme Sternlein an dem Himmel
Schauen so verliebt herunter,
Haben mich wohl oft beneidet,
Und was Wunder,

Daß ein Stern in Himmelshöhen,
Als er mit dem Saitenspiel
An dem Fenster sie betrachtet,
Sterbend zu ihr niederfiel?

Zuweilen dämmern die Bilder nur auf wie in einem lieblichen Traum:

Mit einem dunkeln Auge, das sich zugeschlossen
Auf ewig, ist mein Herz und all' sein heiß Verlangen,
Im Schmerz gebrochen, auch ins junge Grab gegangen,
Und keine Freude mehr konnt' meiner Brust entsprossen.
Da rief ein blaues Aug' als wie mit Gottessprache,
Und schlug des Grabes Stein entzwei, „Erwache!"
Und selig durft' mein Herz nun zu verklärtem Leben
In seinen blauen heil'gen Himmel schweben.

Den Gefühlen weiß der Dichter fast immer einen glücklichen, oft den schönsten bildlichen Ausdruck zu geben und dem entspricht auch der Wohllaut der Verse:

Wie zwei himmelblaue Wellen
Liebend schwellen,
Sehnend sich entgegenseh'n;
Trinkend in sich untergeh'n;
Süßes Leben, süßer Schmerz,
Möcht' ich sinken dir ans Herz!

Die Verse sind durchgängig rein. Nur das Wort Herz gibt auffallenderweise einigemal einen kleinen Mißklang, sofern der Dichter zuweilen sagt: am Herz, an der Liebsten frommem Herz (statt Herzen).

Die übrigen Gedichte vermischten Inhalts sind theils fröhliche Weinlieder:

Was gibt's, daß sich die Völker heben,
Daß Berg und Thal vom Sturm erbeben?
Neuen Wein!

Was gibt es, daß die Völker wanken,
Viel Hunderte zur Erde sanken?
Neuen Wein!

gesellige Lieder und Jugendlieder:

Hört ihr's in den Eichen sausen
Durch den dunkeln Forst entlang?
Hört ihr's durch die Tannen brausen?
Das ist deutscher Frühlingssang.
Frisches Leben allzumal
Auf den Bergen, in dem Thal!

Wie ein Strom voll frischen Lebens
Schwell' uns kühn die junge Brust,
Wie ein Wald voll regen Strebens
Grünend auf in Frühlingslust,
Keim' uns Kraft, in Herz und Hand,
Liebe für das Vaterland!

auch ein Paar gute Epigramme:

Der Schatten.

Schatten, du gleichest dem Freunde, der treu nur im Glück sich bewähret;
Nur wenn die Sonne scheint wandelst du neben mir her.

Der Eingebildete.

Nein, ich läugnet' es nie, daß du nach Höherem strebest,
Selbst an den Ohren sogar sieht man dies Streben dir an.

Am Schluß eine Reihe von Romanzen, die seltsam gegen die vorhergegangenen Lieder abstechen, indem sie meist von düsterer Färbung sind und tragische Stoffe behandeln, die zum Theil nicht mehr neu sind, z. B. die feindlichen Brüder, die sich wechselseitig morden, der wahnsinnige König, der Selbstmord zweier Liebenden; der Fischerknabe, den die Nixen unter das Wasser locken; die Todtenmesse, Rolands Tod, die schöne Sage von Kaiser Otto II. und Graf Heinrich von Kempten. Endlich noch einige Gedichte an die Stände Württembergs und an Uhland.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. December 1840.

Deutsche Geschichte.

5) Die Geißler, namentlich die große Geißelfahrt nach Straßburg im Jahr 1349. Frei nach dem Französischen des L. Schneegans bearbeitet von C. Tischendorf. Leipzig, Fritzsche, 1840. 8. S. 64.

Vor zwölf Jahren erschien ein gutes Buch über die berühmten Geißelfahrten des 14ten Jahrhunderts von Förstemann. Im vorliegenden Werkchen werden nun aber noch neue Data mitgetheilt, namentlich aus der handschriftlichen Chronik des Friedrich Closner, eines Straßburger Priesters, der 1362, also als ein Zeitgenosse, schrieb. Seine Chronik ist schon vor der französischen Revolution aus seiner Vaterstadt Straßburg verschwunden, wahrscheinlich gestohlen und verschleppt worden. Nachher kam sie in Paris wieder zum Vorschein, wo sie für die k. Bibliothek gekauft wurde. Also ist auch dieser Schatz, wie so mancher andere, der Deutschland gehört, von Paris acquirirt worden.

Das Merkwürdigste unter den Mittheilungen aus dieser Chronik ist eine altdeutsche Uebersetzung des göttlichen Briefes, den die Geißler umhertrugen und den Gott selbst auf eine Marmortafel in der Kirche des h. Grabes zu Jerusalem geschrieben haben sollte, ferner die vollständigste und genaueste Redaktion der Geißlerlieder oder Leisen, die für den Sprachforscher eben so interessant sind wie für den Geschichtsfreund.

Mit Recht nimmt der Verf. die Geißler einigermaßen in Schutz. Es ist wahr, daß sie in der Schwärmerei zu weit gingen, allein es war ohne Zweifel ein edler Geist, der sie bewegte. Sehen wir, wie noch jetzt das deutsche Volk mit der römischen Einmischung kämpft, so kann wohl kaum ein Deutscher ohne Rührung auf die Kämpfe jener frühern Zeit zurückblicken. Das deutsche Reich und Volk war damals (1349) schon Jahrhundertlang von Rom mißhandelt, seines edlen Kaisergeschlechts, der Hohenstaufen, durch römische Tücke beraubt, und fortwährend durch Rom despotisirt und zerrüttet. Einige Jahrzehent hindurch hatte ein neuer edler Kaiser, Ludwig der Bayer, unter unsäglichen Mühen den von Rom aus unaufhörlich neu angeschürten Bürgerkrieg bestanden. Während dieser Zeit war der größte Theil von Deutschland im Bann und Interdikt. Hier weigerten sich die Priester, den Gottesdienst zu verrichten, trotz aller Bitten des frommen deutschen Volkes. Dort wurden sie als Papisten und geschworne Feinde des Kaisers von den patriotischen Bürgerschaften verjagt. Daher gab es Städte, in denen beinahe zwanzig Jahre lang kein Gottesdienst gehalten wurde, Menschen, die ohne Sakramente geboren wurden und starben. Darum lernten aber auch die Laien, sich ohne Geistliche selbst behelfen. Viele traten als Tertiarier in die Brüderschaft der damals antipapistisch und kaiserlich gesinnten, darum unermeßlich populären Franciskaner. Es entstanden geistliche Brüder- und Schwesterschaften unter den Laien, die Begharden und Beguinen, und überall blickte der Gedanke durch, der Laie könne durch eigne Buße und wahre Frömmigkeit von Gottes Gnade mehr erreichen, als durch die Fürsprache entarteter Priester.

Nun kam die große Pest, der schwarze Tod genannt, gleich der Cholera von Asien her über Europa, aber noch ungleich mörderischer als die Cholera, denn sie raffte zwei Drittheile der Menschen hin. Ueberdies war sie begleitet von Naturschrecken aller Art, großen Erdbeben rc. Da erzitterten die Menschen und man sah in den furchtbaren Ereignissen nicht bloß eine vorübergehende Heimsuchung der sündigen Welt durch den Zorn Gottes, sondern man glaubte sogar, die Welt werde untergehen. Man verbreitete einen Brief, den Gott selbst geschrieben haben sollte, worin stand: er habe allerdings die gänzlich verdorbene Welt vernichten und eine neue schaffen wollen, jedoch auf Fürbitte unsrer lieben Frau und sämmtlicher Engel habe er beschlossen, Gnade für Recht ergehen zu lassen, sofern die Menschen von nun an sich ernstlich

bessern würden. In diesem merkwürdigen Briefe ist die von der Kirche ausgehende Sündenvergebung ganz ignorirt, und faktisch als ungültig angesehen; die Priester werden ausdrücklich als solche getadelt, die ihre Bestimmung nicht erfüllten, und es wird namentlich gesagt, alle Menschen sollten Brüder seyn. Im Sinn dieses Briefes nun und Abschriften desselben vor sich hertragend, zogen im Jahr 1349 Gesellschaften frommer Büßer unter Anführern (Meistern) und in guter Ordnung immer hinter der Pest her durch ganz Deutschland, predigten Buße und geißelten sich öffentlich. Ihre Begeisterung steckte überall das Volk an, aber mit der Gefahr vor der Pest schwand auch der Eifer, sich zu geißeln, und die Kirche that alles Mögliche, diese Geißler als höchst gefährliche Ketzer zu verdächtigen, zu verdammen und zu vernichten. Schon im Oktober desselben Jahrs schleuderte Papst Clemens VI. gegen die frommen Schwärmer feierlich den Bannstrahl und ließ sie durch die Inquisition verfolgen, eine Menge derselben, die sich nicht verborgen hielten, verbrennen.

Abgesehen von der Schwärmerei des Geißelns, die sich übrigens aus dem Schrecken der Zeit leicht erklärt, lag dem Flagellantismus ein richtiges und tiefes Gefühl zu Grunde, ein Gefühl, das sich später noch kräftiger in der Hussitenzeit und am kräftigsten in der Reformation Luft machte. Das deutsche Reich war grausam zerrüttet. Daß endlich die verheerende Pest ein Gefühl des Schauderns in der deutschen Nation erwecken mußte, war natürlich, und eben so natürlich, daß man endlich auch fühlen mußte, die Hülfe könne nicht von Rom kommen, von wo im Gegentheil den Deutschen so viel Uebel gekommen war. Die mißhandelte, erkrankte, tödtlich gereizte deutsche Natur suchte endlich, des treulosen und hohnlachenden Arztes müde, in sich selbst Hülfe. Zum ersten Mal wurde in die frivole, tief unmoralische und sogar käufliche Sündenvergebung jener Römlinge, die selbst die ärgsten Sünder waren, Mißtrauen gesetzt und wie ein Blitz schlug es durch die deutschen Herzen: nur wenn ihr selbst euch reinigt, bessert, veredelt, wird euch das Heil werden, nicht durch jenen schnöden Sündenkauf! Wahrlich ein schönes Gefühl, echt volksthümlich und werth, von den Nachkommen als solches erkannt zu werden. Die so fühlten, waren keine verächtlichen Schwärmer und Thoren, sondern es waren redliche deutsche Herzen, denen die lange Mißhandlung in einem Augenblick der höchsten Gefahr und Aufregung endlich unerträglich wurde.

Aber eben um dieses edeln und richtigen Gefühls willen wurden die armen Geißler verdammt und ausgerottet. Schwärmer, Thoren hätten sie wohl seyn dürfen, das würde ihnen Clemens VI. nicht verwehrt haben. Aber daß sie deutsch fühlten, daß sich in ihnen eine volksthümliche Opposition gegen den Tyrannen von Avignon erhob, daß sie eine moralische Reform der tief demoralisirten Kirche verlangten, daß sie wahre Buße, ernstliche Reue, wirkliche Besserung und Veredlung verlangten, das konnte ihnen die verderbte Kirche nimmer vergeben; gerade das, was ihre Tugend war, wurde ihnen zum Verbrechen gemacht.

Politische Wissenschaften.

2) Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienst in der Staatsverwaltung. Von K. H. Hagen, Prof. Königsberg, 1839.

Eine Uebersicht alles dessen, was der angehende Verwaltungsbeamte vom Staate wissen muß. Eine Encyklopädie der Staatswissenschaften in freier Rede, wobei es der Verfasser mehr darauf absicht, den Zuhörer zu orientiren und die Punkte, auf die es überall hauptsächlich ankommt, hervorzuheben, als eine weitläuftige Literatur auszukramen. Es sind wirklich Vorlesungen, zunächst an junge Cameralisten gerichtet. Der Verf. verlangt, der Mensch solle in den möglich kräftigsten Zustand versetzt werden und für seine Thätigkeit die möglichst freieste Sphäre gewinnen. Dazu soll ihm der Staat behülflich seyn. Allein damit eine Thätigkeit die andere nicht störe, sondern fördere, müsse sich der Mensch beschränkenden und ordnenden Gesetzen unterwerfen. Der ganze Organismus der Gesetzgebung wird nun entwickelt und bleibt stets auf dem ursprünglichen Zweck, die Kräftigung und freie Entfaltung, bezogen. Insbesondere weist der Verf. auch den geistigen Bildungsanstalten einen hohen Rang im Staatsorganismus an und zeigt, welchen Werth sie nicht bloß für die Vorbereitung zum Staatsdienst, sondern auch für die Bereicherung und Veredlung des Volks überhaupt haben. Sein Werk, obgleich in systematischer Belehrung von Gegenständen handelnd, die insgemein als trocken ererscheinen, und gern handwerksmäßig betrieben werden, ist doch von einem edlern künstlerischen Geist durchdrungen.

3) Römerthum, Christenthum und Germanenthum, und deren wechselseitiger Einfluß bei der Umgestaltung der Sklaverei des Alterthums in die Leibeigenschaft des Mittelalters. Von J. Venedey. Frankfurt a. M., Meidinger. Hildburghausen, Bibliogr. Institut, 1840.

Erst unlängst zeigten wir das vortreffliche Werk des Herrn Osiander über den Handelsverkehr der Völker an.

Jenes Werk war aus einer Abhandlung entstanden, die der Verf. als Antwort auf eine Preisfrage der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften niedergeschrieben hatte. Das vorliegende Werk hat genau den nämlichen Ursprung. Herr Venedey aus Köln beantwortete darin eine von jener Akademie im Jahr 1837 gestellte Preisfrage. Er hatte nicht das Glück, den Preis zu gewinnen. Doch es frägt sich gar nicht, ob er ihn hätte gewinnen sollen, sondern nur, wie er es überhaupt nur erwarten konnte, ihn zu gewinnen, wie er sich darum bewerben konnte? Herr Venedey sagt in seiner gelehrten und schätzenswerthen Abhandlung der französischen Akademie etwa Folgendes: die altrömische Sklaverei war eine Herabwürdigung der Menschheit; sogar das Christenthum konnte dagegen nichts ausrichten, nur die edle Natur und Sitte der germanischen Nationen war im Stande, jene alte Sklaverei gänzlich abzuschaffen und in die milde Form der Leibeigenschaft zu verwandeln. Unter der Leibeigenschaft sey aber nicht zu verstehen, daß eine Person der andern eigen gehöre, sondern nur daß eine Person dem Boden angehöre, auf dem sie geboren, und nur dadurch dem Herrn, dem der Boden gehöre und nur unter gewissen Bedingungen. Der Verf. weist nach, daß jene altdeutsche Leibeigenschaft den Knechten eine Menge Menschenrechte gewährt habe, die dem altrömischen Sklaven gänzlich fehlten. — Aber was hoffte Herr Venedey mit einer solchen Lehre bei der französischen Akademie zu gewinnen? Er hatte Franzosen vor sich und wollte seine Deutschen loben. Das war gewiß nicht à propos. Die Akademie stutzte. Sie wollte nichts davon wissen, daß von den dummen und rohen Deutschen des Mittelalters eine welthistorische Emancipation solle ausgegangen seyn. Sie wollte die Deutschen nicht auf Kosten der alten Römer gerühmt wissen. Die heutigen Franzosen sehn sich als die echten Nachkommen nicht der deutschen Franken, sondern vielmehr der alten Römer und Gallier an. Ihr ganzes modernes Franzosenthum ist eine romanische Reaktion gegen den Germanismus. Und ihre Akademie sollte ein Lob des Germanismus belohnen? Die Akademie war das nicht gesonnen. Aber sie mußte sich entscheiden. Sie erklärte die Meinung des Herrn Venedey für unhaltbar; nicht dem Germanismus, sondern dem Christenthum gebühre die Ehre, die antike Sklaverei abgeschafft zu haben. Sie wies deshalb den Herrn Venedey an Byzanz. Herr Venedey stutzte. Byzanz? Er gesteht, er habe die Sklaverei unter den christlichen Byzantinern nicht gekannt. Aber durch die französische Akademie darauf aufmerksam gemacht, habe er gerade bei den Byzantinern den Beweis für seine Meinung und gegen die Akademie gefunden. Er brauchte nicht weit zu suchen. Noch heute besteht die ungeheure Mehrzahl der griechischen Christen aus verkäuflichen Sklaven, die man spöttisch Seelen nennt, und ihre Popen selbst sind nichts besseres und werden geprügelt bei jeder Gelegenheit. Doch die Akademie mußte eine Ausrede haben. Man vergleiche hiermit die Behandlung, welche dieselbe Akademie dem Herrn Osiander hat angedeihen lassen.

Wir sind aber weit entfernt zu sagen, die französische Akademie habe Unrecht. O nein, sie hat sehr recht, daß sie eifersüchtig wachsam und nationalstolz alles von sich und von der französischen Literatur fern hält, was die deutsche Nation auf Kosten der ihrigen zu sehr begünstigen könnte. Es sind schlechte Gelehrte, aber gute Patrioten.

Kinderschriften.

In der Periode der pädagogischen Schwärmerei wurde die Kinderliteratur, die sich bisher auf wenige A B C= und Bilderbücher beschränkt hatte, nicht nur auf einmal sehr zahlreich und vielgestaltig, sondern nahm auch einen sentimentalen Charakter an, der ihr hätte fremd bleiben sollen. Der Umfang der Kinderliteratur hat sich nun nicht vermindert, sondern im Gegentheil noch zugenommen, doch scheint man sich nach und nach von der falschen Sentimentalität zu entfernen und zum Naiven und Natürlichen zurückzukehren. Leider herrscht zwar noch in sehr vielen Kinderbüchern das Salbadern, Moralisiren und Raisonniren vor. Es scheint vielen Fabrikanten solcher Jugendschriften nur darauf anzukommen, sich selbst reden zu hören, unbekümmert, ob das langweilige pädagogische Gekrätsch für die Jugend paßt oder nicht. Doch läßt sich nicht verkennen, daß nach und nach immer mehr auf das wahre Bedürfniß der Kinder Rücksicht genommen wird. Wie in den s. g. Volksschriften das Raisonniren aufhört und statt dessen Thatsachen gegeben werden, so auch in der Kinderliteratur. Die Pfennig=Magazine, die aus einem tief gefühlten Bedürfniß hervorgingen, scheinen hier besonders günstig gewirkt zu haben. Man stellt den Kindern die Welt in Bildern dar, mit schärferer Unterscheidung und reicherer Auswahl, als im alten orbis pictus. Man lehrt in Beispielen, und wirkt überall zuerst auf die Sinne und die Phantasie, alsdann auf das Gemüth, wobei die Jugend aufs lebendigste angeregt, und auch ihr Geist und Verstand auf die naturgemäßeste Weise entwickelt wird, während die ältere Methode, den Kindern vorzudemonstriren, ohne Bild und Beispiel, den Geist einschläfert. Wer für Kinder schreibt, muß sein Subjekt ganz in den Hintergrund stellen, und so objektiv

als möglich seyn, nicht selbst reden, sondern die Thatsachen für sich reden lassen. Ein charakteristisches Bild mit der einfachsten Erklärung, eine gute Fabel, ein gutes Mährchen, eine interessante Geschichte, klar und einfach erzählt, wirken viel tiefer und belehrender auf das Kind, als alles Zureden, Hofmeistern und Hätscheln.

Einige neuere Kinderschriften, welche diesen objektiven Charakter an sich tragen, mögen eben deshalb unsern Lesern empfohlen seyn.

1) Lebensweisheit in Fabeln für die Jugend von Fr. Hoffmann, Hofprediger in Ballenstedt. Mit 100 Bildern. Stuttgart, Hoffmann'scher Verlag, 1840. 2) Einhundert neue Fabeln mit 50 Bildern. Von demselben, daselbst. In dem erstgenannten Werke, das nahe an 600 Seiten hat, findet man eine sehr umfassende Sammlung der besten Fabeln älterer und neuerer Zeit in Prosa und Versen, berechnet für das jugendliche Alter und mit sehr vielen Bildern illustrirt. In dem zweiten kleineren Werke bietet der Verf. neue Fabeln dar, in Versen und ausschließlich auf die Jugend berechnet, eine Kindermoral in Beispielen aus der Thierwelt.

3) Sprüchwörterwäldchen, Fabeln, Erzählungen und Gleichnisse über 100 deutsche Sprüchwörter. Von demselben, daselbst. Mit 40 Bildern. Eine eben so glückliche und zweckmäßige Moral in Beispielen. Bei jeder allgemeinen Lehre zugleich der bestimmte Fall der Anwendung. Nur so kann man Kindern eine Wahrheit einprägen.

4) Neues Bilderbuch zur Belehrung und Unterhaltung. 2te Auflage. In Folio. Daselbst. 5) Die Welt in Bildern. Mit 300 Abbildungen. Weihnachtsbuch für gute Kinder. 4. Daselbst. Im ersten eine Menge sehr gute Bilder aus der Pflanzen- und Thierwelt, im zweiten ähnliche und vermehrt aus der Menschenwelt. Dazu nur kurze Beschreibungen. Sehr glücklich sind die Zusammenstellungen verwandter Formen, z. B. der Bäume, der Aehren, der Blumen, der Pilze. Dadurch wird das kindliche Auge am sichersten orientirt, und lernt durch Vergleichung besser unterscheiden, durch Unterscheidung besser vergleichen.

5) Der neue Tausendkünstler und Magiker. Von Hofrath von Poppe. Zweite Auflage. Mit fünf Steintafeln. Stuttgart, Weise und Stoppani. Ein Buch, worin mit verständiger Auswahl solche s. g. magische, d. h. physikalische, chemische und mechanische Kunststückchen gelehrt werden, die der heranreifenden Jugend nicht nur außerordentliches Vergnügen zu machen pflegen, sondern ihr auch zur wahren Belehrung über die Natur und ihre Kräfte dienen.

6) Neueste Jugendbibliothek von H. Rebau. Vier Bändchen. Dritte Auflage. Augsburg, v. Jenisch und Stage, 1840. Ausgewählte Parabeln im ersten, Fabeln im zweiten, und Erzählungen im dritten und vierten Bändchen, alles berechnet für das jugendliche Alter.

7) Das erste Lesebuch für Kinder, von demselben. Stuttgart, Weise und Stoppani. Mit 18 Bildern. Kleine Sprüche, Fabeln, Parabeln, Erzählungen, Mährchen, Lieder und Räthsel in bunter Auswahl.

8) Die Waisen aus Neapel. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Vom Verfasser der Glocke der Andacht. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 9) Die Orgel zu St. Paul, von demselben, daselbst, 1840. Beides rührende und ergreifende Erzählungen. In der ersten wird das Schicksal von Waisenkindern, in der andern das eines blinden Mädchens geschildert. Gefahren und Mord drohen der Unschuld, aber eine höhere Hand waltet über den armen Kindern.

10) Jugendbilder von W. A. Beckmann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1840. Drei Erzählungen für das reifere Alter, ebenfalls Gottes Vorsehung im Unglück preisend. Der Vorredner, Dr. Rancke, sagt einige beherzigenswerthe Worte über das Verdienst solcher Jugendschriftsteller, die der immer mehr überhandnehmenden Leselust schöne und fromme Bücher darbieten, und dadurch dem Verderben der unsittlichen Romanleserei entgegenwirken.

Insbesondere fromme Kinderschriften, bestimmt zur Erweckung und Nährung christlicher Gesinnungen, sind: 11) Christliche Kinderschriften vom Verfasser des armen Heinrich und der Rabenfeder. Gesammt-Ausgabe. Drei Bände mit Umrissen von H. Groß. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1840. In der Vorrede heißt es mit Recht, daß man an den Kindern viele Versündigungen wieder gut zu machen habe, indem die Jugendliteratur, wie der ganze Unterricht oft genug darauf berechnet gewesen ist, den Keim der Religion in den Kindern frühzeitig zu ersticken. In einer Zeit, wo sogar die höchste Schulbehörde einer sonst durch ihre Frömmigkeit berühmten Landschaft (Zürich) die Bibel und den Katechismus officiell aus den Schulen verbannt wissen wollte, ist die Reaktion sehr nothwendig und heilsam.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. December 1840.

Byrons Werke.

1) Byrons Manfred. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen. Ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie von Posgaru. Breslau, J. Max und Comp., 1839.

Dieses kleine Buch ist aus einer Feder geflossen, die schon manches Geistreiche geschrieben hat. Der Verfasser vergleicht Byrons Manfred mit Goethe's Faust und erhebt diese Dichtungen auf eine Höhe, die ihnen in Bezug auf die zerrissene neuere Poesie allerdings zukommt, nicht aber in Bezug auf alte Poesie. Wir vermissen in der schönen Auseinandersetzung des Verfassers etwas sehr Wesentliches. Er stellt den Faust als „den Zauberherrn aller menschlichen Lust" dar, „dem Alles dienen, dem sich Alles in reinster Blüthe geben muß, selbst ohne eine Befleckung des Unschönen und Gemeinen, die Mephistopheles auf sich nimmt." Aber das ist nicht ganz richtig. Die Befleckung klebt doch wohl an Faust, nicht an Mephistopheles. Wenn auch der Dichter ein Recht hat, sich einen so Glücklichen zu träumen, der als poetischer König alle Reize der Welt um sich versammelt, so muß er ihn wenigstens nicht in geflissentlichen Widerspruch mit den unumstößlichsten Moralgesetzen und mit dem Heiligen bringen. Wie vieles ist dem träumenden Dichter erlaubt; welcher irdischen und himmlischen Schätze unerschöpfliches Maaß darf er sich in der Einbildung aneignen, aber er darf das schöne Recht der Dichtung nicht mißbrauchen, um die einfachsten und ältesten Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren. Man muß auch im Traum edel seyn, sagt Calderon, eine Sentenz, die man den Dichtern nicht oft genug ins Gedächtniß rufen kann! Nun repräsentirt aber jener Faust eben nicht das Edelste im Menschen, sondern nur seine egoistische Seite, eine unendliche Genußsucht, die alle Moral und alles, was dem Menschen heilig seyn soll, verachtet. Und dafür wird er nicht etwa gestraft, fällt nicht etwa, wie die Helden der antiken Tragödie, der Nemesis anheim, muß nicht etwa, wie die alte Volkssage und die christliche Grundidee des Gedichts es verlangen, den Bund mit der Hölle büßen, sondern er wird belohnt und mit offenen Armen im Himmel aufgenommen.

Byrons Manfred ist nicht so weichlich gehalten wie Faust. Er will nicht in den Himmel und kommt auch nicht in den Himmel. In ihm herrscht nicht so sehr die bloße Genußsucht, der poetische Epikuräismus, als vielmehr ein wilder Trotz vor. Aber er frevelt nicht weniger gegen das Heilige, er ist nicht weniger Egoist, und der Dichter hat ihn nicht weniger hoch zu stellen gesucht. Mögen nun aber auch die Dichter noch so sehr alle Zauberkräfte des Geistes und der Phantasie entfalten, um das, was nur eine Schwäche der menschlichen Natur ist, als ihre höchste Kraft, und das, was nur eine Sünde ist, als eine Tugend, als einen Adel und Stolz des Menschen zu bezeichnen, es wird ihnen nicht gelingen. Der Richter im Gewissen ist durch keine poetische Beschönigung zu bestechen. So lange die christliche Bevölkerung noch nicht ganz entartet ist, wird sie das Rechtsgefühl, den moralischen Takt und die Achtung vor dem Heiligen, welche die in Faust und Manfred gerechtfertigte Hoffart des Geistes verwirft, nicht verlieren und deßhalb können diese beiden Gedichte auch nie volksthümlich werden, wie viele Freunde sie auch unter den s. g. Gebildeten zählen.

Größtentheils vortrefflich ist, was der Verfasser im Allgemeinen über unser Theaterwesen und unsre dramatische Poesie sagt: „Das deutsche Drama späten Ursprungs, bald den antiken Mustern sich zuwendend, bald aus den sekundären Quellen Nahrung schöpfend, hat erst dann eine eigenthümliche Bedeutung gewonnen, als es eine eigenthümliche deutsche Philosophie zu geben anfing. Niemals hat die deutsche Nationalität in ihrer objektiven

Gestaltung jene feste und herbe Solidität gewonnen, welche Hervorbringungen einseitiger, aber entschiedener Art hätte begünstigen können. Dies reine weiße Licht der Volksthümlichkeit hat sich im Fache politischer und religiöser Entwickelungen des deutschen Wesens in alle Farben des Regenbogens gebrochen. Und wenn wir jene epischen und lyrischen Ueberlieferungen ausnehmen, welche wir aus der Zeit überkommen haben, wo sich Deutschland noch in vollkraftiger Jugend der oft nur idealen Erbschaft des römischen Reichs erfreute, hat niemals das bewegliche, in allen Formen der Vergangenheit eingehende germanische Wesen, weder in der Wirklichkeit noch in der Poesie, einen dramatischen Charakter gewonnen. Was äußerlich versagt war und noch ist, das sollte innerlich gegeben werden. Von einer großen zerstörten Wirklichkeit wandte sich nach dem 30jährigen Kriege der deutsche Geist in den Inhalt des menschlichen Denkens selbst, und brachte von da an eine größere dramatische Bewegung der höchsten menschlichen Ideen zuwege, als jemals in der blos außerlichen Auffassung der Poesie anderer Völker hatte auch nur erdacht werden können. Nach großen Vorläufern versteckt sich Kant vor jeder großen objektiven Gestaltung wie furchtsam abgewendet in diese innerlich dramatische Welt, um das Schicksal und die Götter des Alterthums, die Romantik des Calderon, die wohlausgezierten Figuren des siècle de Louis XIV., die mächtigen Gestalten Shakspeares — um sie alle in abstrakten und widerstrebenden Benennungen des Gedankenprocesses eben so pendantisch, als allem Hergebrachten gegenüber revolutionär hervortreten zu lassen. Diese Kantische Philosophie ist keine Zufälligkeit, sie drückt in ihren schwerfälligen Formen die Bewegung des Geistes in sich selbst hinein aus — eine Bewegung, durch welche noch jetzt jedes poetische und künstlerische Streben entweder bewußt ergriffen wird, oder ihr nach dem geheimen Instinkte der Geschichte folgt. Wenn nun die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich zur Poesie getrieben fanden, sich der dramatischen zuwendeten ohne jene starken Ideen, welche die Dichter früherer Zeiten und anderer Völker durchdrangen und trugen, so konnte nichts Anderes entstehen, als eine schwankende Bewegung zwischen den vorhandenen Kunstformen des Dramas und der gebieterischen Nothwendigkeit, in welche das neue deutsche in sich selbst Hineingehen unwiderstehlich rief. In dieser Schwankung sehen wir auch das Größte und Beste begriffen, was als Blüthe der Poesie des achtzehnten Jahrhunderts selbst mit Einschluß von Lessing gilt. Goethe, welcher seine Zeit verstand und auch alle vergangenen, weiß sich doch dramatisch nicht anders zu bewegen, als daß er entweder einen schönen Schatten der antiken Tragödie in der Iphigenia hervorruft, oder sich ohne rechtes Bewußtseyn den Versuchen hingiebt, moderne Zustände in ihrer kleinlichen und äußerlichen Objektivität für die Poesie zu gewinnen, wie dies in seinen kleinen bedeutungslosen Stücken geschieht. Er nimmt das Unfruchtbare solcher Bestrebung wahr; schon die frische Jugend hat ihm Shakspeare zugeführt. Götz von Berlichingen ist das kräftige Zeugniß, auch Egmont. Aber wie kann ein Deutscher sich in einer so dürftigen Aeußerlichkeit gefallen? Göthe am wenigsten, er muß den Tasso haben, und versucht dem Zwiespalt der deutschen Innerlichkeit in dieser Dichtergestalt einen Ausdruck zu geben. Aber Tasso genügt seinem Verlangen nicht; eine so bedingte, immer doch bei aller Freiheit der Behandlung geschichtlich abhängige Figur ist zu eng begränzt, um Raum zu geben Allem, was der halb dichterische, halb spekulative Trieb zu sagen begehrt. So erscheint Faust (hierbei ist überall von der äußerlichen Chronologie der Goethe'schen Werke ganz abgesehen) als der reinste Ausdruck der deutschen dramatischen Poesie, gerade in ihrer äußerlich anti-dramatischen Bewegung; und wenn dieses Gedicht sich in keiner unmittelbaren Abhängigkeit von den Anfängen der deutschen Spekulation befinden sollte, so ist es doch wenigstens ein unmittelbares und gleichzeitiges Zeugniß derselben. Von Schiller ist es schon oft genug zum Tadel, wie zum Lobe gesagt worden, daß alle seine Produktionen bis in das Lied hinein den Charakter der philosophischen Reflektion an sich tragen. Ja, der Dichter selbst hat sich deutlich genug mehr als einmal in solcher Art über sich erklärt, daß wir ihn in einem unmittelbaren Ergriffenseyn von der deutschen Spekulation erblicken müssen. Seine Dramen geben ganz dasselbe Zeugniß. Wenn in den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe, diese Richtung nur hier und da sich ankündigt: so ist sie auf das Stärkste ausgedrückt in den romantischen Schwärmereien des Don Carlos, in den antiken Chören der Braut von Messina, in Liebe und Haß der beiden brittischen Königinnen, in der Begeisterung der Jungfrau von Orleans, in Tells nachdenklichen Muthe, endlich in Wallenstein, dessen mächtige Kriegergestalt der Dichter aus der plumpen Umgebung des Feldlagers vor den Stuhl Kants citirt hat, um das mißlungene Unternehmen eines großen Ehrgeizes durch große Gedanken zu rechtfertigen. In wunderbarer Art wurde das deutsche Volk von diesen Darstellungen ergriffen, und das Theater schien durch sie eine neue Weihe erhalten zu haben. Aber was in ihnen einen so großen Eindruck machte, das war nicht die Aehnlichkeit mit bekannten Vorbildern. Man konnte wohl die Richtung wahrnehmen, welche der Dichter zu Sophokles, Shakspeare oder Calderon nahm, aber man fand zugleich etwas vor, was in aller vergangenen Poesie niemals einen Ausspruch gefunden hatte. Der Effekt Schillers bestand in dem wesentlich Neuen, nämlich, daß im Hintergrunde

aller dramatischen Aeußerlichkeit eine nur unvollkommen überkleidete spekulative Reflektion den dramatischen Charakter der Handlungen und Personen selbst bedrohte, und aus der bühnenmäßigen Wirklichkeit in einen selbstthätigen Denkproceß zurückführte. Aber trotz dieser Sympathie aller gebildeten Deutschen für das wahrhaft Nationale in den Tendenzen des Schiller'schen Dramas hat es sich nicht in der ursprünglichen Stärke seiner Wirkung auf dem Theater zu erhalten vermocht. Nur ausnahmsweise begrüßen wir es, wie einen edeln Gast, dessen Kommen ehrt aber genirt. Was sollen wir nun aber von den dramatischen Dichtungen sagen, welche seit Goethe und Schiller die deutsche Literatur reichlich genug hervorgebracht hat? Diese Produktionen kann man nur mit Unbehagen und Schmerz ansehen; nicht weil sie an und für sich zu verachten wären, sondern eben, weil große und ehrenwerthe Talente in ganz verfehlten Bestrebungen sich so fruchtlos abgemüht haben. Sie leisten in keiner Weise das, was wir vom Drama gefordert haben, und was es auf den Kulminations-Punkten der menschlichen Bildungsgeschichte auch wirklich geleistet hat: sie bilden weder in Form, noch in Inhalt einem lebendigen Volke sein Leben und Weben ab. So sind sie denn auch wie Schattenbilder über die Bühne und durch die Lesezirkel gegangen, ohne sich irgend eine Heimath zu gewinnen. Ja, in der Wirkung sind sie noch weit hinter den Schicksals-Tragödien zurück geblieben, welche auch in der größten Verzerrung doch noch eine Seite der deutschen Auffassungsweise mit großer Stärke trafen, indem sie die antike Schicksals-Idee in die eigenthümliche Unheimlichkeit des deutschen Nordens verkleideten. Daß diese Armuth an bedeutenden und bleibend wirksamen Dramen nicht in dem Mangel an poetischen Talenten ihren Grund hat, mag vor allen Anderen Tieck beweisen. Ein Verehrer Shakspeare's, ein Dramaturg im vollsten Umfange, hat er seine hohen Gaben für die Bühne nicht fruchtbar zu zu machen vermocht. In den älteren Werken dialogischer Form, welche er selbst für seine Bedeutung als Dichter am höchsten stellt, ist das Dramatische ganz in die musikalische Tiefe und Breite zugleich auseinandergegangen; und wie hier das Meiste in Stoff und Form dem Mährchenhaften angehört: so klingen uns aus dieser reichen Welt lauter träumende Gedanken entgegen, welche weit mehr dem modernen musikalischen Ausdrucke einschauender Weisheit, als der festen Bildnerei der Bühne angehören. Denn auch das, was man in der Poesie der Tieck-Schlegel'schen Zeit das Mystische und Neu-Katholische nennt, ist eben nichts Anderes, als jene musikalische Bewegung aus dem grellen Tage in die mütterliche Nacht der träumerischen Gläubigkeit. Von hier kommt die anbetende Verehrung der Marien-Lieder und Marien-Bilder, und die ganze Madonnen-Frömmigkeit. Denn die alte Kirche mag nicht den gebornen Gott, sondern sein Geborenwerden und die Gottesgebärerin. „Das Ewig-Weibliche zieht sie hinan," wie es im Faust heißt. Dies ist der Rückgang von der Person ins Princip, ganz wie vom Worte in den Ton. — Wie nun in diesen Werken das Dramatische sich in das Allgemeine verflüchtigt, so ist in den späteren auch die dramatische Form aufgegeben. Die Novelle, deren Schöpfer Tieck ist, verhält sich ganz und gar feindselig gegen das Theater und das Epos oder den Roman zugleich. Die Handlung ist ein Epos des Gedankens, und geht innerhalb einer spekulativen Reflektion vor sich: die Erzählung ist die Darlegung eines dramatischen Processes. — Wir finden hier und dort in Tieck alle Elemente der Zukunft unseres Theaters, aber eben deßwegen auch die Nothwendigkeit einer Reformation seines gegenwärtigen Zustandes. Abgesehen davon, daß die dramatischen Produktionen der letzten Decennien nicht von solcher Art waren, um aus innerer siegreicher Kraft dem Verfalle des Theaters selbst einen Damm entgegen zu stellen, ist dies durch eine Macht gesunken, welcher nichts mehr widerstehen zu können scheint. Die Musik hat das Theater zu Grunde gerichtet; in welcher Nothwendigkeit der Entwicklung der Kunst überhaupt ihr dies zu verrichten zugefallen, ist bereits früher angedeutet worden. Der Sieg der Oper ist um so vollständiger geworden, je größere Gaben sich ihr zugewendet haben. Mozart allein wäre ausreichend zu erklären, warum man Ohr und Sinn lieber diesen Harmonien öffnet, als daß man Schauspielen zusieht, welche entweder nachahmend in längst ausgetretenen Gleisen sich bewegen, oder, wo sie neu sind, mißgestaltete und unschöne Formen angenommen haben. Um sich zu halten, wurde das Drama Melodrama; aber nur, um seine eigene Bedeutungslosigkeit noch deutlicher an den Tag zu bringen. Denn in diesen Singspielen verschwindet die Handlung und die Charakterzeichnung gegen die Wirkung hübscher und beliebter Arien meistens gänzlich. Eine andere unmittelbare Folge der Vorherrschaft der Oper und opernartiger Spiele ist das große Gewicht, welches auf die äußere Ausstattung des Theaters gelegt werden muß. Das eigentliche Drama kann oder muß eine gewisse Dürftigkeit der Scenerie vertragen: in einer so für die verständige Auffassung unnatürlichen Vermischung der Künste, welche die Oper darbietet, muß die Phantasie des Zuschauers durch alle Mittel, welche nur irgend zu Gebote stehen, wie gewaltsam in eine Sphäre versetzt werden, welche dem sondernden und reflektirenden Denken Stillstand gebietet. Die Pracht der Dekorationen und der Kostüms ist auf diesem Wege ein unabweisliches Bedürfniß geworden, und hat ihrerseits mitgewirkt, das Verderben des Theaters auch äußerlich zu beschleunigen, indem fast nirgends,

wo nicht die Staatsmittel zu Hülfe kamen, die größeren Theater-Verwaltungen sich durch die Theilnahme des Publikums gesichert sahen. Auf diesem Punkte befinden wir uns nun. Das Theater, mit einer verirrten dramatischen Poesie zugleich entwürdigt und zerrüttet, ist zum Tummelplatze einer bloß sinnlichen Ergötzung geworden, welche zu steigern, man die Posse und das Ballet eifrig begehrt."

Wir gestehen, daß wir den Verfasser nicht begreifen, wenn er nach diesen Voraussetzungen den Vorschlag macht, die Poesie durch Unterstützung der Musik wieder einheimischer auf der Bühne zu machen, und namentlich den Wunsch ausspricht, Herr Mendelssohn-Bartholdy möchte den Manfred von Byron in Musik setzen. Manfred kann nie der Accord seyn, in dem sich die grellen Dissonanzen unsrer Theaterpoesie aufzulösen vermöchten.

2) Dichtungen von Byron. Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. Vierte Sammlung. Stuttgart, S. G. Liesching, 1839.

Die Fortsetzung einer vortrefflichen Uebersetzung Byron'scher Dichtungen, deren erste Bände wir schon früher unsern Lesern empfohlen haben. Der vorliegende Band enthält die beiden Foscari, Werner, Himmel und Erde, sämmtlich dramatische Dichtungen, dazu die kleineren Gedichte: der Flug der Minerva, das eherne Zeitalter, Tassos Klage, die Prophezeihung Dantes und die Belagerung von Corinth.

„Das eherne Zeitalter" ist ein vorzüglich interessantes Gedicht, weil es nächst Childe Harold die Hauptquelle geworden ist, aus der alle europäischen Malcontenten geschöpft haben. Wäre Lord Byron nicht mit seinem glänzenden Beispiele vorangegangen, so würden es andere Dichter, namentlich die deutschen, kaum gewagt haben, bald nach dem großen Kriege so geschwind wieder Napoleon zu vergöttern. Byron hatte Recht, sich über sehr vieles zu erzürnen, was die Restaurationsperiode mit sich brachte. Jener angebliche Völkerfrühling, den man nach Beendigung der Stürme, durch den Frieden herbeigezaubert glaubte, zeigte nur Erstarrung. Statt das durch Napoleons Tyrannei so tief zerrüttete Europa gründlich zu heilen, leimte man nur die zerrißnen Glieder kümmerlich zusammen. Statt ein neues Leben zu beginnen, unterdrückte man die Lebenstriebe, sperrte den freien Verkehr ab, hemmte die Mittheilung unter gebildeten Völkern und überließ einige jener kleineren romantischen Völker des Ostens, für welche man in Europa so allgemeine Sympathien hegte, der grausamsten Rache des Despotismus. Aufs tiefste empfand Byron namentlich das Unglück Griechenlands und nie hat er es der h. Allianz verziehen, daß sie sich dieses christlichen Volkes nicht angenommen. Indem nun aber Byron der Gegenwart grollte, stellte sich ihm die Vergangenheit in einem zu heiligen Schimmer dar. Und offenbar Unrecht that er, als Engländer aus bloßem Haß gegen Wellingtons Person und gegen das vorübergehende System der englischen Minister Napoleon über alle Gebühr zu preisen. Dies war in jedem Fall unschicklich vom englischen Standpunkt aus. Wir Deutschen aber haben noch besondere Ursache, die Art und Weise, wie Byron den französischen Helden auffaßt, zu tadeln und das, was er dabei über die deutschen Verhältnisse fallen läßt, zurückzuweisen. Byron geht in den Ton der verlogensten Bulletins und der unwissendsten Pariser Kannegießer ein, indem er z. B. die Niederlage Napoleons bei Leipzig vorzugsweise dem Verrath der Sachsen zuschreibt. Nirgends bei Byron findet sich eine Anerkennung deutscher Nationalehre. Und deutsche Dichter, die ihn nachahmten, haben leider auch diese Verachtung gegen Deutschland nachahmen zu müssen geglaubt.

Es ist ziemlich seltsam, daß man Byron mit Enthusiasmus in Deutschland liest, übersetzt und wieder übersetzt, vergöttert und nachahmt, und daß es doch noch keinem Deutschen eingefallen ist, die Mißachtung deutscher Nationalität bei diesem Dichter übel zu empfinden. Die Deutschen haben die feinsten Nerven und doch zugleich das dickste Fell. Es ist sehr schön, daß wir alle Talente, edle Gaben und Verdienste bei Ausländern, selbst bei Feinden anerkennen und bewundern, aber wir sollten doch, wenn man uns moralisch mit Füßen tritt, wenigstens die Bemerkung machen, daß wir es empfinden.

3) Don Juan. Aus dem Engl. des Lord Byron. Im Versmaaße des Originals übersetzt von Adolph v. Mareis. Essen, Bädeker, 1839.

Nur die vier ersten Gesänge, die nach des Verfassers richtigem Urtheile wirklich die schönsten sind. Wie man dieses immerhin sehr geistvolle, aber wahrhaft corrupte Gedicht auch mit unter die größten und werthvollsten Dichtungen des Jahrhunderts rechnen, und in diesem Sumpfstrom voll Unzucht und giftigen Hohnes gegen das menschliche Geschlecht herumbaden mag, haben wir nie begreifen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. December 1840.

Deutsche Geschichte.

6) Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Vierter Theil. Mit drei Kupfern. Wien, Schaumburg und Comp., 1839.

Auch dieser Theil des Werkes ist, wie alle frühern, das Resultat der genauesten und gründlichsten Forschung und überall belegt durch die ausführlichsten Regesten und urkundlichen Erläuterungen. Er verfolgt die Geschichte des Hauses Habsburg bis ans Ende des vierzehnten Jahrhunderts und umfaßt die Regierungen Rudolfs des Listigen, Leopolds des Frommen und Albrechts mit dem Zopf, sämmtlich Söhne des 1358 verstorbenen Albrechts des Lahmen oder Weisen. Ihr Leben ist für die Geschichte Oesterreichs von großer Bedeutung gewesen.

Rudolf war es, der durch seltne Klugheit das schöne Tyrol, das bisher der Zankapfel zwischen den Häusern Wittelsbach und Luxemburg gewesen war, beiden zu entziehen und als Erbland an das Haus Oesterreich zu bringen wußte. Fürst Lichnowsky macht es wahrscheinlich, daß eine überwiegende Partei der Tyroler Landstände wesentlich zu diesem Resultate mitgewirkt habe, und daß der Entschluß der berühmten alten Margaretha Maultasche, Tyrol den Habsburgern zu übergeben, nicht allein durch Ueberraschung und durch das liebenswürdige Benehmen des jungen Herzogs Rudolf, sondern auch und hauptsächlich durch vorhergegangene Verabredung mit Rittern und Landvolk herbeigeführt worden sey. Einiges Dunkle schwebt immer noch über diesem merkwürdigen Vorgange. Eine andere Partei unter den Tyrolern nämlich erhob gegen das Uebereinkommen mit Oesterreich lebhafte Oppositionen und es kam sogar zum offenen Kampf, allein alle nähern Nachrichten darüber fehlen. Rudolf hat sich ferner während seiner kurzen Regierung noch durch Gründung der Wiener Universität und der herrlichen Stephanskirche in Wien ausgezeichnet.

Sein Bruder Leopold, gewöhnlich zubenannt der Fromme oder „die Zier der Ritterschaft," ist weltberühmt durch das Unglück, das er bei Sempach erlitten hat, weniger durch seine Thaten gegen die Venetianer, obgleich diese fast noch wichtiger sind. Sowohl Leopold als sein Bruder Albrecht vermählten sich mit Damen aus dem in Mailand regierenden Hause Visconti, unterjochten von Kärnthen aus das Patriarchat von Aquileja, nahmen den Venetianern sogar schon Triest ab und hofften von dem neu erworbenen Tyrol aus noch sicherer auf Oberitalien wirken zu können. Dahin war damals die große Politik des Hauses Habsburg gerichtet und die Händel mit den Schweizern waren eigentlich nur eine Nebensache, obgleich sie dem Herzog Leopold das Leben kosteten.

Albrecht, zubenannt mit dem Zopfe, war ein friedliebender und gelehrter Herr, der besonders die Wiener Universität pflegte, und den außerdem mehr kleine Fehden, Unterhandlungen und Intriguen, als große Waffenthaten beschäftigten. Merkwürdig sind seine Kämpfe mit dem Landadel. Der österreichische Adel hatte Rudolf von Habsburg gegen den böhmischen Tyrannen Ottokar zu Hülfe gerufen und die neue habsburgische Dynastie mit Jubel begrüßt; bald darauf aber sich gegen den strengen Nachfolger Rudolfs, Albrecht I., mit gewaffneter Hand empört. Später wetteiferte die Blüthe des österreichischen Adels sich für den schönen Friedrich, den Nebenbuhler Ludwigs des Bayern, aufzuopfern. Und jetzt plötzlich begann derselbe Adel wieder unruhig zu werden und die Aristokratie rüttelte gewaltsam an dem Joch, das ihr das monarchische Princip aufgelegt hatte. Vielleicht daß der große Kampf, der damals fast überall in Deutschland zwischen Adel, Städten und Fürsten ausbrach, auch den österreichischen Adel mit fort riß; vielleicht daß die neuen großen Erwerbungen der

Habsburger dem Adel eine neue Besorgniß vor der allzu großen Verstärkung des monarchischen Princips in der Habsburger Dynastie erweckte; genug, Herzog Albrecht mußte mit seinem mächtigen Vasallen, dem Grafen von Schaumburg, eine förmliche langwierige und kostspielige Fehde bestehen, und einen andern sehr merkwürdigen Prozeß mit dem Haupt der großen Familie Lichtenstein vornehmen. Diese Sache ist nie ganz aufgeklärt worden. Lichtenstein wurde, als Rath Albrechts, beschuldigt, sich in ein dem Haus Habsburg gefährliches Verständniß mit dem Kaiser Wenzel eingelassen zu haben, und zu der nämlichen Zeit, als Wenzel selbst vom böhmischen Adel in Einverständniß mit Albrecht gefangen wurde, ließ Albrecht auch den Lichtenstein verhaften und ihn und seine ganze Familie durch Confiscation ihrer besten Güter bestrafen. Wiefern Lichtenstein ein solches Schicksal verdiente, ist nicht ermittelt. Die Familie Puchhaim soll hauptsächlich gegen sie intriguirt, auch Weiber sollen sich eingemischt haben, und wie später in England bei der Absetzung Marlboroughs ein Paar Handschuh, so soll hier bei der Absetzung Lichtensteins ein mit Perlen gesticktes Kleid alles Unheil angerichtet haben.

Man folgt der Darstellung eines so gründlichen und umsichtigen Geschichtschreibers, wie es der Herr Fürst Lichnowsky ist, mit Vergnügen, und man muß lebhaft wünschen, daß er das wahrhaft colossale Unternehmen in der bisherigen Weise fortführen und glücklich beenden möge. Begierig sind wir auf seine Darstellung zunächst der Hussitischen Unruhen, von denen Oesterreich mehrfach berührt wurde, und sodann der Reformationszeiten. Der Herr Fürst ist eifrig katholisch, mildert aber gewisse Härten der streng katholischen Ansicht. Dabei kann die Toleranz nur gewinnen, aber die Geschichte stimmt leider nicht immer damit überein. Zu dieser kleinen Bemerkung veranlaßt uns die Seite 122 vom Herrn Fürsten ausgesprochene Behauptung: „der Ablaß sey nicht Lossprechung der Sünden, wie so oft von Unwissenden und Böswilligen gesagt worden, sondern nur Abkürzungen der Buß- und Strafzeit. Ablässe für Verstorbene heißen aber nur: übernommene Verpflichtungen von feierlichen Fürbitten für dieselben mit demuthsvoller Anheimstellung der Genehmhaltung." Eine mildere Ansicht, die, wenn sie zu den Zeiten von Huß und Luther die herrschende Ansicht der Kirche gewesen wäre, uns alles Blut der Reformationskriege freilich hätte ersparen können. Aber diese mildere Ansicht war niemals die der Kirche und ist es auch heute noch nicht. Ein vor uns liegender, unter dem Pontificat Sr. Heiligkeit des Papst Leo XII. ausgestellter Ablaßbrief vom 10. Oktober 1824, auf Pergament, unterzeichnet vom Cardinal Albani, sagt ausdrücklich: omnium peccatorum vestrorum indulgentiam et remissionem concedimus. Das ist doch wohl „Lossprechung der Sünden." Dabei wird nichts „demuthsvoll" einer höhern „Genehmhaltung anheimgestellt," sondern es ist eine unbedingte Zusicherung. Dabei wird keine „Verpflichtung" auferlegt, sondern es wird ein Recht zugesprochen. In einem andern, ebenfalls vor uns liegenden Ablaßbriefe vom 18. August 1826 heißt es eben so bestimmt: ut e purgatorii poenis liberetur concedimus, d. h. kraft dieses Briefes soll die arme Seele aus dem Fegfeuer erlöst seyn. Da ist nicht die Rede von einer bloßen „Abkürzung der Buße," sondern es wird wirklich und unbedingt erlöst. Auch würde sich unser Verfasser mit seiner Ansicht schwerlich rechtfertigen können, wenn ihm der große Kläduchos des Mittelalters, der durch den Protestanten Hurter verherrlichte Innocentius III. im Geist erschiene und ihn früge: was ist das Amt der Schlüssel? — zu lösen und zu binden für die Ewigkeit!

7) Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Joseph Chmel, Chorherr und k. k. Geh. Hof- und Hausarchivar in Wien. Erster Band. Hamburg, Fr. Perthes, 1840.

In dem durch seinen Reichthum an trefflichen Geschichtswerken so ausgezeichneten Verlag von Perthes erscheint abermals ein Buch, das für die deutsche Geschichtskunde von großer Bedeutung ist. Herr Chmel, längst berühmt durch seine urkundlichen Forschungen, beginnt nun aus dem fast unübersehbaren Detail derselben die Resultate zu ziehen. Das vorliegende Werk ist bestimmt, in der vielfach verwickelten und verworrenen Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, namentlich in Bezug auf die damaligen inneren Zustände der österreichischen Provinzen, eine Orientirung zu gewähren, die bisher gefehlt hat.

Durchaus wahrhaft, sine ira et studio, charakterisirt der Verfasser das siebzehnte Jahrhundert, und die während desselben vorgegangene innere Fäulniß und Auflösung der Kirche, wie des Reichs, die den schrecklichen Reformationssturm im sechzehnten Jahrhundert nothwendig zur Folge haben mußte.

In der allgemeinen Verwirrung jenes Jahrhunderts litten die habsburgischen Erblande nicht am wenigsten. Sie waren getheilt und überdies durch die Politik des Hauses Luxemburg, das den Kaiserthron inne hatte, schwer verletzt. Der Tyroler Friedrich hatte die Hand des Kaisers auf dem Constanzer Concil fühlen müssen, war in des Reichs Acht gefallen, und hatte das schöne Aargau an die Schweizer verloren. Der Steyrer Ernst erwehrte sich mühsam der aus Ungarn stromweis

einbrechenden Türken. Der Oesterreicher Albrecht hatte zwar das Glück, ausschließlich die Gnade des Kaiser Sigismund zu gewinnen und sein Eidam und Erbe zu werden, er mußte diese Gunst aber, so lange Sigmund noch lebte, durch die größten Opfer im Hussitenkriege erkaufen, während welcher Zeit die Macht des ohnehin getheilten habsburgischen Hauses noch tiefer sank. Die Häupter des Hauses waren nicht einig. Während Albrecht ein Freund und Anhänger des Kaisers war, wurden seine beiden Oheime Ernst in Steyer und Friedrich in Tyrol vom Kaiser sehr schlecht behandelt. Ernst starb und sein Sohn, der nachherige Kaiser, Friedrich IV., bekam bald Streit mit seinem Vormund, dem Tyroler Friedrich, und als auch dieser starb, wurde wieder dessen Sohn Sigmund unter der Vormundschaft Friedrichs IV. unzufrieden. Unter diesen Umständen strebte der Adel nach Unabhängigkeit. Der mächtige Graf von Cilly, Schwiegervater des Kaiser Sigmund, löste sich eigenmächtig aus dem Lehnsverbande und trotzte den Habsburgern als ein selbstständiger Fürst bis zum Untergang seines Hauses. Auch die Kirchenfürsten trotzten, auf ihre Immunität gestützt, den Herzogen. Herr Chmel entwirft ein äußerst detaillirtes Bild der verwickelten Rechtsverhältnisse jener Zeit. Theils waren die Grenzen des Rechts höchst unsicher gezogen; der Kaiser z. B. sprach ganz willkührlich den Grafen von Cilly von seiner alten Verpflichtung gegen die Habsburger los. Theils griffen die bekannten und wohlverbriefsten, nicht willkührlichen, sondern vertragsmäßig begründeten Rechte aufs wunderlichste in einander. Der größte Theil des Habsburger Erblandes gehörte kirchlich zum Erzstift Salzburg und dieses Erzstift hatte volle Immunität. Dagegen waren die demselben kirchlich untergeordneten österreichischen Bischöfe nicht mit der Immunität begabt, sondern dem Herzog unterthänige Landesbischöfe. Ferner griffen durch fromme Vergabungen, Vererbungen, Käufe, Verpfändungen 2c. die verschiedenen Immunitäten in einander. Mitten im Lavantthale stritten sich die Stifter Salzburg und Bamberg um den Grundbesitz. Wie konnte nun unter solchen Umständen an eine einfache und kräftige Landesregierung gedacht werden. Es waren der unabhängigen Herren schon zu viel im Lande, und überdies strebten auch noch die abhängigen unabhängig zu werden, griffen zu diesem Behuf ungescheut zu den Waffen und fanden Hülfe bei den Nachbarn.

So erklärt es sich, warum die habsburgischen Angelegenheiten trotz dem, daß Albrecht II. Kaiser wurde und das große luxemburgische Erbe mit dem habsburgischen vereinigte, doch im Verfalle blieben. Kaum war Albrecht und dessen Sohn Ladislaw todt, so fielen Böhmen und Ungarn, die er vom Kaiser Sigmund geerbt, schon wieder ab. Zwar wurde sein Vetter Friedrich (Ernsts Sohn) deutscher Kaiser, aber die Macht desselben war wie nach außen so durch den unruhigen und unabhängigen Geist des Clerus und Adels im Innern sehr beschränkt. Der Verfasser schildert diese Lage der Dinge aufs genaueste und schließt den ersten Band mit der Erhebung Friedrichs auf den Kaiserthron.

8) Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Buchholtz. Achter und neunter Band. Wien, Schaumburg und Comp., 1838.

Mit diesen beiden Bänden ist das große Werk beschlossen. Der Verfasser ist mit seiner unendlich fleißigen und gründlichen Arbeit glücklich fertig geworden, hat aber das Ende des Drucks nicht mehr erlebt. Zu Anfang des neunten Bandes lesen wir die kurze Biographie des für die Wissenschaft zu früh verstorbenen von Buchholtz. Er war 1790 zu Münster in Westphalen geboren, sollte in die Ehrengarde des Königs Hieronymus aufgenommen werden, sträubte sich dagegen aus einem patriotischen Gefühl, wich der gewaltsamen Nöthigung aus und kam unmittelbar nach den großen Kriegen in k. k. Dienste.

In dem vorliegenden, neun starke Bände umfassenden Werke hat er ausschließlich das Leben Kaiser Ferdinands I. beschrieben. Und trotz dieser Ausdehnung ist das Werk nichts weniger als weitläuftig; denn das Leben jenes Kaisers fällt in eine der wichtigsten Perioden der deutschen und europäischen Geschichte, und der Verfasser klärt aus bisher zum Theil unbekannten oder unzugänglichen Quellen die Begebenheiten jener Zeit mit so vieler Gründlichkeit und mit so scharfsinniger Unterscheidung des Erheblichen vom Unerheblichen auf, daß der Geschichtsfreund keine Seite der vielen Bände entbehren möchte. Bedenkt man, wie eine tiefere Einsicht in jene Zeit nur aus den öffentlichen, endlos wiederholten und meist unentschieden gebliebenen Verhandlungen zwischen den beiden feindlichen Religionspartheien, Katholiken und Protestanten, oder zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, und aus der noch wichtigeren geheimen Correspondenz der Herrscher und Partheiführer zu schöpfen ist, so begreift man leicht, daß der Geschichtschreiber der gewissenhaften Gründlichkeit wohl die Kürze aufopfern mußte.

Der achte Band enthält das Ende der Regierung Ferdinands I., der neunte Urkunden. In das Ende jener Regierung fallen die wichtigen Unterhandlungen des Kaisers mit dem Concil von Trient, mit dem Papst und mit den Protestanten. Der Verf. hebt besonders

hervor, welche Mühe sich der friedliebende, besonnene und gemäßigte Kaiser noch in seinem Alter gegeben habe, um die getrennten Kirchenpartheien wieder zu vereinigen, und wie weit er deßfalls den Protestanten entgegengekommen sey. Allein der große Riß war geschehen und weder der Papst, noch auch die Versammlung der protestantischen Fürsten in Naumburg wollte nachgeben. Keiner traute mehr dem Andern. Jeder fürchtete A zu sagen, um nicht B sagen zu müssen. Jeder glaubte vom Andern überlistet zu werden. Jeder hielt fest auch an Kleinigkeiten, weil er auch nur in unwesentlichen Dingen geirrt zu haben, nicht eingestehen wollte. Solchen Leidenschaften gegenüber erscheint der Kaiser im Lichte echter Weisheit und Humanität. Seine Briefe sind musterhaft.

An die Geschichte der letzten Regierungsjahre des Kaisers reiht sich eine Darstellung der innern Verfassung und Verwaltung der deutschen Erblande. Besonders interessant ist die Auseinandersetzung der bäuerlichen Verhältnisse, der alterthümlichen Bauernfreiheit in Tyrol und der Bewegungen, die im Jahr 1525 auch unter einem Theil der dem wild aufgeregten Erzbisthum Salzburg benachbarten österreichischen Bauernschaft Statt fanden. Endlich die Schilderung des Hofes und der kaiserlichen Familie.

Im Rückblick auf die frühern Bände, die wir seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt haben, glauben wir daran erinnern zu müssen, daß sie die genauesten Details wie über den ganzen Verlauf des Kirchenstreits, über die Händel mit Frankreich und über die Reichstagsverhandlungen, so insbesondere auch über die Angelegenheiten Ungarns enthalten und Aufschlüsse gewähren, wie man sie in keinem andern Buche über jene verhängnißvolle Zeit findet. Der Standpunkt des Verfassers ist ein katholischer, doch theilt er mit großer Unpartheilichkeit in den zahlreichen Auszügen und Beilagen alles mit, was die Protestanten damals für ihre Sache und gegen die Katholischen geltend gemacht haben, und oft neue Aktenstücke, die der protestantische Geschichtschreiber in seinem Sinn benutzen kann.

Byrons Werke.

4) Junkherrn Haroldʼs Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron. Von Dr. Hermann von Pommer-Esche. Stralsund, Löffler, 1839.

Der Uebersetzer hat seine Sache allzu gut machen wollen und dadurch hat die Einfachheit und Natürlichkeit seiner Uebersetzung gelitten. Es ist schwer, Byron zu übersetzen, um so schwerer, je ungezwungener er sich im Original gehn läßt und in Versen plaudert, als ob es simple Prosa wäre. Wie es uns nun scheint, hat der Uebersetzer hier gerade diese liebenswürdige Bequemlichkeit des poetischen Styls, die das Charakteristische der Byron'schen Dichtungen ist, am wenigsten getroffen; wie gleich die erste Strophe darthun mag.

In Landen, so durchzog mein irrend Reisen,
Ob Schönheit auch sich dorten heimisch nennt,
In Träumen, so dem Herzen Formen weisen,
Die seufzend es für nur geträumt erkennt,
In Trug und Ernst sah ich nie deinesgleichen ꝛc.

5) Byrons sämmtliche Werke. Nach den Anforderungen unsrer Zeit neu übersetzt von Mehreren. Zehn Bände. Stuttgart, Hoffmann. Taschenformat.

Unter den „Mehreren“ zeichnen sich einige glückliche lyrische Talente, wie Ortlepp und Kurtz, und der in metrischen Uebertragungen gewandte Herr Duttenhofer, aus. Daher ist diese handliche Ausgabe zu empfehlen, obgleich es nicht nöthig gewesen wäre, auf den Titel zu setzen „nach den Anforderungen unsrer Zeit,“ da jede Zeit an eine Uebersetzung die gleiche Anforderung macht, nämlich daß sie möglichst gut seyn solle.

6) Lord Byrons sämmtliche lyrische Gedichte. Uebersetzt von Ernst Ortlepp. Daselbst. 8.

Besondere Ausgabe der kleineren Gedichte, die Ortlepp mit der ihm eigenen Leichtigkeit und metrischen Gewandtheit übersetzt hat. Ortlepp ist vorzugsweise ein lyrisches Talent und wir wünschen ihm, daß er bei der Poesie bleiben und nicht zur Prosa übergehn möge.

7) Lord Byrons Braut von Abydos, Maseppa und Lebensklänge, deutsch von W. Gerhard. Leipzig, Barth, 1840.

Eine sehr gefällige und wohllautende Uebersetzung aus derselben Feder, die so schön die serbischen Volkslieder übersetzt und dadurch das Werk der Talvy auf eine sehr dankenswerthe Weise ergänzt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. December 1840.

Erziehungswesen.

1) Die Lebensfrage der europäischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung von Dr. Karl Hermann Scheidler, Prof. in Jena. Jena, Bran, 1839.

Diese Schrift besteht aus zwei Artikeln, welche aus der Minerva, in welcher sie zuerst erschienen, besonders abgedruckt worden. Mit der Wärme und der fleißigen Beachtung der dahin gehörigen Literatur, welche allen Arbeiten Scheidlers eigen sind, wird hier das inhaltschwere Thema abgehandelt. Was über Armuth und Verarmung, ihren Bestand, ihre Zunahmen und ihre Ursachen neuerdings gesagt und der Menschheit an's Herz gelegt worden ist, tritt uns hier in concentrirtem Auszuge entgegen. Sodann wird die mit der Bettelarmuth nothwendig verbundene Entsittlichung der Massen, die Verzweiflung und ruchlose Verwegenheit der Millionen Europäischer Proletarier, welche Europa mit immer neuen Revolutionen, ja mit endlich eintretender, allgemeiner Auflösung bedrohen, ebenso lebhaft geschildert. Dieß ist der wesentliche Inhalt des ersten Artikels; der zweite wendet sich zu den Mitteln, welche gegen zunehmende Verarmung und Entsittlichung der Massen ergriffen werden könnten, und bleibt bei der Erziehung, als bei einem der vorzüglichsten stehen. Dagegen haben wir nichts, wenn man nicht aus einem vorzüglichen Mittel das einzige macht. Die Erziehung, und wäre sie die beste, vermag für sich allein nur wenig; wenn das Leben nicht zugleich in fortschreitender Verbesserung der Verhältnisse begriffen ist. Besonders vermag auch die Erziehung im Einzelnen wenig, wenn nicht die Erziehung im Ganzen und Großen, wenn nicht die Staats- und Nationalerziehung auf eine höchst energische Weise eine solche Einrichtung erhält, daß der Arme geschickt, arbeitsam, sittlich gut und wahrhaft fromm, der Wohlhabende aber unter andern auch zum Wohlwollen und zur thätigen Theilnahme für den Armen erzogen würde. — In wie weit Herr von Fellenberg in seinen umfassenden Erziehungsunternehmungen zu Hofwyl das Musterbild einer solchen allseitigen, wahrhaft humanen, geselligbürgerlichen Erziehung aller Stände aufgestellt und erreicht hat, wagt der Refer., der vor beinahe zwanzig Jahren selbst Lehrer in Hofwyl war, nicht zu bestimmen. Daß Herr von Fellenberg die feste Absicht gehabt, ein solches Musterbild zu realisiren, ist eben so wenig zu bestreiten, als die bewundernswürdige Ausdauer in kräftigstem, unerschütterlichem und sehr geschicktem Streben nach dem klar erkannten Ziel. Ob aber gleichwohl die gewählten Mittel und Wege nicht eben so oft verfehlte, als glückliche waren, das ist eine andere Frage. Refer. glaubt die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß diese Mittel und Wege nicht immer die besten und nachahmungswürdigsten waren, nicht allein, weil alles Menschliche hinter dem Vollkommenen weit zurück bleibt, sondern auch wegen mancher persönlichen und localen Bedingungen, unter denen die Hofwyler Anstalten von jeher gestanden und geführt worden sind. Es soll hiemit gegen die ehrenwerthen, höchst anerkennungswürdigen Bemühungen Fellenbergs kein specieller Tadel, es soll nur eine Warnung gegen die gewiß täuschende Annahme ausgesprochen werden, daß nicht dasselbe und vielleicht ein noch klarer erkanntes Ziel auf anderem Wege eben so gut, und selbst besser erstrebt werden könnte. Herr Prof. Scheidler hat zu sehr den Apologeten Hofwyls gemacht, was uns Hofwyls und seines Stifters wegen freut; wir glauben aber, daß die Sache ein allgemeineres, ein höheres Interesse, und ebenso einen höheren und allgemeineren Gesichtspunkt erfordert, von dem aus sie zu beurtheilen ist. Wir halten aus Erfahrung z. B. nicht für zweckmäßig, daß die Erziehung der Bettelarmen in der Nähe und unter den Augen der Wohlhabenden und Reichen geschehe. Wir müssen gegen den europäischen, zu kosmopolitischen Charakter der Vornehmenerziehung in Hofwyl protestiren.

Der Streit der Nationen soll nicht auf Kosten der Nationalität geschlichtet werden; nur wechselseitige Anerkennung ist zu erstreben und heilsam, wenn man vom festen Boden des eigenthümlichen Daseyns sich auch keinen Zoll breit nehmen läßt. Eine Erziehungscolonie aber, wo Franzosen und Engländer, Italiener und Russen neben und mit einander erzogen werden, verliert nothwendig den nationalen Boden. Wenn neuerdings Schweizer und Deutsche die bei weitem überwiegende Anzahl der Zöglinge bilden sollten; so ist das zufällig und schwerlich Wille des Stifters, der die bedeutenderen Pensionen, die er von Söhnen vornehmer und reicher Ausländer beziehen kann, nicht verschmähen darf, da die Erhaltung seines Hauses und seiner Anstalten immer neue und größere Opfer verlangt. — Wenn Herr Prof. Scheidler auch darin Hofwyl als Muster für alle Schulen des Volkes bezeichnet, daß dort der Unterricht dem Zweck der Erziehung diene, während in diesen der Unterricht vorherrschender, der eigentlichen Erziehung übergeordneter Zweck sey; so beruht dies auf einer Verwechslung der Begriffe. Die Schule hat in der That zum Hauptzweck das Lernen, den Unterricht; ja sie kann ihn nur haben, da ihr die Kinder nur auf wenige Stunden des Tages anvertraut werden. Hofwyl ist ein erweitertes Hauswesen, eine pädagogische Colonie, in welcher die Zöglinge Tag und Nacht leben und unter andern auch ein paar Stunden in die Schule gehen. Sollen die Schulen vorzugsweise erziehen, so müssen alle zu Erziehungshäusern, zu Halle'schen Waisenhäusern, zu sächsischen Fürstenschulen, zu württembergischen niederen Klöstern, zu Pensionsanstalten erweitert werden; die Kinder aber müßte man nach spartanischem Muster und nach Fichte'scher Forderung den Eltern nehmen und in einem Erziehungslande, von welchem Goethe uns in den Wanderjahren etwas wunderlichen Bericht erstattet hat, ab- und einsperren, bis sie erzogen wären für — das Erziehungsland.

2) Die Erziehungsanstalt zu Stetten im Remsthale im Königreich Württemberg. Zweiter Hauptbericht, verfaßt von J. V. Strebel, Director und Mitvorsteher der Anstalt, 1839.

Was man auch gegen Privaterziehungsanstalten gesagt hat; sie haben zwei Seiten, von denen betrachtet man sie, sobald sie nur einigermaßen zweckmäßig eingerichtet und geführt sind, anerkennen, ja preisen muß. Es wird immer reiche und vornehme Leute geben, deren Lebensverhältnisse einer zweckmäßigen Erziehung ihrer Kinder eher hindernd als fördernd in den Weg treten; für sie sind Privaterziehungsanstalten ein Bedürfniß, ja eine Wohlthat. — Ebenso fehlt es in der Gegenwart nie an strebsamen, begeisterten Jünglingen und Männern, denen es innerstes Lebensbedürfniß ist, nach Verwirklichung eines pädagogischen Ideales zu streben, welches in öffentlichen Schulen und Bildungsanstalten nie erstrebt werden kann und darf. Staatsanstalten dürfen nie ungebahnte Wege betreten, sie müssen das Bewährte festhalten, und das Neue nur langsam und erst dann in sich aufnehmen, wenn es anderwärts die Feuerproben der Erfahrung bestanden hat. So wirken Privaterziehungsanstalten, wenn sie sich ein höheres Ziel vorsetzen, als das gewöhnliche ist, selbst anregend, belebend, fördernd auf das öffentliche Jugendbildungswesen zurück. — Zu den Erziehungsanstalten dieser Art gehört Stetten, das nun wohl schon zehn Jahre lang besteht. In Bezug auf den Unterricht sucht man die Jugend nach den Ideen zu bilden, die Prof. Klumpp in seinem bekannten Werke über Schulen dargelegt. Gemeinschaftliche Elementarbildung aller Zöglinge nach geläuterter, pädagogischer Ansicht, dann Trennung des weiteren Bildungsweges in den gelehrtwissenschaftlichen und in den realwissenschaftlichen Zweig, doch so, daß die erste Hälfte des getrennten Weges noch ihre Verbindungspfade behält. Wir haben dieser Ansicht immer das Wort geredet und billigen daher ihre Realisirung in Stetten, ohne über Einzelnes markten zu wollen, da wir vielmehr die Individualisirung des Allgemeinen und Wesentlichen gegen eine geistlose Uniformirung vertheidigen müssen. In Bezug auf die Erziehung im engeren Sinne hält man den christlichen Standpunkt fest, und zwar im Sinne der lutherischen Kirche, obgleich katholische Schüler in der Anstalt ebenfalls Aufnahme und eine, ihrer Kirche entsprechende religiöse Bildung empfangen. — Nach den, über diesen wichtigen Theil der Jugendbildung gegebenen Andeutungen scheint man in Stetten glücklich bemüht, das Zuviel zu vermeiden, welches, wie die Erfahrung lehrt, gar oft das Gegentheil im Gemüthe der Zöglinge zur Folge hat. Auch in den Grundsätzen der eigentlichen Schulzucht spricht sich eine schöne Gemessenheit, eine durch Ernst gehobene und gesund erhaltene Milde aus. — Stetten dürfte eine der empfehlenswerthesten Privaterziehungsanstalten Deutschlands seyn.

3) Die Schulmeisterschule. Vierte, umgearbeitete Auflage. Von Dr. Carl August Zeller, k. preuß. Oberschul- und Regierungsrathe, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe. Leipzig, Hinrichs, 1839.

Was aus der Feder eines so vielseitigen, ausgezeichneten Veterans der Pädagogik kommt, trägt den Stempel erfahrner Umsicht in jeder Zeile an sich; und man übersieht deßhalb gern eine gewisse Redseligkeit, die der Sache eher hinderlich als förderlich ist. Im Allgemeinen ist vorliegendes Büchlein nicht allein Schulmeistern, sondern auch anderen Leuten zur Lektüre zu empfehlen, welche

Beruf oder Anlaß haben, sich um zweckmäßige Einrichtung und Führung der Schulen zu bekümmern. Die Vorschriften werden nicht abstrakt vorgetragen, sondern durch Erzählung, Beispiel und selbst in Parabeln anschaulich gemacht. Mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit wird von der Disciplin gehandelt, unter beständiger Bezugnahme auf eigene und fremde Erfahrung. Die angeführten Beispiele und Vorschriften dürften jedoch nur in geschlossenen Erziehungsanstalten ganz, weniger und nur zum Theil in bloßen Schulen zweckmäßig zur Anwendung gebracht werden, am allerwenigsten in den Schulen größerer Städte. Manchem können wir unseren Beifall nicht schenken. Wir theilen z. B. nicht die Vorliebe für eine Art wechselseitiger Schuleinrichtung, die uns immer nur als Nothbehelf erscheint gegen das Mißliche einer übermäßigen, einem einzigen Lehrer aufgebürdeten Schülermenge. Wir wiederholen die Forderung, daß für die nöthige Anzahl Lehrer gesorgt werden müsse. — Ebenso wenig sehen wir die innere Nothwendigkeit ein, daß die Schule unter geistlicher, resp. kirchlicher Inspektion bleiben müsse. Es folgt aus der Selbstständigkeit der Schule als einer Staatsanstalt noch lange nicht, daß sie unter den Dorfschulzen zu stellen sey. Da käme sie freilich aus dem Regen unter die Traufe. Sie bedarf eigener, aus ehemaligen, praktischen Schulmännern zu wählender Aufseher und Behörden.

4) Principien der Erziehung und des Unterrichts. Wissenschaftlich untersucht und beleuchtet von den Gebrüdern Paulus, Vorstehern der wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg. Zwei Hefte. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1839.

Obgleich Refer. gestehen muß, daß ihn die modern-philosophische Sprache, welche bald auf Stelzen geht, bald auf Adlerfittigen einherzuschweben sucht, und welche die Sprache vorliegenden Buches ist, eher abgestoßen, als angezogen hat; so kann er doch noch weniger verhehlen, daß er bald hinter den kostbaren Worten und Wendungen einen tüchtigen Sinn und gründliche Gedankenentwickelung gefunden hat, mit denen er sich befreunden, zum größeren Theil einverständigen konnte. Ganz vorzüglich gelungen scheinen ihm mehrere Abhandlungen über einzelne Unterrichtsfächer, weniger die über Bildung überhaupt und über das Verhältniß von Realismus und Humanismus. In diesen schadet die dialektische Methode, die nur da am Platze ist, wo entweder der Inhalt ein rein philosophischer, oder ein schon anderwärts begründeter und anerkannter ist. Refer. vermißt hier eine vollkommene anthropologische Grundlage, auf welcher eine befriedigende Erörterung beider Themate allein zu bauen ist. Der Grundgedanke, von welchem alle einzelnen Erörterungen getragen sind, ist inzwischen der, daß die realistische und humanistische Bildung einander nicht entbehrlich machen, also auch nicht verdrängen und vermischt werden dürfen, sondern daß jede von ihnen ihr eigenes Wesen und Recht zu behaupten, daß man für jede von beiden auf besondere Weise zu sorgen habe. Als gemeinsame Fächer finden sich aufgeführt: Religionslehre in vier Cursen, Geschichte in drei Cursen, Geographie in drei Cursen, Arithmetik in drei Cursen. — Dieß für die eigentliche Schulzeit bis zum vierzehnten Jahre; dann für die höhere Gymnasial- und Realbildung noch gemeinsam: Literatur und Aufsätze, Mathematische Geographie, Experimentalphysik, Moral, Psychologie, zum Theil Zeichnen. In allem Andern werden die Humanisten und die Realisten besonders geführt, so daß für jene die alten Sprachen, für diese die neueren, Mathematik und Naturkunde als Hauptfächer, und für die Humanisten noch Französisch, Hebräisch und Mathematik als Nebenfächer gelten.

Uns scheint die strenge Sonderung des humanistischen und realistischen Bildungsganges in ihren Hauptfächern bis in die Anfangszeit alles eigentlichen Schulunterrichts herauf durchaus unzweckmäßig, da eine so bestimmte Richtung, wie die realistische und humanistische Bildung erheischt, nicht eher eingeschlagen werden darf, bis sich gezeigt hat, wohin Talent und Neigung zielen. Dieß kann in der Regel vor dem zwölften Jahre nicht erkannt werden; daher bis dahin eine gemeinsame Bildung, welche die verschiedenen Talente und Neigungen anzuregen hätte, der Jugend nicht vorenthalten werden darf. Ist aber einmal entschieden, welcher Richtung ein Individuum am meisten entspricht, dann möge die Erwählte streng und so einseitig verfolgt werden, als erforderlich ist, um ihr das vorgesteckte Ziel zu erreichen. — Die Unterscheidung einer niederen und höheren Realbildung, die hier gemacht wird, ist inzwischen dennoch richtig; nur daß wir jene erst im zwölften, diese erst im fünfzehnten Lebensjahr beginnen lassen würden. Es wird unendlich viel geschadet, wenn niedere Real- oder Gewerbsschulbildung mit der höheren verwechselt oder vermischt wird. Der Handwerker und Kleinkrämer braucht jene, der Techniker, Fabrikant, Kaufmann, Oekonom, Architekt, Berg- und Hüttenmann im höheren Sinne diese; jene muß durchaus praktisch in Beispiel, Vorschrift und Mittheilung anwendbarer Resultate, diese wissenschaftlich zur Befähigung selbstständiger, einsichtsvoller Betreibung des später Vorkommenden behandelt werden.

Schlüßlich machen wir aufmerksam, daß in einem Anhange zu vorstehendem Werk Nachricht gegeben ist von dem Erziehungsinstitut zu Salon bei Ludwigsburg, welches die vier Brüder Paulus gegründet haben und in

welchem sie ihre Principien zu realisiren streben; und es scheint nicht ohne Erfolg. Dasselbe hat auch in religiöser Hinsicht beinahe dieselbe Tendenz, wie Stetten; der im Ganzen nicht beträchtliche Unterschied in unterrichtlicher Beziehung geht aus dem Mitgetheilten schon hervor. Ganz besonders verdient Anerkennung das Streben, die Jugend leiblich frisch und rüstig zu halten. Eine Einrichtung, wie sehr sie auch in den Principien vertheidigt wird, können wir nicht loben, die nämlich, daß drei verschiedene Stufen der Beköstigung nach Maßgabe höheren und niederen Kostgeldes, stattfinden. Die Jugend eines Institutes, welche eine größere Familie bilden, müssen unseres Dafürhaltens gleich gehalten werden; und da es nicht gerathen ist, irgend einen besser zu halten, als er es nach Austritt aus dem Institut zu erwarten hat, so wäre es besser, alle auf das Nothwendige zu beschränken. Wir zweifeln nicht, daß die Herren Paulus sich je länger je mehr von dem Unpädagogischen ihrer Einrichtung überzeugen werden. Auch die Paradoxie, welche in den Principien aufgestellt wird, daß der Knabennatur ein Pensionat besser zusage, als die Familie, ist für Knaben bis zum vierzehnten Jahre — eine Paradoxie. Auch der Mann gehört seinem ganzen Thun und Wirken nach nicht wesentlich der Familie, sondern weit mehr der Gemeinde, dem Staat, dem öffentlichen Leben an; und doch, wie halb, wie einseitig und schief wird er, wenn er losgerissen von der Familie dasteht?! Noch weit mehr bedarf es der Knabe, wenn auch mit gelockerterem Bande, an seiner Familie gebunden zu bleiben, wenn es die Umstände anders gestatten.

5) Classiker und Bibel. Von Dr. Ed. Eyth. Zweites und drittes Bändchen. Basel, C. F. Spittler und Comp., 1839 u. 1840.

Ueber die Tendenz des Verfassers haben wir uns schon in der Anzeige des ersten Bändchens ausgesprochen, nämlich zugestanden, daß wenn einmal die Aufgabe der Schulen, namentlich der Lateinschulen als eine vorzugsweise christliche bestimmt würde, man nicht wohl den Forderungen des Verfassers, selbst den Unterricht in den klassischen Sprachen zu christianisiren, sich werde entziehen können. Der Verfasser hat inzwischen selbst von Seiten her, wo er hätte Beistand und Zuruf erwarten können, lebhaften Widerspruch erfahren, Anfeindung von Anderen, denen schon die Gesinnung, aus welcher seine Vorschläge hervorgegangen, nicht zusagte. In vorliegenden Bändchen vertheidigt er seine Sache gegen seine Gegner mit Wärme, Geschick und Glück und geht dann daran, in gemessenern Abhandlungen zu begründen, was er in den Reden des ersten Bändchens keck und kühn behauptet hatte. Besonderen Werth haben die beiden Abhandlungen über die Methode des Religionsunterrichtes und über den methodischen Unterricht in der lateinischen Sprache. Wir behalten uns das Nähere darüber vor, wenn die nach diesen wohldurchdachten Ansichten abgefaßten Lehr- und Lesebücher erschienen seyn werden. Ohne ein klares bestimmtes Bild der Ausführung läßt sich wenig sagen; denn auf die Ausführung kommt zuletzt Alles an. Daß der Verfasser dem Beginn des lateinischen Unterrichts das Allgemeine der deutschen Grammatik voranschicken will, ist gewiß recht; daß er aber nur dieses und mit besonderer Beziehung auf das folgende Latein lehren will, mit dieser Ansicht können wir uns nicht befreunden, weil es uns weder nothwendig, noch gut, noch auch wohl durchführbar erscheint. — Für die seiner Gegner, welche Lust haben sollten, ihn mit dem abgenutzten „ars habet osorem nisi ignorantem" abzufertigen, hat er einen Fascikel griechischer, wohlgelungener Gedichte angefügt, welche Zeugniß geben, daß er sich nicht bloß mit der Form, sondern auch mit Geist und Anschauungsweise der Griechen in nicht geringem Maaße vertraut gemacht habe.

W. B. M.

Dichtkunst.

Thomas Moores poetische Werke. Deutsch von Th. Oelckers. In vier Bänden. Mit Moores Porträt. Leipzig, B. Tauchnitz jun., 1839.

Wer kennt nicht die zarten und lieblichen Dichtungen Moores, von der Liebe der Engel und der Peris, von der reizenden Lalla Rukh und Nurmahal, dem Licht des Harems? Der Orient hat etwas, das hart und unbarmherzig ist, wie die Damascenerklinge, und glühend und verzehrend wie der Wind der Wüste; aber auch etwas das unendlich sanft wie Mondlicht über Palmen sich ergießt und weichlich gleich einem bunten Teppich sich den wollüstigsten Gefühlen unterbreitet. Für dieses zartere und mildere Element des Orientalismus nun hat Thomas Moore den wärmsten und empfänglichsten Sinn. Aber auch seine volksthümlichen irischen Klänge, seine Reiseerinnerungen aus Nordamerika, Frankreich und Italien sind sehr anziehend, immer in sehr heitrer und glücklicher Stimmung gedichtet, voll einer milden Lebens- und Liebeswärme und zuweilen eines Humors, der geistvoll scherzt, ohne je zu verletzen.

Die hier vorliegende Ausgabe ist sehr elegant und gefällig und ganz geeignet, dem liebenswerthen Dichter noch mehr Freunde in Deutschland zu erwerben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. December 1840.

Volkssagen.

1) Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. Neue Sammlung oder zweites Bändchen. Heidelberg, Engelmann, 1840.

Eine Fortsetzung der bekannten und geschätzten Sagensammlung vom Oberrhein. Sagen von St. Landolins Bad (fünf Quellen, die aus seinem Blut entsprangen, da er enthauptet wurde); von der Pfalz im Rhein (dem berühmten Pfalzgrafenstein, in welchem die Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft abwarten mußten); von St. Goar; von St. Hildegard, der Seherin von Bingen; vom Schloß Eberstein; vom Lurleyfelsen; von den drei Linden (die drei Schwestern) im Murgthal; von der tapfern Gräfin Lauretta von Starkenberg, die den Erzbischof Balduin von Trier gefangen nahm; vom versunkenen Nonnenkloster Tiefenau, von dem nur eine fromme Novize übrig blieb; von der Teufelsmühle, vom Teufelsstein (oft wiederkehrende Sagen); von der Burg Calw (und der mythischen Jugend Kaiser Heinrichs III.) &c. &c.

Unter den lokalen Sagen ist eine der sinnigsten die vom Ursprung der Bäder in Baden und Wildbad. „Einst hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrnwieser Sees. Da stieg ein schwarzer Stier aus demselben hervor und gesellte sich zu den andern Rindern. Aber alsbald kam ein kleines Männlein nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Dieser wollte nicht gehorchen; da bat das Männlein zwei von den Hirten, sie möchten ihm doch den Stier in den See treiben helfen. Diese waren dazu bereitwillig, und es gelang ihnen, den Stier bis an den Rand des Sees zu treiben, von wo er sich augenblicklich in das Wasser stürzte und nicht mehr gesehen wurde. Das Männlein im Rattenpelz aber sagte zu den Knaben: „Hier schenke ich Jedem von Euch einen Stein; wohin Ihr ihn werfen möcht, da entspringt auf der Stelle ein warmer Quell, der heilsame Kräfte besitzt für manches Leiden der Menschen." Die Knaben nahmen die Steine und bewahrten sie lange auf. Zufällig kam später einer derselben in das Thal, wo jetzt Baden liegt, und er ruhte sich aus auf dem Hügel, auf welchem die meisten und wärmsten der Heilquellen Badens entspringen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten, nahm ihn aus der Tasche, und ließ ihn den Fels, auf welchem er saß, hinabkollern, und siehe da, wo der Stein den Stein berührte, öffnete sich eine Spalte im Fels, aus welchem heißes Wasser quoll. So entstanden der Ursprung, und die Höllenquelle und die Klosterquelle in Baden. Der andere Hirt aber warf seinen Stein in dem Thale nieder, wo das Wildbad hervorsprudelt."

Noch heben wir aus dem Reichthum der Sammlung eine der am meisten poetischen Sagen hervor. Auf der Burg Fürsteneck im Rheingau lebte Ritter Oswald, der erste Bogenschütze seiner Zeit. Um seines Gutes willen von einem Ritter von Saneck niedergeworfen und geblendet, schmachtete er in Ketten, als einst der Sanecker bei einem wilden Gelage wettete, sein Gefangener werde auch trotz seiner Blindheit noch besser das Ziel treffen, als andere Schützen. Da holte man den Ritter Oswald aus dem Burgverließ hervor. Der Sanecker unterrichtete ihn von der Wette, „reichte ihm einen Bogen und Pfeil, und nahm einen silbernen Becher von der Tafel und stellte ihn auf einen Seitentisch. In dem Gefangenen schien plötzlich ein Gedanke aufzusteigen: er spannte den Bogen, legte den Pfeil auf und sagte mit fester Stimme: Ritter von Saneck, gib mir ein Zeichen, wo Du den Becher hinsetzest. — Hier, sagte der Sanecker, indem er den Becher gegen den Tisch stieß. — Hier, rief der Gefangene fast in demselben Augenblick, und sein Pfeil schwirrte, wie das Rauschen des Todesengels, und haftete im Herzen des Saneckers."

2) Rheinbilder von Dr. Theodor Mörll. München, Hübschmann, 1839.

Zum Theil dieselben Sagen, aber als Romanzen behandelt in metrischer Form: vom Dom zu Köln, vom Lurley, von Heinrich Frauenlob, von der Hildegard, vom Mäusethurm; von den sieben Schwestern, vom Frauensand rc. Geib, Adelheid von Stolterfoth und mehrere andere Dichter haben schon früher größtentheils die nämlichen Rheinsagen besungen, zum Beweis, wie lebhaften Anklang sie finden.

3) Deutsche Ahnen in Romanzen aus Geschichte und Sage von Georg Rapp. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1839.

Patriotische Romanzen. Erinnerungen an die großen Helden und Schicksale der Deutschen von den ältesten Zeiten an. Hermanns Tod:

Er sinkt in seine Kniee, die Hand am Götterstein,
Vor seiner Väter Eichen, verlassen und allein.
Mit düsterem Verachten ruft er dem Mörder nach,
Den Speer in seiner Seite, der ihn als Natter stach.

Dein Land hast du verrathen, sein erster falscher Sohn,
Sein erster falscher Vater, dein Kind verkauft mit Hohn,
Sein erster falscher Ahne, noch in der Tochter Leib
Den Enkel feilgegeben mit meinem edlen Weib.

Das hat mich längst bereitet auf deinen Todesstoß,
Erfinder alles Giftes das bricht im Volke los.
Oft wird es siegend heben die ähnliche Gestalt,
Wie einst zu meinen Seiten im teutoburger Wald.

Dann wird es sich zerreißen mit deines Giftes Zahn,
Dann wird es sich verkaufen, wie du ihm hast gethan,
Von sich entfremdet, lassen die kühne Väterlust,
In Weichlingsbande schmiegen die walderblühte Brust. —

Sehr wahr, sehr schön und tief empfunden.

Dann folgen Sagen der Gothen, Longobarden, Franken, die schönsten Charaktere und Ereignisse aus der Kaiserzeit von Karl dem Großen, Heinrich I., den Hohenstaufen:

Eure Burgen sind gefallen,
Eure Gräber sind entweiht,
Euer Stammberg über allen
Stellt sich muthig in die Zeit.
Seine wilden Lüfte schlagen
Sausend den verheerten Grund,
Wie erhabne Geisterklagen
Aus der alten Kaiser Mund.

Dann mehr provinzielle Sagen, hauptsächlich aus Schwaben und einige vom Rhein.

Erziehungswesen.

6) Ueber Jugendbildung von Karl Preusker. 4tes Heft. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1839.

Wie in allen seinen Schriften über Jugendbildung, so zeigt auch in diesem Herr Rentamtmann Preusker zu Großenhayn seinen rühmlichen Eifer für Verbreitung richtiger Ansichten über Schul- und Bildungswesen, und nicht minder für immer neue Anregung und Wiedererweckung der Lust und des Strebens, im Lichte der richtigen Ansichten auch das Zweckmäßige zu thun. Wer aus Erfahrung weiß, wie leicht der kaum entflammte Thateifer auch auf diesem Gebiete erkaltet, wie sich sogar an die Stelle früherer, eifrigster Bestrebungen für Bildung und Schulen nicht allein ein passives, sondern selbst ein negatives, ja feindseliges Verhalten nur zu häufig drängt: der wird um so mehr zur Anerkennung des unermüdeten Ausharrens und Fortschreitens des Verfassers auf der einmal betretenen Bahn sich aufgefordert fühlen. Das gegenwärtige Heft hat es nun ganz eigenthümlich mit Darstellung des ganzen Schulorganismus zu thun. Die Schulen aller Art, von der Kleinkinderschule aufwärts bis zur Universität, werden nach Zweck, Lehrplan und Klasseneinrichtung vorgeführt; und ebenso wird das Nöthige über Schulbehörden und Schulaufsicht gesagt. Was in den letzten Decennien darüber nur gesagt, gewünscht, gefordert worden ist, findet hier Beachtung und Besprechung. Im Allgemeinen muß man bekennen, daß der Verfasser das Richtige, zweckmäßige und Heilsame herausgefunden und allgemeinfaßlich vorgetragen hat. Dabei zeigt er eine Belesenheit in der pädagogischen Literatur, die bei einem Manne, welcher sich damit doch nur als mit einer Nebensache befassen kann, Erstaunen erregt. Uebrigens beschränkt er sich nicht auf sichtende und wohlgewählte Zusammenstellung des Bewährtern; er fügt auch seine eignen Vorschläge hinzu, die meist praktisch sind, so weit es das allgemeine Arrangement und den schulpolizeilichen Theil des öffentlichen Unterrichts betrifft. Mit specielleren Angaben über Lehrgegenstände und Unterrichtsstunden kann Referent, der als praktischer Schulmann urtheilt, sich nicht immer einverständigen. Heben wir beispielsweise hervor, wie er den Sprachunterricht an höheren Bürgerschulen bedenkt; so können wir die Versicherung geben, daß in drei wöchentlichen Stunden, und wenn der Unterricht vier Jahre lang fortgesetzt wird, das Französische bis zu einer, nur einigermaßen befriedigenden Fertigkeit im Schreiben und Sprechen nicht erlernt werden kann. Wir haben hier den Unterricht in nicht überfüllten Schulklassen und Knaben im Auge, die nicht vorher schon Lateinisch erlernt haben. Wir

sagen erlernt haben; denn ein halbes Gelernthaben des Lateins hilft auch blutwenig zur Erlernung des Französischen. Ferner verlangt der Verfasser Anleitung zur Poesie. Auch hiegegen müssen wir protestiren, wenn mehr als Lektüre klassischer, der Jugend angemessener Dichtungen damit gemeint ist, oder mehr als höchstens Versificationsübungen mit dem allein festzuhaltenden Zweck, der Jugend einige Fertigkeit im Gebrauch synonymer Ausdrücke, Redewendungen und Satzformen zu verschaffen.

7) Zur Beurtheilung der Zeitbedürfnisse der deutschen Gelehrtenschulen. Von Ch. Döll, Prof. am großherzogl. Lyceum in Mannheim. Mannheim, Tob. Löffler, 1840.

Herr Professor Döll weiset in dieser kleinen, sehr wohl durchdachten Schrift nach, daß das zu frühe Betreiben der alten klassischen Sprachen, wie es fast überall noch Gebrauch ist, nicht nur unnöthig und nicht heilsam, sondern sogar verderblich sey; den jugendlichen Geist nicht belebe, fördere und beflügele, sondern leicht verknöchere, vereinseitige, abtödte. Man weiß, mit welchem Sturm empörter Gefühle die Philologen vom alten Schlage ihm entgegengeredet und entgegengeschrieben haben, als er seine Ansichten auf der Philologenversammlung zu Mannheim vorgetragen hatte. — Referent ist im Grundsatz mit dem Verfasser einig, wie in dessen pädagogischen Aufsätzen, die er seit zwölf Jahren geschrieben hat, zu lesen steht. In der praktischen Anwendung dieses Grundsatzes auf Gestaltung des Schulunterrichtes im Einzelnen stimmt er dagegen nicht ganz überein. Bis zum Beginn des vierzehnten Lebensjahres mit aller Erlernung einer fremden Sprache zu warten, möchte für die große Mehrzahl der Lernenden, welche bekanntlich aus mittelmäßigen Köpfen besteht, doch nicht gerathen seyn. Verlangen wir auch nicht gar zu viel! Wir erhalten sonst Nichts. Wenn man nur einmal bis zum zwölften, ja nur bis zum elften Lebensjahre wartete; so wäre schon viel gewonnen. Auch darin stimmt Referent mit dem Verfasser nicht überein, daß er mit dem Griechischen, nach Herbarts Vorgang, begonnen wissen will, dann aber gleich im nächsten Jahr das Latein hinzutreten läßt. Das Latein verdient nicht allein wegen der allgemeineren Brauchbarkeit, sondern auch wegen seiner grammatischen Beschaffenheit früher betrieben zu werden; und dann ist vor Hinzutritt einer neuen Sprache ein zweijähriger Cursus in der früher erlernten erforderlich, wenn man nicht zu grammatischer Verwirrung und Unsicherheit Anlaß geben will. Ferner scheint gewagt, den mathematischen Gymnasialunterricht schon mit dem sechzehnten Lebensjahr beendigen zu lassen und ihm nicht einmal in der Physik eine Art Fortsetzung zu geben. Endlich ist die Beschränkung des geographischen Unterrichts auf die logische, mathematische und physische nicht wohl zu rechtfertigen, wenn die genannten Zweige auch die wesentlichsten und lehrbarsten sind. — Die Absicht übrigens, welche diese und ähnliche Beschränkungen herbeigeführt haben, die nämlich: die Anhäufung zu vielartiger Lehrgegenstände zu vermeiden, ist lobenswerth; nur ließe sich dieselbe erreichen, ohne wesentliche Lücken im Unterricht entstehen zu lassen.

8) Darlegung einiger Uebelstände, welche den Volksschullehrerstand im Allgemeinen noch drücken, nebst Angabe der Erfordernisse zur Hebung derselben. Von Wilhelm Rehm, Schullehrer in Werl. Essen, bei G. D. Bädecker. 1839.

Mit würdiger Ruhe und mit einer Gründlichkeit der Erörterung, die nichts so sehr als vages Räsonnement flieht, vielmehr stets von dem festen Grund und Boden des Thatbestandes ausgeht und zu ihm zurückkehrt, bespricht der Verf. die wesentlichsten Uebelstände, über welche sein Stand zu klagen hat und über welche so lange geredet und geschrieben werden wird, bis ihnen abgeholfen ist. Das Erste sind die schlechten Besoldungen, die im Allgemeinen immer noch so schlecht sind, daß ein Holzhacker und Taglöhner, dem es nicht gerade an Arbeit fehlt, eine bessere Einnahme hat. Was auch in neuerer Zeit für Aufbesserung der Schulstellen geschehen ist, es ist, wie dankenswerth es sey, immer noch lange nicht genug; und dieß immer wieder in Erinnerung zu bringen, erscheint dem nicht überflüssig, der da weiß, daß man hie und da schon zu viel gethan zu haben wähnt, oder in der Rathlosigkeit, die erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, wieder allen Ernstes daran denkt, die Schulstellen pensionirten Invaliden, Bedienten, wohl auch Handwerkern zu übertragen, die mit Nadel und Ahle sich das Fehlende verdienen können. Referent scherzt nicht, sondern er erzählt Thatsachen! — Der zweite Uebelstand ist der, daß man dem Lehrerstande nicht diejenige Stellung anweiset, die seinem Berufe angemessen ist. Ein Lehrer, welcher vor den Augen der Schüler die theils etwas komischen, theils wirklich knechtischen Küsterdienste verrichten muß, kann schwerlich den Schülern, noch weniger den Eltern gegenüber das Ansehen behaupten, ohne welches sein moralisches Wirken nicht denkbar. Darum trägt der Verf. mit Recht auf Trennung des Küsterdienstes vom Schuldienste an. Denen, die etwa mit dem Vorwurf schulmeisterlichen Hochmuthes gegen den Verf. hervorzutreten Lust haben möchten, antwortet derselbe durch buchstäbliche Mittheilung einer ziemlich neuen, vom K. preußischen Staatsministerium approbirten Küsterordnung, welche eine empörende Stufenfolge von Dienstleistungen aufzählt, welche für jeden Schuhputzer und Gassenkehrer, nicht aber

für den Lehrer der Jugend, auch des geringsten Dorfes, geeignet sind. — Ferner verlangt er Erhebung der Schule zur Staatsanstalt und des Lehrers zum subalternen Staatsdiener; eine Forderung, welche sich mit der Zeit von selbst realisiren wird, da der Staat durchaus auf dem Wege ist, Alles in Allem zu werden, und daher die Schule unter unmittelbare Obhut nehmen muß. Sollte die Schule Anhängsel der Kirche bleiben, so müßten alle Lehrer Geistliche seyn, d. h. studirte Geistliche, die aber dem Lehrfache vorzugsweise sich widmeten, coordinirt, nicht subordinirt den Geistlichen, welche die eigentlich kirchlichen Funktionen übernehmen. Das wäre auch, bei Verbundenheit der Schule mit der Kirche, das einzige Mittel, alle Rivalitäten beider, so nahe verwandter Stände zu beseitigen. Hiemit erledigte sich auch eine andere Forderung des Verf., die darauf gerichtet ist, daß die Lehrer immer mehr und besser gebildet werden und Gelegenheit haben sollten, sich weiter fortzubilden. Abgesehen von des Ref. bloß hypothetisch ausgesprochener Forderung theologischer Schullehrer, muß eine gesteigerte Bildung der Lehrer als etwas Nothwendiges jedem Sachkundigen einleuchten. — Wenn man neuerdings an halber und verkehrter Bildung, an Bildungsaufgeblasenheit der Volksschullehrer ein Aergerniß genommen hat, so hat man vielleicht gerechte Ursache dazu gehabt. Allein wenn man den Grund dieser widerwärtigen Erscheinung in der zu hohen Bildung gesucht hat, die den Lehrern in den Seminarien zu Theil werde, so hat man sich sehr geirrt. Der Grund liegt vielmehr in der wissenschaftlichen Halbheit, zu welcher sie dort erzogen worden sind; und es heißt nur das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man nun zu dem verzweifelten Mittel seine Zuflucht nimmt, die Seminaristen nur in den Gegenständen und in der Elementarmethode zu unterrichten, die sie selbst dereinst zu lehren und anzuwenden haben. Gegen Halbheit, Verkehrtheit und Aufgeblasenheit hilft nur ganze, volle und gründliche, streng wissenschaftliche Bildung. Referent meint nicht, daß unsere Schullehrer Universitäten beziehen sollen; aber sie sollen durch Lateinschule und Realgymnasium gegangen und so weit in wissenschaftlicher Bildung gefördert worden seyn, daß sie Achtung vor Wissenschaft und Gelehrsamkeit bekommen und das ne sutor ultra crepidam sich selbst abstrahiren können. Man wird ihnen dann weit eher das Gelüsten benehmen können, vor ihren Elementarschülern mit Dingen zu prunken, deren Natur und Schwere sie gar nicht ahnen gelernt haben, weil ihnen nie zugemuthet worden, Rechenschaft zu geben, ob und wie viel sie selbst davon kapirt haben. — Gewiß ist, daß der Weg zum Bessern nicht hinter uns, sondern vor uns liegt, daß man nicht zurückweisen, sondern aufnehmen, verarbeiten und zum Besten kehren muß, was die Gegenwart irgend Vortreffliches bietet und fordert.

9) Bericht an Se. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1838. Hamburg, Nestler und Melle, 1840.

Dieser Bericht, welcher sich den früheren, von zwei zu zwei Jahren erstatteten anschließt, zeigt uns die ungemeine Thätigkeit, Umsicht und Aufopferung, womit das russische Gouvernement Bildung durch Schulen in allen Theilen des Reichs zu begründen, zu befördern und zu steigern trachtet. Gleichwohl zeigt er uns auch deutlich, wie erstaunlich viel noch zu thun ist, wie weit Rußland in dieser Beziehung hinter Deutschland noch zurück ist. Am allerwenigsten spricht an und ladet zur Nachahmung ein der Geist, in welchem alles geschieht, welcher für Rußland der rechte, wohlthätige seyn mag, bei uns aber offenbar einen Rückschritt bezeichnen würde. Adels- und Bürger- und Bauernschulen mit streng gesondertem Unterrichtsplan, in welche nur die Jugend der dazu berechtigten Stände eintreten darf. Eine ins Einzelnste herabsteigende Controle, eine durch äußere Antriebe der Belohnung und Bestrafung höchst gesteigerte Lehr- und Lernthätigkeit, die zwar sehr nützliche, vorgeschriebenen Zwecken dienende Früchte tragen mag, aber schwerlich wahre Humanität entwickeln wird. — Leider finden wir auch durch diesen Bericht bestätigt, daß das russische Gouvernement darauf ausgeht, den deutschen Ostseeprovinzen mit der russischen Sprache russischen Volkscharakter einzuimpfen. Im Widerspruch mit diesem Eifer, durch alle Theile des Reichs ein uniformes Russenthum auszubreiten, steht die Nothwendigkeit, gegen Europa hin das Erlernen der deutschen und der französischen Sprache zu begünstigen, gegen Asien hin das der mongolischen, chinesischen, persischen ꝛc. Sprache. — Daß Anstalten für technischgewerbliche Bildung in Rußland begünstigt würden, ließ sich erwarten; sie können leicht dazu benützt werden, den Geist der Scholle zuzuwenden. — Geistliche, welche dem geistlichen Amt entsagen, werden als Leute, welche ein Gott gegebenes Wort gebrochen haben, für unfähig erklärt, ein Lehramt zu bekleiden. — Uebrigens gibt vorliegende Schrift auch Auskunft über die Statistik der Akademien und der Universitäten, über Bibliotheken, Literatur, Censur ꝛc. So erfahren wir, daß 1838 nur 777 Originalwerke und 116 Uebersetzungen erschienen, wozu noch 51 Journale kommen. So geringfügig uns das erscheinen mag; so ist es für Rußland doch bedeutend, da z. B. im Jahre 1837 nur 27 Journale erschienen waren. Gleichwohl können wir uns eines Lächelns nicht erwehren, wenn der Berichterstatter den Unterschied der Druckbogenzahl berechnet, um eine größere Zahl herauszubringen.

W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 16. December 1840.

Romane und Novellen.

17) Walter Scotts ausgewählte Romane, übersetzt und herausgegeben von C. Immer und H. Clifford. Erster bis dritter Band. Hamburg, Heubel, 1840.

Die drei ersten Bände enthalten vollständig Waverley, Kenilworth und Ivanhoe. Die Ausgabe ist in Octavformat, auf gutem weißen Papier gedruckt und mithin eleganter als die bekannten Sedez-Ausgaben, mit denen Deutschland früher überschwemmt wurde. Vorläufig sollen nur zehn Bände erscheinen, mehr aber, wenn diese ersten Beifall finden. Man subscribirt auf den Band mit einem Reichsthaler.

18) Der Landprediger von Wakefield. Von Oliver Goldsmith. Neue Bearbeitung. Stuttgart, Hoffmann, 1840.

Unter allen englischen Romanen der frühern Zeit ist dieser der berühmteste und beliebteste nicht nur in England sondern auch in Deutschland, wo er schon sehr oft übersetzt wurde. Die vorliegende Uebersetzung ist fließend, die Sedez-Ausgabe elegant und bequem zu lesen.

19) Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. Drei Theile. Dritte verbesserte Auflage. Breslau, Max u. Comp., 1840.

Die wiederholten Auflagen beweisen, wie vielen Beifall dieser mit aller aristokratischen Grazie geschriebene Roman auch bei uns findet, wie in England. Godwie-Castle zeichnet sich vor St. Roche, dem neuern und nicht minder beliebten Roman derselben Verfasserin, durch tiefern Ernst, durch einen mehr tragischen Inhalt aus, obgleich auch hier der Ausgang ein erfreulicher und der Ton des Ganzen durch die Klarheit und Milde einer vornehmen Weiblichkeit eigenthümlich temperirt ist.

20) Gullivers Reisen von J. Swift. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. Mit mehreren hundert Abbildungen von Grandeville in Paris. Meißen, Gödsche. Vier Bändchen.

Indem wir den Schluß dieses artigen Werkchens anzeigen, empfehlen wir es wiederholt. Swifts köstliche Satire auf die Menschen ist bekanntlich mit der liebenswürdigsten Laune geschrieben und beschäftigt die Phantasie auf die angenehmste Weise. Die komischen Scenen, welche die Contraste des Zwerghaften und Riesenhaften, der Vernunft und des Wahnsinns ꝛc. darbieten, eignen sich ganz vorzüglich zu Illustrationen und Grandevilles Bilder sind sehr wohlgelungen, drücken die Komik des englischen Autors sehr glücklich in ihrer Feinheit, wie in ihrer Derbheit aus.

21) Historische Romane der Mrs. Bray. Uebersetzt von Bruckbräu. 24—35ste Lieferung. Augsburg, v. Jenisch u. Stage, 1839.

Sedez-Ausgabe. Ueber die frühern Theile vergl. Literaturblatt von 1836 Nr. 117 und 1838 Nr. 44. Nicht mit Unrecht nennt man die Verfasserin einen weiblichen Walter Scott, da sie seine Manier nachgeahmt, ihn erreicht in Beschreibungen, aber nicht in der Erfindung, und überall da in der weiblichen Beschränkung bleibt, wo er Mann ist. Die letzten Lieferungen enthalten Warleigh oder die Schicksalseiche. Die Dichterin gefällt sich indeß nicht bloß in Darstellungen der altenglischen Vorzeit, sondern schweift auch aufs Festland hinüber und beleuchtet mit dem romantischen Mondschein die ganze Küste von den Niederlanden bis nach Portugal.

22) Classische Bibliothek der ältern Romandichter Englands. In neuen Uebertragungen herausgegeben von Dr. Diezmann. Braunschweig, Westermann, 1839.

Elegante Taschenausgabe. Des launigen Smolletts Roderik Random, Peregrin Pickle und Humphry Clinkers Reisen. Das klassische Werk Sternes, Tristram Shandy, Gullivers Reisen, Fieldings Joseph Andrews. Diese theils genialen, theils wenigstens durch trefflichen Humor aufs angenehmste unterhaltenden Schriften werden nie aufhören in Deutschland, wie in England Beifall zu finden.

23) James historische Romane. Neue elegante Taschenausgabe mit Stahlstichen. Leipzig, Kollmann, 1838—1840.

James, obgleich Engländer, hat sich vorzugsweise in der französischen Geschichte die Gegenstände seiner in diesem Genre meisterhaften Darstellungen gesucht. Für den Renaissancestyl hat er ein ganz besonderes Talent, und deshalb liebt er auch, wie Terbourg und ähnliche niederländische Maler, Scenen aus der vornehmen Welt zu schildern, die ihm Gelegenheit geben, den Sammet und die Seide, nicht bloß in physischem, sondern auch in moralischem Sinn zu malen. Die Höfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts weiß er mit besonderer Liebe und so viel Klarheit uns zu vergegenwärtigen, daß seine Feder uns täuscht, wie der Pinsel des besten Niederländers.

Die hier vorliegenden Romane sind seine frühesten und besten: Richelieu, Darnley, Philipp August, de l'Orne, Heinrich Masterton, je in drei Bändchen.

24) Heinrich von Guise. Ein Roman von G. P. R. James. Aus dem Engl. von Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1840.

Einer der besten Romane des vielschreibenden James. Für historische Gemälde aus dem Zeitalter der Reformation und des höfischen Despotismus, der sich aus ihr entwickelt, besitzt er ein vorzügliches und anerkanntes Talent. Der vorliegende Roman aber versetzt uns mitten in diese Zeit, und führt uns das sprechende Charakterbild des ehrgeizigen Herzog Heinrich von Guise vor, seine Hoffnungen, seinen Sturz und den Triumph der mediceischen Megäre.

25) Leben und Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Von demselben. Lemgo, Meyer, 1839.

In diesem vielbändigen Werke geht der Verf. aus dem Romanenstyl in den Memoirenstyl über; wodurch denn allerdings die Darstellung etwas trockner wird. Doch ist James seinem Gegenstande vollkommen gewachsen.

26) Der Gentleman aus der alten Schule. Ein Roman von demselben. Aus dem Englischen von Susemihl. Leipzig, Kollmann, 1840. 3 Bände.

Ein Roman, der in der neuern Zeit und in England spielt. Ein obligater Bösewicht stiehlt ein junges Mädchen und zieht sie auf als sein eignes Kind. Ein edler Jüngling verliebt sich in dieselbe, der Bösewicht legt ihm aber alle möglichen Hindernisse in den Weg, bis zuletzt die Tugend über das Laster triumphirt, der wahre Vater des unglücklichen Mädchens, ein Gentleman von der trefflichsten Gattung, entdeckt und das holde Liebespaar zusammengegeben wird.

27) Die Landstraße. Ein Roman von demselben. Daselbst, 1840. Drei Bände.

Auch dieser Roman spielt in England und schildert die Zerrüttung, welche die Reformationskämpfe in den englischen Adelsfamilien zur Folge hatten, gestörtes Glück, edle Ausdauer, späte Genugthuung.

28) Aurelians letzte Tage. Historischer Roman vom Verf. der Zenobia. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. 3 Theile. Daselbst, 1840.

Eigentlich Fortsetzung und Schluß der Zenobia. Der englische Verfasser, den man fast für eine Verfasserin halten sollte, hat alle rauhen Seiten der römischen Kaiserzeit geglättet und aus der in Ketten bei einem römischen Triumph aufgeführten Amazone eine schönredende und schriftstellernde Dame des Salons gemacht. Man wird an die ältern Feßler'schen Romane erinnert, in denen ebenfalls die Barbarei der Römerzeiten in die moderne Sentimentalität aufgeweicht wird. Doch vorliegende Fortsetzung des Romans bietet auch des Barbarischen und Schrecklichen genug dar. Insbesondere sind die Verfolgungen und Martern der Christen nur allzu genau ausgemalt.

29) Der Pirat im Golf von Barritaria oder Nordamerikas Seeräuber. Aus d. Engl. übers. von L. v. Alvensleben. 2 Theile. Daselbst, 1840.

Seeräuberscenen auf dem Meer und zu Lande in der bekannten Manier. Es scheint zuträglich, von diesem romantischen Genre alle Sentimentalität auszuschließen. Ein rechter Seeräuber muß eine rohe Natur, ein unverfälschter Barbar seyn; in seiner Unbarmherzigkeit muß eine gewisse Naivetät liegen. Dagegen ist es unwahrscheinlich und macht einen peinlichen Eindruck, wenn die Dichter, wie so oft und auch wieder hier geschieht, gebildete und sogar sentimentale Personen zu Seeräubern umwandeln.

30) Das Wirthshaus in den Hochlanden. Von Duncan Mac Alpin. Aus dem Engl. Zwei Bände. Lemgo, Meyer, 1839.

Eine Familien- und Liebesgeschichte, die theils in Schottland, theils auf der pyrenäischen Halbinsel spielt. Die Hauptpersonen sind ein Officier, ein Geistlicher und ein sehr edles Fräulein. Alles bewegt sich in der guten Gesellschaft und somit darf der Leser sich durch den Titel nicht verleiten lassen, hier etwa Mordgeschichten einer Heideschenke zu erwarten.

Erziehungswesen.

10) Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Aus dem Französischen der Frau Necker von Saussüre übersetzt durch Eduard Adolf Jacobi, Dr. phil. et theol. H. S. Oberconsistorialrath in Gotha. Hamburg, 1839. Fr. Perthes.

Dies ist der dritte Theil der Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen von derselben Verfasserin, dessen wir früher geziemende Erwähnung gethan haben. In diesem Theile, welcher dem weiblichen Geschlechte gewidmet ist, hat die Verf. sich selbst übertroffen; und das Urtheil der französischen Akademie, welche derselben den ersten Preis „für die beste Schrift zur Sittlichkeit" im Sommer 1839 zuerkannt hat, erscheint als ein vollkommen gerechtes. Der Reichthum feiner und treffender Beobachtungen, welchen wir schon in den ersten Theilen fanden, findet sich in vorliegendem in noch höherem Maaße. Niemand wird ohne mannichfache Belehrung, ohne häufigere Berichtigung vorgefaßter Meinungen die Abschnitte lesen, in welchen die Verf. von dem gegenwärtigen Zustande, von dem dadurch verderbten Charakter, dann aber von der wahren Natur und Bestimmung des weiblichen Geschlechtes spricht. Sie zeigt, daß der Geist heidnischer und orientalischer Herabwürdigung des Geschlechtes, selbst in den übertriebenen, schmeichlerischen Huldigungen, welche man demselben gewidmet und durch welche man es vollends verderbt habe, immer noch der allgemein geltende, und daß das Ueberschlagen in's andere Extrem, in die Forderung einer sogenannten Emancipation der Frauen, eine natürliche, obwohl beklagenswerthe Folge davon sey. Dagegen verlangt sie Anerkennung des weiblichen Geschlechtes in derjenigen Stellung, welche ihr die heilige Schrift, namentlich das Evangelium längst zuerkannt habe. Durch dasselbe seyen sie aus dem Stande der Knechtschaft zur Freiheit der Kinder Gottes berufen, wie die Männer, und die Unterwürfigkeit unter dem Familienhaupte in der Ehe sey zwar keineswegs aufgehoben, aber doch bedeutend ermäßiget durch die religiösen Gebote und Pflichten, welche jene unbedingte, sklavische Abhängigkeit, gegen welche sich jedes menschliche Gefühl sträube, verwerfen. — Es gebühre dem weiblichen Geschlechte innerhalb der Schranken des Häuslichen, des Familien-, und gesellschaftlichen Privatlebens ein Gebiet, auf welchem es sich mit Freiheit und Würde zu bewegen gestattet seyn müsse. Dies sey so sehr Forderung ihrer Natur, daß es sich dasselbe, wo es ihm nicht rechtlich zugestanden sey, fast immer, aber leider durch List und Ränke, wozu es der widernatürliche Zwang und die eigne Schwäche nöthige, zu erobern wisse. Eine Hauptbestimmung des Weibes, als Mutter nicht allein für die leibliche Pflege, sondern noch mehr für die sittliche und religiöse Grundbildung der Kinder Sorge zu tragen, verlange gebieterisch eine würdigere Stellung, aber auch eine zweckmäßigere Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Man habe nur immer zwei Ziele vor Augen, entweder Magdsnaturen oder gefällige, den Leidenschaften der Männer schmeichelnde, ihre Heirathslust reizende Wesen, wo möglich beides zugleich aus ihnen zu machen. Das gehe durch alle Stände; die Mittel dazu seyen nur je nach den bürgerlichen oder geselligen Verhältnissen, in denen die Familien leben, verschieden. — Eine zweite Hauptbestimmung des Weibes sey, dem ganzen Hauswesen so vorstehen zu können, daß der Wohlstand, für welchen der Mann arbeitet, erhalten werde, daß überall Ordnung, und so viel die Mittel gestatten, nicht allein Geschmack und Anmuth im Aeußeren, sondern noch weit mehr in der ganzen sittlichen Haltung des Hauses herrsche. Wenn für Geschmack und Anmuth die Frauen von Natur auch geneigt seyen; so reiche hiefür die natürliche Neigung nicht aus, noch weniger aber zu weiser Ordnung und Sparsamkeit. Diese würden oft jener zum Opfer gebracht, wenn sie nicht in widerwärtige Sucht ausarten, zu knausern und das Haus Tag für Tag mit Anstalten zur Ordnung in fortwährender Unruhe und Verwirrung zu erhalten. — Eine dritte Hauptbestimmung des Weibes bleibt nach der Madame Neckersaussüre in dem eigentlich geselligen Leben eine passende Stelle einzunehmen. Sie vindicirt hier ihrem Geschlecht keineswegs die Initiative, wohl aber Fähigkeit und Geschick, auch über die Geselligkeit Anmuth zu verbreiten, sich auch dann noch für die Unterhaltung zu interessiren, wenn sie eine höhere, ernstere Richtung nimmt, ohne jedoch das Wort führen zu wollen.

Diesen Hauptgesichtspunkten gemäß sind nun auch die Forderungen, welche die Verf. an Erziehung und Bildung ihres Geschlechtes stellt. Bis zum zehnten Jahre verlangt sie, und wir glauben mit vollem Recht, wesentlich gleiche Erziehung und gleichen Unterricht der Mädchen und der Knaben; erst vom zehnten bis fünfzehnten Jahre soll besondere Rücksicht auf die eigenthümliche Natur und Bestimmung des Geschlechtes genommen werden.

Da wir uns der Kürze befleißigen müssen in unsrer Relation, so beschränken wir uns auf Mittheilung der Stundeneintheilung, nach welcher die Verf. täglich die jungen Mädchen beschäftigt wissen will, und auf Anfügung einiger Bemerkungen. 1) Häuslicher Gottesdienst und Andachtsübungen eine Stunde; 2) Anfangsgründe des Rechnens und der Naturlehre; 3) Sprachen; 4) Geschichte und Geographie; 5) Gedächtnißübungen zusammen vier Stunden; 6) Musik oder Zeichnen, anderthalb Stunden; 7) Weibliche Arbeiten und Hauswesen, anderthalb Stunden; 8) Freistunde, Erholung, Umgang mit der Familie, vier und eine halbe Stunde. Wir sollten meinen drei und eine halbe Stunde Freistunde rc. sey genug, wenn schon anderthalb Stunden auf Leibesübungen mit Einschluß des Spazierengehens verwendet werden; dann könnte man weibliche Arbeiten und Hauswesen mit einer Stunde weiter bedenken, was gewiß zweckmäßig wäre. Der Lehrplan ist ziemlich einfach und er wird es noch mehr, wenn man sich erinnert, daß die Verfasserin ausdrücklich verlangt: man solle es bei den Mädchen durchaus nicht darauf anlegen, ihnen die verschiedenartigen Kenntnisse als solche beizubringen, sondern nur so weit als erforderlich sey, als ihren Sinn dafür zu öffnen, ihr Interesse für Belehrungen aus diesen Gebieten des Wissens zu wecken, sie zum Nachdenken über Natur, Menschenleben, über Werth und Würde von Kunst und Wissenschaft zu befähigen. Ebenso verlangt die Verf., daß es bei den Uebungen in Musik und Zeichnen durchaus nicht auf Virtuosität, oder zwar auf Ostentation mit den erlangten Fertigkeiten, sondern vorzugsweise nur auf Bildung des Gefühles und des Geschmackes abgesehen seyn müsse. — Dies wird genügen, die Aufmerksamkeit aller derer auf dieses vortreffliche Werk zu lenken, denen die Erziehung des weiblichen Geschlechtes am Herzen liegt.

W. V. M.

Landeskunde der Schweiz.

1) Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. Von Dr. J. G. Ebel. Im Auszuge ganz neu bearbeitet von G. von Escher. 7te Originalauflage mit einer Ansicht des Montblanc und 3 Gebirgspanoramen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1840.

Im Jahr 1793 erschien die erste Auflage des so berühmt gewordenen Ebel'schen Handbuchs. Es ist erfreulich, daß dies Buch in Ehren bleibt, daß man es durch Zusätze und Verbesserungen der Mitwelt erhält, und nicht ins alte Eisen wirft. Mit Sorgfalt sind die vielen Veränderungen der neuern Zeit und auch Notizen über die frühere Zeit (namentlich aus den so schätzbaren Werken des Herrn Meyer von Knonau) nachgetragen. Alles in alphabetischer Ordnung äußerst reichhaltig. Auch die äußere Ausstattung ist sehr solid.

2) Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Mit einer Einleitung von Prof. Hottinger und herausgegeben von Professor G. Schwab. Dritter Band. 2te und 3te Abtheilung.

Die Fortsetzung des schon mehrfach in diesen Blättern besprochenen Werkes, welches nach dem Beispiel des größern Gottschalk'schen Werkes, insbesondere die Burgen der Schweiz schildert und deren historische Erinnerungen ins Gedächtniß der Gegenwart zurückruft. An die Burgen knüpfen sich die Geschichten der edelsten Geschlechter des Landes, die wichtigsten Begebenheiten des Mittelalters, endlich manche schöne Volkssagen. — Die vorliegenden Lieferungen enthalten die Schlösser Unspunnen, Felsenburg und Tellenburg, beschrieben von Burgener, die bedeutendsten Burgen des Neuenburger Landes von Huguenin, Sulzberg im Kanton St. Gallen von Naef, Kyburg von H. Escher, einige waadtländische Burgen von Crousaz, Charmey im Kanton Freiburg von Kuenlin, Thierstein von Strohmeyer. Die dritte Lieferung: Frauenfeld von Mörikofer, waadtländische Burgen von Kuenlin, Murten von Engelhardt, wieder einige neuenburgische von Huguenin, Frohburg, Lipp rc. von Strohmeyer, Sendorf von Stadlin, Farnsburg von Lutz und Eppishausen von Pupikofer. Von mehreren dieser Burgen liegen gelungene Abbildungen bei.

3) Ein Tag in Basel. Ein Fremdenführer. Basel, 1840.

Ein kleines, aber empfehlenswerthes Buch. Es enthält in gedrängter Darstellung eine dennoch sehr genaue Beschreibung der Stadt Basel, aller ihrer statistischen Verhältnisse, Merkwürdigkeiten, Kunstschätze, alten Gebräuche, historischen Erinnerungen und Umgebungen, mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse eines Reisenden hinsichtlich der Posten, Wirthshäuser rc.

Wir machen Freunde der mittelalterlichen Kunst besonders auf die Nachweisungen aufmerksam, die sie hier finden werden. Basel hat oder hatte vor Kurzem noch sehr viel kirchliche und reichsstädtische Alterthümer, auch schöne Erinnerungen an die Kaiser. Die Trennung des Kantons hat Manches neu zum Vorschein gebracht, leider nur um es in der Welt zu zerstreuen. So befindet sich die berühmte goldene Tafel Kaiser Heinrichs II. jetzt in Paris zum Verkauf ausgestellt. Eine Stiftung der alten deutschen Kaiser und ein so seltenes deutsches Kunstwerk hätte man doch wohl mehr ehren sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. December 1840.

Sprachlehre.

Declamatorik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Vortragskunst. Von Ch. F. Falkmann. Hannover, Hahn, 1839.

Herr Falkmann ist sehr gründlich zu Werke gegangen, indem er zwei starke Bände mit Regeln des Vortrags angefüllt hat. Doch ist dies erklärlich, da er die Kanzelberedsamkeit und den Bühnenvortrag in seine Betrachtung zog; wie denn dies Buch nicht ein Schulbuch, sondern ein Lehrbuch für Erwachsene ist. Bei dieser großen Menge von Beobachtungen und Regeln wird man bange, daß sie das Gedächtniß nicht alle möchte festhalten können, und man muß die Natur loben, die hin und wieder unbewußt die Regeln befolgt.

Der Verfasser hat die am häufigsten vorkommenden Naturfehler oder Geschmacklosigkeiten des Vortrags scharfsinnig beobachtet und vermerkt. Viele sind nicht Fehler der Natur, sondern absichtlich und mit Vorliebe ausstudirt, weil die menschliche Thorheit überhaupt und die Mode insbesondre oft Häßliches für Schönes geben. Um zu zeigen, wie richtig der Verfasser auffaßt, theilen wir mit, was er über die „Tugenden und Fehler des Conversationsvortrags" sagt, ein Gegenstand, der Jedermann angeht. „Das erste Erforderniß des Conversationstons ist die Leichtigkeit. Die Betonung selbst muß im gewöhnlichen Gespräch schwächer gehalten werden, als in der eigentlichen Rede; denn es ist Grundsatz der feinen Sitte, alles Auffallende zu vermeiden. Die Leichtigkeit darf aber nicht zur Flüchtigkeit werden, wie es bei manchen Menschen der Fall ist, die, entweder aus Nachlässigkeit oder aus Affectation (weil sie es für vornehm halten) ihre Rede so schwach betont, so hastig, so verstümmelt hervorbringen, daß Niemand sie versteht. Das Gegentheil der Leichtigkeit ist Schwerfälligkeit, sie hängt gewöhnlich mit körperlicher Unbehülflichkeit eng zusammen. Ferner muß im Conversationstone Ruhe herrschen. Ihre Behauptung ist hier allerdings wohl schwerer, als in der zusammenhängenden Rede, und keine Eigenschaft kann so leicht erkünstelt erscheinen, als diese; aber keine bewahrt vor so vielen Fehlgriffen und erhält so gut die Würde, als diese. Sie ist ebenfalls ein wesentliches Stück des vornehmen Anstandes. Das Gegentheil der Ruhe ist Leidenschaftlichkeit, ihre Uebertreibung (wie sie den Engländern oft zugeschrieben wird) affectirte Kälte. Zu den beiden vorhergehenden Stücken gesellt sich der Anstand im Tone oder diejenige Art von Würde im Vortrage, die bloß durch die äußere Sitte bestimmt wird. Sie muß im Tone so gut als in Mienen und Geberden zu finden seyn. Diese Eigenschaft, zu weit getrieben, wird zur Geziertheit; wo sie fehlt, da ist Gemeinheit. Der wahrhaft feine Mann vermeidet diese beiden Extreme. Eine andere Vollkommenheit des Unterhaltungstones ist die Unbefangenheit. Sie zeigt an, daß bei dem Sprechenden kein Rückhalt irgend einer Art Statt finde, der etwa von dem Zuhörer beachtet werden müsse, und dieser fühlt sich selbst dadurch wieder frei und behaglich. Zu weit getriebene Unbefangenheit wird Rücksichtslosigkeit (Etourderie), bekanntlich die Quelle von unzähligen Verlegenheiten; zumal, wenn sie in Worten und Handlungen erscheint. Zu viele genommene Rücksichten bringen Gezwungtheit hervor, deren Ausdruck, bekanntlich, eine sonst liebenswürdige Individualität ganz zu entstellen vermag. Am wichtigsten sind aber diejenigen Modificationen, welche der Ton in der Conversation durch die Gemüthszustände erhält, die sich mehr unmittelbar auf den Zuhörer beziehen; denn während bei dem eigentlichen Redner der einzelne Zuhörer von diesen Dingen nur immer einen verhältnißmäßig kleinen Theil auf sich beziehen kann, muß er im Gespräch das Genommene als sich allein genommen und das Gegebene als sich allein gegeben betrachten. So ist denn also ganz besonders hier jene Anspruchlosigkeit von Werth, die wir bereits früher dem Redner im allgemeinen empfohlen haben, und eben

so die beiden Extreme, zwischen denen sie liegt, zu vermeiden, nämlich: Wegwerfung seiner selbst und Anmaßung; weil wenn jene ihn verächtlich macht, diese den Zuhörer zum Widerstande reizt. Auf der andern Seite müssen aber auch dann die Ansprüche des Gegenparts möglichst anerkannt werden, und dies geschieht zunächst durch Höflichkeit oder: diejenige Modification des Tones, mit welcher man die üblichen Begrüßungs-, Abschieds-, Danksagungs-, Entschuldigungs- ꝛc. Formeln spricht. Der mündliche Ausdruck ist hier von ganz besonderer Wichtigkeit, weil, da diese Phrasen an sich so bekannt und abgenutzt sind, Alles auf ihren Vortrag ankommt, und wir würden nicht endigen, wenn wir die verschiedenen Nuancen aufzählen wollten, welche der höfliche Ton durch Beimischung anderweitiger Ausdrucksarten erhält, wodurch z. B. eine gutmüthige, verlegene, spöttische, mürrische, nachlässige, pedantische, zärtliche, unbeholfene, ja eine grobe Höflichkeit entstehen kann. Dieser Ton ist übrigens nicht auf bestimmte Redensarten beschränkt, sondern er klingt in Allem wieder, was unmittelbar an den Zuhörer, den man ehren will, gerichtet ist. Eben so sehr der Beachtung werth für unsern Fall, aber auch eben so reich an Unterarten, sind die beiden Aeußersten, zwischen denen die Höflichkeit liegt, nämlich: die Unhöflichkeit und die übertriebene Höflichkeit; es liegen manche Stufen zwischen bloßer Nachlässigkeit und förmlicher Grobheit, so wie auf der andern Seite zwischen dem feinen Schmeicheln und dem plumpen Kriechen. Da die nächste Art, wie man Jemanden, mit dem man sich unterhält, seine Achtung zu erkennen geben kann, darin besteht, daß man ein gewisses Interesse an Dem, was er sagt, bezeugt; so wollen wir den Ausdruck davon Theilnahme nennen und ihn, sofern er diesen Zweck hat, zu den allgemeinen Vollkommenheiten des Conversationstones rechnen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Ausdruck zuweilen zwangsweise hervorgebracht werden muß — denn welche uninteressanten Dinge werden von manchen Menschen nicht vorgebracht! — allein dennoch kann man dies keine Verstellung nennen, da es einen Theil der Höflichkeit ausmacht und von keinem Vernünftigen für etwas Weiteres genommen wird. Es würde wenigstens in manchen Fällen für Unhöflichkeit, wo nicht gar für Undankbarkeit und Unfreundlichkeit gelten, wenn man da Gleichgültigkeit zeigte, wo der Gegner Theilnahme beweiset. Freilich ist auf der andern Seite eine gewisse Hitzigkeit zu vermeiden, in welche die Theilnahme gewisser Personen ausartet, und welche Denjenigen, dem sie bezeugt wird, oft wahrhaft ängstigt. Was aber, endlich, den Charakter des Conversirenden krönt, insofern derselbe aus dem Tone seiner Rede hervorleuchtet, das ist jene gegen Alle und Jeden bewiesene Milde, die wir zur Erinnerung an ihren Wahlspruch (Homo sum, humani nihil etc.) mit dem Namen der Humanität bezeichnen wollen. Diese, das göttliche Abzeichen unsers Geschlechts, darf nie und nirgends dem Menschen fehlen, sobald er sich gegen Jemand äußert, der in irgend einer Beziehung unter ihm steht. Sollte er sich auch Mühe geben müssen, diesen Ton nicht zu verlieren, diesen Ausdruck anzunehmen: so wird schon dies eine heilsame Uebung für den innern Menschen seyn, und das Zeichen wird, mit Gott! allmählig das Bezeichnete herbeiführen. Es hüte sich aber der rasche, kräftige Mann vor dem einen Abwege, der Härte, und der sanfte, gutmüthige vor dem andern, der Weichlichkeit; denn zwischen beiden mitteninne liegt unsere Tugend. — Dies wären denn ungefähr einige der Hauptzüge des Charakters, welchen jeder Conversirende beim Gesprächsvortrage mit Erfolg anzunehmen sich bestreben wird."

Kunstgeschichte.

Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit (1429—1840), von Heinrich Bolzenthal. Mit 30 Kupfern. Berlin, Heymann, 1840. 8.

Man hat den Medaillen bisher hauptsächlich einen historischen oder ikonologischen Werth beigelegt, sofern sie als Denkmünzen Zeugniß ablegen für interessante Ereignisse der Geschichte oder treue Bildnisse berühmter Personen enthalten. Herr Bolzenthal will nun auch den bisher weniger beachteten Kunstwerth der Medaillen als Schaumünzen hervorgehoben wissen, indem er die Medaillenarbeit überhaupt als einen Zweig der Plastik betrachtet, wie sie sich denn auch, andern schönen Künsten analog, selbstständig zu großer Wissenschaft entwickelt hat, im Rokokostyl wieder entartet und nachmals in unserer Zeit in besserm Geschmack verjüngt worden ist. Mit Ausschluß der historischen Beziehungen, ohne Rücksicht auf den Gegenstand der Darstellungen, skizzirt nun der Verfasser eine Geschichte der Medaillenarbeit, die sich nur mit der Form der Darstellungen und mit dem Werth der Arbeit befaßt.

Er hätte vielleicht noch andeuten dürfen, daß die Medaillen auch noch aus einem dritten Gesichtspunkt betrachtet werden können, nämlich aus dem poetischen. Sie enthalten sehr häufig, gleich den Gemmen und symbolischen Münzen der Alten, Symbole, Allegorien, Attribute, Fabelbilder, Gleichnisse, epigrammatische Gedanken im Bild ausgedrückt ꝛc., die einen rein poetischen Werth oder Unwerth haben. Viele Medaillen enthalten einen schönen Sinn, tiefe Gedanken, schlagende

Wahrheiten, beißenden Spott, glücklichen Witz rc., andere allegorische Pedantereien, grobe Schmeicheleien, schwulstige Witzeleien rc.

Das Wort Medaille kommt her von Metallum, medaglio, also blos vom Material. Die Medaille war ursprünglich nicht bloß eine gleichsam ausgezeichnete und veredelte Münze, sondern scheint auch aus dem in Metall ausgeführten Miniaturportrait hervorgegangen zu seyn, dessen Rückseite sich von selbst zu Inschriften und dergleichen darbot. Man begann zuerst Medaillen zu verfertigen in Italien und im 15ten Jahrhundert (die erste Spur geht bis ins Ende des 14ten zurück) in dem Lande und zu der Zeit, in welcher die Erinnerungen an die alte Welt zum erstenmal wieder lebendig wurden, in der man zum erstenmal wieder mit Begierde die alten Klassiker las und sich an den Ueberresten der alten Kunst erfreute. Man fand auch antike Medaillen und ahmte sie nach. Zuerst wurden die Medaillen nur gegossen, dann verfertigte man sie in getriebener Arbeit, endlich schnitt man sie in Stahl und prägte sie. Ausnahmsweise wurden sie auch niellirt, d. h. in Gold oder Silber wurden die Figuren eingegraben und mit einer schwarzen Masse ausgefüllt, und emaillirt, d. h. mit bunten Farben ausgelegt, auch die Ränder mit Filigranarbeiten verziert. Diese reiche Verzierung und beziehungsweise Annäherung der Medaillenarbeit an die Malerei erklärt sich aus der Sitte, die Medaillen zur Schau zu tragen. Im 16ten Jahrhundert trug man sie in Italien an den Hüten, wie Schnallen und Kokarden; außerdem überall an schweren goldenen Ketten auf der Brust. Sie vertraten die Stelle der Orden.

Nachdem der Verfasser die verschiedenen Arbeitsarten auseinandergesetzt, geht er zur Geschichte der Kunst über und verzeichnet von Marco Sesto (1390) an bis auf die heutige Zeit alle bekannten, durch ihre Werke ausgezeichneten Medaillenarbeiter in Italien, Deutschland, Frankreich, England rc., und theilt über ihr Leben und über ihre künstlerische Leistungen mit, so viel sich darüber hat ermitteln lassen. Nicht selten finden wir unter diesen Medaillenarbeitern Künstler hohen Ranges, wie Albrecht Dürer, Benvenuto Cellini. Ihre Menge ist sehr groß, und der Fleiß, mit dem Herr Bolzenthal die zerstreuten Nachrichten über sie gesammelt hat, bewunderungswürdig. Die Kunstgeschichte hat durch ihn eine sehr bedeutende Erweiterung erhalten.

Neben dem Geschick der technischen Behandlung hätte vielleicht auch dem Geschmack in der Erfindung einige Aufmerksamkeit geschenkt werden sollen. Es kommt darauf in der That etwas an, da manche treffliche Arbeit, z. B. aus dem siècle de Louis XIV., durch die geschmacklose Erfindung verliert. Im Allgemeinen gilt, daß in der Reformationszeit eine einfache Erfindung mit kräftiger Charakteristik im Portrait vorherrscht, wogegen im genannten Jahrhundert Ludwigs XIV. mehr allegorische Spitzfindigkeiten und reichere Compositionen sich geltend machten. In der neueren Zeit aber ist man zum Antiken zurückgekehrt und strebt dem Gemmenartigen weit mehr nach, als es die älteren Italiener gethan haben. Oft sehr glücklich, aber nicht immer. Die antike Form will keineswegs immer zu dem modernen Gegenstande passen, den die Medaillen bezeichnen sollen, und wird insbesondre mit allegorischen Gestalten zu viel Luxus getrieben.

Geschichte.

Historisch-geographischer Handatlas von K. v. Spruner. Zweite Lieferung, 2te Abtheilung. Dritte Lieferung. Gotha, Perthes, 1840. Quer Folio.

Mit Bezugnahme auf unsere Anzeige der früheren Lieferungen (Literaturblatt 1837 Nr. 43. 1839 Nr. 26) empfehlen wir dieses schöne Werk abermals allen Geschichtsfreunden. Es ist mit der größten Liebe und unsäglichem Fleiß ausgeführt, daher auch die Lieferungen nicht rasch auf einander folgen können. Die neueren Forschungen über Grenzen und Grundbesitz der älteren Zeiten sind bei der Arbeit so viel als möglich zu Grunde gelegt worden, wobei denn freilich Vollständigkeit und strengste Genauigkeit in allen Einzelnheiten bei den dermaligen Hülfsmitteln und bei der ungeheuern Mannigfaltigkeit und dem häufigen Wechsel des Besitzes noch nicht erwartet werden konnte. Genug, daß diese Arbeit an Genauigkeit alle früheren übertrifft, die Orientirung zugleich erleichtert und verschärft, und als ein nicht zu entbehrender Handatlas für alle Liebhaber der ältern und mittlern Geschichte und besonders auch für Schulen höchst willkommen seyn muß.

Die 16te Karte zeigt uns die Herzogthümer Sachsen, Niederlothringen, Thüringen, Osterland und Hessen, wie sie im Mittelalter eingetheilt waren. Die 17te stellt die Eintheilung von ganz Deutschland in der Periode von Rudolph von Habsburg bis auf Maximilian I. dar; die 18te wieder Deutschland in der folgenden Periode bis zur Reformation; die 19te dasselbe zur Zeit des 30jährigen Kriegs und mit den neuen Arrondissements des Westphälischen Friedens; die 20ste dasselbe bis zur französischen Revolution; die 21ste dasselbe nach der Eintheilung unter Napoleon und zugleich nach der jetzigen. So weit die zweite Lieferung. Die dritte beginnt mit dem 23sten Blatt. Das 22ste ist ausgelassen, soll Polen und Preußen enthalten und später nachgeliefert werden. Die 23ste Karte stellt Frankreich dar zur Zeit der Merovinger; die 24ste dasselbe bis zu Ende des 12ten Jahrhunderts; die 25ste bis 1461; die 26ste bis 1610;

die 27ste bis zur Revolution; die 28ste das Kaiserreich Napoleons; die 29ste die alte Eintheilung Frankreichs nach den Kirchensprengeln.

Die frühern Lieferungen enthielten die allgemeinen Uebersichtskarten der alten Welt, des römischen, des großen deutschen Reichs und der Umgestaltung von ganz Europa, dann in speziellen Karten zuerst Italien nach seinen Grenzen und Eintheilungen in den verschiedenen Jahrhunderten; dann eben so Deutschland.

Die vierte Lieferung wird zu England übergehen.

Wo es sich thun ließ, sind auf den großen Karten kleine Nebenkärtchen angebracht, die einzelne besonders wichtige Gegenden oder Stadtpläne enthalten.

Die Karten von Deutschland kann man nicht ohne Wohlgefallen betrachten, besonders die aus den Zeiten der Reformation und des Westphälischen Friedens. Hier ist der oft gebrauchte Scherz von der Harlekinsjacke des deutschen Kaisers buchstäblich wahr geworden. Fast ganz Deutschland sah damals aus wie heute doch Gott sey Dank nur noch etwa Thüringen aussieht; Fleck an Fleck gesetzt, ein politisches Gemüse von kleinen Souverainetäten aufgeschüttet, das Linsengericht, um das wir unsere Erstgeburt verkauft und das noch obendrein großentheils von Andern verzehrt wurde. Man braucht nur die damalige Karte von Deutschland anzusehen, um sich alle die Thorheit und Schande, all das jammervolle Unglück zu erklären, das über Deutschland gekommen ist und dessen Folge wir auch jetzt noch immer empfinden. Denn auch noch jetzt ist Deutschland zerrissen und ganze große Stücke deutschen Landes gehören noch Fremden zu.

Schriften über Blindenanstalten.

1) Die großherzoglich badische Erziehungs- und Bildungsanstalt für junge Blinde, vom Vorstand der Anstalt, Franz Müller. Freiburg im Breisgau, Wangler, 1839.

Nach einer allgemeinen Einleitung über Geschichte und Methode des Blindenunterrichts beschreibt der Verfasser die Anstalt zu Freiburg im Breisgau, der er seit zehn Jahren vorsteht, macht alle Zöglinge derselben namhaft, entwickelt die Fortschritte und Leistungen derselben, die der Anstalt sehr zum Verdienst gereichen, berichtet über das Oekonomische und stattet den edeln Wohlthätern des Instituts den wärmsten Dank ab. — Ein guter Beitrag zur Geschichte des Blindenwesens in Deutschland und hoffentlich zur Nachfolge aufmunternd, da zwar schon hin und wieder viel für die Unglücklichen geschehen ist, die des Lichts beraubt sind, es aber doch noch in vielen Gegenden an einer durchgreifenden Maßregel und Fürsorge in dieser Beziehung fehlt.

2) Der Blinde. Episches Gedicht. Von demselben. Leipzig, J. J. Weber, 1839.

Eine Idylle und zugleich, wenn man will, ein Heldengedicht. Der Held desselben ist nämlich ein blinder Waisenknabe, und das feindliche Schicksal, mit dem er ringt und das er glücklich überwindet, ist seine Blindheit. Die Waffe, womit er siegt, sind der Geist und die Seele in ihrer Ausbildung. Das Gedicht soll mithin zugleich den Triumph des Blindenunterrichts verkünden und den armen Blinden, die auf dieselbe Weise mit dem Schicksal kämpfen müssen, zum Trost gereichen und zur Nachahmung auffordern. Sofern sich aber hier alles in einem Familienkreise bewegt und über dem ganzen Gedicht ein Geist der Milde und Ruhe schwebt, gehört es zu den Idyllen und ist in Herametern, wie die Vossische Louise und Hermann und Dorothea geschrieben.

Taschenbuch auf 1841.

Immergrün.

Wien, bei Haas. Als Titelbild die Morgenländerin nach Amerling in Stahl gestochen, ein recht reizendes und gut ausgeführtes Bildchen. Dazu noch sechs Kupferstiche nach berühmten Meistern, ein altes Weib nach G. Dow, das Portrait Glucks, die Hagar des P. von Cortona ꝛc. Der poetische Inhalt besteht theils aus Novellen, theils aus lyrischen Dichtungen. Novellen: das Kroatenmädchen von Krebs, Schilderungen aus dem letzten großen Kriege mit Napoleon; der Goldschacht, eine Bergmannsnovelle von Storch; der Aar vor Tunis, von Bernd von Gusek, Scenen aus dem Leben des berüchtigten Heiraddin Barbarossa und Guttenbergs Tod von Dingelstedt. Auch unter den Gedichten beziehen sich mehrere auf Guttenberg und die Erfindung des Drucks. Viele der geachtetsten österreichischen Dichter haben Beiträge geliefert: Frankl, Seidl, Lenau, Vogl, Ritter von Leitner ꝛc.

Biographie.

Jean Paul Friedrich Richter. Von J. Funk. Schleusingen, Glaser, 1839.

Herr Funk hat Jean Paul gekannt und geliebt, und theilt hier mit, was er mit ihm erlebt, in offener und freundlicher Weise. Zum Beweise aber, daß er nicht bloß den Menschen, sondern auch den Dichter in ihm verehrt, gibt er am Schluß auch noch eine Charakteristik Jean Paul's nach seinen Werken. Es ist schon viel, vielleicht zu viel über Jean Paul geschrieben worden; indeß wird dieser Band immer noch den zahlreichen Freunden des Dichters willkommen seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. December 1840.

Biographien.

1) Des Sergeanten J. G. Fäßler Militärschicksale und Reise nach Griechenland, Aegypten und dem gelobten Lande. Von ihm selbst erzählt. St. Gallen. Bern, Huber u. Comp., 1840.

Die deutsche Literatur besitzt seit dem von Goethe eingeführten „Feldjäger" schon mehrere Denkwürdigkeiten von Unteroffizieren und gemeinen Soldaten. Die vorliegende ist eine der ausgezeichnetsten, interessant nicht bloß durch die Mannichfaltigkeit der dargestellten Schicksale und abenteuerlichen Reisen, wie durch die Naivetät der Darstellung selbst, sondern auch hauptsächlich als Beitrag zur Sittengeschichte, indem uns darin das Leben und Treiben der gemeinen Soldaten, ihr Verhältniß zu den Offizieren und zum Bürger und Bauer anschaulicher gemacht wird, als irgend sonstwo.

Fäßler hatte das Glück noch im alten Lande der Romantik geboren zu seyn und deswegen bleibt ihm ein poetischer Zug durchs ganze Leben treu. Am Fuß der Alpen unfern von Bregenz das Licht der Welt erblickend und armer katholischer Eltern Kind lernte er in seiner Jugend weder lesen noch schreiben. Früh verwaist, durch eine böse Stiefmutter gänzlich verwahrlost, kam er zu einem Schuster in die Lehre, sollte dann k. k. Soldat werden, lief aber davon, als er das erste Mal Spießruthen laufen sah und ließ sich lieber bei einem Schweizerregiment in Napoleons Dienst anwerben, im Jahr 1813. Dieses Factum ist psychologisch nicht uninteressant. In Landau sah er die Ueberreste der großen Armee aus Rußland zurückkommen. Darauf zog sein Regiment nach den Niederlanden, und von da nach Wesel, welche Festung es vertheidigen half bis zum Friedensschluß. Fäßler beschreibt, wie übel die Garnison in der Umgegend gehaust, wie viel Raub sie in die Stadt geschleppt habe. Er selbst wurde bei Ausfällen verwundet und rühmt sich, einmal als Schildwacht einen nächtlichen Ueberfall der Preußen und Russen verhindert zu haben. Nach dem ersten Pariser Frieden capitulirte die Besatzung und Fäßler trat mit dem Schweizerregiment sofort in die Dienste Ludwigs XVIII. Napoleon kam zurück. Das Regiment wurde von Arras, wo es lag, auf Wagen nach Paris geschickt, kam aber schon zu spät. Alles schrie bereits vive l'empereur! Die Schweizer blieben ihrem Eide und der weißen Fahne treu, wurden gehöhnt und heimgeschickt. Von der Schweiz aus machte dann das Regiment den eidgenössischen Einfall in Frankreich als Feind mit, trat aber bald darauf von Neuem in französische Dienste. Fäßler, der in Zürich eine Liebschaft angeknüpft hatte, schwankte, ob er ins bürgerliche Leben zurückkehren sollte oder nicht. Die militärische Verführung siegte. Er blieb Soldat und übernahm, nachdem er erst das A B C hatte kennen lernen müssen, das mühselige Amt eines Unteroffiziers, Feldwebels, Exerzirmeisters ꝛc., erwarb sich die Liebe der Soldaten, gerieth aber oft mit andern Unteroffizieren und Sergeanten, so wie mit den Offizieren in Conflikt. Wie der Soldatenhumor die Strenge des Gesetzes, und der auf Erfahrung beruhende Verstand und Stolz der Unteroffiziere die Hofmeisterei und das trop régner der Offiziere zu neutralisiren weiß, ist hier sehr anschaulich gemacht. Die Subordination bei den Schweizeregimentern ist traditionell und sehr streng, aber eben so traditionell ist eine gewisse freisinnige Munterkeit des Soldaten und eine Cameradschaft selbst zwischen Offizieren und Gemeinen im Gegensatz gegen die Welschen, in deren Lande sie dienen. Sie halten nicht bloß als Corps, sie halten auch als Nation zusammen. Wie nun das Naiv-Menschliche und Ländlich-Sittliche mit der eisernen Consequenz des Dienstes contrastirt und dieselbe, ohne der Autorität etwas zu vergeben, doch mildert, das wird hier in einer Reihe von Bildern aus dem Casernen-, Wachstuben-, Spital-, Arrest- und Marschleben in dramatischer Lebendigkeit dargestellt. Alle möglichen, in allen Armeen wiederkehrenden Offiziercharaktere, den schwachen Greis, den

diplomatisirenden unpopulären General, den derb militärischen, durch Heldengestalt und tiefen Baß imponirenden, sehr populären, den heißgrätigen, schwarzgalligten Offizier, den lustigen, der gern durch die Finger sieht, den eigennützigen, der die Truppe bestiehlt, den Pedanten, den jungen Lieutenant, der alles besser wissen will, als die alten Feldwebel 2c., alle diese portraitirt der Verfasser, und eben so die nicht minder stereotypen Charaktere der Unteroffiziere und Gemeinen, vom versemachenden Corporal bis zum stockdummen Rüpel von Rekruten, vom braven Feldwebel, der den eben so braven Obersten an der Hand, durch seine Tapferkeit und Erfahrung das fac totum der Compagnie und selbst Respectsperson für die Offiziere ist, bis zum lüderlichen Fechtmeister und Trunkenbold 2c.

Das Schweizerregiment unter Oberst Bleuler, bei dem sich Fäßler als Sergeant befand, wurde während der Restauration überall in Frankreich umhergeschickt, um Unruhen zu dämpfen. Schweizer als Ausländer leisteten dabei bessere Dienste als die französischen Regimenter selbst. In der Nähe von Lyon sollte das Regiment in seiner Caserne in die Luft gesprengt werden, es wurde aber noch frühe genug entdeckt und verhindert. Von hier kam das Regiment nach Toulon, später zum Cordon an die spanische Grenze, dann wieder nordwärts in die Bretagne, wo es zu Nantes das unruhige Volk mit Bajonetten bezähmen mußte. Mittlerweile war der Einmarsch einer französischen Armee in Spanien beschlossen worden, um Ferdinand VII. aus der Vormundschaft der Cortes zu befreien, und auch Bleulers Regiment zog nach Spanien ab und lag eine Zeitlang in Madrid. Fäßler schildert den widrigen Eindruck, den es ihm gemacht habe, wenn er bei den Hinrichtungen der Liberalen habe den Wachtdienst verrichten und zusehen müssen, wie der Henker am Schluß, auf die Schultern des Gehenkten springend, geschrien habe: es lebe der König. Als das Regiment nach Frankreich zurückgekehrt war, übernahm Fäßler die Rekrutentransporte und reiste beständig hin und her, endlich auch die Werbung in der Schweiz selbst.

Nun brach aber die Julirevolution aus. Alle Schweizerregimenter wurden aus dem französischen Dienst entlassen. Fäßler mußte wieder Schuster werden und da ihm das nicht mehr behagte, als Commissionär mit Lithographien herumziehen, wurde aber von seinem Prinzipal hintergangen und kam in die größte Geldnoth. Da ließ er sich bei den städtischen Truppen in Basel anwerben, als eben Stadt und Landschaft im heftigsten Kampfe lagen, und machte den berüchtigten Zug nach Pratteln mit. Als alter Unteroffizier von diesem kleinen Feldzug urtheilend gibt er dem Oberst Fischer allein alle Schuld der unverantwortlichen Niederlage. Die Folge derselben war die Entlassung der städtischen Söldner. Fäßler ging nach Belfort und erwarb sich einen kümmerlichen Unterhalt, indem er an den Festungswerken arbeiten half.

Da er einmal nach Basel zurückgegangen war, warb ihn ein Offizier für den griechischen Dienst. Er ging sofort nach München und von da über Triest zur See nach Griechenland, 1834. Kaum in Morea gelandet, mußten die Truppen mit den empörten Palikaren von Maraboni und Petraboni blutige Kämpfe bestehen, erlitten bedeutenden Verlust und wurden überdies von Seuchen heimgesucht. Auch Fäßler wurde krank und blieb es lange. Schon dem Tode nahe that er als guter Katholik das Gelübde, wenn ihm Gott das Leben erhalte, eine Wallfahrt zum h. Grabe zu machen. Er wurde hergestellt und als Invalide entlassen. Das Gemälde, das er von Griechenland und den dortigen Verhältnissen entwirft, ist nicht erfreulich. Auch das Soldatenleben, das er hier fand, erscheint gewissermaßen als das Zerrbild des früher von ihm geschilderten. Er fand bei Kameraden und Vorgesetzten viel weniger gute Laune und Rücksicht, viel mehr allgemeinen Unmuth, der dann im Einzelnen mehr Härte und Egoismus hervorrief. Doch erheiterten ihn in seinem Elend auch viele Züge von Großmuth, edler Menschlichkeit und treuer Freundschaft.

Um sein Gelübde zu erfüllen, beschloß Fäßler, zur See nach Aegypten und von da nach Jerusalem zu gehn, und obgleich seine Mittel zu einer so weiten Reise nicht hinreichten, fand er doch bei den europäischen Consuln, an die er sich überall unterwegs wandte, großmüthige Unterstützung. In Alexandria allein brachte er 600 Piaster zusammen, und konnte also ein Kameel miethen und in Begleitung eines schönen polnischen Offiziers, der sich Alexandria nannte, die Reise durch die Wüste unternehmen. Dieser stolze Pole benahm sich anfangs gegen den einfachen deutschen Invaliden nicht zum besten, wollte ihn über die Achseln ansehen, ihn commandiren, ließ ihn sogar einmal, als er zu Fuß mitten in der Wüste etwas hinter den Kameelen zurückgeblieben war, im Stich und Fäßler entging, indem er sich verirrte, kaum dem Tode; allmählich aber gewann der vielerfahrene und brave Deutsche, der auch die Araber viel besser zu behandeln wußte, dem Polen Achtung ab, sie wurden vertraut, und der Deutsche durch die Erzählung des Polen, der als Flüchtling eine schöne Frau und seine Güter hatte zurücklassen müssen, innig gerührt. Sie trennten sich mit schwerem Herzen. Der Pole suchte Dienste bei der syrischen Armee. Fäßler aber ging nach Jerusalem und löste sein Gelübde, brachte eine Nacht am h. Grabe zu und verrichtete alles, was den Pilgern obliegt. Später fand er den Polen wieder, dem seine Hoffnung fehlgeschlagen war. Fäßler fand die arabischen

Truppen, indem er sie mit den Augen eines alten Sergeanten musterte, bereits so vortrefflich eingeübt, daß er sein Erstaunen darüber äußert. Er reiste nun wieder mit dem Polen zurück über St. Jean d'Acre, Bairut, Rhodus. In Said zog ihn ein guter alter Pascha zur Tafel und beschenkte ihn. Ueberhaupt fand unser Reisender überall im Morgenlande Sicherheit und freundliche Theilnahme. In Scio verließ er den Polen zum letzten Mal und blieb mit seinem treuen Hündchen, das er aus Griechenland mitgenommen und das ihn den weiten Weg begleitet hatte, wieder allein. Seine letzte Seefahrt um Morea und Sicilien herum war stürmisch. Er landete in der Nähe von Livorno, ging nach Florenz und Rom, wo er als Pilger wieder einige Unterstützung fand, dann nach Loretto, Ancona, Bologna. Hier fand er Schweizersoldaten, die ihn, da er abermals erkrankt war, in ihre Caserne aufnahmen. Endlich kam er glücklich über die Alpen zurück in die Schweiz, als er früher schon als Heimathloser vom Kanton St. Gallen adoptirt worden war. Seitdem nun verdient er sein Brod mit Arbeit und hat in Nebenstunden die vorliegende Schilderung seiner Schicksale niedergeschrieben.

Wir empfehlen dieselbe; sie ist ungewöhnlich ansprechend geschrieben.

2) Abdelkader oder drei Jahre eines Deutschen unter den Mauren. Von Joh. Carl Berndt. Berlin, Nicolai, 1840.

Eine nicht weniger interessante Erzählung. Der Verfasser wurde 1833 wegen Realinjurien von der Universität Halle excludirt, sah keine sehr glänzende Laufbahn vor sich, wenn er im Vaterlande blieb, ging nach Frankreich, ließ sich bei der Fremdenlegion anwerben und kam nach Algier. Wie dort die großentheils aus Deutschen bestehende Fremdenlegion behandelt wurde, schildert er mit wenig Worten. Der Deutsche mußte überall die Arbeit, Mühe und Gefahr übernehmen, den Franzosen aber die Ehre lassen (wie weiland die Rheinbundstruppen unter Napoleon). Der Verfasser hatte das Vergnügen, als gemeiner Soldat im Schweiß seines Angesichts an einem Lager graben zu helfen, dessen Ausführung den Deutschen überlassen war, nachdem ein französisches Regiment den Grund gelegt und seinen Namen pomphaft auf einen Granit hatte eingraben lassen. Bald darauf wurde der Verfasser von den Arabern gefangen, und als er nach fünf Jahren nach Algier zurückkehrte, war die ganze Fremdenlegion schon aufgerieben, theils in Afrika, theils in Spanien, wo man sie hingeschickt und überall ins erste Feuer gestellt hatte. Inzwischen war bereits eine zweite Fremdenlegion, worunter wieder eine Menge Deutsche, glücklich angeworben worden. Es ist doch bedauerlich, daß Deutsche den Franzosen solche Helotendienste thun.

Herr Berndt wurde vor Algier von Arabern aufgegriffen und in die Gebirge nach Midia geschleppt, wo er als Stallknecht dienen mußte, übrigens aber gut behandelt wurde. Hier fand er einen Württemberger, Namens Geiger, einen katholischen Theologen, der in Tübingen studirt hatte und von der Fremdenlegion absichtlich desertirt war, jetzt aber nach Marocco ging, um dort sein Glück zu machen. Nach fünf Monaten entfloh Berndt in arabischer Kleidung, und kam zunächst nach Miliana, wo er zwei deutsche Knaben fand, die den in der Nähe von Algier angesiedelten Colonisten geraubt worden waren. Sie wurden sehr liebreich behandelt. Von hier wendete sich Berndt an Abdelkader, der ihn als Dolmetscher in seinen Dienst nahm und dem er die aufgefangenen Briefe der Franzosen vorlesen mußte. Sein Urtheil über den jungen Helden der Araber ist so günstig, als man erwarten kann, nachdem ihm schon so viel Lob selbst von seinen Feinden gezollt worden ist. Herr Berndt selbst hatte bei einem Fluchtversuch Gelegenheit, die Milde und Großmuth Abdelkaders kennen zu lernen. Seine Sitten schildert er als musterhaft rein und einfach. Er hat, im Widerspruch mit den Sitten orientalischer Machthaber, nur eine Frau. Hier lernte Berndt wieder einen deutschen Landsmann kennen, Franz Geistinger aus Bayern, der von den Arabern gefangen, von Abdelkader aber zum Offizier gemacht worden war. Als solcher benutzte Geistinger eine Gelegenheit zu entfliehen und kehrte zu den Franzosen zurück, aber General Dumichel ließ ihn verhaften und an Abdelkader ausliefern, um diesem ein Compliment zu machen, und weil der unglückliche Flüchtling ja kein Franzose, sondern — nur ein Deutscher war. Abdelkader war großmüthiger und Geistinger blieb nach wie vor in seinen Diensten. Unter diesen Umständen war bei unsern deutschen Landsleuten die Zärtlichkeit für die Franzosen nicht groß und Berndt nahm keinen Anstand, unter den Truppen Abdelkaders mit gegen die Franzosen zu fechten, wobei er verwundet wurde. Nun folgt in seiner Erzählung eine artige Idylle. Er wurde krank und verlassen von einem ehrlichen Araber in seiner Hütte aufgenommen und zur Gartenarbeit benützt, wobei er Gelegenheit fand, auch die ländlichen Schönen dieses Volksstammes kennen zu lernen und sogar ein zärtliches Verhältniß zwischen ihm und einer jungen Araberin angeknüpft wurde. Dabei erzählt er viel Interessantes von den Sitten der Araber. Er wurde aber aus dieser ländlichen Einsamkeit wieder herausgerissen, indem Truppen Abdelkaders durchzogen, die ihn kannten und wieder mitnahmen. Er diente nun noch eine Zeitlang als Offizier unter ihnen, während Geistinger und ein Zimmermann,

Georg Haffner aus Berlin, für Abdelkader eine Pulvermühle anlegten. Inzwischen wurde mit Frankreich vorläufig Frieden geschlossen, und die Gefangenen wurden wechselseitig ausgeliefert, aber die Franzosen nahmen dabei auf die Deutschen so wenig Rücksicht, daß selbst vier deutsche Frauen und Mädchen, die aus der Colonie geraubt worden waren, nicht reclamirt wurden. Berndt machte sich nun selbst auf den Weg und kam glücklich nach Algier, um von da nach Hause zurückzukehren. Allein obgleich die Fremdenlegion, unter der er Dienste genommen, längst nach Spanien geschickt und untergegangen war, so zwang man ihn doch jetzt, nochmals unter der neuerrichteten Legion zu dienen und erst nach einem Jahre gelang es ihm loszukommen. So ist er denn erst im vorigen Jahre nach Deutschland zurückgekehrt.

Im Anhang theilt er ein Verzeichniß der gangbarsten arabischen Wörter in Form eines kleinen Lexikons mit.

3) Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien von August Jäger. Leipzig, Fritzsche, 1840.

Herr August Jäger, der schon „die Deutschen in Paris, die Deutschen in London ꝛc." geschrieben, ist nicht zu verwechseln mit Herrn Carl Jäger, der, ebenfalls in Algier dienend, dem Fürsten von Pückler-Muskau gefolgt ist.

Der Verfasser diente bei der Fremdenlegion, die bekanntlich größtentheils aus Deutschen bestand, aus dem Auswurf aller, zumal unsrer Nation. Sein Urtheil über die eben so große Tapferkeit als sittliche Verworfenheit dieses Corps stimmt mit allen andern Aussagen überein. „Ein hübsches Corps diese Fremden- oder Höllenlegion, la légion à étrangler! Himmlischer Vater, was für Menschenkinder hast du erschaffen? Deine Gnade und Güte muß sehr groß seyn, sonst hättest du die Mehrzahl jener Legion durch Blitz und Sündfluth vernichten müssen. Doch alle Menschen sind Sünder und mangeln des Ruhms, etwas mehr oder weniger thut endlich nicht soviel zur Sache. Der Zudrang zur Legion, besonders von schlechten, zerlumpten, dem Trunke, der Desertion, dem Streite und allen Lastern ergebenen Subjekten, war so groß, daß das französische Gouvernement bald inne ward, daß dieses Corps im Falle eines mit Deutschland ausbrechenden Krieges von gar keinem Nutzen, sondern nur von Nachtheil seyn würde und dasselbe nie als Stamm eines deutschen Heeres oder einer größern deutschen Legion in Betracht gezogen werden dürfte, und da sich überdem die Aussichten zu einem europäischen Kriege immer mehr verloren, so ward die Legion für Afrika bestimmt. Den bessern und gebildeteren Individuen, die sich unter derselben befanden und die nicht gar zu zerlumpt waren, wurde es gestattet, eine eigene Compagnie mit selbst zu erwählenden Offizieren zu bilden, die s. g. Studentencompagnie, deren erster Chef der berühmte, in Paris privatisirende Schriftsteller Adalbert von Bornstädt wurde, der nach seiner Aussage aus dem ältesten Adel Deutschlands stammt, früher Offizier und Adjudant in Preußen war und bald nachdem er Chef der Studenten-Compagnie geworden, mit der Casse derselben durchging und seine Anvertrauten und Untergebenen im Stiche ließ. Die Compagnie ward innerer und äußerer Streitigkeiten halber, letztere mit den andern Legionären, mit den Oberoffizieren und selbst mit dem Kriegsministerium, bald aufgelöst und die frühern Mitglieder theils als Sergeanten, theils als Corporäle und theils auch als Gemeine in die große légion étrangère versetzt." Doch im Kampfe sowohl in Algier, als in Spanien, war dieses Corps immer voran und schon die erste Fremdenlegion — ungerechnet die zweite, die später gebildet wurde — büßte von 18000 Mann 15000 ein, so daß höchstens 3000, und unter diesen ein großer Theil Krüppel übrig blieben.

Herr Jäger schildert seine Schicksale in der Fremdenlegion, und entwirft überdies ein Gemälde von Algier, seiner Umgebungen, der Bevölkerung, ihrer Sitten, der Franzosen, ihrer Verwaltung ꝛc.

Erbauungs-Literatur.

Jesus Christus. Tagebuch eines Gläubigen. Von Gottfried Gentzel. Zwei Bände. Berlin, Plahn, 1839.

Dieses Tagebuch eines Gläubigen erinnert nicht nur durch seinen Titel, sondern auch durch die poetische Prosa seiner Sprache an die Worte eines Gläubigen von de Lamennais, obgleich seine Tendenz eine ganz andere, eine sehr fromme, friedliche und conservative ist. Die Darstellung erhebt sich oft zu hohem poetischen Schwunge, sinkt aber dann wieder in den gewöhnlichen belehrenden Kanzelstyl hinab. Das Buch würde mehr Eindruck machen, wenn es den poetischen Geist mehr in Bildern und Gedanken concentrirte und weniger sprachselig wäre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. December 1840.

Philosophie.

1) Die Idee der Gottheit. Ein Versuch den Theismus spekulativ zu begründen. Von Dr. Carl Phil. Fischer, Prof. der Philosophie an der Universität Tübingen. Stuttgart, S. G. Liesching, 1839.

Die Idee der Gottheit ist es, um die sich der Kampf der neueren Philosophie bewegt. Bekanntlich sind die Jünger Hegel's in dieser Beziehung selbst unter sich nicht einig. Ein Theil findet im System des Meisters nur den immanenten Weltgeist (der aber nicht zugleich überweltlich wäre), Andere interpretiren den allein genügenden Gottesbegriff dennoch aus jenem heraus. Deßhalb suchten einige neuere Forscher, deren Repräsentant der jüngere Fichte ist, über Hegel hinauszugehen. Schon Schelling hatte durch das Prinzip des Willens und der freien Persönlichkeit in seinen philosophischen Untersuchungen über die Freiheit eine neue Epoche gegründet; und auch jene jüngeren Philosophen erkennen die Idee der Freiheit und der Persönlichkeit als den Mittelpunkt einer objektiven Philosophie, was ihnen auch von Seite einiger Hegelianer den Vorwurf des Neu-Schellingianismus zugezogen hat. An sie schließt sich auch Herr Fischer. Er suchte den Standpunkt Hegels schon in seiner Schrift: „Die Freiheit des menschlichen Willens" zu überwinden, noch mehr in seiner „Metaphysik." Doch hat er in der neusten Schrift die Fortbildung des Pantheismus zum Theismus noch wahrer und wissenschaftlicher nachzuweisen versucht.

Das Bedürfniß einer spekulativen Erkenntniß Gottes wird auch in der Theologie immer mehr erkannt. Herr Fischer spricht sich in der Einleitung, die ausführlich seinen Standpunkt angibt, also darüber aus: „Die Verwerfung der wissenschaftlichen Erforschung der Wahrheit hat entweder im Egoismus oder im Vorurtheil ihren Grund, die Religion sey nur Sache des Herzens oder des praktischen Willens, auf keine Weise aber des Geistes und des theoretischen Lebens. Allein dieses Vorurtheil hat entweder die gänzliche Entleerung alles objektiven Glaubensinhalts oder aber den Rückfall in einen unlebendigen und geistlosen Form- und Buchstabenglauben zur Folge. Soll die Einseitigkeit einer geistlosen Religiosität und die Zwietracht eines gläubigen Gemüths und eines dem Glauben widersprechenden Denkens überwunden werden, so kann dies nur durch ein eben so sehr den Forderungen der Wissenschaft, wie den Bedürfnissen des Gemüths entsprechendes Erkennen geschehen." — Der Glaube hat selbst seine theoretische Seite, sofern er ein Innewerden oder ein inneres Erfahren der Wahrheit ist, und er kann mithin nur gewinnen, wenn sein Inhalt in der dem Begriff des wissenden Geistes entsprechenden wissenschaftlichen Form erkannt wird. Mag dieses Erkennen entweder als spekulatives Denken von den Ideen der Religion ausgehen und zum religiös-philosophischen System sich entwickeln oder als biblische Theologie nach der Grundlage der heiligen Schrift ein dogmatisches System bilden; darin, daß sie wissenschaftlich sind, sind beide Erkenntnißweisen eins, und da die philosophische Wahrheit keine andere seyn kann, als die theologische, so müssen beide im Wesentlichen zusammenstimmen. Wenn auch die sich selbst überlassene natürliche Vernunft unfähig ist, die religiöse Wahrheit zu erkennen, so ist die durch das Christenthum erleuchtete Vernunft der Geist eines wiedergeborenen Herzens, welcher denselben Inhalt denkend erkennt, den dieses fühlend und vorstellend inne wird oder erfaßt. Die den Inhalt des Glaubens ausdrückende Erkenntniß bleibt hier nicht in der Unmittelbarkeit des Gefühls und der Vorstellung stehen, sondern geht zur Vermittlung des Denkens fort. Je mehr die Theologie die Vernünftigkeit des göttlich geoffenbarten Inhalts erweist, desto mehr befriedigt sie den denkenden Geist; die Religionsphilosophie auf der andern Seite erweist, daß das System

der aus der Idee der Religion zu entwickelnden spekulativen Theologie im Wesentlichen mit der dogmatischen Theologie zusammentrifft.

Schon der Gründer der deutschen Philosophie, Leibnitz, hat so das Verhältniß der spekulativen Theologie zur dogmatischen bestimmt, indem er im Gegensatz zu denen, welche nur ein irreligiöses Wissen und einen vernunftlosen Glauben statuiren, aufs Innigste von der Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben überzeugt war. In den Geist seiner Philosophie geht die neuste spekulative Forschung ein, welche den Pantheismus zu überwinden bemüht ist, wie Leibnitz den Spinozismus seiner Zeit bekämpfte.

„Daß die Substanz Gottes und der Welt," fährt Hr. F. fort, „Eine und Dieselbe ist, und daß deßhalb Gott als sich wissende geistige Substanz der in seiner Wahrheit gedachte Weltgeist, die selbstbewußten Individuen aber nicht in sich gegründete und geschlossene Subjekte und mithin ewige Geister, sondern accidenzielle und mithin verschwindende Gestaltungen der Einen und allgemeinen Substanz seyen, das behauptet der Hegelsche Pantheismus eben so sehr, wie der spinozistische, wenn gleich in jenem die subjektive, in diesem die substanzielle Fassung des Absoluten vorwiegt. — So lange das Wesen Gottes und der Welt identisch gedacht wird, kann die Persönlichkeit Gottes, die absolute Einheit seines innern Wesens, Willens und Geistes nicht begriffen werden."

Der erste kritische Theil der Schrift stellt die stufenweise Entwicklung der Idee der Gottheit durch die Bildungsmomente des Pantheismus dar. Mit Recht wird vom Begriff der absoluten Einheit ausgegangen, als einem der Vernunft wesentlichen Gedanken. Die Kritik geht von der niedrigsten Stufe des spekulativen Gottes- und Weltbewußtseyns und von der unbestimmten Form, in welcher das Absolute gedacht werden kann, aus und erweist den nothwendigen Stufengang, durch welchen sich das Wissen zu dem die absolute Idee in ihrer Wahrheit und Totalität erkennenden Begriffe erhebt. Nach der Bezeichnung, daß diejenige Denkweise, nach welcher das Absolute nur als das Prinzip oder die Einheit der Welt gedacht wird, Pantheismus sey, werden alle Formen, in welchen das Absolute nicht eben so sehr theistisch als selbstbewußtes Prinzip oder als an und für sich seyende Einheit seiner innern Bestimmungen (Eigenschaften) gedacht wird, als pantheistische Denkweisen betrachtet. Es werden demnach einer Kritik unterworfen: 1) der abstrakte Pantheismus der Eleaten („Eines ist und Alles ist nur das Seyn des Einen!"); 2) der substanzielle Pantheismus des Spinoza („das Grundwesen existirt nicht an sich selbst, sondern nur in den Attributen der Ausdehnung und des Denkens; es ist demnach, als die abstrakte Identität derselben, die eben so unlebendige, wie ungeistige und mithin schlechthin unreale Indifferenz des Seyns und Bewußtseyns); 3) der realistische Pantheismus (Gott ist die Urkraft, das sich in der Welt selbst verwirklichende Lebensprinzip; „ist das Verhältniß des Endlichen oder der Welt zu dem Unendlichen oder zu Gott auf dem Standpunkt des substanziellen Pantheismus das der zeitlosen Immanenz und Dependenz, so folgt dagegen aus dem Begriff der realistisch gedachten Ursache der Welt oder der Urkraft, daß sie sich in dem wirklichen Werden der Welt von Stufe zu Stufe verwirklicht." Als Repräsentanten dieses Standpunktes werden die mit Recht sogenannten Naturphilosophen Oken und Kieser, beziehungsweise auch Schleichermacher betrachtet, während Schelling und nach ihm Baader, Steffens, Görres, Schubert u. A. eben so sehr Geistes- wie Naturphilosophen seyen. Der Realismus wird auf diesem Standpunkt nicht überwunden und der Geist nicht in seiner Freiheit und Wahrheit erkannt); endlich 4) der idealistische Pantheismus. Das Absolute ist ideelle oder geistige Einheit des Reellen und Ideellen; „Gott ist der an und für sich seyende Geist der Natur und des Geistes;" das Absolute kann in keiner höhern Form, als in der des absoluten Geistes gedacht werden; der idealistische Pantheismus würde durch die tiefere Bestimmung seiner Idee in den Theismus übergehen, aber er hat den Realismus nicht vollkommen überwunden und sich nur formell, nicht wahrhaft vom realistischen Pantheismus befreit. Treffend, wie dem Referenten scheint, entwickelt Hr. F. den Formalismus und die „Begriffs-Apotheose" der Hegelschen Philosophie, in welcher Gott nur Weltgeist ist. Hegel bestimmt zwar die Gottheit als „an und für sich seyende Einheit der Natur und des Geistes;" aber diese Definition, so wahr sie an sich ist, ist in seinem System nur formell, indem nach seiner Philosophie Gott an sich abstrakt unendliches Wesen ist, welches nur durch die Welt der Natur und des menschlichen Geistes sich verwirklicht und weiß, und mithin an und für sich so wenig existirt, daß er der Welt, deren allgemeiner Geist er ist, zu seiner Verwirklichung bedarf.

Der zweite Theil enthält die innere Begründung der Idee der Gottheit und ihre Vermittlung durch die Idee der Welt in den theistischen Beweisen. Zum ontologischen Beweise des Daseyns Gottes, welcher die Realität und Wahrheit der Idee Gottes aus der Vernunft selbst ableitet und sie durch die innere Nothwendigkeit des Denkens erweist, wird bemerkt, daß nicht die Vernunft, wie Kant meine, sich in einem ewigen Widerspruche mit sich selbst befinde, indem sie die Idee Gottes nothwendig denke, und doch an der Realität dieses wesentlichen Gedankens zweifeln müsse, da ihm

keine sinnliche Erfahrung entspreche. Nur das sinnliche Bewußtseyn ist es, welches an der Realität der Idee Gottes zweifelt. Die Vernunft fragt nicht, ob ein Absolutes existirt, sondern in welcher Form es existirt, ob als Grundwesen, als Urkraft oder als Urgeist? Gegen den Pantheismus wird bemerkt, daß er hinter der Idee des absoluten Geistes dadurch zurückbleibe, daß er das Absolute nur als objektive, selbstlose Totalität der Geister und mithin nur als allgemeinen Geist denke. Da dieser als die objektive Einheit oder Totalität der einzelnen Geister, nur in dieser existirt, so ist weder sein Seyn, noch sein Bewußtseyn ein an sich selbst unendliches oder absolutes.

Sofort wird der kosmologische und der physikotheologische Beweis entwickelt und auch hier darauf gedrungen, daß die absolute Weltursache als freier, intelligenter Urgeist oder als wissendes und wollendes Ursubjekt gedacht werden müsse, und daß das harmonische und zweckmäßige Daseyn und Wirken der Natur nur durch einen freien, selbstbewußten Urwillen und durch eine ewige Intelligenz zu begreifen sey, welche sich in dem Leben der Natur als sich selbst entwickelndem Ganzen objektiv oder äußerlich offenbart. — Den Schlußpunkt bildet der moralische Beweis, die subjektive Begründung der Idee Gottes durch Analyse des religiösen Selbst- und Weltbewußtseyns, wodurch wir die absolute Persönlichkeit als Urwesen, Urwille und Urgeist, oder in ihrer Beziehung zur Welt als Schöpfer, als Erlöser und als Vollender (Heiliger und Erleuchter) der Welt erkennen.

So wird die Idee Gottes durch die theistischen Beweise begründet. Der dritte systematische Theil nun exponirt den erkannten Begriff der absoluten Persönlichkeit nach seinen innern Momenten. Diese immanente Entwicklung geht aus von der Idee Gottes an und für sich, oder der innern Selbstbestimmung Gottes: erste Abtheilung, welche die Trinitätslehre spekulativ zu begründen sucht. Die zweite Abtheilung entwickelt die Idee Gottes in ihrer Beziehung zur Idee der Welt oder die äußere Selbstoffenbarung Gottes. Hier bemüht sich Herr Fischer, den wichtigen Satz zu beweisen: „Da Gott die Welt ewig will und ewig weiß, so ist sie in seinem wesentlichen Wollen und wahren Wissen ewig begründet und mithin ewig möglich. Aber als freier Schöpfer der Welt verwirklicht er die ewige Möglichkeit der Dinge und Individuen durch sein reales Wollen successiv, d. h. zeitlich.“ Der Ref. hat hier und im Folgenden einige Bedenken, die er hier jedoch nicht alle näher ausführen kann. Nur über des Herrn Verfassers Ansicht vom Bösen in seinem Verhältniß zur Erlösung, wo einige Unklarheit vorzuherrschen scheint, erlaubt sich Ref. einige Bemerkungen. Herr Fischer stellt im dritten Abschnitt dieser Abtheilung folgenden Hauptsatz auf: „Da die Einheit und Wahrheit des Geistes durch die Ueberwindung des Widerspruchs sich verwirklicht und offenbart, so hat Gott das Böse nicht als solches, sondern als das durch seine sittliche Weltordnung und Erlösung aufzuhebende und aufgehobene Moment, und mithin als negatives Verwirklichungsmittel seiner Gerechtigkeit und Güte gewollt.“ — Also doch gewollt? Doch Herr Fischer fährt fort: „Die Ursache des Bösen aber ist nicht das göttliche, sondern der der göttlichen Thätigkeit widersprechende menschliche Wille, der sich durch sein eigenes Widerstreben die göttliche Thätigkeit zu seinem Gerichte verkehrt.“ — In der Ausführung dieses letztern Satzes nun wird gesagt: „Daß die wesentlichen Gegensätze der Entwicklung und Bildung des Geistes zu negativen, disharmonischen Gegensätzen, und mithin zu Widersprüchen werden, dies ist aus dem Mißbrauche der subjektiven Freiheit oder aus der Bethätigung des dem göttlichen Willen widersprechenden menschlichen Willens zu erklären.“ „Damit die Menschheit durch ihren freien selbstbewußten Willen sich mit Gott vereinigen und mithin ihre wesentliche Freiheit zur subjektiven und geistigen Freiheit verwirklichen konnte, mußte er ihr die Möglichkeit oder Fähigkeit ertheilen, von ihm abzufallen. Denn die Ueberwindung des, wenn auch nicht wirklichen, so doch möglichen Widerspruchs (der Versuchung) ist die Bedingung der positiven Selbstentscheidung des Willens. Gott mußte mithin die negative Selbstentscheidung des menschlichen Willens, und ihre Folge, die Sünde, zulassen, wenn er der Schöpfer von freien Wesen werden wollte.“ — Wohl! den „Mißbrauch der subjektiven Freiheit“ kann Gott allerdings nicht gewollt haben! Also der Mensch ist die Ursache des Bösen und das Wollen Gottes, von dem oben die Rede ist, hieße nur so viel: er hat, als Schöpfer von freien Wesen das Böse möglich gemacht? — Doch wir werden wieder irre, wenn es weiter heißt: „Aber dieses Zulassen ist nicht als ein passives Geschehenlassen zu denken, welches dem Begriffe des absoluten Willens oder Geistes widerspricht. Das Zulassen der Sünde ist vielmehr als ein teleologisches Wollen zu bestimmen, wenn es in den Weltplan Gottes gehören soll. Sonach hat Gott das Böse nicht als solches, sondern um des Zweckes der sittlichen Weltordnung und Erlösung willen gewollt, die es als aufzuhebendes und aufgehobenes Moment und mithin als negatives Verwirklichungsmittel seiner Gerechtigkeit und Liebe vermittelt. Daß durch diese relative bedingte Nothwendigkeit des Bösen die Freiheit des menschlichen Willens nicht aufgehoben wird, folgt daraus, daß der Eigenwille des Menschen selbst das verursachende Prinzip des Bösen ist.“ — Demnach wäre zwar der Mensch, als freies Subjekt, selbst an seinem Bösen Schuld, aber das Böse überhaupt (nicht nur die Möglichkeit desselben) wollte

Gott, damit die Erlösung seyn könnte? Denn der Mensch hätte ja auch nicht sündigen können, wo dann auch die Erlösung, die doch einen höheren Zustand herbeiführte, nicht hätte seyn können. — Doch auch dies gibt unser Verfasser wieder nicht zu, indem er fortfährt: „Selbst der sich durch positive harmonische Gegensätze entwickelnden Menschheit konnte Gott seine beseelende Liebe dadurch erweisen, daß er sie durch die Thätigkeit seines Willens und Geistes zu höheren Stufen und zur Vollendung ihres Lebens und Willens erhoben hätte. Es ist also ein Irrthum, wenn man die Sünde, sey es auch als aufzuhebendes und aufgehobenes Moment, für die schlechthin nothwendige Bedingung der geistigen Entwicklung und Vollendung hält, da doch nur die Möglichkeit des Bösen (die Versuchung), nicht aber die Wirklichkeit des Bösen (die Sünde) die freie Selbstentscheidung des Willens vermittelt, der sich desto vollkommener zu dem seine Idee verwirklichenden und wissenden Geiste befreit, je siegreicher er das Böse als ein wirklich werdendes und mithin vor seinem Wirklichwerden als reine Versuchung überwindet." — Wie stimmt nun aber hiezu wieder das unmittelbar Folgende? „Da nun aber die Einheit überhaupt nur am Gegensatze sich verwirklicht und offenbar wird, so erhellt, daß das Bewußtseyn der Einheit tiefer und vermittelter sich bestimmt, wenn sie selbst im Verhältnisse zum negativen Gegensatze oder zum Widerspruche wirklich und offenbar wird. Nur im Verhältniß zum Uebel und zum Bösen, welches als Widerspruch oder als negatives Moment zu negiren oder aufzuheben ist, kann sich die erlösende Thätigkeit Gottes realisiren. Denn die Erlösung ist die durch die Aufhebung des Widerspruchs und mithin durch die Negation des Negativen vermittelte Befreiung des natürlichen selbstsüchtigen Menschen zum geistigen Menschen. Je größer und vielfacher nun die Widersprüche oder die Extreme der Entäußerung waren, in welche Gott die von ihm abgefallene Menschheit gerathen ließ, desto größer wurde ihre Erlösungsbedürftigkeit und desto tiefer und umfassender konnte sich mithin seine erlösende Thätigkeit beweisen. Erst durch Ueberwindung des Reichs der Natur und des selbstsüchtigen Willens kann sich das Reich der Freiheit und des Geistes in seiner weltverklärenden und welterleuchtenden Macht und Wahrheit verwirklichen und offenbaren." — Also ward doch durch die Sünde die Möglichkeit zu um so tieferer und umfassenderer Erweisung der weltverklärenden und welterleuchtenden Macht Gottes und demnach zu um so höherer Vervollkommnung der Menschheit gegeben? Ohne die Sünde im Zusammenhang mit der Erlösung wäre die Welt minder vollkommen geworden, und so müßten wir doch nothwendig wieder auf den Satz zurückkommen: Gott habe die Wirklichkeit der Sünde um der Erlösung willen gewollt? Es ist hier ein Schwanken unverkennbar bei Hrn. F. Wir müssen der Wahrheit fest ins Auge sehen, ohne vorgefaßte Ansichten und ohne vor Consequenzen zu erschrecken. Entweder kann nur durch Setzen und Aufheben des Bösen das Reich der Freiheit und des Geistes durchaus vollkommen verwirklicht werden; dann ist das Böse nothwendig zur vollkommenen Selbstoffenbarung Gottes und eben deßhalb hat Gott es wirklich gewollt. — Oder das Böse ist an sich dem Willen Gottes durchaus entgegen; die Sünde kann also, da Gott sich nicht widersprechen kann, auch nicht als Voraussetzung der Erlösung, als Mittel zur höhern Selbstoffenbarung Gottes nöthig seyn. In diesem Fall wäre ohne Sünde auch keine Erlösung nöthig gewesen und die durch die Sünde nun nöthig gewordene Erlösung kann die Menschheit auf keine höhere Stufe erheben, als ohne sie entweder gesetzt war oder doch zu erreichen gewesen wäre. Denn entweder stellte schon der erstерschaffene Mensch das Ideal der Menschheit dar und die Erlösung restituirt nur die ursprüngliche, durch die Sünde des freien Menschen verderbte Schöpfung; oder der erste Mensch war noch nicht das vollkommene Urbild der Menschheit, wo also — da Gott nichts Unvollkommenes wollen kann, ein weiteres Fortschreiten zur Vollendung nöthig wird. Dieses läßt sich auf zweierlei Weise denken: entweder der Mensch, wie er ist, hätte auf einem unendlichen Stufengange der Vervollkommnung vorschreiten und die Idee des Geistes in positiven harmonischen Gegensätzen selbst entwickeln können; oder die erste Schöpfung bedurfte zu ihrer Ergänzung und Vollendung einer weiteren Selbstoffenbarung Gottes, des Entstehens eines vollkommenen Urmenschen. In diesem letzteren Falle wäre Gott, auch wenn die Sünde nicht in die Welt gekommen wäre, doch Mensch geworden. Der Gottmensch wäre aber dann nicht Erlöser, sondern der wahrhafte Urmensch, der ideale Mittelpunkt der Menschheit, der Anfangspunkt einer höhern geistigen Welt, der Vermittler der vollkommenen Einheit zwischen Gott und der Menschheit. Auf jeden Fall aber müssen wir, wenn wir die Schöpfung nicht unvollkommen oder die Sünde nicht als nothwendig denken wollen, annehmen, auf diese Weise wären die göttlichen Zwecke eben so vollkommen erreicht worden, als unter Voraussetzung der Sünde durch die Erlösung. Dieses ist eigentlich auch die Ansicht Hrn. Fischers; aber weil er jene verschiedenen Möglichkeiten des Denkens nicht gehörig auseinander hielt, so kommt seine Darstellung zu keiner rechten Einheit.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. December 1840.

Philosophie.

1) Die Idee der Gottheit. Ein Versuch den Theismus spekulativ zu begründen. Von Dr. Carl Phil. Fischer, Prof. der Philosophie an der Universität Tübingen. Stuttgart, S. G. Liesching, 1839.

(Schluß.)

Das Böse kann sein Theismus nicht von Gott, sondern nur vom „Mißbrauch der subjektiven Freiheit," von „dem dem göttlichen Willen widersprechenden menschlichen Willen" ableiten lassen; also ist konsequent auch Sünde und Erlösung von der Sünde nicht nothwendig an sich im göttlichen Weltplan. Aber auch das menschliche Urbild läßt Herr Fischer im ersten Menschen noch nicht vollkommen erscheinen und sieht sich deshalb gedrungen, durch die Idee des Gottmenschen die Vollendung des Verhältnisses der Menschheit zur Gottheit zu vermitteln. So heißt es Einleitung Seite XXXI: „Sofern sich Gott als Schöpfer der relativen, der absoluten Idee des Geistes unangemessenen (aber nicht: widersprechenden) menschlichen Individuen ebenbildlich, in seinem eingebornen Sohne sich aber urbildlich, d. h. in der absoluten Wahrheit seines Willens offenbart, kann seine Menschwerdung als die Vollendung seines Verhältnisses zur Menschheit betrachtet werden" ꝛc. Ebenso heißt es Seite 111: „Die Menschwerdung Gottes ist die Vollendung seiner subjektiven Selbstoffenbarung." So erkennt Herr Fischer denn auch Seite 115: „Da die negative Selbstentscheidung der Menschheit nicht unbedingt nothwendig ist, da vielmehr die wesentliche Entwicklung der Idee des Geistes in positiven harmonischen, nicht aber in negativen disharmonischen Gegensätzen sich specificirt, so ist die Existenz des Gottmenschen als die Vollendung der göttlichen Selbstoffenbarung und des Stufengangs des kreatürlichen Geistes nicht nur und allein durch die Sünde bedingt, indem er selbst der sich durch eine ihrer Idee entsprechende und mithin moralisch gesunde oder sittliche Thätigkeit entwickelnden Menschheit der Mittler mit Gott und das sie beseelende Princip werden konnte." — Hatte Herr Fischer dies einmal erkannt, so hätte er auch daran festhalten und zu der Ueberzeugung hindurchdringen sollen, daß diese sich harmonisch entwickelnde Vermittlung der Menschheit mit der Gottheit eben so hohe Vollendung der göttlichen Selbstoffenbarung wäre, als die Erlösung unter Voraussetzung der Sünde.

Einen bedeutenden Beitrag zu Begründung einer theistischen Religionsphilosophie hat aber der Verf. auf jeden Fall geliefert und Ref. wollte seine Anerkennung des achtungswerthen Strebens Herrn Fischers durch eine verhältnißmäßig ausführliche Anzeige dieser schätzbaren Schrift an den Tag legen.

2) Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, dargestellt von J. A. Dorner, außerord. Prof. der Theologie an der Universität Tübingen (jetzt in Kiel). Stuttgart, S. G. Liesching, 1839.

Erfreulich, sagt das Vorwort, sey es, zu sehen, wie in dem langen Kampfe zwischen Christenthum und Vernunft allmählig immer allgemeiner und heller der Punkt zum Bewußtseyn komme, um den es sich vor Allem handle. Von gewisser Seite her wird behauptet, die innige Versöhnung der Theologie und Philosophie sey schon geschlossen, die Person Christi spekulativ konstruirt, während Andere die Unmöglichkeit eines Christus, der zugleich historisch und ideal wäre, ebenfalls für spekulativ dargelegt erklären. Der Verf. theilt nun zwar weder die eine, noch die andere Meinung, doch ist er auch nicht der Ansicht solcher Theologen, welche überhaupt das Unternehmen, die Person Christi wissenschaftlich zu verstehen,

für ein leeres und eitles Unterfangen der Vernunft ausgeben. Er achtet das Christenthum für das Vernünftige und nimmt auch eine durch des Christenthums Kraft steigende Entfaltung und Erstarkung der Vernunft an. Zur Versöhnung nun zwischen Vernunft und Christenthum ist eine solche kritische Entwicklungsgeschichte des Dogmas von der Person Christi, in dem alle Lebensfragen der Theologie und Philosophie zusammenlaufen, ein höchst wichtiger Beitrag. Die Grundidee ist: „Daß Christus weder bloß historische, noch bloß ideale und metaphysische Bedeutung zukomme, wohl aber das Eine und das Andere in seiner vollendeten Person absolut Eines sey, wodurch er das Haupt, die Menschheit aber nicht bloß eine Masse, sondern ein Organismus sey."

Die Idee des Gottmenschen ist Herrn Dorner eine Idee, zu welcher sich die Keime in allen Religionen finden. „Es wird immer Ideal des menschlichen Lebens bleiben, daß es göttlich-menschliches von göttlicher Kraft getragenes und influenzirtes sey, und — sobald das Denken sich auf dieses Verhältniß richtet, wird jenes heilige und in Gott selige Leben nie anders gedacht werden können, denn als Einheit des göttlichen und menschlichen Lebens." Ebenso umgekehrt muß, von Gott aus die Sache betrachtet, das Ideal der Herablassung und Offenbarung Gottes immer auf ein gottmenschliches Verhältniß hinführen. — Dennoch aber macht das Christenthum in ganz eigenthümlicher und einziger Weise auf die Idee des Gottmenschen Anspruch. Alle Religionen stehen zwar in wesentlicher Beziehung zum Christenthum, als negative und positive Vorbereitungen desselben; aber des Christenthums Grundidee ist etwas Neues und Ursprüngliches, das weder aus dem Heidenthum (dem orientalischen, wie occidentalischen), noch aus dem alten Hebraismus oder dem spätern Judenthum an und für sich erklärt werden kann, obschon in derselben dasjenige liegt, was beide von den verschiedensten Seiten her suchen und ahnen. Deshalb muß der Stifter unserer Religion durch das ihm eigenthümliche Selbstbewußtseyn und durch das Aussprechen desselben die Ursache gewesen seyn, daß die christliche Idee des Gottmenschen sowohl im menschlichen Bewußtseyn aufging, als auf ihn übergetragen wurde; aber die christliche Kirche hatte Anfangs die christliche Wahrheit noch nicht in entfalteter Weise in sich. Sie vermag noch nicht den Inhalt ihres Glaubens vollständig nach allen Theilen auszubreiten, sondern bleibt bei Aussagen stehen, wie sie das unmittelbare Bedürfniß verlangt. Sie trug die einzelnen Momente schon in sich, wenn sie auch nur allmählig dieselben bestimmt und bewußt hervorhebt. Es darf dies nicht auffallen: denn das Christenthum trat nicht auf in festgefaßten dogmatischen Formeln, sondern als geistige Kraft; die Lehre konsolidirte sich erst durch die Angriffe. Ein göttliches Leben war der Menschheit ins Herz gepflanzt und dem christlichen Geiste blieb es überlassen, sich darüber und über das Wesen des Stifters dieses Lebens genauer zu verständigen. „Die Entwicklung mußte, nachdem das Christenthum in die Mitte des Judenthums und Hellenismus hineingestellt war, den Gang nehmen, daß es bei dem Versuche der Verständigung über sich Analoges aus beiden zu Hülfe nahm; und so wenig sein Ursprung aus einem von beiden erklärbar ist, so kleidet sich doch das christliche Denken nothwendig zuerst in die vorgefundenen antiken Formen; aber nur versuchsweise. An das Judenthum schließt sich z. B. die Idee des Urpropheten und Urmenschen an in der ebjonitischen Richtung — an den Hellenismus die Logoslehre, welche in den ersten Jahrhunderten mehr die platonisch-alexandrinische, als die Johanneische Form hatte." Schon dies zeigt die Unbefangenheit und wissenschaftliche Besonnenheit des Verfassers. Den reichen interessanten Inhalt, der in verständlicher, öfters blühender Sprache gegeben ist, mag eine Uebersicht andeuten, die wir zusammendrängen, so weit dies nur möglich ist, ohne bloße Nomenklatur zu werden.

Die Geschichte des Dogmas theilt der Verf. in drei Perioden. Die erste nennt er: die Periode der Festsetzung der wesentlichen Elemente der Person Christi nach der göttlichen und menschlichen Seite. Das Christenthum machte sich als eine göttliche Thatsache, in der Person Jesu geschehen, geltend. Göttliches und Menschliches in innigster Verbindung sich zu denken, trieb das Christenthum an nach seinem Wesen, das nun zuerst im Allgemeinen ins Bewußtseyn zu treten hatte. Beides, Göttliches und Menschliches, will sich noch nicht recht ins Gleichgewicht setzen; es entsteht eine Christologie ohne Menschliches, oder ohne Göttliches. Durch den Gegensatz des Doketismus, der die menschliche Erscheinung Christi verflüchtigte, und des Ebjonismus, der starr an derselben festhielt, ward die Kirche wenigstens sich im Allgemeinen der Nothwendigkeit bewußt, in dem Erlöser das Göttliche und wahrhaft Menschliche zugleich zu denken. — Auf der Synode zu Nicäa (325) ward die Homousie des Sohnes (Wesensgleichheit mit dem Vater) und damit die wahrhafte vollkommene Gottheit der höhern Natur in Christo zum Bewußtseyn der Kirche gebracht. Ebenso ward der Kanon ausgesprochen, daß Christus, wenn er nicht alle Elemente menschlicher Natur an sich gehabt, uns auch nicht vollständig erlöst habe, und auf der Synode zu Konstantinopel (381) ward die vollständige Menschheit Christi kirchlich sanktionirt, obschon die Kirche bis jetzt noch nicht nachweisen konnte, wie in Christus auch die volle Wahrheit der menschlichen Natur zu denken sey neben der göttlichen, und die Zusammenfassung jener Elemente in der Persönlichkeit der menschlichen Natur unterblieb. — Daneben

gehen, was eine zweite Abtheilung dieser Periode auseinandersetzt, die Versuche parallel her, die Person Christi nach ihrer Ganzheit darzustellen, die unzergliederte Anschauung des Totalbildes von der lebendigen Person des Gottmenschen zu geben, welches viel großartiger ist, als dasjenige, was die Kirche bis jetzt noch in fester Begriffsform aussprechen kann. Die Väter der ersten Periode (Irenäus, Tertullian, Origenes, Athanasius u. A.) sprechen in großartigen Umrissen zusammenfassend das aus, was die Wissenschaft erst dialektisch zu entwickeln hatte.

Doch bei dieser unbefangenen Einheit des Göttlichen und Menschlichen konnte man nicht stehen bleiben, es mußte auch der Unterschied bekannt werden, welche Richtung von der antiochenischen Schule ausging. Dies geschieht in der zweiten Periode, welche die Zeit des einseitigen Hervorhebens der göttlichen oder der menschlichen Seite in der Person Christi ist, und in zwei Epochen zerfällt. Die erste sehr umfassende Epoche, die selbst wieder drei Abtheilungen hat, geht bis zur Reformation. Ihr allgemeiner Charakter ist die völlige Präponderanz der göttlichen Natur über die menschliche, welches Vorherrschen der göttlichen Objektivität über die menschliche Subjektivität in Christus als eine Nachwirkung der orientalischen Anschauungsweise betrachtet werden muß, deren Einseitigkeit zwar von dem Christenthume an sich, d. h. in der Person Christi, aber keineswegs für das Bewußtseyn schon aufgehoben waren. — Nun mußte aber auch das Menschliche in seine Rechte eintreten. — Was absolut über die Vernunft an sich zu seyn vorgibt, das muß ihr eben darum schon wider die Vernunft, unwahr seyn. Die zweite Epoche nun (die einseitige Hervorhebung des Menschlichen in Christus) geht von der Reformation bis zu Anfang des 19ten Jahrhunderts; der erste Abschnitt derselben bis zum Beginn der deutschen Philosophie mit Leibnitz, enthält die Reformation und die Mystik. Mit der Reformation trat die subjektive Richtung ein; es setzte sich die occidentalische Geistesrichtung der Freiheit und Subjektivität, übergetragen von den Hellenen auf den germanischen Stamm, fort. In der Dogmatik gelangte der anthropologische Theil zu seiner Ausbildung und auch die Christologie mußte von dem neuen Princip ergriffen und umgestaltet werden. Obschon die Reformatoren besonders die Lehre vom Glauben entwickelten, so konnte die in ihm sich vollziehende Einheit des Göttlichen doch nicht ohne Rückwirkung auf die Christologie bleiben. Die Vorzeichen einer neuen Form der Christologie treten besonders hervor in Luther, Andr. Osiander und Schwenkfeld; auch den erneuten neuplatonischen Pantheismus des Mich. Servede durchdringt nun im Gegensatz zum ältern das Princip der Subjektivität, und jener Pantheismus, der Reflexion anheimgefallen, wird zum Socinianismus. Auch in den deutschen Theosophen, die hierher gehören, sucht sich das Princip der Reformation eine selbstständige, spekulative Weltbetrachtung zu entwerfen. (Theophrastus Paracelsus, Val. Weigel, Jakob Böhm.) Allen Theosophen, unter denen Böhm die erste Stelle einnimmt, fehlt die dialektische Vermittlung ihrer reichen Ideen, obschon zwischen ihren Ideen ein innigerer Zusammenhang ist, als man Anfangs ahnt. Das neue Princip lebt in ihnen in der Weise der Anschauung oder Phantasie, nicht des Gedankens. Die Mystik mußte nothwendig, um sich zu begreifen, in Philosophie übergehen.

Auch die kirchliche Theologie ward nun von den Fortschritten der Philosophie abhängig, welche das protestantische, echt philosophische Princip der geistigen Freiheit vor Allem für sich nahm. Die neuere, vom subjektiven Princip getragenen Zeit enthält, trotz der Abwege in Hervorkehrung des Menschlichen an der Person Christi, bedeutenden Fortschritt in sich und führte eine tiefere Erkenntniß des Wesens menschlicher Natur herbei: „Der Gang der neueren, d. h. protestantischen Philosophie bezeichnet Schritt für Schritt die Stufen des zu sich selbst kommenden Geistes, und selbst die momentane Losreißung des Göttlichen vom Menschlichen in Christus, die alleinige Festhaltung des Letzteren mußte am Ende nur dazu dienen, mit dem abstrakten Begriff des Göttlichen auch den abstrakten Begriff des Menschlichen zu überwinden — ihre wesentliche Verbindung und Einheit zu erkennen und so eine wahre Christologie durch Aufhebung jener trennenden Scheidewand zweier entgegengesetzter Naturen vorzubereiten. Das Göttliche in Christus war als das nicht abstrakt Unendliche, sondern als dasjenige zu begreifen, was in der Menschwerdung die Negation und Endlichkeit in sich selbst aufnimmt, ohne dadurch sein Wesen zu verlieren: das Menschliche als das, welches erst im Göttlichen zu seiner Wahrheit kommt."

Die zweite Abtheilung (von Chr. Wolf bis Kant) entwickelt die Destruktion der Christologie durch die allein negative Seite der Befreiung des subjektiven Geistes zu sich selbst. Der dem innigen Leben der Reformationszeit entfremdete Geist wird der bloßen Verständigkeit hingegeben. (Aufklärerei. Nützlichkeitsprincip. Negativer verständiger Rationalismus. Angriffe auf den heiligen Charakter des Erlösers. Naturalismus und Unglaube.) Doch die Erniedrigung war auch hier für Christus der Weg zu höherer Verherrlichung. Der Geist ging in sich selbst und vertiefte sich in seinen eigenen Gründen. Ueber den Dünkel jener hohlen Verstandesaufklärung hielt die Kantische Philosophie Gericht, welche die dritte Abtheilung schildert. Durch die Appellation an das sittliche Gefühl deutscher Nation stürzte er den Eudämonismus, belebte er die geistig erlahmte Welt und die ideenlose Zeit ward wieder von der Macht der Idee ergriffen. Die Philosophie suchte sich wieder mit dem Christenthume zu vermitteln.

Doch ist diese Vermittlung noch sehr ungenügend. Kritik des praktischen Rationalismus; (Röhr, Wegscheider, denen Christus ein weiser, erhabener Mensch ist, groß in seiner Religion und Sittenlehre, seinen Schicksalen und Thaten, der ein moralisches Reich stiftete, zur Erleuchtung, Besserung und Beglückung der Menschheit. Christi Person ist völlig unwesentlich und zufällig für seine Lehre, welche allein das Wesentliche ist als die reine Vernunftreligion). Kant hat das Verdienst, eine Christologie, wenn auch von ferne vorbereitet zu haben, wie unsere Zeit sie nöthig hat. Hat es der alten Christologie vornämlich daran gefehlt, die Person Christi nach ihrer menschlichen Seite, nicht bloß von außen her kommend, sondern als verwandt dem Geschlecht zu erkennen (wodurch sie einen absolut-supranaturalen Charakter, etwas Abgerissenes und dem menschlichen Bewußtseyn Fremdartiges bekam), so hat Kant durch Aufbauung des anthropologischen Wegs und durch Hinabsteigen in die Tiefen menschlicher Natur in dieser etwas Gottverwandtes erkannt und an der Idee des Sittlichguten einen festen Halt und eine Art von Vermittlung mit dem Christenthum und der Christologie gefunden. — Aber auch dieser letzte Rest von einem objektiven, allgemein gültigen Boden mußte durch das Fortschreiten der nun sich selbst kritisirenden Vernunft erschüttert, subjektiv gemacht werden. Dies geschah durch Fichte und Jacobi. (Vierte Abtheilung.) Die tiefere Kritik des Geistes über sich selbst führte zugleich in eine tiefere Region, in die der Religion. Durch Jacobi ging, statt der verlorenen Objektivität des Sittengesetzes, in der Ahnung, in dem religiösen Gefühl eine höhere Objektivität, die Welt des Glaubens, auf. Der Geist vertiefte sich in sich selbst und ahnungsreiche Gefühle, das „unmittelbare Vernehmen des Göttlichen," traten an die Stelle der praktischen Vernunft und erfrischten ihr dürres Land. Diese ästhetische Weltansicht hat De Wette nach Fries'scher Philosophie auf die Theologie übergetragen, und sie hat auch Hase aufgenommen. (Kritik des ästhetischen Rationalismus.) Auch diese ästhetisch-religiöse Autarkie macht einen Erlöser entbehrlich, wie die moralische.

Eine besonders ausführliche Berücksichtigung nun finden von Seite 301—555 die Versuche der neuern Zeit, das Göttliche und Menschliche in Christus in gleicher Berechtigung und in wesentlicher Einheit zu betrachten.

Wenn die erste Seite der Einseitigkeit, welches bis zum Aufkommen der Subjektivität die herrschende war, eigentlich nur der göttlichen Natur, die das Ich, das Innerste und das Wesen des Gottmenschen konstituirte, Persönlichkeit zutheilte, womit von selbst gegeben war, daß die menschliche Natur nur als Accidens an jener konnte betrachtet werden, — wenn dagegen im weitern Verlauf der Geschichte ebenfalls einseitig das Menschliche als das Erste und Persönliche dargestellt ward und für Gott keine oder nur eine ungenügende Stelle übrig blieb (von welchen beiden Einseitigkeiten der Grund in der falschen Auffassung des Verhältnisses zwischen den Begriffen des Endlichen und Unendlichen, des Menschlichen und Göttlichen lag), — so konnte nun mit Bewußtseyn die höhere, das Wahre beider zusammenfassende Einheit gesucht werden.

Als Vorläufer der neuern Zeit werden betrachtet die Theosophen Hamann (der Magus aus Norden), Oetinger (der Magus aus Süden), der tiefsinnige Franz von Baader, und der geistreiche Dichter Novalis, letztere drei sämmtlich Verehrer von Jak. Böhm. In wissenschaftlicher Hinsicht wird als Uebergang von der alten in die neue Zeit Fichte auf seinem ersten und zweiten Standpunkt dargestellt, der in seinen beiden Formen die beiden bisherigen Einseitigkeiten rekapitulire und beweise, daß beide Elemente zusammengehören, zusammenstreben und als die höhere Einheit die volle Wahrheit darstellen. Dies erkannte Schelling. Seine Christologie wird nun sowohl nach seinem frühern als spätern Standpunkt kritisch dargestellt und bei ihm großartige Betrachtung des Universums, der Geschichte des menschlichen Geistes und der christlichen Religion, aber auch die Geschichte der Menschheit identificirt gefunden mit der Geschichte Gottes (des Weltgerichts), wo für den historischen Christus als ewiges Haupt der Menschheit und für die persönliche erlösende Wirksamkeit keine rechte Stelle bleibt.

Sofort wird die Christologie Hegel's und der Hegel'schen Schule (Marheineke, Rosenkranz, Göschel, Conradi) dargestellt. Das Resultat ist: daß das Hegel'sche System nach seiner ursprünglichen Form der Christologie noch keineswegs günstig sey und daher wenigstens der Ruhm der Consequenz in diesem Dogma der vorherrschend negativen Seite der Schule zufallen müsse; doch sey der Gegensatz zwischen Endlichem und Unendlichem im Princip überwunden und das System habe den Trieb in sich, zu wirklicher Vermittlung durchzudringen. Versuche innerhalb der Schule, eine Versöhnung des Systems mit sich selbst und mit dem Christenthum zu vermitteln. Jul. Schaller. — Göschel.

Zuletzt eine Darstellung und Kritik der Christologie Schleiermachers. Dieser geht nicht den spekulativen Weg, sondern von der Erfahrung eines gesteigerten Daseyns durch das Christenthum aus und sucht dann durch Reflexion auf diese christlichen Gemüthszustände ein möglichst anschauliches Bild dessen zu gewinnen, das allein zur Erklärung jenes höhern Daseyns ausreiche. — Die historische Wirklichkeit eines urbildlichen Christus scheint dem Verf. nicht befriedigend abgeleitet, Christus sey nur das vollendete Gottesbewußtseyn; über die objektive Beschaffenheit Christi könne von Schl. nur Unvollständiges gesagt werden; dennoch komme er jener höhern, urchristlichen Anschauung von Christus, als dem Haupte der Menschheit und der metaphysischen (nicht bloß ethischen) Bedeutung, die seiner Person zugeschrieben werden muß, nahe genug.

Herr Dorner schließt mit freudigen Hoffnungen seine inhaltsreiche, treffliche Schrift, die uns die Geschichte des menschlichen Geistes großartig auffassen lehrt, und an welcher wir Einzelnes, was dem Ref. weniger genügend schien, bei der Trefflichkeit und Fülle des Gegebenen nicht hervorheben wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Princeton University Library
32101 067472686

Digitized by Google